Jurende's

Mährischer Wanderer

für

1840.

Die

Buchdruckerei

des

Rudolph Rohrer's sel. Witwe,

Neufröhlicherthorzwinger, im Machek'schen Hause, Nro. 145,

empfiehlt sich, mit ganz neuen Schriften versehen, zur Ausführung einer jeden Art von Arbeit, sowohl im kompressen Satze, im Tapellenwesen, wie auch im Farbendrucke, und wird durch typographische Schönheit, schnelle Bedienung und Billigkeit des Preises sich das allgemeine Zutrauen zu erwerben bestreben.

In der

Lithographie des R. Rohrer's sel. Witwe

werden alle Arten Schrift- und Zeichnungsgegenstände, so wie auch alle in das Handlungsfach einschlagende Arbeiten, als: Tabellen, Adressen, Musterkarten, Wechsel, Rechnungen, Fracht-, Handlungs- und Lehrbriefe, Preis-Courants, Vignetten, Etiquetten, Visitkarten, Landkarten, Musikalien ꝛc. geschmackvoll und billig verfertigt.

Bei R. Rohrer's sel. Witwe, so wie bei L. W. Seidel in Brünn, ist zu haben:

Moravia.

Ein Blatt zur Unterhaltung, zur Kunde des Vaterlandes, des gesellschaftlichen und industriellen Fortschrittes.

Diese Zeitschrift erscheint in jeder Woche 2 Mal, nämlich Montag und Donnerstag, 1/2 Bogen stark.

Man pränumerirt in allen Buchhandlungen Mährens und Schlesiens, so wie in allen übrigen Buchhandlungen der österreichischen Monarchie
mit 4 fl. 24 kr. C. M. für einen ganzen Jahrgang,
— 2 fl. 24 kr. C. M. für einen halben Jahrgang,
dann im Comptoir der Buchdruckerei des Rudolph Rohrer's sel. Witwe in Brünn (Neufröhlicherthorzwinger, im Machek'schen Hause, Nro. 145), von wo aus das Blatt nach jedesmaligem Erscheinen jedem Pränumeranten in der Stadt Brünn und deren Vorstädten unentgeldlich in die Wohnung gebracht wird.

Die löbl. k. k. Postämter der österr. Monarchie nehmen zu 5 fl. 30 kr. C. M. ganzjährig und 2 fl. 45 kr. C. M. halbjährig (ohne Couvert) — und zu 6 fl. 18 kr. C. M. ganzjährig und 3 fl. 9 kr. C. M. halbjährig (mit Couvert) Pränumeration an.



Aufg. von F. X. Richter

ERÖFFNUNGSFAHRT

der priv. Kaiser Ferdinands-Nordbahn von Wien bis Brünn, am 7. Juli 1839.

Ankunft im Bahnhofe zu Brünn.

Gedruckt bei R. Rohrer's sel. Witwe

Jurende's

Mährischer Wanderer.

Geschäfts- und Unterhaltungsbuch

für alle Provinzen

des

österreichischen Kaiserstaates

1 8 4 0.



Allen Freunden der Kultur aus dem Lehr-, Wehr- und Nährstande,

vorzüglich

allen Natur- und Vaterlands-Freunden geweiht.

Als ein Versuch zur Verbesserung des Kalenderwesens

zuerst für das Jahr 1809 gegründet.

29. Jahrgang.

Vervollkommnen und Beglücken ist Eins. Für die große Familie wachen und sorgen, daß Keiner in Vervollkommnung zurückbleibe und jeder Bruder glücklich sei, ist der einzige Weg, der vom Menschen aufwärts führt zur Gottähnlichkeit. — Die Gedanken und Handlungen müssen Sonnenkinder sein aus Licht und Wärme, aus Recht und Liebe. Werke ohne Liebe bilden kein würdig Leben, wie Worte ohne Innigkeit kein Gebet. Die Erde aber ist ein Tempel Gottes, und Der betet am innigsten, dessen Gebet in Werken der Liebe besteht.

Mit einer Ansicht der Eröffnungsfahrt der Kaiser Ferdinands-Nordbahn von Wien bis Brünn, am 7. Juli 1839, und mit vielen andern xylographischen Abbildungen.

Brünn.

Im Selbstverlage der Herausgeber. — Gedruckt bei Rudolph Rohrer's sel. Witwe.

Mein Oesterreich!

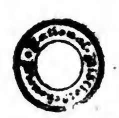
Mein Oesterreich! Mein Vaterland!
Ist's an der Scholle denn gelegen,
Dass deinem Sohn in schnell'ren Schlägen
Das Herz sich regt, wenn er dich ahnt? —
Ich denk', — es kommt von oben nieder,
Wie Gottes Frühlingssonnenlicht;
Ich denk', — es klingt von unten wieder, —
Woher und wie? — man weiss es nicht!

Mein Oesterreich! Mein Vaterland!
Verwachsen ist's in unser Leben,
Als erste Pflicht, als schönstes Streben,
Ein heilig unlösbares Band!
Ging dieser Trieb der Brust verloren,
Ist dieses Feuer abgekühlt,
So wird nichts Grosses mehr geboren,
So wird nichts Edles mehr gefühlt!

Mein Oesterreich! Mein Vaterland!
Du bist auch werth, dass, dich zu lieben,
Man sich mit Muth und Blut verschrieben:
Du trägst in dir des Glückes Pfand!
Der Fürstentugend milder Segen
Ruht, seit Jahrhunderten, auf dir!
Der Sonne blüht die Blum' entgegen:
Im Strahl der Milde blühen wir!

Mein Oesterreich! Mein Vaterland!
In sturmbewegter Tage Wogen
Hast du die Segel eingezogen,
Und dich bewahrt am sich'ren Strand!
Dir darf im Kampf der Zeit nicht bangen,
Die Eintracht ist dein Talisman!
Von rein'rem Aether mild umfangen
Verfolgst du ruhig deine Bahn!

Joh. Gabriel Seidel.



Uebersichts-Kalender a







Juli.

1	Mittw.		Theobald v. Vic.
2	Donnst.		Maria Heimsuchung
3	Freitag		Eulogius, Pat.
4	Samst.		Udalrikus
5	Sonnt.	4	Domitius
6	Mont.		Isaias, Pr. ☽
7	Dienst.		Wilibald
8	Mittw.		Kilian
9	Donnst.		Briccius
10	Freitag		Amalia, Fürstin
11	Samst.		Pius I., Papst
12	Sonnt.	5	Heinrich II., K.
13	Mont.		Margaretha
14	Dienst.		Bonaventura ○
15	Mittw.		Apostelthheilung
16	Donnst.		Skapulierfest
17	Freitag		Alerius, J.
18	Samst.		Friedrich, Bisch.
19	Sonnt.	6	Vincenz v. P.
20	Mont.		Elias, Prophet
21	Dienst.		Daniel, Pr.
22	Mittw.		Magdalena ♌ ☾
23	Donnst.		Liborius
24	Freitag		Christina
25	Samst.		Jakob major
26	Sonnt.	7	Anna
27	Mont.		Pantaleon
28	Dienst.		Innocenz ●
29	Mittw.		Martha
30	Donnst.		Abbon
31	Freitag		Ignaz v. Loj.

August.

1	Samst		Petri Kettenfeier
2	Sonnt	8	Portiunkula
3	Mont.		Stephan Rel. = Erf.
4	Dienst.		Dominik, Ordst.
5	Mittw.		Maria Schnee ☽
6	Donnst.		Verklärung Christi
7	Freitag		Kajetan
8	Samst.		Cyriak, Märt.
9	Sonnt.	9	Roman, Märt.
10	Mont.		Laurenz, Märt.
11	Dienst.		Susanna, Jgfr.
12	Mittw.		Klara, Ordensstift.
13	Donnst.		Hypolit, Märt. ○
14	Freitag		Athanasia ÷
15	Samst.		Maria Himmelf.
16	Sonnt.	10	Rochus
17	Mont.		Liberatus
18	Dienst.		Helena, Kaiserin
19	Mittw.		Ludwig Tol.
20	Donnst.		Stephan K. Bern. ☾
21	Freitag		Johanna Chant.
22	Samst.		Timotheus
23	Sonnt.	11	Philipp, Bisch. ♍
24	Mont.		Barthol. m. Ap.
25	Dienst.		Ludwig, König
26	Mittw.		Samuel
27	Donnst.		Joseph Kal. ●
28	Freitag		Augustin
29	Samst.		Johann Enthaupt.
30	Sonnt	12	Schutzengelfest
31	Mont		Raimund

September.

1	Dienst.		Aegidius, Eins.
2	Mittw.		Wilhelm v. R.
3	Donnst		Mansuet, Bisch.
4	Freitag		Rosalia
5	Samst.		Viktorin, Bisch.
6	Sonnt.	13	Zacharias, Proph.
7	Mont.		Regina
8	Diens.		Maria Geburt
9	Mittw.		Seraphine
10	Donnst.		Nikolaus v. Tol.
11	Freitag		Aemilian ○
12	Samst.		Tobias
13	Sonnt	14	Namen Mariä
14	Mont.		Kreuz Erhöhung
15	Dienst.		Nikodemus, Pr.
16	Mittw.		Ludmilla, Quat.
17	Donnst.		Lambert
18	Freitag		Thom. v. V. ☾ †
19	Samst.		Januar ÷
20	Sonnt	15	Eustach
21	Mont.		Matthäus, Ev.
22	Dienst.		Mauritius
23	Mittw.		Thekla, Märt. ♎
24	Donnst.		Gerard, Bisch.
25	Freitag		Kleophas ●
26	Samst.		Cyprian, Märt.
27	Sonnt	16	Kosmas u. Damian
28	Mont.		Wenzeslaus
29	Dienst.		Michael, Erzeng.
30	Mittw.		Hieronymus

uf das Schalt-Jahr 1840.



Oktober.

1	Donnst.	Remigius
2	Freitag	Leodegar
3	Samst.	Candidus ☽
4	Sonnt.	17 Rosenkranzfest
5	Mont.	Placidus
6	Dienst.	Bruno, Ordst.
7	Mittw.	Justina v. P.
8	Donnst.	Brigitta, Pr.
9	Freitag	Dionys, Bisch.
10	Samst.	Franz Borg.
11	Sonnt.	18 Nikasius ○
12	Mont.	Maximilian, Bisch.
13	Dienst.	Koloman
14	Mittw.	Kalixtus
15	Donnst.	Hedwig. Theresia
16	Freitag	Gallus, Abt
17	Samst.	Hedwig
18	Sonnt.	19 Kirchweihfest ☾
19	Mont.	Ferdinand, König
20	Dienst.	Felician
21	Mittw.	Ursula
22	Donnst.	Kordula
23	Freitag	Johann Capistr. ♏
24	Samst.	Raphael
25	Sonnt.	20 Crispin, Märt. ●
26	Mont.	Evarist
27	Dienst.	Sabina, Märt.
28	Mittw.	Simon und Jud.
29	Donnst.	Zenobius
30	Freitag	German v. Cap.
31	Samst.	Wolfgang †



November.

1	Sonnt.	21 Aller Heiligen
2	Mont.	Aller Seelen ☽
3	Dienst.	Hubert
4	Mittw.	Karl Borromäus
5	Donnst.	Emerich
6	Freitag	Leonhard, Bisch.
7	Samst.	Engelbert
8	Sonnt.	22 Gottfried
9	Mont.	Theodor, Märt. ○
10	Dienst.	Andreas Avel.
11	Mittw.	Martin, Bisch.
12	Donnst.	Martin, Papst
13	Freitag	Stanislaus
14	Samst.	Jukundus
15	Sonnt.	23 Leopold, Markgr.
16	Mont.	Edmund, Erzb. ☾
17	Dienst.	Gregor v. C.
18	Mittw.	Eugen v. C.
19	Donnst.	Elisabeth
20	Freitag	Felix v. Val.
21	Samst.	Maria Opferung
22	Sonnt.	24 Letzt. Snt. n. Pf. ♐
23	Mont.	Clemens v. P.
24	Dienst.	Johann v. Kr. ●
25	Mittw.	Katharina, Jungf.
26	Donnst.	Konrad, Bisch.
27	Freitag	Virgilius
28	Samst.	Sosthenes
29	Sonnt.	1 Adventsonntag
30	Mont.	Andreas, Apostel



Dezember.

1	Dienst.	Nathalia
2	Mittw.	Aurelia ☽
3	Donnst.	Franz Xaverius
4	Freitag	Barbara †
5	Samst.	Seraphin †
6	Sonnt.	2 Adventsonntag
7	Mont.	Ambrosius
8	Dienst.	Maria Empf.
9	Mittw.	Leokadia ○
10	Donnst.	Judith
11	Freitag	Damasus †
12	Samst.	Maxentius †
13	Sonnt.	3 Adventsonntag
14	Mont.	Spiridion
15	Dienst.	Irenäus, Bisch. ☾
16	Mittw.	Adelheid, Quat. †
17	Donnst.	Lazarus
18	Freitag	Grazian †
19	Samst.	Maura †
20	Sonnt.	4 Adventsonntag
21	Mont.	Thomas, Apost. ♑
22	Dienst.	Beata, Märt.
23	Mittw.	Viktoria ● †
24	Donnst.	Adam und Eva †
25	Freit.	Heil. Christfest
26	Samst.	Stephan, Märt.
27	Sonnt.	1) Johann, Evang.
28	Mont.	Unschuld. Kindlein
29	Dienst.	Thomas, Bisch.
30	Mittw.	David, König
31	Donnst.	Sylvester, P. ☽

Merkwürdige Epochen und Zeitrechnungen auf das Schaltjahr 1840.

Das Jahr 1840 unserer Zeitrechnung ist:

- Das 258. Jahr nach der gregorianischen Jahresverbesserung (1582.)
- — 323. Jahr nach der Reformation (1517.)
- — 764. — der dschelaleddinischen Aere.
- — 1211. — der jezdegerdischen Aere.
- — 1256. — der türkischen Zeitrechnung (Hedschera, Hedschira 622). Das Jahr der Türken 1255 begann Sonntag am 17. März 1839. Das Jahr der Türken 1256 fängt Donnerstag am 5. März 1840 an. Ersteres ist ein gewöhnliches Jahr von 354, letzteres ein Schaltjahr von 355 Tagen.
- — 1556. Jahr der diokletianischen Martyrer-Aere (Anno 284.)
- — 1867. — der römischen Kaiser-Aere.
- — 1884. — nach der julianischen Jahresverbesserung (44 Jahre vor unserer Zeitrechnung.)
- — 1888. Jahr der cäsarischen Aere.
- — 2152. — der seleucidischen oder griechischen, auch alexandrinischen Aere.
- — 2164. Jahr der philippischen Aere.
- — 2589. — der nabonassarischen Aere (Anfang im Juni) — fängt mit Gründung des babylonischen Reiches durch Nabonassar an, welches 749 vor unserer Zeitrechnung angesetzt wird. Das Jahr hatte 12 Monate, jeden zu 30 Tagen. Zu Ende des Jahres war ein Zusatz von 5 Tagen; es hatte also nur 365 Tage.
- — 2593. Jahr nach Erbauung Roms (nach Varro).
- Das 2616. Jahr der Olympiaden, oder das 4te der 654. Olympiade (Anfang im Juli.)
- — 3161. Jahr nach dem Anfang der Hundsternsperiode, eigentlich das 239. Jahr der dritten Hundsternsperiode von 1461 Jahren.
- — 4133. Jahr seit der Sündflut nach der lateinischen Zeitrechnung.
- — 5601. Jahr der jüdischen Zeitrechnung. Das Judenjahr 5600 begann Montag am 9. September 1839. Das jüdische Jahr 5601 fängt Montag am 28. September 1840 an. Ersteres ist ein Schaltjahr von 385, letzteres ein gewöhnliches Jahr von 353 Tagen.
- — 5823. Jahr der sogenannten christlichen Weltschöpfung; unter den vielen auch eine angenommene Schöpfungsperiode.
- — 6019. Jahr der Weltschöpfung nach der Jubel-Aere der alten Juden.
- — 6553. Jahr der julianischen Periode. (Ein Zeitkreis von 7980 Jahren, welcher 4713 Jahre vor unserer Zeitrechnung seinen Anfang nahm.)
- — 7040. Jahr der Weltschöpfung nach Eusebius und dem Martyrologium.
- — 7348. Jahr der konstantinopolitanischen (byzantinischen) Aere (Weltschöpfung), nämlich der neuern Griechen, so wie ehemals der Russen (bis auf Peter den Großen.)

Landespatrone in den Provinzen der österreichischen Monarchie.

Im Venetianischen Markus.
In der Lombardie Karl Boromäus.
— Oesterreich Leopold.
— Böhmen Wenzel und Johann von Nepomuck.
— Ungarn Stephan, König.
— Siebenbürgen Ladislaus.
— Galizien Michael.
— Mähren Cyrillus und Methudius.
— Kroatien Rochus und Elias.
In Schlesien Hedwig.
— Dalmatien Spiridion.
— Salzburg Ruprecht.
— Steiermark Joseph.
— Kärnthen Egydius.
— Krain Georg.
— Tyrol Joseph und Virgilius.
— Triest Justus.

Normatage.

Das Tempus sacratum ist vom Advent bis inclus. heil. 3 Könige und vom Anfang der Fasten bis inclus. den ersten Sonntag nach Ostern.

Bälle, Tanzmusiken und Theater sind verboten: den 22., 23., 24. und 25. Dezember, am Aschermittwoch, vom Palmsonntag bis inclus. Ostersonntag, am Pfingstsonntage, Fronleichnamstage, Maria Verkündigung und Maria Geburt.

Tanzmusik, sowohl öffentliche als Privatbälle, sind außerdem noch verboten: In der ganzen Adventzeit und den darauf folgenden Tagen bis inclus. heil. 3 Könige; in der ganzen Fastenzeit und der darauf folgenden Woche bis inclus. den ersten Sonntag nach Ostern; an allen kirchlichen Fast- und an den Freitagen und Samstagen des ganzen Jahres.

Hof-Normatage, an welchen in Wien die beiden k. k. Hoftheater geschlossen und keine öffentlichen Lustbarkeiten in den k. k. Hofgebäuden gestattet, anderwärts aber Tanzmusiken, Schauspiele, Konzerte ungehindert belassen werden: Am 1. März wegen des Sterbetages weiland Kaiser Franz I. — Am 6. April, wegen des Sterbetages weiland Marie Louise, Kaiserin. — Am 12. April, wegen des Sterbetages weiland Maria Theresia, Kaiserin.

Gerichtsferien.

Alle Sonn- und gebotenen Feiertage. — Von Weihnachten bis zu heil. drei Könige. — Vom Palmsonntag bis Ostermontag. — Die drei Bittage in der Kreuzwoche. — Vom Fronleichnamstage bis zu dem andern Donnerstag.

I. Januar, JANUARIUS, Starrmond, Kältemond.

Monats- und Wochentage.		Kalender für Katholiken	und Protestanten.	Griech.-ruff. Dezember 1839.	Jüdischer IV. Tebeth 5600.	Türkischer X. Schewwal 1255.	Naturkalender. Wahrzeichen des Tages. Geschichte der Natur in unserer Zone.
1	Mittw.	A Neujahr	Neujahr	20 Ignaz	25	25	Friede, Heil und Glück den wackern Erdenpilgern!
2	Donrst.	B Makarius	Abel, Seth	21 Julius	26	26	Mond bei Saturn. — Thätigkeit in Wäldern.
3	Freitag	C Genovefa	Enoch	22 Anastas.	27	27 42. Tsum	☾ b. ☿. Fischer hauen Löcher in Teichen u. Flüssen.
4	Samst.	D Titus, B. ●	Simeon	23 10 Mrt.	28 Ausschl. der Saduc.	28	Der muntere Zaunkönig lockt.
Erster Sonntag im neuen Jahre. Puer natus. Kath. u. prot. Ev. Stehe auf und ziehe in das Land Israel. Matth. 2.							
5	Sonnt.	E Telesphor	E Isabella	24 32 Hl. Bt.	29	29	Wasserweihe. Stark. Eislauf erfreuet d. Jugend.
6	Mont.	F Heil. 3 König	Ersch. Chr.	25 Geb. Chr.	1 Schebat	1 Dsu'l-kad	Anfang der Fasnacht. — Hochzeiten eröffnet
7	Dienst.	G Valentin, B.	Raimund	26 Mutt. G.	2	2	☾ bei ♂. — Leopoldordensfest zu Wien.
8	Mittw.	A Severin, Abt	Erhard	27 Steph.	3	3	♂ i. b. ☉ nähe. ☿ gr. westl. Ausw. ♀ gr. nördl. Br.
9	Donrst.	Marcellin, Bisch.	Marcellin	28 20000 M.	4	4 Siebenschläfer	Mond bei Uran. — Bau- und Brennholzzufuhr.
10	Freitag	Paul, Eins.	Paul Eins.	29 Unsch. K.	5	5 Bau der Kaaba	Der Männer- u. Frauenvereine segenr. Wirken.
11	Samst.	Hyginus	Mathilde	30 Anysia M.	6 12. Sab.	6	Höchster Sommer auf der südlichen Erdhalbkugel.
1. Epiphania. In excelso throno. Kath. und protest. Evang. Als Jesus 12 Jahre alt war. Luk. 2.							
12	Sonnt.	1 Ernest ☽	1 Reinhold	31 33 Mel.	7	7 Mosesdurch den Nil	Wahre Mitte des Winters in unserer Zone.
13	Mont.	Hilarius	Hilarius	1 Jän. 1840	8	8	Die Weihnachtsrose blüht auf Schneefeldern.
14	Dienst.	Felix	Felix	2 Sylvester	9 Holzfest	9	Waldvögel flüchten in Dörfer. Hasen in Gärten.
15	Mittw.	Maurus	Maurus	3 Malach.	10	10	Winterfreuden der Reichen; der Arme darbt.
16	Donrst.	Marcellus, Ppst.	Marcellus	4 70 Apost.	11	11	Entzündungen der Athmungsorgane häufig.
17	Freitag	Anton, Eins.	Anton, E.	5 Theoph.	12	12 44. Tsum	Moose, Flechten und verschiedene Schwämme
18	Samst.	Priska	Priska	6 Ersch. C.	13 9. Sab.	13 glück. Tag	wachsen und tragen Früchte. Faschingskrapfen.
2. Epiphania. Namen-Jesufest. Omnis terra. Kath. und prot. Evang. Von der Hochzeit zu Kana in Galiläa. Joh. 2.							
19	Sonnt.	2 Canut, K. ○	2 Sara	7 34 J. T.	14	14) gl. Tage	☉ im ♒. — Tanz-, Ball- und Redouten-Sonnt.
20	Mont.	Fab. u. Seb. ♒	Fab. u. Seb.	8 Georg	15 Freudent.	15)	☿ im ♑. — Füllung der Eiskeller und Eisgruben.
21	Dienst.	Agnes, Jungfr.	Agnes	9 Polimut.	16	16	Die Bäcker, Zuckerbäcker ꝛc. haben guten Absatz.
22	Mittw.	Vinzenz. Märt.	Vinzenz	10 Greg. N.	17	17	♀ und ♄ beisammen — Kreuzschnabel brütet.
23	Donrst.	Mar. Vermähl.	Emerentia	11 Theodos	18	18	Sorgsame Hausfrauen beachten d. Wintervorrath.
24	Freitag	Timotheus, B.	Timotheus	12 Tatiana	19	19 45. Tsum	Aus Schneewüsten ragen die Nadelhölzer mit ih-
25	Samst.	Pauli Bekehr.	Pauli Bek.	13 Hermyl.	20 20. Sab.	20	rem dunkeln Grün. Gärtner besäen die Mistbeete.
3. Epiphania. Adorate Deum I. Dies architriclinii. Kath. u. prot. Evang. Von des Hauptmanns Knecht. Matth. 8.							
26	Sonnt.	3 Polycarp ☾	3 Polycarp	14 35 Zach.	21	21 ●	Katzen paaren sich. — Die Aalraupe laicht.
27	Mont.	Joh. Chrysost.	Chrysost.	15 Paul Th.	22 Nikolaus Tod	22	☾ b. ♃. — Der Tag ist um eine Stunde länger.
28	Dienst.	Karl der Gr.	Karl d. Gr.	16 Petr. Kt.	23 Fasten	23	Schwarze Nießwurz, gem. Kreuzkraut blühen.
29	Mittw.	Franz v. S.	Valerius	17 Anton	24	24	Der Landmann ordnet seine Samenvorräthe.
30	Donrst.	Martina	Adelgunde	18 Macar.	25	25	☿ i. b. ☉ ferne. ☾ b. ♄ u. ♀. — Klarer Aetherraum.
31	Freitag	Peter Nolascus	Virgilius	19 Athan.	26	26 46. Tsum	Viele Nordlichter in der Polarzone.

Hauptmerkmale der Witterung. — Der Jänner ist gewöhnlich der kälteste Monat in unserem Himmelsstriche. Die geringste Temperatur fällt im Mittel auf die ersten Tage, etwa bis zum 10.; in der zweiten Hälfte folgt gewöhnlich eine geringe Zunahme der Wärme; gegen Ende des Monats steigert sich die Kälte aufs Neue. Hohe Kältegrade dauern in der Regel nur wenige Tage, und sie ist verhältnißmäßig in tiefern Gegenden und Thälern oft stärker steigend, als auf Bergen. Innerhalb 16 Jahren, vom Jahre 1822 bis 1837, stand in Wien das Thermometer am 30. Jänner 1830 am tiefsten, mit — 17 Gr. Nordostwinde steigern die Kälte, heitern den Himmel aus und bringen regelmäßige, gesunde Wintertage. Die Veränderungen der Temperatur betragen in diesem Monat gewöhnlich 16 bis 18 Grade. Um den 14. Jänner sind wir mitten im Winter, wie um den 15. Juli mitten im Sommer. Die Größe der Verdünstung ist in der Regel geringer als in den übrigen Jahreszeiten.

Die jedesmalige Witterung ist das resultirende Produkt aus dem Zusammenwirken sehr vieler und mannichfaltiger Faktoren, unter welchen die Sonne, Erde und zum Theil der Mond mit ihren Stoffen und Kräften, die unwägbaren elastischen Flüssigkeiten, z. B. die Wärme, das Licht, die Elektricität u. s. w., die vorzüglichste Rolle spielen. Da diese in Verbindung, und zwar einander in ihrer Einwirkung bald hemmend, bald fördernd, auf die Gestaltung der Witterung ihren Einfluß äußern, wird es klar, daß die Schwierigkeit, solche Verbindungen und ihre Erfolge im Voraus zu bestimmen, kaum wird überwunden werden können. Eine untrügliche Voraussagung zu entwickeln wird daher immer unmöglich bleiben, wie wir dieß an dem in der neuesten Zeit so renommirten Wetterpropheten Patrik Murphy in London gesehen haben, dessen Wetter-Almanach Anfangs so ungeheures Aufsehen erregte, daß man die gewöhnliche Wetter-Konversation durch: »Murphy hat Recht,« oder: »Murphy weicht hier etwas ab,« ersetzen konnte. — Bergbewohner und Seefahrer bleiben aber immer die erfahrensten Wetterschmecker.

Tag im Jahr	Sonnens Aufg. U. M.	Sonnens Unterg. U. M.	Tageslänge St. M.	Abweichung der ⊙ Südl. G. M. S.	Abweichung des ☾ G. M.	Mondes Aufg. U. M.	Mondes Unterg. U. M.	Uhren zu früh M. S.
1	7 54	4 6	8 12	23 4 10	20 44 S.	5 14	Der am	3 37
2	7 53	4 7	8 13	22 59 14	28 3	6 19		4 5
3	7 53	4 7	8 14	22 53 31	28 3	7 20	Abds.	4 33
4	7 52	4 8	8 16	22 48 1	26 39	8 10	● 3 26	5 1
5	7 52	4 8	8 17	22 41 44	23 55	geht am Tage	Der zunehmende 4 56	5 28
6	7 51	4 9	8 18	22 34 59	19 59		5 52	5 55
7	7 50	4 10	8 20	22 27 48	15 4		7 7	6 22
8	7 49	4 11	8 22	22 20 10	9 23		8 24	6 46
9	7 48	4 12	8 24	22 12 0	3 15		9 41	7 14
10	7 47	4 13	8 26	22 3 55	3 9 N.		10 57	7 36
11	7 46	4 14	8 28	21 54 39	9 31		Morgs	8 3
12	7 45	4 15	8 30	21 45 17	15 32	auf.	Mond ☽ 0 16	8 27
13	7 44	4 16	8 32	21 35 31	20 50		1 39	8 50
14	7 43	4 17	8 34	21 25 19	24 59		3 4	9 12
15	7 42	4 18	8 36	21 14 42	27 34		4 31	9 34
16	7 41	4 19	8 38	21 3 41	28 15		5 31	9 55
17	7 40	4 20	8 40	20 52 16	26 57		6 56	10 16
1,8	7 39	4 21	8 42	20 40 27	23 52	Abds.	7 43	10 35
19	7 38	4 22	8 44	20 28 15	19 23	5 12	○ 8 18	10 54
20	7 37	4 23	8 46	20 15 39	13 58	6 34	abnehmende Tage	11 13
21	7 36	4 24	8 48	20 2 41	8 3	7 53		11 30
22	7 35	4 25	8 50	19 49 20	1 58	9 8		11 47
23	7 34	4 26	8 52	19 35 37	4 1 S.	10 19		12 5
24	7 33	4 27	8 54	19 21 33	9 42	11 29		12 18
25	7 31	4 29	8 57	19 7 7	14 56	Morgs		12 33
26	7 30	4 30	9 0	18 52 19	19 32	0 39 ☾	Mond geht unter.	12 46
27	7 28	4 32	9 3	18 37 12	23 20	1 50		12 59
28	7 27	4 33	9 6	18 21 43	26 11	2 39		13 11
29	7 25	4 35	9 10	18 5 55	27 35	4 6		13 23
30	7 23	4 37	9 14	17 49 48	28 18	5 9		13 35
31	7 21	4 39	9 18	17 33 21	27 19	6 3		13 43

Szenen am Himmel.

I. Die Sonne.

Die Sonne tritt in das Zeichen des Wassermanns (♒) Montag am 20. Jänner um 11 Uhr 4 min. Abends, Wien. Zeit. Der Eismond fängt an.

II. Der Mond.

(Mondesphasen — Mondeslichtgestalten.)

● Neumond am 4. Jänner um 10 U. 26 m. Abds.
☽ Erstes Viertel am 12. um 9 Uhr 3 min. Morgs.
○ Vollmond am 19. um 1 Uhr 39 min. Morgs.
☾ Letztes Viertel am 26. um 2 Uhr 39 min. Abds.

Der Mond kommt in die Erdnähe am 16., in die Erdferne am 28. Jänner; — geht durch den Aequator nach Norden am 10., nach Süden am 22. Jänner; — hat am 2. die größte südliche, am 16. die größte nördliche, am 30. die größte südliche Abweichung (Mondeswende); — passirt am 2. den Saturn, am 3. den Merkur, am 4. die Sonne, am 7. den Mars, am 9. den Uran, am 27. den Jupiter, am 29. den Saturn.

III. Planetensichtbarkeit.

Merkur um den 8. als Morgenstern vorzüglich sichtbar; — Venus, als Morgenstern vorzüglich glänzend; am 9. bei Antares, am 22. bei Saturn; — Mars, Abendstern, geht nach 6 Uhr Abends unter; — Jupiter, Morgenstern, geht am 24. Jänner um 2 Uhr früh auf; — Saturn geht zu Anfang des Monats um 6 Uhr, am 19. um 5 Uhr Morgens auf; am 22. bei Venus; — Uran geht bis 14. nach 9 Uhr bis 31. nach 8 Uhr Abends unter.

IV. Sternbilder.

Mitternächtlich kulminiren in diesem Monat im Süden die Zwillinge (Castor am 8.), der kleine Hund (Procyon am 9.) und der Krebs; beim Zenith der Luchs, und unter dem Pole, im Norden, der Drache, der Schwan und der Cepheus.

Erinnerung an merkwürdige Witterungs-Erscheinungen im Jahre 1838. — Der Jänner 1838 wird lange wegen er hohen Kältegrade und seiner großen Schneemassen in unserer Erinnerung leben. Schon in den ersten Tagen zeigte er die siognomie eines tiefen Winters, und bereits am 8. hatte man in Brünn bei bedecktem Himmel — 15 Gr. R. Der Schnee überall in so ungeheurer Menge, daß die Straßen unfahrbar wurden. Am 11. Jänner fiel in Brünn so viel Schnee, daß elbe gegen Mittag beinahe 2 Fuß hoch lag; dieß wiederholte sich am 14., 19. und 24., so daß dieser Monat seit Menschennken der schneereichste war. Besonders häufig fiel der Schnee in Ungarn, so daß die Kommunikationen gestört wurden und Wölfe sich nicht nur in Dörfer, sondern sogar in das Weichbild der Städte wagten. Am 14. und 15. Jänner fiel der Schnee Ofen und Pesth, so wie fast überall im Lande in überschwenglicher Menge; hiezu kam (am 15.) ein gewaltiger Sturm, wo Haufen von Schneemassen gebildet wurden, welche hin und wieder die Höhe des ersten Stockwerkes der Häuser erreichten. Wien war am 19. den ganzen Tag bei heftigem Nordwestwind ein so starkes Schneegestöber, daß sich ältere Leute eines ichen nicht zu erinnern wußten. Im ganzen Mittel- und dem nördlichen Europa steigerte sich die Kälte auf einen ungewöhnn Grad (dagegen war es in Nordamerika, z. B. in Canada ungewöhnlich mild); seit man in Genf (Schweiz) meteorologi- Beobachtungen anstellt, ist das Thermometer daselbst nie so tief gefallen, als in der Nacht vom 10. auf den 11. Jänner, wo 0 Grade unter Null zeigte. An demselben Tage zeigte das Thermometer in Galizien — 18,2, zu Frankfurt a. M. stand 16. Jänner die Kälte auf 19 Gr., und denselben Grad zeigte das Thermometer zu Paris vom 19. auf den 20.; seit 43 en war es nicht so tief gesunken. In London war der 20. Jänner seit vielen Jahren der kälteste Tag (— 20 Grad). Aber in Konstantinopel litten die Bewohner viel durch Kälte. Ein sich weit erstreckendes Erdbeben erfolgte am 23.; man spürte es unter rn zu Hermanstadt in Siebenbürgen, zu Czernowitz in der Bukowina, besonders aber zu Bukarest.

II. Februar, FEBRUARIUS, Hornung, Wechselmond, Eismond.

Monats- und Wochentage.		Kalender für Katholiken und Protestanten.		Griechisch-russischer Januar 1840.	Jüdischer V. Shebat 5600.	Türkischer XI. Dsu'l-kade 1255.	Naturkalender, Wahrzeichen des Tages. Geschichte der Natur in unserer Zone.
1	Samst.	Ignaz, Bisch.	Brigitta	20 Euthym	27 21. Sab.	27	Entscheidende Witterung für die Folgezeit.
		4. Epiphania. Adorate Deum II.	Kath. und prot. Evang.	Von dem großen Ungestüm im Meere.	Matth. 8.		
2	Sonnt.	4 Maria Lichtm.	4 M. Rein.	21 36 Triod.	23	28	☾ b. ♄. Kerzenweihe. Schöner Sternenhimmel.
3	Mont.	Blasius ●	Blasius	22 Timoth.	29 Tod d. Ant. Epiph.	29	Bienenväter bewahren ihre Pfleglinge.
4	Dienst.	Veronika	Veronika	23 Clemens	30 Roschod	30	Hühner und Gänse fangen an zu legen.
5	Mittw.	Agatha	Agatha	24 Xenia	1 Adar	1 Dsu'l-hedsche	♂ v. ☾ bed. ☾ b. Uran. — Die Hasen rammeln.
6	Donnst.	Dorothea	Dorothea	25 Gregor	2	2	Wölfe, Füchse, Steinmarder, Iltisse ranzen.
7	Freitag	Richard, Kön.	Richard	26 Xenoph.	3	3 47. Tsum	♃ i. d. westl. □. Habichte, Spechte, Schwäne durchz.
8	Samst.	Johann v. M.	Salomon	27 J. Chris.	4 22. Sab.	4	Geburtstag der Kaiserin Mutter, Majestät.
		5. Epiphania. Adorate Deum III.	Kath. und prot. Evang.	Vom Unkraut unter dem Weizen.	Matth. 13.		
9	Sonnt.	5 Apollonia	5 Apollonia	28 37 Euph.	5	5	Schon regt sich der schaffende Trieb der Muttererde.
10	Mont.	Scholastika ☽	Euphrasia	29 Ignaz	6	6	Die Begrüßung des kommenden Lenzes nicht fern.
11	Dienst.	Euphrosine	Euphrosine	30 Hyppol.	7 Fasten	7	Die Amsel singt an sonnigen Tagen.
12	Mittw.	Eulalia, M.	Eulalia	31 Cyr. u. J.	8 Regenfest	8 Offenbar.	Geburtstag weil. Sr. Majestät Franz I.
13	Donnst.	Katharina v. R.	Castor	1 Februar	9	9	Der harten u. kalten Erdrinde entwinden sich mit
14	Freitag	Valentin	Valentin	2 M. Rein.	10	10 kl. Beiram	Jugendkraft: gem. Huflattig, Ackerehrenpreis ꝛc.
15	Samst.	Erich, M.	Faustin	3 Simeon	11 23. Sab.	11	Der Tag ist bereits um 2 Stunden länger.
		Septuagesimæ. Circum dederunt.	Kath. und protest. Evang.	Von den Arbeitern im Weinberge.	Matth. 20.		
16	Sonnt.	E Juliana, M.	E Juliana	4 Triodium	12	12	Elstern, Krähen und andere Vögel paaren sich.
17	Mont.	Julian ○	Constantin	5 Agatha	13	13)	☾ Finsterniß unsichtb. Wintervorrath abnehmend.
18	Dienst.	Hildebert, Abt	Concordia	6 Bucol.	14 Pur. Kat.	14) gl. Tage	Im Süd. Europ. Flora schon in bedeut. Schmucke.
19	Mittw.	Konrad v. P. ♓	Gabinus	7 Parthen.	15	15)	☿ gr. südl. Br. ☉ in die ♓. Wintergärten in Flor.
20	Donnst.	Ermenilde	Eucharius	8 Theoph.	16	16	Krankheiten durch Temperaturgegensätze.
21	Freitag	Eleonora	Eleonora	9 Niceph.	17	17 49. Tsum	Schneeglöckchen knospen, gem. Löwenzahn sprosst.
22	Samst.	Petri Stuhlf.	Petri St.	10 Charal.	18 24. Sab.	18 Teichfest	Der Nachwinter hauset. Vorfrühling naht.
		Sexagesimæ. Exurge quare.	Kath. und prot. Evang.	Vom Samen, Unkraut und vielerlei Erdreich.	Luk. 8		
23	Sonnt.	E Romana	E Serenus	11 1 Septuag.	19	19	☿ b. d. ☉ ob. Hasel staub., Erlen, Kornelk. ꝛc. blüh.
24	Mont.	Schalttag	Schalttag	12 Meletius	20	20	☾ b. ♃. Frühbeete liefern Spargel, Champignons.
25	Dienst.	Mathias, Ap. ☾	Mathias	13 Martini	21	21	Mehre Veronica-Arten blüh. Palmen an Weiden.
26	Mittw.	Alexander	Gotthilf	14 Aurent.	22	22 Friedensfeit	☾ b. ♄. — Die Feldlerche kommt und singt.
27	Donnst.	Leander, B.	Nestor	15 Onesim.	23 Einweih. d. Tempels	23	Zodiakallicht Ab. im heitern Westen, auch später.
28	Freitag	Oswald	Leander	16 Pamph.	24	24 50. Tsum	Der ärztlichen Thätigkeit ein weites Feld eröffnet.
29	Samst.	Ivetta	Oswald	17 Theodor	25 25. Sab.	25 Alis Ring	Ahornbäume treten in Saft. Holzfällen eingestellt.

Hauptmerkmale der Witterung. — In der ersten Hälfte des Februar behauptet der Winter noch seine volle Herrschaft, und die Temperatur, welche im Mittel für diesen Monat um 1 1/2 Gr. gelinder ist, als im Jänner, ist in langsamem Zunehmen begriffen. Weit verbreiteter Lagerschnee steigert die Kältegrade des Morgens. In der Mitte des Monats gewöhnlich Wettersturz. Zwischen dem 15. und 19. ist im Durchschnitt die Temperatur in diesem Monat am geringsten; in den letzten 10 Tagen sind Schneegestöber, Frost, Nordwestwinde, Regen und Thauwetter — ein Quodlibet in der Witterung — an der Tagesordnung. Oefters erlebt man gegen Ende des Monats einen großen Wechsel in der Temperatur; Wärme, Nässe, Kälte folgen schnell auf einander und wirken nachtheilig auf den Gesundheitszustand. — Im Donauthale zeigt sich dieser Monat meist etwas kälter als im nördlichen Deutschland. Gewöhnlich zeigen sich an sonnigen Tagen und bei gelinder Südwestluft schon Spuren von Vegetation, die aber nicht dauernd ist; eine anhaltend gelinde Witterung wirkt auf dieselbe sehr ungünstig ein, und der Landmann hält es mit Recht für ein schlimmes Zeichen für den bevorstehenden Frühling, wenn am Lichtmeßtage schönes Wetter und eine milde Luft vorherrscht. Der Februar ist der schneereichste Monat, und besonders in Gebirgsgegenden durch vielen Niederschlag ausgezeichnet. Die täglichen Veränderungen in der Feuchtigkeit und Trockenheit sind größer, als im Jänner. Gewitter ereignen sich in diesem Monat selten, obwohl weniger selten, als im Jänner, denn während man im letztern erst auf 8 bis 9 Jahre ein Gewitter rechnet, kommt im Februar eins in 6 bis 7 Jahren vor. Es ist bekannt, daß diese Wintergewitter schnell vorübergehend sind, aber wegen des tiefern Ziehens der Wolken leichter einschlagen, als die Gewitter des Sommers.

Das Barometer ist im Jänner und Februar gewöhnlich am unbeständigsten; es sinkt tiefer unter sein Mittel, als es sich über dasselbe erhebt, dagegen sind die hohen Stände länger andauernd, als die tiefen. Während der anhaltende Frost des Jänner auf das Befinden der gesunden und kranken Menschen störend wirkt, haben die schroffen Temperaturgegensätze dieses Monats denselben nachtheiligen Einfluß, und oft werden durch dieselben so auffallende Veränderungen im Gange einer schon obwaltenden Krankheit hervorgerufen, daß selbst der umsichtigste Arzt die dadurch bedingten traurigen Folgen nicht abzuwenden vermag.

:bruar. — Französisch: *Février.* — Nach dem franz. Revol.-Naturk. *Pluviôse.* — Italienisch: *Febbrajo.* — Spanisch: *Febrero.* — Englisch: *February.* — Böhmisch: Unor (Brachmonat).

Tag im Jahr	Sonnen- Aufg. U. M.	Sonnen- Untrg. U. M.	Tages-länge St. M.	Abweichung der ☉ Südl. Gr. M. S.	Abweichung des ☾ G. M.	Mondes- Aufg. U. M.	Mondes- Untrg. U. M.	Uhren zu früh M. S.
32	7 20	4 40	9 20	17 10 30	24 57 S.	6 46		13 52
33	7 18	4 42	9 24	16 59 32	21 18	7 18	Abds.	14 0
34	7 16	4 44	9 28	16 42 11	16 33	7 44	● 4 52	14 7
35	7 15	4 45	9 31	16 24 32	10 56		6 10	14 13
36	7 14	4 46	9 33	16 6 36	4 45		7 27	14 19
37	7 12	4 48	9 36	15 48 23	1 45 N.		8 46	14 24
38	7 10	4 50	9 40	15 29 54	8 13		10 0	14 28
39	7 8	4 52	9 44	15 11 10	14 22		11 28	14 31
40	7 6	4 54	9 47	14 52 10	19 49		Morgs	14 33
41	7 5	4 55	9 50	14 32 56	24 12		☽ 0 52	14 34
42	7 4	4 57	9 53	14 13 26	27 9		2 17	14 35
43	7 2	4 58	9 56	13 53 43	28 21		3 37	14 35
44	7 1	4 59	9 59	13 33 47	27 40		4 47	14 34
45	6 59	5 1	10 2	13 13 37	25 13		5 40	14 32
46	6 57	5 3	10 6	12 53 14	21 16		6 19	14 30
47	6 56	5 4	10 8	12 32 39	16 12	Abds.	6 48	14 27
48	6 54	5 6	10 12	12 11 52	10 27	5 29	○ 7 9	14 23
49	6 52	5 8	10 16	11 50 53	4 22	6 45		14 18
50	6 50	5 10	10 20	11 29 43	1 46 S.	7 59		14 13
51	6 48	5 12	10 24	11 8 22	7 41	9 11		14 7
52	6 46	5 14	10 27	10 46 51	13 11	10 22		14 0
53	6 45	5 15	10 30	10 25 10	18 5	11 33		13 53
54	6 44	5 16	10 33	10 3 19	22 13	Morgs		13 45
55	6 42	5 18	10 36	9 41 19	25 25	0 43		13 37
56	6 40	5 20	10 40	9 19 10	27 31	1 52 ☾		13 28
57	6 39	5 21	10 43	8 56 53	28 22	2 57		13 18
58	6 38	5 22	10 45	8 34 27	27 53	3 54		13 8
59	6 36	5 24	10 48	8 11 54	26 1	4 41		12 57
60	6 35	5 25	10 50	7 49 14	22 49	5 18		12 46

(Days 35–39: Der zunehmende Mond geht am — Days 40–46: Tage auf. — Days 49–53: Der abnehmende Mond geht am — Days 54–60: Tage unter.)

Szenen am Himmel.

I. Die Sonne.

Die Sonne tritt in das Zeichen der Fische (♓) Mittwoch am 19. Februar um 1 Uhr 46 min. Abends, Wien. Zeit. Der Thau- oder Knospenmond fängt an.

II. Der Mond.

(Mondesphasen — Mondeslichtgestalten.)

● Neumond am 3. Februar um 3 Uhr 4 min. Abds.
☽ Erstes Viertel am 10. um 5 Uhr 10 min Abends
○ Vollmond am 17. um 2 Uhr 59 min. Abends.
☾ Letztes Viertel am 25. um 11 Uhr 56 min. Mrgs.

Der Mond kommt in die Erdnähe am 12., in die Erdferne am 24. Februar; — geht durch den Aequator nach Norden am 6., nach Süden am 19. Februar; — hat am 12. die größte nördliche, am 26. die größte südliche Abweichung (Mondeswende); — passirt am 2. den Merkur, am 3. die Sonne, am 5. den Mars und Uran, am 24. den Jupiter, am 26. den Saturn, am 30. die Venus.

III. Planetensichtbarkeit.

Merkur am 23. bei der Sonne (oben), unsichtbar; — Venus, hellleuchtender Morgenstern; am 30. beim Mond; — Mars, Abendstern, geht nach 6 Uhr Abends unter; wird am 5. vom Mond bedeckt; am 17. bei Uran; — Jupiter, Morgenstern, geht am 10. um 1 Uhr Morgens, am 25. um Mitternacht auf; steht am 7. in der westlichen Quadratur; — Saturn geht am 5. um 4 Uhr, am 22. um 3 Uhr Morgens auf; — Uran geht bis 15. Februar nach 7 Uhr Abends unter, wird dann unsichtbar; am 17. bei Mars.

IV. Sternbilder.

Mitternächtlich kulminiren in diesem Monat im Süden der große und kleine Löwe (am 6. Regulus), beim Zenith die Vordertheile des großen Bären und unter dem Pole der Cepheus.

Erinnerung an merkwürdige Witterungs-Erscheinungen im Jahre 1838. — Eben so ungewöhnliche Erscheinungen als Jänner, bot auch der Februar dar. Die gelinde Witterung, welche bei uns in den letzten Tagen des Jänner eintrat, währte auch en ersten Tagen des Monats mit wenigen Unterbrechungen fort; Thauwetter wechselte mit trüben, neblichten und heitern Tagen Die Kälte schien sich am 20. konzentrirt zu haben, wo bei einem schneidenden, ziemlich starken Nordwinde das Thermometer — 1/2 Gr. zeigte; darauf trat wieder mildere Witterung bis Ende des Monats ein. Auch in Pesth, wo gleichfalls in den ersten Ta- gelinde Witterung vorherrschte, steigerte sich die Kälte am 20. Februar, ja dieselbe wurde als die stärkste des ganzen Winters Thermometer fiel um 18 Gr. unter Null) bezeichnet. Höher stieg dieselbe aber in der Umgegend von Kezdy-Vasarhely, wo sie n Winter — 22 Gr. erreichte. Aus dem Temescher Komitate schrieb man, daß im Februar das Klima der dortigen Gegend in ein italienisches verwandelt war, so daß die Wallachen ihre Schafe seit Anfang des Monats auf die Weide trieben. — Bedeu- en Schneefall hatte man am 17. Februar zu München, Speier, Frankfurt a. M., so daß in der Umgebung dieser Städte eine größere e Schnee fiel, als es seit mehren Jahren jemals der Fall war. Zu Petersburg hatte man am 22. Februar 10, am 24. 21, und 25. 24 Gr. Kälte. In Rom hatte das Regenwetter, das über 6 Wochen ununterbrochen daselbst gedauert hatte, in der ersten Woche ?. aufgehört oder wechselte doch mit heitern Tagen ab, und man erfreute sich einer wahren Frühlingsluft, und während man im lichen Italien über strenge Kälte klagte, hatte man in Rom keinen Winter gehabt. Auch in Neapel klagte man über allzuwarme peratur, die der anhaltende Scirocco mit sich brachte. Mandel-, Pfirsich- und Aprikosenbäume, Myrthen ic. standen im Beginn des uar in voller Blüte, und wenn auch einige Tage später sich eine ziemlich fühlbare Kälte einstellte, so hielt sich das Thermometer doch er 4 bis 5 Grade über Null, und überdieß dauerte dieß nicht lange; gegen Ende des Monats hatte man in Neapel eine stürmische erung. In Madrid unerschöpfliche Regengüsse. Nordlicht am 4. zu Lemberg, und am 23. in St. Petersburg. Feuriges Me- am 8. zu Przemysl in Galizien und Brünn. In der Nacht vom 8. zum 9. ein doppelter Mondhof zu Brünn. — Erdbe- am 2. zu Leowo in Bessarabien, am 10. zu Kronstadt, am 14. zu Dijon.

III. März, MARTIUS; Thaumonat, Windmond, Knospenmond.

Monats- und Wochentage.		Kalender für Katholiken und Protestanten.		Griechisch-russischer Februar.	Jüdischer VI. Adar 5600.	Türkischer XII. Dsul-hedsche 1255.	Naturkalender. Wahrzeichen des Tages. Geschichte der Natur in unserer Zone.
Quinquagesimæ. Esto mihi. Letzter Faschingsonntag. Kath. und prot. Evang. Vom Blinden bei Jericho. Luk. 18.							
1	Sonnt.	D Albinus	D Albinus	18 2 Orthor.	26	26	☾ b. ♀. ☿ u. Uran beis. Das phys. Frühj. beginnt.
2	Mont.	Karl v. Fland.	Simplic.	19 Archipp.	27	27	Sterbetag weil. Sr. Majest. Kaiser Franz I.
3	Dienst.	Kunigunde	Kunegunde	20 Leo v. C.	28 Rev. d. Edk. d. Antioch.	28	Gänse brüten, Finken schlagen. — Fastnachtende.
4	Mittw.	Aschermitt. ✠ ●	Adrian	21 Timoth.	29	29	☾ b. Uran u. ☿. ☉ Finsterniß, unsichtb. Fastenanf.
5	Donnst.	Eusebius	Friedrich	22 Eugen	30	1 Moharrem. Neuj. 1256	♀ im absteigenden Knoten. — ♂ vom ☾ bedeckt.
6	Freitag	Friedrich, Abt ✠	Fridolin	23 Polyk.	1 Weadar	2 1. Tsum	Uran b. d. ☉. — Störche, Kiebitze, wilde Enten ꝛc.
7	Samst.	Thomas Aq. ✠	Felicitas	24 Schalttag	2 26. Sab.	3	kehren wieder. — Der große Huflattich blüht.
1. Invocavit. Quadragesimæ. Kath. und protest. Evang. Von der Versuchung Christi. Matth. 4.							
8	Sonnt.	1 Joh. v. Gott	1 Philemon	25 3 Hpt. J.	3	4	Neues Leben im großen Garten der Natur.
9	Mont.	Cyrill u. Meth.	Adelheid	26 Tarasius	4	5	☿ im aufsteig. Knot. — Mährens Landespatron.
10	Dienst.	40 Märtyrer	Alexander	27 Porphyr	5	6	♀ u. ♂ beisammen. — Streichkarpfen eingesetzt.
11	Mittw.	Angela, Q. ✠ ☽	Rosine	28 Ascherm.	6	7	♄ in der westl. Quadratur. — Hausgeflügelbrut.
12	Donnst.	Gregor d. Gr.	Gregor	29 Basilius	7	8	Verwahrung vor Frühlingskrankheiten.
13	Freitag	Rosine ✠	Ernst	1 März	8	9 2. Tsum	Die Sonne streut ihre Auferstehungsfarben aus.
14	Samst.	Mathilde ✠	Eutichius	2 Theodot.	9 27. Sab.	10 Aschura	♀ in der Sonnennähe. — Spechte paaren sich.
2. Reminiscere. Kath. Evang. Von der Verklärung Christi. Matth. 17. Prot. Evang. Vom chananäischen Weiblein. Matth. 15.							
15	Sonnt.	2 Christoph	2 Christoph	3 4 Eutrop	10	11	Regulus vom Mond bedeckt. — Fastenpredigten.
16	Mont.	Heribert	Cyriak	4 Gerasim.	11	12	Hamster, Eichhörnchen und Wiesel ranzen.
17	Dienst.	Gertraud	Gertrud	5 Con. M.	12	13) glückliche Tage	Heidelerche hier, Frühschmetterlinge.
18	Mittw.	Eduard, K. ○ ✠	Anselm	6 Quat.	13 Fast Esth.	14)	Rothkehlchen, Kraniche, Drosseln ꝛc. erscheinen.
19	Donnst.	Joseph, Nährv.	Joseph	7 Basil.	14 Pur. o. Hf.	15)	Tyrols und Steiermarks Landespatron.
20	Freitag	Joachim ♈ ✠	Ruprecht	8 Theoph.	15 Schuschan Purim	16 Jerusalem wird Kibla	☉ im ♈. Frühlingsanfang. ☿ gr. östl. Ausweich.
21	Samst.	Benedikt ✠	Benedikt	9 40 Märt.	16 28. Sab.	17	Kl. Haselmaus, europ. Igel verlassen ihre Erdhöhlen.
3. Oculi. Kath. und protest. Evang. Jesus heilt einen Geisteskranken. Luk. 11.							
22	Sonnt.	3 Oktavian	3 Kasimir	10 5 Codrat	17	18	☾ b. ♃. Man sammelt Hopfensalat u. Hopfenfexer.
23	Mont.	Ildephons	Eberhard	11 Sophr.	18	19	Bienenstöcke werden geöffnet und beschnitten.
24	Dienst.	Gabriel	Gabriel	12 Theoph.	19	20	☿ gr. nörd. Br. Ausgleb. Garn- u. Leinwandbleiche.
25	Mittw.	Maria Verk. ✠	Mar. Verk.	13 Niceph.	20	21	☾ b. ♄. Das Veilchen duftet unter üppig. Laube.
26	Donnst.	Theodor ☾	Emanuel	14 Bened.	21	22	Raben haben Junge. Der Goldammer singt.
27	Freitag	Rupert ✠	Rupertus	15 Agapit.	22	23 4. Tsum	Kräutersuppen, Spinat, Spargel an der Reihe.
28	Samst.	Guntram ✠	Eustachius	16 Sabina	23 29. Sab.	24	Große Thätigkeit in Gärten und auf dem Felde.
4. Lætare. Kath. und protest. Evang. Jesus speiset 5000 Mann. Joh. 6.							
29	Sonnt.	4 Cyrillus	4 Malchus	17 6 Alexius	24	25	Mehre Fische laichen; Salamander ꝛc. begat. sich.
30	Mont.	Quirinus	Guido	18 Cyrill	25	26	Märzlilien, Aprikosen ꝛc. blühen. Monatrettiche.
31	Dienst.	Amos, Pr.	Obadias	19 Chrys. D.	26	27	☾ b. ♈ u. ☿. — Bienen stark eintragend.

Hauptmerkmale der Witterung. — Wiewohl das leuchtende Tagesgestirn länger auf unserer Erde verweilt, ist der Himmel dennoch mit dichten Wolken bedeckt und die Atmosphäre mit Dünsten und Schnee angefüllt, Winde wehen mit Heftigkeit; aber schon erwecken seine Strahlen die schlummernden Kräfte des Erdbodens, und aus der Schneedecke treten die Hügel und Felder braun hervor. In schneereichen Wintern fluten die Flüsse des Landes vom schmelzenden Gebirgsschnee, da die Temperatur in diesem Monat im Mittel um 2 1/2 bis 3 Grade höher ist, als im Februar, nur in sehr hoch liegenden Gegenden noch unter dem Gefrierpunkt bleibt und zu Mittag schon + 12 bis 13 Gr. erreicht; sie hebt sich im Anfang des Monats langsam, aber desto rascher gegen das Ende desselben. Es geschieht nicht selten, daß bei gelinder Witterung des Februar aufs Neue, gewöhnlich bei Nordostwinden, einige kalte Witterung eintritt, bei uns um den 15., die sich dann auch öfters um den 26. wiederholt. Im Ganzen zeigt die Witterung des März oft Neigung zur Aufheiterung. — Schnelle Wärmezunahme in der zweiten Hälfte des Monats. — Märznebel, Gefriernächte besonders in Gebirgsgegenden. — Kalte Ost- und Nordwestwinde; furchtbare Thätigkeit der Aequinoktiumsstürme, besonders an Küstengegenden; Schiffbrüche häufig; in den letzten Tagen oft sehr schöne, freundliche Frühlingstage.

Zur Zeit des Frühlings-Aequinoktiums (21. März), so wie zur Zeit des Herbst-Aequinoktiums (23. Sept.) geht eine Hauptveränderung der Atmosphäre vor sich, und man kann es als eine Regel, die sich bewährt, ansehen, daß die Witterungsvorgänge um diese Zeit (etwa vom 14. bis 28.) so ziemlich den Charakter aussprechen, welchen die nächsten Monate zeigen werden. Wenn also z. B. etwa fünf Tage vor und zehn Tage nach dem Aequinoktium rauhes und nasses Wetter statt findet, so kann man mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß für den nächsten Zeitraum, mit wenigen Ausnahmen, dasselbe Wetter statt finden werde.

Tag im Jahr	Sonnen- Aufg. U. M.	Sonnen- Untrg. U. M.	Tages- länge St. M.	Abweichung der ☉ Süd G. M. S.	Abweichung des ☾ G. M.	Mondes- Aufg. U. M.	Mondes- Untrg. U. M.	Uhren zu früh M. S.
61	6 34	5 26	10 52	7 26 27	18 27 S.	5 45	Der Mond geh(t) am	12 54
62	6 33	5 27	10 54	7 5 53	15 4	6 7		12 21
63	6 31	5 29	10 58	6 40 54	6 57	6 25	Abds.	12 9
64	6 30	5 30	11 0	6 17 28	0 23	6 42	● 6 22	11 55
65	6 28	5 32	11 4	5 54 18	6 19 N.		7 45	11 42
66	6 26	5 34	11 8	5 31 5	12 45		9 9	11 28
67	6 24	5 36	11 12	5 7 44	18 34		10 55	11 13
68	6 22	5 38	11 16	4 44 20	25 19	am Tage auf.	zunehmende Mond Morgs.	10 58
69	6 21	5 39	11 18	4 20 55	26 38		0 2	10 43
70	6 19	5 41	11 22	3 57 23	28 14		1 25	10 27
71	6 17	5 43	11 26	3 33 50	28 0		) 2 38	10 11
72	6 16	5 44	11 28	3 10 15	25 59		3 56	9 54
73	6 14	5 46	11 32	2 46 37	22 30		4 20	9 38
74	6 12	5 48	11 36	2 22 58	17 49		4 50	9 21
75	6 10	5 50	11 40	1 59 18	12 22		5 13	9 4
76	6 8	5 52	11 44	1 35 37	6 27		5 31	8 46
77	6 6	5 54	11 48	1 11 55	0 22	Abds.	5 46	8 28
78	6 4	5 56	11 52	0 48 13	5 37 S.	6 53 ○	6 0	8 11
79	6 2	5 58	11 56	0 24 31	11 17	8 4	Tage abneh.	7 52
80	6 1	5 59	11 58	Nördlich	16 26	9 14		7 34
81	6 0	0 0	12 0	0 22 52	20 52	10 25		7 16
82	5 58	6 2	12 4	0 46 52	24 21	11 55	unter.	6 58
83	5 56	6 4	12 8	1 10 10	26 53	Morgs.	wende Mond	6 39
84	5 54	6 6	12 12	1 33 47	28 9	0 42		6 21
85	5 53	6 7	12 14	1 57 21	28 8	1 43		6 2
86	5 51	6 9	12 18	2 20 53	26 46	2 34 (		5 44
87	5 49	6 11	12 22	2 44 22	24 6	3 14		5 25
88	5 47	6 13	12 26	3 7 48	20 14	3 46		5 6
89	5 46	6 15	12 30	3 31 10	15 19	4 11	geht	4 48
90	5 44	6 16	12 32	3 54 29	9 32	4 51		4 30
91	5 42	6 18	12 36	4 17 43	5 6	4 47		4 11

Szenen am Himmel.

I. Die Sonne.

Die Sonne tritt in das Zeichen des Widders (♈) Freitag am 20. März um 1 Uhr 46 min. Abds., Wien. Zeit. Der Keime- oder Ostermond beginnt mit diesem astronomischen Neujahrstage der Natur. Astronomischer Frühlings-Anfang. Tag- und Nachtgleiche.

II. Der Mond.

(Mondesphasen — Mondeslichtgestalten.)

● Neumond am 4. März um 5 U. 11 m. Morgs.
) Erstes Viertel am 11. um 0 U. 14 m. Morgs.
○ Vollmond am 18. um 5 Uhr 36 min. Morgs.
(Letztes Viertel am 26. um 7 U. 47 m. Morgs.

Der Mond kommt in die Erdnähe am 8., in die Erdferne am 23. März; — geht durch den Aequator nach Norden am 4., nach Süden am 17., nach Norden am 31. März; — hat am 10. die größte nördliche, am 24. die größte südliche Abweichung (Mondeswende); — passirt am 3. die Sonne, am 4. den Merkur und Uran, am 5. den Mars, am 22. den Jupiter, am 25. den Saturn, am 31. die Venus und Uran.

III. Planetensichtbarkeit.

Merkur um den 20. als Abendstern vorzüglich sichtbar; am 1. bei Uran, am 10. bei Mars; — Venus, glanzvoller Morgenstern; am 31. beim Mond; — Mars wird in den Abendstrahlen der Sonne unsichtbar; am 10. bei Merkur; — Jupiter geht am 12. um 11 Uhr, am 26. um 10 Uhr Abends auf; — Saturn geht am 9. um 2 Uhr, am 25. um 1 Uhr Morgens auf; steht am 11. in der westlichen Quadratur; — Uran, unsichtbar, am 6. bei der Sonne, am 1. bei Merkur.

IV. Sternbilder.

Mitternächtlich kulminiren in diesem Monat im Süden der Becher, der östliche Theil des großen Löwen und der westliche der Jungfrau, beim Zenith der große Bär (Dubhe am 1.) und unter dem Pole der Cepheus und die Cassiopeja.

[E]rinnerung an merkwürdige Witterungs-Erscheinungen im Jahre 1838. — Der März 1838 hatte keine besonders [...]ndliche Witterung, und mehre sehr düstere Tage mit anhaltendem Regen, Schneegestöber und starkem Nebel, so am 6., 7. und [beso]nders am 8., 14. und 16. Am letzten Tage hatten wir die ganze Nacht Regen und Morgens einen so dichten, feuchten, [...]riechenden Nebel, daß man kaum 30 Schritt sehen konnte. Einen traurigen Ruf erhielt dieser Monat durch die vielen Ueber[schw]emmungen, die in den verschiedenen Gegenden Mitteleuropas fast den ganzen Monat hindurch währten. Unvergeßlich bleibt [die] große Ueberschwemmung von Ofen und Pesth am 13., 14., 15. und 16. März, die größte Ueberschwemmung der Donau seit [Men]schengedenken, deren umständliche Schilderung, so wie die Beschreibung der Verheerungen an andern Orten Ungarns, dann die [Übe]rschwemmungen der Oder, Weichsel, des Rheins ꝛc. der Jahrgang des Wanderers oder Pilgers 1839, S. 171 ff. aufbewahrt. — [In] den ersten Tagen des März bot die Umgegend von Rom einen traurigen Anblick dar, da durch den immerwährenden starken [Reg]en alle Niederungen unter Wasser gesetzt wurden. An manchen Orten gingen die Aussaaten verloren, da fast alle Bäche gleich [Str]ömen angeschwollen waren und die Flüsse ihre Betten verlassen hatten. In der Mitte des Monats aber hatte Rom das hei[ter]e Frühlingswetter. Auch in Neapel war im Beginn des März die Witterung anhaltend schlecht; es verging kein Tag ohne [Reg]en. Der Vesuv war um diese Zeit sehr thätig, und sein Krater warf Flammen und glühende Lava aus. Eine sehr milde [Wit]terung hatte man um Toulon im südlichen Frankreich; am 1. März fiel daselbst eine große Menge Hagel, der Donner ließ sich [mit] Heftigkeit vernehmen und der außerordentlich düstere Himmel war zeitweise von Blitzen beleuchtet, die sich fast ununterbrochen [folgt]en. Man hätte glauben können, der Monat Juni sei bereits eingezogen. Am 21. März wüthete in Liverpool ein fürchter[liche]r Orkan. In der Mitte des Monats Erdbeben zu San Giuseppe, einem Dorfe 20 Meilen südlich von Palermo in Sizilien.

IV. April, APRILIS, Keimemond, Ostermond, Lenz oder Frühjahr.

Monats- und Wochentage.		Kalender für Katholiken und Protestanten.		Griechisch-russischer März.	Jüdischer VII. Veadar 5600.	Türkischer I. Moharrem 1256.	Naturkalender. Wahrzeichen des Tages. Geschichte der Natur in unserer Zone.
1	Mittw.	Hugo ✝	Theodora	20 Joh. S.	27	28	Auf Flüssen schwimmt d. blüh. Frühl.-Wasserstern.
2	Donrst.	Franz v. Paul ●	Theodos.	21 Jak. B.	28	29	☿ und ♂ beisam. — Militär-Exercierzeit beginnt.
3	Freitag	Richard, B. ✝	Darius	22 Basilius	29	30 5. Tsum	☾ bei ☿ und ♂. — Das Repphuhn brütet.
4	Samst.	Isidor, Erzb. ✝	Ambros	23 Nicom.	1 Nisan	1 Safar	Gr. Thermometerdifferenz Morg. u. Nachmittags.
5. Judica. Dominica passionis. Schwarzer oder Maisonntag. Kath. u. prot. Ev. Die Juden wollten Jesum steinigen. Joh. 8.							
5	Sonnt.	5 Emilie	5 Hoseas	24 7 Zachar.	2 Tod d. Kinder Aarons	2	Spiele der Jugend im Freien. Allgemeiner Anbau.
6	Mont.	Cölestin	Irenäus	25 M. Verk.	3	3	♀ und Uran beisammen. — Die Weinrebe thränt.
7	Dienst.	Hermann, Pr.	Eberhard	26 Gabr. E.	4	4	☿ bei der ☉ unten. — Mittlere Jahrestemperatur.
8	Mittw.	Albert, Patr. ✝	Albert	27 Matron.	5	5	♀ i. d. ☉ ferne. — Birken u. Buchen schlagen aus.
9	Donrst.	Demetrius ☽	Bogislaus	28 Hilarius	6	6	Frösche quaken. Die Insektenwelt belebt.
10	Freitag	7 Schm. Mar. ✝	Daniel	29 Markus	7	7 6. Tsum	Schwalben, Rohrsänger, Grasmücken rc. sind da.
11	Samst.	Leo der Große ✝	Ezechiel	30 Joh. Cl.	8 31. Sab.	8	Der Kukuk ruft. — Maikäfer erscheinen.
6. Palmsonntag. Domine ne longe. Kath. und prot. Evang. Vom Einzug Christi zu Jerusalem. Matth. 21.							
12	Sonnt.	6 Julius	6 Julius	31 8 Hypat.	9	9	Die Charwoche beginnt. Normatage.
13	Mont.	Hermenegild	Patricius	1 April	10 Fasten	10	Das Eis schmilzt zu Abo und bei Petersburg.
14	Dienst.	Tiburtius	Tiburtius	2 Titus	11	11	Johannis- und Stachelbeerarten. Rüben blühen.
15	Mittw.	Anastasia ✝	Olympia	3 Nicetas	12	12	Reines Himmelskolorit. Spaziergänge ins Freie.
16	Donrst.	Gründonn. ○ ✝	Gründonn.	4 Joseph	13	13) glückliche Tage	☿ im absteigend. Knoten. — Heil. Gedächtnißtag.
17	Freitag	Charfreitag ✝	Charfreit.	5 Theodul	14 Osterfab.	14)	Allgemeine Andacht. — Die Nachtigall erscheint
18	Samst.	Ostersamstag ✝	Ostersamst.	6 Eutych.	15 Passah-Anf. (Ostern)	15)	und lieblich flötet sie. — Mond bei Jupiter.
Ostern. Resurrexi. Kath. und protest. Evang. Von der Auferstehung Christi. Mark. 16.							
19	Sonnt.	Osterfest	Osterfest	7 9 Georg	16 zweit. Fest	16	Allauferstehung. Geburtst. Sr. Maj. d. Kaisers.
20	Mont.	Ostermontag ♉	Ostermont.	8 Thomas	17	17	☉ i. ♉. Pappeln, Ulmen, Eschen, Espen rc. blühen.
21	Dienst.	Anselm, Erzb.	Adolar	9 Eupsich.	18	18	☾ b. ♄. Allgemeine Blütezeit der Fruchtbäume.
22	Mittw.	Soter u. Cajus	Soter	10 Terent.	19	19	Der Tag wird noch um 2 Stunden länger.
23	Donrst.	Adalbert, Bisch.	Albrecht	11 Antip.	20	20	Barsch, Rothauge rc. laichen. — Uhu paart sich.
24	Freitag	Georg, R. u. M.	Georg	12 Basil.	21 sieb. Fest	21 8. Tsum	☾ bei Ceres. — Krains Landespatron. Feiertag.
25	Samst.	Markus, Ev. ☾	Markus	13 Artemon	22 Passah-E.	22	Großes Fest zu Venedig. — Schulprozessionen.
Weißer Sonntag. Quasimodogeniti. Kath. und protest. Evang. Jesus ging durch verschlossene Thüren. Joh. 20.							
26	Sonnt.	1 Cletus	1 Cletus	14 Osterfest	23	23	☿ und ♀ beisammen. Laubwälder begrünen sich.
27	Mont.	Peregrin	Anastas	15 Osterm.	24	24	☿ in der ☉ ferne. — In Städten Quartierwechsel.
28	Dienst.	Vitalis	Vitalis	16 Agapia	25	25	☾ b. Uran. — Igel ranzen, Hamster, Eichh. werfen.
29	Mittw.	Peter v. Ver.	Sybilla	17 Simeon	26 Fast. wegen Josuas Tod	26	Reben, Linden und Ahornbäume schlagen aus.
30	Donrst.	Kathar. v. Sen.	Eutropius	18 Joh. D.	27	27	☾ b. ☿ u. ♀. ♀ gr. südl. Br. Wirthschaftsjahr endet.

Hauptmerkmale der Witterung. — Die steigende Sonne gießt milde den segnenden Lichtstrom herab. Wir freuen uns der Umbildung in der Natur, und erwarten mit Sehnsucht die Boten, welche die Frühlingsluft verkünden; aber der April ist stets voll Eigensinn und Laune, und läßt oft lange — wie im Jahre 1839 — die Regungen einer milderen und sonnigeren Witterung erwarten. Demungeachtet hat er unter allen Monaten die rascheste Entwickelung, doch immer mit Beibehaltung der Merkmale seines Charakters: Veränderlichkeit, Wechsel angenehmer Frühlingstage mit Regen, Stürmen und selbst mit vorüberziehenden Schneegestöbern. Die ersten Tage des Monats sind selten schön; im Mittel ist aber die Temperatur im Steigen und um 4 Gr. höher als im März. Auch pflegt nach der Mitte oft ein Rückschritt der Wärme einzutreten, was aber mehr für einzelne Gegenden gilt, da sich die Veränderlichkeit dieses Monats auch dadurch zeigt, daß die Wärmegrade einzelner Gegenden, deren mittlere Jahrestemperatur sonst weniger verschieden ist, sich als verschieden ergeben. In den kältesten Tagen dieses Monats sinkt das Thermometer noch einige Grade unter den Eispunkt, und nie blieb der April ganz von Frost oder doch von Nachtreif verschont. In einzelnen Jahren erhöht sich die Temperatur in den letzten Tagen des April schon auf 21 bis 24 Gr. R., und die obersten Erdschichten erhitzen sich an heiteren Tagen im Sonnenschein nicht selten schon bis 30 Gr. Unter 133 Jahren ist der April 20 Mal ohne Schnee geblieben. Das erste Gewitter erscheint durchschnittlich am 17. April, der letzte Schneefall am 22. Der April ist im Durchschnitt der feuchteste Monat und die Ausdünstung bedeutend stärker als im März. Nebel sind selten; nur 2 in 3 Jahren. Der hie und da fallende Graupenhagel, eben so einzelne vorübergehende Regengüsse zeigen gewöhnlich starke, oft schnell zwischen positiv und negativ wechselnde Elektricitäten. — Trifft vor dem Georgitag (24. April), von dem sich in unseren Breiten der wirkliche Eintritt des Frühlings datirt, schönes, besonders warmes Wetter, so fürchtet man nach demselben rauhes und nasses, und man hat den Glauben: es müssen sich die Frösche nach demselben so lange verbergen, als sie sich vor demselben gezeigt haben, und es komme, wenn vor ihm der Regen gemangelt hat, nach ihm desto mehr, und umgekehrt.

ril. — Französisch: *Avril.* — Nach dem franz. Revol.-Naturkal.: *Germinal.* — Italienisch: *Aprile.* — Spanisch: *Abril.* — Englisch: *April.* — Böhmisch: **Duben** (Eichenmonat).

Tag im Jahr	Sonnen- Aufg. U. M.	Untrg. U. M.	Tages- länge St. M.	Abweichung der ☉ Nörd. Gr. M. S.	des ☾ G. M.	Mondes- Aufg. U. M.	Untrg. U. M.	Uhren zu früh M. S.
92	5 41	6 19	12 38	4 40 52	3 58 N.	5 1	Abds.	3 53
93	5 39	6 21	12 42	5 3 57	10 19	5 17	● 6 44	3 35
94	5 37	6 23	12 46	5 26 56	16 35		8 11	3 17
95	5 35	6 25	12 50	5 49 50	21 51		9 40	2 59
96	5 33	6 27	12 54	6 12 37	25 44	Der zunehmende Mond geht am Tage auf.	11 8	2 42
97	5 31	6 29	12 58	6 35 18	27 53		Morgs	2 24
98	5 30	6 30	13 0	6 57 52	28 6		0 27	2 7
99	5 28	6 32	13 4	7 20 19	26 28		1 32	1 50
100	5 26	6 34	13 8	7 42 38	23 16		) 2 21	1 33
101	5 25	6 35	13 10	8 4 49	18 53		2 34	1 17
102	5 23	6 37	13 14	8 26 53	13 39		3 18	1 0
103	5 22	6 38	13 16	8 48 47	7 55		3 37	0 44
104	5 20	6 40	13 20	9 10 33	1 59		3 53	0 28
105	5 18	6 42	13 24	9 32 10	3 57 S		4 7	0 13
106	5 17	6 43	13 26	9 53 37	9 39	Abds.	4 21	zu spät
107	5 15	6 45	13 30	10 14 54	14 34	6 59	○ 4 35	0 17
108	5 13	6 47	13 34	10 36 1	19 32	8 11	Der abnehmende Mond geht am Tage unter.	0 31
109	5 12	6 48	13 36	10 56 58	23 20	9 21		0 43
110	5 10	6 50	13 40	11 17 44	26 7	10 29		0 59
111	5 8	6 52	13 44	11 38 19	27 43	11 32		1 12
112	5 6	6 54	13 48	11 58 43	28 6	Morgs		1 25
113	5 4	6 56	13 52	12 18 55	27 9	0 27		1 37
114	5 2	6 58	13 56	12 38 55	24 53	1 12		1 49
115	5 0	7 0	14 0	12 58 42	21 31	1 43		2 0
116	4 58	7 2	14 4	13 18 17	17 4	2 10 ☾		2 11
117	4 57	7 3	14 6	13 37 39	11 44	2 30		2 21
118	4 55	7 5	14 10	13 56 47	5 42	2 47		2 31
119	4 53	7 7	14 14	14 15 42	0 48 N.	3 3		2 40
120	4 51	7 9	14 18	14 34 25	7 28	3 20		2 49
121	4 50	7 11	14 22	14 52 30	13 56	3 37		2 57

Szenen am Himmel.

I. Die Sonne

Die Sonne tritt in das Zeichen des Stiers (♉) Montag am 20. April um 2 Uhr 1 min. Morgs., Wien. Zeit. Der Laub- und Blütenmond fängt an.

II. Der Mond.

(Mondesphasen — Mondeslichtgestalten).

● Neumond am 2. April um 4 Uhr 26 min. Abds.
) Erstes Viertel am 9. um 7 Uhr 27 min. Morgs.
○ Vollmond am 16. um 9 Uhr 1 min. Abends.
(Letztes Viertel am 25. um 0 Uhr 52 min. Morgs.

Der Mond kommt in die Erdnähe am 4., in die Erdferne am 20. April; — geht durch den Aequator nach Süden am 13., nach Norden am 28. April; — hat am 7. die größte nördliche, am 21. die größte südliche Abweichung (Mondeswende); — passirt am 2. die Sonne, am 3. den Merkur und Mars, am 18. den Jupiter, am 21. den Saturn, am 28. den Uran, am 30. den Merkur und die Venus.

III. Planetensichtbarkeit.

Merkur am 7. bei der Sonne (unten), unsichtbar; am 2. bei Mars, am 26. bei Venus; — Venus steht in der Morgendämmerung; am 6. bei Uran, am 26. bei Merkur; Mars, unsichtbar; am 2. bei Merkur; — Jupiter geht am 9. um 9 Uhr, am 21. um 8 Uhr Abends auf; — Saturn geht am 8. um Mitternacht, am 23. um 11 Uhr Abends auf; — Uran wird als Morgenstern sichtbar, geht am 17. um 4 Uhr Morgens auf; am 6. bei Venus.

IV. Sternbilder.

Mitternächtlich kulminiren in diesem Monat im Süden die Jungfrau (Spika am 9.), beim Zenith der hintere Theil des großen Bären, die Jagdhunde und der westliche Theil des Bootes (Arktur am 25.), und unter dem Pol die Cassiopeja, Andromeda und der obere Theil des Perseus.

Erinnerung an merkwürdige Witterungs-Erscheinungen im Jahre 1838. — Der April dieses Jahres hatte im Ganzen t besonders angenehme, ja er hatte ungünstige Witterung, welche in vielen Gegenden Besorgnisse erweckte; doch hatten wir nders zu Ende der ersten Hälfte heitere und freundliche Tage; die meisten Tage des April waren sehr windig; der 13. brachte Schneewetter mit Sturm, und der 26. ein ziemlich starkes Gewitter mit Sturm und Schlossen. Am 13. April sah man in Wien erste Rauchschwalbe, während schon am 8. in Brünn die erste Schwalbe gesehen wurde. In Pesth blühten die Pfirsichbäume schon ing April, und die Vegetation trieb rasch in die Höhe, während man in Galizien ein so ungünstiges Wetter hatte, daß daselbst 17. so viel Schnee fiel, daß zwei Tage vergingen, ehe derselbe bei einer Temperatur von + 3 Gr. geschmolzen war; im Sanokreise fuhr man um diese Zeit mit Schlitten. Vor und nach dem 20. hatte es in Paris gestürmt, gehagelt, geschneit, geregnet, alle frischen Blätter und Knospen wurden versengt; die Aprikosenbäume waren förmlich erfroren, und wie vor einem Jahre Grippe war daselbst Halsweh epidemisch. Während man zu Christiania in Norwegen völlig weiße Ostern (15. April) hatte, hatte um dieselbe Zeit schöne, sonnenhelle Tage, aber bald bedeckten sich die Sabiner Berge Roms mit neuem Schnee, und ein Nacher trat ein, den erst die Mainacht verscheuchte. In Neapel bot die Witterung die größten Abweichungen dar, und man sah sich einem Tage zum andern vom Winter in Sommer und dann wieder in Winter versetzt. Dieser Wechsel gab Stoff zu vielen ıkheiten, und eine Art Nervenfieber raffte viele Menschen weg. — Blitzschlag am 8. April zu Prag; es schlug in die zur Färberführende hölzerne Brücke ein. — Durch Stürme vom 16. zum 17. April sind mehre Schiffe gescheitert. Am 8. April furchtbarer Orkan in Indien. In der Stadt Kisljär in Kaukasien sah man am 16. April um 8 Uhr Abends ein feuriges Meteor, das vollnen die Figur einer Schlange hatte und sich gegen eine Viertelstunde sichtbar am Himmel erhielt. Das Meteor war in einer ndigen wellenförmigen Bewegung und verbreitete helle Strahlen. Zuerst begann der Schweif zu schwinden, am längsten hielt das Licht am Hinterkopfe, das sich zuletzt in einen Ring, ähnlich einem großen Sterne, formirte, bis auch dieses schwand.

V. Mai, MAJUS, Laub- und Blütenmond.

Monats- und Wochentage.		Kalender für Katholiken	und Protestanten	Griechisch-russischer April.	Jüdischer VIII. Nisan 5600.	Türkischer II. Safar 1256.	Naturkalender. Wahrzeichen des Tages. Geschichte der Natur in unserer Zone.
1	Freitag	Philipp u. Jak.	Phil. u. Jak.	19 Joh. H.	28	28 9. Tsum	Hochgefeierter Neujahrstag der Natur.
2	Samst.	Athanasius ●	Sigmund	20 Theodor	29 34. Sab	29 Festd. Welt	Im Süden Europa's die Orangen in höchster Reife.
2. Misericordia Domini. (Pastor bonus.) Kath. und prot. Evang. Vom guten Hirten. Joh. 10.							
3	Sonnt.	2 Kreuzerfind.	2 Kreuzerf.	21 1 Jan.	30 Roschod	1 Rebi el-awwel	Sternkreuzordensf. in Wien. Die Wachtel schlägt.
4	Mont.	Florian	Florian	22 Paracl.	1 Ijar	2	♃ Oppos. — ♂ bei der ☉. — Frühlingsmitte.
5	Dienst.	Gotthard	Gotthard	23 Georg	2	3	☿ gr. westl. Ausweich. — Korn schießt in Aehren.
6	Mittw.	Johann v. d. Pf.	Joh v. d. Pf.	24 Sabbas	3	4	Das Eis zu Umea, im schwed. Lappland, schmilzt.
7	Donnst.	Stanislaus	Gottfried	25 Markus	4	5	Polens Landespatr. — Fütterung m. grünem Klee.
8	Freitag	Mich. Ersch. ☽	Stanisl.	26 Basil.	5	6 10. Tsum	Eichen, Akazien, Wallnüsse schlagen aus.
9	Samst.	Gregor	Hiob	27 Simeon	6 35. Sab.	7	Mandelkrähe, Pirol, Fliegenschnäpper rc. erschein.
3. Jubilate. Kath. und prot. Evang. Ueber ein Kleines werdet Ihr mich sehen. Joh. 16.							
10	Sonnt.	3 Antonin	3 Epimach.	28 2 Jason	7 Einweih. d. Tempels	8 Medina wird Resid.	Türkischer Holler, Ebereschen, Weißdorn rc. blühen.
11	Mont.	Mamertus	Mamertus	29 9 Märt.	8	9	Hechte, Welse laichen. — Badezeit beginnt.
12	Dienst.	Pankraz	Pankraz	30 Jakob A.	9	10	♂ l. ♀. Auspflanzen d. Gemüse-Setzlinge i. Freie.
13	Mittw.	Peter Regulatus	Servatius	1 Mai	10	11 Heil. Nacht	Schwertlilien blühen. — Weingelände grün.
14	Donnst.	Bonifaz	Christine	2 Athan.	11 Fasten	12 Mahomeds Geburt	Kleiner Ehrenpreis-, Kohl- u. Kleearten in d. Blüte.
15	Freitag	Sophie	Sophie	3 Timoth.	12	13) 11. Tsum	☾ bei ♃. — Grenze d. Frühlings u. Vorsommers
16	Samst.	Joh. v. Nep. ☽	Joh. v. N.	4 Pel. M.	13 36. Sab	14) gl. Tage	Böhmens Landespatron. Großes Volksfest
4. Cantate. Kath. und protest. Evang. Vom Hingang Christi. Joh. 16.							
17	Sonnt.	4 Bruno, B.	4 Jodokus	5 3 Irene	14 kl. Ostern	15 gl. Tage	☿ gr. süd. Br. Zahle. Besuche d. Lust- u. Landhäuser.
18	Mont.	Erich, K.	Liborius	6 Hiob	15	16	☾ b ♄. Viele Vögel haben längst flügge Junge.
19	Dienst.	Ivo, Peter, Cöl.	Potentiana	7 Kreuzerf.	16	17	Vesta Opposit. — Salat an der Tagesordnung.
20	Mittw.	Bernardin.	Athanas	8 Joh. T.	17	18	Krebse legen Eier. — Grillen zirpen.
21	Donnst.	Felix Cant. ♊	Prudenz	9 Isaias	18 Lagbeomer (Schülerf.)	19	☉ tritt in die Zwillinge. — Akazien blühen.
22	Freitag	Julia,	Helena	10 Simeon	19	20 12. Tsum	Störe, Lachse rc. steigen aufwärts in den Flüssen.
23	Samst.	Desiderius	Desiderius	11 Mocius	20 37. Sab.	21	Die Königin der Blumenwelt, die Rose, in Flor
5. Rogate. Vocem jucunditatis. Kath. und protest. Evang. Bittet, so wird Euch gegeben werden. Joh. 16.							
24	Sonnt.	5 Johanna ☾	5 Susanna	12 4 Epiph.	21	22	Quitten, Kastanien, Buchen, Eichen blühen.
25	Mont.	Bitttage: Urban	Urban	13 318 Vät.	22	23 Tod Mahomeds	☾ b. Uran. Bitttage. Flurumgang. Zahle, Walls.
26	Dienst.	Bitttage: Philipp Neri	Philipp N.	14 Isidor	23 Fasten	24	Gewinnreiche Zeit für Meiereien. Gurken erschein.
27	Mittw.	Bitttage: Joh., Papst	Beda	15 Pachom.	24	25	☿ u. ♀ beisammen. — Seidenraupen lebend.
28	Donnst.	Christi Himmelf.	Chr. Himlf.	16 Theodor	25	26	Fest des Triumphes, des Trostes u. der Hoffnung.
29	Freitag	Constantin, M.	Maximus	17 Andron.	26	27 13. Tsum	Die Schwärmezeit der Bienen hat begonnen.
30	Samst.	Ferdinand	Eduard	18 Theodot.	27 38. Sab.	28	☾ b. ♀, ☿ u ♂. — Namensf. Sr. Maj. d. Kaisers.
6. Exaudi Domine. Kath. und protest. Evang. Von dem Tröster. Joh. 15. u. 16.							
31	Sonnt.	6 Angela Mer. ◐	6 Petronel.	19 5 Patric.	23 Fasten	29	Anfang des Obstjahres. Borkenkäfer schwärmen.

Hauptmerkmale der Witterung. — Als charakterisirende Merkmale dieses Monats sind wir gewöhnt anzunehmen: eine helle, reine Atmosphäre; kühle Morgen, warme Mittage; angenehme und erquickende Abende, im Ganzen eine heitere, lebensfröhliche Physiognomie. Doch tritt in Mitten dieser Lichtenseiten des Mai als Schlagschatten die vom Landmann mit Recht gefürchtete sogenannte Schlehdorns- oder Wallfahrtskälte ein, eine Unregelmäßigkeit in der Witterung, ein schnelles Rückwärtsgehen der Wärme, daß man mit Recht annehmen kann, eine solche Anomalie treffe man in sonst keinem Monat des Jahres. Um die Kälte dieser kritischen Tage um Mamertus, Servatius und Pankratius zu erklären, ist man auf die Idee gefallen, es müsse um diese Zeit unsere Erde auf ihrer Bahn in eine Region des Aethers kommen, wo durch diesen eine Abkühlung unserer Atmosphäre bewirkt werde. Diese Erklärung könnte manches für sich haben, wenn man in Erwägung zieht, daß durch den Aether der Dunstkreis zusammengedrückt, und so die Kälte erzeugt wird. Näher scheint uns die Veranlassung dieser Kälte darin zu liegen, daß um diese Zeit die nördlichen Flüsse, Dwina rc., aufgehen. Fast immer kommt diese Kälte mit Nordost, bei steigendem Barometer und heiterem Himmel; zuweilen gehen kühle Regen vorher; Schnee bringt sie nicht; dieser fällt, wenn er im Mai noch erscheint, mit West oder Nordwest und ohne Frost. Doch sind dieß nicht die letzten Tage, welche den Hoffnungen des Landmannes Gefahr drohen, denn der Nachtfrost kann sich noch zu Ende des Monats, selbst im Juni, zeigen. — Sonst ist die Witterung dieses Monats gewöhnlich weniger veränderlich als im April, und die Wärme erhöht sich schnell, besonders in den ersten 10 Tagen und gegen Ende des Monats; sie übertrifft die Temperatur des April um 4,2 Grade; Nebel sind selten, nur 2 in 9 Jahren. Gegen Ende des Monats brechen häufig Gewitter aus, die für manche Gegenden durch Schloßen gefährlich werden. — Die zunehmende Wärme vermehrt die Aufregung der Geisteskrankheiten.

ii. — Französisch: *Mai.* — Nach dem franz. Revol.-Naturkal.: *Floréal.* — Italienisch: *Maggio.* — Spanisch: *Mayo.* — Englisch: *May.* — Böhmisch: *Máy.*

Tag im Jahr	Sonnen- Aufg. U. M.	Sonnen- Untrg. U. M.	Tageslänge St. M.	Abweichung der ☉ Süd G. M. S.	Abweichung des ☾ G. M.	Mondes- Aufg. U. M.	Mondes- Untrg. U. M.	Uhren zu früh M. S.
122	4 48	7 12	14 24	15 11 2	19 42 N.	3 50	Abds.	3 5
123	4 47	7 13	14 26	15 28 58	24 17	4 21 ●	8 40	3 12
124	4 46	7 14	14 28	15 46 40	27 10	Geht am Tage / Der zunehmende	10 4	3 19
125	4 45	7 15	14 30	16 4 6	28 5		11 17	3 25
126	4 44	7 16	14 32	16 21 16	26 56		Morg.	3 30
127	4 42	7 18	14 36	16 38 9	24 3		0 15	3 35
128	4 41	7 19	14 38	16 54 46	19 50		0 55	3 39
129	4 40	7 20	14 40	17 11 6	14 43		) 1 22	3 43
130	4 38	7 22	14 44	17 27 9	9 5		1 43	3 47
131	4 36	7 24	14 48	17 42 54	3 12	auf / Mond	1 59	3 49
132	4 35	7 26	14 52	17 58 22	2 42 S.		2 15	3 52
133	4 33	7 27	14 54	18 15 31	8 25		2 28	3 53
134	4 32	7 28	14 56	18 28 22	15 41		2 42	3 54
135	4 30	7 30	15 0	18 42 51	18 25		2 56	3 56
136	4 29	7 31	15 2	18 57 8	22 23	Abds.	3 15	3 55
137	4 28	7 32	15 4	19 11 2	25 25	8 19 ○	3 56	3 54
138	4 27	7 33	15 6	19 24 37	27 19	9 25	am Tage / Der abnehmende	3 53
139	4 26	7 34	15 8	19 37 52	27 38	10 22		3 51
140	4 25	7 35	15 10	19 50 48	27 20	11 9		3 49
141	4 24	7 36	15 12	20 3 25	25 26	11 45		3 46
142	4 23	7 37	15 14	20 15 37	22 21	Morg.		3 42
143	4 22	7 38	15 16	20 27 31	18 14	0 15		3 38
144	4 21	7 39	15 18	20 39 4	13 16	0 35		3 34
145	4 20	7 40	15 20	20 50 16	7 36	0 55 ☾	unter. / Mond geht	3 29
146	4 19	7 41	15 22	21 1 6	1 27	1 8		3 23
147	4 18	7 42	15 24	21 11 55	4 39 N.	1 22		3 17
148	4 17	7 43	15 26	21 21 42	11 22	1 39		3 10
149	4 16	7 44	15 28	21 31 27	17 21	1 57		3 3
150	4 15	7 45	15 30	21 40 49	22 26	2 19		2 55
151	4 15	7 45	15 31	21 49 50	26 5	2 48	Abds.	2 47
152	4 14	7 46	15 32	21 58 27	27 50	3 28 ●	8 51	2 59

Szenen am Himmel.

I. Die Sonne.

Die Sonne tritt in das Zeichen der Zwillinge (♊) Donnerstag am 21. Mai um 2 Uhr 15 min. Morgs., Wien. Zeit. Der Gras- oder Rosenmond beginnt.

II. Der Mond.

(Mondesphasen — Mondeslichtgestalten.)

● Neumond am 2. Mai um 1 U. 11 min. Morgs.
) Erstes Viertel am 8. um 3 Uhr 55 min. Abds.
○ Vollmond am 16. um 0 Uhr 36 min. Abends.
(Letztes Viertel am 24. um 2 Uhr 29 min. Abds.
● Neumond am 31. um 8 Uhr 20 min. Morgs.

Der Mond kommt in die Erdnähe am 2., in die Erdferne am 17., in die Erdnähe am 31. Mai; — geht durch den Aequator nach Süden am 11., nach Norden am 25. Mai; — hat am 4. die größte nördliche, am 18. die größte südliche, am 31. die größte nördliche Abweichung (Mondeswende); — passirt am 1. die Sonne, am 2. den Mars, am 15. den Jupiter, am 18. den Saturn, am 25. den Uran, am 30. die Sonne, Merkur, Venus und Mars.

III. Planetensichtbarkeit.

Merkur um den 5. als Morgenstern vorzüglich sichtbar; am 27. bei Venus; — Venus in der Morgendämmerung; am 27. bei Merkur; — Mars, unsichtbar; am 4. bei der Sonne; — Jupiter steht am 4. der Sonne gegenüber, glänzt Abends im Osten und Morgens im Westen; — Saturn geht am 7. um 10 Uhr, am 22. um 9 Uhr Abends auf; — Uran geht am 3. um 3 Uhr, am 18. um 2 Uhr Morgens auf.

IV. Sternbilder.

Mitternächtlich kulminiren in diesem Monat im Süden der östliche Theil der Jungfrau, der Skorpion und der westliche Theil des Ophiuchus; beim Zenith der nördliche Theil des Bootes, der Quadrant, die Krone und der westliche Theil des Herkules, und unter dem Pole ein Theil der Cassiopeja, des Perseus und der westliche Theil des Fuhrmanns.

Erinnerung an merkwürdige Witterungs-Erscheinungen im Jahre 1838. — Der Mai begann bei uns mit schönen, men, heitern Tagen, (am 9. + 18 Grade); aber mit dem Eintreten der Schlehdornskälte, am 10., bei starkem Nordostwinde, den die Hoffnungen besonders des Winzers und des Pomologen großentheils vernichtet; an dem genannten Tage hatten wir 8 1/2 Uhr Früh + 8 Grade, eine Stunde später 7 Gr. und um 11 Uhr 5 Gr. Dieser schnelle Rücktritt der Wärme fand beinahe ganz Mitteleuropa statt. In München hatte man am 9. + 20 Grade und am 10. nur einen Grad über Null. In inpreußen hatte die Nacht vom 10. auf den 11. jede Aussicht auf das Gedeihen des bis dahin üppig sprossenden Weinstockes glich vernichtet; der Frost war hier so stark, daß auf den Gebirgen Eis fror und die Weinstocksprößlinge in einigen Gegenden arz erfroren herabfielen. In Petersburg trat diese Kälte gleichfalls plötzlich ein, und das Thermometer stand am 11. zu Mit- nur 4 1/2 Gr. über Null. In der zweiten Hälfte des Mai hatten wir mehre kühle Tage und im letzten Drittel besonders tichen Regen. Aus Berlin meldete man unter dem 23.: »Der Mai ist seit Menschengedenken nicht so kalt und unfreundlich esen, und die stürmischen Regennächte sind besonders empfindlich.« Auch in Petersburg war die Temperatur fortwährend rauh, und so unfreundlich, daß Alles zu den bereits beseitigten winterlichen Schutzmitteln greifen mußte. — Am 23. Hagelwetter Wolkenbrüche in den niederösterreichischen Gemeindebezirken Breitenau, Hochneukirchen ꝛc.; am 30 zu Regelbrunn, Höflein, kritz ꝛc., wo die Winterfrüchte fast gänzlich zerschlagen wurden; am 31. Mai wurden die Felder der Bezirke Grimmenstein, arndorf, Lichtenegg, Aigen ꝛc. durch einen Wolkenbruch überflutet und beschädigt. Am 28. Mai heftiges Gewitter in Süddeutschland am 30. ein verheerendes Hagelwetter zu Bartfeld in der Saroscher Gespanschaft in Ungarn, wo die Ernte ganz vernichtet ward. — Am rdstöße zu Genua; am 18. ein ziemlich heftiges Erdbeben zu Konstantine in Nordafrika und am 22. zu Meudre in Frankreich.

VI. Juni, JUNIUS, Brachmond, Grasmond, Rosenmond, Wonnemond.

Monats- und Wochentage.		Kalender für Katholiken	und Protestanten.	Griechisch-russischer Mai.	Jüdischer IX. Ijar 5600.	Türkischer III. Rebi-el-awwel 1256.	Naturkalender. Wahrzeichen des Tages. Geschichte der Natur in unserer Zone.
1	Mont.	Kuno v. T.	Nicomedes	20 Thallal.	29	30	Tägl. steigende Lebensfülle u. Ueppigkeit d. Natur.
2	Dienst.	Erasmus	Ephraim	21 Const. H.	1 Siwan	1 Rebi el-acher	Reisen zu Gesundbrunnen, Mineralquellen.
3	Mittw.	Klotilda	Erasmus	22 Basilisc.	2	2	Gewöhnlich d. Jahres lieblichst. Tage Leinsaatzeit.
4	Donnst.	Quirinus	Karpatius	23 Chr. Hlf.	3	3	☿ und ♂ beisammen. — Die Weinrebe blüht.
5	Freitag	Bonifazius	Bonifaz	24 Simeon	4	4 14. Tsum	☿ im aufsteigenden Knoten. — Köstliche Milch.
6	Samst.	Norbert	Benignus	25 H. Joh.	5 39. Sab.	5	Schmetterlinge u. Käfer zahlreich u. oft schädlich.
Pfingsten. Spiritus Domini. Kath. und protest. Evang. Wer mich liebt, hält mein Wort. Joh. 14.							
7	Sonnt.	Pfingstfest ☽	Pfingstfest	26 Carpus	6 Wochenfest (Pfingsten)	6	Hochfest. Moralisch physischer Firmungsanfang.
8	Mont.	Pfingstmontag	Pfingstm.	27 Joh. P.	7 zweit. Fest	7	Stichlinge, Güster, Alse, Barben, Welse, Roth-
9	Dienst.	Primus v. R.	Felician	28 Nicetas	8	8	augen, Bartgrundeln laichen. — ♄ i. d. Opposition.
10	Mittw.	Marg. Quat. ✝	Onuphrius	29 Theodos.	9	9	Die Dämmerung dauert die ganze Nacht.
11	Donnst.	Barnabas	Barnabas	30 Isaak	10	10	Uran in der westlichen Quadratur. ☾ bei Jupiter.
12	Freitag	Joh. v. Fac. ✝	Basilides	31 Hermine	11	11 15. Tsum	Kräftige Molken auf den Salaschen der mährischen
13	Samst.	Anton v. Pad. ✝	Tobias	1 Juni	12 40. Sab.	12	Wallachen. Molkenkur. — Kornblumen blühen.
1. Dreifaltigkeitssonntag. Domino in tua. Kath. Ev. Mir ist alle Gewalt gegeben. Matth. 28. Prot. Ev. Joseph und Nikodemus. Joh. 3.							
14	Sonnt.	1 Basilius	Trinitatis	2 Pfingsten	13	13 glückliche Tage	Die Hollerstaude duftet. — Die meisten Kräuter
15	Mont.	Vitus, Märt. ○	Vitus	3 Pfingstm.	14 Siege der Makkabäer	14	blühen u. bieten ihre Heilkraft den Menschen dar.
16	Dienst.	Franz Regis	Justina	4 Metroph.	15	15	♀ u. ♂ beisam. — Heidelbeeren, Aprikosen reifen.
17	Mittw.	Rainer	Volkmar	5 Quat.	16	16	Ruhren, gastrische u. Faulfieber machen sich geltend.
18	Donnst.	Fronleichnamsf.	Arnold	6 Norbert	17	17	Hohes Fest. Heilige Feier. Johannisbeeren reifen.
19	Freitag	Juliana Falc.	Gervasius	7 Theodat	18	18 16. Tsum	Die Streichzeit der meisten Fische ist vorüber.
20	Samst.	Sylverius	Sylverius	8 Theodor	19 41. Sab.	19	☿ gr. nördl. Breite. — Zugemüse in Fülle.
2. Factus est Dominus. Kath. Evang. Vom großen Abendmahle. Luk. 14. Prot. Evang. Von Lazarus u. dem reichen Manne. Luk. 16.							
21	Sonnt.	2 Aloys v. G. ♋	1 post Trin.	9 Allerhl.	20	20	☉ i. Krebs. Sommeranfang. Sonnenwendefeuer.
22	Mont.	Paulin	Achatius	10 Timoth.	21	21	Steter Tag (ohne Nacht) in Nordens Polarzone.
23	Dienst.	Ferdinand, P. ☾	Basilius	11 Barthol.	22	22	Hohe Heufuhren dem Dorfe zu. — Kirschenzeit.
24	Mittw.	Joh. d. Täuf.	Joh. d. T.	12 Onuph.	23	23	Schönste Lazurbläue des Firmaments.
25	Donnst.	Prosper	Eulogius	13 Aquilina	24 Fasten	24	Johanniswurm und Hirschkäfer herumfliegend.
26	Freitag	Herz-Jesufest	Jeremias	14 Elisäus	25	25 17. Tsum	♄ im ♌. — Junge Krebse kriechen aus den Eiern.
27	Samst.	Ladislaus, K. ✝	7 Schläfer	15 Amos P.	26 42. Sab.	26	Siebenbürgens Landesrateen. — Linde blüht.
3. Respice in me. Kath. Ev. Vom verlornen Schaf. Luk. 15. Prot. Ev. Vom großen Abendmahle Luk. 14.							
28	Sonnt.	3 Leo II, Papst	2 Leo	16 Tychon	27	27	Nachtigall, Kukuk u. and. Singvogel vernommen.
29	Mont.	Peter u. Paul ●	Pet. u. Paul	17 Emanuel	28	28	Mond bei Venus. — Erdbeeren in Fülle.
30	Dienst.	Pauls Ged.	Pauls Ged.	18 Leontius	29	29	Holzwachsthum endet. — Korn wird gelb.

Hauptmerkmale der Witterung. — Die Wärme nimmt in diesem schönen, fruchtbaren Monat, der uns hochgefeierte Tage bringt, deren Annehmlichkeit und Schönheit jeden fühlenden Naturfreund erfreuen müssen, noch immer merklich zu; doch ist sie, obgleich die Sonne in diesem Monat in unsern Gegenden ihren höchsten Stand erreicht, gewöhnlich niederer als in den zwei folgenden Monaten; sie ist im Mittel 2,59 Grad höher als im Mai und 1,12 Gr. niederer, als im Juli. Heitere Tage wechseln nicht selten mit Gewitterregen, welche hie und da rauhe, frostige Witterung zur Folge haben; gewöhnlich wird diese erst in der letzten Woche des Monats, nach Eintritt des Sommer-Solstitiums, beständiger und gleichförmig wärmer; im Allgemeinen steigt die Temperatur bis gegen die Mitte des Monats; vom 15. bis 22. vermindert sie sich häufig etwas, nicht selten als Folge kühler Regentage mit Nordwinden, die der Landmann nicht ungern sieht, und steigt dann gewöhnlich noch schneller. Oft klagt der Landmann über Dürre, obwohl im Ganzen eine Zunahme des Regens nach der Mitte des Monats nicht zu verkennen ist. Ein warmer, feuchter Juni entscheidet gewöhnlich über die Segensfülle des Jahres. Nebel sind selten (im Jahre 1839 war am 23. Morgens ein sehr dichter Nebel), dagegen häufig Höhenrauch, so wie Nebelschichten des Morgens bei Sonnenaufgang längs den Flüssen und in Gebirgsthälern. Fast täglich Gewitterformation. In der Meteorologie des Landmanns spielt der 8. Juni (der Tag Medardi) eine wichtige Rolle; er soll auf 40 Tage hinaus ein Vorbote der Witterung sein, und was er bringt sollen auch diese bringen. Dieß wörtlich nehmen zu wollen, wäre eine Thorheit, aber daß dieser Tag mit seiner Witterung ungefähr den Charakter derselben für die folgenden 40 Tage andeute, das ist erfahrungsmäßig, und kann dem Landwirthe immerhin zu einer gewissen Richtschnur dienen. Sonst läßt sich aber um so weniger eine gültige Witterungsregel auf die Tage, welche der gemeine Landmann als entscheidend für die Witterung annimmt, bauen, als diese oft auf veränderliche Feste fallen, mithin kein physikalischer Grund Anwendung finden kann; zudem widersprechen sich eine Menge derselben, denn während z. B. der eine auf viele Wochen hinaus Regen andeuten soll, fällt in der Zwischenzeit ein anderer, wo schönes Wetter ist, und nach welchem solches wieder auf mehre Wochen statt finden sollte.

uni. — Französisch: *Juin.* — Nach dem franz. Revol.-Naturkal.: *Prairéal.* — Italienisch: *Giugno.* — Spanisch: *Junio.* — Englisch: *June.* — Böhmisch: Čerwen (Wurmmonat).

Tag im Jahr	Sonnen- Aufg. U. M.	Sonnen- Untrg. U. M.	Tages-länge St. M.	Abweichung der ☉ Nrd. G. M. S.	Abweichung des ☾ G. M.	Mondes- Aufg. U. M.	Mondes- Untrg. U. M.	Uhren zu spät M. S.
153	4 13	7 47	15 34	22 6 41	27 28 N.	Der zunehmen-	☽ 9 58	2 30
154	4 12	7 48	15 36	22 14 53	25 7	de Mond geht	10 47	2 21
155	4 11	7 49	15 38	22 22 1	21 10	am Tage auf.	11 22	2 11
156	4 10	7 50	15 40	22 29 5	16 8		11 48	2 1
157	4 10	7 50	15 41	22 35 47	10 28		Morgs	1 51
158	4 9	7 51	15 42	22 42 4	4 50		0 7	1 40
159	4 8	7 52	15 44	22 47 57	1 28 S.		☽ 0 21	1 29
160	4 7	7 53	15 46	22 53 27	7 14		0 35	1 18
161	4 7	7 53	15 47	22 58 32	12 37		0 49	1 6
162	4 6	7 54	15 48	23 3 13	17 27		1 4	0 55
163	4 6	7 54	15 49	23 7 30	21 36		1 21	0 43
164	4 5	7 55	15 50	23 11 22	24 48		1 41	0 31
165	4 5	7 55	15 50	23 14 50	26 57		2 7	0 18
166	4 5	7 55	15 50	23 17 53	27 55	Abds.	2 42	0 6
167	4 5	7 55	15 50	23 20 32	27 31	9 7	○ 3 28	zu früh
168	4 4	7 56	15 51	23 22 46	25 52	9 46	Der abneh-	0 19
169	4 4	7 56	15 52	23 24 50	23 1	10 16	mende Mond	0 32
170	4 4	7 56	15 52	23 26 0	19 7	10 39	geht am	0 45
171	4 3	7 57	15 53	23 27 0	14 22	10 57	Tage unter.	0 58
172	4 3	7 57	15 54	23 27 35	8 55	11 15		1 11
173	4 3	7 57	15 54	23 27 45	3 0	11 29		1 24
174	4 3	7 57	15 54	23 27 31	3 12 N.	11 44		1 37
175	4 3	7 57	15 54	23 26 51	9 26	Morgs ☾		1 49
176	4 3	7 57	15 54	23 25 47	13 23	0 0		2 2
177	4 3	7 57	15 53	23 24 19	20 41	0 20		2 15
178	4 4	7 56	15 52	23 22 25	24 50	0 46		2 28
179	4 4	7 56	15 52	23 20 7	27 21	1 21		2 40
180	4 4	7 56	15 51	23 17 24	27 52	2 10	Abds.	2 53
181	4 5	7 55	15 50	23 14 17	16 18	3 14	● 8 38	3 5
182	4 5	7 55	15 50	23 10 45	22 53		9 18	3 17

Szenen am Himmel.

I. Die Sonne.

Die Sonne tritt in das Zeichen des Krebses (♋) Sonntag am 21. Juni um 10 Uhr 53 min. Morgens, Wien. Zeit. (Sommer-Sonnenwende). Der Wärme-, Reif- und Zeitigungsmond fängt an. Längster Tag. Hoher Sommer.

II. Der Mond.

(Mondesphasen — Mondeslichtgestalten.)

☽ Erstes Viertel am 7. Juni um 2 U. 22 m. Morgs.
○ Vollmond am 15. um 3 Uhr 54 min. Morgs.
☾ Letztes Viertel am 23. um 0 Uhr 36 min. Morgs.
● Neumond am 29. um 3 Uhr 5 min. Abends.

Der Mond kommt in die Erdferne am 14., in die Erdnähe am 28. Juni; — geht durch den Aequator nach Süden am 7., nach Norden am 21. Juni; — hat am 14. die größte südliche, am 28. die größte nördliche Abweichung (Mondeswende); — passirt am 11. den Jupiter, am 14. den Saturn, am 22. den Uran, am 28. den Mars, am 29. die Sonne und Venus, am 30. den Merkur.

III. Planetensichtbarkeit.

Merkur am 10. bei der Sonne (oben), unsichtbar; — Venus in den Morgenstrahlen der Sonne; — Mars, unsichtbar; — Jupiter steht Abends am Südosthimmel, geht am 15. um 2 Uhr, am 30. um 1 Uhr Morgens unter; — Saturn geht am 6. um 8 Uhr Abends auf; steht am 9. der Sonne gegenüber, ist die ganze Nacht sichtbar; — Uran geht am 3. um 1 Uhr Morgens, am 18. um Mitternacht auf.

IV. Sternbilder.

Mitternächtlich kulminiren in diesem Monat im Süden der Skorpion, der Ophiuchus und der Schütze; beim Zenith der Herkules, der Drache und die Leier, und unter dem Pol die Giraffe, der Fuhrmann und der Luchs.

Erinnerung an merkwürdige Witterungs-Erscheinungen im Jahre 1838. — Der Juni war bis zum 21. sehr regne- ; von da an aber brachte er die schönsten Sommertage; das Getreide stand üppig und hoch, und nur in den Niederungen en durch den anhaltenden Regen hie und da die Hoffnungen des Landmanns zerstört; die Wiesen gaben eine reichliche Ernte, die Obstbäume streckten ihre kahlen Aeste aus, ihre Blüte hatte die Kälte, ihre Blätter die verheerenden Raupen vertilgt. Messina in Sizilien hatte man dieß Jahr beinahe keinen Frühling, und die fast winterliche Kälte war mit dem Beginn dieses ats schnell auf + 21 Grad gestiegen. In Lissabon hatte man am 9. den höchsten Thermometerstand dieses Monats, Nach- gs 4 Uhr, mit 23 Gr. R.; sonst wehten aber in diesem Monate hier heftige und in diesem Himmelsstriche empfindliche - und Nordostwinde; oft bedeckte sich der Himmel Tagelang mit dichten Wolken; es fielen aber bloße Spritzer, die kaum Oberfläche des Bodens benetzten. Am 10. war die Nordseite der schwedischen Insel Oeland noch mit ungeheuern Eisblöcken ben, was besonders von der strengen Kälte zeugte, welche den Winter und den Frühling in diesen Gegenden auszeichnete. Eis hatte eine Dicke von 5 Fuß und erkältete die Luft in einem solchen Grade, daß alle Vegetation durch sie erstarb; seit chengedenken hatte man nichts Aehnliches erlebt. Aus dem Eismeere trieben noch häufige und gewaltige Eismassen umher, e ein von London nach Archangel segelndes Schiff in der Nähe des letztern Hafens zertrümmerten. — Zu Anfang des Juni erten furchtbare Gewitter und Wolkenbrüche einen großen Theil der Militärgrenze, und gegen Ende des Monats unter an- die Gebirgsgegenden Baierns. In der Nähe von Marienburg, am linken Nogatufer, erreichte am 9. eine Windhose eine von 50 bis 60 Fuß und etwa 20 Fuß im Durchmesser. — Am 11. Juni zwischen 11 und 1 Uhr umgab ein schöner gro- arbenkreis die matt glänzende Sonne; sein Durchmesser erschien dem Auge 28 bis 30 Fuß. — Erdbeben: am 7. auf der Meleda im dalmatischen Kreise Zara; am 23. zu Venedig, wo man 3 leichte wellenartige Erdstöße in der Richtung von gegen Westen verspürte, und womit ein sehr heftiges Sturm- und Hagelwetter verbunden war; zu Pesaro und Fano. — tige Fieber herrschten in einigen Theilen Londons in einem hohen Grade. Ausbruch der Pest in Syrien.

VII. Juli, JULIUS, Heumonat, Wärmemond, Reif- und Zeitigungsmond.

Monats- und Wochentage.		Kalender für Katholiken und Protestanten.		Griechisch-russischer Juni.	Jüdischer X. Siwan 5600.	Türkischer V. Dschema-diel-awwel. 1256.	Naturkalender. Wahrzeichen des Tages. Geschichte der Natur in unserer Zone.
1	Mittw.	Theob. v. Vic.	Theobald	19 Judas	30 Roschod	1 Dschemadi el-awwel.	☾ b. ♄. — Größte Entfern. der Erde v. d. Sonne.
2	Donnst.	Maria Heims.	M. Heims.	20 Method	1 Thamus	2	Jahresmitte. — Weichseln und Birnen reifen.
3	Freitag	Eulogius, Patr.	Cornelius	21 Julian.	2	3 18. Tsum	Gefürchtete Schlossenzeit. — Mehlthau häufig.
4	Samst.	Udalrikus	Ulrich	22 Euseb.	3 43. ba S.	4	Erdäpfel erscheinen. — Viel Abfallobst.
		4. Dominus illuminatio mea. Kath. Evang. Vom großen Fischzug Petri. Luk. 5. Prot. Evang. Vom verlornen Schaf. Luk. 15.					
5	Sonnt.	4 Domitius	3 Charlotte	23 Agripp.	4	5	Pallas Opposition. — Würziger Reifenduft.
6	Mont.	Isaias, Pr. ☽	Goar	24 Geb. Joh.	5	6	Brünner Hauptmarkt. — Jagd auf junge Enten.
7	Dienst.	Wilibald	Wilibald	25 Febronia	6	7	Eröffnungsf. d. Eisenb. zw. Brünn u. Wien 1839.
8	Mittw.	Kilian	Theobald	26 David T.	7	8 Alis Geb.	☾ bei ♃. — Gurken an der Tagesordnung.
9	Donnst.	Briccius	Louise	27 Samson	8	9	Starke Ausdünstung im Thier- u. Pflanzenreiche.
10	Freitag	Amalia, Fürstin	7 Brüder	28 Cyr. u. J.	9	10 19. Tsum	Nachtigall Kukuk schweig. Weingelände intereff.
11	Samst.	Pius I., Papst	Pius, P.	29 Pet. u. P.	10 44. Sab.	11	☾ b. ♄. — Das Jahr steht auf der höchsten Stufe.
		5. Exaudi Domine. Kath. Ev. Von der Pharisäer Gerechtigkeit. Matth. 5. Prot. Ev. Seid barmherzig. Luk. 6.					
12	Sonnt.	5 Heinr II. Kais.	4 Heinrich	30 Alle Ap.	11	12) glückliche	Tage der Hochgewitter. — Flüsse niedrig.
13	Mont.	Margaretha	Margar.	1 Juli	12	13) Tage	☿ i. absteigend. Knot. — Die Bremse schwärmt.
14	Dienst.	Bonaventura ○	Bonavent.	2 Kleid M.	13	14)	Hopfen. Mohn. Eib sch. Färbekamille in d. Blüte.
15	Mittw.	Apost. Theil.	Apost. Th.	3 Hyacint.	14	15 Alis Tod	Seidenschmetterlinge kriechen aus. Strichregen
16	Donnst.	Skapulierfest	Ruth	4 Andreas	15	16	Der Stechapfel, die Tollkirsche, Erbsen, Wicken,
17	Freitag	Alexius, Jüngl.	Alexius	5 Athanas	16	17 20. Tsum	Klee- und Bohnenarten blühen. — Ceres Oppos.
18	Samst.	Friedrich, B.	Eugen	6 Sisoas	17 Fast. Tem. pelerober.	18	☿ gr. östl. Ausw. (26 Gr. 52 M.) Fliegen mehr. sich.
		6. Dominus fortitudo. Kath. Ev. Jesus speiset 4000 Mann. Mark. 8. Prot. Ev. Vom großen Fischzug Petri. Luk. 5.					
19	Sonnt.	6 Vincenz v. P.	5 Rufina	7 Thom.	18	19	☾ b. Ur. Nur Vögel d. dreimal hecken, brüten noch.
20	Mont.	Elias, Prophet	Elias	8 Prokop	19	20 Eroberung Konstant.	Die Ernte hat in den Ebenen Mährens begonnen.
21	Dienst.	Daniel, Pr.	Praxedes	9 Pankrat.	20	21	Der Flachs blühet im schönsten Blau.
22	Mittw.	Magdalena ♌ ☾	Magdal.	10 45 Mart.	21	22	Die Sonne tritt in den Löwen. Hundstagsanf.
23	Donnst.	Liborius	Apollin.	11 Euph.	22	23	Melonen reifen. — Krebse vorzüglich gut.
24	Freitag	Christina	Christina	12 Proklus	23	24 21. Tsum	☿ u. Ur. i. d. ☉ferne. Tabak. Türkenweizen in Flor.
25	Samst.	Jakob major	Jakob	13 Verf. G.	24 46. Sab.	25	Venus bei der Sonne oben. — Uferschwalbe fort.
		7. Omnes gentes. Kath. Ev. Von den falschen Propheten. Matth. 7. Prot. Ev. Von der Pharisäer Gerechtigkeit. Matth. 5.					
26	Sonnt.	7 Anna	6 Anna	14 6 Aquila	25	26	Reifes Obst lockt in die Gärten.
27	Mont.	Pantaleon	Martha	15 Quirin.	26	27	☾ b. ♂. — Der Landmann in hoher Thätigkeit.
28	Dienst.	Innocenz ●	Pantaleon	16 Athenog.	27	28	☾ b. ♀. Pflaumen u. viele Gartensämereien reifen.
29	Mittw.	Martha	Beatrix	17 Marina	28	29	♀ in d. Sonnennähe. — Fichtenkäfer schwärmt.
30	Donnst.	Abdon	Abdon	18 Hiacinth	29	30	☾ b. ♀. Der Tag ist bereits um 1 Stunde kürzer.
31	Freitag	Ignaz v. Loj.	German	19 Macr D.	1 Ab.	1 Dschemadi el-acher	Schnelle Zeitigung. — Das Aehrenmeer schwindet.

Hauptmerkmale der Witterung. — Für unsere Gegenden ist dieser Monat der heißeste, da die Temperatur in demselben gewöhnlich ihre höchste jährliche Höhe erreicht; zugleich zählt dieser Monat die meisten Regentage, denn im Juli haben wir unverkennbar eine Regenzeit, wenn auch keine so bestimmte, als die tropischen Gegenden, und die meisten und heftigsten Gewitter; auch die Ausdünstung erreicht ihr Maximum. Gewitterregen veranlassen gewöhnlich kürzere Unterbrechungen im Steigen der Wärme, doch folgt weniger leicht eine längere Unterbrechung durch rauhe Tage als im Juni. Die Wärme nimmt in diesem Monat ziemlich gleichförmig zu und steigt bis gegen den 22., um welche Zeit im Mittel die höchste Sommer-Temperatur eintritt, die sich oft bis in die ersten Tage des August verlängert. Abends Wetterleuchten. Nebel zeigen sich nur Morgens über den Gewässern, wenn während der Nacht die Temperatur bedeutend abnahm. Um den 15. sind wir mitten im physischen oder eigentlichen Sommer. Die sogenannten Hundstage stehen wegen ihrer Hitze und Donnerwetter in hohem Rufe. Der Nordwestwind herrscht vor, doch überwiegt er den Südwestwind immer nur wenig; überhaupt zeigt sich wenig Stetigkeit des Windes, selbst dann nicht, wenn die Witterung beständig sein sollte. Das Barometer schwankt nur wenig, und ein plötzliches Fallen desselben deutet fast regelmäßig auf Gewitter. Die obersten Erdschichten erhitzen sich Mittags an heitern Tagen nicht selten auf 49 bis 52 Gr. Welch ein Witterungsgegensatz zu dem Anfang des Jahres und welch verschiedene Witterungen sind oft in verschiedenen, oft nicht weit entfernten Orten! Segensfülle, Größe und Majestät bedeckt die weiten Fruchtfluren. Auch dem körperlichen Wohlsein des Menschen ist dieser Monat günstig, da er zu den gesündesten des Jahres gehört. Gewisse Krankheiten, z. B. Rheumatismen, werden jetzt leichter geheilt, andere Krankheiten dagegen, Leberaffektionen, gallige Krankheiten, Koliken, Magen- und Darmentzündungen, Hämorrhoidalflüsse sind häufiger und die Faulfieber gefährlicher; auch kommen jetzt mehr Nervenkrankheiten mit Aufregungen, nervöse Fieber, Delirien, Manien und Konvulsionen vor.

uli. — Französisch: *Juillet.* — Nach dem franz. Revol.-Naturkal.: *Messidor.* — Italienisch: *Luglio.* — Spanisch: *Julio.* — Englisch: *July.* — Böhmisch: Cerwenec (kleiner Wurmmonat).

Tag im Jahre	Sonnen- Aufg. U. M.	Sonnen- Untrg. U. M.	Tages-länge St. M.	Abweichung der ☉ nörd. Gr. M. S.	Abweichung des ☾ G. M.	Mondes- Aufg. U. M.	Mondes- Untrg. U. M.	Uhren zu früh M. S.
183	4 5	7 55	15 50	23 0 49	18 5 ♈	Der ☾ geht am Tage auf	9 46	3 29
184	4 5	7 55	15 50	23 2 28	12 26		10 8	3 40
185	4 6	7 54	15 48	22 57 44	0 21		10 25	3 51
186	4 6	7 54	15 48	22 52 35	0 12		10 41	4 2
187	4 7	7 53	15 40	22 47 3	5 40 ♉	zunehmende Mond Tage auf.	10 56	4 13
188	4 8	7 52	15 44	22 41 7	11 22		☽ 11 9	4 23
189	4 8	7 52	15 44	22 34 47	16 24		11 25	4 33
190	4 9	7 51	15 42	22 28 4	20 44		11 46	4 42
191	4 9	7 51	15 42	22 20 58	24 11		Morgs	4 51
192	4 10	7 50	15 40	22 13 28	26 56		0 10	5 0
193	4 11	7 49	15 38	22 5 36	27 49		0 42	5 8
194	4 12	7 48	15 36	21 57 21	27 46		1 24	5 15
195	4 13	7 47	15 34	21 48 43	26 24	Abds.	2 17	5 23
196	4 14	7 46	15 32	21 39 43	23 47	8 20 ☉	3 19	5 29
197	4 15	7 45	15 30	21 30 21	20 5	8 47	Der ☾ geht am Tage ab.	5 36
198	4 16	7 44	15 28	21 20 30	15 27	9 7		5 41
199	4 17	7 43	15 26	21 10 31	10 6	9 23		5 47
200	4 18	7 42	15 24	21 0 3	4 15	9 38		5 51
201	4 19	7 41	15 22	20 49 14	1 52 ♈	9 52	abnehmende Mond Tage unter.	5 55
202	4 20	7 40	15 20	20 38 4	8 2	10 8		5 59
203	4 21	7 39	15 18	20 26 33	13 58	10 25		6 2
204	4 22	7 38	15 16	20 14 42	19 20	10 47 ☾		6 5
205	4 23	7 37	15 14	20 2 30	23 45	11 16		6 7
206	4 24	7 36	15 12	19 49 58	26 46	11 55		6 8
207	4 25	7 35	15 10	19 37 6	27 59	Morgs		6 9
208	4 26	7 34	15 8	19 23 53	27 13	0 50	Abds.	6 10
209	4 27	7 33	15 6	19 10 24	24 32	2 3		6 9
210	4 28	7 32	15 4	18 56 34	20 15	3 27 ●	7 46	6 9
211	4 29	7 31	15 2	18 42 25	14 50		8 10	6 7
212	4 30	7 30	15 0	18 27 58	8 46		8 29	6 5
213	4 32	7 28	14 56	18 13 12	2 27		8 48	6 2

Szenen am Himmel.

I. Die Sonne.

Die Sonne tritt in das Zeichen des Löwen (♌) Mittwoch am 22. Juli um 9 U. 51 min. Abds., Wien. Zeit. Der Erntemond fängt an.

II. Der Mond.

(Mondesphasen — Mondeslichtgestalten.)

☽ Erstes Viertel am 6. Juli um 3 U. 9 m. Abds.
☉ Vollmond am 14. um 6 Uhr 36 min. Abends.
☾ Letztes Viertel am 22. um 7 U. 51 m. Morgs.
● Neumond am 28. um 10 Uhr 33 min. Abends.

Der Mond kommt in die Erdferne am 11., in die Erdnähe am 26. Juli; — geht durch den Aequator nach Süden am 4., nach Norden am 19., nach Süden am 31. Juli; — hat am 11. die größte südliche, am 25. die größte nördliche Abweichung (Mondeswende): — passirt am 1. den Merkur, am 8. den Jupiter, am 11. den Saturn, am 19. den Uran, am 27. den Mars, am 28. die Sonne, am 29. die Venus, am 30. den Merkur.

III. Planetensichtbarkeit.

Merkur um den 18. als Abendstern vorzüglich sichtbar; — **Venus** unsichtbar; am 25. hinter der Sonne weggehend; — **Mars** wird in der Morgendämmerung sichtbar; vom 2. bis 7. bei Castor und Pollux; am 27. bei Präsepe; — **Jupiter** geht am 15. um Mitternacht, am 29. um 11 Uhr Abends unter; — **Saturn** geht am 13. um 2 Uhr, am 27. um 1 Uhr Morgens unter; — **Uran** geht am 3. um 11 Uhr, am 17. um 10 Uhr Abends auf.

IV. Sternbilder.

Mitternächtlich kulminiren in diesem Monat im Süden der Schütze, der Adler (Atair am 16.), der Antinous und der Steinbock; beim Zenith die Leyer und der Schwan (Deneb am 28.); unter dem Pol der Fuhrmann, der Luchs und der östliche Theil des großen Bären.

Erinnerung an merkwürdige Witterungs-Erscheinungen im Jahre 1838. — Die Sommerwitterung des Jahres 1838 man etwa vom 16. Juni bis zum 18. Juli rechnen. Den heißesten Tag hatten wir in Brünn am 15. Juli mit 26 1/2 Gr. Berlin 27,9 Gr.) Man klagte aus vielen Gegenden über die unmäßige Hitze des Sommers, aber dennoch ist dieses Jahr nur wärmen und nicht den heißesten, wie 1811, 1819, 1826, 1834, beizuzählen. In Frankreich klagte man über die unregelmäßige erung und über die drückende Hitze, welche der Juli brachte. Zu Bordeaux zeigte das Thermometer am 13. Juli 30 Gr. R., e Hitze man auch in Rom zu derselben Zeit zu ertragen hatte. In Neapel zeichnete sich der Sommer durch eine anhaltend Witterung aus; aber zu Madrid stand das Thermometer am 19. Juli auf 40 Gr. R.! In Norwegen war die Hitze gleichfalls rend, und die Aussichten auf ein gutes Jahr hatten sich daselbst getrübt; die Heuernte war mißrathen. Auch in Rußland klagte über fortdauernde Dürre, und ungeachtet der milden und freundlichen Tage des Juli konnte man auf keine bessere Gestaltung Getreidefrüchte hoffen, da die kalten Frühjahrswinde und die später darauf eintretende Dürre den meisten Feldfrüchten empfindlichen en zugefügt hatten. Merkwürdig war in diesem Monat der plötzliche Wechsel, ja die völlige Umkehr in der Witterung, die dem 18. erfolgte; es begann eine Periode des Regens und verminderter Temperatur. In Paris hatte man in den Kaminen uern begonnen, und man hegte Befürchtungen, daß die zu rasche Abwechselung nachtheilig auf den menschlichen Organismus n könnte. Wir hatten am 25. des Morgens nur 7 Gr. R., und beinahe dieselbe Temperatur zeigte das Thermometer in n, Wiesbaden, Frankfurt a. M. u. a. O. In der Nacht vom 21. auf den 22. Juli hat es in den Ardennen in Frankreich en; am 30. hatten wir in Brünn einen dichten Nebel wie im November. Ein sonderbares, in dieser Jahreszeit beispielloses omen trat am 21. zu Lissabon ein; um 4 Uhr Nachmittags verbreitete sich ein starker Nebel in der ganzen Atmosphäre, wo- die Temperatur sehr herabgedrückt wurde. Erdbeben am 31. zu Narz-Kanisa im Szalader Komitat. Pest in Brussa.

VIII. August, AUGUSTUS, Aehrenmonat, Erntemond, Hitzemond.

Monats- und	Wochentage.	Kalender für Katholiken	und Protestanten.	Griechisch-russischer Juli.	Jüdischer XII. Ab 5600.	Türkischer VI. Dschemadi-el-acher. 1256.	Naturkalender Wahrzeichen des Tages. Geschichte der Natur in unserer Zone.
1	Samst.	Petri Kettenf.	Petri Kettf	20 Elias P.	2 47. Sab.	2	Wir denken an den großen Erntetag jenseits.
8. Suscepimus. Kath. Ev. Vom ungerechten Haushalter. Luk. 16. Prot. Ev. Jesus speiset 4000 Mann. Mark. 8.							
2	Sonnt.	8 Portiunkula	7 Gustav	21 7 Sim.	3	3	Angenehmste Wallfahrt auf Hochgebirge.
3	Mont.	Steph. Rel.-Erf.	August	22 M. Magd.	4	4	Die meisten Singvögel schweigen. Melonenzeit.
4	Dienst.	Dominik, O.	Dominik	23 Trophim.	5	5	Gerste und Hafer sind reif. — Pflaumen reifen.
5	Mittw.	Mar. Schnee ☽	Oswald	24 Christin.	6	6	☾ bei ♃. — Bienenväter tödten die Drohnen.
6	Donrst.	Verkl. Christi	Sixtus	25 Anna	7	7	Sonnenblumen, Hanf, Hirse, Hopfen blühen.
7	Freitag	Kajetan	Afra	26 Hermol.	8	8 23. Tsum	Ende der Rosenflur. — Der Flachs reift.
8	Samst.	Cyriak, Märt.	Cyrill	27 Pantal.	9 Fast. Tempel-Zerstr.	9 Chubekrs Geburt	Mond bei Saturn. — Weintrauben-Erstlinge.
9. Ecce Deus adjuvat. Kath. Ev. Jesus weint über Jerusalem. Luk. 19. Prot. Ev. Von den falschen Propheten. Matth. 7.							
9	Sonnt.	9 Roman, M.	8 Roland	28 8 Prochor	10	10	Pfeffermünze, zahme Münze, edle Schafgarbe blüh.
10	Mont.	Laurenz, Märt.	Laurenz	29 Kallinik.	11	11	Scheunen werden voll vom Reichthum des Landes.
11	Dienst.	Susanna, Jgfr.	Susanna	30 Silas S.	12	12	♄ und ♀ beisammen. — Viele Vögel mausern.
12	Mittw.	Klara, Ordst.	Klara	31 Eudoc	13	13) glückliche	Abend- u. Nachtschmetterl. Ebereschen röthen sich.
13	Donrst.	Hypolit, M. ○	Hypolit	1 August	14	14) Tage	♄ größte südl. Breite. Mondfinsterniß unsichtbar.
14	Freitag	Athanasia ♁	Eusebius	2 Steph.	15 Freudent.	15) 24 Tsum	Dämmerung und Wärme stark abnehmend.
15	Samst.	Maria Himmelf.	Mar. Hmf.	3 Isaak	16 49. Sab.	16	♄ bei der ☉unten. ☾ bei Uran. — Fest in Brünn.
10. Cum clamarem. Kath. Ev. Vom Pharisäer und Zöllner. Luk. 18. Prot. Ev. Vom ungerechten Haushalter. Luk. 16.							
16	Sonnt.	10 Rochus	9 Rochus	4 9 7 Mart.	17	17	Nachsommer bis zum 22. September.
17	Mont.	Liberatus	Bertram	5 Eusygn.	18 Fasten	18	Der zweite Saftrieb der Obstbäume tritt ein.
18	Dienst.	Helena, Kais.	Agapitus	6 Verk. Ch.	19	19	Der Tag ist um zwei Stunden kürzer.
19	Mittw.	Ludwig Tol.	Sebald	7 Domit.	20	20 Fat. Geb.	Die Winterfruchtstoppeln werden gestürzt.
20	Donrst.	Steph., Kön. ☾	Bernard	8 Emilian	21 kl. Holzfest	21	♀ gr. nördl. Breite. — Stephansfest in Ungarn.
21	Freitag	Johanna Chant.	Hartwig	9 Mathias	22	22 25. Tsum	Haselnüsse reifen. — Badezeit endet.
22	Samst.	Timotheus	Timotheus	10 Laurenz.	23 50. Sab.	23	Die dritte Sperlingsbrut fliegt aus.
11. Deus in loco sancto. Kath. Ev. Vom Taubstummen. Mark. 7. Prot. Ev. Jesus weint über Jerusalem. Luk. 19.							
23	Sonnt.	11 Philipp B. ♍	10 Zachäus	11 10 Matth.	24	24	☉ in die Jungfrau. — Ende der Hundstage.
24	Mont.	Barthol. Ap.	Bartholom.	12 Phocius	25	25	☾ bei ♂. — Wallnüsse und Bohnen reifen.
25	Dienst.	Ludwig, Kön.	Ludwig	13 Maxim.	26	26	Die Sennen ziehen von der Hochalpe.
26	Mittw.	Samuel	Samuel	14 Michaas	27	27	☾ b. ♄. Kleine Jagd auf Hasen u. Hühner beginnt.
27	Donrst.	Joseph Kal. ●	Gebhard	15 M. Himlf.	28	28	☉ Finsterniß, unsichtb. — Ende d. Hochgewitter.
28	Freitag	Augustin	Augustin	16 Schweißt.	29	29 26. Tsum	☾ bei Venus. — Die Blätter färben sich.
29	Samst.	Joh. Enthaupt.	Joh. Enth.	17 Nykon.	30 Roschod	1 Redscheb	Nachtigall, Pirol, Neuntödter 2c. ziehen fort.
12. Deus in adjutorium. Schutzengelfest. Kath. Ev. Vom barmherzigen Samaritan. Luk. 10. Prot. Ev. Vom Pharisäer u. Zöllner. Luk. 18.							
30	Sonnt.	12 Rosa v. Lima	11 Benjam.	18 11 Flor.	1 Elul	2	Vorrichtung zur Wintersaat. — Flachsraufen.
31	Mont.	Raimund	Pauline	19 Andr. M.	2	3	Kühle Nächte. Im hohen Norden winterts.

Hauptmerkmale der Witterung. — Der Unterschied der Witterung dieses Monats und des Juli ist im Ganzen sehr gering. Oft, wenigstens einmal in 3 Jahren, ist er heißer als der Juli und meist auch etwas trockener. Wir erwarten vom August in unserem Himmelsstriche schöne, helle Tage und hohe Wärmegrade, ein zur Ernte erwünschtes Wetter. Die Temperatur vermindert sich im Laufe des Monats um etwa 1 1/2 Gr. In einzelnen Jahren und Gegenden erreicht die Wärme nicht selten in der ersten Hälfte dieses Monats erst ihre größte Höhe, und steigt oft bis gegen den 10. und 15., wenn sie früher niederer war. Zwischen dem 12. und 24. pflegen fast alljährlich heftige Regen zu fallen; das Ende des Monats jedoch ist meist trocken, und auch die Temperatur hat sich schon merklich vermindert; die Nächte werden bedeutend kühler; Winde, meist Westwinde, so auch Strichregen häufiger. Im August kommen weniger Gewitter zum Ausbruche als im Juli, aber in keinem Monat sind bei Nacht so viele Donnerwetter. Nebel und Hagel sind seltene Erscheinungen, und Schnee und Frost mangeln diesem Monat ganz. Die Richtung des Windes ist vorherrschend West, im Ganzen aber sehr veränderlich. Die Veränderungen des Barometers sind in diesem Monat nur um wenig größer als im vorigen; die mittlere Barometerhöhe ist gewöhnlich etwas größer als im Juli. Die obersten Erdschichten erhitzen sich bei ebener Lage an heitern Tagen Mittags gewöhnlich auf 43 bis 44, an einzelnen heißen Tagen auch selbst bis 50 Grade. Die Hygrometer aus organischen Substanzen zeigen oft noch sehr große Trockenheit; im Mittel ist die Luft jedoch schon etwas feuchter als im Juli. Der häufig sehr starke Regenfall nach Laurenzi (zwischen dem 12. und 24.), welcher bei dem Landmann den Glauben an das Laurenziwasser gebildet hat, hat wohl darin seinen Grund, daß gewöhnlich um diese Zeit die Abnahme der Wärme ihren Anfang genommen hat und daß durch die daraus entstehende Abkühlung der Luft die Ursache zu starken Niederschlägen gegeben wird.

gust. — Französisch: *Août.* — Nach dem franz. Revol.-Naturkal.: *Thermidor.* — Italienisch: *Agosto.* — Spanisch: *Agosto.* — Englisch: *August.* — Böhmisch: Srpen (Sichelmonat.)

Tag im Jahr	Sonnen-Aufg. U. M.	Sonnen-Untrg. U. M.	Tageslänge St. M.	Abweichung der ⊙ Nrd. G. M. S.	Abweichung des ☾ G. M.	Mondes-Aufg. U. M.	Mondes-Untrg. U. M.	Uhren zu früh M. S.
214	4 33	7 27	14 54	17 58 9	3 40 S.		9 0	5 59
215	4 35	7 25	14 50	17 42 48	9 38	Der zunehmende	9 14	5 55
216	4 36	7 24	14 48	17 27 10	14 59	geht am Tage	9 30	5 51
217	4 37	7 23	14 46	17 11 15	19 36		9 48	5 46
218	4 38	7 22	14 44	16 55 3	23 22	)	10 12	5 40
219	4 40	7 20	14 40	16 38 35	26 6		10 42	5 34
220	4 41	7 19	14 38	16 21 51	27 41		11 20	5 27
221	4 43	7 17	14 34	16 2 51	27 59		Morg.	5 19
222	4 45	7 15	14 30	15 47 35	26 59		0 7	5 11
223	4 46	7 14	14 28	15 30 5	24 42		1 6	5 2
224	4 48	7 12	14 24	15 12 19	21 15	Abds.	2 15	4 53
225	4 50	7 10	14 20	14 54 19	16 48	7 11	3 27	4 43
226	4 51	7 9	14 18	14 30 5	11 35	7 29 ○	Der ab-	4 33
227	4 52	7 8	14 16	14 17 37	5 43	7 45	am	4 22
228	4 53	7 7	14 14	13 58 55	0 27 N.	8 0		4 10
229	4 55	7 5	14 10	13 39 59	6 42	8 15	nehmende Mond	3 58
230	4 56	7 4	14 8	13 20 51	12 44	8 32	Tage unter.	3 46
231	4 58	7 2	14 4	13 1 29	18 14	8 52		3 33
232	5 0	7 0	14 0	12 41 55	22 50	9 17		3 19
233	5 2	6 58	13 56	12 22 9	26 10	9 51 (		3 5
234	5 4	6 56	13 52	12 2 11	27 55	10 39		2 51
235	5 6	6 54	13 48	11 42 2	27 44	11 43		2 30
236	5 8	6 52	13 44	11 21 41	25 42	Morg.	geht	2 21
237	5 9	6 51	13 42	11 1 10	22 2	1 1		2 5
238	5 11	6 49	13 38	10 40 27	17 4	2 24		1 49
239	5 12	6 48	13 36	10 19 35	11 15	5 51	Abds.	1 32
240	5 14	6 46	13 32	9 58 52	5 0	5 14 ●	6 50	1 15
241	5 16	6 44	13 28	9 37 20	1 20 S.	Mond	7 6	0 58
242	5 17	6 43	13 26	9 15 59	7 27	auf.	7 21	0 41
243	5 18	6 42	13 24	8 54 29	13 6		7 36	0 23
244	5 20	6 40	13 20	8 32 51	18 5		7 53	0 4

Szenen am Himmel.

I. Die Sonne.

Die Sonne tritt in das Zeichen der Jungfrau (♍) Sonntag am 23. August um 4 Uhr 21 min. Morgens, Wien. Zeit. Der Obstmond oder der kleine Mai fangt an.

II. Der Mond.

(Mondesphasen — Mondeslichtgestalten.)

) Erstes Viertel am 5. Aug. um 6 U. 20 m. Morgs.
○ Vollmond am 13. um 8 Uhr 21 min. Morgs.
(Letztes Viertel am 20. um 1 U. 23 min. Abends.
● Neumond am 27. um 7 Uhr 49 min. Morgs.

Der Mond kommt in die Erdferne am 7., in die Erdnähe am 23. August; — geht durch den Aequator nach Norden am 15., nach Süden am 28. August; — hat am 8. die größte südliche, am 21. die größte nördliche Abweichung (Mondeswende); — passirt am 5. den Jupiter, am 8. den Saturn, am 15. den Uran, am 24. den Mars, am 26. die Sonne und Merkur, am 28. die Venus.

III. Planetensichtbarkeit.

Merkur am 15. bei der Sonne (unten); unsichtbar; am 11. bei Venus; — Venus unsichtbar, in den Abendstrahlen der Sonne; am 11. bei Merkur; — Mars geht nach 2 Uhr Morgens auf; — Jupiter geht am 14. um 10 Uhr, am 31. um 9 Uhr Abends unter, steht am 2. in der östlichen Quadratur; — Saturn geht am 11. um Mitternacht, am 25. um 11 Uhr Abends unter; — Uran geht am 2. um 9 Uhr, am 17. um 8 Uhr Abends auf.

IV. Sternbilder.

Mitternächtlich kulminiren in diesem Monate im Süden der Steinbock und der Wassermann; beim Zenith der Schwan und die Eidechse und unter dem Pol der große Bär.

Erinnerung an merkwürdige Witterungs-Erscheinungen im Jahre 1838. — Die regnerische Witterung und die ver-
erte Temperatur, welche, wie wir im vorigen Monat berührten, nach dem 18. Juli eintrat, währte fast durch den ganzen
ust, und hatte in manchen Ländern und Gegenden lebhafte Besorgnisse in Bezug des Einbringens der Feldfrüchte erregt. Die un-
tige Witterung erzeugte viele rheumatische Uebel und Fieber, und man klagte darüber eben so sehr in Deutschland als im Römischen.
en Ende des Monats änderte sich wieder die Witterung, wurde gut und warm und verscheuchte manche Besorgnisse. — Am 6. verwüste-
n Gewitter mit Schlossen und Regen einen Theil der Landschaft um Fano rc. am adriatischen Meere. Am 23. brach ein von Blitzen
furchtbaren Donnerschlägen begleiteter Orkan über London herein und erreichte einen hohen, verderblichen Grad von Heftigkeit. Am
fand in den Gemeinden Stank, Lembach und Aigen, unter der Herrschaft Grumbach und Kirchschlag, Viertel unter dem
nerwalde, ein Hagelwetter statt, das an den Feldfrüchten bedeutenden Schaden verursachte; an demselben Tage wurden mehre
ikte im südlichen Rußland durch Hagelschlag verwüstet. Einen schrecklichen Orkan erlebte man am 27. zu Konstantinopel, dem ein
en in Strömen und Hagel folgte, so daß die umliegenden Felder gänzlich verwüstet und Bäume entwurzelt wurden; auch in den
danellen und im schwarzen Meere wüthete der Orkan, und es gingen mehre Menschenleben zu Grunde. Zu Königsberg und in der
egend fiel ein so anhaltender und einem Wolkenbruch ähnlicher Regen, daß die Flüsse hoch angeschwellt und Dämme durchbrochen
en. Am 23. wurde ein Nordlicht in Leipzig beobachtet; ein Erdbeben am 9. und 10. zu Fiume und der Umgegend. Am 2. te-
eine Eruption des Aetna, nachdem der Vesuv schon früher bedeutende Ausbrüche dargeboten hatte. Epidemie unter den Kin-
in Athen. Zu Anfang des Monats ungewöhnlicher Reichthum an Sternschnuppen.

IX. September, SEPTEMBER, Herbstmonat, Obstmond, Säemond, kleiner Mai.

Monats- und Wochentage.		Kalender für Katholiken	und Protestanten.	Griechisch-russischer August.	Jüdischer XIII. Elul 5600.	Türkischer VII. Red-scheb 1256.	Naturkalender. Wahrzeichen des Tages. Geschichte der Natur in unserer Zone.
1	Dienst.	Aegidius, Eins.	Aegidius	20 Samuel	3 Selihot	4 Nacht der Geheimnisse	☿ gr. westl. Ausw. (18 Gr. 5 M.) Klein. Mai beginnt.
2	Mittw.	Wilhelm v. R.	Ernst	21 Thadäus	4	5	Alle Obstgattungen zur reichen Auswahl.
3	Donrst.	Mansuet, B. ☽	Mansuet	22 Agatha	5	6	Gärtner säen Spinat. Winterkopfsalat Winterrüb.
4	Freitag	Rosalia	Rosalia	23 Lupus	6	7 27. Tsum	☾ b. ♄. Die Schwalben sammeln sich zur Abreise.
5	Samst.	Viktorin, Bisch.	Herkules	24 Eusebius	7 Einweih. d. Mauern J.	8	Heitere Ab. Die Forelle laicht. Krebs paart sich.
13. Respice Domine. Kath. Ev. Von den 10 Aussätzigen. Luk. 10. Prot. Ev. Vom Taubstummen. Mark. 7.							
6	Sonnt.	13 Zachar., Pr.	12 Magn.	25 12 Bart.	8	9	☿ i. d. ☉ nahe. Ameisen schwärmen zur Begattung.
7	Mont.	Regina	Regina	26 Adrian	9	10	♄ i. d. östl. Quadr. Orangerien werden verwahrt.
8	Dienst.	Maria Geburt	Mar. Geb.	27 Poemen.	10	11	Beiläufige Grenze zwischen Sommer und Herbst.
9	Mittw.	Seraphine	Bruno	28 Moses	11	12	Kartoffel-Ernte. — Ernte unter der Erde.
10	Donrst.	Nikol. v. Tol.	Sosthenes	29 J. Enth.	12	13) glückliche Tage	Viele Weintrauben-Arten zeitigen.
11	Freitag	Aemilian ○	Protus	30 Alexand.	13	14)	Uran Oppos. ☾ b. Uran. Sternkreuzordf. zu Wien.
12	Samst.	Tobias	Syrus	31 Gürt. M.	14 53. Sab.	15)	Der Nil in Egypten am höchsten.
14. Protector noster. Mar. Namenf. Kath. Ev. Niemand kann zween Herren dienen. Matth. 6. Prot. Ev. Vom barmh. Samaritan. Luk. 10.							
13	Sonnt.	14 Maternus	13 Matern.	1 13 Sept.	15	16	Zahlreiche Wallfahrten. Genußreiche Landpartien.
14	Mont.	Kreuz Erhöh.	Kreuz Erh.	2 Mamant	16	17	Brünner Hauptmarkt. — Grillen schweigen.
15	Dienst.	Nikodemus, Pr.	Nikodem.	3 Anthim.	17 Verk. d. G	18	Die Sonne um 20 Grade herabgesunken.
16	Mittw.	Ludmilla, Qu. ✝	Euphemia	4 Babilas	18	19	☿ gr. nördl. Br. Der Hase wirft zum vierten Mal.
17	Donrst.	Lambert	Lambert	5 Zachar	19	20	Turteltauben. Bachstelzen, Thurmfalken fort.
18	Freitag	Thom. v. V. ☾ ✝	Titus	6 Michael	20	21 29. Tsum	Die Herbstzeitlose erscheint. — Gute Wege.
19	Samst.	Januar ✝	Sidonia	7 Sozon	21 54. Sab.	22	Geburtstag Ihrer Majestät der Kaiserin.
15. Inclina Domine. Kath. Ev. Jesus erweckte den Jüngling zu Naim. Luk. 7. Prot. Ev. Von den 10 Aussätzigen. Luk. 17.							
20	Sonnt.	15 Eustach	14 Faustin.	8 14 M. G.	22	23	Feigen, Kastanien und Kürbisse reifen.
21	Mont.	Matthäus Ev.	Matthäus	9 Joachim	23	24	Militär-Exercitien. Große Herbstmanöver.
22	Dienst.	Mauritius	Moriz	10 Menod.	24	25	☾ bei Mars. — Mehrere Salmen-Arten laichen.
23	Mittw.	Thekla, M. ♎	Thekla	11 Theodora	25	26	Die Sonne tritt in die Wage. Herbstanfang.
24	Donrst.	Gerard, Bisch.	Joh. Empf.	12 Autnon.	26	27	Nachsommer endet. Herbst bis 21. November.
25	Freitag	Kleophas ●	Kleophas	13 Kornel.	27	28 Mah. Prophetenthum	Rohrdommel, Wiedehopf, Staare ꝛc. durchziehend.
26	Samst.	Cyprian, M.	Cyprian	14 Kreuzerh.	28 55. Sab.	29 Nacht d. H.	☿ b. d. ☉ oben. ☾ b. ♀. — Eschen entblättern sich.
16. Miserere mihi. Kath. Ev. Vom Wassersüchtigen. Luk. 14. Prot. Ev. Niemand kann zween Herren dienen. Matth. 6.							
27	Sonnt.	16 Kosm. u. D.	15 K. u. D.	15 15 Nicet.	29 Fasten	30	Viele Raupen verpuppen sich, um zu überwintern.
28	Mont.	Wenzeslaus	Wenzel	16 Euphem	1 Tischri, Neuj. 5601	1 Schaban	Böhmens zweiter Landespatron. Feiertag.
29	Dienst.	Michael, Erzeng.	Michael	17 Sophia	2 zweit. Fest	2	Mond bei Jupiter. — Galiziens Landespatron.
30	Mittw.	Hieronymus	Hieronym	18 Quat.	3 Fast. Ged.	3 Geb. Huss.	Der Epheu blüht a. sonnig. Mauern. Hopfenernte.

Hauptmerkmale der Witterung. — Der September erquickt besonders in der ersten Hälfte durch seine heitere, trockene, gemäßigte Witterung; er ist gewöhnlich einer der schönsten Monate in unserem Klima und hat die heiterste Zeit bei schwachen Ostwinden in dem sogenannten kleinen Mai, vom 6. bis 14. September, wo gleichmäßig warme, sonnige, milde Tage uns erfreuen. Die Temperatur vermindert sich im Laufe dieses Monats um 4 bis 5 Grade und ist im Mittel 2,7 Gr. niederer als im August. Die Morgen werden auffallend kühl; die Nebel häufiger; demungeachtet ist die Atmosphäre öfters tagelang in höchster Ruhe, und Wärme und Wetter oft sehr verläßlich und beständig; aber selten bleiben die Herbststürme, die berüchtigten Aequinoktiumswinde, in der letzten Hälfte des Monats, wo sich oft das Wetter ändert, aus. Im Durchschnitt hat dieser Monat nur wenige Regentage, und die Höhe der Flüße und Seen vermindert sich sehr merklich. In rauhen Gegenden geschieht es nicht selten, daß schon gegen Ende dieses Monats die Vegetation durch Reife leidet. Die elektrischen Erscheinungen sind schwächer und weniger zahlreich als im Juli und August; durchschnittlich erfolgt nach dem 15. September kein Gewitter mehr. Die monatlichen Veränderungen des Barometers betragen in diesem Monat im Mittel in den südlichen Ländern des Kaiserstaates 7 bis 8, in den nördlichen 8 bis 9 Pariser Linien; im Mittel ist das Barometer in diesem Monat 0,3 bis 0,8 Linien höher, als das jährliche Mittel. Die vorherrschende Windrichtung ist zwar in den meisten Gegenden noch westlich, jedoch sind die Westwinde im Allgemeinen weniger häufig, und sie wechseln mit Ostwinden, die uns besonders heitere Witterung bringen, ab. In dem Maße als die Sonne sich von der Erde abwendet und die belebende Kraft der Vegetation mehr und mehr erlischt, wird die Luft im Herbst kühler und feuchter, und gibt, da die Haut in Folge ihrer übermäßigen Thätigkeit in den Sommermonaten für die Einwirkung äußerer Einflüße um so empfänglicher geworden, sehr leicht zu Erkältungen und dem aus diesen entspringenden Heere katharrhalischer und rheumatischer Krankheiten Veranlassung. Zu diesen gesellen sich gar bald auch die Wechselfieber, gewöhnlich mit viertägigem Typus, die den Bestrebungen der Heilkunst einen so hartnäckigen Widerstand entgegensetzen.

Tag im Jahr	Sonnen Aufg. U. M.	Sonnen Untrg. U. M.	Tageslänge St. M.	Abweichung der ☉ G. M. S.	Abweichung des ☾ G. M.	Mondes Aufg. U. M.		Mondes Untrg. U. M.	Uhren zu spät M. S.
245	5 23	6 37	13 14	8 11 4	22 12 S.		geht am / Der zuneh.	8 15	0 14
246	5 25	6 35	13 10	7 49 10	25 20			8 41	0 33
247	5 27	6 33	13 6	7 27 8	27 18			☽ 9 15	0 52
248	5 28	6 32	13 4	7 4 59	28 2			9 58	1 12
249	5 30	6 30	13 0	6 42 42	27 27			10 54	1 32
250	5 31	6 29	12 58	6 20 20	25 36		Tage / mende	11 59	1 52
251	5 32	6 28	12 56	5 57 51	22 32			Morg.	2 12
252	5 34	6 26	12 52	5 35 16	18 24			1 9	2 32
253	5 36	6 24	12 48	5 12 36	13 23			2 24	2 53
254	5 38	6 22	12 44	4 49 50	7 30	Abds.		3 39	3 13
255	5 40	6 20	12 40	4 27 0	1 29	6 7 ○		4 54	3 34
256	5 42	6 18	12 36	4 4 4	4 53 N	6 22			3 55
257	5 44	6 16	12 32	3 41 5	11 7	6 38	am Tage un- / Der abnehmende		4 16
258	5 45	6 15	12 30	3 18 1	16 54	6 57			4 37
259	5 47	6 13	12 26	2 54 54	21 49	7 21			4 58
260	5 49	6 11	12 22	2 31 43	25 30	7 53			5 20
261	5 51	6 9	12 18	2 8 29	27 35	8 36			5 41
262	5 53	6 7	12 14	1 45 13	27 52	9 35 ☾			6 2
263	5 54	6 6	12 12	1 21 54	26 20	10 47			6 23
264	5 55	6 5	12 10	0 58 32	23 9	Morg.	ter. / Mond geht		6 44
265	5 56	6 4	12 8	0 35 9	18 38	0 8			7 5
266	5 57	6 3	12 6	0 11 45	13 12	1 32			7 26
267	5 59	6 1	12 2	Südlich	7 11	2 53			7 46
268	6 0	6 0	12 0	0 35 6	0 56	4 12		Abds	8 7
269	6 1	5 59	11 58	0 58 33	5 13 S	5 28 ●		5 25	8 27
270	6 3	5 57	11 54	1 21 59	11 3			5 41	8 47
271	6 4	5 56	11 52	1 45 25	16 18		auf. / Mond	5 58	9 8
272	6 6	5 54	11 48	2 8 50	20 46			6 17	9 27
273	6 8	5 52	11 44	2 32 14	24 16			6 41	9 47
274	6 11	5 49	11 36	2 55 36	26 39			7 12	10 6

Szenen am Himmel.

I. Die Sonne.

Die Sonne tritt in das Zeichen der Wage (♎) Mittwoch am 23. Septemb. um 0 Uhr 58 min. Morg., Wien. Zeit. Der Wein-, Reif- und Welkemond beginnt. Astronomischer Herbstanfang. Tag- und Nachtgleiche.

II. Der Mond.

(Mondesphasen — Mondeslichtgestalten.)

☽ Erstes Viertel am 3. Sept. um 11 U. 43 m. Abds.
○ Vollmond am 11. um 8 Uhr 55 min. Abends.
☾ Letztes Viertel am 18. um 6 Uhr 36 min. Abds.
● Neumond am 25. um 7 Uhr 32 min. Abends.

Der Mond kommt in die Erdferne am 4., in die Erdnähe am 17. September; — geht durch den Aequator nach Norden am 11., nach Süden am 24. September; — hat am 4. die größte südliche, am 18. die größte nördliche Abweichung (Mondeswende); — passirt am 1. den Jupiter, am 4. den Saturn, am 11. den Uran, am 22. den Mars, am 25. die Sonne, am 26. den Merkur, am 27. die Venus, am 29. den Jupiter.

III. Planetensichtbarkeit.

Merkur um den 1. als Morgenstern vorzüglich sichtbar; am 26. bei der Sonne (oben), unsichtbar; — Venus wird in der Abenddämmerung sichtbar; — Mars geht bis 19. nach 2 Uhr Morgens auf; — Jupiter geht am 17. um 8 Uhr Abends unter; — Saturn geht am 9. um 10 Uhr, am 26. um 9 Uhr Abends unter; steht am 7. in der östlichen Quadratur; — Uran steht am 11. der Sonne gegenüber (Opposition), ist die ganze Nacht sichtbar.

IV. Sternbilder.

Mitternächtlich kulminiren in diesem Monat im Süden die Sternbilder des Wassermanns, der Fische und des Wallfisches theilweise; beim Zenith der östliche Theil der Eidechse, die Friedrichs-Ehre und der westliche Theil der Andromeda, und unter dem Pole der große Bär und der obere Theil der Jagdhunde.

Erinnerung an merkwürdige Witterungs-Erscheinungen im Jahre 1838. — Der sonst ruhige September hat sin em Jahre in manchen Gegenden zu Klagen Veranlassung gegeben und ungewöhnliche Wettererscheinungen gebracht. In Paris e man am 5. ein Ungewitter, wie man es seit 20 Jahren daselbst nicht erlebt haben wollte; dasselbe war von einem Hagel, en Stücke oft 3 bis 4 Loth schwer waren, begleitet; man hatte jede Hoffnung auf einen ruhigen Herbst aufgegeben. Dagegen die Witterung in Neapel anhaltend sehr schön. Am 6. zog über Regensburg ein furchtbares Ungewitter; es fielen dabei lossen in der Größe von Taubeneiern, und in solcher Menge, daß die Straßen 3 bis 4 Zoll hoch bedeckt waren; Vögel und ere Thiere lagen in Menge getödtet auf den Feldern. Auch in Gran hatte man am 11. nach einer langen Dürre ein Geer, während welchem es so hagelte, daß in vielen Weingärten die Trauben der Weinstöcke zerschlagen wurden. Am 7. wüe ein heftiger Sturmwind in der Schweiz. Besonders verwüstend aber war das Unwetter, welches in der Nacht vom 26. in agossa wüthete und diese Nacht zu einer der schrecklichsten seit mehren Jahren machte; der Regen fiel in Strömen herab; Gasse war ein Bach, jeder Plaz bot den Anblick eines Sees; Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag folgten sich in diesem zu Anbruch des Tages währenden Sturme; der Ebro, der Gallego und besonders die Huerta waren entsetzlich angeschwollen; re Brücken wurden weggerissen und alle Felder unter Wasser gesetzt. Ein furchtbarer Orkan wüthete in diesem Monat auf den ama-Inseln, so daß viele Häuser zu Boden gerissen und die Ernte vernichtet wurde. Erdbeben fühlte man am 9. zu Lechnich preuß. Regierungsbezirke Köln, am 13. in Seebenstein u. a. O. im Viertel unter dem Wienerwalde, am 14. im Dorfe Adder bei Oxford in England. Die Eruption des Aetna dauerte fort. Ein Nordlicht beobachtete man am 12. zu Cöslin; am 12. den folgenden Tagen zu Berlin und Breslau; am 15. und 16. in ganz Galizien und am 16. in Gotha und Agram. Zu Reps hatte am 4. zwischen 8 und 9 Uhr Abends die seltene und prachtvolle Erscheinung eines doppelten Mondregenbogens. In der zwei Hälfte des Monats beobachtete man an der Sonne zwei Gruppen von ansehnlichen Sonnenflecken. Gelbes Fieber zu Charleston.

X. Oktober. OCTOBER, Weinmonat, Reif- und Welkemond, Blätterfall.

Monats- und Wochentage.		Kalender für Katholiken	und Protestanten.	Griechisch-russischer September.	Jüdischer I. Tischri 5601.	Türkischer VIII. Schaban 1256.	Naturkalender. Wahrzeichen des Tages. Geschichte der Natur in unserer Zone.
1	Donrst.	Remigius	Remigius	19 Troph.	4	4	Umwandlung der Natur. — Studienjahr beginnt.
2	Freitag	Leodegar	Leodegar	20 Eustach.	5 Fasten	5 31. Tsum	Die Erde hat ihr großes Produktionswerk geendet.
3	Samst.	Kandidus ☽	Jairus	21 Codrat.	6 1. Sab.	6	Der Saftumlauf der Pflanzen stockt.
17. Justus est Domine. Rosenkranzfest. Kath. Ev. Vom größten Gebot. Matth. 22. Prot. Ev. Vom Jüngling zu Naim. Luk. 7.							
4	Sonnt.	17 Franz Ser.	16 Franz	22 16 Phok.	7 Fasten	7	Jagdzeit. Tod des Wildes. — Wildgänse ziehen.
5	Mont.	Placidus	Fides	23 Empf. J.	8	8	Das Heidekraut (Erica vulgaris) blüht.
6	Dienst.	Bruno, Ordst.	Friederika	24 Thekla	9	9	Mittl. Jahrestemperatur. Insekten verschwinden.
7	Mittw.	Justina v. P.	Abadias	25 Euphros.	10 Versöhnf.	10	Reptilien verkriechen sich immer tiefer.
8	Donrst.	Brigitta, Pr.	Pelagius	26 Joh. Th.	11	11	Wilde Kastanien, Eicheln, Buckeckern ꝛc. zur Mast.
9	Freitag	Dionys, B.	Dionys	27 Kalistr.	12	12 32. Tsum	☾ d. Uran. ☊ im absteig. Knot. — Schnepfenfang.
10	Samst.	Franz Borg.	Gideon	28 Charit.	13 2. Sab.	13 glückl. Tag	Mariengarn zieht. — Zimmerheizen beginnt.
18. Da pacem Domine. Kath. Ev. Vom Gichtbrüchigen. Matth. 9. Prot. Ev. Vom Wassersüchtigen. Luk. 14.							
11	Sonnt.	18 Nikasius ○	17 Burkh.	29 17 Cyr.	14	14 glückl. Tag	Statt Jalousien Winterfenster. Reizenverbr. steigt.
12	Mont.	Maximilian, B.	Maximil.	30 Gregor.	15 Laubhütt.	15 Nacht der Prüfung	Weinlese in vielen Ländern, auch in Mähren.
13	Dienst	Coloman	Eduard	1 Oktober	16 zweit. Fest	16 Mecca wird Kaaba	Dohnen- und Lerchenstrich. — Holzzufuhren.
14	Mittw.	Calixtus	Calixtus	2 Cyprian	17	17	In Gärten blühen mehre Aster- u. Solidago-Arten.
15	Donrst.	Hedwig, Ther.	Hedwig	3 Dionys	18	18	☊ im absteig Knot. — Schlesiens Landespatronin.
16	Freitag	Gallus, Abt	Gallus	4 Hieroth.	19	19 33. Tsum	Kirmeßrorde eröffnet. — Dammwild brunftet.
17	Samst.	Hedwig	Florentin	5 Charit.	20 3. Sab.	20	Jubel in Weinkellern. — Großfischerei in Teichen.
19. Kirchweihfest. Salus populi. Kath. Ev. Vom hochzeitlichen Kleide. Matth. 22. Prot. Ev. Vom größten Gebot. Matth. 22.							
18	Sonnt.	19 Lukas, Ev. ☾	18 Lukas	6 18 Th. A.	21 Palmenf.	21	Kaiserkirmeß. Ländliche Feste. Freundesbesuche.
19	Mont.	Ferdinand, Kön.	Ferdinand	7 Sergius	22 Versaml. v. Ende.	22	Letztes Obst v. d. Bäumen. Der Edelfink zieht fort.
20	Dienst.	Felician	Wendelin	8 Pelag	23 Gesetzfreud	23	☿ in der ☉ferne. — Austreiben des Viehes.
21	Mittw.	Ursula	Ursula	9 Jak Alp.	24	24	☌ d. ♂ Kirschner, Glaser, Töpfer ꝛc. viel beschäftigt.
22	Donrst.	Cordula	Cordula	10 Eulamp.	25	25	♀ u. ♃ beis. — Kraut einsäuern. — Oelpressen.
23	Freitag	Johann Cap. ♏	Severin	11 Phil Ap	26	26 34. Tsum	Sonne im Skorpion. — Nordvögel ziehen durch.
24	Samst.	Raphael	Nathan	12 Probus	27 4. Sab.	27	Nach Reifen allgemeiner Blätterfall.
20. Omnia quæ fecisti. Kath. Ev. Von des Königs krankem Sohne. Joh. 4. Prot. Ev. Vom Gichtbrüchigen. Matth. 9.							
25	Sonnt.	20 Crispin, M. ●	19 Crispin	13 19 Karp.	28	28	Das Jahr tritt in das Greisenalter.
26	Mont.	Evarist	Evarist	14 Nazareth	29	29	Fische u. Vögel wohlfeil. — Abendunterhaltungen.
27	Dienst.	Sabina, Märt.	Sabine	15 Euthym.	30 Roschod	1 Ramadan. Fastenmon.	☌ d. ☿ ♀ u. ♃. — Die Felder öde und leer.
28	Mittw.	Sim. u. Jud.	Simon	16 Longin.	1 Marchesv	2	Der Winterschlaf vieler Thiere hat begonnen.
29	Donrst.	Zenobius	Narciß	17 Hoseas	2	3 Buch Abraham v. Him.	☌ bei ♄. ☿ und ♃ beisammen. — Herbstnebel.
30	Freitag	German v. Cap.	Hartmann	18 Lukas E	3	4 Der Koran f. Welt gef	Die Wintersaaten grün. — Laubsammeln.
31	Samst.	Wolfgang ✠	Reformatf.	19 Joel Pr.	4 5. Sab.	5	Der Herbst i. d. letzten Zügen. Bergfink erscheint.

Hauptmerkmale der Witterung. — Obschon dieser Monat im ersten Drittel nicht selten mehre schöne, trockene, heitere Tage, den sogenannten Nachsommer, bringt, so sauset dennoch schon ein unsanfter, scharfer Wind so manchen Tag über die Felder. Nach der Herbst- Tag- und Nachtgleiche neigt sich das Jahr allmälich zum Spätherbste, durch Reife und den darauf folgenden Blätterfall angekündigt; schnell ist oft der Uebergang von der Trockene zur Feuchtigkeit, von der Sommerwärme zur Herbstkühle. Etwa um die Mitte des Oktobers, um den 6., 8. oder 12., ist die mittlere Temperatur zwischen der größten Sommerhitze und der strengsten Winterkälte; von da an wird das Wetter zweifelhaft und täglich unsicherer; die Wärme erniedrigt sich in der zweiten Hälfte bedeutend und sinkt gegen Ende des Monats an einzelnen Tagen in der Früh schon bis auf den Eispunkt; es wird naßkalt, stürmisch und trüb; — Oktobernebel in des Landes Niederungen, schnell segelnde, dichte Wolkenmassen und unfreundliches Wetter verkünden das Heranrücken des Winters aus Nordens Himmelsstrich; — schon scheinen auch bei uns Sommer und Winter in Fehde zu liegen. — Nachtreife bleiben im Oktober selten aus, und der 15. ist bei uns der mittlere Tag für dieselben; dagegen ist Schnee auf dem flachen Lande selten, etwa einmal in 5 Jahren; aber auf dem Hochgebirge liegt bereits Schnee. Es können 3 bis 4, oft mehre Jahre vergehen, ehe sich in diesem Monat ein Gewitter ereignet, kommt aber eins zum Ausbruch, so erfolgt frühzeitig Frost. Die südwestlichen Winde sind vorherrschend, welche sich je nach der Lage der Gegenden bald mehr der südlichen, bald mehr der westlichen Richtung nähern. Nordwinde sind seltener als in den andern Jahreszeiten; der im Mittel etwas tiefere Barometerstand scheint davon eine Folge zu sein. Die größte Veränderung des Barometers in 24 Stunden beträgt in diesem Monat gewöhnlich 5 bis 6 Linien. In manchen Jahren wintert es ungemein schnell ein, und oft zum Schaden des zaudernden Landmanns. — Die Gesundheitsverhältnisse sind so ziemlich dieselben wie im September.

Tag im Jahr	Sonnen- Aufg. U. M.	Sonnen- Untrg. U. M.	Tages-länge St. M.	Abweichung der ☉ Südl. Gr. M. S.	Abweichung des ☾ G. M.	Mondes- Aufg. U. M.	Mondes- Untrg. U. M.	Uhren zu früh M. S.
275	6 13	5 47	11 34	3 18 57	27 48 S.		7 51	10 25
276	6 15	5 45	11 30	3 42 15	27 40	am	Der 8 43	10 44
277	6 17	5 43	11 26	4 5 31	26 15		☽ 9 44	11 3
278	6 19	5 41	11 22	4 28 43	23 38	Tage	zunehmende 10 51	11 21
279	6 21	5 39	11 18	4 51 53	19 50		Morg.	11 39
280	6 24	5 36	11 12	5 14 58	15 17		0 3	11 56
281	6 26	5 34	11 8	5 38 0	9 52		1 17	12 13
282	6 28	5 32	11 4	6 0 57	3 52		2 31	12 30
283	6 30	5 30	11 0	6 23 49	2 29 N.		3 47	12 40
284	6 31	5 29	10 58	6 46 36	8 52	Abds.	5 6	13 2
285	6 33	5 27	10 54	7 9 18	14 57	5 1	☉ 6 20	13 17
286	6 35	5 25	10 50	7 31 54	20 18	5 23	geht am Tage	13 32
287	6 36	5 24	10 48	7 54 24	24 28	5 53		13 46
288	6 38	5 22	10 44	8 16 47	27 3	6 34	Der abnehmen-	14 0
289	6 40	5 20	10 40	8 39 3	27 48	7 28		14 13
290	6 41	5 19	10 38	9 1 12	26 39	8 38		14 26
291	6 43	5 17	10 34	9 23 13	23 48	9 57		14 38
292	6 44	5 16	10 32	9 45 7	19 37	11 19	☾	14 49
293	6 46	5 14	10 28	10 6 52	14 27	Morg.	unter.	15 0
294	6 47	5 13	10 26	10 28 28	8 40	0 40	de Mond	15 10
295	6 48	5 12	10 24	10 49 55	2 37	1 57		15 20
296	6 50	5 10	10 20	11 11 12	3 27 S.	3 12		15 29
297	6 52	5 8	10 16	11 32 19	9 17	4 27		15 37
298	6 54	5 6	10 12	11 53 16	14 40	5 42	Abds.	15 44
299	6 56	5 4	10 8	12 14 2	19 21	6 55	● 4 21	15 51
300	6 58	5 2	10 4	12 34 37	23 8		4 43	15 57
301	7 0	5 0	10 0	12 54 59	25 52	auf.	Mond geht 5 12	16 2
302	7 2	4 58	9 56	13 15 10	27 23		5 50	16 6
303	7 4	4 56	9 52	13 35 8	27 38		6 35	16 10
304	7 5	4 55	9 50	13 54 53	26 37		7 32	16 13
305	7 6	4 54	9 48	14 14 25	24 24		8 37	16 15

Szenen am Himmel.

I. Die Sonne.

Die Sonne tritt in das Zeichen des Skorpions (♏) Freitag am 23. Oktober um 9 Uhr 7 min. Morgens, Wien. Zeit. Der Nebel- und Friermond fängt an.

II. Der Mond.

(Mondesphasen — Mondeslichtgestalten.)

☽ Erstes Viertel am 3. Okt. um 6 U. 43 m. Abds.
○ Vollmond am 11. um 8 Uhr 19 min. Morgs.
☾ Letztes Viertel am 18. um 1 Uhr 3 min. Morgs.
● Neumond am 25. um 10 Uhr 3 min. Morgs.

Der Mond kommt in die Erdferne am 2., in die Erdnähe am 14., in die Erdferne am 30. Oktober; — geht durch den Aequator nach Norden am 9., nach Süden am 21. Oktober; — hat am 1. die größte südliche, am 15. die größte nördliche, am 29. die größte südliche Abweichung (Mondeswende); — passirt am 1. den Saturn, am 9. den Uran, am 21. den Mars, am 24. die Sonne, am 27. den Merkur, die Venus und den Jupiter, am 29. den Saturn.

III. Planetensichtbarkeit

Merkur, unsichtbar, am 29. bei Jupiter; — Venus, Abendstern, wird täglich glänzender; am 22. bei Jupiter; am 31. bei Antares; — Mars geht vor 2 Uhr Morgens auf; — Jupiter geht am 4. um 7 Uhr Abends unter, wird dann unsichtbar; am 22. bei Venus, am 29. bei Merkur; — Saturn geht am 12. um 8 Uhr, am 28. um 7 Uhr Abends unter; — Uran geht am 5. um 4 Uhr, am 20. um 3 Uhr Morgens unter.

IV. Sternbilder.

Mitternächtlich kulminiren in diesem Monat im Süden ein Theil der Fische, des Wallfisches und des Widders; beim Zenith die Andromeda, ein Theil der Cassiopeja und des Perseus, und unter dem Pol ein Theil des großen Bären, des Drachen, der Jagdhunde, des kleinen Bären, des Bootes und des Quadranten.

Erinnerung an merkwürdige Witterungs-Erscheinungen im Jahre 1838. — Der Herbst hatte in manchen Gegenden, [illegible]. in Ungarn, eine überaus angenehme Witterung und gewährte demnach zur Weinlese im Allgemeinen ein günstiges Wetter, jedoch durch ein in diesem Monat seltenes Witterungsereigniß, nämlich durch den Schneefall vom 13. bis 15., unterbrochen [illegible]; derselbe ereignete sich in Deutschland, England und Frankreich; um Agram währte derselbe die ganze Nacht vom 14. auf 15. hindurch, und zwar so, daß die Gebirge und die Ebene der Umgegend dicht mit Schnee bedeckt waren; doch wurde er durch [illegible] erwünschten Sonnenschein schnell geschmolzen, und die Gefilde standen bald wieder im schönsten Herbstgrün. Im Gurkthale [illegible] der gefallene Schnee große Beschädigungen und Verheerungen angerichtet. Dasselbe günstige Wetter zur Weinlese hatte man [illegible] Bordeaux, und in Neapel zu Ende des Monats eine so gelinde Luft und eine so reizende Witterung, daß man sich im Mai [illegible]te und Alles noch in Sommerkleidern erschien. Im Römischen änderte sich um den 15. das Wetter, welches bis dahin durch [illegible] Monate sehr schön war, und Regengüsse erfrischten das ausgetrocknete Land. Große Stürme herrschten um den 20. im [illegible]lichen Europa, und hatten hie und da bedeutende Verwüstungen zur Folge. Am 7. beobachtete man in Siebenbürgen ein [illegible]tor, das man hie und da für ein Nordlicht hielt. Zu Avesnes in Frankreich fand am 26. ein Erdstoß statt. — Die Erup[illegible]n des Aetna dauerten fort; am 7. hatten die Auswürfe von Lava sowohl als die Explosionen einen bedeutenden Umfang er[illegible], so daß die Zuschauer ein grandioses Schauspiel vor sich hatten. Am 13. ein Meteorsteinfall auf dem Bokkeveldt am Kap [illegible]guten Hoffnung. Am 6. Abends wurde zwischen Langensalza und Nordhausen ein schöner Mondregenbogen beobachtet. Am [illegible] Ausbruch der Pest in Jerusalem. Viehseuche in Mähren, Galizien und mehren Komitaten Ungarns. Fortdauernde Südwinde [illegible] reichlicher Thau waren Ursache, daß auf der Insel Corfu ein Wurm, der das Innere der Oliven verzehrt, sich ungeheuer ver[illegible]te und die Hoffnungen auf eine reiche Ernte zerstörte. Dieser Wurm hatte die Frucht so sehr angegriffen, daß sie fast leer war [illegible]vor der Reife abzufallen begann; man hatte auf 200,000 Fäßchen Oel gerechnet, aber kaum ein Drittel der gehofften Ernte erhalten.

XI. November, NOVEMBER, Wintermonat, Nebel- und Friermond, Spätjahr.

Monats- und Wochentage.	Kalender für Katholiken und Protestanten.	Griechisch-russischer Oktober.	Jüdischer II. Marches-van 5601.	Türkischer IX. Ramadan 1256	Naturkalender. Wahrzeichen des Tages. Geschichte der Natur in unserer Zone.
21. In voluntate tua. Kath. Ev. Von des Königs Rechnung. Matth. 18. Prot. Ev. Vom hochzeitlichen Kleide. Matth 22.					
1 Sonnt.	21 Aller-Heiligen	20 Aller Hl.	20 20 Arth.	5	6	Beamten- und Militärjahr beginnt.
2 Mont.	Aller Seelen ☽	All. Seelen	21 Hilarion	6 Fasten	7 Tora-H.	Hohe Gedächtnißfeier der Hingegangenen.
3 Dienst.	Hubert	Theophil.	22 Albert	7	8	Unbequemes Reisen. — Größte Zeitgleichung.
4 Mittw.	Karl Borrom.	Otto	23 Jakob A.	8	9	Landespatr. d. Lombardie. Zu Mailand Kirchfest.
5 Donrst.	Emerich	Blandine	24 Arethas	9	10	☾ b. Uran. — Oede und Stille im Hochgebirge.
6 Freitag	Leonhard, Bisch.	Leonhard	25 Marcian	10	11 36. Tsum	Heiternde und bildende Abendgesellschaften.
7 Samst.	Engelbert	Malachias	26 Demetr.	11 6. Sab.	12	Aus Norden viele Entenarten durchziehend.
22. Si iniquitates. Kath. Ev. Vom Zinsgroschen. Matth. 22. Prot. Ev. Von des Königs krankem Sohne. Joh. 4.						
8 Sonnt.	22 Gottfried	21 Gottfr.	27 21 Nestor	12	13) glückliche Tage	Der Vorwinter tritt ein, dauert bis Weihnachten.
9 Mont.	Theodor, M. ○	Theodor	28 Terent.	13	14)	☿ größte südliche Breite. — Rothkehlchen fort.
10 Dienst.	Andreas Avel.	Martin	29 Anastas.	14	15)	Buchhändler u. Buchdrucker in großer Thätigkeit.
11 Mittw.	Martin, Bisch.	Probus	30 Zenob.	15	16	Martinsgänse. Martinshörnel. — Schneefall.
12 Donrst.	Martin, Papst	Martin	31 Stachys	16	17	☿ größte östliche Ausweichung (22 Gr. 41 Min.)
13 Freitag	Stanislaus	Jonas	1 Novemb.	17	18 v. Jesu d. Weis. ges.	Meteornächte. Wiederkehr merkwürdiger Stern-
14 Samst.	Jukundus	Livinus	2 Acyndin	18 7. Sab.	19	schnuppenfälle. — Kunstbrunnen verwahrt.
23. Dicit Dominus. Kath. Ev. Von des Obersten Töchterlein. Matth. 9. Prot. Ev. Von des Königs Rechnung. Matth. 18.						
15 Sonnt.	23 Leopold, M.	22 Leopold	3 22 Acep.	19 Fasten	20	Oesterreichs Landespatron. — Hohe Feier.
16 Mont.	Edmund, E. ☾	Othmar	4 Joh. A.	20	21	Aepfel und Nüsse an der Tagesordnung.
17 Dienst.	Gregor v. C.	Hugo	5 Galact.	21	22	Besorgung nützlicher u. erheiternder Winterlektüre.
18 Mittw.	Eugen v. C.	Gelasius	6 Paul E.	22	23	☾ b. Juno u. ♂. ♀ l. d. ⊙ ferne. — Doppelthüren.
19 Donrst.	Elisabeth	Elisabeth	7 Hieron.	23 Prof. d. T.	24	Kalt weht der Wind über die feuchte Erde und
20 Freitag	Felix v. Val.	Amalia	8 Vers. M.	24	25 38. Tsum	treibt sie zum Antritt des Winterschlafes.
21 Samst.	Maria Opfer.	Maria Opf.	9 Onesiph.	25 8. Sab	26	Füchse, Wiesel, Iltisse werden in Hühnerställen.
24. Letzter Sonnt. nach Pfingsten. Kath. Ev. Vom Gräuel der Verwüstung. Matth. 24. Prot. Ev. Von des Menschen Sohn. Matth. 25.						
22 Sonnt.	24 Cäcilia ♐	23 Cäcilia	10 23 Erast	26	27 Nacht der Allmacht	Sonne im Schützen. Cäcilienfest der Tonkünstler.
23 Mont.	Clemens v. P.	Clemens	11 Victor	27	28	Hochzeit- und Tanzjahr-Ende. — Oefen in Ehren.
24 Dienst.	Johann v. Kr. ●	Emilie	12 Joh. Al.	28	29 Niederlage vor Wien	Arbeit und Lärm in Scheunen und Brechhäusern.
25 Mittw.	Katharina J.	Katharina	13 Joh. Chr.	29	30	☾ bei ☿ und ♄. — Schuhmacher viel Arbeit.
26 Donrst.	Konrad, B.	Konrad	14 Philipp	1 Kislev	1) Schewwal, gr.	Jedes Thier im Stall, Nest und Hürde.
27 Freitag	Virgilius	Günther	15 Gurias	2 Geb. u. Reg.	2)	☾ bei Venus. — Mehre Salmenarten laichen.
28 Samst.	Sosthenes	Rufus	16 Matth.	3 Abschaff. d. Gesetzes	3) Beiram	☿ im aufst. Knot. — Rauschzeit d. Schwarzwildes.
Erster Adventsonnt. Ad te levavi. Kath. Ev. Es werden Zeichen geschehen. Luk. 21. Prot. Ev. Vom Eintritt Christi zu Jerusalem. Matth. 21.						
29 Sonnt.	1 Saturnin, B.	1 Walter	17 24 Greg.	4	4	Das Kirchenjahr beginnt. Oft schon Lagerschnee.
30 Mont.	Andreas, Ap.	Andreas	18 Plat. M	5	5	Mangel an nöthigem Licht für Feinarbeiter.

Hauptmerkmale der Witterung. — Die trübe, feuchte, neblichte Physiognomie stempelt diesen Monat zu dem unangenehmsten des Jahres. Die Natur ist ihres Schmuckes beraubt, der schaffende Trieb ruht, die Vegetation zeigt äußerst wenig Thätigkeit, die Felder sind kahl und leer, die Haine und Bäume entlaubt. Auch das thierische Leben tritt allmälich zurück. Kalt weht der Wind über die feuchte Erde und treibt sie zum Antritt des Winterschlafes. Statt heitern Tagen haben wir höchstens matten Sonnenschein oder Sonnenblicke. Regen, Naßkälte, Frost und ähnliche Injurien der Witterung gehen dem eigentlichen Winter voran, der sich bei uns mit dem Ende dieses Monats einstellt. Es hat, wiewohl selten, November ohne allen Sonnenschein gegeben. Die Temperatur sinkt in der Frühe häufiger unter den Eispunkt als im vorigen Monat; strenger Frost und anhaltende Kälte tritt jedoch sehr selten ein, und in den Ebenen bleibt der hie und da fallende Schnee nicht lange liegen. Die Wärme dieses Monats mindert sich gewöhnlich sehr schnell vom 6. bis zum 13., langsamer gegen die Mitte, und oft ist das letzte Drittel des Monats wieder etwas gelinder als die Mitte desselben. Im Mittel sinkt die Temperatur vom Anfang bis Ende des Monats um 3,8 Grade. Die Nebel dieses Monats sind die beständigsten und häufigsten, und große Barometeränderungen bei fast unverändertem Thermometerstande sind sehr gewöhnlich. In der Mitte des November fällt in der Regel der erste Schnee; Graupenhagel fällt seltener als im Oktober, etwa einmal in 3 Jahren. Die wässerige Ausdünstung in diesem Monat ist geringer als im Oktober. Die atmosphärische Elektricität der untern Luftschichten ist zwar während Nebeln und bei heiterer Witterung an kältern Tagen stärker als im Oktober, die der atmosphärischen Niederschläge aber schwächer. Die Gewitter sind ausgezeichnet selten, und es können 10 bis 12 Jahre vergehen, ehe eines zum Ausbruch kommt. Die Winde besitzen in diesem Monat eine vorherrschend südwestliche Richtung. Die Meteornächte um die Mitte dieses Monats ziehen die Aufmerksamkeit der Meteorologen immer mehr und mehr auf sich, und wir dürfen bei näherer Kenntniß dieser Erscheinungen manche Aufschlüsse für die Witterungskunde erwarten.

November. — Französisch, Italienisch: *Novembre.* — Nach dem franz. Revol.-Naturkalender: *Brumaire.* — Spanisch: *Noviembre.* — Englisch: *November.* — Böhmisch: Listopád (Blätterfall).

Tag im Jahr	Sonnen- Aufg. U. M.	Untrg. U. M.	Tageslänge St. M.	Abweichung der ☉ Süd. Gr. M. S.	des ☾ G. M.	Mondes- Aufg. U. M.	Untrg. U. M.	Uhren zu spät M. S.
306	7 8	4 52	9 44	14 33 45	21 6 S.	Der zunehmen am Tage	9 45	16 17
307	7 9	4 51	9 42	14 52 46	16 51		☽ 10 57	16 17
308	7 10	4 50	9 40	15 11 35	11 49		Morg.	16 17
309	7 11	4 49	9 38	15 30 10	6 10		0 10	16 16
310	7 12	4 48	9 36	15 48 28	0 5		1 23	16 14
311	7 14	4 40	9 32	16 6 31	6 15 N.		2 36	16 12
312	7 15	4 45	9 30	16 24 18	12 26		3 54	16 8
313	7 17	4 43	9 26	16 41 47	18 9	Abds.	5 19	16 4
314	7 19	4 41	9 22	16 59 0	22 53	3 51	○ 6 46	15 59
315	7 20	4 40	9 20	17 15 56	26 10	4 20	Geht am / Der abneh.	15 53
316	7 22	4 38	9 16	17 32 33	27 35	5 17		15 46
317	7 23	4 37	9 14	17 48 53	26 58	6 23		15 39
318	7 25	4 35	9 10	18 4 54	24 29	7 42		15 30
319	7 27	4 33	9 6	18 20 36	20 30	9 6		15 21
320	7 29	4 31	9 2	18 35 59	15 28	10 29		15 10
321	7 30	4 30	9 0	18 51 2	9 47	11 48	☾ Tage unter. / mende Mond	14 59
322	7 31	4 29	8 58	19 5 45	3 48	Morg.		14 47
323	7 33	4 27	8 54	19 20 8	2 13 S	1 3		14 35
324	7 34	4 26	8 52	19 34 10	8 1	2 17		14 21
325	7 35	4 25	8 50	19 47 50	13 25	3 30		14 6
326	7 36	4 24	8 48	20 1 9	18 12	4 43		13 51
327	7 37	4 23	8 46	20 14 6	22 10	6 55		13 35
328	7 38	4 22	8 44	20 26 41	25 9	7 5	Abds.	13 18
329	7 39	4 21	8 42	20 38 52	26 59	8 14	● 3 48	13 0
330	7 40	4 20	8 40	20 50 41	27 32	auf. de Mond	4 31	12 42
331	7 41	4 19	8 38	21 2 0	26 50		5 24	12 23
332	7 42	4 18	8 36	21 13 8	24 55		6 20	12 3
333	7 43	4 17	8 34	21 23 45	21 54		7 34	11 42
334	7 44	4 16	8 32	21 33 58	17 58	Geht	8 44	11 21
335	7 45	4 15	8 30	21 43 40	13 15		9 54	10 59

Szenen am Himmel.

I. Die Sonne.

Die Sonne tritt in das Zeichen des Schützen (♐) Sonntag am 22. Novemb. um 5 Uhr 37 min. Morgens, Wien. Zeit. Der Schneemond beginnt.

II. Der Mond.

(Mondesphasen — Mondeslichtgestalten.)

☽ Erstes Viertel am 2. Nov. um 2 U. 9 m. Abds.
○ Vollmond am 9. um 6 Uhr 57 min. Abends.
☾ Letztes Viertel am 16. um 9 Uhr 59 min. Morgs.
● Neumond am 24. um 3 Uhr 17 min. Morgs.

Der Mond kommt in die Erdnähe am 11., in die Erdferne am 26. November; — geht durch den Aequator nach Norden am 5., nach Süden am 18. November; — hat am 11. die größte nördliche, am 25. die größte südliche Abweichung (Mondeswende); — passiert am 5. den Uran, am 18. den Mars, am 23. die Sonne, am 24. den Jupiter, am 25. den Merkur und Saturn, am 27. die Venus.

III. Planetensichtbarkeit

Merkur, um den 12. als Abendstern vorzüglich sichtbar; — Venus nimmt als Abendstern täglich mehr an Glanz zu; vom 9. bis 27. in der Milchstraße südlich; am 14. bei Saturn; — Mars geht nach 1 Uhr Morgens auf; — Jupiter, unsichtbar, am 21. bei der Sonne; — Saturn geht am 14. um 6 Uhr Abends unter, wird dann unsichtbar, am 14. bei Venus; — Uran geht am 4. um 2 Uhr, am 18. um 1 Uhr Morgens unter.

IV. Sternbilder.

Mitternächtlich kulminiren in diesem Monat im Süden der östliche Theil des Widders und der westliche des Stiers (die Plejaden am 18., Aldebaran am 30.); beim Zenith der Perseus (Algenib am 12.), und unter dem Pole der kleine Bär, Drache, Quadrant und Herkules.

Erinnerung an merkwürdige Witterungs-Erscheinungen im Jahre 1838. — Der November hatte im Anfang einige ne Tage. Im Rheingau hatte man gehofft, daß der Frost das, was die Hitze nicht gethan, thun, d. h. einem Theile der Trauben igkeit geben werde, und mit dem Einsammeln und Austeeren der Trauben gezögert; doch statt des Frostes erschien Nässe, was nicht bald eingebracht ward, mußte durch Fäulniß zu Grunde gehen. Durch die häufigen Regen im Herbste, be- ers in der Mitte des November, wurden in Mittelungarn die so schädlichen Mäuse und Hamster größtentheils vertilgt. Merk- ig war die frühzeitige strenge Kälte, welche auf eine empfindliche Art am 24. November eintrat; der Frost hemmte bereits Schifffahrt auf der Elbe bei Hamburg, und auch die Donau führte zahlreiches Treibeis, welches sich bei der von Tag zu Tag nden Kälte so schnell vermehrte, daß schon in der Nacht vom 28. auf den 29. die Schiffbrücke zu Preßburg ausgehangen e. In Galizien (bei Przemysl) hatte man seit dem 20. förmlichen Winter, und eine gute Schlittenbahn; am 28. zeigte Thermometer — 15 Gr. In Wien fiel nach mehrtägiger scharfer, trockener Kälte am 29. der erste Schnee. Im Temeswarer it fiel am 26. November der erste Schnee einen Zoll hoch, allein er schmolz sehr bald von dem darauf gefolgten warmen n, und zu Ende November hörte man von Süden bei heiterem Wetter donnern. In der Nacht vom 25. auf den 26. erhob n Ofen ein gewaltiger Sturm, welcher eine der zwischen der Neustift und der Margarethen-Insel aufgestellten Donau-Schiff- en losriß, die dann noch vier andere mit sich fortnahm. Am 28. wüthete in London und der Umgegend ein heftiges, verhee- s Gewitter, und zu Rennes am 30. ein Orkan, der, mit Blitzen, Donnerschlägen, Regen und Hagel gemischt, mehr als 40 den anhielt. Das Phänomen des Sternschnuppenfalles in den Nächten vom 10. bis 15. November wurde in Frankreich, in ten, in Wien, Königsberg, Paris, Magdeburg u. a. a. O. beobachtet. In der Nacht vom 12. auf den 13. und in es 14. sah man im Gurkthale ein Nordlicht. Zu Anfang des November Erdbeben in Constantine; am 26. ein schwaches eben zu Laupen in der Schweiz. Gegen Ende des Monats Ausbruch der Rinderpest in Ofen.

XII. Dezember, DECEMBER, Christmonat, Schneemond.

Monats- und Wochentage		Kalender für Katholiken	und Protestanten.	Griechisch-russischer November.	Jüdischer III. Kislev 5601.	Türkischer X. Schewwal 1256.	Naturkalender. Wahrzeichen des Tages. Geschichte der Natur in unserer Zone.
1	Dienst.	Nathalia	Longinus	19 Abdias	6 [illegible]	6	Poyer, ergebender Ernst im Zeitenlaufe.
2	Mittw.	Aurelia ☽ +	Candida	20 Greg. D.	7 Tod des Herodes	7 Hams. Too	Merkur bei der Sonne (unten). Mond bei U an.
3	Donnst.	Franz Xaver	Demetrius	21 M. Ops.	8	8	♀ in der ☉nähe. — Winterkleider wohlthätig.
4	Freitag	Barbara +	Barbara	22 Philem.	9	9 40. Tsum	Heil dem Hochsinn beglückender Häuslichkeit.
5	Samst.	Seraphin +	Abigail	23 Amphil.	10 10. Sab.	10	Prachtgestirne Abends im Osten des Firmaments.
2 Adventsonntag. Populus Sion. Kath. Ev. Vom Johannes im Gefängnisse. Matth. 11. Prot. Ev. Es werden Zeichen geschehen. Luk. 21.							
6	Sonnt.	2 Nikolaus, B.	2 Nicolaus	24 2 S. Kath.	11	11	Nikolaibescherung. Jubeltag für Kinder
7	Mont.	Ambrosius	Agatha	25 Klemens	12	12	Moose fortgrünend und Feuchtkapseln bildend.
8	Dienst.	Mariä Empf.	Bußtag	26 Georg	13	13 glückliche Tage	♂ in der östlichen Quadr. — Milch und Eier rar.
9	Mittw.	Leokadia ○ +	Joachim	27 Jakob M.	14	14	♄ und ♃ beisammen. — Mehr Ab- als Zufluß.
10	Donnst.	Judith	Judith	28 Stephan	15	15	Der Winter sammelt die Menschen. Lange Abende.
11	Freitag	Damasus +	Damasus	29 Param.	16	16 Schlacht von Ohud	Kalender und Taschenbücher zur Auswahl.
12	Samst.	Marentius +	Ottilia	30 Andr. Ap.	17 11. Sab.	17	♀ gr. südliche Breite. — Dichtes Schneegewölk.
3 Adventsonntag. Gaudete in Domino. Kath. Ev. Vom Zeugnisse Johannes. Joh. 1. Prot. Ev. Vom Johannes im Gefängnisse. Matth. 11.							
13	Sonnt.	3 Lucie, Jgfr.	3 Lucie	1 Dec. 1. A.	18	18	♀ gr. nördl. Br. — Advent-Andacht. Volle Kirchen
14	Mont.	Spiridion	Nikasius	2 Habakuk	19	19	Des Bergknappen Tag- und Nachtwerk unter der
15	Dienst.	Irenäus, B. ☾	Ignaz	3 Sophon	20 Bittag um Regen	20	Erde dauert auch jetzt ununterbrochen fort.
16	Mittw.	Adelheid, Kk. +	Albin	4 Barbara	21 Fest a. Berge Garizim	21	♄ bei der Sonne. — Lebhafte Wochenmärkte.
17	Donnst.	Lazarus	Lazarus	5 Sabbas	22	22	☾ b. ♂. ♂ i. d. ☉ferne. Das Reh in der Brunft.
18	Freitag	Gratian +	Wunibald	6 Nikolaus	23	23 42. Tsum	Die Welt d. Flechten in der größten Entwickelung.
19	Samst.	Maura +	Abraham	7 Ambros	24 12. Sab.	24	Jahreszeit des Hustens und Schnupfens.
4 Advents. Rorate coeli. (Memento mei). Kath. Ev. Von der ruf. Stimme in der Wüste. Luk. 3. Prot. Ev. Vom Zeugnisse Johannes. Joh. 1.							
20	Sonnt.	4 Ammon	4 Isaak	8 2 Patap.	25 Kirchweih	25	Oefter schon Eislauf und Schlittenbahn.
21	Mont.	Thom., Ap. ♑	Thomas	9 M. Empf.	26	26	♀ gr. westl. Ausw. ☉ tritt i. d. ♑. Winteranfang.
22	Dienst.	Beata, M.	Beate	10 Menas	27	27	☾ bei ♀. — Mastschweine werden geschlachtet.
23	Mittw.	Viktoria + ●	Dagobert	11 Daniel	28	28	☾ bei Saturn. — Der Kreuzschnabel paart sich.
24	Donnst.	Adam u. Eva +	Ad. u. Eva	12 Spirid.	29	29	Heiliger Abend. Selige Hoffnung.
25	Freitag	Heil. Christfest	Hl. Christf.	13 Eustrat.	1 Tebeth	1 Dsulkade	Hohes Christfest. Heilige Andacht
26	Samst.	Stephan, Märt.	Stephan	14 Thyrsus	2 13. Sab.	2	☾ b. [illegible]. Seliger Rückblick auf unsere Jahreswerke.
Weihnachts-Oktav. Kath. und Prot. Ev. Joseph und Maria wunderten sich. Luk. 2.							
27	Sonnt.	☽ Johann Ev.	☽ Joh. Ev.	15 Eleuth.	3	3	☾ b. ♀. Mondenlange Nacht i. Nord. Polarzone.
28	Mont.	Unschuld. Kind.	Unsch. K.	16 Aggäus	4	4 Siebenschl.	Jahresberechnungen an der Tagesordnung.
29	Dienst.	Thomas, Bisch.	Jonathan	17 Urväter	5	5 Bau der Kaaba	Neujahrs-Gratulationen und Geschenke.
30	Mittw.	David, König	David	18 Sebkr.	6	6	☾ b. Uran. Menschenfreunde gedenken der Armen.
31	Donnst.	Sylvester, P.	Sylvester	19 Bonifaz	7	7 Moses durch den Nil	Alles ist Wechsel, Wanderung und Vorübergang.

Hauptmerkmale der Witterung. — **Die Charakteristik des vorigen Monats paßt in der Regel auch auf den Dezember; er ist, nächst dem November, der am meisten zur trüben Witterung geneigte Monat. Neblichte, feuchte, trübe, düstere Witterung sind in ihm vorzüglich häufig; rauhe Winterluft umbrauset uns; Scharen dicker Wolken ziehen über unserem Haupte hinweg; die Sonne läßt sich selten blicken; der Winter hat seine Herrschaft über die nördlichen Zonen ausgebreitet, und die Natur liegt in tiefster Trauer beim Hinscheiden des Jahres. Selten entspricht die Witterung um des Jahres letztes Hochfest seiner großen Feierlichkeit. Ganz anders gestaltet sich der Charakter dieses Monats aber dann, wenn ein strenger Frühwinter eintritt; dann ist er meist heiter; ein schneidender Ostwind, der nach starkem Schneefall eintritt, bringt heftige Kälte; die Nächte sind überaus hell gestirnt, das Barometer steht hoch und die Verdunstung ist ziemlich stark. — Die Temperatur erniedrigt sich in der Regel vorzüglich in der Frühe häufig unter den Eispunkt, und in den ersten 10 Tagen gewöhnlich ziemlich schnell, langsamer vom 11. bis zum 17.; von da bis zum 22. ist oft ein Stillstand im Sinken der Wärme und die Temperatur erhöht sich nicht selten wieder etwas; stärker sinkt sie jedoch zu Ende des Monats, wo eine trockene, strenge Winterkälte einzutreten pflegt. Ganz bleibt der Frost nicht aus, doch zuweilen der Schnee, etwa alle 15 Jahre einmal; doch ist dann immer schon im November Schnee gefallen. Selten ist Hagel in diesem Monat (einmal in 4 Jahren), am seltensten Gewitter; man zählte in Berlin in 33 Jahren nur 3; sie sind sodann Schneegewitter. Die Winde zeigen jetzt vorherrschend eine südliche und südwestliche Richtung, die nicht selten auch in eine südöstliche übergeht; die östlichen Winde bringen gewöhnlich trockene Kälte. Die Menge des in diesem Monat als Regen und Schnee fallenden Meteorwassers ist geringer als in den 7 vorhergehenden Monaten, übersteigt jedoch gewöhnlich noch etwas die Regenmenge der Monate Januar bis April.**

ezember. — Französisch, Italienisch: *Decembre.* — Spanisch: *Deciembre.* — Englisch: *December.* — Nach dem franz. Revol.-Naturkal.: *Frumaire.* — Böhmisch: Prosynec (Bittgang.)

Tag	Tag im Jahr	Sonnen-Aufg. U. M.	Sonnen-Untrg. U. M.	Tageslänge St. M.	Abweichung der ☉ Süd. G. M. S.	Abweichung des ☾ G. M.	Mondes-Aufg. U. M.	Mondes-Untrg. U. M.	Uhren zu spät M. S.
1	330	7 40	4 14	8 28	21 53 10	7 55 S.		Der junge 11 5	10 30
2	337	7 47	4 14	8 26	22 2 8	2 9	am Tage	) Mrg.	10 13
3	338	7.48	4 12	8 24	22 10 40	5 54 N.		0 18	9 49
4	339	7 49	4 11	8 22	22 18 47	9 58		1 32	9 25
5	340	7 50	4 10	8 20	22 26 28	15 47		2 40	9 0
6	341	7 51	4 9	8 18	22 33 42	20 55	men-	4 12	8 35
7	342	7 51	4 9	8 18	22 40 30	24 52		5 38	8 5
8	343	7 52	4 8	8 16	22 46 51	27 8	Abds.	7 5	7 42
9	344	7 53	4 7	8 14	22 52 46	27 22	3 58 ○	8 24	7 15
10	345	7 54	4 6	8 12	22 58 13	25 31	5 15	Der ab-	6 48
11	346	7 55	4 5	8 10	23 3 13	21 54	6 42	geht	6 20
12	347	7 50	4 4	8 8	23 7 45	16 58	8 9		5 52
13	348	7 56	4 4	8 8	23 11 50	11 14	9 33	am Tage unter. nehmende Mond	5 24
14	349	7 56	4 4	8 8	23 15 28	5 9	10 52		4 55
15	350	7 56	4 4	8 8	23 18 37	0 59 S	Mrg. ☾		4 20
16	351	7 57	4 3	8 6	23 21 18	6 54	0 8		3 57
17	352	7 57	4 3	8 6	23 23 32	12 24	1 21		3 27
18	353	7 57	4 3	8 6	23 25 17	17 18	2 33		2 57
19	354	7 57	4 3	8 6	23 26 34	21 25	3 45		2 27
20	355	7 57	4 3	8 6	23 27 23	24 35	4 56		1 57
21	356	7 57	4 3	8 6	23 27 44	20 39	6 4		1 27
22	357	7 52	4 3	8 6	23 27 36	27 30	7 8	Abds.	0 57
23	358	7 57	4 3	8 6	23 27 0	27 4	8 2 ●	3 19	0 27
24	359	7 57	4 3	8 6	23 25 55	25 25	auf. der Mond	4 19	zu früh
25	360	7 57	4 3	8 6	23 24 22	22 38		5 20	0 33
26	361	7 57	4 3	8 6	23 22 21	18 53		6 34	1 3
27	362	7 57	4 3	8 6	23 19 52	14 20	geht	7 44	1 33
28	363	7 56	4 4	8 8	23 16 55	9 11		8 54	2 2
29	364	7 55	4 5	8 10	23 13 29	3 36 N.		10 5	2 32
30	365	7 54	4 6	8 12	23 9 36	2 14		11 16	3 1
31	366	7 53	4 7	8 14	23 5 15	8 8		) Morg	3 30

Szenen am Himmel.

I. Die Sonne.

Die Sonue tritt in das Zeichen des Steinbocks (♑) Montag am 21. Dezember um 6 Uhr 19 min. Abends, Wien. Zeit. (Winter-Sonnenwende). Der Kältemond beginnt. Astronomischer Winteranfang. Kürzester Tag.

II. Der Mond.

(Mondesphasen — Mondeslichtgestalten.)

☽ Erstes Viertel am 2. Dez. um 8 U. 23 m. Morgs.
○ Vollmond am 9. um 5 Uhr 22 min. Morgs.
☾ Letztes Viertel am 15. um 10 Uhr 9 min. Abds.
● Neumond am 23. um 10 Uhr 30 min. Abends.
☽ Erstes Viertel am 31. um 11 Uhr 56 min. Abds.

Der Mond kommt in die Erdnähe am 9., in die Erdferne am 24. Dezember; — geht durch den Aequator nach Norden am 2., nach Süden am 15, nach Norden am 30. Dezember; — hat am 9. die größte nördliche, am 22. die größte südliche Abweichung (Mondeswende); — passirt am 2. den Uran, am 17. den Mars, am 21. den Jupiter, am 22. den Merkur, am 23. die Sonne und den Saturn, am 27. die Venus, am 30. den Uran.

III. Planetensichtbarkeit.

Merkur am 2. bei der Sonne (unten), unsichtbar, um den 21. als Morgenstern vorzüglich sichtbar; am 9. bei Jupiter; — Venus, glanzvoller Abendstern; — Mars geht bis 11. nach 1 Uhr Morgens auf; — Jupiter wird als Morgenstern sichtbar und geht am 20. um 6 Uhr Morgens auf; am 9. bei Merkur; — Saturn unsichtbar, am 16. bei der Sonne; — Uran geht am 4. um Mitternacht, am 18. um 11 Uhr Abends unter; steht am 8. in der östlichen Quadratur.

IV. Sternbilder.

Mitternächtlich kulminiren in diesem Monat im Süden der östliche Theil des Stiers, der Orion und der westliche Theil der Zwillinge; beim Zenith der Fuhrmann und unter dem Pole der westliche Theil des Drachen und ein Theil des Herkules und der Leier.

Erinnerung an merkwürdige Witterungs-Erscheinungen im Jahre 1838. — Der Dezember war in der ersten Hälfte besonders neblicht und hatte mehre sehr düstere Tage und starke Regen; doch heiterte es sich gegen die zweite Hälfte an einigen Tagen auf, und die Weihnachtstage waren recht schön und meist bei Südostwind ziemlich kalt. Nur an wenigen Tagen hat es im Dezember etwas geschneit; auch die Kälte war nicht bedeutend. Aus Mehadia wurde gemeldet, daß daselbst der Winter bereits seine Strenge übe, indem sich die Kälte an einigen Tagen bis auf 15 Gr. steigerte. Im Mailändischen war das Ende des November und der Anfang des Dezember ungemein düster; dichte Nebel wechselten mit Regengüssen, und der Boden war grundlos. Am 22. und 23. Dezember ward die Stadt Corfu und die Umgegend mit einer hohen Schneedecke bedeckt, daselbst eine ungewöhnliche Erscheinung, von der man glaubte, daß sie nachtheilig auf den Gesundheitszustand der Bevölkerung gewirkt haben würde, wenn sich nicht der scharfe Nordwind glücklicherweise in einen Scirocco verwandelt hätte. In Lissabon hatte man zu Anfang des Dezember die daselbst seltene Erscheinung von fast täglichen Gewittern. Auf den südlichen Meeren Europa's herrschten Stürme, so daß die Zeitungen und besonders die Berichte aus Triest nur Schiffbrüche meldeten. In den Gegenden an der Theiß, bei Szolnok in Ungarn, sah man am 3. September um 11 Uhr Vormittag einen Regenbogen; man klagte in diesen Gegenden über die unzähligen Mäuse und Hamster; besonders die letzteren waren dießmal ein eigenes Unglück für die Theißgegenden, und so zahlreich, daß sie sich auch über die Höfe verbreiteten und ohne Furcht alles Eßbare benagten, und man selbst in den Zimmern auf sie Jagd anstellen mußte. Am 23. ein ziemlich starkes Erdbeben zu Woodhouse in Leicestershire und am 27. zu Athen. Die Eruption des Aetna war mit Anfang dieses Monats erloschen. Die Löserdürre herrschte in vielen Gegenden Ungarns, war aber hie und da schon im Abnehmen. Am 23. wurde am östlichen Rande der Sonne ein großer Fleck beobachtet, der von jedem scharfen, wenn auch unbewaffneten Auge mit Hilfe eines angerauchten Glases gesehen werden konnte.

Die Heimat des Lichtes.

Zwischen unserer Sonne und allen sich um sie bewegenden Welten ist eine so gänzliche sichtliche Abtrennung und Abklüftung, daß unter beiderlei Welten weder unmittelbare Communikation, noch mittelbare Berührung statt findet, und eben so zwischen den Monden und ihren Centralkörpern. Dagegen scheinen viele Tausende jener Fixsternenwelten durch eine körperliche, zwischen ihnen liegende und von einem zum andern verbreitete Substanz von derselben Natur, wie sie selber sind: durch den L i c h t n e b e l, in unmittelbarem, leiblichen Gemeinwesen zu stehen, und wie von den starren Banden der Schwere ungehindert das bewegliche Thier eines fröhlichen Verkehres mit Seinesgleichen pflegt, während der arme Stein Jahrtausende lang seinem Nachbar auf dem jenseitigen Berge gegenüber steht, ohne sich ihm jemals von selber nähern zu können, so leben auch jene goldenen leuchtenden Vögel da jenseits in gar fröhlichem, unmittelbarem Verkehre, während die diesseitigen sich von jenen erst die Augen borgen müssen, womit sie eins das andere sehen.

Denn da jenseits, in jener obern, leuchtenden Sphäre, scheint das eigentliche Vaterland und der leibliche Quell des Lichtes und jener dem Lichte verwandten ätherischen Flüssigkeiten und Lebenskräfte zu sein, welche hier in den Atmosphären unserer Weltkörper als fernher kommende Gäste wohnen und der gröbern Körperwelt alles Leben, alle selbstständige Regung und Bewegung mitbringen. Jene ätherischen Kräfte durchdringen übrigens nur das, was ihnen gleichartig ist und verwandt, für sie durchsichtig und leitungsfähig, daher auch nur die durchsichtige Atmosphäre und die ihr zugehörigen Lebendigen, während die ihnen ganz unähnliche, starre, dichte Masse auch darin ihre Verschiedenartigkeit zeigt, daß sie für jene höhern Potenzen und Kräfte unempfindlich und unbewirkbar, todt und unbeweglich ist.

Während daher hier in unserer Sphäre das, was im Lebendigen eigentlich lebendig, im Empfindenden das Empfindende, im Wirksamen das eigentlich Wirkende ist, überall den kleinsten Umfang einnimmt und von der überwiegenden gröbern Masse gleichsam auf einen unsichtbaren Punkt im Innern zurückgedrängt scheint; während hier bei uns überall das Grobleibliche, das Todte, schon durch sein Vorherrschen an Menge und Masse Hauptsitz und Hauptstimme sich anmaßt und der belebtern Welt nur da auf und neben sich zu bestehen gestattet, wo es nach der Oberfläche hin zu ohnmächtig ist, um jenen wohlthätigen Fremdling zu verdrängen; so gibt es dennoch auch in der leiblichen Welt eine feste Grenze, jenseits welcher das Höhere und Edlere, das eigentlich Belebende, auch an Menge und Umfang seiner Wirksamkeit vorherrscht. Eine Grenze, jenseits welcher das feindselige, gröbere Element des Todten und Starren nicht mehr Brodherr und Zwingherr ist und dem Leben eine so unheimliche, unsichere Herberge gönnt, daß die oft gescheuchte Taube *), die hier immer nur auf der Flucht sein muß, durch jeden Schlag oder Stoß auf immer aus ihrem Hause verjagt wird, sondern, wo Klima und Boden von der Art sind, daß die vielgewanderte da für immer zu Hause sein und bleiben mag. Eine Grenze, jenseits welcher dieses unruhige Treiben und Drängen, dieses gegenseitige gewaltige Anziehen und Abstoßen, leidenschaftliche Suchen und Fliehen, welches in der gröbern Körpermasse wohnet, keine Stätte mehr findet; wo die Schwere, die hier Alles an ihren Ketten hält, in d i e s e r i h r e r h i e n i e d i g e n Art nicht mehr vorhanden ist, sondern nur noch in ihrem höhern, friedlichen Abbilde; wo die Stimme des Kampfes der beiden feindselig entgegengesetzten Elemente gar nicht mehr oder nur noch im schwachen Nachhall vernommen wird.

Denn eben darum stehen jene Fixsterne Jahrtausende lang so wenig bewegt und wenig verändert an ihren Stellen, weil das grobe leidenschaftliche Bedürfniß der gegenseitigen Schwere, welches die dichtern Massen unseres Planetensystems so unausgesetzt herumtreibt, in ihrem zarten, leichten Wesen keinen Raum findet. Und darum stehen diese ätherisch feinen Wesen, leichter als Luft und Wolke, zum Theil Jahrtausende lang in inniger Nähe beisammen, ohne sich gegenseitig merklich zu beunruhigen. Und wo in jenem friedlich ruhenden Aether, oftmals mit fast unermeßlicher Schnelle, Bewegungen und Veränderungen geschehen, da scheinen nicht die in unserer Körperwelt vorherrschenden Kräfte, Schwere und Anziehung, sondern jene höhern und lebendigern zu wirken, die sich (verwandt der Elektricität, dem Licht) bei uns nur in eng beschränktem Raume, mit wenig merklichem Einflusse auf die gröbern Massen bewegen.

Und so erscheint allerdings jenes ferne Meer, verglichen mit dem Lärmen unserer Insel, gar spiegelhell und friedlich, und gern möchte man auch einmal einem solchen stillen, durch keine grobe Schwere, durch kein leidenschaftliches Ziehen und Stoßen mehr bewegten, ein ewiges Friedensfest feiernden klaren Sternlein gleichen, und die unstäte Taube ginge wohl heute noch gern in das von ewigen Felsen vor allem Sturm und Ungewitter verborgene sonnige Heimatland.

*) In gar schönem, doppelbildlichen Sinne nannten die Alten jene Behältnisse in den Grabesstätten, wo die Aschenkrüge beigesetzt wurden, Taubenheimat oder Columbarium.

☞ Einige Berichtigungen im griechisch-russischen Kalender sehe man S. 422 dieses Jahrbuches.

Charakteristik
des Schalt-Jahres
1840,
in astronomisch-chronologisch-meteorischer Beziehung.

Sterne,
In des Himmels Ferne!
Die mit Strahlen bess'rer Welt
Ihr die Erdendämm'rung hellt;
Schau'n nicht Geisteraugen
Von Euch erdenwärts,
Daß sie Frieden hauchen
In's umwölkte Herz?

Sterne,
In des Himmels Ferne!
Träumt sich auch in jenem Raum
Eines Lebens flücht'ger Traum?
Hebt Entzücken, Wonne,
Trauer, Wehmuth, Schmerz
Jenseit unsrer Sonne
Auch ein fühlend Herz?

Sterne,
In des Himmels Ferne!
Winkt ihr nicht schon Himmelsruh'
Mir aus euren Fernen zu?
Wird nicht einst dem Müden
Auf den gold'nen Au'n
Ungetrübter Frieden
In die Seele thau'n?

Sterne,
In des Himmels Ferne!
Bis mein Geist den Fittich hebe,
Und zu eurem Frieden schwebt,
Hang' an euch mein Sehnen
Hoffend, glaubenvoll!
O, ihr hellen, schönen,
Könnt ihr täuschen wohl?

I. Zeit- und Festrechnung auf das Schalt-Jahr 1840.

A. Chronologische Bestimmungen.

Nach dem neuen gregorianischen oder Reichskalender.

Die goldene Zahl oder der 19jährige Zirkel	17.
Die Epakten (Alter des Mondes am Neujahrstage) (26)	XXVI.
Der Sonnenzirkel von 28 Jahren	1.
Der Römer Zinszahl (Indiktion von 15 Jahren)	13.
Die Sonntagsbuchstaben	ED.
Jahrescharakter oder Festzahl	29.

Nach dem alten julianischen oder griechisch-russischen Kalender.

Die goldene Zahl	17.
Die Epakten	VII.
Der Sonnenzirkel	1.
Der Römer Zinszahl	13.
Die Sonntagsbuchstaben	GF.
Jahrescharakter oder Festzahl	24.
Zahl des Jahres in der Osterperiode	169.

(Die Erklärung vorstehender chronologischen Bestimmungen s. m. im Jahrg. 1839, S. 1.)

B. Bewegliche Feste.

Nach dem neuen gregorianischen oder Reichskalender.

Sonntag Septuagesima am	16. Februar.
Aschermittwoch	4. März.
Ostervollmond	16. April.
Ostergrenze	17. —
Ostersonntag	19. —
Bittage	25., 26., 27. Mai.
Himmelfahrtstag	28. —
Pfingstsonntag	7. Juni.
Dreifaltigkeitsfest	14. —
Frohnleichnamsfest	18. —
Erster Adventsonntag	29. Novemb.
Zahl der Sonntage nach Epiphania	5.
Fastnachtsonntage sind	8.
Zahl der Sonntage nach Pfingsten	24.
Länge der Fastnacht	58 Tage.
Zwischen Weihnachten und Aschermittwoch sind	69 —
Neujahr fällt an einem	Mittwoch.
Weihnachten fällt an einem	Freitag.

Nach dem alten griechisch-russischen Kalender.

Triodium russisches	16. Februar	4. Februar.
Septuagesima	23. —	11. —
Aschermittwoch	11. März	28. —
Julianische Ostergrenze	21. April	9. April.
Ostersonntag	26. —	14. —
Himmelfahrtstag	4. Juni	23. Mai.
Pfingstsonntag	14. —	2. Juni.
Erster Adventsonntag	13. Dezember	1. Dezember.

Die Angaben des julianischen Kalenders sind nach dem alten Styl — die hier eingeschlossenen Daten sind nach dem neuen Styl, d. h. Tage nach unserem Reichskalender.

C. Quatember nach dem Reichskalender.

Mittwoch am 11. März, 10. Juni, 16. September und 16. Dezember.

Quatember-Norm — Die Richtungspunkte der Quatember sind: a) der Mittwoch nach dem Aschermittwoch. — b) der Mittwoch nach dem hohen Pfingstfeste. — c) der Mittwoch nach Kreuzerhöhung. — d) der Mittwoch nach Lucie. Die ersten zwei richten sich nach beweglichen, die letzten zwei nach unbeweglichen Festen.

* * *

Außer der jährlichen großen Fasten von Aschermittwoch bis Ostersonntag hat die katholische Kirche noch folgende gebotene Fasttage: 1. In jeder Quatemberwoche: Mittwoch, Freitag und Samstag. — 2. In der Woche nach dem ersten, zweiten, dritten und vierten Advent, jedesmal der Mittwoch und Freitag, doch unter der Bedingung, daß in der Woche nach dem vierten Adventsonntag dieser Mittwoch oder Freitag noch vor dem Christtage falle. — 3. Die Vigilien, d. i. der nächste Tag vor nachstehenden Festen: a) vor Pfingsten, b) vor Petri und Pauli, c) vor Maria Himmelfahrt, d) vor Allerheiligen, e) vor Maria Empfängniß, f) vor dem Christfeste. Fällt eine dieser Fasten auf einen Sonntag, so wird sie auf den vorhergehenden Samstag verlegt, auch wenn dieser Samstag selbst ein Festtag sein sollte.

Quatember nach dem griechisch-russischen Kalender.

6. März (18. März). — 5. Juni (17. Juni). — 18. September (30. September). — 18. Dezember (30. Dezember.)

D. Länge der Fastnacht (Fasching) im Jahre 1840.

Heuer ist langer Fasching, bis in den März hinein während; er kann nur noch um 6 Tage länger, hingegen auch um 28 Tage kürzer sein. Im ganzen 19. Jahrhundert gibt es nur eilf Jahre, wo er noch länger ist, im Gegentheil aber 86 Jahre, wo er kürzer ist, als 1840. In den übrigen Jahren ist er eben so lang. Zwischen Weihnachten und Aschermittwoch sind 69 Tage. Der eigentliche Fasching, vom heil. 3 Königstage, welcher die Hochzeiten eröffnet, bis Aschermittwoch, dauert heuer 58 Tage oder 8 Wochen 2 Tage. Es sind heuer 8 Fastnachtsonntage. — Länger als 63 Tage (9 Wochen) und kürzer als 28 Tage (4 Wochen) kann der Fasching nicht dauern. Innerhalb 35 Tagen oder 5 Wochen schwankt Ostern und alle davon abhängenden beweglichen Feste.

Der Fasching dauert 1841: 49 Tage; — 1842: 34 Tage; — 1843: 54 Tage; — 1844: 45 Tage; — 1845: 30 Tage; — 1846: 50 Tage; — 1847: 42 Tage; — 1848: 62 Tage; — 1849: 46 Tage; — 1850: 38 Tage.

II. Chronologische Charakteristik des Schalt-Jahres 1840.

(Würdigung der Eigenheiten dieses Jahres.)

A. Jahresform des allgemeinen Reichskalenders.

1. Jahresmuster und Kalender-Charakter.

Ostern, des Jahres höchstes Fest, welches den Zeitpunkt aller andern beweglichen Feste bestimmt, fällt heuer auf den 19. des April, und da dieses Hauptfest nach der angenommenen cyklischen Rechnung nie früher als am 22. des März und nie später als am 25. des April fallen kann, so hat das Jahr 1840 unter allen 35 Mustern oder Jahresformen die Kalender-Nro. oder den Jahresschrekt er XXIX, d. h. es hat in der fortlaufenden Reihe den 29. Rang aus allen 35 verschiedenen Ostertagen, die möglich sind. Es kann daher nur noch um 6 Tage später, hingegen um 28 Tage früher eintreffen. In einem Zeitraum von 3600 Jahren fällt Ostern, so wie heuer, 130 Mal auf den 19. des April. Unter diesen 130 Jahren, welche in 36 Jahrhunderten am 19. des April Ostern feiern, sind 34 Schaltjahre und 96 gewöhnliche Jahre.

2. Chronologische Parallelen des Schalt-Jahres 1840 mit andern Jahren.

Ganz gleiche Jahre in beweglichen und unbeweglichen Festen. Welche Jahre gleichen durchaus in chronologischer Hinsicht unserem Schaltjahre 1840 in 3600 Jahren?

Das heurige Schaltjahr 1840 ist in einem Zeitraum von 3600 Jahren, nämlich vom Jahre 1 bis zum Jahre 3600 unserer Zeitrechnung, in allen beweglichen und unbeweglichen Festen durch das ganze Jahr vollkommen gleich folgenden 33 Schaltjahren: 184, 268, 352, 436, 520, 710, 800, 884, 968, 1052, 1248, 1332, 1416, 1500, 1620, 1772, (1840), 1908, 1992, 2076, 2144, 2212, 2296, 2364, 2448, 2516, 2668, 2736, 2820, 3040, 3108, 3192, 3344, 3412. Alle diese 33 Jahre fangen so wie 1840 mit einem Mittwoch an und enden mit einem Donnerstag. Sie haben bis zum Schalttag (24. Februar) den Sonntagsbuchstaben E, nach demselben D, und Ostern war und ist in allen diesen Jahren am 19. des April. Der Schalttag fällt Montag nach Eragesimä.

3. Welche gemeine oder gewöhnliche Jahre gleichen nach dem Schalttage ganz unserem Jahre 1840?

Auf den 19. April fällt auch Ostern in folgenden 96 gewöhnlichen Jahren nach Christi Geburt: 67, 78, 89, 151, 162, 173, 235, 246, 257, 330, 341, 425, 431, 515, 526, 599, 610, 621, 683, 694, 705, 767, 778, 789, 862 873, 957, 963, 1047, 1058, 1131, 1142, 1153, 1215, 1226 1237, 1299, 1310, 1321, 1394, 1405, 1489, 1495, 1579; ferner nach der gregorianischen Jahresverbesserung: 1609, 1615, 1699, 1767, 1778, 1829, 1835, 1981, 1987, 2071, 2082, 2133, 2139, 2201, 2207, 2291, 2359, 2370, 2443, 2454, 2511, 2522, 2595, 2663, 2674, 2725, 2731 2815, 2826, 2899 2967, 2978, 2989, 3035, 3046, 3103, 3114 3187, 3198, 3209, 3271, 3282, 3293, 3339, 3350, 3361, 3407, 3418, 3491, 3569, 3570, 3581. Alle diese sind gewöhnliche Jahre mit dem Sonntagsbuchstaben D; sie fangen mit einem Donnerstag an und enden mit einem Donnerstag, folglich vor dem 24. Februar um einen Tag abweichend und nach diesem erst (in chronologischer Hinsicht) ganz übereinstimmend, wie man sich im Jahrg. des Wanderers 1829 überzeugen kann.

4. Aehnliche Jahre bloß in unbeweglichen Festen.

Schaltjahre haben im Durchschnitt nur den vierten Theil der Jahre aufzuweisen, die mit ihnen in chronologischer Hinsicht Aehnlichkeit haben. Alle unbeweglichen Feste fallen auf die nämlichen Wochentage in jenen Jahren, welche wie 1840 mit einem Mittwoch anfangen und mit einem Donnerstag enden, also wie 1840 die Sonntagsbuchstaben ED haben, folglich auch Schaltjahre sein müssen. In allen diesen Jahren fällt z. B. Maria Lichtmeß Sonntag, Heil. 3 Könige Montag, Maria Geburt Dienstag, das Neujahr Mittwoch, Weihnachten Freitag, Maria Himmelfahrt Samstag. Im 19.

Jahrhundert gleichen bloß in Ansehung der unbeweglichen Feste unserem Schaltjahre folgende Jahre durchaus: 1812, (1840), 1868, 1896.

5. Auf welche Wochentage fallen im Jahre 1840 die 12 unbeweglichen Feste des Jahres?

Sonntag: Maria Lichtmeß, Allerheiligen, (Leopold in Oesterreich.)

Montag: Heil. 3 Könige, Peter und Paul, (Cyrill und Method in Mähren, Wenzel in Böhmen.)

Dienstag: Maria Geburt, Maria Empfängniß, (Michael in Ostgalizien.)

Mittwoch: Neujahr, Maria Verkündigung, (Karl Borromäus in der Lombardei.)

Donnerstag: (Joseph in Steiermark, Hedwig in Schlesien, Stephan, König, in Ungarn.)

Freitag: Weihnachten oder Christtag.

Samstag: Maria Himmelfahrt, Stephan, Martyrer, (Johann von Nepomuk in Böhmen.)

Im Kalender der Katholiken sind noch folgende Tage als Festtage zu bemerken: 1) Das Namen-Jesufest am zweiten Sonntag nach Epiphania — 2) Das Maria-Namensfest, am Sonntag nach Maria Geburt. — 3) Das Herz-Jesufest, jedesmal am Freitag nach der Fronleichnamsoktav. — 4) Das ehemalige Skapulierfest, am 16. Juli, unbeweglich. — 5) Das Schutzengelfest, an jenem Sonntag, welcher der nächste dem 1. September ist, also am und zwischen dem 29. August und 4. September. — 6) Das ehemalige Rosenkranzfest fiel jedesmal auf den 1. Sonntag im Oktober. — 7) Das allgemeine Kirchweihfest, auch die Kaiserkirmeß genannt, fällt auf den 3. Sonntag im Oktober (vom 15. bis 21. Oktober). — 8) Das Fest der sieben Schmerzen Maria, Freitag nach Judica (zwei Tage vor dem Palmsonntag.)

B. Jahresform des julianischen Kalenders in der neugriechisch-russischen Kirche für 1840.

Parallelen des julianischen Jahres 1840 mit andern Jahren.

Das Osterfest der orientalisch- oder neugriechisch-russischen Kirche fällt im Jahre 1840 am 14. April alten oder 26. April neuen Styls, nämlich 8 Tage später als bei uns, also an unserem weißen Sonntag. Das julianische Osterfest hat heuer die Festzahl 24; es kann daher um 23 Tage früher, aber auch um 11 Tage später, nämlich an unserem 7. Mai, eintreffen. Die Grenzen der Schwankung des julianischen Osterfestes sind der 3. April und der 7. Mai nach dem Reichskalender. In der fortlaufenden julianischen Osterperiode von 1672 bis 2203 hat das Jahr 1840 die Zahl 169. Nach der julianischen Zeitrechnung gleicht das Jahr 1840 folgenden 20 Jahren (in einer julianischen Osterperiode oder einem Osterkreise von 532 Jahren, welcher 1672 anfing und 2203 enden wird), in welchen Ostern auf den 14. April alten oder 26. April neuen Styls fällt. Diese Jahre sind folgende: 1723, 1734, 1745, 1756, 1807, 1818, 1829, (1840), 1902, 1913, 1924, 1997, 2003, 2008, 2037, 2092, 2098, 2171, 2182, 2193. Von diesen Jahren sind aber jene, welche mit 4 ohne Rest eine Division erlauben, Schaltjahre, nämlich: 1756, (1840), 1924, 2008, 2092.

Die Griechen und Russen sind mit ihrem alten julianischen Kalender in diesem Jahrhundert um 12 Tage zurück; sie fangen durch das ganze Jahrhundert an unserem 13. Januar ihr Neujahr oder den 1. Januar an. — Im Jahre 47400 trifft der 1. julianische Januar mit dem gregorianischen Januar auf einen Tag zugleich, allein nach dem gregorianischen Kalender zählt man Anno 47400, nach dem julianischen aber 47399. (Man erwartet, daß Rußland diese Kalenderform bald abschaffen werde. Ueber die Feste und Fasttage des julianischen Kalenders s. m. Jahrg. 1837, S. 3.)

C. Jahresform und Charakter des Kalenders der Juden.

Das Osterfest der Juden 1840 fällt am 18. April, nämlich an unserm Ostersamstag. Die Juden haben also heuer späte Ostern, da ihr frühester Ostertag am 24. März, der späteste am 26. April des Reichskalenders sein kann, welcher Fall aber äußerst selten eintritt, nämlich in 650 Jahren nur ein einziges Mal, in welchem bloß allein im Jahre 1652 Ostern am 24. März und im Jahre 2214 am 26. April fällt. Das jüdische Osterfest fällt, so wie heuer, am 18. April in den Jahren 1620, 1628 1658, 1715, 1734, 1772, 1829, (1840), 1848, 1878, 1916, 1935, 1954, 1992, 2030, 2076, 2144, 2182, 2212, 2220. Die Osterfeier fangen die Juden am 15., eigentlich am 14., des Monats Nisan an; jedesmal 163 Tage nach ihren Ostern tritt der Neujahrstag des folgenden jüdischen Jahres ein. Montag am 9. September 1839 fing das Judenjahr 5600 an, und Montag am 28. September 1840 beginnt das jüdische Jahr 5601. Ersteres ist ein Schaltjahr von 385, letzteres ein gewöhnliches Jahr von 353 Tagen. In Ansehung der vorzüglichsten Fest- und Fasttage der Juden s. m. Jahrg. 1830, S. IV, V, VI.

D. Jahresform der Türken.

Die Türken, Araber, Perser und alle übrigen Bekenner des Moslemims zählen ihre Jahre, nach einer Vorschrift des Kalifen Omar III., von der Flucht Muhameds von Mekka nach Medina, am 16. Juli des Jahres 622. Diese Epoche heißt Hätschra (die Flucht), und da dieser Tag ein Freitag war, so ist ihnen dieser Wochentag, wie bei uns der Sonntag, ein mit jeder Woche wiederkehrendes Fest. Das türkische Jahr 1255 begann Sonntag am 17. März 1839. Das Jahr der Türken 1256 fängt Donnerstag am 5. März 1840 an. Ersteres ist ein gewöhnliches Jahr von 354, letzteres ein Schaltjahr von 355 Tagen. — Die Türken fangen ihre Tage mit dem Untergang der Sonne an und ihre Wochentage heißen: Sonntag Ahad, — Montag Esnein, — Dienstag Salasa, — Mittwoch Erbua, — Donnerstag Chamis, — Freitag Dschuma (Tsumeh), — Samstag Sebt.

Die Feste des muhamedanischen Kalenders sind im Jahrg. 1830, S. VI umständlich gewürdigt. Die Aufzählung einer großen Menge kleiner Feste und Gedächtnißtage, welche der Aberglaube der Türken erschaffen hat, füllt den größten Theil ihrer Kalender.

III. Kompendiöser Kalender der Juden für 1840.

(Nach ihrer Zeitrechnung das 5600. Jahr der Welt.)

1840. Monatsanfänge und Feste des jüdischen Kalenders.

6. Januar der 1. Schebat.
5. Februar — 1. Adar.
18. — — 14. — Purim Katan (Klein-Purim).

6. März	der	1.	Veadar.	
18. —	—	13.	—	Fasten Esther.
19. —	—	14.	—	Purim oder Hamansfest.*
20. —	—	15.	—	Schuschan Purim.
4. April	—	1.	Nisan.	
18. —	—	15.	—	Passah-Anfang (Ostern).*
19. —	—	16.	—	zweites Fest.*
24. —	—	21.	—	siebentes Fest.*
25. —	—	22.	—	Passah-Ende.*
4. Mai	—	1.	Ijar.	
21. —	—	18.	—	Lag beomer (Schülerfest).
2. Juni	—	1.	Sivan.	
7. —	—	6.	—	Wochenfest (Pfingsten)*
8. —	—	7.	—	zweites Fest.*
2. Juli	—	1.	Tamuz.	
18. —	—	17.	—	Fasten. Tempel-Eroberung.
31. —	—	1.	Ab.	
8. August	—	9.	—	Fasten. Tempel-Verbrennung.*
30. —	—	1.	Elul.	
28. Septemb.	—	1.	Tischri, Neujahr 5601.*	
29. —	—	2.	—	zweites Neujahrsfest.*
30. —	—	3.	—	Fasten Gedaljah.
7. Oktober	—	10.	—	Versöhnungsfest.*
12. —	—	15.	—	Laubhüttenfest.*
13. —	—	16.	—	zweites Fest.*
18. —	—	21.	—	Palmenfest.
19. —	—	22.	—	Versammlung oder Laubhütten-Ende.*
20. —	—	23.	—	Gesetzfreude.*
28. —	—	1.	Marchesvan.	
26. Novemb.	—	1.	Kislev.	
20. Dezemb.	—	25.	—	Tempelweihe.
25. —	—	1.	Tebeth.	

Kompendiöser Kalender der Juden für 1841.

(Nach ihrer Zeitrechnung das 5601. Jahr der Welt.)

1841. Monatsanfänge und Feste des jüdischen Kalenders.

3. Jänner	der	10.	Tebeth.	Fasten. Belagerung Jerusalems.
23. —	—	1.	Schebat.	
22. Februar	—	1.	Adar.	
4. März	—	11.	—	Fasten Esther.
7. —	—	14.	—	Purim oder Hamansfest.*
8. —	—	15.	—	Schuschan Purim.
23. —	—	1.	Nisan.	
6. April	—	15.	—	Passah-Anfang (Ostern).*
7. —	—	16.	—	zweites Fest.*
12. —	—	21.	—	siebentes Fest.*
13. —	—	22.	—	Passah-Ende.*
22. —	—	1.	Ijar.	
9. Mai	—	18.	—	Lag beomer (Schülerfest).
21. —	—	1.	Sivan.	
26. —	—	6.	—	Wochenfest (Pfingsten).*
27. —	—	7.	—	zweites Fest.*
20. Juni	—	1.	Tamuz.	
6. Juli	—	17.	—	Fasten. Tempel-Eroberung.
19. —	—	1.	Ab.	
27. —	—	9.	—	Fasten. Tempel-Verbrennung.*
18. August	—	1.	Elul.	
16. Septemb.	—	1.	Tischri, Neujahr 5602.*	
17. —	—	2.	—	zweites Neujahrsfest.*
18. —	—	3.	—	Fasten Gedaljah.
25. —	—	10.	—	Versöhnungsfest.*
30. Septemb.	der	15.	Tischri.	Laubhüttenfest.*
1. Oktober	—	16.	—	zweites Fest.*
6. —	—	21.	—	Palmenfest.
7. —	—	22.	—	Versammlung oder Laubhütten-Ende.*
8. —	—	23.	—	Gesetzfreude.*
16. —	—	1	Marchesvan.	
14. Novemb.	—	1.	Kislev.	
8. Dezemb.	—	25.	—	Tempelweihe.
14. —	—	1.	Tebeth.	
23. —	—	10.	—	Fasten. Belagerung Jerusalems.

(Die mit * bezeichneten Tage werden strenge gefeiert.)

IV. Kompendiöser Kalender der Türken und Araber auf das Jahr 1840.

Das 1255. Jahr der Hegira (Hädschra.)

1840. Neumonde und Monatsanfänge.

Am	6. Januar	der	1.	Dsu'l-kade.
—	5. Februar	—	1.	Dsu'l-hedsche.
—	5. März	—	1.	Moharrem. Anfang des Jahres 1256.
—	4. April	—	1.	Safar.
—	3. Mai	—	1.	Rebi el-awwel.
—	2. Juni	—	1.	Rebi el-acher.
—	1. Juli	—	1.	Dschemadi el-awwel.
—	31. —	—	1.	Dschemadi el-acher.
—	29. August	—	1.	Redscheb.
—	28. Septbr.	—	1.	Schaban.
—	27. Oktbr.	—	1.	Ramadan. Fastenmonat.
—	26. Novemb.	—	1.	Schewwal, gr. Beiram.
—	25. Dezemb.	—	1.	Dsu'l-kade.

Kompendiöser Kalender der Türken und Araber auf das Jahr 1841.

Das 1256. Jahr der Hegira (Hädschra.)

1841. Neumonde und Monatsanfänge.

Am	24. Januar	der	1.	Dsu'l-hedsche.
—	23. Februar	—	1.	Moharrem. Anfang des Jahres 1257.
—	25. März	—	1.	Safar.
—	23. April	—	1.	Rebi el-awwel.
—	23. Mai	—	1.	Rebi el-acher.
—	21. Juni	—	1.	Dschemadi el-awwel.
—	21. Juli	—	1.	Dschemadi el-acher.
—	19. August	—	1.	Redscheb.
—	12. Septbr.	—	1.	Schaban.
—	17. Oktober	—	1.	Ramadan, Fastenmonat.
—	16. Novemb.	—	1.	Schewwal, gr. Beiram.
—	15. Dezemb.	—	1.	Dsu'l-kade.

V. Die Jahreszeiten 1840.

A. Die astronomischen Jahreszeiten auf der nördlichen Halbkugel.

1. Frühling (Lenz, Frühjahr). — Die Sonne kommt zum Frühlingspunkte mit dem Eintritt in das Zeichen des Widders (♈) Freitag am 20. März um 1 Uhr 46 Min. Abends, Wiener Zeit. Erstes Aequinoktium. Frühlings-Tag- und Nachtgleiche.

2. Sommer (Hohes Jahr). — Die Sonne kommt zum Sommerpunkte mit dem Eintritt in das Zeichen des Krebses (♋) Sonntag am 21. Juni um 10 Uhr 53 Min. Morgens,

Wiener Zeit. Längster Sonnentag. Sommer-Sonnenwende.

3. Herbst (Spätjahr, Blätterfall). — Die Sonne kommt zum Herbstpunkte mit dem Eintritt in das Zeichen der Wage (♎) Mittwoch am 23. September um 0 Uhr 58 Min. Morgens, Wien. Zeit. Zweites Aequinoktium. Herbst-Tag- und Nachtgleiche.

4. Winter. Die Sonne kommt zum Winterpunkte mit dem Eintritt in das Zeichen des Steinbocks (♑) Montag am 21. Dezember um 6 Uhr 19 Min. Abends, Wiener Zeit. Kürzester Sonnentag. Winter-Sonnenwende.

B. Dauer der astronomischen Jahreszeiten 1840.

Weder die physischen, noch die astronomischen Jahreszeiten haben eine gleiche Länge. Unter den astronomischen Jahreszeiten ist der Sommer die längste, der Winter die kürzeste, und unter den physischen Jahreszeiten der Sommer ebenfalls die längste, der Herbst die kürzeste. Der astronomische Sommer ist heuer um 4 Tage 12 Stunden 47 Minuten länger, als der astronomische Winter. Die Sonne verweilt im Mittel in der nördlichen Himmelshalbkugel um 7 Tage 16 Stunden 43 Minuten 32 Sekunden länger als in der südlichen. Unter der nördlichen Himmelshalbkugel währt der astronomische Winter daher nur 89, unter der südlichen hingegen über 93 Tage, weil der nördliche Winter in die Sonnennähe, der südliche hingegen in die Sonnenferne fällt.

1) Winter 1840 dauert	89 Tage	1 St.	18 M.
2) Frühling — —	92 —	21 —	7 —
3) Sommer — —	93 —	14 —	5 —
4) Herbst — —	89 —	17 —	21 —
Länge des astronom. Jahres 1840:	365 —	5 —	51 —

Das mittlere tropische Sonnenjahr hat nach de Lambre 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten, 51 Sekunden, 4 3/5 Tertien in mittlerer Zeit. Früher galt für die nächste Annäherung 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten, 48 Sekunden, 30 Tertien.

Das mittlere Mondjahr hat 354 Tage, 8 Stunden, 48 Min., 58 Sek., 12 Tertien. — Frühling und Sommer 1840 dauern 186 Tage, 11 Stunden, 12 Minuten. Herbst und Winter 1840 dauern 178 Tage, 18 Stunden, 39 Min. Frühling und Sommer 1840 sind also um 7 Tage, 16 Stunden, 33 Min. länger als Herbst und Winter.

C. Die physischen Jahreszeiten.

In dieser Hinsicht ist der Jahrg. 1839, S. 6 nachzulesen.

VI. Die astronomischen Monate oder der Eintritt der Sonne in die 12 Himmelszeichen (ehemals die 12 Himmelsthore) in den Jahren 1840 und 1841.

Die Sonne tritt im Jahre 1840 in das

Zeichen des		Monatstage	Uhr	Min.	Tageszeit.
Wassermanns	♒	20. Jänner	11	4	Ab.
Fische	♓	19. Februar	1	46	Ab.
Widders	♈	20. März	1	46	Ab.
Stiers	♉	20. April	2	1	Mrg.
Zwillinge	♊	21. Mai	2	15	Mrg.
Krebses	♋	21. Juni	10	53	Mrg.
Löwen	♌	22. Juli	9	51	Ab.
Jungfrau	♍	23. August	4	21	Mrg.
Wage	♎	23. Sept.	0	58	Mrg.
Skorpions	♏	23. Oktob.	9	7	Mrg.
Schützen	♐	22. Nov.	5	37	Mrg.
Steinbocks	♑	21. Dez.	6	19	Ab.

Die Sonne tritt im Jahre 1841 in das

Zeichen des		Monatstage	Uhr	Min.	Tageszeit.
Wassermanns	♒	20. Jänner	4	53	Mrg.
Fische	♓	18. Februar	7	34	Ab.
Widders	♈	20. März	7	34	Ab.
Stiers	♉	20. April	7	49	Mrg.
Zwillinge	♊	21. Mai	8	3	Mrg.
Krebses	♋	21. Juni	4	39	Ab.
Löwen	♌	23. Juli	3	34	Mrg.
Jungfrau	♍	23. August	10	4	Mrg.
Wage	♎	23. Sept.	6	40	Mrg.
Skorpions	♏	23. Oktob.	2	49	Ab.
Schützen	♐	22. Nov.	11	20	Mrg.
Steinbocks	♑	21. Dez.	0	2	Mrg.

VII. Konstellationen und andere Sehenswürdigkeiten am Firmamente 1840.

A. Oppositionen oder Gegenscheine (☍).

Die Sonne kommt im Jahre 1840 mit 6 Planeten in Opposition, nämlich:

mit Jupiter am 4. Mai um 9 Uhr 43 min. Morgens,
mit Vesta am 19. Mai um 1 Uhr 57 min. Morgens,
mit Saturn am 9. Juni um 8 Uhr 12 min. Morgens,
mit Pallas am 5. Juli um 9 Uhr 42 min. Abends,
mit Ceres am 17. Juli um 6 Uhr 44 min. Morgens,
mit Uran am 11. September um 4 Uhr 0 min. Morgens.

Die Planeten stehen am Tage der Opposition (von der Erde aus gesehen) der Sonne in Länge gerade gegenüber (d. h. in Beziehung auf die Ekliptik), nämlich um Mitternacht genau im Süden (im Meridian). Im Augenblick des Vollmondes steht der Mond mit der Sonne in Opposition.

B. Konjunktionen oder Zusammenkünfte der Planeten mit der Sonne (☌ ☉).

Hinter der Sonne gehen vorüber oder die Sonne passirt 1840:
Uran am 6. März um 9 Uhr 31 min. Abends.
Mars am 4. Mai um 3 Uhr 39 min. Abends.
Venus (oben) am 25. Juli um 4 Uhr 50 min. Mrgs.
Jupiter am 21. November um 5 Uhr 33 min. Abds.
Saturn am 16. Dezember um 0 Uhr 32 min. Mrgs.

Merkur hat in diesem Jahre 6 Konjunktionen mit der Sonne, nämlich oben (d. h. hinter der Sonne, in der Erdferne) am 23. Februar, 10. Juni und 26. September; unten (d. h. vor der Sonne, in seiner Erdnähe) am 7. April, 15. August und 2. Dezember.

Konjunktion oder Zusammenkunft eines Planeten mit der Sonne ist: wenn er (von der Erde aus gesehen) an demselben Orte des Himmels wie die Sonne, in Beziehung auf die Ekliptik, erscheint, d. h., wenn er mit ihr gleiche Länge hat. Der Planet geht dann zugleich mit der Sonne durch den Meridian oder durch die Mittagsfläche. Im Augenblick des Neumondes hat der Mond seine Zusammenkunft mit der Sonne. Ist Merkur oder Venus zur Zeit der Konjunktion zwischen der Sonne und Erde, so heißt dieß die untere Konjunktion; ist die Sonne zwischen einem dieser Planeten und der Erde, so heißt dieß die obere Konjunktion.

C. Quadraturen oder Gevierttscheine (□ ☉).

In die westliche Quadratur mit der Sonne kommen: Jupiter am 7. Februar, Saturn am 11. März, Uran am 11. Juni. In die östliche Quadratur mit der Sonne kommen: Jupiter am 2. August, Saturn am 7. September, Uran am 8. Dezember. Sind die Planeten in der östlichen Quadratur, so sind sie Abendsterne, stehen sie aber in der westlichen Quadratur, so sind sie Morgensterne. Sie stehen dann 90 Grade in der Länge östlich oder westlich von der Sonne ab, kommen also 6 Stunden vor oder nach der Sonne in den Meridian.

D. Zusammenkünfte der Planeten untereinander im Jahre 1840.

Venus übereilt in ihrem schnellen Laufe von Westen gegen Osten den Merkur am 26. April, 27. Mai und 11. August, — den Saturn am 22. Jänner und 14. November, den Uran am 6. April, den Mars am 16. Juni, den Jupiter am 22. Oktober.

Jupiter wird übereilt von der Venus am 22. Oktober, vom Merkur am 29. Oktober und 9. Dezember.

Mars kommt zum Uran am 17. Februar, zum Merkur am 2. April und 4. Juni, zur Venus am 16. Juni.

Saturn wird übereilt von der Venus am 22. Jänner und 14. November.

Uran wird übereilt vom Mars am 17. Februar, vom Merkur am 1. März, von der Venus am 6. April.

Merkur übereilt den Uran am 1. März, den Mars am 10. März, 2. April und 4. Juni, die Venus am 26. April, 27. Mai und 11. August, den Jupiter am 29. Oktober und 9. Dezember.

Diese Zusammenkünfte fallen daher: Am 22. Jänner (Venus Saturn), — am 17. Februar (Mars Uran), — am 1. März (Merkur Uran), — am 10. März (Merkur Mars), — am 2. April (Merkur Mars), — am 6. April (Venus Uran) — am 26. April (Merkur Venus), — am 27. Mai (Merkur Venus), — am 4. Juni (Merkur Mars), — am 16. Juni (Venus Mars), — am 11. August (Merkur Venus), — am 22. Oktober (Venus Jupiter), — am 29. Oktober (Merkur Jupiter), — am 14. November (Venus Saturn), — am 9. Dezember (Merkur Jupiter).

E. Astronomische Andeutungen über den Sonnen-, Mond- und Planetenlauf 1840.

In seinem aufsteigenden Knoten steht Merkur (☊ ☿) am 9. März, 5. Juni, 1. September und 28. Nov.

In seinem absteigenden Knoten steht Merkur (☋ ☿) am 20. Jänner, 16. April, 13. Juli und 9. Oktbr.

In ihrem aufsteigenden Knoten steht Venus (☊ ♀) am 26. Juni; in ihrem absteigenden Knoten steht Venus (☊ ♀) am 5. März und 15. Oktober.

In seinem aufsteigenden Knoten steht Mars (☊ ♂) am 12. Mai.

In ihrem aufsteigenden Knoten gehen die Planeten nach Norden, im absteigenden nach Süden zu durch die Ekliptik. Im erstern Falle wird ihre geocentrische Breite nördlich, im zweiten südlich, nachdem sie dann nördlich oder südlich neben der Sonnenbahn stehen. Die zwei Punkte, wo die Planetenbahn die Ekliptik an der scheinbaren Himmelshalbkugel durchschneidet, sind die Knoten der Planeten.

In seiner Sonnennähe steht Merkur am 14. März, 10. Juni, 6. September und 3. Dezember. — In seiner Sonnenferne steht Merkur am 30. Jänner, 27. April, 24. Juli und 20. Oktober.

In ihrer Sonnennähe steht Venus am 29. Juli; in ihrer Sonnenferne am 8. April und 18. November.

In seiner Sonnennähe steht Mars am 8. Jänner; in seiner Sonnenferne am 17. Dezember.

In seiner Sonnenferne steht Uran am 24. Juli.

Größte Entfernung der Sonne von der Erde am 1. Juli um 3 Uhr 41 min. Abends. Am 31. März, so wie am 3. Oktober hat die Sonne mittlere Entfernung von der Erde. Diese beträgt nach den neuesten Bestimmungen 20 Mill. 857,008 geographische Meilen.

Ausweichungen. — In der größten Ausweichung (Elongation) ist Merkur oder Venus, wenn einer dieser Planeten, von der Erde aus gesehen, am weitesten von der Sonne abzustehen scheint und sich ihr bald darauf wieder nähert. — Merkur hat 1840 die größte östliche Ausweichung, als Abendstern, am 20. März, 18. Juli und 12. November. Er hat die größte westliche Ausweichung, als Morgenstern, am 8. Jänner, 5. Mai, 1. September und 21. Dezember.

Perigeum (Mondnähe) und Apogeum (Mondferne) sind die zwei Punkte der Mondbahn, die unter allen am wenigsten und am meisten von der Erde entfernt sind. Perihelium und Aphelium eines Planeten sind die zwei Punkte seiner Bahn, die unter allen am wenigsten und am meisten von der Sonne entfernt sind.

Die größte heliocentrische Breite hat ein Planet, wenn er, von der Sonne gesehen, am meisten von der Ekliptik abzustehen scheint. Die größte Abweichung hat die Sonne, der Mond oder irgend ein Planet, wenn er, von der Erde gesehen, am meisten von dem Aequator abzustehen scheint, dieser Abstand mag nördlich oder südlich sein.

Die größte heliocentrische Breite hat Merkur nördlich am 24. März, 20. Juni, 16. Sept. und 13. Dezember; — südlich am 19. Febr., 17. Mai, 13. August und 9. Nov.

Die größte heliocentrische Breite hat Venus nördlich am 8. Jänner und 20. August; südlich am 30. April und 12. Dezember.

Die größte heliocentrische Breite nördlich hat Mars am 13. November.

VIII. Die Mondesphasen oder Mondeslichtgestalten, d. i. der astronomische Eintritt aller 99 Mondesviertel in den Jahren 1840 und 1841.

(Auf Wiens Meridian.)

Die Mondesviertel 1840.		Eintritt am	Uhr	Minuten	Tageszeit.
Neumond	Samstag	4. Jänner	10	20	Abends
Erstes Viertel	Sonntag	12. —	9	3	Morgens
Vollmond	Sonntag	19. —	1	39	Morgens
Letztes Viertel	Sonntag	20. —	2	39	Abends
Neumond	Montag	3. Febr.	3	4	Abends
Erstes Viertel	Montag	10. —	5	10	Abends
Vollmond	Montag	17. —	2	59	Abends
Letztes Viertel	Dienstag	25. —	11	56	Morgens
Neumond	Mittwoch	4. März	5	11	Morgens
Erstes Viertel	Mittwoch	11. —	0	14	Morgens
Vollmond	Mittwoch	18. —	5	36	Morgens
Letztes Viertel	Donnerst.	26 —	7	47	Morgens
Neumond	Donnerst.	2. April	4	26	Abends
Erstes Viertel	Donnerst.	9. —	7	27	Morgens
Vollmond	Donnerst.	16. —	9	1	Abends
Letztes Viertel	Samstag	25. —	0	52	Morgens
Neumond	Samstag	2. Mai	1	11	Morgens
Erstes Viertel	Freitag	8. —	3	55	Abends
Vollmond	Samstag	16. —	0	36	Abends
Letztes Viertel	Sonntag	24. —	2	29	Abends
Neumond	Sonntag	31. —	8	20	Morgens
Erstes Viertel	Sonntag	7. Juni	2	22	Morgens
Vollmond	Montag	15. —	3	54	Morgens
Letztes Viertel	Dienstag	23. —	0	30	Morgens
Neumond	Montag	29. —	3	5	Abends
Erstes Viertel	Montag	6. Juli	3	9	Abends
Vollmond	Dienstag	14. —	6	36	Abends
Letztes Viertel	Mittwoch	22. —	7	51	Morgens
Neumond	Dienstag	28. —	10	33	Abends
Erstes Viertel	Mittwoch	5. Aug.	6	20	Morgens
Vollmond	Donnerst.	13. —	8	21	Morgens
Letztes Viertel	Donnerst.	20 —	1	23	Abends
Neumond	Donnerst.	27. —	7	49	Morgens
Erstes Viertel	Donnerst.	3. Sept.	11	43	Abends
Vollmond	Freitag	11. —	8	55	Abends
Letztes Viertel	Freitag	18. —	6	56	Abends
Neumond	Freitag	25. —	7	37	Abends
Erstes Viertel	Samstag	3. Okt.	6	43	Abends
Vollmond	Sonntag	11. —	8	19	Morgens
Letztes Viertel	Sonntag	18. —	1	3	Morgens
Neumond	Sonntag	25. —	10	3	Morgens
Erstes Viertel	Montag	2. Nov.	2	9	Abends
Vollmond	Montag	9. —	0	57	Abends
Letztes Viertel	Montag	16. —	9	59	Morgens
Neumond	Dienstag	24. —	3	17	Morgens
Erstes Viertel	Mittwoch	2. Dez.	8	23	Morgens
Vollmond	Mittwoch	9. —	5	22	Morgens
Letztes Viertel	Dienstag	15. —	10	9	Abends
Neumond	Mittwoch	23. —	10	30	Abends
Erstes Viertel	Donnerst.	31. —	11	56	Abends

Die Mondesviertel 1841.		Eintritt am	Uhr	Minuten	Tageszeit.
Vollmond	Donnerst.	7. Jänner	4	3	Abends
Letztes Viertel	Donnerst.	14. —	1	36	Abends
Neumond	Freitag	22. —	6	12	Abends
Erstes Viertel	Samstag	30. —	0	5	Abends
Vollmond	Samstag	6. Febr.	3	11	Morgens
Letztes Viertel	Samstag	13. —	7	44	Morgens
Neumond	Sonntag	21. —	0	26	Abends
Erstes Viertel	Sonntag	28. —	9	8	Abends
Vollmond	Sonntag	7. März	2	42	Abends
Letztes Viertel	Montag	15. —	3	44	Morgens
Neumond	Dienstag	23. —	3	42	Morgens
Erstes Viertel	Dienstag	30. —	4	4	Morgens
Vollmond	Dienstag	6. April	2	36	Morgens
Letztes Viertel	Dienstag	13. —	11	10	Abends
Neumond	Mittwoch	21. —	3	37	Abends
Erstes Viertel	Mittwoch	28. —	10	3	Morgens
Vollmond	Mittwoch	5. Mai	3	10	Abends
Letztes Viertel	Donnerst.	13. —	5	27	Abends
Neumond	Freitag	21. —	0	48	Morgens
Erstes Viertel	Donnerst.	27. —	4	15	Abends
Vollmond	Freitag	4. Juni	4	1	Morgens
Letztes Viertel	Samstag	12. —	0	4	Morgens
Neumond	Samstag	19. —	8	20	Morgens
Erstes Viertel	Freitag	25. —	11	43	Abends
Vollmond	Samstag	3. Juli	7	34	Abends
Letztes Viertel	Sonntag	11. —	0	36	Abends
Neumond	Sonntag	18. —	3	18	Abends
Erstes Viertel	Sonntag	25. —	0	26	Morgens
Vollmond	Montag	2. Aug.	11	7	Morgens
Letztes Viertel	Dienstag	10. —	7	24	Morgens
Neumond	Montag	16. —	10	39	Abends
Erstes Viertel	Montag	23. —	10	16	Abends
Vollmond	Mittwoch	1. Sept.	2	39	Morgens
Letztes Viertel	Mittwoch	8. —	3	18	Abends
Neumond	Mittwoch	15. —	7	7	Morgens
Erstes Viertel	Mittwoch	22. —	2	37	Abends
Vollmond	Donnerst.	30. —	5	24	Abends
Letztes Viertel	Donnerst.	7. Okt.	10	17	Abends
Neumond	Donnerst.	14. —	5	31	Abends
Erstes Viertel	Freitag	22. —	10	7	Morgens
Vollmond	Samstag	30. —	7	3	Morgens
Letztes Viertel	Samstag	6. Nov.	5	19	Morgens
Neumond	Samstag	13. —	6	34	Morgens
Erstes Viertel	Sonntag	21. —	7	16	Morgens
Vollmond	Sonntag	28. —	7	43	Abends
Letztes Viertel	Sonntag	5. Dez.	1	21	Abends
Neumond	Sonntag	12. —	10	40	Abends
Erstes Viertel	Dienstag	21. —	3	54	Morgens
Vollmond	Dienstag	28. —	7	40	Morgens

IX. Der Mondlauf in den Jahren 1840 und 1841.

1840	Der Mond: Erd- Nähe	Erd- Fern	geht durch den Aequator nach Nord	geht durch den Aequator nach Süd	Größte Abweichung Nörd	Größte Abweichung Süd
	am	am	am	am	am	am
Jänner	16	28	10	22	16	2.30
Februar	12	24	6	19	12	26
März	8	23	4.31	17	10	24
April	4	20	28	13	7	21
Mai	2,31	17	25	11	4.31	18
Juni	28	14	21	7	28	14
Juli	26	11	19	4.31	25	11
August	23	7	15	28	21	8
September . . .	17	4	11	24	18	4
Oktober . . .	14	1.30	9	21	15	1.29
November . . .	11	26	5	18	11	25
Dezember . . .	9	24	2,30	15	9	22

1841	Der Mond: Erd- Nähe	Erd- Fern	geht durch den Aequator nach Nörd	geht durch den Aequator nach Süd	Größte Abweichung Nörd	Größte Abweichung Süd
	am	am	am	am	am	am
Jänner	6	19	26	11	5	18
Febeuar	4	16	22	8	1	15
März	4.31	16	21	7	1.28	14
April	25	12	18	3	24	10
Mai	22	10	15	1.28	22	8
Juni	19	7	11	24	18	4
Juli	18	4.31	9	21	15	1.28
August	15	28	5	18	12	25
September . . .	13	24	1.28	14	8	21
Oktaber	10	22	26	12	5	18
November . . .	4	19	22	8	1.29	15
Dezember . . .	1.29	17	19	5	20	12

X. Stand, Wanderung und Sichtbarkeit der Hauptplaneten im Jahre 1840.

(Auf Wiens Parallelzirkel und Meridian).

1. Merkur, der nächste Planet bei der Sonne, kann für die Erdbewohner des Jahres nur in 6 oder 7 verschiedenen Zeitperioden und jedesmal nur auf kurze Zeit sichtbar sein, und zwar bloß in der Morgen- und Abenddämmerung, da seine größte Ausweichung höchstens 28 Grade erreicht. Am Abendhimmel wird er dieses Jahr im tiefen Westen, in der Abenddämmerung, vor und nach dem 20. März, 18. Juli und 12. November am besten sichtbar sein; am Morgenhimmel ist er vor Aufgang der Sonne vorzüglich zu sehen vor und nach dem 8. Jänner, 5. Mai, 1. September und 21. Dezember. Merkur ist Morgenstern vom 1. Jänner bis 23. Februar, vom 7. April bis 10. Juni, vom 15. August bis 26. September, vom 21. Dezember bis Jahresende Er ist Abendstern vom 23. Februar bis 7. April, vom 10. Juni bis 15. August und vom 26. September bis 21. Dezember. Er durchwandert heuer das Sternbild des Skorpions bis 12. Jänner, des Schützen bis 2. Februar, des Steinbocks bis 17. Februar, des Wassermanns bis 29. Februar, der Fische, vor- und rückwärts, bis 13. Mai, des Widders bis 29. Mai, des Stiers bis 14. Juni, der Zwillinge bis 26. Juni, des Krebses bis 9. Juli, des Löwen, vor- und rückwärts, bis 18. September, der Jungfrau bis 17. Oktober, der Wage bis 2. November, des Skorpions, vor und rückwärts, bis Jahresende. Er geht unter den Widderhörnern weg vom 16. bis 23. Mai, steht unter den Plejaden vom 1. bis 3. Juni, bei Aldebaran am 6. Juni, bei Kastor und Pollux am 24. und 25. Juni, bei Präsepe am 3. Juli, bei Regulus am 21. Juli und 9. August, bei Spika am 8. Oktober, bei Zubeneschemali am 22. Oktober, über Antares am 5. November. Er übereilt den Uran am 1. März, den Mars am 10. März und 2. April, die Venus am 26. April, 27. Mai und 11. August, den Mars am 4. Juni, den Jupiter am 29. Oktober und 9. Dezember. Der Mond geht dem Merkur vorüber am 3. Jänner, 2. Februar, 4. März, 3. und 30. April, 30. Mai, 1. und 30. Juli, 26. August, 26. September, 27. Oktober, 25. November und 22. Dezember. Merkur geht durch den Aequator nach Norden am 9. März, nach Süden am 27. September; hat am 22. Jänner die größte südliche, am 16. Juni die größte nördliche, am 16. November die größte südliche Abweichung. Die Milchstraße passirt Merkur nördlich vom 12. bis 17. Juni, südlich, vor- und rückwärts, vom vom 15. bis 29. November, dann vom 27. Dezember bis Jahresende; er geht rückwärts vom 29. März bis 21. April, vom 1. bis 24. August und vom 22. November bis 12. Dezember; dazwischen liegen die untern Zusammenkünfte am 7. April, 15. August und 2. Dezember. Merkur kommt mit der Sonne heuer 6 Mal zusammen, nämlich, oben: am 23. Februar, 10. Juni und 26. September; unten: am 7. April, 15. August und 2. Dezember. Die größten östlichen Ausweichungen, als Abendstern, hat Merkur am 20. März (18 Gr. 39 min.), 18. Juli (26 Gr. 52 min.) und 12. November (22 Gr. 41 min.); die größten westlichen Ausweichungen, als Morgenstern, am 8. Jänner (23 Gr. 26 min.), 5. Mai (26 Gr. 28 min.), 1. September (18 Gr. 5 min.) und 21. Dezember (21 Gr. 56 min.) — Merkur steht in der Sonnennähe am 14. März, 10. Juni, 6. September und 3. Dezember; in der Sonnenferne am 30. Jänner, 27. April, 24. Juli und 20. Oktober; er kommt in seinen aufsteigenden Knoten (☊ ☿) am 9. März, 5. Juni, 1. September und 28. November; in seinen absteigenden Knoten (☋ ☿) am 20. Jänner, 16. April, 13. Juli und 9. Oktober. Die größte heliocentrische Breite nördlich hat er am 24. März, 20. Juni, 16. September und 13. Dezember; südlich am 19. Februar, 17. Mai, 13. August und 9. November.

2. Venus, die Königin der Gestirne am Firmamente, ist Morgenstern bis 25. Juli, dann Abendstern bis Jahresende; sie wird sich vom Anfang des Jahres bis in den März durch ganz vorzügliche Sichtbarkeit und hohen Glanz aus-

zeichnen, da sie im Jänner zwischen 4 und 5 Uhr, im Februar und März nach 5 Uhr Morgens aufgeht. Es wird ein schöner Anblick sein, wenn der sichelförmige Mond, einige Tage vor dem Neulicht, am 31. Jänner, 1. und 31. März, 30. April und 30. Mai an der Venus vorübergehen wird. Im hohen Sommer wird Venus durch längere Zeit unsichtbar sein, da sie am 25. Juli in die obere Zusammenkunft mit der Sonne kömmt, aus deren Abendstrahlen sie im Herbste mit lebhaftem Glanze wieder hervortreten wird. Im November und Dezember wird sie schöner Abendstern sein, kömmt aber dieses Jahr weder am Morgen, noch am Abend in ihren höchsten Glanz. Sie durchwandert heuer die Thierkreissternbilder in folgender Ordnung: die Wage vom 1. bis 5. Jänner, den Skorpion bis 30. Jänner, den Schützen bis 24. Februar, den Steinbock bis 16. März, den Wassermann bis 3. April, die Fische bis 9. Mai, den Widder bis 29. Mai, den Stier bis 26. Juni, die Zwillinge bis 17. Juli, den Krebs bis 2. August, den Löwen bis 31. August, die Jungfrau bis 10. Oktober, die Wage bis 28. Oktober, den Skorpion bis 19. November, den Schützen bis 13. Dezember, den Steinbock bis Jahresende. (Da Venus dieses Jahr nicht rückwärts geht, so durchwandert sie 15 Thierkreissternbilder.) Venus wandert über Antares hin am 9. Jänner, passirt die Widderhörner unten vom 12. bis 21. Mai, die Plejaden unten vom 4. bis 7. Juni, den Aldebaran am 12. Juni, Castor und Pollux vom 12. bis 15. Juli, Präsepe am 25. Juli, den Regulus am 12. August, die Spika am 28. September, Zubeneschemali am 16. Oktober, Antares am 31. Oktober. Venus geht den Saturn vorüber am 22. Jänner und 14. November, den Uran am 6. April, den Merkur am 26. April, 28 Mai und 11. August, den Mars am 16. Juni, den Jupiter am 22. Oktober. Der Mond geht von Westen nach Osten zu an der Venus vorüber am 31. Jänner, 1. und 31. März, 30. April, 30. Mai, 29. Juni, 29. Juli, 28 August, 27. September, 27. Oktober, 27. November und 27. Dezember. Venus geht durch den Aequator nach Norden am 19. April, nach Süden am 12. September; hat am 7. Februar die größte südliche, am 2. Juli die größte nördliche, am 24. November die größte südliche Abweichung. Venus passirt die Milchstraße südlich vom 19. Jänner bis 7. Februar, nördlich vom 22. Juni bis 1. Juli, südlich vom 9 bis 27. November. Sie kömmt in die Sonnennähe am 29. Juli, in die Sonnenferne am 8. April und 19. November. In ihrem aufsteigenden Knoten (☊ ♀) steht Venus am 26. Juni, in ihrem absteigenden Knoten (☋ ♀) am 5. März und 15. Oktober; hat die größte heliocentrische Breite nördlich am 8. Jänner und 20. August, südlich am 30. April und 12. Dezember.

3. Mars ist in den ersten Monaten des Jahres Abendstern, und geht nach 6 Uhr Abends unter; im März wird er unsichtbar, da er am 4 Mai die Sonne vorübergeht. Im Juli erscheint er in der Morgendämmerung am Osthimmel und geht bis zum 19. September nach 2 Uhr, bis zum 11. Dezember nach 1 Uhr, dann etwas vor 1 Uhr Morgens auf. Mars durchwandert folgende Thierkreissternbilder: den Steinbock bis 17. Jänner, den Wassermann bis 14. Febr., die Fische bis 11. April, den Widder bis 16. Mai, den Stier bis 5. Juli, die Zwillinge bis 11. August, den Krebs bis 10. September, den Löwen bis 9. November, die Jungfrau bis Jahresende. Mars steht unter den Widderhörnern vom 18. April bis 1. Mai, bei den Plejaden vom 24. bis 31. Mai, bei Aldebaran am 8. Juni, bei Castor und Pollux vom 2. bis 7. Juli, bei Präsepe am 27. Juli, bei Regulus am 1. Oktober. Mars begegnet dem Uran am 17. Februar, dem Merkur am 10. März, 2. April und 4. Juni, der Venus am 16. Juni. Mars geht heuer nicht rückwärts; er passirt den Aequator nach Norden am 8. März, nach Süden am 9. Dezember; geht durch die Milchstraße nördlich vom 26. Juni bis 13. Juli, und hat am 11. Juli die größte nördliche Abweichung. Der Mond geht an dem Mars vorüber am 7. Jänner, 5. Februar, 5. März, 3. April, 2. und 30. Mai, 28. Juni, 27. Juli, 24. August, 22. September, 21. Oktober, 18. November und 17. Dezember; er hat am 13. November die größte heliocentrische Breite nördlich, steht in seinem aufsteigenden Knoten am 12. Mai, in seiner Sonnennähe am 8. Jänner, in seiner Sonnenferne am 17. Dezember. Mars wird am 5. Februar im Sternbild des Wassermanns vom Mond bedeckt; Eintritt um 6 Uhr 15 Min., Austritt um 7 Uhr 15 Minuten Morgens.

4. Ceres, Pallas, Juno, Vesta wandern alle ihre Bahn zwischen Mars und Jupiter. Sie sind nur dem bewaffneten, Ceres und Vesta bisweilen auch dem freien, doch scharfen Auge sichtbar. Der Stand aller dieser 4 kleinsten Planeten hat für Nichtastronomen wenig Interesse. Vesta kommt am 19. Mai, Pallas am 5. Juli, Ceres am 17. Juli in Opposition. Juno kommt im Jahre 1840 nicht in Opposition mit der Sonne.

5. Jupiter ist bis 4. Mai (wo er der Sonne gegenüber steht) Morgenstern, bis 21. November (wo er neben der Sonne vorübergeht) Abendstern, dann wiederholt Morgenstern bis Jahresende. Er geht im Sternbilde der Wage vor- und rückwärts bis 19. November, und steht dann bis Jahresende im Sternbilde des Skorpions. Jupiter verweilt durch das ganze Jahr in der südlichen Himmelshalbkugel; er wird übereilt von der Venus am 22. Oktober, vom Merkur am 29. Oktober und 9. Dezember, und steht bei Zubeneschemali am 7. Jänner, 2. Mai und 6. September, bei Antares am 7. Dezember; er geht rückwärts vom 4. März bis 6. Juli. Der Mond geht an ihm vorüber am 27. Jänner, 24. Februar, 22. März, 18. April, 15. Mai, 11. Juni, 8. Juli, 5. August, 1. und 29. September, 27. Oktober, 24. November und 21. Dezember. Jupiter geht zu Anfang des Jahres nach 3 Uhr, am 24. Jänner um 2 Uhr, am 10. Febr. um 1 Uhr Morgens auf; am 25. Februar geht er um Mitternacht, am 12. März um 11 Uhr, am 26. März um 10 Uhr, am 9. April um 9 Uhr und so täglich um 4 oder 5 Minuten früher auf, steht am 4. Mai in Opposition mit der Sonne, glänzt dann in den Vormitternachtstunden am Osthimmel, in den Morgenstunden am Westhimmel und geht Morgens sichtbar unter, nämlich am 31. Mai um 3 Uhr, am 15. Juni um 2 Uhr, am 30. Juni um 1 Uhr, am 15. Juli geht er um Mitternacht unter, am 29. Juli um 11 Uhr, am 14. August um 10 Uhr, am 31. August um 9 Uhr, am 17. September um 8 Uhr, am 4. Oktober um 7 Uhr Abends; er wird dann unsichtbar, da er am 21. November die Sonne vorübergeht. Im Dezember wird er als Morgenstern wieder sichtbar und geht am 20. Dezember um 6 Uhr Morgens auf. Jupiter steht am 7. Februar in der westlichen, am 2. August in der östlichen Quadratur.

6. Saturn ist Morgenstern bis 9. Juni, Abendstern bis 16. Dezember, dann wiederholt Morgenstern bis Jahresende. Er steht am 9. Juni der Sonne gegenüber, nämlich Abends im Osten und Morgens im Westen, geht alle Tage 3 bis 4 Minuten früher auf und früher unter, so daß er Ende November in der Abenddämmerung unsichtbar wird, da

er am 16. Dezember die Sonne vorübergeht. Saturn steht das ganze Jahr im Sternbilde des Skorpions, im südlichen Theil der Milchstraße, wo er vom 28. März bis 19. August rückwärts geht. Er wird übereilt von der Venus am 22. Jänner und 14. November, und steht am 11. März in der westlichen, am 7. September in der östlichen Quadratur. Der Mond geht am Saturn vorüber am 2. und 30. Jänner, 26. Februar, 25. März, 21. April, 18. Mai, 14. Juni, 11. Juli, 8. August, 4. September, 1. und 29. Oktober, 25. November und 23. Dezember. Saturn geht zu Anfang des Jahres um 6 Uhr, am 19. Jänner um 5 Uhr, am 5. Februar um 4 Uhr, am 22. Febr. um 3 Uhr, am 9. März um 2 Uhr, am 25. März um 1 Uhr Morgens auf; am 8. April geht er um Mitternacht, am 23 April um 11 Uhr, am 7. Mai um 10 Uhr, am 22. Mai um 9 Uhr, am 6. Juni um 8 Uhr Abends auf. Er steht dann Abends im Osten, Morgens im Westen und geht am 13. Juli um 2 Uhr, am 27 .Juli um 1 Uhr Morgens, am 11. August um Mitternacht unter. Er glänzt nun Abends am Westhimmel und geht am 25. August um 11 Uhr, am 9. September um 10 Uhr, am 26. September um 9 Uhr, am 12. Oktober um 8 Uhr, am 28. Oktober um 7 Uhr, am 14. November um 6 Uhr Abends unter Er wird dann unsichtbar, da er am 16. Dezember zur Sonne kommt.

7. Uran steht bis 7. Jänner im Sternbilde des Wassermanns, dann bis Jahresende in den Fischen, wo er vom 24. Juni bis 26. November rückwärts geht. Er ist Abendstern bis 6. März, Morgenstern bis 11. September, dann wiederholt Abendstern bis Jahresende. Der Mond geht am Uran vorüber am 9. Jänner, 5. Februar, 4. und 31. März, 28. April, 25. Mai, 22. Juni, 19. Juli, 15. August, 11. September, 9. Oktober, 5. November und 2. und 30. Dezember. Uran wird übereilt vom Mars am 17. Februar, vom Merkur am 1. März, von der Venus am 6. April; er steht am 11. Juni in der westlichen, am 8. Dezember in der östlichen Quadratur, und am 24. Juli in seiner Sonnenferne. Uran geht bis 14. Jänner nach 9 Uhr, bis 31. Jänner nach 8 Uhr, bis 15. Februar nach 7 Uhr Abends unter, wird dann unsichtbar, da er am 6. März zur Sonne kommt. Anfang April wird er als Morgenstern wieder sichtbar und geht am 17. April um 4 Uhr, am 3. Mai um 3 Uhr, am 18. Mai um 2 Uhr, am 3. Juni um 1 Uhr Morgens auf, am 18. Juni um Mitternacht, am 3. Juli um 11 Uhr, am 17. Juli um 10 Uhr, am 2. August um 9 Uhr, am 17. August um 8 Uhr Abends. Er steht am 11. September der Sonne gegenüber und um Mitternacht genau im Mittagskreise; er wird dann Abendstern, steht Abends schon am Südosthimmel und geht in den Frühstunden sichtbar unter, nämlich am 5. Oktober um 4 Uhr, am 20. Oktober um 3 Uhr, am 4. November um 2 Uhr, am 18. November um 1 Uhr, am 4. Dezember geht er um Mitternacht, am 18. Dezember um 11 Uhr, zu Jahresende nach 10 Uhr Abends unter.

XI. Planeten = Ereignisse 1840, nach veränderter Darstellung.

1. Die Wanderschaft der Planeten in den 12 Sternbildern des Thierkreises.

Im Sternbilde

des **Widders** verweilt Mars vom 11. April bis 16. Mai, — Venus vom 9. bis 29. Mai, — Merkur vom 13. bis 29. Mai.

des **Stiers** verweilt Mars vom 16. Mai bis 5. Juli. — Merkur vom 29. Mai bis 14. Juni, — Venus vom 29. Mai bis 27. Juni.

der **Zwillinge** verweilt Merkur vom 14. bis 26. Juni, — Venus vom 27. Juni bis 17. Juli, — Mars vom 5. Juli bis 11. August.

des **Krebses** verweilt Merkur vom 26. Juni bis 9. Juli. — Venus vom 17. Juli bis 2. August, — Mars vom 11. August bis 10. September.

des **Löwen** geht Merkur, vor- und rückwärts, vom 9. Juli bis 18. September. — Venus vom 2. bis 31. August, — Mars vom 10. September bis 9. November.

der **Jungfrau** verweilt Venus vom 31. August bis 10. Oktober, — Merkur vom 18. September bis 17. Oktober. — Mars vom 9. November bis Jahresende.

der **Wage** verweilt Venus vom 1. bis 6. Jänner, dann vom 10. bis 28. Oktober, — Jupiter, vor- und rückwärts gehend, vom 1. Jänner bis 19. November, — Merkur vom 17. Oktober bis 2. November.

des **Skorpions** verweilt Merkur vom 1. bis 12. Jänner, dann, vor- und rückwärts gehend, vom 2. November bis Jahresende. — Saturn, vor- und rückwärts gehend, das ganze Jahr, — Venus vom 6. bis 30. Jänner, dann vom 28. Oktober bis 19. November, — Jupiter vom 19. November bis Jahresende.

des **Schützen** verweilt Merkur vom 12. Jänner bis 2. Februar, — Venus vom 30. Jänner bis 24. Februar, dann vom 19. November bis 13. Dezember.

des **Steinbocks** verweilt Mars vom 1. bis 17. Jänner. — Merkur vom 2. bis 17. Februar, — Venus vom 24. Februar bis 16. März, dann vom 13. Dez. bis Jahresende.

des **Wassermanns** verweilt Uran vom 1. bis 7. Jänner, — Mars vom 17. Jänner bis 14. Februar, — Merkur vom 17. bis 29. Februar, — Venus vom 16. März bis 3. April.

der **Fische** verweilt Uran, vor- und rückwärts gehend, vom 7. Jänner bis Jahresende, — Mars vom 14. Februar bis 11. April, — Merkur, vor- und rückwärts gehend, vom 29. Februar bis 13. Mai, — Venus vom 3. April bis 9. Mai.

---

2. Welche Planeten passiren den Aequator und die Milchstraße, und wann?

A. Den Aequator passirt 1840:

Merkur am 9. März nach Norden, am 27. September nach Süden.

Venus am 19. April nach Norden, am 12. September nach Süden.

Mars am 8. März nach Norden, am 9. Dezember nach Süden.

Jupiter, Saturn und **Uran** verweilen durch das ganze Jahr in der südlichen Himmelshalbkugel.

B. Die Milchstraße passiren:

Nördlich: Merkur vom 12. bis 17. Juni.
Venus vom 22. Juni bis 1. Juli.
Mars vom 26. Juni bis 13. Juli.

Südlich: Merkur vom 15. bis 29. November, dann vom 27. Dezember bis Jahresende.
Venus vom 19. Jänner bis 7. Februar, dann vom 9. bis 27. November.
Saturn steht durch das ganze Jahr im südlichen Theile der Milchstraße.

---

3. Die größten nördlichen und südlichen Abweichungen der Planeten 1840.

Merkur am 22. Jänner (23 Gr.) südlich, am 16. Juni (25 Gr) nördlich, am 16. November (25 Gr.) südlich.

Venus am 7. Februar (22 Gr.) südlich, am 2. Juli (24 Gr.) nördlich, am 24. November (25 Gr.) südlich.

Mars am 11. Juli (24 Gr.) nördlich.

Jupiter steht zu Jahresende 21 Gr. südlich vom Aequator.

Saturn hat das ganze Jahr eine Abweichung von 21 Gr. 15 Min. bis 22 Gr. 20 Min. südlich.

Uran steht das ganze Jahr 5 bis 7 Grade südlich vom Aequator.

---

4. Die Planeten gehen am Sternenhimmel rückwärts.

In den Tagen vor und nach ihrer Opposition sind die obern Planeten rückgängig, d. h. sie rücken von Osten nach Westen zu am Sternenhimmel fort. Bei den untern Planeten geschieht dieses vor und nach der untern Zusammenkunft mit der Sonne.

Uran geht rückwärts vom 24. Juni bis 26. November. (Opposition am 11. September.)

Saturn geht rückwärts vom 28. März bis 19. August. (Opposition am 9. Juni.)

Jupiter geht rückwärts vom 4. März bis 6. Juli. (Opposition am 4. Mai.)

Mars und Venus gehen heuer nicht rückwärts.

Merkur geht rückwärts vom 29. März bis 21. April, vom 1. bis 24. August und vom 22. November bis 12. Dezember. (Dazwischen liegen die untern Zusammenkünfte am 7. April, 15. August und 2. Dezember.)

Die obern Planeten erreichen in ihrer Zusammenkunft mit der Sonne ihre größte Entfernung von der Erde und gehen dann am schnellsten vorwärts nach Osten. Wenn Mars nach oder vor der Zusammenkunft etwa 137 Grade, Jupiter 117 Grade, Saturn 108 Grade und Uran 103 Grade von der Sonne west- oder ostwärts erscheinen, so stehen sie still und fangen im ersten Falle an, oder hören im letzten Falle auf, rückwärts nach Westen zu gehen. Mars zeigt sich etwa 70, Jupiter 119, Saturn 137 und Uran 150 Tage rückgängig. Um die Mitte des Zurückganges kommen sie mit der Sonne in Opposition, sie sind dann die ganze Nacht über dem Horizonte sichtbar, da sie um Mitternacht den Meridian erreichen.

XII. Die Planeten begegnen 1840 ausgezeichneten Fixsternen und Sternhaufen. — Wann?

Merkur geht unter den Widderhörnern weg vom 16. bis 23. Mai, steht unter den Plejaden vom 1. bis 3. Juni, bei Aldebaran am 6. Juni, bei Kastor und Pollux am 24. u. 25. Juni, bei Präsepe am 3. Juli, bei Regulus am 21. Juli und 9. August, bei Spika am 8. Oktober, bei Zubeneschemali am 22. Oktober, über Antares am 5. November.

Venus wandert über Antares hin am 9. Jänner, passirt die Widderhörner vom 12. bis 21. Mai, die Plejaden vom 4. bis 7. Juni, den Aldebaran am 12. Juni, Castor und Pollux vom 12. bis 15. Juli, die Präsepe am 25. Juli, den Regulus am 12. August, die Spika am 28. September, Zubeneschemali am 16. Oktober, Antares am 31. Oktober.

Mars steht unter den Widderhörnern vom 18. April bis 1. Mai, bei den Plejaden vom 24. bis 31. Mai, bei Aldebaran am 8. Juni, bei Castor und Pollux vom 2. bis 7. Juli, bei Präsepe am 27. Juli, bei Regulus am 1. Oktober.

Jupiter steht bei Zubeneschemali am 7. Jänner, 2. Mai und 6. September, bei Antares am 7. Dezember.

Saturn und Uran begegnen dieses Jahr keinem ausgezeichneten Sterne oder Sternhaufen.

XIII. Der Mond geht im Jahre 1840 an folgenden Fixsternen und Sternhaufen vorbei:

Der Mond geht an den Widderhörnern vorüber am 13. Jänner, 9. Februar, 7. März, 4. April, 1. und 28. Mai, 25. Juni, 22. Juli, 18. August, 14. September, 12. Oktober, 8. November und 6. Dezember.

Der Mond geht an den Plejaden, der Gluckhenne oder dem sogenannten Siebengestirn vorüber, am 14. Jänner, 10. Februar, 9. März, 5. April, 2. u. 30. Mai, 26. Juni, 24. Juli, 20. August, 16. September, 13. Oktober, 10. November und 7. Dezember.

Am nächsten oder folgenden Tage, etwa 16 bis 18 Stunden später, nachdem der Mond die Plejaden passirt hat, geht er neben Aldebaran, dem hellsten Stern im Stier, weg, nämlich am 15. Jänner, 11. Februar, 9. März, 5. April, 3. u. 30. Mai, 27. Juni, 24. Juli, 20. August, 17. September, 14. Oktober, 10. November und 8. Dezember.

Der Mond geht unter Castor und Pollux, den hellsten Zwillingssternen, weg, am 17. Jänner, 14. Februar, 12. März, 8. April, 5. Mai, 2. u. 29. Juni, 27. Juli, 23. August, 19. September, 17. Oktober, 13. November und 10. Dezember.

Der Mond passirt die Präsepe im Krebs am 18. Jänner, 15. Februar, 13. März, 9. April, 6. Mai, 3. und 30. Juni, 28. Juli, 24. August, 20. September, 18. Oktober, 14. November und 11. Dezember.

Der Mond begegnet dem Regulus, dem hellsten Sterne im Löwen, am 20. Jänner, 16. Februar, 15. März, 11. April, 8. Mai, 4. Juni, 2. u. 29. Juli, 26. August, 22. September, 19. Oktober, 15. November und 13. Dezember.

Der Mond geht an der Spika (Kornähre oder Halmenjungfrau), dem hellsten Stern in der Jungfrau, vorüber, am 25. Jänner, 21. Februar, 19. März, 16. April, 13. Mai, 9. Juni, 6. Juli, 3. und 30. August, 26. September, 24. Oktober, 20. November und 17. Dezember.

Der Mond geht bei Zubeneschemali, dem hellsten Sterne in der Wage, vorüber, am 26. Jänner, 23. Februar, 21. März, 17. April, 15. Mai, 11. Juni, 8. Juli, 5. August, 1. und 28. September, 26. Oktober, 22. November, und 19. Dezember.

Der Mond geht nördlich über Antares, dem hellsten Stern im Skorpion, vorüber, am 1. und 28. Jänner, 24. Februar, 23. März, 19. April, 16. Mai, 12. Juni, 10. Juli, 6. August, 2. und 30. September, 27. Oktober, 23. November und 20. Dezember.

XIV. Sichtbare Planeten- und Sternbedeckungen vom Monde im Jahre 1840.

Unter andern sind sichtbare Sternbedeckungen vom Monde bis zu Sternen 5. bis 6. Größe.

(Wiener mittlere Zeit.)

Der Mond bedeckt 1840:	Eintritt			Austritt			Dauer der Bedeckung		Größe des Sterns
	Uhr	Min.		Uhr	Min.		St.	M.	
11. Jänner 63 δ in den Fischen	4	41	Abends	5	48	Abends	1	7	5
14. — 19 (e Plejaden)	9	59	—	10	57	—	—	58	5
14. — 20 (c Plejaden)	10	42	—	0,′0 südl. vom ☾ Rande					5
16. — 136 C im Stier	8	40	—	8	57	Abends	1	17	4 5
5. Februar Mars	6	18	Morgens	7	15	Morgens	—	57	Planet
13. — 136 C im Stier	4	59	—	5	43	—	—	44	4 5
14. — κ im Löwen	11	2	Abends	11	57	Abends	—	55	4
19. — 79 r im Löwen	5	15	Morgens	5	29	Morgens	—	14	5 6
15. März Regulus im Löwen	8	32	Abends	9	39	Abends	1	7	1
24. — 23 τ im Skorpion	1	3	Morgens	2	2	Morgens	—	59	3 4
11. April 27 ν im Löwen	11	3	Abends	11	53	Abends	—	50	5 6
23. — 40 τ im Schützen	4	55	Morgens	5	57	Morgens	1	2	4
26. — 40 γ im Steinbock	4	47	—	2′,7 südl. vom ☾ Rande					4
11. Mai 79 r im Löwen	1	11	—	2	59	Morgens	1	48	5 6
16. — 6 π im Skorpion	9	46	Abends	1′,1 nördl. vom ☾ Rande					3 4
25. — 73 λ im Wassermann	0	39	Morgens	1	31	Morgens	—	52	4
14. Juni 23 τ im Skorpion	7	25	—	4′,9 südl. vom ☾ Rande					3 4
4. Juli v im Löwen	10	10	Abends	11	7	Abends	—	57	4 5
12. — (339) im Schützen	8	50	—	0′,5 nördl. vom ☾ Rand					5
3. September 23 τ im Skorpion	6	50	—	8	10	Abends	1	20	3 4
15. — 48 ε im Widder	11	0	—	11	37	—	—	37	5
16. — 25 η im Stier	6	45	—	7	11	—	—	26	3
14. Oktober 16 (g Plejaden)	0	39	Morgens	1	23	Morgens	—	44	5 6
14. — 19 (e Plejaden)	0	53	—	1	47	—	—	54	5
14. — 20 (c Plejaden)	1	11	—	1	54	—	—	43	5
22. — 91 v im Löwen	7	3	—	7	40	—	—	37	4 5
9. November 48 ε im Widder	4	15	Abends	4	56	Abends	—	41	5
17. — 48 im Löwen	5	16	—	5	56	—	—	40	5 6
18. — 75 q im Löwen	1	33	Morgens	2	26	Morgens	—	53	5 6
7. Dezember 48 ε im Widder	5	26	—	5	45	—	—	19	5
7. — 16 (g Plejaden)	9	16	Abends	10	14	Abends	—	58	5 6
7. — 19 (e Plejaden)	9	28	—	10	38	—	1	10	5
7. — 20 (c Plejaden)	9	47	—	10	45	—	—	58	5
13. — A im Löwen	10	40	—	11	3	—	—	23	5
14. — 58 d im Löwen	11	47	—	0	40	—	—	53	5

Die Bedeckung des Mars am 5. Februar ist nicht sichtbar, da sie zwei Tage nach dem Neumond in den Morgenstunden sich ereignet und beide Himmelskörper für Wien noch nicht aufgegangen sind; die Bedeckung des Regulus, des hellsten Sterns im Löwen, am 15. März hingegen wird ihrer ganzen Dauer nach sichtbar sein und eine interessante Himmelserscheinung gewähren.

XV. Finsternisse im Jahre 1840.

Im Jahre 1840 ereignen sich vier Finsternisse, nämlich zwei Sonnen- und zwei Mondfinsternisse. Keine von ihnen wird in unsern Gegenden sichtbar sein.

1. Mondfinsterniß am 17. Februar. Anfang der Finsterniß überhaupt um 1 Uhr 47 min. Abends, Mitte der Finsterniß um 2 Uhr 54 min., Ende der Finsterniß überhaupt um 4 Uhr 0 min. Abends, Wien. wahre Zeit. Der Mond steht für diese Zeitmomente im Zenith der Oerter, deren geographische Lage der Reihe nach ist:

187 Gr. 9 min. östl. Länge von Ferro; 13 Gr. 8 min. nördl. Br.
171 — 6 — — — — — 12 — 52 — — —
155 — 2 — — — — — 12 — 35 — — —

Diese Finsterniß ist ihrem Anfang und Verlauf nach im Westen von Nordamerika, im östlichen Theile von Asien und in Neuholland sichtbar; das Ende wird auch im östlichen Theile von Europa gesehen werden. Größe 4 Zoll 4 min.

2. **Sonnenfinsterniß** am 4. März. Anfang auf der Erde überhaupt in 88 Gr. 45 min. östlicher Länge von Ferro und 2 Gr. 32 min. südl. Breite, um 2 Uhr 20 min. Morgens. — Anfang der centralen (ringförmigen) Verfinsterung, in 72 Gr. 48 min. östl. Länge von Ferro und 13 Gr. 16 min. nördl. Breite, um 3 Uhr 31 min., — centrale Verfinsterung im Mittag, in 131 Gr. 19 min. östl. Länge von Ferro und 43 Gr. 22 min. nördl. Breite, um 5 Uhr 31 min., — Ende der centralen Verfinsterung in 193 Gr. 30 min. östl. Länge von Ferro und 69 Gr. 32 min. nördl. Breite um 6 Uhr 12 min., — Ende auf der Erde überhaupt in 184 Gr. 29 min. östl. Länge von Ferro und 53 Gr. 29 min. nördl. Breite, um 7 Uhr 23 min. Morgens, Wien. wahre Zeit. Sichtbar in dem größten Theile von Asien und kleinen Theilen von Europa und Afrika. **Moskau**, nahe der westlichen Grenze, wird die Finsterniß noch sehen. Diese Finsterniß dürfte sich zu vielen Längenbestimmungen in Asien eignen.

3. **Mondfinsterniß** am 13. August. Anfang der Finsterniß überhaupt um 6 Uhr 58 min. Morgens, — Mitte der Finsterniß um 8 Uhr 23 min., — Ende der Finsterniß überhaupt um 9 Uhr 49 min. Morgens, Wien. wahre Zeit. Der Mond steht für diese Zeitmomente im Zenith der Oerter, deren geographische Lage der Reihe nach ist:

288 Gr. 58 m. östl. Länge von Ferro; 15 Gr. 32 m. südl. Br.
268 — 21 — — — — — 15 — 14 — — —
247 — 44 — — — — — 14 — 55 — — —

Diese Finsterniß ist nur in Amerika sichtbar.

4. **Sonnenfinsterniß** am 27. August. Anfang auf der Erde überhaupt um 5 Uhr 8 min. Morgens, in 46 Gr. 25 min. östl. Länge von Ferro und 3 Gr. 2 min. nördl. Breite, — Anfang der totalen Verfinsterung um 6 Uhr 17 min. in 31 Gr. 56 min. östl. Länge von Ferro und 11 Gr. 33 min. südl. Breite, — totale Verfinsterung im Mittage um 8 Uhr 16 min., in 90 Gr. 10 min. östl. Länge von Ferro und 34 Gr. 27 min. südl. Breite, — Ende der totalen Verfinsterung um 9 Uhr 6 min. in 146 Gr. 36 min. östl. Länge von Ferro und 63 Gr. 44 min. südl. Breite, — Ende auf der Erde überhaupt um 10 Uhr 14 min. Morgens, Wien. wahre Zeit in 138 Gr. 58 min. östl. Länge von Ferro und 49 Gr. 44 min. südl. Breite. Diese Finsterniß ist sichtbar im südlichen und östlichen Afrika, der südlichsten Spitze Arabiens und dem südlichsten Theile von Neuholland. Paramatta wird die Finsterniß sehen.

XVI. Finsternisse im künftigen Jahre 1841.

Im Jahre 1841 ereignen sich sechs Finsternisse, vier an der Sonne und zwei am Monde; zwei davon werden in unsern Gegenden sichtbar sein.

1. **Sonnenfinsterniß** am 22. Jänner von 5 Uhr 49 min. bis 6 Uhr 46 min. Abends, Wien. wahre Zeit. Unsichtbar.

2. **Mondfinsterniß** am 6. Februar von 1 Uhr 11 min. bis 4 Uhr 44 min. Morgens, Wien. wahre Zeit. **Total und sichtbar.**

3. **Sonnenfinsterniß** am 21. Februar von 10 Uhr 45 min. Morgens bis 1 Uhr 5 min. Abends, Wien. wahre Zeit. Unsichtbar.

4. **Sonnenfinsterniß** am 18. Juli von 1 Uhr 46 min. bis 5 Uhr 2 min. Abends, Wien. wahre Zeit. Sichtbar. Größe zu Wien 1 Zoll 38 min.

5. **Mondfinsterniß** am 2. August von 9 Uhr 3 min. Morgens bis 0 Uhr 58 min. Abends, Wien. wahre Zeit. Total; unsichtbar.

6. **Sonnenfinsterniß** am 16. August von 9 Uhr 1 min. bis 11 Uhr 41 min. Abends, Wien. wahre Zeit. Unsichtbar.

*

Wir machen schon jetzt die Leser des Wanderers auf die große Sonnenfinsterniß am 8. Juli 1842 aufmerksam, welche für Wien die größte dieses Jahrhunderts ist, indem nur etwa der 50. Theil der Sonnenscheibe oder des Sonnendurchmessers von der Verfinsterung frei bleiben wird. Eine ausführliche Schilderung derselben wird dem folgenden Jahrgang beigelegt werden.

XVII. Der Mond begegnet oder übereilt von Westen gegen Osten die Planeten jeden Monat in den Jahren 1840 und 1841.

Im Jahre 1840.

Monat.	☉ die Sonne	☿ Merkur	♀ Venus	♂ Mars	♃ Jupiter	♄ Saturn	♅ Uran
Im	am	am	am	am	am	am	am
Jänner	4	3	31	7	27	2. 30	9
Februar	3	2	—	5	24	26	5
März	4	4	1. 31	5	22	25	4. 31
April	2	3. 30	30	3	18	21	28
Mai	2 31	30	30	2. 30	15	18	25
Juni	29	30	29	28	11	14	22
Juli	28	1. 30	29	27	8	11	19
August	27	26	28	24	5	8	15
September	25	26	27	22	1. 29	4	11
Oktober	25	27	27	21	27	29	9
November	24	25	27	18	24	25	5
Dezember	23	22	27	17	21	23	2. 30

Im Jahre 1841.

Monat.	☉ die Sonne	☿ Merkur	♀ Venus	♂ Mars	♃ Jupiter	♄ Saturn	♅ Uran
Im	am	am	am	am	am	am	am
Jänner	22	21	25	13	17	19	25
Februar	21	21	24	11	14	15	22
März	23	22	26	10	14	15	21
April	21	18	23	6	10	11	18
Mai	21	19	19	3. 30	7	8	15
Jun	19	20	16	26	3. 30	5	12
Juli	18	19	14	24	27	2. 29	9
August	16	15	13	22	24	25	5
September	15	15	12	20	20	21	1. 28
Oktober	14	15	11	19	18	19	26
November	13	13	10	17	15	15	22
Dezember	12	10	10	16	13	13	19

Entwurf einer astronomisch-chronologischen Uebersicht des folgenden Jahres 1841.

(Blick ins künftige Jahr.)

Quatember 3. März, 2. Juni, 15. Sept., 15. Dezbr.
Länge der Fastnacht 49 Tage oder 7 Wochen.
Zwischen Weihnachten und Aschermittwoch sind 60 Tage.
Faschingssonntage sind 7.
Sonntage nach Epiphania sind 4.
Sonntage nach Pfingsten sind 25.
Neujahr fällt an einem Freitag.
Weihnachten an einem Samstag.

Des Jahres erstes Hochfest, Ostern, am 11. April.

Die Sonntage in jedem Monat 1841.						
August	Mai	Jänner Oktober	April Juli	September Dezember	Juni	Februar März November
1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30	31				

Goldene Zahl 18. Sonnenzirkel 2. Epakten 7 (VII.) Römer Zinszahl 14.
Sonntagsbuchstab C. Ostergrenze 6. April. Oster-Vollmond 6. April. Jahrescharakter 21.

Septuagesima 7. Februar.
Aschermittwoch 24. Februar.
Ostersonntag 11. April.
Bittage 17., 18., 19. Mai.
Christi Himmelfahrt 20. Mai.
Pfingsten 30. Mai.
Dreifaltigkeitsfest 6. Juni.
Frohnleichnamsfest 10. Juni.
Erster Adventsonntag 28. November.

Das Jahr 1841 ist das 6554. Jahr der julianischen Periode, das 5824. der Weltschöpfung. Die Juden fangen Montag am 28. Sept. 1840 ihr 5601. und Donnerstag am 16. Sept. 1841 ihr 5602. Jahr der Welt an. Beide sind gemeine Jahre, ersteres von 353, letzteres von 354 Tagen. Das jüdische Osterfest 1841 fällt Dienstag am 6. April. Die Türken fangen Donnerstag am 5. März 1840 ihr 1256., und Dienstag am 23. Februar 1841 ihr 1257. Jahr der Hegira an; ersteres ist ein Schaltjahr von 355, letzteres ein gewöhnliches Jahr von 354 Tagen. Das griechisch-russische Osterfest 1841 fällt am 11. April neuen, oder 30. März alten Styls, also zugleich mit unsern Ostern. Julianischer Sonntagsbuchstab E; julianischer Jahrescharakter 9.

Finsternisse 1841:
☉ Finsterniß am 22. Jänner; unsichtbar.
☾ Finsterniß am 6. Februar von 1 Uhr 11 Min. bis 4 Uhr 44 Min. Morgens. Total und sichtbar.
☉ Finsterniß am 21. Februar; unsichtbar.
☉ Finsterniß am 18. Juli von 1 Uhr 46 Min. bis 5 Uhr 2 Min. Abends. Sichtbar. Größe 1 Zoll 31 M.
☾ Finsterniß am 2. August; unsichtbar.
☉ Finsterniß am 16. August; unsichtbar.

1841.	Der Mond, der Erde ewig treuer Trabant.										
Monate	Tagzahl	Neumond am	Erstes Viertel am	Vollmond am	Letztes Viertel am	Erde Nähe	Erde Ferne	Passirt den Aequator nach Norden	Passirt den Aequator nach Süden	Abweichung größte Nördl.	Abweichung größte Südlich
Jänner	31	● 22	☽ 30	○ 7	☾ 14	6	19	26	11	5	18
Februar	28	● 21	☽ 28	○ 6	☾ 13	4	16	22	8	1	15
März	31	● 23	☽ 30	○ 7	☾ 15	4. 31	10	21	7	1. 28	14
April	30	● 21	☽ 21	○ 6	☾ 13	25	12	18	5	24	10
Mai	31	● 21	☽ 27	○ 5	☾ 13	22	10	15	1. 28	22	8
Juni	30	● 19	☽ 25	○ 4	☾ 12	19	7	11	24	18	4
Juli	31	● 18	☽ 25	○ 3	☾ 11	18	4. 31	9	21	15	1. 28
August	31	● 16	☽ 23	○ 2	☾ 10	15	28	5	18	12	25
September	30	● 15	☽ 22	○ 1. 30	☾ 8	13	24	1. 28	14	8	21
Oktober	31	● 14	☽ 22	○ 30	☾ 7	10	22	26	12	5	18
November	30	● 13	☽ 21	○ 28	☾ 6	4	19	22	8	1. 29	15
Dezember	31	● 12	☽ 21	○ 26	☾ 5	1. 29	17	19	5	26	12

Frühlings-Anfang: 20. März um 7 U. 54 M. Ab.
Sommers-Anfang: 21. Juni um 4 U. 39 M. Ab.
Herbst-Anfang: 23. Sept. um 6 U. 40 M. Morg.
Winters-Anfang: 22. Dez. um 0 U. 2 M. Morg.

Konstellationen der Planeten (ehemalige Aspekten) 1841. — **Gegenscheine** (Oppositionen) mit der Sonne (☍☉). Der Sonne gegenüber steht: Mars am 18. April, Jupiter am 5. Juni, Saturn am 21. Juni, Uran am 15. September.

Zusammenkünfte (Konjunktionen) mit der Sonne (☌☉): Uran am 11. März, Jupiter am 22. Dezember, Saturn am 27. Dezember. **Venus** hat untere Zusammenkunft am 15. Mai. — **Merkur** kommt zur Sonne **oben** am 5. Februar, 26. Mai und 9. September; **unten** am 20. März, 27. Juli und 16. November.

Quadraturen mit der Sonne (□☉). — **Oestliche**, als Abendsterne: Mars am 31. Juli, Jupiter am 3. September, Saturn am 19. September, Uran am 12. Dezember. — **Westliche**, als Morgensterne: Mars am 10. Jänner, Jupiter am 9. März, Saturn am 23. März, Uran am 15. Juni.

Merkur hat die größten Ausweichungen von der Sonne, **östlich**, als Abendstern: am 4. März, 30. Juni und 26. Oktober; — **westlich**, als Morgenstern: am 17. April, 15. August und 4. Dezember.

Venus hat am 4. März die größte **östliche** Ausweichung, als Abendstern, am 27. Juli die größte **westliche**, als Morgenstern.

Planeten-Zusammenkünfte. Es kommen zusammen 1841: am 5. Jänner: Merkur Saturn; — am 25. Jänner: Venus Uran; — am 24. Februar: Merkur Uran; — am 20. Mai: Merkur Venus; — am 27. September: Mars Jupiter.

Die Gewässer der Erde.

Das Gewässer der Erde, aus welchem ein großer Theil der leiblichen Dinge geboren und ernährt wird, erscheint in seinem Kreise als das Bild einer Mutter, welche vom Drange der Liebe und von der Sorge um die Ihrigen bald hier, bald dahin getrieben, nur selten der Ruhe genießet, sondern fast ohne Aufhören unter den Kindern des Hauses herumwandelt, damit sie jedem Nahrung gewähre und Pflege. Dr. G. H. v. Schubert.

Das Meer und seine Wunder.

Viele große Naturerscheinungen gehen an allen Bewohnern der Erde gleichartig, nur mehr oder weniger beachtet, vorüber, andere sind weniger allgemein und ziehen zwar die ganze Aufmerksamkeit aller derer auf sich, welche sie berühren, aber bleiben einer großen Zahl von Menschen für immer fremd und unbekannt. Erzählungen vom krystallartigen festen Wasser im Winter, und vom grünen, schattigen Gebüsch und dichten lebendigen Teppich der Wiesen, so wie vom Farbenschmuck der Fluren im Sommer, sind uns Bewohnern Europas ein wohlbekanntes und liebliches, erheiterndes Bild, und selbst die bloße Erinnerung und gemüthvolle Erzählung davon vermag uns in eine heitere Stimmung zu versetzen, welche gewöhnlich zugleich die unwillkürliche Anerkennung der in der Erzählung liegenden Wahrheit ist. Von solchen Erzählungen versteht aber ein Bewohner des mittlern Afrika so wenig als ein Blindgeborner vom köstlichsten Gemälde. In Nubien erzählte ich öfter den Berbern und Nubas, um sie zu erfreuen und in Verwunderung zu setzen, vom festen Wasser unserer Flüsse im Winter, das wie das ihnen bekannte Steinsalz erhärte, oder dem dort ebenfalls vorkommenden blättrigen Gypse ähnlich werde, und im Sommer wieder, dem Nile gleich, kräftig fortströme und pflanzenreiche Fluren bewässere. Meist hörten sie freundlich, aufmerksam und sich verwundernd zu, auch an den Mienen sah man wohl, daß sie den Sinn der Worte richtig verstanden hatten, allein daß ihre Freundlichkeit ohne alles Mißtrauen gegen die Wahrheit der Mittheilung gewesen, ließ sich selten recht zur Ueberzeugung bringen, und ihre Gefühle sprachen sich zuweilen noch deutlicher aus, indem sie offenbar sehr übertriebene Dinge aus ihrem Lande erzählten, um im gutmüthigen Scherz mit gleicher Münze zu bezahlen. C. G. Ehrenberg in seinem Werke: »Das Leuchten des Meeres«.

Der Anblick des Meeres.

Eins ist vor allen, Eins auf der Erde, was alle mächtig ergreift, eine große Erscheinung, welche weder der Naturmensch, noch der Hochgebildete mit Gleichgültigkeit betrachten kann, welcher Keiner ohne das Gefühl einer bescheidenen Demuth entgegen zu treten vermag. Es ist das Meer! Mögen wir die Welt umsegeln oder uns im Geiste hinaus in das Universum versetzen, auf unsern kleinen Planeten vom erhabenen Himmelsgewölbe herabschauend, immer überzeugen wir uns, daß unsere Erde nichts Größeres kennt und besitzt, als ihren Ozean.

Im Mittelpunkte des Festlandes geboren, kennen wir nur zwischen Ufern strömende Wässer, Teiche und seltener Landseen. Im Anschauen versunken, hält schon ein Wehr uns gefesselt im Kreiselgewirre des sprudelnden Schaumes, und ein Austreten des Stromes, wenn er die Fluren bewässert, erinnert uns an die flutende See, wie sie in der Ferne von uns das Festland umspült. Und immer ernster wiederkehrend und mahnend, wächst in uns das Verlangen, die Unendlichkeit des Ozeans zu schauen; der Entschluß wird zur That. Schon bieten uns die Städte in der Nähe der See die Produkte der dunkeln Tiefe. Niemals lebendig gesehene Fische plätschern auf dem Markte in den Gefäßen ihrer Verkäufer; man sieht die bei uns nur seltenen Welse tödten, große Lachse und Störe zerhauen, wunderliche Krabben, Garneelen u. a. Seekrebse trägt man lebendig oder gesotten zum Kaufe in Körben herum, und gewaltige Hummer werden zur Tafel bereitet. Dort sieht man Austern auf der Straße genießen, oder Seeigeln zerbricht man die harte, knackende Schale und schlürft aus ihr die Eierstöcke zur Kühlung. Karren mit Muscheln fahren wieder in die Straße herein, und der weit schallende Ruf der Kärrner versammelt die lüsterne Menge; Kinder und Alte treten heran und bringen ihre gestern gesammelten Münzen zum Opfer, um heute dafür die Kinder des Ozeans zu verschlucken. Alle blicken auf die leckere Speise im Karren und öffnen verlangend den Mund, und die Fischerin ist emsig beschäftigt, die Muscheln nach der Reihe zur Hand zu nehmen, mit einem Messer sie öffnend; im nächsten Tempo berührt sie mit dem Rand der Muschel den Mund eines der Nächststehenden aus der harrenden Menge, mit dem Messer löst sie von seinen Banden das lebendige Thier und leitet es durch einen Druck

auf die Bahn, die seine Gefangenschaft ihm bestimmte, einen Augenblick berührt es den Gaumen des Käufers, und dieser weicht beruhigt vom Plaze, indem ein anderer ihm nachrückt.

Doch wir selbst machen uns Bahn durch die gemächlich genießende Menge und wandern aus dem Gewühle der Stadt hinaus an den Strand. Schon öffnet sich vor unserem Blicke der weite Horizont; die letzten uns begegnenden Bäume durchweht ein sausender Wind; es verlieren sich die üppigen Wiesen, und in Hügeln wölbt sich der Sand, ein Vorbild des wogenden Meeres; kümmerliche Gräser und einzeln stehende, fettblättrige Salzkräuter bekleiden den Boden, und nur hie und da erhielt sich ein Strauch, aus den Windwehen die sparrigen Zweige erhebend. Doch bald vom kleinen lenkt sich der Blick zum großen, herrlichen Schauspiel. Weit hinaus bis in die letzte scheidende Ferne liegt vor unsern Augen der Ozean, die Welt des beweglichen Elementes, die Theile der Erde verbindend und trennend. Neu und einzig ist aber der Eindruck auf unsere Seele, kräftig zerstört er im Augenblick das harmonische Wirken der Sinne, denn alle werden plötzlich mehr oder minder mächtig ergriffen, und immer tiefer ins Innere dringt alles Empfinden. Ungewohnt eine solche Größe zu messen, solche Bewegung zu schauen, solches Toben zu hören, stehen wir betäubt und gefesselt, und es verliert sich der Gedanke über alles begrenzte, gewöhnliche Begreifen des Menschen in das unbegrenzte hinaus. Schwindelnd vom Anblicke fühlen wir uns befangen, und das Bild der Ewigkeit ist das einzige, in welchem die Seele wieder sich sammelt, das unablässige Spiel der Wellen betrachtend, wie sie entstehen und in sich wieder zerfließen, wie andere immer auf uns losstürmend sich heben, wenn jene zurücksinken, gegenseitig einander sich hebend, so gegenseitig auch senkend, auftauchend alle in ihren Momenten, alle in eigener Lösung dahinschwindend.

Es ist kaum möglich, Jemand, der nie zur See war, eine Vorstellung von der Empfindung des Reisenden zu geben, der, vom Bord seines Schiffes hinausschauend, nach allen Seiten hin unter dem allumwölbenden Himmel nichts erblickt, als die drohend ernste Erhabenheit des unendlich ausgegossenen Meeres. Wer das Meer einmal sah, vergißt es nie wieder; in der schönsten Gegend der Welt wird ihm diese erhabene Eintönigkeit des Hintergrundes fehlen. Die unbedeutendste Landschaft gewinnt durch das Meer Bedeutung und Interesse. Gewaltig faßt es, was ihm naht. Denken wir uns den Anblick, wenn man die Meerenge von Gibraltar passirt hat, die letzten Punkte der europäischen und afrikanischen Küsten dahinschwinden und man einfährt in die unbegrenzte Fläche des hohen Ozeans. Majestätisch thürmen sich da die spiegelnden Wellen empor, und gleichsam das Fahrzeug verschlingend, gleitet dieß in die tiefen Furchen hinab. Dann zeigt das Weltmeer selbst, wie das klare Firmament über ihm, in dem dunklen Blau gleichsam ein Abbild seiner eben so unergründlichen Tiefe. Oder wie harmonisch und großartig wird die Zusammenwirkung der Elemente bei der Einfahrt in die Regionen der Tropen. Dann gewinnt auch der gestirnte Himmel an höherer Bedeutung, denn das herrliche Sternbild des südlichen Himmels, das Kreuz, erscheint dort als ein Zeichen des Friedens und wird dem Wanderer zum Weiser in den nächtlichen Stunden *). Unbeschreiblich ist die Freude bei dem Anblick dieses Führers zur andern Hemisphäre, und alle fühlen sich von den Regungen tiefster Andacht erfüllt, sobald sie dessen am feierlich glänzenden Himmel ansichtig werden. In eben dem Grade, in welchem dann aber der südliche Himmel hervortritt, sinkt auch die nördliche Hemisphäre am Horizont herab, und nur mit schmerzlicher Wehmuth blickt der, welcher Europa sein Vaterland nannte, auf den tiefer sinkenden Polarstern, und ruft ihm die letzten Grüße zu an die nordischen Freunde. Glänzend taucht aber am nächsten Morgen die Sonne empor aus dem Meere und vergoldet die den Horizont umlagernden Wolken, welche bald darauf ihrem Beschauer in großartig mannichfaltigen Gruppen Festländer mit hohen Gebirgen und Thälern, mit Vulkanen und Meeren, mythologischen und andern wunderbaren Gebilden der Phantasie vor Augen zu führen bemüht sind. Allmälich rückt nun des Tages Gestirn aufwärts am blauen Aether des Himmels, die feuchten, grauen Nebel fallen nieder, das Meer ruht, oder steigt und fällt sanft mit spiegelglatter Oberfläche in einen regelmäßigen Pulsschlag. Mittags erhebt sich eine fahle, blaß schimmernde Wolke, der Herold eines plötzlich hereinbrechenden Gewitters, das mit einem Male die ruhige Szene unterbricht. Donner und Blitz scheinen den Planeten spalten zu wollen, doch bald hebt ein schwerer, salzig schmeckender Platzregen, unter brausenden Wirbelwinden herabstürzend, das Toben der Elemente, und mehre über einander gestellte halbkreisförmige Regenbogen, gleich bunten Triumphbogen über den Ozean ausgespannt und auf der gekräuselten Oberfläche des Wassers vervielfältigt, geben die friedliche Beendigung des großen Schauspiels kund.

Sobald Luft und Meer wieder zur Ruhe und zum Gleichgewicht zurückgekehrt sind, zeigt der Himmel von Neuem seine durchsichtige Bläue. Herden von fliegenden Fischen schwingen sich scherzend über die Oberfläche der Gewässer hin, die buntfarbigen Bewohner des Ozeans, unter denen der Haifisch mit seinen beiden un-

*) Ueber das Kreuz des Südens, s. die Charakteristik des südafrikanischen Ozeans, S. 67.

zertrennlichen Gefährten, dem Leitfisch (Gasterosteus ductor) und dem Schiffshalter (Echeneis remora) steigen aus dem in der Tiefe von hundert Fuß hier noch ganz durchsichtigen Elemente herauf. Sonderbar gestaltete Medusen, die blasenförmige Physalie mit ihren blauen zarten Bartfäden, lange schlangenähnliche Stränge aneinander geketteter Salpen treiben sorglos dahin, und viele andere der mannichfaltigsten kleinen Seethiere ziehen langsam, im Spiele der Wogen, an dem bewegungslosen Schiffe vorüber. Taucht die Sonne allmälich an dem bewölkten Horizonte hinab, so kleiden sich Meer und Himmel in ein neues, über alle Beschreibung erhabenes Prachtgewand. Das brennendste Roth, Gelb, Violett glänzen in unendlichen Schattirungen und Kontrasten verschwenderisch an dem azurnen Grunde des Firmaments, und strahlen noch bunter von der Oberfläche des Wassers zurück. Unter anhaltendem Wetterleuchten am grauenden Horizonte nimmt der Tag Abschied, während sich der Mond aus dem unabsehbaren Ozean still und feierlich in den nebellosen obern Weltraum erhebt. Bewegliche Winde kühlen die Atmosphäre ab, häufige, besonders von Süden her fallende Sternschnuppen erhellen magisch die Luft; das dunkelblaue Firmament, sich mit den Gestirnen auf dem ruhigen Gewässer abspiegelnd, stellt das Bild des ganzen Sterngewölbes dar, und der Ozean selbst, von dem leisesten Lüftchen der Nacht bewegt, verwandelt sich in ein still wogendes Feuermeer. Groß und herrlich sind die Eindrücke, welche der Ankömmling hier von der Macht und dem Frieden der Elemente erhält.

Ein erhebendes Schauspiel sind der Auf- und Niedergang der Sonne auf dem atlantischen Ozean. Die Sonne erscheint oft als ein fünfzig Fuß im Durchmesser haltender Flammenball, der den blauen Fluten in stolzer Majestät entsteigt und den ganzen Himmel mit Feuergluten und Purpurmassen überzieht, von deren Wiederschein die Fluten geröthet einem ungeheuern Blut-Ozean gleichen.

Sonnenaufgang auf dem Meere.

Stolz kömmt das Meerschiff durch die Flut geflogen;
Die Schöpfung ruht in feierlichem Schweigen,
Der Sterne Licht erlischt, im Westen neigen
Sie sich hinab am blauen Himmelsbogen!

Im Ost beginnt der Tag sich schon zu zeigen,
Schön wie ein Gott kommt er dahergezogen:
Gehüllt in Flammenglanz, auf Purpurwogen,
So sieht man siegend ihn der Flut entsteigen.

In unsrer Brust erwachen Ahnungsstimmen,
Von einem andern schönern Lebensmorgen,
Der unbewölkt von bangen Erdensorgen:

Doch wie wir auf des Wissens Fläche schwimmen,
Seh'n wir das Meer hier zwar, den Himmel glimmen,
Doch ihre Tiefen bleiben uns verborgen.

Vaterl. Pilger 1840.

Unter dem Worte: das Meer oder die See verstehen wir die ungeheure Anhäufung von salzigem Wasser, welche die ganze Erde umgibt, von Pol zu Pol reicht, und in welcher die bewohnten und unbewohnten Ländermassen als größere oder kleinere Inseln ruhen. Das deutsche Wort Meer, wie Mare, wird als stammverwandt mit dem hebräischen Wort מר (von מרר) betrachtet, welches in seinem Doppelsinn ein Bitteres und auch ein Fließendes andeutet, wie denn auch dem Wort Ὠκεανός (Okeanos) eine ähnliche Stammverwandtschaft zugeschrieben wird. Das Meer wird auch die See genannt, doch mit dem Unterschiede, daß die erste Benennung auf die Form, die letzte auf die Materie Bezug hat. Meer heißt der Ozean, so fern er vom Lande umgeben, See hingegen, so fern er nicht Land ist, sondern demselben entgegengesetzt wird. Doch folgt der Sprachgebrauch nicht immer diesen wissenschaftlichen Begriffen, und in vielen Fällen gilt es gleich, ob man See oder Meer sagt, z. B. Seewasser oder Meerwasser, Seeufer oder Meerufer. In der Sprache der Seeleute kennt man nur die Benennung See, welche überhaupt in Niederdeutschland, der Mutter jener Kunstsprache, üblicher ist, als in Oberdeutschland. Meere heißen besonders diejenigen Theile des Ozeans, welche mehr oder weniger vom Lande eingeschlossen und meistens auch nach ihm benannt sind, als das deutsche, spanische, griechische Meer u. s. w. Einige solche Meere werden mit dem Worte See bezeichnet. Dahin gehören die Nordsee und die Ostsee, welche man aber auch das deutsche und das baltische Meer nennt.

Größe und Tiefe des Meeres. — Der Meeresboden.

Einem Auge, welches über die Oberfläche unseres Planeten erhaben, im Weltenraume stünde, müßte die Erde in vorherrschendem Maße als eine Heimat des Gewässers und seiner Bewohner erscheinen. Denn während die uns zugewendete Hälfte des Mondes ein trockenes, wasserloses oder doch wasserarmes Gebirgsland ist, und Venus, so wie Merkur, wie es scheint, eines großen Weltmeeres entbehren, sind auf unserer Erde mehr als zwei Dritttheile der Oberfläche von dem alten Gewässer bedeckt, und auch von dem letzten Dritttheile tragen mehr vielleicht als neun Zehntheile die offenbaren Zeichen an ihrer Stirne, daß sie vor nicht gar langen Zeiten ein Meeresgrund gleich dem jetzigen gewesen.

Gemeiniglich nimmt man an, daß der Flächenraum des Ozeans ungefähr 6 Mill. 900000 Quadratmeilen beträgt, was beinahe drei Viertel der ganzen Erdoberfläche ausmacht, indem dieselbe zu 9 Mill. 281,572 Quadratmeilen berechnet wird. Auf das Land kommen nur etwa 2 Mill. 400000 Quadratmeilen, mithin nicht viel mehr als ein Viertel der Erdoberfläche. Neuere Bestimmungen geben dem Lande fast ein Drittel, nämlich 3 Mill. 52000 Quadratmeilen. Diese Zahl ist aber gewiß die höchste, welche man annehmen darf; denn wenn auch wahrscheinlich noch manche Insel ent-

deckt werden wird, so ist doch zur Auffindung eines neuen Festlandes, außer vielleicht an den Polen, keine Hoffnung vorhanden, da bereits alle Theile des Ozeans durchkreuzt und untersucht worden sind.

Wirkliche Messungen der Tiefen des Meeres gehören unter die schwierigen Aufgaben. Nicht nur die bedeutende Länge und Stärke des Seiles *), welches das Gewicht in die verborgene Tiefe hinableiten soll, auch die eigene Schwere des Seiles, ja selbst die oft wohl in der Tiefe verborgenen Strömungen zwingen dasselbe, die perpendikuläre Linie zu verlassen, und erschweren so das Geschäft. Man will Tiefen von 7200 Fuß mit Bestimmtheit gemessen haben, und glaubt sich der Wahrheit zu nähern, wenn man annimmt, daß das Meer eben so tief sei, als die Höhen der benachbarten Gebirge über seinen Spiegel emporragen. La Place und D'Aubuisson schätzen die größten Meerestiefen auf 10 bis 12,000 Fuß. Eine Meile mag die Tiefe des Meeres nirgends übersteigen.

Forster fand unter dem Aequator mit 1500 Fuß noch keinen Grund; das Senkblei des Lord Mulgrave erreichte im atlantischen Meere in einer Tiefe von 4680 Fuß und Kotzebue's in einer Tiefe von 5629 Fuß im stillen Ozean noch keinen Grund.

Dr. Young glaubt, die mittlere Tiefe des atlantischen Ozeans betrage 3 Meilen (wahrscheinlich englische, also 2547 Wien. Klaft.), die des stillen Ozeans 4, bis jetzt aber konnte das Senkblei nur eine Tiefe von 2 Meilen (1698 W. Klaft.) erreichen. Von allen Meeren sind die europäischen am wenigsten tief. Die größte Tiefe des adriatischen Meeres, zwischen Dalmatien und den Mündungen des Po, beträgt 132 Fuß. Das Becken des Mittelmeeres ist sehr ungleich. Zwischen Gibraltar und Ceuta fand Kapitän Smith die Tiefe zu 5700 Fuß; nach Saussüre soll sie bei Nizza 2000 Fuß betragen. In den schmalsten Theilen der Meerenge von Gibraltar wechselt die Tiefe von 960 bis 3000 Fuß. In den Polarmeeren ließ Skoresby die Sonde 7600 Fuß tief hinab, ohne Grund zu finden. Auch Parry fand keinen in diesem furchtbaren Abgrunde, doch war seine Leine nicht so lang, wie die Skoresby's, dessen Untersuchung deßhalb die merkwürdigste bleibt. Nach Breton beträgt die Tiefe der Nordsee 8, 70, 150, ja zwischen den Inseln an Norwegens Küsten über 300 Klaft. Sechs Meilen von Christiania zeigte man eine Stelle, die man als unergründlich betrachtet. Nach Stevenson nehmen die Tiefen der Nordsee nach Norden hin allmälich zu.

In der Nähe der Küsten kann man zum Theil aus der Beschaffenheit derselben auf die Tiefe des Meeres schließen; an niedrigen und flachen ist das Wasser seicht, an hohen und steilen tief. In beiden Fällen läuft nämlich das Land unter dem Wasser in gleichem Abhange fort. So nimmt das Meer z. B. um die Gestade von Florida und längs dem ganzen merikanischen Meerbusen nur allmälich an Tiefe zu. An einem großen Theile der Ostküste von Nordamerika senkt sich der Seegrund so langsam und so gleichmäßig, daß die Seefahrer, wenn das niedrige Land noch nicht zu sehen ist, aus der Wassertiefe auf die Entfernung desselben schließen können, und daß diese sehr groß sein muß, wenn das Senkblei keinen Grund finden soll. Die flachen Ufer der westafrikanischen Sandebene senken sich so allmälich, daß an vielen Orten die Einwohner 1/2 Stunde weit in das Meer waten können, und selbst in einer Entfernung von vielen Meilen ist das Wasser stellenweise so seicht, daß die Schiffe leicht in Gefahr kommen, zu stranden. Dagegen findet man an vielen Stellen der schroffen Felsenküste Norwegens, am Absturze der Pyrenäen in das Mittelmeer, an der ganzen Westküste von Südamerika u. s. w. eine außerordentliche Tiefe. Ein vorzüglich merkwürdiges Beispiel bietet die Insel St. Kilda, die westlichste der Hebriden, dar. Die Küste derselben steigt bis zu einer Höhe von mehr als 600 Klafter senkrecht empor, und das Meer hat dicht dabei eine unergründliche Tiefe. Hier ist die Meeresfläche der halben Höhe eines Berges gleich, der in senkrechter Richtung vom Boden des Meeres aufsteigt. Die angeführte Regel, daß man aus der Beschaffenheit der Küsten auf die Meerestiefe schließen könne, ist hauptsächlich auf die großen Festländer anwendbar; bei den Inseln treten mancherlei Ausnahmen ein.

Die Wassermasse des Ozeans dürfte man annähernd auf anderthalb Millionen Kubikmeilen schätzen. Die Wassermasse, welche alle Flüsse jährlich dem Meere zuführen, hat Kant und Keil auf 455, la Metherie auf etwa 340, Munke u. A. nur auf 75 Kubikmeilen angenommen. Dürften wir uns hiernach das große Bett des Ozeans einmal entleert denken, so müßten doch bei den ersten Annahmen 4000, bei der letzten aber 20000 Jahre vergehen, bevor dasselbe durch diese Stromwässer, ungerechnet möglicher Verdünstung, wieder erfüllt würde. Setzen wir die Erde zu 2660 Kubikmeilen an, so verhält sich die Masse derselben zu der des Ozeans wie 1 zu 1738. Die Verdünstung des Meerwassers ist aber sehr bedeutend, und sie beträgt ungefähr eben so viel,

*) Das Senkblei der Schiffe besteht in einem bleiernen, kegelförmigen Gewicht, in dessen oberes Ende ein Loch gebohrt ist, durch welches eine Leine, die Lothleine genannt, gezogen und befestigt wird. An der Grundfläche befindet sich eine 1 bis 2 Zoll tiefe Höhlung, welche man mit Talg oder, wenn das Wetter kalt ist, mit Butter ausfüllt, so daß der Sand, Kies, Schlamm u. s. w., den der Meerboden enthält, daran kleben bleibt, wenn man das Gewicht hinabläßt. Stößt dieses auf nackte Felsen, so bleibt in dem Talg bloß eine Vertiefung zurück, bisweilen auch ein so deutlicher Abdruck, daß die Steinart daraus erkannt werden kann. Man bedient sich gewöhnlich dreierlei Arten von Senkblei, die sich durch ihre Größe und Schwere von einander unterscheiden; sie heißen Handloth, Mittelloth und Tiefloth. Das Handloth wiegt 6 bis 10 Pfund; die Leine hat eine Länge von 20 Klaftern oder, wie der Seemann sich ausdrückt, Faden, woran jeder mit Knoten oder mit Tuchstreifen von verschiedener Farbe bezeichnet ist. An unbekannten oder verdächtigen Küsten, wo Sandbänke oder Klippen zu vermuthen sind, wird unaufhörlich damit gemessen. Das Tiefloth ist 30, 40 oder auch 60 Pfund schwer, und die dazu gehörige Leine verhältnißmäßig stärker und weit länger, als bei den vorigen. Man gebraucht es selten und in bekannten und tiefen Gewässern, z. B. dem atlantischen Meere, gar nicht, indem hier das Schiff in keine Gefahr kommt, zu stranden, d. h. auf den Grund zu gerathen und sitzen zu bleiben oder zertrümmert zu werden.

als die Menge alles Dessen, was die Ströme ihm zuführen; nur also, um mit der Verdünstung ein Gleichniß zu halten, scheinen jene Massen der Stromwässer zu dienen. Im Mittel steigt die Verdünstung der Wasserfläche jährlich auf 30 Zoll.

So viel man vom Boden des Meeres in Erfahrung gebracht hat, ist er, in Hinsicht seiner Gestalt und seiner Bestandtheile, von der nämlichen Beschaffenheit, wie das trockene Land, und als eine Fortsetzung desselben zu betrachten. Er zeigt einen ähnlichen Wechsel von größern und kleinern Unebenheiten, von Hügeln, Bergen und Gebirgen, von Thälern, Schluchten und Kesseln, so wie von ausgebreiteten Ebenen. So wie auf dem Lande ist auch unter dem Meer der Boden höchst verschieden. Dort gibt es Sand, hier Moorgrund; dort sind Felsen, an denen — hier ist Schlamm, in dem kein Anker haftet; dort ist Kalk, hier Granit; dort ist Sandsteinfels, hier Glimmerschiefer, Marmor, der sich bis nahe an die Oberfläche erhebt, oder über derselben steht, oder in einer gefährlichen Tiefe verborgen bleibt. Der Meeresboden besteht aus derselben Mischung von Stein-, Metall- und Erdarten, erzeugt ebenfalls Pflanzen und Gewächse, die freilich von eigener Natur sind, und enthält, wenigstens in der Nähe des Festlandes, Quellen süßen und mineralischen, ja sogar heißen Wassers. So entdeckte z. B. Donati bei seinen Messungen im adriatischen Meere, unter Lagerbetten von Schlamm, Sand und Gerölle, abwechselnd Lagen von Muschelkalk, Kies, Felsen und Metallen. Eben so fand Marsigli im Seeboden bei Marseille und der ganzen Küste des südlichen Frankreichs Lagen von Erdharz, Salz, Schlamm, Sand und dem schönsten Marmor. Bei den maldivischen Inseln werden die Bausteine aus dem Grunde des Meeres heraufgeholt.

Einige Eigenthümlichkeiten hat der Meeresboden jedoch, welche ihn auffallend von dem des Festlandes unterscheiden. Er hat keine Ströme (wohl aber Strömungen, s. weiter), obwohl er süße, saure und salzige Quellen hat, und er hat ganze Wälder von Korallen, die dem Festlande durchaus fremd sind. Daß endlich auch Vulkane im Meere vorkommen, wie auf dem Lande, ist eine längst entschiedene Sache.

Wärme des Meeres.

In den Tiefen des Meeres herrscht eine unveränderliche Kälte; der zwar nicht gefrorne, doch stets bis zur Nähe des Gefrierpunktes erkaltete Boden befindet sich unablässig in dem Zustande, in welchem die Erde schon erstorben ist, bevor der eigentliche Frost sie durchdringt. Ausnahmen hievon machen die Orte im Meere, wo vulkanische Thätigkeit bisweilen den Siedegrad des Wassers herbeiführt und den Boden bis zum Glühen erhitzt. Die Wärme, welche die unter dem Aequator senkrecht niederfallenden Sonnenstrahlen bewirken, dringen dort bis zu 1000 Fuß ein, und erst in einer Tiefe von etwa 2000 Fuß finden wir dann jene Kälte, welche dem Gefrierpunkte sich nähert. Aber so wie auf den Gebirgen die Schneelinie nach Norden hin so bedeutend herabsinkt, so finden wir auch nach dem Pole hin jenen Kältegrad schon in einer Tiefe von etlichen hundert Fuß sehr deutlich bemerkbar. Nirgends aber, auch nicht an den ewig eisumstarrten Polarzonen, ist der Boden des Meeres gefroren. Die Temperatur des Meerwassers, welche, wie die der Luft, hauptsächlich von der geographischen Breite und den Jahreszeiten bestimmt wird, ist weder so schnellen Wechseln, noch so auffallenden Verschiedenheiten als diese unterworfen, weil das Meer sich nur langsam erwärmt, aber auch die angenommene Wärme eben so allmälich wieder verliert. In Folge der gleichförmigen Temperatur ist das Meer zwischen den Wendekreisen zu jeder Jahreszeit kälter als die Luft; in den gemäßigten und den kalten Zonen ist es während des Sommers meistens kälter, im Winter dagegen wärmer. Am gleichförmigsten ist die Temperatur des Meeres in der heißen Zone und in den kalten; in der erstern, weil dort die Luftwärme das ganze Jahr hindurch und selbst während der Nacht einen hohen Stand behält, in den letztern, weil hier das Meer im Sommer, da es von der Sonne in schiefer Richtung beschienen und vom Treibeise nie frei wird, sich nur wenig erwärmen kann, im Winter aber, wo fast die ganze Oberfläche gefriert, durch die Eisdecke vor dem Eindringen der Kälte, oder, um richtiger zu sprechen, davor geschützt ist, daß ihm die erkaltete Luft den Wärmestoff entzieht. So fand v. Humboldt die Temperatur des Ozeans nahe am Aequator in den Monaten Februar, März, April, Mai und November noch um keinen vollen Grad verschieden; und nach den Berichten der Grönlandfahrer ist das Wasser des nördlichen Eismeeres im Monat Mai, wo es anfängt schiffbar zu werden, kaum über den Gefrierpunkt erwärmt, und nur um weniges mehr zu Anfang Septembers, obgleich alsdann die Erwärmung den höchsten Grad erreicht hat.

Auf der südlichen Halbkugel ist die Wärme geringer, als auf der nördlichen, jedoch mit Einschränkung. Die Ursache dieser größern Kälte scheint hauptsächlich in dem Mangel an Land zu liegen, indem das Festland und die Inseln der südlichen Erdhälfte einen viel geringern Raum als der ungeheure Wasserbehälter einnehmen, und lange nicht so weit nach den Polen sich erstrecken, als die nördlichen Länder. Außer der geographischen Breite und den Jahreszeiten tragen noch andere Umstände dazu bei, in der Wärme des Meerwassers eine Verschiedenheit hervorzubringen. Dahin gehört erstens der Wechsel des Tages und der Nacht. Während der letztern nimmt die Wärme des Meeres

immer etwas ab, jedoch viel weniger, als die der Atmosphäre, welche sie dann meistens übersteigt. In der Regel ist das Meer um Mittag kälter und um Mitternacht wärmer, als die Atmosphäre, kommt aber mit ihr des Morgens und des Abends in der Temperatur ziemlich überein. Im Laufe der 24 Stunden scheint die mittlere Temperatur im Meere etwas höher als in der Luft zu sein. In der Nähe der Küsten wie über Untiefen ist das Meer kälter als in größern Entfernungen vom Lande. Da das kältere (von den Polen her strömende) Wasser schwerer ist, als das durch die Sonnenstrahlen erwärmte der Oberfläche, jenes mithin zur Tiefe sinkt, so wird selbst zwischen den Wendekreisen das Meerwasser in einer größeren Tiefe bedeutend kalt gefunden.

Wauchope fand nahe am Aequator die Temperatur des Meerwassers an der Oberfläche 23 Gr.; in einer Tiefe von 6000 englischen Fuß nur 5,5 Gr.

Sabine, unter 20 Gr. nördl. Breite an der Oberfläche 28,2 Gr.; in 3600 Fuß Tiefe 9,7 und 7,5 Gr.

Horner fand unter 23 Gr. 27 Min. und 30 Gr. nördl. Breite in einer Tiefe von etwa 10 bis 120 Fuß eine constante Temperatur von 13 bis 14 Gr.

Kotzebue, unter 36 Gr. nördl. Breite (bei den Aleuten), an der Oberfläche 18 Gr.; in 1200 Fuß Tiefe 4 4 Gr.

Irving, unter 69 Gr. nördl. Breite, an der Oberfläche 3,6 Gr.; in der Tiefe von 3700 Fuß 0 Gr.; ein ander Mal unter 67 Gr. nördl. Breite die Oberfläche 0 Gr.; die Tiefe von 4300 Fuß — 2,7 Gr.

Roß, unter 73 Gr. 37 Min. an der Oberfläche 1,1 Gr.; in der Tiefe von 950 Fuß 0 Gr.; unter 72 Gr. 23 Min. in 3000 Fuß Tiefe — 2 Gr.; unter 66 Gr. 50 Min. in 2000 Fuß Tiefe — 3,6 Gr.; unter 61 Gr. 41 Min. an der Oberfläche + 5 Gr.; in der Tiefe von fast 3000 Fuß noch + 2 Gr.

Eine Hauptrolle, in Bezug auf die Wärme des Meeres, spielen die Strömungen, welche Wassermassen von verschiedener Temperatur mit einander mischen. So ist der Golfstrom, welcher aus den Aequatorialgegenden in den Meerbusen von Meriko einstreicht, weit wärmer, als die benachbarten Theile der See. Im großen Weltmeere findet mit dem Chilestrom der entgegengesetzte Fall statt. Ferner tragen die Stürme zur Veränderung der Meereswärme bei. Gewöhnlich wird während eines Sturmes das Wasser auf der Oberfläche, weil dann vieles aus der Tiefe aufgewühltes hinzukommt, bedeutend erkältet. Doch hat man auch Beispiele, daß es bei Stürmen, selbst solchen, die aus einem kalten Himmelsstriche kamen, wärmer wurde, als es zuvor gewesen war. Diese Erscheinung läßt sich bis jetzt nicht hinreichend erklären.

Gefrieren des Meeres. Das Meerwasser gefriert erst, nachdem es seinen Salzgehalt ausgestoßen hat, bei einer etwas niedrigeren Temperatur als gewöhnliches Wasser (— 4 bis 4 2/5 Gr. R., ja ganz mit Salz gesättigtes Wasser noch nicht bei — 12 Gr. R.) Das entstandene Eis ist salzlos und gibt beim Aufthauen süßes Wasser. Das ausgeschiedene Salz bildet z. B. auf dem sibirischen Eismeer feine, trockene Krystalle. An den Küsten, in Buchten und Baien, und überhaupt in Meerestheilen, die vom Lande eingeschlossen sind, erfolgt das Gefrieren am leichtesten, weil hier alle günstigen Umstände zusammentreffen; denn das Wasser wird durch Flußwasser versüßt, es ist minder tief, der Aufregung durch die Winde weniger ausgesetzt und sein Erkalten wird durch die Berührung mit dem Lande, wenn dieses der Frost durchdrungen hat, beschleunigt. So bedecken sich z. B. manche Theile der Ostsee schon in mäßigen Wintern mit Eis, während die Nordsee selbst bei der strengsten Kälte frei davon bleibt; das Kattegat ist, so viel aus geschichtlichen Nachrichten bekannt, nur im Winter 1408 zwischen Dänemark und Norwegen beeist gewesen, wo dann die Wölfe aus einem Königreich in das andere liefen. Im nördlichen Theile der Ostsee sind jährlich alle Buchten, Häfen und Meerengen vom Dezember bis in den April gefroren. Am meisten ist dieß im botnischen und finnischen Busen der Fall, und häufig verbreitet sich die Eisdecke über die ganze Fläche dieser Gewässer bis nach Stockholm und den Inseln Dagoe und Oesel. Anfangs entstehen nämlich Eischollen längs den Küsten und zwischen den Inseln und Klippen. Sie werden nach und nach durch Stürme losgerissen, treiben dann umher, bis sie nach dem Eintritt einer größern Kälte sich vereinigen und Felder bilden, die von einer Seite des Busens zur andern reichen. Diese Felder haben bei ihrem Entstehen eine sehr ungleiche Oberfläche, werden aber später durch den darauf fallenden Schnee etwas geebnet. Es ist daher nichts Seltenes, daß man im Winter auf Schlitten von Schweden nach Finnland, quer über den botnischen Meerbusen hin- und herreist. Doch läßt sich eine Reise der Art nicht ohne Gefahr unternehmen. Catteau-Calleville gibt folgende interessante Beschreibung davon: »Der Weg führt an Eisblöcken vorbei, die oft 16 und mehre Fuß hoch sind, und bald Bergen ähnlich sehen, die ein Erdbeben umgestürzt hat, bald Häusern und Schlössern, die durch den Zahn der Zeit oder die Wuth der Feinde zerstört worden sind. Die Elemente zeigen dabei ihre ganze furchtbare Gewalt und stürzen oft die kühnen Reisenden, die es wagen, ihnen Trotz zu bieten, in die größten Gefahren. Wirbelwinde wälzen ungeheure Schneemassen in der Luft herum, und wenn diese endlich niederfallen, so überdecken sie die Straße und verschütten die Stangen, womit der Weg abgesteckt ist. Dabei heulen unaufhörlich die furchtbar tobenden Winde, in der Ferne hört man von Zeit zu Zeit ein donnerähnliches Krachen, und bald kommt man an breite Spalten und Abgründe, welchen oft nicht anders als durch Einschlagung eines ganz andern Weges zu entgehen ist. Allein es gibt Zeiten, wo dieser Wohnsitz der Kälte und des erstarrenden Frostes auch weniger furchtbar erscheint, und wo sich dem Auge des Reisenden weniger schreckliche

Bilder darstellen. Wenn nämlich der Sturm sich gelegt hat, und die Sonnenstrahlen wieder durch die von Nebeln gereinigte Luft hindurchdringen können, so prangt Alles umher in dem buntesten Farbenspiel, und man glaubt überall von Zauberwerken der Genien und Feen umringt zu sein. Die Schneedecke ist mit Rubinen und Perlen besäet, die mit blendendem Lichte strahlenden Eisblöcke scheinen Zauberpaläste zu sein, und an dem äußersten Horizonte ist das Gewölbe des Himmels mit purpurfarbenen Wolken bedeckt.«

Aber auch in den südlichern Theilen der Ostsee bildet sich bisweilen eine Eisdecke. Aus den Schriften der Alten erhellt, daß das Schwarze Meer, ungeachtet seiner südlichen Lage, oft gefroren ist. Im Jahre 1829 gefror, wie aus den Zeitungen bekannt ist, das schwarze Meer an den Küsten von Odessa, so daß die ankommenden Schiffe nicht in den Hafen einlaufen konnten, und die mitgebrachten Briefschaften mehre Meilen weit über das Eis nach dem Lande schicken mußten *). Um diese Zeit war das asowsche Meer, das jeden Winter mehr oder weniger gefriert, ganz mit dickem, die schwersten Lastwagen tragenden Eise bedeckt. Eben so ist das adriatische Meer im Jahre 860 und abermals 1234 dermaßen beeist gewesen, daß man zwischen Venedig und der Insel Corfu zu Pferd und zu Wagen hin und her reiste.

Das Polareis Eisblink Eismassen. Höchst merkwürdig sind die Erscheinungen des Gefrierens, welche die Polarmeere darbieten. Hier erblickt man ungeheure Massen beständigen Eises, das sich nur im Sommer, wo die Sonne theils Wochen, theils Monate lang über dem Horizonte verweilt, etwas vermindert. Das Eis der Polarmeere besteht aus Massen von verschiedener Gestalt und Größe, die entweder mit dem Lande zusammenhängen, oder davon abgesondert im Meere sich befinden; jene nennt man Land-Eis, diese See-Eis. Doch schwimmt nicht alles See-Eis frei auf dem Wasser, sondern manches sitzt fest auf dem Grunde. Nach den Erfahrungen, welche man in neuern Zeiten gemacht hat, sind die Polarmeere des Winters gänzlich mit Eis bedeckt. Im nördlichen beginnt diese Beeisung zu Anfang Oktobers, zum Theil schon gegen das Ende Septembers. Nach Skoresby's Versicherung kann, bei gehörig strenger Kälte und wenn das Meer ruhig ist, eine Eisdecke entstehen, die in 24 Stunden die Stärke von 2 bis 3 Zoll erlangt und nach 48 Stunden das Gewicht eines Menschen zu tragen vermag **)

Das Polareis hat meistens eine glänzend weiße Farbe; doch erscheint es, besonders gegen die Oberfläche des Meeres, oftmals hellblau oder bläulichgrün, was vermuthlich von dem Widerschein des Wassers oder von innern kleinen Höhlungen herrührt. Jeder Reisende, der Eis in großen Massen gesehen hat, spricht mit Entzücken von den Farben desselben. Nach Einigen hat es einen rosenfarbigen Schein, nach Andern sieht es smaragdgrün, nach Andern blau- oder seegrün aus. Manche Eismassen sehen grau oder schwarz aus, weil sie mit Erde, Steinen, Baumstämmen, Reisig u. s. w. vermengt sind.

Der blendende Glanz des Eises macht, daß der Himmel über ihm erleuchtet wird und ebenfalls einen hellen Schein von sich gibt. Er ist am bemerkbarsten, wenn man großen Eisfeldern bis auf 3 oder 4 Seemeilen nahe kommt, und es läßt sich daraus abnehmen, in welcher Entfernung und wie groß sie sind. Die Seefahrer nennen diesen Schein den Eisblink. Skoresby hat in seiner Reisebeschreibung folgende Bemerkungen darüber mitgetheilt: »Am 7. Juni erschien der Eisblink mit so genauen Umrissen, daß er uns eine vollständige Karte von allem Eise und dem darin vorhandenen offenen Wasser auf 20 bis 30 Meilen rund umher darstellte. Die Zurückwerfung der Lichtstrahlen war so stark und so genau, daß ich füglich die Gestalt und Ausdehnung aller größern und kleinern Eisfelder innerhalb dieser Grenze bestimmen, und sowohl dichtes, als lockeres Treibeis an dem mehr oder weniger hellgelben Schein erkennen konnte, während jeder eisfreie Wasserraum durch blaue Streifen oder Flecken mitten im Eisblink bezeichnet war. Hiedurch wurde ich in den

---

*) Im Jahre 183[illegible] fror der große Kanal bei Konstantinopel schon im Dezember zu.

**) Die Seefahrer haben besondere Ausdrücke, um die Verschiedenheiten der Eismassen zu bezeichnen. Unter Eisbergen verstehen sie solche Massen, die eine außerordentliche Höhe haben; Eisfelder nennt man die ungeheuern Flächen zusammenhängender Eismassen, deren Grenzen selbst von den Mastspitzen eines Schiffes nicht zu sehen sind. Es gibt Felder von 100 englischen Meilen Länge und halb so viel Breite. (Die Eisberge und Eisfelder sind ihren Raumverhältnissen nach in diesem Jahrbuch schon mehrmals und zuletzt im Jahrg. 1831, S. 197 beschrieben worden.) Wenn die Länge einer Eismasse eine engl. Meile, die Breite eine Viertelmeile und die Höhe über dem Wasser 100 Fuß beträgt, so enthält sie 696 Mill. 690,000 Kubikfuß über dem Wasser und neunmal so viel unter demselben, also im Ganzen 6966 Mill. 900,000 Kubikfuß. Flarden sind Eisplatten von geringerer Ausdehnung, so daß man ihren Flächenraum übersehen kann; sie ragen gewöhnlich nur 4 bis 6 Fuß über das Wasser hervor. Noch kleinere Platten heißen Flösse; die kleinsten Eisstücke werden theils Blöcke, theils Splitter u. s. w. genannt. Diese kleineren Massen, lauter Bruchstücke zertrümmerter Felder und Flarden, welche zu Tausenden von dem Winde und den Wellen herumgetrieben werden, nennt man Treibeis. Sind mehre solcher Massen durch den Andrang anderer, oder durch die Gewalt der Wellen übereinander geschoben, so heißen sie Packeis. Mit dem Namen Eisbank bezeichnet man vorzüglich die unter dem Wasser, nicht weit von der Oberfläche hinlaufenden, oft weit ausgedehnten Spitzen großer Eismassen, dann werden auch lange und schmale Eisplatten darunter verstanden. Wenn die großen Eismassen in solchen Entfernungen von einander abstehen, daß ein Schiff ungehindert hindurchkommen kann, so heißen sie offenes Eis oder Segel-Eis, im entgegengesetzten Falle Eis-Küste. (1 engl. Meile = 849 W. Kl.)

Stand gesetzt, zu erkennen, wo das meiste Wasser wäre und was für Hindernisse ich dort antreffen würde.«

Die Eismassen gewähren einen sehr malerischen Anblick. Der Beobachter glaubt bald Bruchstücke einer zerstörten Welt, bald Städte mit Thürmen und Schlössern, Pyramiden, Obelisken, Säulengänge und tausend andere Dinge zu erblicken; und diese Szenen, deren Reize durch das endlose, von der Strahlenbrechung bewirkte Farbenspiel noch erhöht werden, ändern sich, so oft er seinen Standpunkt wechselt. An manchen Stellen sieht man Thore mit ungeheuern Gewölben, an andern tief eindringende Grotten und Höhlen, oder lange, von nichts unterstützte, hoch in der Luft schwebende Brücken. Hie und da sprudeln Quellen, die durch Regen, durch geschmolzenen Schnee oder geschmolzenes Eis entstanden sind, oder es rieseln Bäche von steilen Höhen herab, bilden Wasserfälle und vereinigen sich zu Teichen und Seen. Dabei fehlt es nicht an lebenden Geschöpfen. Da gibt es Robben, die auf dem Eise sich sonnen, Eisbären, die eine Eismasse nach der andern durchstreichen, und Scharen von Sturm- und Eisvögeln, die an den Teichen und Seen sich aufhalten. Wenn die Eismassen in Bewegung und mehre an einander gerathen, dann ist das Schauspiel noch großartiger, indem jeden Augenblick die fürchterlichsten Zerstörungen mit den wundervollsten neuen Schöpfungen wechseln, und Kräfte sich entwickeln, wovon die Natur, außer bei den Erdbeben und vulkanischen Ausbrüchen, kein Beispiel weiter aufstellt. Bisweilen geschieht es auch, daß plötzlich ein Feuer zwischen dem bewegten Eise ausbricht, wenn nämlich damit vermengtes Treibholz durch Reibung sich entzündet.

»Wer das Polarmeer nicht im Winter, wer es nicht bei einem Sturme gesehen hat,« sagt der Kapitän Roß, »denkt bei dem Worte Eis nur an das, welches er in Ruhe auf einem Teiche oder einem kleinen Binnenflusse gesehen hat, das ihm keine Vorstellung von dem geben kann, was der Seefahrer in den nordischen Meeren findet. Man denke sich also das Eis als Stein, als einen im Meere schwimmenden Felsen, der eine Insel, ein Vorgebirge wird, wenn es sich festsetzt, und so fest ist, wie eine Granitmasse. Man denke sich, wenn man es vermag, diese Krystallberge in einem schmalen Kanale von reißender Strömung fortgeführt, mit donnerähnlichem Gekrache an einanderstoßend, als ob Felsen auf einander träfen, einander gegenseitig ungeheure Massen abbrechend, sich zermalmend, endlich das Gleichgewicht verlierend, ins Meer stürzend, die Wogen emporschlagend und Wirbel erregend, während Strecken von Eis, die gegen diese Massen oder gegen diese Felsen durch den Wind oder die Strömung getrieben werden, sich aus dem Meere herausheben, auf sich selbst zurückfallen und so zu der Verwirrung und zu dem Getöse beitragen, welche die Folge davon, aber nicht zu beschreiben sind. Und in solche Gewässer wagt der kühne Mensch sich mit einem gebrechlichen Fahrzeuge!«

Die großen Eismassen sind von zweierlei Art: Eismassen, welche durch das Gefrieren von süßem, und solche, die durch das Gefrieren von salzigem Wasser entstehen. In den Schneemassen mit denen jedes Jahr, vom Monat August an, der Boden bedeckt wird, bilden sich während des Sommers klare Wasserbäche, welche gegen das Ufer strömen und sich in tiefen, zwischen ungeheuern Steinfelsen eingeschlossenen Baien ansammeln. Hier verwandelt sich das Wasser in Eis, das jedes Jahr mit einer neuen Lage bedeckt wird, bis nach einem langen Zeitraume, vielleicht nach Jahrhunderten, die Masse zu Bergen anwächst und die Höhe der umliegenden Felsen erreicht. Der Schnee, der jährlich in ungeheurer Menge auf die Oberfläche dieser Eisberge niederfällt, vermehrt noch die Masse, indem er durch sein jährliches Schmelzen die zufälligen Spalten ausfüllt. Inzwischen beginnt auf einer andern Seite, langsam zwar, aber fortwährend, die Zerstörung. Die unaufhörliche Bewegung des Meeres unterwühlt den Grund des Berges und bewirkt endlich, wenn er eine Höhe von 1000 bis 2000 Fuß erreicht hat, daß er durch das Gewicht seiner Masse sich losreißt und mit furchtbarem Krachen ins Meer stürzt. Hier schwimmt er gleich einer hohen Insel, wird durch Winde und Strömungen in wärmere Gegenden getrieben und verschwindet allmälich. Diese Berge bestehen aus einem Eis, ähnlich dem der Alpengletscher. Es ist eben so kompakt, eben so hart, und zeigt dieselbe smaragdgrüne Färbung mit leichten blauen Reflexen, wie das erstere, aber nur, wenn man es herausnimmt aus dem Meere und in Stücke von mäßiger Größe zerschlägt, denn so lange es schwimmt, erscheint es fast schwarz. Obwohl es durchsichtig ist, wie Krystall, so bemerkt man manchmal Zwischenräume, ausgefüllt mit Blasen von Luft, die sich während des Gefrierens frei gemacht hat. Die spezifische Schwere dieser Art Eis ist nur um 1/15 geringer, als die des süßen Wassers, und da dieses nur um 1/10 leichter ist, als das Meerwasser, so folgt daraus, daß diese Eisberge nur etwa um den zehnten Theil ihrer Masse aus dem Meere hervorragen. Diese Berge können indeß auf zweierlei Weise sich vergrößern, durch den Schnee, der darauf fällt, und die Dämpfe, die, wenn das Wasser noch wärmer ist als die Luft, sich entwickeln, dann niederschlagen und gefrieren. Gewöhnlich aber werden sie durch die Strömungen ins atlantische Meer geführt, wo sie, von einem wärmern Wasser bespült, schnell schmelzen. Die Erfahrung zeigt, daß, wenn das Wasser, in welchem sie schwimmen, nur 4 1/2 Gr. R. hat, sie in einer Stunde einen Zoll an Dicke verlieren. Ist die Temperatur des Meerwassers

9 Gr. N., so ist damit auch schon die Verminderung der Eismasse verdoppelt, und ein Berg von 600 Fuß Höhe würde demnach in 150 Tagen völlig schmelzen. Dieser Prozeß wird durch die Winde noch sehr beschleunigt, denn wird die Masse nur eine Drittel-Seemeile in der Stunde fortgetrieben, so verdreifacht er sich. Daher kommt es, daß man an den Bänken von Neufoundland oft große Eismassen trifft, selten aber weiter südlich, nämlich unterhalb dem 48. Grade nördlicher Breite. In den arktischen Meeren, wo die Strömungen minder heftig sind, bleiben diese ungeheuern Massen durch ihre Schwerkraft so fest an einer Stelle, daß die Wallfischfänger ihre Ankertaue daran befestigen; sie müssen aber dabei die Vorsicht gebrauchen, die Taue lang laufen zu lassen und das Schiff in einer gewissen Entfernung zu halten, denn von dem unter dem Wasser verborgenen Theile machen sich öfters große Trümmer los, die so schnell an die Oberfläche heraufkommen, daß sie unfehlbar den Boden des Fahrzeugs zerschellen würden.

Während die Eisberge erster Klasse das Werk von Jahrhunderten sind und eine ungeheure Höhe erreichen, bildet sich das Meereis jeden Winter und selten über 6 bis 8 Fuß dick und verschwindet wieder bei der fortgesetzten starken Einwirkung der Sonne im Sommer. Man hat berechnet, daß selbst unter dem Pol die Sonnenstrahlen im Solstitium in Einem Tage 5 Zoll dickes Eis schmelzen können und somit im Laufe des ganzen Sommers gar wohl eine Eislage von 40 Zoll Dicke. In kalten Jahren jedoch hält sich freilich das Eis bis zum nächsten Winter.

Die Bewegung und Zerstörung der Eismassen. Die Bewegung der Eismassen ist sehr verschieden. Die kleineren schwimmen, von Wind und Wellen getrieben, schnell dahin; die größern bewegen sich in der Regel nur langsam, oft ganz unmerklich; denn wegen ihres ausgedehnten Umfangs, und weil sie tief im Wasser gehen, können die Wellen und Winde wenig auf sie wirken. Bloß die Strömungen sind im Stande, sie fortzureißen und ihnen einen höhern Grad der Beweglichkeit mitzutheilen. Daher kommt es denn, daß die größern Eismassen oft gegen den Wind, oder gar in verschiedenen Richtungen sich bewegen. Eben daher kommt es auch, daß aus dem nördlichen Polarmeere häufig Eismassen bis nach Neufoundland treiben. Doch hat man auch in östlichern Theilen des atlantischen Meeres und sogar in der Nähe des Wendekreises Eisberge gesehen, was besonders in den Jahren 1816 bis 1821 der Fall war. Obgleich die großen Eismassen nur langsame Bewegungen machen, so äußern sie doch, als Körper von vielen Millionen Lasten an Gewicht, dabei eine Kraft, die jede Vorstellung übersteigt. Wenn dergleichen im Forttreiben begriffene Massen auf einander stoßen, so werden die schwächern unter schrecklichem Getöse gänzlich zertrümmert und die Bruchstücke derselben bis zu einer Höhe von 20 bis 30 Fuß über einander geschichtet. Aber auch die stärksten Massen entgehen der Zerstörung nicht; es entstehen Risse und weit aufklaffende Spalten, Berge stürzen zusammen, während andere sich erheben, und Thäler, Schluchten, tiefe Abgründe, Meerbusen u. s. w. sich bilden. Es hört daher in den Polarmeeren nicht auf zu knallen und zu krachen, und gerade dort, wo man die Natur in ewige Ruhe versenkt glaubt, entfaltet sie die größte Thätigkeit.

Die Wellen wirken außerordentlich zerstörend auf die Eismassen, zumal wenn diese stark erkaltet sind, weil sie dann wie Glas zerspringen, bei eintretender Wärme dagegen etwas nachgeben und sich biegen. Die Wellen zerbrechen das stärkste Eis, wo nicht auf einmal, doch mit der Zeit, indem sie es fortwährend zernagen und untergraben, daher auch die Eismassen an ihren Rändern häufig durchlöchert und schwammig sind. Diejenigen Massen, welche sich auf den äußern Grenzen der Polarmeere befinden, sind der Zerstörung durch den Wellenschlag am meisten ausgesetzt, weil hier die Kraft desselben noch ungeschwächt ist. Aus diesem Grunde findet man bei der Annäherung an die Polarmeere zuerst zahllose Haufen kleiner Eisstücke, die gleichsam den Vortrab des übrigen großen Heeres bilden. In Verbindung mit den Wellen arbeiten auch die Winde an der Zerstörung der Eismassen, indem sie dieselben gegen einander treiben, so daß sie sich zertrümmern. Eine vorzüglich zerstörende Gewalt üben die Meeresströme auf die großen Eismassen aus, die sie nicht nur gegen andere treiben, sondern auch viele in die gemäßigte Zone und mithin ihrer völligen Auflösung entgegenführen. Minder einflußreich ist das im Sommer erfolgte Schmelzen des Eises, weil die Sonne, obschon sie dann Monate lang ununterbrochen über dem Horizonte steht, ihre Strahlen in allzu schiefer Richtung herabsendet, um kräftig wirken zu können. Das Schmelzen erstreckt sich mehr auf den die Eismassen bedeckenden Schnee; das Eis selbst beginnt erst dann etwas aufzuthauen, wenn der Sommer bald zu Ende und die Sonne im Begriff ist, die Polargegenden wieder auf viele Monate zu verlassen und dem gänzlichen Erstarren preiszugeben.

Geschmack und Salzgehalt des Meerwassers.

Das Wasser des Meeres hat einen eigenthümlichen, nicht nur salzigen, sondern zugleich bittern und öligen Geschmack, der Ekel erregt. Es taugt daher nicht zum gewöhnlichen Getränk; statt den Durst zu löschen, vermehrt es ihn und macht überdem krank. Doch kann es in gewissen Fällen als Arznei dienen, da es

als Brech- und Abführmittel wirkt. Das Seewasser hat eine solche Härte, daß es zu nichts, nicht einmal zum Waschen brauchbar ist. So löst es z. B. die Seife fast gar nicht auf. Wäscht man weißes Leinenzeug darin, so gibt es demselben eine grauliche Farbe. Die Seeleute gebrauchen es deßhalb nur zum Waschen ihres gröbsten Zeuges, und dieses wird, selbst wenn es lange Zeit in der Sonne gehangen und dem Anschein nach die völlige Trockenheit erlangt hat, dennoch wieder feucht, sobald in der Luft Dünste sich ansammeln. Aus demselben Grunde sieht das Verdeck eines Schiffes auf der See, wo man es gewöhnlich jeden Morgen mit Seewasser abwäscht, bei trüber Witterung immer wie naß aus, was doch, wenn das Schiff in einem Flusse vor Anker liegt und zum Abwaschen Flußwasser genommen wird, nicht der Fall ist. Auch zum Löschen des Feuers taugt das Meerwasser nicht; auf Schiffen hat man oft Gelegenheit, die Bemerkung zu machen, daß das Feuer in der Küche, wenn eine Welle hineinschlägt, dadurch selten völlig ausgelöscht wird, obschon ein wenig Süßwasser dieß bewirken müßte *).

Die alten Griechen pflegten dem Wein, um ihn vor dem Verderben zu bewahren, Meerwasser beizumischen, ein Mittel, das noch heute von ihren Nachkommen manchmal angewendet wird. Marsigli versuchte, Brod mit Meerwasser zu backen. Die Gährung ging gut von statten, und das Brod bekam auch ein zum Genuß sehr einladendes Ansehen, hatte aber einen salzigen Geschmack, und am folgenden Tage konnte man es vor Bitterkeit nicht essen. Auf den Schiffen kocht man das gesalzene Fleisch, Fische, Kartoffeln und andere Dinge, von welchen nach erfolgter Gare das Wasser abgegossen wird, gewöhnlich in Meerwasser, ohne dem Geschmack dieser Speisen dadurch merklich zu schaden. Auch pflegen die Seeleute das gesalzene Fleisch, vor dem Kochen, einen Tag lang zur Entsalzung in Seewasser einzuweichen, nicht nur weil sie das süße Wasser für zu kostbar dazu halten, sondern weil auch die Erfahrung gelehrt hat, daß dieses weniger als jenes geschickt ist, das Salz an sich zu nehmen. Vorzüglichen Nutzen gewährt die Benetzung des Körpers mit solchem Wasser, wenn man vom Regen durchnäßt ist, in welchem Fall es als ein treffliches Mittel gegen Erkältung wirkt, und fast ein so angenehmes Gefühl hervorbringt, wie trockene, warme Kleider. Die Seeleute pflegen daher bei anhaltendem Regenwetter, wo ein Wechsel der Kleidungsstücke wenig nützt und überhaupt leicht Mangel an trockenen eintritt, die nassen Kleider von Zeit zu Zeit in Meerwasser zu tauchen und dann, ausgerungen, wieder anzuziehen, wodurch sie erwärmt und gestärkt und in Stand gesetzt werden, mehre Tage und Nächte nach einander in der Nässe auszuhalten. Eben deßwegen weicht auch der Seemann bei regnerischer Witterung den auf das Verdeck stürzenden Wellen nicht ängstlich aus, sondern läßt sich vielmehr gern von ihnen abspülen. Nicht minder heilsam ist das Baden im Seewasser.

*) Diese letztere Behauptung soll nicht ganz richtig sein.

Es ist entschieden, daß der widerliche Geschmack des Meerwassers, das, wenn nicht für Menschen, doch für die Seethiere genießbar scheint, da diese zu Milliarden darin leben, nicht von Oel- oder einer bituminösen Substanz herrührt, welche man sonst mit dem Seewasser verbunden oder in demselben aufgelöst glaubte, und die man als übelriechende Fettigkeit, wie das Fuselöl von dem Branntwein, abscheiden zu können glaubte; längst weiß man, daß die verwesten thierischen oder Pflanzenstoffe, welche sich der Oberfläche nähern, gallertartig in derselben schweben oder die See selbst zu einer verdünnten Gallerte machen, dasjenige sind, was so ekelerregend schmeckt. Untersuchungen haben dieß bestätigt, indem man gefunden, daß Seewasser aus großen Tiefen keine Bitterkeit mehr hat, und diese nur die Oberfläche bis auf eine gewisse Entfernung durchdringt.

Ehedem hat man geglaubt, die Salze des Meeres hätten die Bestimmung, dasselbe vor der Fäulniß zu schützen. Allein, um dieß zu können, sind sie nicht in hinreichender Menge vorhanden; sie bewirken nur, daß die Auflösung der faulenden Körper schnell vor sich geht. Das Wasser des Meeres ist, gleich dem süßen, einer fauligen Gährung unterworfen, wenn es einige Zeit ruhig steht, und besonders große Wärme hinzu kommt. So wird das im Raum eines Schiffes sich ansammelnde Meerwasser leicht faul und verbreitet dann Dünste, welche die des faulenden Süßwassers an Uebelgeruch weit übertreffen. Kommt Seewasser in der Kajüte zum Stocken, zum Faulen, wie dieß bei Stürmen wohl geschehen kann, wo Wellen das ganze Schiff überdecken, so ist der Geruch aus den Gemächern fast gar nicht herauszubringen; zartgebaute Personen werden ohnmächtig, sobald sie nur ein solches Zimmer betreten. Aus dieser Ursache ist auch der unterste Raum des Schiffes, der sogenannte Kielraum, selbst für das Verpacken schwerer Waaren, die vom Wasser nicht leiden, wie Blei, Zinn u. s. w., unbrauchbar, weil die Matrosen sich in demselben nicht einmal so lange aufhalten können, als nöthig, um eine solche Arbeit zu verrichten. Wenn das Meer bei außerordentlichen Fluten die Küstengegenden heißer Länder überschwemmt, so geht das in den Niederungen zurückgebliebene Wasser, da wo es allzuhoch steht, um schnell verdunsten zu können, allmälich in Fäulniß über, die oftmals einen so hohen Grad erreicht, daß die tödtlichsten Krankheiten unter den Einwohnern daraus entstehen. Bei einer solchen durch Ueberschwemmung erzeugten Seuche auf der Ost-

küste von Sumatra starb einmal die ganze Besatzung des dortigen holländischen Kastells.

Die Pflanzen- und thierischen Stoffe sind im Meerwasser, an manchen Stellen, in solcher Menge vorhanden, daß bei großer Ruhe, langer Windstille und bei kräftig wirkendem Sonnenschein dasselbe ganz in Fäulniß überzugehen scheint. Mehre Schiffe sind in solchen Fällen genöthigt, alle Mittel aufzubieten, um von der Stelle zu kommen, indem die Matrosen und Passagiere von den pestartigen Ausdünstungen erkranken und plötzlich sterben. Robert Hawkins befand sich mit der englischen Flotte in der Nähe der azorischen Inseln in einem solchen Falle; er erzählt: Während dreier Wochen einer gänzlich ununterbrochenen Windstille bedeckte sich das Meer mit einer gallertartigen Substanz, welche von Würmern (kleine Schlangen, Vipern und Schnecken, wie er dieselben nennt) wimmelte; man konnte keinen Eimer Wasser auf das Schiff ziehen, ohne darin eine große Menge derselben, zum Theil lebend und bunt, verschiedenartig gefärbt, zum Theil todt, halb verwest zu finden. Allmälich verfiel das Schiffsvolk in Krankheiten, viele davon starben plötzlich weg. Durch Rudern, Werpen oder Bugsiren, d. h. durch Auswerfen von Ankern, an deren Tauen man sich fortzog, mußte man, wie langsam dieß auch ging, von der Stelle zu kommen suchen, weil sonst alles Lebende darauf gegangen wäre. Eine gleiche Bemerkung machte man im indischen Meere, und kann sie dort wie im atlantischen in der Nähe der Wendekreise täglich machen, daß durch lange Windstille das Meer so stinkend wird, daß die Mannschaft kaum durch die kräftigsten Reizmittel aufrecht und zum Dienste tauglich erhalten werden kann.

Man sieht hieraus, daß die Ursache, welche das Meer vor dem Faulen schützt, weniger in den ihm beigemischten Salzen, als in der Bewegung liegt, in die es durch den Wind gesetzt wird, und für die der Schöpfer überdem durch Ebbe und Flut, durch Ströme und zahllose Scharen regsamer Thiere gesorgt hat. Dem Dasein der Salze muß also wohl ein anderer Zweck, als der Fäulniß zu widerstehen, zum Grunde liegen. Es läßt sich allerdings auch mehr als einer dafür angeben. Sie sollen nämlich das Meerwasser verdichten, um dadurch das Maß der Ausdünstung, den Bedürfnissen des trockenen Landes entsprechend, festzusetzen. Ein anderer Zweck ist der, daß sie die vielen, von Thieren und Pflanzen herrührenden, fettigen und öligen Stoffe zersetzen und in steter Auflösung erhalten, weil diese außerdem auf der Oberfläche sich ansammeln und die Ausdünstung gänzlich verhindern würden. Ferner gewährt das Salz noch den Nutzen, daß es, als ein den Wärmestoff an sich ziehender Körper, eine gewisse Gleichförmigkeit in der Temperatur des Meerwassers unterhält, daher auch dieses zum Gefrieren einen höhern Kältegrad erfordert, als das süße Wasser. Die übrigen Beimischungen des Meerwassers dienen, gleich den Salzen, dasselbe zu verdichten, erfüllen aber auch noch andere Zwecke. So liefert z. B. die Kalkerde den Stoff zu den Schalen der Muscheln und Schnecken, zu den Korallen und andern Erzeugnissen des Meeres.

Auf einer Seereise wird man von der Salzigkeit des Meerwassers, auch ohne es gekostet zu haben, sehr bald überzeugt. Diejenigen Theile des Schiffes, welche dem Anschlagen der Wellen am meisten ausgesetzt sind, überziehen sich in wenigen Tagen mit einer salzigen Kruste, und nach und nach erhält die ganze Außenseite einen dünnen, den Farbenanstrich unscheinbar machenden, weißlichen Ueberzug, der bald an Dicke zunehmen würde, wenn man ihn nicht von einer Zeit zur andern wieder wegzuwaschen suchte. Im Sturme wird auch das Verdeck mit Allem, was sich darauf befindet, ja das ganze Schiff mit seinen Masten, Raen, Tauen u. s. w., von den Salztheilchen des aufgespritzten und wie Staub herumfliegenden Wassers weiß gefärbt. Die Menschen, besonders ihre Haare, Augenbraunen und Wimpern, haben dann ein Ansehen als ob sie bereift wären, die Haut des Gesichtes und der Hände sieht aus, wie mit Mehl bestäubt und fühlt sich rauh an. Den Augen verursachen die eindringenden Salztheile oft empfindliche Schmerzen, und würden ihnen schädlich sein, wenn nicht die ausgepreßten Thränen sie wieder entfernten.

Man sieht aus dem Vorgeführten, daß das Meerwasser ganz andere Eigenschaften als das Süßwasser besitzt, und daß mithin auch dessen Bestandtheile verschieden von denen des letztern sein müssen. Die vorwaltenden Theile des Meerwassers sind, außer Sauerstoff und Wasserstoff, welche alles Wasser überhaupt bilden, Salzsäure und Natron, und zwar in dem Verhältniß, in welchem sie Kochsalz geben, das daher auch durchweg das Seewasser charakterisirt, dann Schwefelsäure (Vitriol), mineralisches Laugensalz (Mineralalkali), Bittersalzerde (Magnesie) und Kalkerde, theils mit Salz-, theils mit Schwefelsäure verbunden, was alles durch kohlensaures Gas im Zustande der Auflösung erhalten wird. Von diesen Bestandtheilen ist das Kochsalz in der größten Menge vorhanden Das Meerwasser gehört daher zu den salzsauren (muriatischen) Wassern, und wird von den Seeleuten, zum Unterschiede von dem süßen Wasser, schlechthin Salzwasser genannt.

Das Verhältniß des Salzes zum Meerwasser, in dem es aufgelöst ist, wird verschiedentlich angegeben, und es ist unmöglich, in einer runden, allgemein gültigen Zahl dasselbe zu bestimmen. Im Ganzen enthält das Meer fast überall auf der ganzen Erde einerlei Salzgehalt, und man rechnet im Durchschnitt 2 Loth Salzmasse auf ein Pfd. Wasser. Doch gibt es in der allgemeinen Norm des Salzgehaltes auffallende und sehr merkwürdige Abweichungen. In der Regel findet man das Wasser zwischen den Wendekreisen und in der Nähe der Pole stärker gesalzen, als in den gemäßigten Regionen. In der Nähe der Wendekreise ist die Salzauflösung stärker, weil durch die vermehrte Sonnenhitze die Ausdünstung befördert wird, und Salz, somit eine mehr konzentrirte Lauge, zurückbleibt; stärker ist sie in der Nähe der Pole, weil dort das

süße Wasser gefriert und zu den ungeheuren Eis-Kontinenten wird, und somit wieder eine stärkere Salzlauge zurückbleibt. Was also in der heißen Zone durch die Hitze geschieht, bewirkt der Frost in den kalten. Durch die Strömungen und sonstigen ununterbrochenen Bewegungen des Meeres findet überdieß eine fortwährende Vermischung und Ausgleichung statt. An den Küsten ist der Salzgehalt wegen des hinzuströmenden Flußwassers schwächer, als in Gegenden, die entfernt vom Lande liegen. Es wird an den Küsten hie und da das untere Wasser durch Quellen, die auf dem Boden entspringen, versüßt *). Besonders wird dieß um die Mündungen der großen asiatischen und südamerikanischen Ströme bemerkt, wo das Meer meilenweit eine gewisse Süßigkeit hat.

Man hat in 100 Theilen Meerwasser aus der

Tiefe von 2400 Fuß 3,99 Theile Salz
— — 2700 — 4,05 — —
— — 4020 — 17,3 — —

in einer und derselben Gegend gefunden. In dem Mittelmeere verhält sich das Salz an der Oberfläche zu dem Salze in der Tiefe wie 29 zu 32.

Biot hat einen Apparat erfunden, Wasser aus großer Tiefe zu schöpfen. Man bediente sich desselben während der Reise der »Bonité«, und holte Wasser aus einer Tiefe von 450 Klaftern, sowohl in dem stillen Meere, als in dem indischen und atlantischen Ozean herauf. Man nahm zugleich auch Wasser von der Oberfläche, um ihre Bestandtheile vergleichen zu können. Alles an der Oberfläche geschöpfte Wasser war vollkommen hell, in dem aus der Tiefe heraufgeholten dagegen schwammen in mehr oder minder bedeutender Menge weiße flockige Stoffe. Darondeau, der alle diese Beobachtungen machte, und das Wasser untersuchte, entwarf eine Tabelle darüber, aus welcher hervorgeht, daß das Meerwasser um so salziger ist, je tiefer man hinabkommt, daß die Menge des Stickstoffes stets an der Oberfläche bedeutender ist, als unten, und im Verhältniß der Tiefe abnimmt. Die Luft folgt einem umgekehrten Gesetze, denn das Wasser an der Oberfläche enthält davon weniger, als das in der Tiefe. In dem chinesischen Meere, vor der Insel Lucon, enthielt das aus einer Tiefe von 300 Klaftern geschöpfte Wasser auf 100 Theile 3,89 Luft.

Nach einer Zusammenstellung vielfacher Beobachtungen beträgt der Salzgehalt gegen das Gewicht des Wassers

bei Island . . .	1/12 bis 1/10
an der Küste von Norwegen	1/10 bis 1/8
bei der dortigen Halbinsel Walloe	1/28 bis 1/24
im botnischen Meerbusen .	1/40 bis 1/30
an der deutschen Küste längs der Nordsee . . .	1/16
bei Cumberland . . .	1/40
bei Northumberland und Durham	1/30
an der Mündung der Themse .	1/29
um Holland	1/32
im britischen Kanale . .	1/10
um Frankreich . . .	1/12
um die spanischen Küsten am atlantischen Meere . .	1/10.

Von dem Salzgehalte des rothen Meeres versichert Herr Wilkinson, daß er viel beträchtlicher sei, als der des Ozeans.

*) Diese Quellen sind nicht selten und mitunter von einer Mächtigkeit, welche der des großen Geisers auf Island nicht viel nachgibt. So befinden sich deren mehre im Mittelmeer, im persischen Meerbusen, im indischen Meere und bei den Antillen, welche so stark sind, daß sie von den Seefahrern benutzt werden, um ihre Wasservorräthe durch sie wieder zu ersetzen.

Das von ihm aus dem rothen Meere bei Berenice geschöpfte und mit nach England gebrachte Wasser hat Herr Dr. Ure untersucht und dabei folgende Resultate erhalten: Das spezifische Gewicht ist 1,035; 1000 Gran Wasser enthalten 43 Gran Salze, und von diesen sind etwa 4 Gran salzsaurer Kalk mit ein wenig salzsaurer Bittererde, und das übrige salzsaures Natron mit ein wenig schwefelsaurer Bittererde. — Das spezifische Gewicht des Seewassers aus dem weiten Ozean unter gleicher Breite ist nur 1,028, und eine Quantität von 1000 Gran Wasser enthält nur 36 Gran Salze.

Es sind viele Analysen des Meerwassers hinsichtlich seiner Bestandtheile vorgenommen worden. Vogel erhielt aus 1000 Gran bis zur Trockene abgedampftem Meerwasser an festen Bestandtheilen:

Aus dem		Kohlensaures Gas	Salzsaure Bittererde	Schwefelsaurer Kalk	Kohlensaurer Kalk und Bittererde	Schwefelsaure Bittererde	Salzsaures Natron
Kanal	36	0,23	3,50	0,15	0,20	5,78	25,10
atlantisch. Meere	38	0,23	3,50	0,15	0,20	5,78	25,10
mittelländ. Meere	41	0,11	5,25	0,15	0,15	6,25	25,10

Meerwasser von der englischen Küste gab in 100 Theilen:

Salzsaures Natron	2,490	3,125
Salzsaure Bittererde	0,354	
Schwefelsaure Bittererde	0,081	
Schwefelsaures Natron	0,103	
Schwefelsauren Kalk	0,097	

Aehnliche Resultate erhielt Marcet. Nach Wollaston ist auch schwefelsaures Kali und freies Kali darin enthalten. Bei seinen spätern Analysen fand Marcet einen merklichen Antheil kohlensauren Kalk im Meerwasser, woraus die große Produktion der Schalthiere erklärlich wird. Nach Webster's Analyse enthält das Seewasser an den nordamerikanischen Küsten in einer Pinte in Grains: 16,1 Schwefelsäure, 2,4 Kalk, 13,6 Magnesia, eine Spur von Eisen, 95 Natron, 96,8 Salzsäure, Total 223,9 Grains. Im Mittel kann man den Salzgehalt desselben zu 3,5 pC. annehmen.

Das spezifische Gewicht des Meerwassers wird im Mittel unter dem Aequator zu 1,0278 angegeben; es soll aber auf der südlichen Halbkugel nach Marcet etwas größer als auf der nördlichen Halbkugel sein, was jedoch Horner nicht bestätigt hat, indem dieser den Salzgehalt des atlantischen Meeres zwar im Allgemeinen unter dem Aequator größer, zwischen dem 50. und 60. Grad der südlichen Breite aber geringer fand, als unter den gleichen nördlichen Breiten.

Nach Horner ist das spezifische Gewicht bei 12,5 Gr. im Mittel = 1,027;
nach Gay Lussac bei 8 Gr. = 1,0286;
nach Fischer = 1,022;
nach Kotzebue zwischen 25 Gr. nördl. und 25 Gr. südlicher Breite im Mittel = 1,0288; zwischen 50 und 65 Gr. nördl. Breite = 1,0245.

Besonders merkwürdig ist noch das Wasser des todten Meeres. Es enthält nach Gmelin in 100 Theilen: 3,2141 Chlorcalcium, 11,7734 Chlormagnesium, 0,4393 Brommagnesium, 7,077 Chlornatrium (Kochsalz), 1,6738 Chlorcalium, 0,0896 Chloralumium, 0,2117 Chlormangan, 0,0075 salzsaures Ammoniak, 0,0527 schwefelsauren Kalk, in Summa also

in 100 Theilen über 24 Theile Salze und Erden. Dieß ist etwas so Ungeheures, daß sich niegends Aehnliches findet.

Das Meerwasser scheint ursprünglich salzig oder von Anbeginn salzig zu sein. Das süße Wasser entstand erst, als das Verdünstungswasser feste, aus dem Urozean hervorragende Massen fand, in und an welchen es sich sammeln konnte. Das Steinsalz gehört der spätern Zeit an, und mag wohl in einzelnen Fällen zur Salzigkeit einzelner Meere beitragen, ist jedoch keineswegs der alleinige Grund der Salzigkeit des Meeres (und umgekehrt ist auch wohl schwerlich alles Steinsalz Erzeugniß eingedunsteter Binnenmeere). Vielleicht daß sich noch gegenwärtig Meersalz nacherzeugt, theils im Innern der Erde durch fortschreitende Verbrennungen, theils nach noch unbekannten Gesetzen und durch unbekannte chemisch wirksame Potenzen (Metalloid- und Metall-Bestandtheile), die vielleicht in Meeresgewächsen und Meerthieren zu bekannten organischen Bildungstheilen (sogenannten organischen Stoffen), oder vielmehr zu deren bekannten chemischen Elementen verbunden werden.

Da die Seefahrer, besonders auf langwierigen Reisen, oft Mangel an süßem Wasser leiden und, obgleich mitten auf einer unermeßlichen Wasserfläche, in Gefahr kommen, vor Durst zu verschmachten, so war man schon lange darauf bedacht, ein Mittel ausfindig zu machen, wodurch das Meerwasser von seinen fremdartigen Theilen befreit und in eine trinkbare Flüssigkeit verwandelt wird. Das einzige Mittel, welches man bisher kannte, allenthalben süßes Wasser aus dem des Meeres bereiten zu können, ist die Abdampfung. In den ältern Zeiten war das Verfahren dabei sehr einfach. Man brachte z. B. in einem offenen Kessel Meerwasser zum Sieden und fing die Dämpfe mit Schwämmen auf, die sodann, ausgedrückt, ein trinkbares Wasser gaben. Das Meerwasser zu destilliren ist erst in der neuern Zeit versucht worden. Poissonier erfand im Jahre 1765 eine Vorrichtung, die in einem Tage 4200 Kannen destillirtes Wasser lieferte. Aehnliche Vorrichtungen wurden späterhin von dem Dr. Lind und andern in Vorschlag gebracht. Sie hatten aber alle das Fehlerhafte, daß sie mehr Brennstoff erforderten, als ein Schiff auf langen Reisen mit sich führen kann. Dr. Irving wußte jedoch bei der Lindischen besondere Vortheile anzubringen und sie dadurch anwendbarer zu machen. Man hat nämlich auf den englischen Kriegsschiffen ganz aus Eisen verfertigte Kochmaschinen, deren Theile wegen der heftigen Bewegung, in die ein Schiff bei stürmischem Wetter geräth, fest mit einander verbunden, und also ein unzertrennliches Ganzes sind *). Sie enthalten hauptsächlich zwei große Kessel; in dem einen wird das Fleisch und im andern das Gemüse für die Matrosen gekocht. Da nun diese vier Tage in der Woche bloß Gemüse bekommen, so pflegt man an solchen Tagen Meerwasser in den Fleischkessel zu gießen, damit er nicht vom Feuer leide. Irving kam auf den Gedanken, dieses Meerwasser nicht ungenützt verdampfen zu lassen, sondern zur Bereitung süßen Wassers anzuwenden. Zu dem Ende versah er den hölzernen Deckel des Kessels mit einer kupfernen Röhre, worin die Dämpfe, wie bei der gewöhnlichen Destillirmaschine, sich sammeln und verdichten und in eine Vorlage abfließen mußten. Auf solche Weise bekam man jedesmal etwa 120 Kannen Süßwässer. Wiewohl nun diese Menge für den Bedarf einer starken Schiffsmannschaft nicht hinreicht — das Destilliren müßte denn Tag und Nacht fortgesetzt werden — so gewährt sie doch eine ansehnliche Zubuße, die um so willkommener ist, da zu deren Gewinnung kein anderer Aufwand an Brenamaterialien, als der gewöhnliche, verlangt wird. Irving erhielt daher vom englischen Parlament eine Belohnung von 4000 Pfd. Sterl. Sein Verfahren wurde auf Cooks Schiffen angewendet, und ist noch heute auf den englischen Kriegsschiffen und Ostindienfahrern gebräuchlich.

*) Solche Kochmaschinen hat man in neuern Zeiten auf den Kriegsschiffen fast aller Nationen eingeführt; auch auf den meisten Kauffahrern finden sich welche, obschon in verkleinertem Maßstabe.

Im Jahre 1817 machten die französischen Seefahrer Freycinet und Clement die Einrichtung einer neu erfundenen Maschine, um das Meerwasser mit möglicher Ersparniß an Raum und Feuerung zu destilliren, bekannt. Diese Destillirmaschine gibt, wie vielfache Versuche bewiesen haben, bei einem sehr geringen Aufwand an Steinkohlen, in einem Tage 400 bis 500 Kannen Trinkwasser, und noch um Vieles mehr, wenn sie nach einem größern Maßstabe gebaut ist. Sie kann daher bis jetzt als die zweckmäßigste Erfindung der Art angesehen werden. Indessen hat im Jahre 1833 der badische Staatschemikus Saltzer ein neues Verfahren, das Meerwasser auf die einfachste Art, zu jeder Zeit und unter jedem Himmelsstriche trinkbar zu machen, in einer Schrift zur öffentlichen Kenntniß gebracht. Es beruht auf der Operation, das Wasser mittelst der Luftpumpe seines Wärmestoffes zu berauben und zum Gefrieren zu bringen. Da Saltzers Verfahren keinen großen Aufwand an Zeit und Menschenkraft und nicht den mindesten an Brenn- oder irgend einem andern Stoffe bedingt, so scheint es unendliche Vorzüge vor jedem bisher gekannten zu besitzen, und ein wahrer Schatz für die Schifffahrt zu sein; nur wird es darauf ankommen, den dazu erforderlichen Apparat dem beschränkten Raum und den übrigen Eigenthümlichkeiten eines Schiffes entsprechend einzurichten. — In demselben Jahre soll auch von dem französischen Marine-Ingenieur Sochet eine Erfindung, das Meerwasser auf anwendbare Weise zu reinigen, dem Marineminister angezeigt und von diesem eine Prüfung derselben angeordnet worden sein; über die Ergebnisse davon, so wie über das Wesentliche der Erfindung hat man zur Zeit noch nichts vernommen.

Farbe des Meeres.

Wenn man bedenkt, aus wie verschiedenen Stoffen das Meerwasser zusammengesetzt ist, wie viel Unreinigkeiten fortwährend die Flüsse hineinführen und welche zahllosen Thiere und Pflanzen täglich darin zerstört werden, so sollte man glauben, das Meer sei eine trübe und unreine, mit verwesenden animalischen und vegetabilischen Körpern angefüllte Masse. Dem ist aber nicht so; es erscheint vielmehr als eine helle und durchsichtige, farblose Flüssigkeit; denn die dem Meerwasser ursprünglich beigemischten Stoffe sind auf das innigste mit demselben verbunden, die von den Flüssen ihm zugeführten Unreinigkeiten treibt der Wellenschlag größtentheils an die Küsten, wozu noch kommt, daß die meisten Seethiere, da fast alle fleischfressende und unaufhörlich mit einander im Kriege sind, keines natürlichen Todes sterben, sondern früher oder später einem andern zur Beute, und dadurch für die chemische Zersetzung vorbereitet werden. Ein todtes Thier auf dem Meere gehört zu den seltenen Erscheinungen, und zeigt sich bisweilen eins, so wird es von den stets hungrigen Haifischen, die keinen Fraß verschmähen, bald ausgespäht und verschlungen. Wenn das Meerwasser in geringer Menge, z. B. ein Glas voll, betrachtet wird, ist es, wie gesagt, in der Regel vollkommen farblos. Richtet man den Blick aber auf die große Masse desselben im weiten Ozean, so zeigt es eine besondere bläulich-grüne Farbe, die eben deßhalb den Namen Meergrün erhalten hat. Die meergrüne Farbe zeigen besonders die Wellen, welche beim Sturme an das Vordertheil eines schnellsegelnden Schiffes anschlagen. Sehr häufig geht diese Farbe aber durch den Wiederschein der Luft und der Wolken verloren, eben so durch die Brechung der Sonnenstrahlen, durch die Beschaffenheit des Grundes und der nahen Küsten und durch unbekannte Ursachen. Nach Parrot erscheinen, wenn die Sonne hinter dem Beobachter steht, die entferntern Theile des Meeres dunkelblau, und der Rand desselben am Horizont ist beinahe schwarz. Humboldt hat bemerkt, daß das Meer der Tropen von einem stärkern und reineren Blau sei, als die Meere in hohen Breiten, welches wohl von dem im Meere sich spiegelnden Himmel herrührt. Doch bemerkt Humboldt, daß nicht immer der Himmel einen Einfluß auf diese Farbe habe, indem sie sich oft bei ganz heiterem Himmel und ohne daß man eine Veränderung in der Atmosphäre bemerke, bedeutend ändere. „Mitten in dem weiten Becken des tropischen Weltmeeres gehe das Wasser vom Indigoblau ins dunkelste Grün und von diesem ins Schiefergrün über, ohne daß man diese Veränderung dem Blau des Himmelsgewölbes oder der Farbe der Wolken zuschreiben könne. Dagegen bleibe das Meer oft blau, wenn auch bei schönem Wetter mehr als 4/5 des Himmels mit leichten, weißen und zerstreuten Wolken bedeckt seien. Bei ruhigem, durchsichtigem Wasser wird die Farbe häufig von der Beschaffenheit des Grundes bestimmt.

Bei Vera Cruz, im mexikanischen Meerbusen, hat das Meer eine weiße Farbe, von den Kalkfelsen auf seinem Grunde, und bei den maldivischen Inseln hat das Meer eine dunkle Farbe, von den Steinkohlenbänken auf seinem Grunde. — An einigen Stellen des rothen Meeres geht die Farbe in Roth über, weil an den auf dem Boden befindlichen Korallenbänken diese Farbe vorherrscht, oder weil, wie Andere wollen, in jener Gegend eine Art Fischrogen in langen Streifen auf der Oberfläche des Wassers schwimmt, der, von der Sonne beschienen, die rothe Farbe annimmt. An andern Stellen erscheint aber das rothe Meer auch grün und weißlich, von dem Schlamm, mit dem sie überzogen sind, u. s. w. Lobo schreibt die rothe Farbe einzelner Stellen des rothen Meeres einer Gattung von Meerpflanzen (die Aethiopier nennen sie Suf oder Sufo) zu, und behauptet, daß die Farbe seines Wassers an sich selbst von der Farbe des Weltmeeres nicht unterschieden sei.

Das gelbe Meer an der Ostküste Chinas erhält seine Farbe durch die erdigen gelben Stoffe, welche die Flüsse, besonders der Hoangho (gelbe Fluß), demselben zuführen. Die Schiffe lassen hier, bei 6 Faden Tiefe, halbe Meilen weit hinter sich Spuren dieses gelben Schlammes in der Richtung ihrer Fahrt auf der Oberfläche des Wassers zurück. Alle Wirbel und Meeresströmungen werfen in diesem Meere, bis zu den Chusan-Inseln hinab und bis Korea hinauf, gelben Schlamm, selbst aus Tiefen von 600 bis 700 Fuß empor. Es läßt sich denken, daß die Menge dieses Schlammes hier ungeheuer sein müsse. Nach Barrows Berechnung gießt der gelbe Fluß in jeder Stunde eine Masse von mehr als 418 Millionen Kubikfuß Wasser in das Meer. Wenn darunter auch nur 1/200 Schlamm aufgelöst sein sollte, so würden stündlich 2 Millionen und folglich in einem Tage 48 Millionen Kubikfuß Schlamm dem Meere zugeführt. Bei Annahme einer mittlern Tiefe des gelben Meeres von 120 Fuß würde diese Masse innerhalb 70 Tagen darin eine Insel von einer englischen Flächenmeile aufzuhäufen im Stande sein.

Merkwürdig sind gewisse Einzelnheiten, die man beobachtete. So hat z. B. die Ostsee im Sommer, bei heiterem und ruhigem Wetter, eine hellblaue Farbe; vom Ufer aus erscheint sie bisweilen ganz dunkelblau. Als Des Pages auf der Höhe von Spitzbergen im nördlichen Eismeer war, fand er das Wasser in verschiedenen Gegenden von Strecke zu Strecke schwarz, an Stellen, wo man keinen Grund entdeckte. Er erfuhr später, daß diese Farbe nur in den Monaten April und

Mai wahrzunehmen sei, und daß die nämlichen Stellen im Juli und August weiß erscheinen. Thomas Smith fand 1768 auf seiner Reise nach Konstantinopel das Wasser in einer gewissen Gegend himmelblau, und wenn die Sonne darauf schien purpurroth. — An den Küsten, in Meerengen, Busen, Baien und Buchten hat das Wasser meistens eine andere Farbe als im weiten Ozean, woran nicht nur der Wiederschein des minder tief liegenden Bodens und des nahen Landes, sondern auch die von hier hineinkommenden Unreinigkeiten Schuld sind. Vor den Mündungen des Nils hat das Meer wegen des vielen rothen Staubsandes, den dieser Fluß auswirft, ein röthliches Ansehen. Bisweilen findet man im Meere Stellen, wo das Wasser durch einen fein zertheilten Pflanzenschleim roth oder gelb, grau u. s. w. gefärbt ist. So sah Bladh am 27. Juni 1772 bei Sumatra im ostindischen Meer das Wasser mit rothen Streifen und Flecken bedeckt. Das ausgeschöpfte Wasser im Glase war zwar hell, enthielt aber eine Menge lichtgrauen Schlammes, welcher aus feinen Fäden bestand, und getrocknet schön cochenillroth wurde. Bladh vermuthete, daß dieser Schlamm dem Wasser während der Flut beigemischt worden, wo es die Küsten bis zu einer ansehnlichen Höhe bedeckte. Auch bei Madagaskar und dem Vorgebirge der guten Hoffnung zeigten sich dergleichen rothe Stellen und Streifen des Meeres, welche gleichfalls von Pflanzentheilchen herzurühren schienen.

Sehr merkwürdig war eine Erscheinung, welche James Prior am 4. April 1811 in dem indischen Ozean zwischen Madagaskar und den Sechellen beobachtete. »Abends gegen 8 Uhr« — sagt er — »wurde, so weit das Auge reichen konnte, das Meer fast plötzlich wie Milch, oder besser einer dicken Auflösung von Kalkwasser ähnlich. Die Oberfläche war ganz spiegelglatt, auch fand sich dabei nicht die geringste Spur jener leuchtenden oder phosphorischen Erscheinung, die man oft zur Nachtzeit, wenn die See in Bewegung war, bemerkt hat. Dieß dauerte mehre Stunden fort; der Himmel war äußerst heiter, und bei der Stille des Abends mußte dieser Vorfall eine unbeschreibliche Wirkung haben. Zugleich bemerke ich, daß nicht die geringste Eigenheit im Wasser, welches wir häufig heraufzogen und untersuchten, wahrzunehmen war.« James Prior bemerkte die nämliche Erscheinung einige Monate später, am 7. August, in der Nachbarschaft der Nordwestküste von Neuholland. Hier zeigte sich indeß etwas, das auf die Spur einer Erklärung des Räthsels leiten konnte. Das Wasser, welches man auf das Schiff zog, enthielt eine kleine, kaum bemerkbare Menge eines feinen faserigen Stoffes, der indessen völlig durchsichtig war. Prior bemerkt nun freilich, daß man dieß überall sehen könne, wo viel Meergras wächst, vermuthet aber dennoch, daß eher dieß, als irgend eine Eigenthümlichkeit der Atmosphäre, der Grund jener Erscheinung sein möge: denn ungeachtet das Wetter dasselbe geblieben, habe sich doch die milchigte Farbe weiterhin nicht wieder eingestellt, und als Beweis, wie ungewöhnlich diese Erscheinung sei, führt er den Umstand an, daß seine Leute (also englische Seefahrer!) darüber in große Besorgniß gerathen seien.

In manchen Gegenden, z. B. an der Westküste von Afrika, wie auch um Florida, ist die Oberfläche des Meeres stellenweise so voll Sargasso *), daß sie einer Wiese ähnlich sieht. Zuweilen ist eine unzählbare Menge von einer gewissen Gattung kleiner Seekrebse im Stande, der Oberfläche des Meeres ein rothes oder auch braunes Ansehen zu geben. Man hat dergleichen namentlich an den Küsten von Brasilien bemerkt, z. B. Genet im Jahre 1700 und Otto von Kotzebue am 7. Dezember 1815. »Wir bemerkten,« sagt dieser, »auf der Oberfläche der See einen schlangenförmigen Weg von dunkelbrauner Farbe, ungefähr ein paar Faden breit, der sich so weit erstreckte, als das Auge reichte. Im ersten Augenblick hielt ich diese Erscheinung für eine Untiefe; doch bei der Untersuchung fanden wir, daß dieser Weg durch eine unzählige Menge kleiner Krebse und den Samen einer Pflanze gebildet war, die sich, wie unsere Naturforscher behaupteten, auf dem Grunde des Meeres erzeugt.« Eben so sah auch Byron, auf seiner Fahrt von Rio Janeiro nach Port Désiré, am 14. November 1764 die See an einer Stelle so roth wie Blut, und die Ursache war gleichfalls eine unzählige Menge kleiner krebsähnlicher Schalthiere. Auch Dampier schreibt die rothe Farbe des Meeres zwischen Cap Corrientes und den Sebaldsinseln, an der Südspitze von Amerika, kleinen Krebsen zu. Die dunkelrothe Farbe des Meerbusens von Kalifornien, weßhalb man demselben den Namen Purpurmeer gegeben hat, soll ebenfalls von Seekrebsen herrühren, die dieses Gewässer in ungeheurer Anzahl bewohnen. — Tremarec sah an den norwegischen Küsten das Meer von kleinen Fischen roth gefärbt.

Das Meer bei Grönland zeigt bisweilen Streifen von 10 bis 15 engl. (2 1/5 bis 3 1/4 deutschen) Meilen in der Breite und 150 bis 200 (32 3/5 bis 42 2/5 deutsche) in der Länge, die olivengrün gefärbt sind. Diese Färbung des Wassers rührt von Thierchen aus dem Geschlechte der Medusen her, die 1/20 bis 1/30 eines Zolles im Durchmesser halten. Sie haben 12 paarweise beisammen stehende Flecken

*) Sargasso, span. sargazo (Fucus natans, L.) ist eine Art Tang, welcher schwimmend auf dem Meere wächst, da er zu seinem Wachsthum keines Erdbodens, sondern bloß des Meerwassers, aber auch der Luft- und Sonnenwärme bedarf. Die umständlichere Schilderung s. später.

von braungrüner Farbe, welche, weil der Körper durchscheinend ist, sich leicht erkennen lassen. Die Anzahl dieser Thierchen ist ungeheuer groß; sie sind nur 1/4 Zoll weit von einander entfernt. Ein Kubikzoll Wasser enthält also 64 derselben, ein Kubikfuß 110,592 und eine englische Kubikmeile 23,888,000,000,000.

Auch die Beschaffenheit der Witterung hat großen Einfluß auf die Farbe des Meeres, und bringt mancherlei Veränderungen derselben hervor; denn das Meer gibt, wie ein Spiegel, das Bild des Himmels zurück, nur daß es das Blau der reinen Luft in Grün verwandelt darstellt; bei trübem Wetter ist es in ein düsteres Grau gekleidet. Wolken, welche durch die Brechung der Sonnenstrahlen roth, gelb u. s. w. gefärbt sind, theilen ihm, während sie darüber hinziehen, ein ähnliches Ansehen mit. Als sich Marsigli im Dezember 1706 auf dem mittelländischen Meere befand, zogen, eine Stunde vor Sonnenuntergang, rothe Wolken von Norden nach Süden hin, wodurch die ganze Wasserfläche wie Blut gefärbt wurde, was unter der abergläubischen Schiffsmannschaft, weil sie es für eine üble Vorbedeutung hielt, großen Schrecken verbreitete. Vom Morgen- und Abendroth wird das Meer mit einem rosigen Schimmer und von der auf- und untergehenden Sonne mit einem goldenen Glanze überzogen. Im Sturme färbt der Schaum *) das Wasser weiß, so daß man eine mit Schnee bedeckte Landschaft zu erblicken glaubt; die emporgeschleuderten Tropfen bilden kleine Regenbogen. Das todte Meer sieht, wie schon die Alten behaupteten, des Morgens schwarz, des Mittags blau und des Abends roth oder gelb aus, wovon man ebenfalls den Wechsel des Sonnenstandes als die Ursache ansehen muß, obgleich die Lage des Gewässers und die Beschaffenheit des umliegenden Landes mit dazu beitragen mögen. Das schwarze Meer soll seinen Namen von ehemaligen Umwohnern, welche schwarze Kleidung trugen, erhalten haben. Seine Farbe ist im Allgemeinen nicht wesentlich verschieden von der der andern Meere, allein in vielen Gegenden an der Küste wird es von dem Wiederschein dunkler Wälder und Berge sehr verdüstert, und häufig erhält das ganze Gewässer durch trübe Wolken an dem zu Sturm und Gewittern geneigten Himmel ein solches Ansehen. — Das weiße Meer hat wenigstens in seinen östlichen Theilen eine weißliche, von der des angrenzenden Nordmeeres sehr abstechende Farbe, die von dem Wiederschein des thonigen Bodens und Ufers und der vielen Thontheilchen herrührt, welche die Dwina und andere Flüsse fortwährend in diesen Meerbusen führen.

Dem Seefahrer ist die Farbe des Meeres von großer Wichtigkeit, und jede Veränderung derselben wird mit Aufmerksamkeit beobachtet, um daraus auf diejenigen Ursachen zu schließen, welche nur irgend die Erfahrung schon bestätigt hat. So verändert das Seewasser sein Aussehen auffallend, wenn man sich einer großen Bank nähert.

*) Das heftige Schäumen des Meerwassers schreibt man den ihm beigemischten faltigen, so wie vegetabilischen und animalischen Theilen zu, die es bei starker Bewegung seifenartig machen.

*

Das bläuliche Grün, welches man aqua marine nennt (davon auch ein wassergrüner Edelstein Aquamarin oder französisch aigue marine und fälschlich aique marin heißt), scheint übrigens nicht blos dem Meere eigenthümlich zu sein; man findet Seen, welche klares Wasser zur Speisung erhalten und hinlänglich tief sind, auch so gefärbt. Ein Beispiel liefert den Norddeutschen der wunderschöne See bei Ratzeburg, der bis auf den tiefunitersten Grund durchsichtig ist, so daß man die kleinsten Wasserpflanzen sieht, und der auch diese blaßgrüne Farbe hat. In den bergigen Gegenden Süddeutschlands, besonders aber in der Schweiz, in Tyrol und in Steiermark sieht man dasselbe. Der See von Ischl ist ganz durchsichtig und hellgrün, nicht minder der von Aussee u. s. w., so daß man wohl nicht Unrecht hat, zu glauben, dem Wasser überhaupt sei diese Farbe eigen und sie werde etwa nur durch das Salz, welches das Meerwasser aufgelöst enthält, erhöhet. Den Flüssen aber ist sie nicht eigenthümlich, weil diese immer die Bestandtheile des Bodens, über den sie hinströmen, in größerer Quantität beigemengt enthalten.

Durchsichtigkeit des Meeres.

Schon in der Region, welche gewöhnlich unsere Taucher mit und ohne Taucherglocken erreichen, und die nicht viel über 60 Fuß beträgt, herrscht mitten am Tage ein etwas dämmerndes Licht. Doch hat das Meerwasser an manchen Orten einen sehr großen Grad von Durchsichtigkeit, z. B. bei den westindischen Inseln. In einem Boote hat man dahee den herrlichsten Anblick, indem man sich über einer anscheinend krystallhellen Flüssigkeit befindet, und auf dem weißen Sande des Bodens jede Kleinigkeit sehr deutlich wahrnimmt, als Seeigel, Gewürme, Schnecken u. s. w., abwechselnd Hügel, Thäler und Sandstrecken, ganze Waldungen, Seepflanzen, Gorgonien, Korallen und Alcyonien, welche wegen der Refraktion (Strahlenbrechung) so nahe zu sein scheinen, daß man bei einer Entfernung von 6 bis 24 Fuß dieselben mit der Hand ergreifen möchte.

Auch am Nordpol hat das Meer ein vorzüglich durchsichtiges Wasser. Capell-Brooke theilt in der Beschreibung seiner Reise nach diesen Gegenden Folgendes darüber mit: »Voll Staunen und Bewunderung bemerkten wir hier die Durchsichtigkeit des Wassers im Nordmeere. Da wir ganz langsam über die Oberfläche wegglitten, so erschien uns der Grund, welchen größtentheils weißer Sand bedeckte, mit allen, auch den kleinsten darauf befindlichen Gegenständen völlig sichtbar, und doch betrug die Tiefe stets 20 bis 25 Fuß. Wo

der Grund sandig war, erblickte das Auge auf den tiefsten Punkten verschiedene Arten von Seesternen, Meerigeln u. s. w., und selbst die kleinsten Muscheln. Das Wasser brachte gewissermaßen die Wirkung eines Telescops hervor, indem es uns die Gegenstände näherte und vergrößerte. Weiter schiffend sahen wir tief unter uns die steile Seite eines Berges, der sich gegen unser Boot erhob, und dessen Fuß vielleicht einige englische Meilen in den Tiefen eines Abgrundes verborgen sein konnte. Ob wir gleich auf einer ebenen Fläche schwammen, kam es uns doch vor, als ob wir die Höhe unter uns hinaufstiegen. Bald nachdem wir auf dem Gipfel waren, der nur einige Fuß unter unserem Boote zu sein schien, gelangten wir auf die andere Seite des Berges. Da diese ganz senkrecht hinabging und in einem furchtbaren Abgrunde sich verlor, so schien es uns einen Augenblick, als ob wir selbst hinabsänken. Die Durchsichtigkeit des Wassers machte die Täuschung so groß, daß wir einige Zeit eines unwillkürlichen Schauders uns nicht erwehren konnten. Bald darauf kamen wir wieder über einer Ebene an. Wir fuhren langsam über unterseeischen, sich weit erstreckenden Wäldern und Wiesen hinweg, die unstreitig von Tausenden den Menschen unbekannter Geschöpfe bewohnt werden. Mehrmals hatte ich Gelegenheit, große Fische von ganz ungewöhnlicher Gestalt zu bemerken, die ruhig durch die dichten Gebüsche schwammen, ohne sich um das zu bekümmern, was über ihnen vorging. Indem wir nun weiter schifften, hörten wir auf, den Meergrund zu gewahren; diese Zauberszenen verschwanden nach und nach und verloren sich endlich in das tiefe Grün des Ozeans.«

*

Eigends auf dem Schiffe Coquille angestellte Versuche über die Durchsichtigkeit des Meerwassers bestanden darin, daß man ein weißes Bret in horizontaler Lage herabsenkte und die Tiefe maß, bei welcher es unsichtbar wurde. Dieses fand statt bei der Insel Waigion in 59 Fuß Tiefe, und bei ganz heiterem Himmel in 75,3 Fuß; bei Port Jackson in 38,3 Fuß; bei Neuseeland in 35 Fuß; bei Ascension zwischen 28 und 36 Fuß Tiefe.

Das Leuchten des Meeres.

Sieh, wie es funkelt! sieh', schon glänzt es purpurroth,
Schon glüht es farb'ger als die Flagge, die das Boot
Aus China schmückt vor Surabaya.
Schon geht es, buntgeschuppt, in seiner Pracht einher;
Dem Goldfisch ist es gleich, dem blitzenden, wenn er
Sich sonnt im Busen von Biscaya.

Freiligrath.

Zu den bewunderungswürdigsten Eigenschaften des Meerwassers, ja zu den erhabensten und prächtigsten Erscheinungen in der Natur gehört das Leuchten des Meeres. Das todte, furchtbare Element wird durch diesen Vorgang zur belebten Flur, und unwillkürlich trägt die Phantasie, während die endlose Sternenwelt oben waltet, den Schiffenden in jene grundlosen Tiefen, aus denen täglich dieses Feuer auf- und in die es scheinbar wieder untertaucht. Das Funkensprühen beim Schmieden des Eisens, das Brillantfeuer unserer Feuerwerke, womit Seefahrer die Erscheinung häufig vergleichen, geben ähnliche Eindrücke fürs Auge, aber was sind diese momentanen Funken gegen das Feuerwerk der Meere, dessen Erscheinung einen um so tiefern Eindruck macht, je andauernder sie ist und je mehr man sich allmälich überzeugt, daß jeder der Millionen in jeder Sekunde wechselnden Lichtpunkte die Willkür und Freiheit eines besondern lebenden Wesens bezeichnet!

Am häufigsten beobachtet man die merkwürdige Erscheinung des Meerleuchtens, wenn ein Schiff bei der Nacht mit starkem Winde fährt; die Spur, welche es im Wasser hinter sich zurück läßt (das Kielwasser) gibt dann zuweilen einen hellen Glanz von sich, der sich aber in der Regel nur den nächsten um das Schiff schäumenden Wellen oder Wirbeln mittheilt; das Schiff wirft zu beiden Seiten glänzende Wassermassen auf und zieht einen langen Lichtschweif nach sich. Der Glanz ist bald stärker, bald schwächer, was von der Witterung abzuhängen scheint, besonders begünstigen ihn die Nordwinde, dagegen die Südwinde und eine feuchte Luft ihm hinderlich sind. Die Erscheinung findet nur an der Oberfläche des Meeres, und niemals tiefer, als das Schiff geht, statt. In der Ostsee kommt sie zu allen Jahreszeiten und namentlich in den Meerengen und Meerbusen vor. Es deutet dieselbe auf folgendes veränderliches, trübes und stürmisches Wetter, und den Fischern ist sie Zeichen eines guten Fischfanges. Von anderer Art ist ein Leuchten des Meerwassers, welches nur in wärmeren Himmelsstrichen vorkommt, bei Windstille, heißem Wetter und kleinem Wellenschlage. Dann scheint die ganze Oberfläche des Meeres, so weit das Auge reicht, in Brand zu stehen, und dieser Glanz ist in der Nähe der Schiffe und anderer bewegten Gegenstände noch erhöht, und zwar um so stärker, je gleichförmiger die Bewegung des Wassers ist. Wenn man eine Tonne mit solchem leuchtenden Wasser füllt, so

wird es allmälich dunkler, wie das Schwanken aufhört, leuchtet aber bei jeder starken Erschütterung von Neuem. Bewegt man es mit dem Finger, so scheint an diesem das Licht einige Augenblicke zu haften, verschwindet aber zuletzt gänzlich. — Bei einer dritten Art des Leuchtens, welches die großartigsten, herrlichsten Erscheinungen darbietet, ist das Meer nicht nur an seiner Oberfläche, sondern auch in der Tiefe leuchtend, so daß man des Nachts im Wasser andere Gegenstände erblickt, welche zugleich selbst leuchten. Wenn man von diesem Wasser in ein Gefäß schöpft, so sieht man, in der Nähe betrachtet, daß der Glanz von unzähligen, unter sich nicht zusammenhängenden Punkten ausgeht, welche sich unter dem Mikroskop als kleine Thierchen darstellen. Wenn man das leuchtende Wasser durch Löschpapier seiht, so verliert es seinen Glanz, indem die leuchtenden Thierchen an dem Papiere hängen bleiben und nun dieses leuchtend machen.

Es fehlt uns nicht an Zeugnissen, daß man das Leuchten des Meeres im Alterthum beachtet habe; aber demungeachtet ist diese interessante, in der neuern Zeit alle Seefahrer und Küstenbewohner so tief erregende Erscheinung von keinem alten Schriftsteller näher und als allgemein angezeigt und beurtheilt worden. Erst vom Jahre 868 nach Christi haben wir deutliche Nachrichten über das allgemeine Seeleuchten und finden diese in den arabischen Tagebüchern zweier Muhamedaner über ihre Reisen nach Indien und China, worin es heißt: »Man beobachtete, daß wenn dieses Meer (von Harkand) so heftig wüthe, es Funken sprühe, wie Feuer.« Die erste ausführliche Nachricht über das allgemeine Seeleuchten von einem abendländischen Schriftsteller findet man bei Don Juan de Castro vom Jahre 1541. Diese interessante Erscheinung zu erklären versuchte man jedoch erst im 17. und vorzüglich häufig im 18. Jahrhundert, und nur über wenige Gegenstände der Naturbeobachtung dürfte so lange und so viel gestritten worden sein, als über das Leuchten des Meerwassers. Man glaubte den Grund desselben in einem chemischen Entzündungs-Prozesse der Meersalze, in dem Einsaugen des Sonnenlichtes vom Meere, in der Rückspiegelung kleiner, flacher Wellentheile, in der Wirkung der Wärme, Anhäufung des Lichtstoffes, in faulenden Wallfischen zu finden; man hielt die Ursache für vulkanisch u. s. w., und obwohl bei fort und fort sich entwickelnder Erfahrung die Ansichten sich läuterten, so konnten selbst die größten Naturforscher der neuern und neuesten Zeit dieses Phänomen (Erscheinung) nicht hinlänglich erfassen und erklären, denn je schärfer diese die einzelnen Thatsachen ins Auge faßten, desto mehr breitete sich die Erscheinung aus und rückte mit ihren Bestandtheilen in immer weitere Entfernung und vielseitigere Beziehung.

Der berühmte C. G. Ehrenberg in Berlin hat nicht weniger als 300 Aufsätze und Beobachtungen ausgezeichneter Männer über Grund und Wesen des Meeresleuchtens verglichen und aus den verschiedenartigsten Ansichten die Folgerung gezogen, daß man als vielfache Ursache des Meeresleuchtens mit einiger scheinbaren oder wirklichen Begründung nennt: 1) Insolation (das Sonnen) des Meerwassers; 2) Elektricität des Meeres selbst; 3) entzündliche, aus der Tiefe schlangenartig aufsteigende Gase und Irrlichter; 4) Eisbildung; 5) Spiegelglanz glatter und weißer, belebter und lebloser Körper im Meerwasser und des Meerwassers selbst; 6) todte Organismen mit Lichtentwickelung durch Phosphorgasbildung; 7) lebende, lichtbereitende Organismen (Geschöpfe.)

Die 6 erstern Ursachen werden nicht ohne Grund angefochten, und demnach hat das Meeresleuchten nur einen völlig sichern Anhalt, und zwar im Leuchten lebender Geschöpfe (Organismen) Man hatte das Leuchten gewisser Seethiere frühzeitig wahrgenommen, wiewohl sich die Beobachtungen an leuchtenden Thieren nur auf größere, mit dem bloßen Auge leicht sichtbare Formen beschränkten (auf Fische und Medusen). Doktor Baster aus Holland beobachtete in den Jahren 1757 und 1760 zuerst Infusionsthierchen (Punktthierchen) als das Leuchten des Meeres bedingende Organismen. Er sagt: »Ein Stein, ein Stecken im Meerwasser bewegt, bewirkt an unserer Küste (in Ciricsee in holländisch Seeland) unzählige feurige Punkte, die nichts anders als sehr kleine leuchtende Thierchen sind, welche nur durch Hilfe eines etwas starken Vergrößerungsglases wahrgenommen werden können.

Die neuern vielseitigen Beobachtungen haben uns einen endlosen Reichthum von Geschöpfen in den Meeren aller Zonen kennen gelehrt, die so viel Licht entwickeln, daß dasselbe nicht bloß hinreichend erscheint, das oft beobachtete Funkeln und das Licht des Wellenkammes zu erklären, sondern auch das Aufblitzen großer Meeresstrecken, ja das scheinbare Aufflammen des ganzen Sehkreises im Ozeane zu verursachen vermag. Die genauesten Untersuchungen des Meerwassers unter solchen Umständen haben lebende Thiere als die Ursache des Lichtes ergeben, und da die Hauptmasse des Meeresleuchtens überall mehr von den kleineren, als von den größeren Leuchtthieren auszugehen scheint, so müssen Myriaden zahlloser Heere vereinigt sein, wenn sie die Wellen des unendlichen Ozeans im glänzenden Schimmer erscheinen lassen. — Zahllose Heere von Leuchtthieren erscheinen periodisch und bei Gewitterschwüle an der Oberfläche, so wie junge Frösche sich beim Gewitter in zahlloser Menge über das Land verbreiten oder die Schmetterlinge in großer Zahl gleichzeitig aus ihren Puppen kriechen. Der unendliche Ozean, erfüllt mit

Zum Artikel: »Die Gewässer der Erde« im Mähr. Wanderer oder Vaterl. Pilger 1840.



Das Polarmeer.
(Zur Seite 62.)

Fig I

Fig II

a b c d e

Leuchtthiere des Meeres. (Zur Seite 33 und 37)
Fig I, Leuchtender Ringelwurm (S. 37). Fig. II. a, b, c, d, e Leuchtinfusorien (S. 33 und 34).

Myriaden kleiner thierischer Wesen, welche Leben, freie Bewegung und die Fähigkeit, in der Finsterniß zu leuchten, so wie das Licht nach Belieben zu unterdrücken, besitzen, die auch alle mit ihnen in Berührung kommende andere Körper erleuchten: Dieß ist ein Wunder, welches den Verstand mit größerem Erstaunen und Ehrfurcht erfüllt, als man im Stande ist, es klar und richtig zu beschreiben! Welche Großartigkeit, welche Masse des Lebendigen!

Die Kenntniß der Leuchtthiere hat sich so vermehrt, daß sich jetzt 107 Meeresthiere und 3 Meerespflanzen namhaft machen lassen, welche das Vermögen, Licht zu entwickeln, mit völliger oder ziemlicher Sicherheit besitzen, und zwar: 1 Säugethier, (kein Wasservogel, keine Wasseramphibie), 5 Fische, (kein Insekt), 15 Krebse, 11 Ringelwürmer, 1 Flossenschnecke, 1 Muschelschnecke, 8 Mantelschnecken, 4 Korallenschnecken, 2 Strudelwürmer, 1 Räderthier, 3 Seesterne, 42 Quallen, 7 Blumenthiere, 1 Plattwurm, 5 Magenthierchen. Indem wir einige derselben näher beschreiben wollen, beginnen wir mit den kleinen winzigen Thierchen, den Punktthierchen, Urthieren, deren unermeßliches Heer den Ozean bevölkert und strahlen läßt.

Magenthiere. Die Magenthiere oder Infusorien sind so klein, daß man die meisten von ihnen nur bei mehr als hundertmaliger Vergrößerung durch das Mikroskop wahrnimmt, daher man auch vor Leeuwenhoeks Entdeckung des Mikroskops nichts von ihnen wußte. Sie sind eigentlich nichts als ein Magen, sowohl der Gestalt, als dem Wesen nach, der frei herumschwimmt und die Nahrung durch einen einzigen Mund mittelst Wirbelerregung im Wasser einnimmt. Die Entdeckung des Mundes und des Darmbaues ist Ehrenberg bei diesen Thierchen vorzüglich dadurch gelungen, daß er eingeriebene Färbestoffe, wie Indigo und Carmin, in die Wassertropfen that. Diese Stäubchen werden von allen, auch von den kleinsten Infusorien verschluckt, und man sieht sie sodann in ihrem durchsichtigen Leibe. Dadurch kann man leicht die Gestalt des Darmes, an dem meistens mehre blinde Därmchen hängen, erkennen, so wie die anderen Organe, welche um ihn herumliegen. Viele haben geglaubt, diese Infusorien seien nur unorganische Kügelchen oder kleine Wasserpflanzen, welche wegen ihres Gleichgewichts im Wasser schwebten und wegen der Verdünstung desselben in ihm herumschwämmen. Wer aber die Bewegungen dieser Geschöpfe genauer beobachtet und sie mit denen von unorganischen Stäubchen vergleicht, kann über ihre thierische Natur nicht im Zweifel bleiben: nun man ihren Mund, ihren Darm und selbst andere Organe kennt, ja selbst innere Bewegungen wahrnimmt, ist die Sache völlig abgethan. Ihre Bewegungen sind zu mannichfaltig und zu regellos, als daß sie durch physikalische Einwirkungen hervorgebracht werden könnten. Bald schießen sie schnell vorwärts, halten plötzlich an, kehren um und weichen sich aus; bald drehen sie sich im Kreise, wälzen sich, verengern und erweitern, verlängern und verkürzen sich mit einer Freiheit und Willkür, wie sie bei irgend einem größern Thiere sich äußern können. Auf diese Weise kann man sie wochenlang beobachten: läßt man den Tropfen eintrocknen, so sammeln sie sich, wie Fische, dahin, wo am meisten Wasser ist. Sieht man sie endlich gar mit ihren Wimpern zittern, und dadurch einen Wirbel oder Strudel im Wasser erregen, wodurch andere kleinere Infusorien oder gefärbte Stoffe in ihren Magen schwimmend getrieben werden, so ist man gegen alle Einwürfe überzeugt, daß man wirklich eine Thierwelt unter den Augen habe, welche ohne äußern Reiz ihrem eigenen Willen folgt, und die ihr zukommenden Geschäfte durch Anwendung der einzelnen Organe vollführt. Die Vermehrung dieser Thierchen durch Eier und Theilung ist übrigens außerordentlich, und geht nach Ehrenbergs Beobachtungen binnen 8 bis 14 Tagen in Millionen, besonders wenn sie reichliche Nahrung haben.

(In den Jahrg. des Wand. oder Pilgers 1823, S. 170 u. 1834, S. 211 sind einzelne Arten von Infusorien beschrieben und abgebildet.)

Herr Ehrenberg hat lichtgebende Magenthierchen aus der Ostsee näher beschrieben, abgebildet und bestimmt. Er nennt sie Peridinien. Das Peridinium Tripos (Cercaria Tripos, Müll.), ist bis 1/12 Linie lang, gepanzert, ankerförmig, mit hinterem geraden Stiel und zwei seitlichen, vordern, krummen, nach hinten gebogenen Hörnern. Auf der Bauchseite allein ist vorn der Körper und Panzer tief ausgebuchtet. Der Ausschnitt geht bis hinter einen in einer gürtelartig quer und etwas schief von der Linken zur Rechten über den Rücken herablaufenden Furche liegenden Wimpernkranz, welcher deßhalb sich auf der Bauchseite nicht fortsetzt. Im vordern Winkel des rechten Hornes mit dem Stirnrande des Panzers befindet sich ein einziehbarer, fadenförmiger, sehr zarter Rüssel von 2/3 der Thiereslänge, und eben da ist vermuthlich der Mund. Im innern Körper unterscheiden sich dreierlei Organe: erstlich viele zerstreute, nicht ganz regelmäßige und ungleiche, runde gelbliche Körper, welche dem Eierstocke anzugehören scheinen, dann diesen fast gleiche, farblose Blasen, welche ich für Magen halte, und endlich ein großes, eiförmiges Organ, an der Basis des Stieles, das einer einzelnen männlichen Samendrüse vergleichbar ist. Die dem Eierstocke zugeschriebenen Theile erstrecken sich bis tief in die Hörner, welche bis gegen ihr Ende hohl sind. (Siehe auf der, selbstständig abgedruckten, Abbildung Fig. II. dieses Thierchen; a. zeigt es von der Bauchseite mit langem Stiel, b. mit kurzem Stiel, c. vom Rücken.)

Eine zweite Form der Leucht-Infusorien, das Peridinium acuminatum, ist von allen die kleinste. Der Körper ist fast kugelförmig, 1/50 bis 1/48 Linie lang, und ebenfalls deutlich gepanzert, er hat aber hinten deutlich eine kleine Spitze und, dieser entgegengesetzt, vorn eine kleine Oeffnung mit einer Längsspalte, wie es schien, bis zur Mitte, wo ein Wimpernkranz in einer Furche sich quer über den Körper zieht. Vorn in der Mitte wird ein feiner, fadenförmiger, bald sich peitschenartig schlängelnder, bald wirbelnder Rüssel vorgeschoben oder eingezogen. Im Innern sind gelbe, rundliche Partien des Eierstockes und wasserhelle, veränderliche Magenblasen. Ehrenberg hat dasselbe in Ostseewasser von Kiel 1834 in Wismar beobachtet. (S. die Abbildung; Fig. II, d. zeigt es vom Bauche, e. von hinten).

Um diese Thierchen beobachten zu können, ließ sich Herr Ehrenberg im Jahre 1832 Ostseewasser in Flaschen nach Berlin kommen. Das Leuchten dieses Ostseewassers war in einzelnen kleinen Flaschen in Berlin vollkommen deutlich zu sehen, wie sich Viele überzeugt haben. Kleinen Fünkchen, welche, wenn sie zahlreich in einer Fläche sichtbar werden, ein Aufblitzen, einen Schimmer und eine Milchfarbe ganzer Meeresflächen bewirken, waren hier deutlich sichtbar. Es gelang ihm leicht, mit feinen Federpinseln einzelne Lichtpunkte so aufzuheben, daß sie auf der Spitze der Feder außer dem Wasser leuchteten. Ein solches Tröpfchen mit einem einzelnen Lichtpunkte unter das Mikroskop gebracht, zeigte ihm neunmal hinter einander das lebende Peridinium Tripos ganz allein, so daß kein Zweifel darüber sein konnte, daß die Lichtentwickelung von ihm ausgegangen war. Zusatz von etwas Säure in den etwas vergrößerten Tropfen zeigte wieder einen einzelnen hellen Lichtpunkt.

Unbestimmt und nicht näher beschrieben ist das mikroskopische Thier geblieben, welches der Weltumsegler Forster in zahlloser Menge nahe am Kap der guten Hoffnung schwimmen sah. Zur nähern Untersuchung ließ er einen Eimer voll dieses leuchtenden Wassers heraufziehen, und fand darin unzählige, ganz kleine leuchtende Kügelchen, welche sich unglaublich schnell bewegten. Nachdem das Wasser eine Zeitlang ruhig gestanden hatte, schien die Zahl der leuchtenden Körperchen merklich verringert. Kaum aber rührte oder bewegte man das Wasser, so ward es wieder hell, und die kleinen Funken fuhren darin sehr lebhaft in allerlei Richtungen umher, auch selbst, nachdem es wieder allmälich still geworden war. Man hatte den Eimer vermittelst eines Strickes von der Decke herabhängen lassen, um die Bewegung des Schiffes zu vermeiden und das Wasser recht ruhig werden zu lassen; demungeachtet bewegten sich diese Lichtstäubchen hin und her, so daß man von ihrer willkürlichen Bewegung überzeugt ward. Das Funkeln verstärkte sich aber, so oft man in dem Eimer mit der Hand oder mit einem Stecken rührte. Im ersten Falle blieb zuweilen ein solches phosphorisches Fünkchen am Finger sitzen; kaum war es so groß als der kleinste Nadelkopf. Das geringste Vergrößerungsglas gab die kugelförmige Gestalt und etwas bräunliche Farbe dieser gallertartigen, durchsichtigen Pünktchen zu erkennen. Unter dem Mikroskop entdeckte man eine sehr feine Röhre, welche von einer runden Mündung an der Haut *) ins Fleisch oder in das Innere dieses kugelrunden Geschöpfes ging. Das Eingeweide bestand aus vier bis fünf ganz kleinen Säcken, welche mit der oben benannten Röhre in Verbindung zu stehen schienen. Das stärkste Vergrößerungsglas zeigte nicht Mehres, sondern Obiges nur noch deutlicher. Forster wünschte nun noch eines dieser Pünktchen in einem Wassertropfen unter das Mikroskop zu bringen, allein er konnte kein lebendiges mehr bekommen, ehe er sie mit dem Finger ablösen konnte, starben sie wegen ihrer äußerst zarten Struktur.

Quallen (Medusen). Die Quallen oder Saugaderthiere gehören, wie die Infusorien, zu den Gedärmthieren **). Ihr Leib ist gallertartig und durchaus nackt und von vielen Saugröhren durchzogen. Auf der untern Seite steht der Mund mit seinen Fühlfäden. Man könnte sie als vielmündige Thiere bestimmen, da ihnen der eigentliche Mund oft fehlt, und dagegen viele mit Saugröhren versehen sind. Wenn ihr Gallertleib vertrocknet, so bleibt nichts als eine dünne Haut zurück. Kocht man ihn, so schrumpft er zusammen wie Eiweiß, läßt sich aber weich anfühlen, ungefähr wie halb vertrocknete Kartoffeln. So wenig sie wirklich selbstthätig schwimmen, so sind sie doch mit allerlei Bewegungs-Organen versehen, durch die sie meist besondere Geschäfte verrichten, dabei aber auch gelegentlich von der Stelle kommen. Ihre Nahrung besteht vorzüglich in schleimigen Thieren, auch in jungen Fischen, die noch ganz weich sind. Ihre Fortpflanzung geschieht bloß durch Eier, welche abfallen und schnell zu wachsen scheinen. Sie scheinen nicht länger als einen Sommer zu leben, wenigstens trifft man im Frühjahr noch kleine, im Spätjahr dagegen große an. Die meisten halten sich im hohen Meere, vorzüglich der heißen Zone, auf, wo es eine Menge Gattungen von den verschiedensten Gestalten gibt, im Norden nur wenige. Sie schweben gewöhnlich an der Oberfläche und werden von Stürmen häufig an den Strand geworfen, wo sie bald

*) Der Mund des Thieres, und zugleich der Kanal, durch welchen es die verarbeiteten Speisen, die es zu sich genommen, wieder von sich gibt.

**) Mit dem Namen Qualleen oder Kwallen bezeichnen die Holländer den Schleim, z. B. aus der Nase.

zerfließen. Die meisten erregen, wenn man sie mit der bloßen Hand berührt, Brennen und rothe Flecken auf der Haut; sie leuchten in den schönsten und mannichfaltigsten Farben. Sehr wenige werden gegessen, indem man sie bratet. Ihre Naturgeschichte liegt überhaupt noch sehr im Dunkeln, weil sie meistens nur auf Schiffen beobachtet werden können. Was den Nutzen dieser Thiere betrifft, so ist er unmittelbar für den Menschen unbedeutend, indem nur wenige von den gemeinsten Schiffern gegessen werden; aber sie erfreuen durch ihr herrliches Leuchten das Auge der in den heißen Zonen Schiffenden und unterbrechen durch dieses Schauspiel die Langeweile seiner Nächte, und sie dienen ohne Zweifel vielen Fischen und Wallfischen zur Nahrung, wahrscheinlich selbst der Schwalbe, welche in Ostindien die eßbaren Nester baut.

Von den leuchtenden Quallen ist die bläuliche Knollenqualle (Medusa pelagica) von verschiedener Größe, 2 bis 12 Zoll breit, hellblau mit 8 purpurrothen Fühlfäden, 3 bis 4 Zoll lang, die jedoch noch mehr verlängert und eingezogen werden können. Der Schein, den diese Qualle dem Meerwasser mittheilt, ist mehr oder weniger stark und wird beim Bewegen stärker, besonders in dunkeln, stürmischen Nächten. Sie hat nicht die Eigenschaft, welche einige ihrer Geschlechtsverwandten haben, Brennen zu erregen. Der Geruch gleicht dem von glühendem Eisen, und nach dem Tode verwandelt sie sich in eine zähe, stinkende Flüssigkeit.

Die leuchtende Knollen-Qualle (Medusa noctiluca) ist scheibenförmig, 3 Zoll breit, 1 1/2 Zoll dick, röthlich, mit braunen Warzen und Punkten. Sie gibt aus dem Rande mehr Licht ab, als aus dem Kern. Zerrissen und ins Meer geworfen, sinken die Stücke in einem leuchtenden Weg zu Boden. Schüttelt man abgekratzte Stücke mit Meerwasser in einem Gefäß, so sprühen sie Funken. Gießt man durch ein Sieb Wasser darauf, so leuchten diese Stücke mit unzähligen Sternen, und das kann man oft wiederholen, ohne daß sich das Licht mindert. Hände mit Geschwüren und Krätze sollen dieses Thier nicht ungestraft berühren dürfen. Spallanzani hat auf seinen Reisen in beiden Sizilien eine leuchtende Meduse (Medusa phosphorea) bei Messina beobachtet und sehr umständlich beschrieben: »Fährt man bei anbrechender Nacht in einem Nachen bei ruhigem Meer längs der Küste, so zeigen die daselbst häufigen Quallen ein Leuchten, das sich mit der Finsterniß vermehrt; jede Qualle stellt eine kleine, sehr lebhafte Fackel vor, die man auf 100 Schritte weit sieht; nähert man sich, so läßt dieser schimmernde Phosphor *) die Gestalt des Leibes unterscheiden. Dieses Licht ist lebhaft weiß, wenn auch das Thier 35 Fuß unter Wasser ist; es schwebt gleichsam zitternd von einem Orte zum andern, wie ein Irrwisch, und ist stärker bei der Zusammenziehung, als bei der Erweiterung; es dauert bisweilen eine Viertelstunde, eine halbe und länger ununterbrochen fort; aber bisweilen erlischt es auch plötzlich und erscheint erst nach kürzerer oder längerer Zeit wieder. Ich vermuthete, daß dieses von den Bewegungen der Quallen abhänge und mit denselben auch die Phosphorescenz aufhöre. Auf ähnliche Weise entzündet sich der Phosphor der Johanneswürmer bei jeder Schwingung ihres Leibes, und erlischt in der Ruhe; denselben Wechsel habe ich bei den leuchtenden Meerwürmern gesehen. Diese Sache ist jedoch schwer im Meere selbst zu entscheiden; ich habe daher diese Quallen in große Gefäße gethan, worin sie mehre Tage leben, wenn das Wasser oft erneuert wird. Das Leuchten war nicht schwächer; ich sah nun deutlich, daß es lebhafter war bei der Zusammenziehung, als bei der Ausdehnung, und mit der Bewegung dauerte und aufhörte, jedoch nie ganz, wenn man recht genau zusah; selbst sterbende und ganz ruhige geben noch einen blassen Schein von sich; er hört nur auf, wenn sie anfangen zu faulen. Die Bewegungen verstärken mithin noch das Licht, welches immer vorhanden ist, aber nur mit Augen bemerkt wird, die lange kein Licht empfunden haben, z. B. des Morgens, wenn man aufwacht. Legt man die Quallen ins Trockene, so zeigt sich das Licht so lange, als die Bewegungen dauern. Eine war nach 22 Stunden todt, fast ganz aufgelöst und ohne alles Licht; zufällig warf ich sie in Brunnenwasser, in dem sie untersank. Wie war ich erstaunt, als ich sie leuchten sah, und zwar so stark, daß ich große Buchstaben lesen konnte und meinen eingetauchten Finger ganz deutlich erkannte. Ich dachte, mit Meerwasser würde es noch besser werden, und goß daher dergleichen auf, nachdem das Brunnenwasser ausgeschüttet war, aber das Licht verschwand sogleich, und kam wieder, wenn ich süßes Wasser anwendete. Ich versuchte dann noch andere Flüssigkeiten, von welchen ich kaum glaubte, daß sie das Licht der Quallen aufnehmen würden. Menschlicher Harn steht dem süßen Wasser nicht nach; alle aber übertrifft Kuhmilch. 27 Unzen wurden von einer einzigen Qualle so leuchtend, daß man 3 Fuß davon einen Brief lesen konnte; dieses dauerte 11 Stunden lang, und dann konnte man durch Schütteln und endlich durch Erwärmen wieder Licht hervorlocken. Gießt man die Milch aus, so entsteht ein weißer, leuchtender Wasserfall, und auf dem Boden ein kleiner See von Licht, das 5 Minuten lang dauert. Steckt man eine Hand hinein, so sieht sie herausgezogen silberglänzend aus, was zwar bald verschwindet, aber wieder kommt, wenn man sie mit der andern Hand streicht oder erwärmt.

*) Phosphor — jeder im Dunkeln von selbst leuchtende Stoff.

Erloschene Milch, aus einem Fenster gegossen, bleibt dunkel während des Falles, wird aber wieder leuchtend, sobald sie die Erde berührt; das süße Wasser thut dasselbe, aber nicht so lang und viel schwächer. Je härter der Fall ist, desto stärker das Licht.«

Herr Ehrenberg hatte im Jahre 1833 bei Droebak im Meerbusen von Christiania in Norwegen zu Ende August ein Meerleuchten zu beobachten Gelegenheit gehabt, welches durch verschiedene Arten von Medusen erzeugt wurde. Es war Windstille bei etwas bedecktem Himmel; am folgenden Morgen trat allgemeine Bedeckung des Himmels und allgemeiner Regen ein. Bewegte Leuchtkugeln, von der Größe einer Haselnuß bis zu der der infusorischen Lichtpunkte, bildeten eine zahllose sternenartige Bevölkerung des Meeres.

Ueber Medusen und das Leuchten derselben gibt Webster von seiner Seefahrt vom Jahre 1829 bis 1831 folgende Mittheilung: »In den ersten Tagen des Dezember war das Wasser des Hafens, in welchem wir vor Anker lagen, mit Medusen bedeckt, und in der darauf folgenden Nacht folgte das glänzendste Leuchten des Wassers. Diese Medusen hatten eine verschiedene Größe, von einem bis 8 Zoll, eine glockenförmige oder bischofsmützenförmige Gestalt, nahmen aber häufig eine verschiedene Form an. Von den Rändern oder dem Saume der Höhle war eine schlaffe Haut, welche einem feinen Gazenetz sehr ähnlich sah, zum Fang der Beute ausgebreitet. An der äußern gewölbten Fläche einer der Medusen, welche ich untersuchte, befanden sich 8 Längenreihen kleiner, über einander liegender, leicht gekrümmter Fortsätze, welche wie eine Reihe kleiner Klappen wirkten, denn sie konnten sich sehr rasch bewegen und sehen aus wie die feinen Zähne eines kleinen Zahnrades. Bei der Untersuchung dieser Meduse fand ich, daß, wenn sie sich bewegen wollte, einige oder alle dieser Reihen von kleinen Klappen in Bewegung gesetzt wurden. Ich wurde von der schönen, obgleich zarten Organisation des kleinen Geschöpfes so angezogen, daß ich nicht umhin konnte, es eine Zeitlang aufmerksam zu beobachten, und ich bemerkte mit großer Freude, daß sich der kleine Bursch sehr rasch fortbewegte, indem er seine Ruder, wenn ich sie so nennen darf, in Bewegung setzte, eben so rasch still hielt, sobald sie sich zu bewegen aufhörten und sich leicht umwendete, indem er seine Ruder in entgegengesetzten Richtungen bewegte. Bei ihren Bewegungen spielten diese Ruder eine Reihe der schönsten Farben, welche ich je gesehen, tief glänzendes Smaragdgrün, schönes Rosenroth, Gold und Karmoisinroth, Blau und Purpurroth folgten während der Dauer in rascher Abwechselung auf einander und prägten sich den Augen ihres Beschauers mit ihrer nicht weniger anmuthigen Bewegung ein. Aber im Augenblick, wo diese Bewegung aufhörte, war auch kein Farbenwechsel mehr bemerklich. Als ich die prächtige Gestalt des kleinen Geschöpfes, seine raschen und doch anmuthigen Bewegungen und die schönen Farben betrachtete, welche durch dieselben hervorgebracht wurden, so dachte ich unwillkürlich daran, welche glänzende Zierde sie für die Tafel eines Gesellschaftszimmers sein würden, denn es ist unstreitig einer der schönsten Gegenstände der Schöpfung. Die auf ihren mechanischen Bau verwendete Kunst und Weisheit sind bewunderungswürdig; die kleinen Klappen derselben bewegen sich gleich den Rudern eines Dampfbootes, dem Willen gehorsam, und doch wird dieses Geschöpf von den Naturforschern auf die tiefste Stufe der organisirten Natur gestellt und als ein Geschöpf ohne Gefühl, ohne Muskeln und ohne Gehirn, dem großen Organe des Willens, betrachtet.«

Mantelschnecken. Diese Thiere, zu den muschelartigen Kraken gehörend (Herzthiere, nach Oken die 6te Klasse der Gedärmthiere), sind walzig, ganz durchsichtig, wie Gallert, von verschiedener Größe, oft über spannelang und über daumensdick, und flötzen, meistens an einander klebend, an der Oberfläche des Meeres herum, indem sie durch ein Athemloch das Wasser einnehmen und durch das andere wieder austreiben, wodurch sie, wie eine Spritze, fortgeschoben werden. Sie finden sich nur in den wärmeren Meeren, fangen aber schon im Mittelmeere an häufig zu werden. Einige davon sind einfach, die Walzenscheiden (Salpa), von einem knorpeligen Mantel umhüllt und von einer weiten Röhre durchbohrt, welche hinten eine Art Klappe hat zum Einlassen des Wassers. Sie schwimmen mit dem Rücken nach unten, wie viele andere Schnecken, gewöhnlich mehre, selbst Dutzende an einander klebend, in den verschiedensten Abwechslungen, bald neben einander, wie Balken, bald hinter einander, bald staffel-, bald sternförmig an einander, je nachdem die Eier im Laich geordnet waren. Es schadet ihnen aber nichts, wenn sie durch den Wellenschlag von einander getrennt werden. Sie leuchten bei Nacht schön himmelblau und die Eingeweide wie glühendes Eisen. Andere sind zusammengesetzt und gänzlich mit einander verwachsen, die Feuerscheiden (Pyrosoma). Diese stellen eine hohle, nur an einem Ende offene, fingers- und spannelange, gallertartige Walze vor, welche aus zahllosen durchbohrten Thierchen besteht, die so an einander hängen, daß die Auswurfsmündung nach Innen, nämlich der Höhle der Walze, die Athemmündung dagegen nach Außen gekehrt ist. Auf diese Weise bewegt sich die ganze Walze durch die Zusammenziehungen der Thierchen im Wasser fort und leuchtet bei Nacht wie ein Feuerbrand mit den schönsten Farben.

Der innere Bau ist übrigens wie bei den Salpen: Man kann sie betrachten als einen Laich, der beständig wächst, ohne daß die Jungen sich trennen. Der einzige

Nutzen, den sie dem Menschen gewähren, besteht in dem prächtigen Schauspiel oder vielmehr Feuerwerk, das sie ihm geben. Peron beschreibt die Entdeckung des Thieres auf folgende Art: »Schon lange waren wir in den Aequatorial-Gegenden des atlantischen Meeres durch Windstillen aufgehalten, wo wir nur fortrückten durch die kleinen, diesen Gegenden gewöhnlichen Stürme, welche die Matrosen Tropenhagel nennen. Einmal hatten wir einen der stärksten ausgestanden, der Himmel war ringsum mit dicken Wolken behangen und die Finsterniß war dick zum Greifen, der Wind blies heftig und wir kamen schnell vorwärts; auf einmal entdeckte man ein phosphorescirendes Leuchten, wie eine breite Schärpe auf den Wogen ausgebreitet, die einen großen Raum vor uns einnahm. Dieses Schauspiel hatte unter den dargelegten Umständen etwas Romantisches, Auffallendes und Majestätisches, welches alle Blicke auf sich zog. Alle Welt am Borde beider Schiffe stürzte sich auf das Verdeck, um eines so sonderbaren Anblicks zu genießen. Bald hatten wir diesen in Flammen stehenden Theil des Ozeans erreicht, und wir erkannten, daß dieser ungeheure Glanz keine andere Ursache hatte, als die Gegenwart einer unzähligen Menge großer Thiere, welche, von den Wogen gehoben und fortgeschoben, in verschiedenen Tiefen schwammen, und bald diese, bald jene Form anzunehmen schienen. Die tieferen sahen aus wie große Massen brennender Stoffe, oder wie ungeheure Leuchtkugeln, während die an der Oberfläche glühenden Eisenwalzen glichen. Alle Naturforscher beider Schiffe gaben sich Mühe, dieselben zu erhalten, und einer zog auf einmal 30 bis 40 herauf. In der Gestalt waren alle gleich: hohle Cylinder, 3, 4, 6 — 7 Zoll lang, 1 Zoll dick, an der Oeffnung etwas dicker; die ganze Oberfläche voll länglicher Hübel, eben so durchsichtig wie die ganze Masse und glänzend wie Diamant. Darin hat die wunderbare Phosphorescenz ihren vorzüglichen Sitz. In der Ruhe sind diese Walzen opalgelb, angenehm mit Grün gemischt; aber bei der geringsten Zusammenziehung, die auf jeden Reiz folgt, entzündet sich so zu sagen das Thier, verwandelt sich augenblicklich in rothglühendes Eisen, und so wie dieses bei der Erkältung verschiedene Farben durchläuft, eben so unser Thier durch Roth, Morgenroth, Citronengelb, Grünlich und Himmelblau bis zum Opalgelb; alle Farben lebhaft und rein. Läßt man die Thiere ruhig, so ziehen sie sich von Zeit zu Zeit zusammen, als wenn sie athmeten, und durchlaufen dabei die ganze Farbenreihe.«

Ringelwürmer. Zu den schönsten aller Leuchtthiere zählt Ehrenberg eine Art Nereiden (Meerasseln — zu den Schleimwürmern gehörend). Dieser Ringelwurm (Nereis cirrigera, N. noctiluca, L.) von 1 bis 3 Linien Länge, hat eine durchaus überraschende Wirkung in seinem Lichte. Er lebt gesellig, nur kriechend, nicht schwimmend, und gewöhnlich findet man eine große Zahl, zuweilen wohl Hunderte beisammen auf stark zerästelten Seetangen, welche bei Bewegung mit großen flimmernden Lichtfunken besetzt erscheinen und deren Licht sehr anhaltend ist. Da die Thierchen im feuchten Tange auch außer dem Meere fortleben, so leuchten diese Algen oft außer dem Meere viele Tage und Nächte lang, bis die Thierchen selbst aussterben. Sondert man einen Lichtfunken ab, so findet sich allemal ein kleiner Wurm, der auf dem Finger oder dem Messer fortleuchtet.

Im Jahre 1830 erhielt Herr Ehrenberg einige Fläschchen Ostseewasser aus Kiel mit Leuchtthierchen. Eins der Fläschchen zeigte in Berlin, wenn er es im Dunkeln schüttelte, sehr deutliche Lichtfunken, das andere war erloschen. Die eigentlichen Leuchtthierchen fand er ohne große Schwierigkeit am Boden. Es waren sehr kleine, dem bloßen Auge noch recht wohl sichtbare Ringelwürmer, Annulaten, von nur 1/3 bis 1/2 Linien Länge. Er that eins dieser Thierchen einzeln in einen Tropfen Wasser und brachte mit einem Glasstäbchen etwas Schwefelsäure hinzu. Sogleich entstand ein einzelner heller Punkt, und das Thierchen lag todt in dem Tropfen. Nachdem sämmtliche Individuen zu den Experimenten verbraucht waren, leuchtete das Wasser nicht weiter. Unter dem Mikroskop zeigte das nicht in Schleim gehüllte, behaarte und mit Schildern besetzte Thierchen, das Ehrenberg als leuchtenden Ringelwurm (Polynoe fulgurans) sehr genau beschreibt, zu den Seiten des Leibes zwei innere große gekörnte Organe, und gerade in dem Verhältniß dieser Organe zu ihrem Körper erschien auch der Lichtfunke, nämlich der Hälfte der Länge gleich. Diese Organe gleichen aber ganz offenbar den Eierstöcken dieser Thiere, und so scheint denn, daß eine krampfhafte Zusammenziehung des Körpers durch Druck auf die Eierstöcke das Licht erzeuge. Wir geben hier eine Abbildung dieses merkwürdigen Thieres. Es ist 1/3 bis 1/2 Linie groß, mit 9 borstenführenden Fußpaaren, jeder Fuß mit 6 bis 10 gesägten Borsten von ungleicher Länge; auf jedem Fuße ein an der Basis verdickter und warziger Cirrus. Sämmtliche Fußpaare bedecken 5 Paar stachlige Schilder, von denen das dritte und vierte die größten, das zweite und letzte die kleinsten sind. Zwei Aftercirren, an der Basis verdickt und warzig, haben fast zwei Drittheile der Körperlänge. Der Kopf ist groß und dick, halbmondförmig, mit vier runden schwarzen, großen Augen. Fünf Antennen (Fühlhörner) und zwei Nebenfühler, sämmtlich an der Basis verdickt, sind am Kopfe; die drei mittlern Antennen sind warzig, wie die Basis der Nebenfühler. Zwischen den Fühlern des Kopfes und zu den Seiten des Afters sind kleinere Borsten. (Siehe die Abbildung Fig. I.)

Leuchtende Fische. Die 5 Arten leuchtender Fische sind: eine Art Späken oder Affische (Chimaera arctica); zwei Arten Häringe (Clupea Haringus und Cl. erythraea); der Mondfisch (Ostragoriscus mola), welcher des Nachts leuchtet, und wahrscheinlich deßhalb so heißt; er kommt im atlantischen und besonders im Mittelmeere vor; und die Knurrhähne (Trigla). Diese Fische werden selten 2 Fuß lang, können wegen ihrer großen Flossen schnell schwimmen und manche sogar eine kurze Strecke fliegen. Zieht man sie aus dem Wasser, so lassen sie einen knurrenden Laut hören. Während der Nacht geben sie ein phosphoreszirendes Licht von sich, wie funkelnde Sterne, so daß man Lichtstreifen sieht, die sich weit im Wasser fortziehen, bald längs der Oberfläche, bald nach der Tiefe. Sie finden sich in den Meeren um ganz Europa.

Ein Leuchten von Fischen beobachtete Bennet. »Als ich,« sagt er, »am 10. Februar das Netz einzog, sah ich ein glänzendes Phosphorlicht durch die Maschen blitzen, und vermuthete schon, daß ich irgend eine Art Pyrosoma gefangen habe, allein es überraschte mich nicht wenig, als ich fand, daß der Schein von einem kleinen Hai herkam, welcher noch lebte und ganz allein in dem Netze war. Wenn ich ihn im Wasser ins Dunkle stellte, so nahm er den schönen Phosphorschein wieder an. Ich ließ ihn im Wasser, und er schwamm einige Zeit lang herum, aber am folgenden Morgen fand ich ihn todt. Bei der Untersuchung zeigte sich der Körper, so wie der Grund der Flossen schwarz, der obere Theil derselben weiß und durchsichtig. Er war 7 Zoll lang und hatte Augen von meergrüner Farbe. Der Bauch war ganz schwarz, jedoch war er es allein, welcher im Dunkeln leuchtete. Ich bewahrte ihn in Spiritus auf, und als ich denselben, um ihn von Neuem zu untersuchen, anfaßte, blieb mir der dem schwarzen Pigment ähnliche Färbestoff am Finger kleben.«

*

Was ist die Ursache des Leuchtens bei Thieren?

E. G. Ehrenberg hält dafür, daß das was in lebenden Wesen das Licht erregt, ein Lebensakt derselben sei, welcher der Entwickelung von Elektricität offenbar sehr ähnlich sei. Bei öfterer Wiederholung bei einem und demselben Individuum wird derselbe schwächer und setzt aus, erscheint aber nach geringer Ruhe wieder. Es erscheint häufig als ein einfaches, von Zeit zu Zeit wiederholtes Blitzen, freiwillig oder auf Reiz; häufig auch als vielfache, unmittelbar auf einander folgende, der Willkür unterworfene, kleinen elektrischen Entladungen ganz ähnliche, Funken. Nicht selten, aber auch nicht immer, wird durch dieß wiederholte Funkeln eine schleimige, gallertige oder wässerige Feuchtigkeit, welche sich dabei reichlicher ergießt, sichtlich in einen Zustand des Lichtgebens versetzt, welcher ohne weitern Einfluß des Organismus, selbst nach der Trennung von ihm und nach dem Tode desselben, eine Zeitlang fortdauert. Besonders scheint der Schleim, der die Eierstöcke umhüllt und durchdringt, so lang er frisch und feucht ist, empfänglich für jenes mitgetheilte Licht, welches durch Reiben momentan (für den Augenblick) verstärkt wird, und wenn es erloschen schien vorübergehend wiederkehrt. Nur bei den Ringelwürmern, und nur bei Photocharis (also den Nereidinen) hat sich bisher ein lichtentwickelndes, vielfach funkelndes, besonderes äußeres Organ oder Werkzeug als etwas verdickte mittlere Cirren (fleischige Fäden) erkennen lassen, welches eine großzellige Struktur und gallertige Beschaffenheit im Innern zeigt.

Bei den vielen, meist hermaphroditischen Seethieren scheint das Leuchten offenbar ein Vertheidigungs- und Schutzmittel zu sein, wie bei den Fröschen und vielen andern Thieren Aehnliches auf andere Weise geschieht, und wie der Zitterrochen seine Schläge vertheilt. Nebenbei erleuchten sie auch die Luft und das Meer.

Daß das Leuchten der Thiere in einem direkten Zusammenhange mit dem Nervensystem stehe, hatte Alexander von Humboldt durch angestellte galvanische Versuche erkannt. — Eine Verbindung des in Rede stehenden Lichtes mit dem Sexualsystem tritt nach gemachten Beobachtungen deutlich hervor. In den neuesten physiologischen Lehrbüchern und Systemen wird das Leuchten lebender Thiere als von einer phosphorartigen Materie abhängig angenommen, die durch den Lebensprozeß in eigenen Organen aus der Säftemasse willkürlich bald mehr, bald weniger abgesondert wird. Das Leuchten selbst aber sei kein Lebensakt.

Merkwürdige Beobachtungen des Meerleuchtens.

1. Im Jahre 1703 beobachtete man bei Cadix in Spanien ein prachtvolles Meerleuchten, das 14 Nächte lang dauerte.

2. Der englische Seekapitän Charles Newland fand im Jahre 1772 das Meer bei Surate in Ostindien zur Nacht mehrmals ganz milchfarben und sah unendliche Mengen kleiner Leuchtthiere als Ursache dieser Erscheinung, die er, weil sie rund waren, für lebendigen Fischlaich gehalten zu haben scheint.

3. Der Weltumsegler Forster beobachtete das prächtigste Leuchten am 30. Oktober 1772 am Kap der guten Hoffnung, wenige Meilen vom Lande. »Kaum war es dunkel geworden,« sagt er, »so schien die See gleichsam überall in vollem Feuer zu stehen; jede Welle, die sich brach, hatte einen leuchtenden Saum, und wo das Schiff die See berührte, zeigten sich Streifen von phosphorischem Lichte. So weit das Auge in die Ferne reichte, stellte sich uns überall dieselbe Erscheinung dar, und selbst die Abgründe des unermeßlichen Ozeans schienen mit Licht geschwängert. Große leuchtende Körper, die wir aus der Gestalt für Fische erkannten, schwammen um uns her. Einige näherten sich dem Schiffe und hielten denselben Strich, andere entfernten sich seitwärts schnell wie Blitze; zuweilen näherten sie sich unter einander, und traf sichs, daß ein kleiner einem großen zu nahe kam, so kehrte jener eilends zurück und suchte auf alle Art zu entkommen.«

Was die Ursache dieser Phosphorescenz anlangt, so nimmt Forster, seinen Erfahrungen zufolge, deren drei verschiedene

an: 1) Elektricität durch Reibung des getheerten Schiffes am Wasser, 2) wahre Phosphorescenz durch faule animalische Theile in der See. »Im Meere,« sagt er, »gerathen viele animalische Theile in Fäulniß und werden endlich ganz aufgelöst, folglich ihre Bestandtheile und somit die Phosphorsäure entwickelt. Fische sowohl, als gallertartige Thiere enthalten öligte und brennbare Stoffe, womit die Phosphorsäure sich leicht vermischen und einen Phosphor auf der Oberfläche des Meeres bilden kann, welcher sich bei Berührung mit der atmosphärischen Luft entzündet. Große Wärme, besonders wenn sie mit Windstille verbunden ist, befördert sowohl die Fäulniß, als das Leuchten, das daher in der heißen Zone am stärksten und häufigsten sein muß.« Endlich 3) lebende Thiere mit eigenem Lichtbereitungs-Apparat. Nur die letzte Ansicht hat sich, wie aus dem Früheren zu entnehmen, als haltbar erwiesen.

4. Am 5. März 1772 sah Sparmann am Vorgebirge der guten Hoffnung ein schimmerndes oder funkelndes Leuchten der Meeresfläche beim Dunkelwerden, außerdem einen stärkern Glanz, 3 Zoll im Durchmesser, überall gleich leuchtend. Seine nordischen Matrosen nannten die Erscheinung Maarschein, und meinten, es sei besonders häufig in der Nordsee. Im Jahre 1775 sah er nach einem Sturme in der Tafelbai eine endlose Zahl leuchtender Medusen, ganz ähnlich jenem Maarschein, und meinte, er habe da auf einmal wohl mehr lebende Thiere beisammen gesehen, als es sonst auf dem ganzen festen Lande der Erde geben möge.

5. Labillardière berichtet von seiner Reise zum Aufsuchen des verunglückten Seefahrers Lapeyrouse, daß er am 14. November 1791 dem Meerbusen von Guinea gegenüber das prächtigste Seeleuchten mit Gewitterwolken beobachtet habe. Es war um 8 Uhr Abends. Ein eintretender Wind machte das Meer zu einer Feuerfläche. An den Küsten der Tropengegenden ist das Meer weit leuchtender, als anderswo. Am 14. April 1792 sah er es wieder so schön. Die Blitzableiter leuchteten gleichzeitig. Das Elektrometer zeigte viel Elektricität der Luft. Er filtrirte das Wasser, und fand kleine, runde, 1/5 Linie große Mollusken. Er fand in den verschiedensten Gegenden immer dieselben Thiere wieder. Ueberdieß sah er leuchtende Krebse und auch große Medusen von 7 Zoll Durchmesser.

6. Der Astronom Horner schreibt im Jänner 1804 von St. Katharina bei Brasilien: Das Leuchten des Meerwassers haben wir auf unserer Reise unter verschiedenen Umständen oft sehr stark gefunden. Doch scheint die atmosphärische Elektricität einigen Einfluß zu haben. Das gewöhnliche Leuchten scheint wohl meist von Seethieren herzurühren. Sonderbar jedoch, daß diese Thierchen entweder nicht immer leuchten, oder nicht immer an der Oberfläche sind. Wir fischten mehre heraus, von denen einige noch eine Zeitlang lebten. So wie sie trocken waren, hörte das Licht auf. Ich filtrirte leuchtendes Wasser, weil ich das Leuchten für eine Eigenschaft des Wassers in Berührung mit kleinen Körpern hielt, und streute nachher Sägespäne hinein. Allein mein Wasser blieb trotz allem Schütteln dunkel, und die Punkte leuchteten im Filtrum. Erschütterung kann das sterbende Licht wieder aufleben machen. Dr. Langsdorf hat die Thierchen untersucht, und allerlei noch unbekannte Krebschen, Squillen u. dgl. gefunden. Der Durchmesser des leuchtenden Punktes mochte wohl 10mal größer sein, als das Thierchen, das ihn darstellt.

Auf der Reise des Weltumseglers Krusenstern, den Horner begleitete, wurden in mehr als 40 verschiedenen Nächten der Jahre 1803 bis 1806 Beobachtungen gemacht, allerdings die zahlreichsten, welche je absichtlich benutzt und aufgezeichnet waren. Die Resultate dieser Beobachtungen waren: 1) Das Seelicht erscheint in den tropischen Meeren bald wie ein matter Lichtschimmer oder ein gleichmäßig verbreiteter Milchglanz, bald wie einzelne Sterne, Feuerkugeln, Lichtkegel, feurige Ketten, Fäden und Bänder, bald wie einzelne kleine Funken, bald wie glühende Kanonenkugeln, wie (brennendes) grünes Schwefelfeuer, wie das matte Licht des faulen Holzes und wie die sprühenden Funken aus einer Schmiedeesse. 2) Es leuchten bloß lebendige Thiere, Mollusken, Crustaceen, Nereiden, Medusen, Zoophyten und Infusorien, aber es gibt eine zahllose Menge dieser Leuchtthiere und ihrer Brut. Jedes leuchtet auf seine Weise. Auch wenn das ganze Meer als eine zusammenhängende leuchtende Masse erschien, fanden sich kleine Thiere als Ursache, deren Zahl auf Millionen steigen mochte. 3) Die größten glänzendsten Seelichte, wie glühende Kugeln, sind die Pyrosomen, dann die Salpen, wie feurige Ketten und Fäden, dann die Medusen. Funkensprühend ist das Licht der mikroskopischen Krebse, und diese geben in allen Meeren das häufigste Licht. Die Infusorien haben nur ein kleines, mattes Licht. 4) Dicht an der Oberfläche ist das Licht der Thiere in natürlicher Größe; senken sie sich tiefer, so erweitert sich der Lichtschein mit unbestimmter Zeichnung. 5) Das allgemeine Licht erscheint gemeiniglich beim ersten Wellenschlage nach langer Windstille, welcher die Thierchen auf der Oberfläche überrascht. 6) Das Licht sinkt mit der Lebenskraft und verschwindet im Tode ganz. — Besondere Aufmerksamkeit hatte in demselben Jahre Viviani, Professor in Genua, dem Gegenstande gewidmet. Er fand im ligustischen Meere noch 14 bisher unbekannte Thierchen, welche Licht von sich gaben.

7) Der Kapitän Tuckey, welcher auf seiner Reise zum Congo im Jahre 1818 mit vielen seiner Gefährten an Krankheit daselbst starb, theilt Folgendes mit: »Von Guinea bis zur Prinzeninsel ward das Meer immer leuchtender, so daß das Schiff des Nachts in Milch zu segeln schien. Man hing Fangsäcke aus und fing viele verschiedene leuchtende Thiere, Salpen und unzäh-

lige kleine Crustaceen, denen man vorzüglich die Farbe des Wassers zuschrieb. Von 12 Arten solcher Krebschen waren 8 Krabben, 4 Garnelen, keiner über 1/4 Zoll lang. Züge fliegender Fische gaben einen dem von der See zurückgeworfenen Mondlicht ähnlichen Schein.«

8. Alexander von Humboldt hat das Meerleuchten auf seinen Reisen beobachtet. »Das Leuchten des Ozeans,« sagt er, »gehört zu den prachtvollen Naturerscheinungen, die Bewunderung erregen. Unter den Tropen ist es ein majestätisches Schauspiel.«

9. Am 7 September 1820 sah der Kapitän Bonnycastle im St. Lorenz-Golf bei einem eintretenden Winde ein zum Erschrecken starkes, aber prachtvolles Seeleuchten. Große Fische zogen Feuerlinien in der See. Es folgte Regen. Ein Glas Wasser leuchtete 7 Nächte lang.

10. Am 5. Mai 1821 beobachtete Henderson auf dem Schiffe Moffat unter 2 Grad nördl. Breite und 21 Gr. 20 Min. westlicher Länge ein so außerordentlich helles Meerleuchten, bei einem leichten Winde, daß alle, die nur eine kurze Zeit die Augen darauf richteten, einer mehr, der andere weniger, sogleich Kopfweh, Schwindel, Schmerz in den Augen und Unwohlsein bekamen. Keiner blieb frei von aller Einwirkung. — Gleichzeitig sah Finlayson in der Nachbarschaft von Prince of Wales Island den Ozean wie flüssiges Feuer von geschmolzenem Schwefel und Phosphor. Man konnte ein Boot schon in der Entfernung von mehren Seemeilen erkennen. Auf dem Meere war ein grünlicher Schleim; derselbe leuchtete Nachts. Er bestand aus unzähligen körnigen, gallertigen Körpern, wie Stecknadelknöpfe, die sich bewegten.

11. Dr. Strehler sah am 27. November 1828 auf seiner Reise von Rotterdam nach Batavia unter 4 Gr. 20 Min. nördl. Breite und 19 Gr. 6 Min. westl. Länge ein auffallendes Seeleuchten, das er so, obschon er viermal die Linie passirt, nur einmal gesehen. Es war, wie er sagt, eine Szene, die weder Pinsel, noch Feder beschreibt. Es war um Mitternacht so hell, daß man eine Fliege auf dem Segel hätte sehen können. Der Himmel war pechschwarz. Ein Platzregen war gleichzeitig; in dem Grade wie dieser nachließ, verschwand das Leuchten.

12. Im Jahre 1830 machte Dr. Michaelis in Kiel die wichtigsten Beobachtungen der neuern Zeit über das Meerleuchten dadurch, daß er das Leuchten von Infusorien, welches vielfach behauptet, aber nicht scharf bewiesen war, außer Zweifel setzte.

13. Am 6. September 1832 sah Bennet nahe am Aequator unter 11 Gr. 59 Min. westlicher Länge das Meer als eine einzige hell leuchtende Masse, so daß man am Kajütenfenster kleine Schrift lesen konnte.

14. Das Leuchten des Meeres bei Sewastopol. In der Bai von Sewastopol ist das Leuchten des Meeres oft ungemein stark, am häufigsten und stärksten um die Zeit der Aequinoktien, besonders aber des Herbst-Aequinoktiums. Am 30. April 1833 wurde es sowohl dicht am Ufer, als auch fern von demselben in sehr hohem Grade beobachtet. Wenn man mit der Hand ins Wasser fuhr, erschienen sehr viele hellleuchtende Funken, wie wenn ein rothglühendes Eisen unter den Hammer gebracht ist. Der Schlag der Ruder bewirkte, daß das Boot und das Wasser rings um dasselbe erhellt wurden. Wo aber das Wasser nicht in Bewegung gesetzt worden war, — und das Meer war an jenem Abend ganz ruhig — zeigte sich auch nicht eine Spur von jenem Phänomen. Die Lufttemperatur war übrigens + 14 Gr. R., nachdem am Mittag das Thermometer fast + 20 Gr. R. gezeigt hatte, die Luft selbst ganz ruhig und der Himmel ganz wolkenlos, jedoch dunkel, weil es zur Zeit des Neumondes war. Von dem Wasser wurden nur etwa 4 Pfund in einem weitraubigen Glase aufgeschöpft und in ein dunkles Zimmer gebracht. Auch hier bot es, wenn es rasch in Bewegung gesetzt wurde, z. B. wenn man etwas stark mit der Hand an das Glas anschlug, oder wenn man einen Federkiel in dem Wasser hin- und herbewegte, die Erscheinung dar, daß in dem Wasser viele hellleuchtende Kugeln aufsprühten, die eine weißlich gelbe Farbe hatten, einen Durchmesser von ungefähr 2 bis 3 Linien besaßen und wenige Sekunden nach ihrem Sichtbarwerden wieder erloschen. Dasselbe geschah, wenn frisch geschöpftes Wasser auf den Erdboden ausgegossen wurde, so wie dasselbe diesen berührte. Am Abend des folgenden Tages leuchtete das Meerwasser im Hafen ebenfalls sehr stark. Das am 20. April geschöpfte Wasser zeigte am folgenden Tage außer 2 Cyklopen und mehren sehr kleinen Infusorien eine beträchtliche Anzahl kleiner Medusen.

15. Merkwürdiges Leuchten der See in der Nähe der Shetlandsinseln. Der Leuchtthurm-Inhaber zu Sumburghead in Shetland schrieb unter dem 19. September 1836 an den Ingenieur Stevenson Folgendes: »Die Heringsboote fuhren in der Nacht hinaus aufs Meer, aber ein heftiger Sturm aus Nordosten trieb sie bald von ihren Netzen weg, von denen sehr viele verloren gingen. Bei dieser Gelegenheit bemerkten sie ein Licht, das sie ungemein belästigte; es glich einem im Wasser stehenden Glühofen, und die Lichtstrahlen schoßen zu einer bedeutenden Höhe empor; mit Tagesanbruch wurde es schwächer und verschwand endlich mit dem Tageslicht ganz, aber es dauerte zwei Nächte hindurch, und stand einigen der Boote so nahe, daß die Leute schon daran dachten, die Leinen abzuhauen, um ihm aus dem Wege zu kommen. (Ausland.)

16. **Leuchten des Meeres in der Nähe von Montpellier.** Herr Dunal hat neuerlich einen Bericht über das Leuchten gegeben, welches man bisweilen im Meere in der Nähe von Montpellier bemerkt. Die Fischer von Languedoc nennen es ardent, oder in der Volkssprache ardenn; es findet zu allen Jahreszeiten statt, aber nur an gewissen Tagen. Bisweilen zeigt es sich so stark, daß der Fischfang unmöglich wird, weil die Fische, die in diesem Falle vom Lichte strahlenden Netze vermeiden. Oft gibt es ardent in dem Wasser, ohne daß man dergleichen an der Oberfläche bemerkt. Wenn man in diesem Falle auf das Wasser schlägt, wird der Theil, welchen man aus seiner Stelle vertrieb, augenblicklich leuchtend. An den Tagen, wenn das ardent sich zeigt, findet man in den Lagunen Stellen, die nicht leuchten; dieselben haben auch keine Fische und die Fischer sagen, sie sind kalt; andere dagegen leuchten sehr stark, und die Fische finden sich daselbst in besonders großer Anzahl; solche Stellen nennen die Fischer warme, ohne daß sie um die Temperatur der einen oder andern sich bekümmert haben. — In der Gegend von Montpellier beobachtet man das Leuchten des Meeres nur in dunklen Nächten, und häufiger im Sommer als im Winter. Die Bewohner von Venedig erwarten es nach jedem ruhigen Tage.

Herr Dunkan theilte in einer Sitzung der britischen Gesellschaft die Beobachtungen eines Arztes über diesen Gegenstand mit. Am 28. Oktober 1836 zeigte die See ein sehr glänzendes Schauspiel; jede Welle erschien wie eine rollende Masse von Phosphor; er verschaffte sich etwas von diesem Wasser, und noch 18 Stunden später, wenn dasselbe in die geringste Bewegung gesetzt wurde, zeigte es phosphorescirende Funken, was aber nicht der Fall war, wenn es ruhig blieb. Dann zeigten sich unzählige scheibenförmige Thierchen, gleich ungemein kleinen Oeltropfen, ungefähr 60 bis 80 auf einen Quadratzoll Wasser; sie wurden sichtbarer, wenn man ein Stück schwarze Seide unterlegte und erschienen dann fast weiß oder durchsichtig, mit Ausnahme eines Punktes, der dunkel blieb und stets am Rande der Scheibe gelegen war, auch war ihre Größe sehr verschieden. Er behielt das Wasser sechs Tage lang, nach deren Verfluß das Leuchten in der Dunkelheit, wenn man das Wasser in Bewegung brachte, noch bemerklich war, aber allmälich minder glänzend wurde. Man hat geglaubt, diese Thierchen schwämmen fortwährend auf der Oberfläche des Wassers, und ihre Anwesenheit an bestimmten Stellen hänge vom Wind und andern Umständen ab; schließt man jedoch nach gewissen Analogien, so kann ihr Erscheinen nicht ganz von zufälligen Ursachen abhängen, sondern wie die Johanneswürmchen durch einen besondern Zustand der Atmosphäre aus ihren dunkeln Verstecken hervorgelockt werden, so scheinen auch diese Thierchen nur bei gewissen Verhältnissen ihres Elements aus der Tiefe aufzusteigen. (Ausland 1837.)

17. Am Abend des 18. Sept. 1838 hatte man zu Cherbourg in Frankreich das schöne Schauspiel eines phosphorescirenden Meeres: die Wellen schimmerten, und die Uferlinie, wo die Wogen anschlugen, stand ganz in Feuer. Der Kanal war erleuchtet, so weit man nur sehen konnte. An der Küste von La Hogue dauerte die Erscheinung von 10 Uhr bis Mitternacht. Dieselbe Erscheinung hatte man in der Nacht des 27. August in Havre. (Ausland 1838.)

Der Wellenschlag.

Das schöne Bild der Wellenbewegung ist eine Folge der das Meer belastenden Luftschicht; das mehr oder minder stärkere Einwirken derselben bedingt auch die Größe und Höhe der Wellen. Von der sanftesten Wölbung des ruhigen Spiegels bei heiterem Wetter an den südlichen Küsten Europas, bis zum brüllenden Steigen der ewig beweglichen Nordsee sind keine Grenzen gegeben; nur stufenweise zunehmend, steigert sich das Erheben der Wellen, bis sie in der Brandung an den steilen Felsen von Skandinaviens Mauer über 100 Fuß hoch himmelwärts ihre Häupter erheben. Alle Bewegung aber, welche wir auf der Oberfläche des Meeres gewahren, mag kaum die Tiefe von 24 bis 30 Fuß durchdringen; unter dem Sturme bleibt der Ozean in seiner ewig unzerstörbar gleichmäßigen Ruhe, nur seine Oberfläche läßt er zürnend in kräftigem Aufwallen gegen die Stürme heraufkämpfen, sein Grund ist so ruhig, wie die Luft am hohen Gipfel der Berge, wenn es an deren Fuße stürmt und donnert und blitzt. Der erfinderische Mensch lernte auch die Wellen bekämpfen; denn die schon den Alten bekannte Thatsache, daß Oel aufs Meer gegossen nicht bloß dieses für die Taucher durchsichtiger mache, sondern auch seine heftigen Bewegungen vermindere, haben neuere Erfahrungen bei Stürmen oft bestätigt. Während kein Schiff der hohen Wellen und des Sturmes wegen auszulaufen wagt, setzen die ostindischen Perlenfischer ihre Arbeit unbedenklich fort.

Da der Stoß des Windes gegen das Wasser die wellenförmige Bewegung des Meeres oder die Wogen hervorbringt *), so ist daher natürlich, daß bei völliger Windstille das Meer ruhig und seine Oberfläche glatt ist. Erhebt sich darauf ein schwacher Wind, so geht

*) Die Entstehung des Wellenschlages läßt sich sehr anschaulich machen, wenn man z. B. einen Stein in ein ruhiges Wasser wirft. Denn um die Stelle, wo der Stein eindringt, entsteht augenblicklich eine kreisförmige Erhöhung, welche durch ihr Niederfallen eine zweite, diese wieder eine dritte u. s. w. bildet, und solche Kreise sind nichts Anderes, als Wellen im verkleinerten Maßstabe.

es in eine kräuselnde Bewegung über, die mit dem Winde zunimmt und bald zum Wellenschlage wird. Jemehr nun die Kraft des Windes wächst, desto mehr vergrößert er die Wellen und treibt sie vor sich her; doch vermag auch ein schwacher Wind, wenn er anhaltend und in derselben Richtung weht, sie mit der Zeit zu einer ansehnlichen Höhe zu erheben. Stürme sind oft von erstaunlicher Wirkung, indem sie schäumende Wellen auf Wellen thürmen, so daß das Meer mit hohen Bergen und tiefen Abgründen bedeckt scheint. Die Wellen bewegen sich dann mit grenzenlosem Ungestüm und verursachen ein Brausen, das Meilen weit im Innern des Landes vernommen wird. Die zerstäubenden Wassertheile bilden einen dicken Dunst, der in die Luft steigt und als Gewölk abzieht, oder als Staubregen, in kalten Himmelsstrichen als Schnee herabfällt; und was den Anblick der Szene noch grausender macht, sind die Scharen von Wasservögeln, die mit Angstgeschrei vor den tobenden Wellen herfliegen. Dennoch befährt der Seemann ein solches Meer, wenn nur das Schiff dauerhaft und in gehöriger Entfernung von den Küsten ist, mit unerschrockenem Muthe, und glaubt sich, bei der großen Vollkommenheit, zu der man die Schifffahrt gebracht hat, völlig sicher.

So sehr aber der Wind das Meer in Unruhe versetzen kann, so trägt er doch andern Theils dazu bei, die aufgeregten Wellen in Schranken zu halten, da er dieselben, nachdem sie eine gewisse Höhe erreicht haben, niederdrückt. Daher kommt es auch, daß die Aufwallung des Meeres nach einem Sturme größer ist, als während desselben; denn die Wellen, welche sich vorher nicht frei bewegen konnten, befinden sich nun im Zustande völliger Ungebundenheit und verstärken ihre Schwingung. Diese heftige Aufwallung nennt man, weil die Wassermassen aus der Tiefe heraufsteigen und also einen leeren Raum zu bewirken scheinen, hohle See. Sie ist für die Seefahrer eine der gefährlichsten Erscheinungen. Das Schiff, dem der Wind eine Stütze gewährte, befindet sich nun gänzlich in der Gewalt der Wellen; es wird von ihnen hin und her geschleudert, und geräth in so heftiges Schwanken, daß bald die eine, bald die andere Seite unter das Wasser zu liegen kommt, und alle Theile aus einander zu bersten drohen. Das Schwanken wird durch die Schwingung der Masten, deren Spitzen weite Bogen in der Luft beschreiben, noch vermehrt, weßhalb man oft genöthigt ist, dieselben über Bord zu kappen, um das Schiff vom Untergange zu retten.

Größe und Schnelligkeit der Wellen. Größe und Gestalt der Wellen hängen von der Tiefe und der Ausdehnung des Meeres ab; zum Theil sind sie kurz und schmal, zum Theil lang und breit. Jene sind die der Schifffahrt gefährlichsten, denn sie sind zugleich hoch, und schleudern daher das Schiff gewaltig schnell hin und her. Sie entstehen auf flachen Meeren, wo der Wind leicht bis zum Grunde fortwirkt und hier einen Gegenstoß veranlaßt. In tiefen, weiten Meeren ist die Wellenbewegung ausgedehnter und langsamer. Können sich die Wellen nicht ausbreiten, sondern sind zusammengedrängt, so daß sie übereinander stürzen, sich aufthürmen, so häufen sie sich oft zu wahren Wasserbergen auf. Heftiger Sturm ergreift zuweilen die Gipfel der Wellen und schleudert sie über das Meer hin. Mit ungeheurer Gewalt stürzen die Wellen gegen und über die Schiffe hin. Kotzebue erzählt, wie durch eine Woge, die über sein Schiff stürzte, ein Balken von 2 Fuß im Durchmesser, der Vordermast, zerschmettert wurde. — Die Schnelligkeit der Wellen steht mit ihrer Größe im Verhältniß. Einige große Wellen legen in einer Stunde 6 bis 8 deutsche Meilen zurück. Gewöhnlich nimmt man an, daß sich das Wasser selbst mit der Schnelligkeit der Woge vorwärts bewege, allein dieß ist ein Irrthum; bloß die Gestalt der Welle schreitet vorwärts, nicht ihre Substanz; diese bleibt, mit Ausnahme von wenig Schaum oben, immer an derselben Stelle und steigt und fällt nach den Gesetzen des Pendels.

Nach Bremontier sollen die Wellen im Meere zuweilen bis 60 Fuß hoch werden können. Horner fand sie im großen Ozean selbst bei heftigem Sturm nur 25 Fuß, einmal jedoch 32 Fuß hoch. Wenn jedoch das vom Sturm bewegte Meer an Felsen prallt oder durch Meerengen befangen wird, kann nach Büffon das Gewässer 100, ja 200 Fuß hoch geschleudert werden. An dem Leuchtthurme zu Eddystone hat man bei Stürmen oft das Wasser über den Gipfel des Thurmes hinwegschleudern sehen. — Im Mittelmeer steigen die Wellen nur selten mehr als 8 Fuß über die gewöhnliche Meeresfläche. In der Ostsee steigen die Wellen bis zu 9 und 10 Fuß. (Einige andere Angaben s. im Jahrg. 1839. S. 353.)

Wirkliche Messungen der Wogen sind sehr schwierig, indessen scheinen die Schwierigkeiten nicht unüberwindlich. Man denke sich die Meereswogen unbeweglich versteinert. Was thäte man auf einem am Fuße einer der Wogen gleichfalls feststehenden Schiffe, wenn man ihre wahre Höhe messen, wenn man den vertikalen Abstand zwischen Boden und Spitze angeben sollte? Der Beobachter stiege langsam am Maste hinauf und hielte an, sobald die von seinem Auge aus gezogene horizontale Gesichtslinie die Spitze der fraglichen Woge zu erreichen schiene; die vertikale Höhe des Auges über der Wasserlinie des voraussetzlich unten in der Mulde liegenden Schiffes wäre die gesuchte Höhe. Dieselbe Operation hat man während des Sturmes bei allem Schwanken und Durcheinander zu versuchen. So lang auf einem ruhenden Schiffe der Beobachter seinen Platz nicht verändert, bleibt sein Auge in derselben, leicht zu ermittelnden Höhe über dem Meere. Aber auf einem von den Wogen gepeitschten Fahrzeuge neigen sich beim Stampfen und Schlingern die Masten bald hier, bald dorthin. Die Höhe des Punktes an ihnen, z. B. des Mastkorbes, verändert sich jeden Augenblick, und der Offizier, der darin steht, kann nicht wissen, wie hoch er im Moment der Beobachtung

senkrecht über dem Meere ist, wenn nicht eine zweite Person auf dem Verdeck gleichzeitig die Bewegungen des Mastes beobachtet. Gelingt es einem, auf diese Weise den Unterschied zwischen der Schiefe des Mastes und der Vertical-Linie etwa bis auf einen Schuh auszugleichen, so scheint uns die Aufgabe vollständig gelöst, besonders wenn man zur Beobachtung die Momente wählt, wo sich das Schiff ungefähr in seiner natürlichen Lage befindet, dieß ist aber gerade in der Mulde der Woge der Fall. Um nun zu bestimmen, ob die den Kamm einer Woge streifende Gesichtslinie horizontal ist, bedient man sich des sogenannten Depressions-Sectors, in welchem man mittelst eines Spiegels die Spitze zweier Wogen der vor und der hinter dem Beobachter aufsteigenden, zugleich sieht. Einfacher wäre die Operation, und in manchen Fällen das Ergebniß genau genug, wenn man nur, sogar mit bloßem Auge, auszumachen suchte, wie hoch man am Maste hinauf kann, ohne je, wenn das Schiff unten in der Mulde ist, eine andere Woge zu sehen, als die nächste, welche kommt oder geht. In dieser Form wäre Jedermann dem Geschäfte gewachsen, und die Beobachtung könnte daher auch bei den heftigsten Stürmen angestellt werden, d. h. unter Umständen, wo die Anwendung von Reflektions-Instrumenten mit Schwierigkeiten verknüpft wäre, und wohl auch nur ein Matrose es wagen dürfte, den Mast zu erkletteen.

Brecher — Wasserwände — Brandung. Wenn Wellen über Klippen oder andere seichte Stellen im Meere laufen, so werden sie dadurch höher als die sie umgebenden gehoben und stürzen dann mit Getöse zusammen. Sie dienen dem Seemann zur Warnung, sich von solchen Stellen entfernt zu halten. Man nennt sie **Brecher**. In einigen Gegenden des Meeres bilden sich häufig sogenannte **Wasserwände**. Diese bestehen aus vielen über einander geschobenen Wellen, welche, indem sie über Untiefen getrieben werden, sich stark ausbreiten und, gleich einer Mauer, viele Fuß hoch über die Wasserfläche sich erheben, endlich zerreißen und zusammenstürzen, wobei sie oft die in der Nähe befindlichen Schiffe bedecken und offene Fahrzeuge ganz versenken. Wasserwände kommen namentlich im atlantischen Meere an der Küste von Senegal häufig vor.

Besonders schrecklich ist das Tosen des Meeres an steilen und felsigen Küsten, wo es die **Brandung** bildet. Brandung heißt die Anhäufung und Brechung der Meereswellen an Klippen und am Ufer des Meeres. Die Wellen, welche in schneller, und wegen ihrer Masse und Schnelligkeit heftigen Bewegung sind, finden namentlich bei steilen und felsigen Küsten einen Widerstand, den zu überwinden sie nicht im Stande sind. Jede folgende Welle drängt die vorhergehende, und sobald diese aufgehalten wird, hebt sie dieselbe empor, bis sie sich überstürzt, worauf die gehobene Wassermasse in Gestalt von kleineren Wellen über die neu ankommenden zurückrollt. Diese Erscheinung des Zurückrollens der Wellen heißt **Widersee**. So kommt es, daß sich die Wellen bei der Brandung häufig bis zu einer Höhe von 15, 20, ja 50 Fuß erheben. Bei flachen Ufern oder wenn die See stark bewegt ist, werden häufig die Wellen aufs Land geworfen. Durch die Brandung wird, wie in der Natur der Sache liegt, ein großes Getöse hervorgebracht, welches, besonders bei der Stille der Nacht, Meilen weit gehört wird. Es unterscheidet sich von dem gewöhnlichen Brausen des Meeres durch einen volleren Ton. An einigen Orten zeigt sich die Brandung bei hohem, an andern bei niedrigem Wasser. Sie hängt nicht immer von dem Winde ab; oft zeigt sie sich bei einem starken nicht so ungestüm, als bei einem schwachen oder einer gänzlichen Windstille, so wie sie häufig auch dann statt findet, wenn der Wind vom Lande kommt. Die Ursache scheint hauptsächlich darin zu liegen, daß die Oberfläche des Meeres, wenn auch scheinbar noch so ruhig, doch immer einer gewissen Schwingung unterworfen ist, die besonders am Lande, auf dem hohen Meere aber nur an den in der Ferne befindlichen Schiffen wahrgenommen wird, indem diese bald mehr, bald weniger über die Oberfläche hervorragen, und kleinere abwechselnd ganz verschwinden und wieder zum Vorschein kommen. Sie rührt theils von der Ebbe und Flut, theils von der weit sich verbreitenden Fortpflanzung der Wellenbewegung her; vielleicht trägt auch der Umschwung der Erde dazu bei. In beschränkten Meeren ist die Brandung nicht so heftig, als im weiten Ozean; in der **Ostsee**, wo Ebbe und Flut nicht statt finden, erscheint sie nur unbedeutend. Die stärkste und anhaltendste findet man zwischen den Wendekreisen, namentlich im **indischen Meere**, besonders an der Küste von **Sumatra**.

Den Seeleuten ist die Brandung besonders gefährlich, indem jedes größere oder kleinere Fahrzeug, welches in sie hineingeräth, fast in allen Fällen zertrümmert wird. Es sind Fälle vorgekommen, wo Schiffe durch die Brandung geradezu umgedreht worden sind, so daß das obere Ende des Mastes im Sande steckte, während das untere Ende durch den Kiel getrieben war; auch sind Segel von solchen verunglückten Schiffen aufgefischt worden, welche durch die Gewalt des Wassers wie Stricke zusammengedreht waren. Dessen ungeachtet gibt es Nationen, welche, wegen ihrer außerordentlichen Uebung im Schiffen und Schwimmen, die tobendste Brandung nicht scheuen und ihre besonders dazu eingerichteten Fahrzeuge glücklich hindurch zu bringen wissen. Ja, die jungen Leute unter den Sandwich-Insulanern tummeln sich zum Zeitvertreibe darin herum. Sie setzen sich auf ein langes, an den Enden abgerundetes Bret, und fahren damit durch die Brandung in die See hinein, wobei es mit ihnen von jeder Welle begraben und wieder in die Höhe geschleudert wird. Kehren sie wieder zurück, so bemühen sie sich, den obern Theil einer großen Welle zu gewinnen, welche sie mit reißender Geschwindigkeit nach dem Ufer treibt.

Wenn sie in dessen Nähe gelangt sind, müssen sie zwischen den Klippen hin steuern. Verliert einer bei dieser gefährlichen Unternehmung sein Bret, so gereicht ihm dieß zur Schande.

*

Nach der Meinung der Griechen sollte jede dritte, nach der der Römer jede zehnte Welle durch besondere Größe sich auszeichnen; die Südwinde sollten eine länger fortdauernde Bewegung des Meeres zurück lassen, als der Nordwind.

Ueber die Thatsache, daß Oel den Wellenschlag des Meeres zu besänftigen vermöge, äußert sich Muncke, wie folgt: »Das interessante Phänomen, welches unmöglich in einer eigentlichen Niederdrückung der Wellen bestehen kann, kommt im Wesentlichen auf zwei Wirkungen hinaus, erstlich, daß die gekräuselte Oberfläche des Meeres durch ausgegossenes Oel ruhiger und somit durchsichtiger wird, weßwegen die Fischer dieses Mittel anwenden, um Gegenstände unter dem Wasser zu sehen, und zweitens, daß Schiffe, wenn sie im Begriff sind, zu stranden oder wenn sie über eine Untiefe wegfahren müssen, Oel ausgießen, dadurch eine augenblickliche Besänftigung des Meeres bewirken und sowohl die Untiefe leichter passiren, als insbesondere auch durch eine hohe Welle möglichst weit auf den flachen Strand gesetzt werden, damit die nachkommenden Wellen das Schiff weniger beschädigen, insbesondere aber die Menschen im Augenblicke des Rückganges der Welle und bis zur Ankunft einer neuen sich auf das Land retten. Einige, namentlich Patterson und Achard, leiten diese Wirkungen aus den einander aufhebenden verschiedenen (nicht gleichzeitig und ungleich starken) Schwingungen der ungleichen Flüssigkeiten her, was aber dadurch widerlegt wird, daß die Oeldecke viel zu dünn ist, um in eigenthümliche Schwingungen versetzt zu werden, viel weniger aber, daß diese die starken Oscillationen der Wasserwellen aufheben sollten. Müller dagegen, und insbesondere Weber, messen dieselben theils einer geringen Bindung der Oberfläche des Wassers durch das zähere Oel, hauptsächlich aber dem Umstande bei, daß der Wind von der glatten Wasserfläche abgleitet, mithin die kleinen kräuselnden Wellen auf den größern, welche die Kraft des Ganzen erhöhen, nicht erzeugen, außerdem aber vorzüglich zur Erhaltung der einmal gebildeten Wellen nicht weiter wirken kann, wonach diese, wenn sie nicht fortwährend gehoben werden, nothwendig zunehmend sinken müssen.« Es wäre thöricht, wenn man glauben wollte, eine völlig glatte Oberfläche des Meeres durch Oel bewirken und ein Schiff, welches gegen eine steile Felsenküste getrieben wird, vom Scheitern retten zu können. Dessen ungeachtet kann das Oel an abhängigen Ufern von Nutzen sein. Wenn man nämlich auf eine Welle in dem Augenblick, wo sie den Strand erreicht, eine ansehnliche Menge Oel schüttet, so wird sie durch diese Umhüllung mit einer zähen, zusammenhängenden Materie verhindert, den Gipfel überschießen zu lassen, und gezwungen, den Strand hinauf zu steigen. Es ist daher wohl möglich, daß ein Boot von der Welle, statt von ihr verschlungen zu werden, den Strand hinangetragen wird, und es fehlt auch nicht an Beispielen, daß es Mannschaften gescheiterter Schiffe auf diese Weise gelungen ist, unversehrt das Land zu erreichen. Daß übrigens das Oel kleine Wellen auf kurze Zeit gänzlich besänftigt, sie vom Schaume befreit und mithin das dadurch getrübte Wasser durchsichtig macht, ist keinem Zweifel unterworfen; die Fischer im mittelländischen Meere, besonders die von Neapel und Sizilien, machen täglich Gebrauch davon, um z. B. zu sehen, ob die ausgeworfenen Netze sich gefüllt haben.

*

Ein vortreffliches klassisches Werk über die »Wellenlehre« besitzen wir von den Brüdern Ernst und Wilhelm Weber.

Ebbe und Flut.

Unter allen Bewegungen des Meeres ist die Ebbe und Flut die großartigste und über den ganzen Erdball verbreitet. Es ist jene bewunderungswürdige Bewegung, vermöge welcher es täglich zu bestimmten Zeiten zweimal steigt und fällt. Das Steigen wird die Flut und das Fallen die Ebbe genannt. Bei der Flut erhebt sich das Wasser 6 Stunden lang, so daß es die Ufer beträchtlich überschwemmt, und die Flüsse nicht nur an ihrer Mündung aufhält, sondern auch weit in das Land zurückdrängt. Nachdem es die größte Höhe erreicht hat, steht es ungefähr eine Viertelstunde still, worauf es wieder abfließt und sinkt, bis nach Verlauf von 6 Stunden ein gleicher Stillstand und sodann von Neuem ein Steigen desselben erfolgt. Dieses Sinken und Steigen ist erweislich eine Folge der Anziehung des Mondes und der Sonne. Man nimmt an, daß der Mond auf Erzeugung der Ebbe und Flut einen größern Einfluß ausübe, als die Sonne, und die Zeit des höchsten Wasserstandes steht offenbar unter seiner Herrschaft. Da der Mond ungefähr alle 24 1/2 Stunden durch den Meridian jedes Ortes geht, so ist in den meisten Gegenden der Erde innerhalb dieses Zeitraumes zweimal Ebbe und Flut. In großen Strecken des stillen Weltmeeres und in mehren andern Gegenden hat jedoch der Mond auf Ebbe und Flut keinen Einfluß. Auf Otaheite und auf den georgischen Inseln, welche sich ziemlich in der Mitte des stillen Weltmeeres befinden, steigt die Flut nur um 1 bis 2 Fuß, und der höchste Wasserstand findet Jahr aus Jahr ein um Mittag und Mitternacht statt, und dieß geschieht gerade in der Gegend, wo nach der geltenden Theorie die Mondsfluten am regelmäßigsten und kräftigsten sich äußern sollten. Auf der Küste von Guatemala, am karaibischen Meere, findet in Bezug auf Ebbe und Flut eine ähnliche Ausnahme statt, während auf der entgegengesetzten Küste bei Panama die Fluten des stillen Weltmeeres auf 20 Fuß hoch steigen. Diese Thatsachen dienen zum Beweise, daß man nicht genau weiß, wie die Ursachen, welche Ebbe und Flut hervorbringen, wirken. Zwischen den Wendekreisen steigt im freien Meere die Flut höchstens auf 3 Fuß. Jenseits des 30. Breitegrades steigt sie auf 7 bis 8 Fuß, und bis zum 49. Grade nördlicher Breite auf 18 bis 20 Fuß, von wo aus sie wieder abnimmt, so daß sie jenseits des 65. Breitegrades ganz unmerklich wird. In den engern Meerespässen bei Tunkin und Pegu steigt sie auf 50 Fuß. In eingeschlossenen Meeren ist sie wenig bemerkbar, im ungeheuern

Amazonenstrome noch 120 Meilen landeinwärts sichtbar. Die gewöhnlichste Ebbe- und Flutzeit ist sechsstündig, in vielen Gegenden jedoch zwölfstündig, so daß täglich nur eine Ebbe und nur eine Flut wechseln. Die Expedition von Parry und Lyon fand in den obersten Theilen der Davidsstraße die Flut 9 Stunden lang, mit einer Geschwindigkeit von 3/4 Meilen in der Stunde gegen Süden laufend, die Ebbe nur 3 Stunden andauernd. Die Geschwindigkeit, mit welcher die Flut anrückt, hängt von dem Widerstande ab, welchen sie vorfindet. So wird sie durch weit hervorragende Vorgebirge, durch allmälich sich verengende Kanäle, durch Inselgruppen und Untiefen gehemmt. Nur an wenigen Orten wirken diese Fluten abspülend und fortschaffend, meist ist ihre Wirkung nur oberflächlich, und weder Sand noch Schlamm, weder Muschelbänke, noch das Gewimmel der Seethiere wird vom Meere beunruhigt.

Ebbe und Flut sind nicht allein für die Seeleute, sondern auch für die Küstenbewohner von großer Wichtigkeit. Viele Flüsse würden, wegen ihres reißenden Stromes, gar nicht zu befahren sein, wenn nicht die Flut wäre, welche das Schiff hinaufbringt, selbst wenn der Wind ungünstig ist. Ohne sie würden viele Häfen, wegen ihrer geringen Wassertiefe, oder weil Sandbänke, Klippen und Riffe davor liegen, kein Schiff aufnehmen können; einige werden sogar nur zur Zeit der Springfluten zugänglich. Manches gestrandete Schiff würde verloren sein, wenn nicht die Flut zu Hilfe käme, um es wieder flott zu machen. Den Bewohnern warmer Länder bietet sie die Gelegenheit dar, auf eine leichte Art Seesalz zu gewinnen, indem die dazu gemachten Gruben von ihr mit Wasser angefüllt werden. Sie ist es, die einigen Küsten Bernstein, andern grauen Ambra, oder Korallen, Schwämme u. s. w. zuführt. Die Ebbe, welche das Gebiet des Strandes trocken legt, macht, daß man Krebse, Austern, Muscheln und so manches Andere mit geringer Mühe bekommt, und oftmals, wenn der Wind auf die Küsten weht, ist die Ebbe das einzige Mittel, die Schiffe aus dem Hafen in das offene Meer zu bringen. Da noch überdieß Ebbe und Flut Vieles dazu beitragen, das Meer vor der Fäulniß zu schützen, so muß man diese Erscheinung als eine der einflußreichsten und wohlthätigsten in der Natur betrachten.

(Ueber Ebbe und Flut gaben wir im Jahrg. 1829, S. 87 einen größern Artikel, auf welchen wir verweisen.)

Springfluten. Die sogenannte Springflut ist eine gedoppelt hohe Flut, gewöhnlich so genannt, weil sie eine Ebbe überspringt. Sie findet in der Regel nur bei Hafen- oder Flußmündungen statt, nicht auf offener See, eben so wenig an weit ausgedehnten geraden Ufern, weil hier der Wind, der die Hauptursache der Springflut ist, keine so große Macht hat. Wenn jedoch die höchste Flut, um ein Beispiel zu wählen, in der Elbe ist, und es tritt nunmehr ein starker Nordwind ein, so hindert derselbe den Rücktritt des Meerwassers aus der Mündung des Flusses sowohl, als er auch das Wasser der Elbe selbst in seinem Fortschreiten hemmt. Hält der Wind in derselben Richtung an, bis die Zeit der Ebbe vorüber ist und von Neuem eine Flut kommt, so steigt diese nun natürlich doppelt hoch; sie wird überdieß noch von dem Winde unterstützt, und kann alsdann höchst gefährlich werden.

In Hamburg wird, sobald die erste Flut zurückbleibt und keine Ebbe auf sie folgt, also eine Springflut möglich ist, dieses schon durch einen Kanonenschuß angezeigt, noch mehr aber, sobald die zweite Flut wirklich kommt. Dann flüchten die Bewohner niederer Stadttheile und niederer Wohnungen in denselben, ihr bewegliches Eigenthum in die höher gelegenen Gegenden oder wenigstens in die höhern Geschosse; alle Straßen, alle Keller, alle Parterrewohnungen, nicht selten auch die Beletagen, werden mit Wasser angefüllt; nur die Gegend des Michaelisplazes und die dort gebauten neuen Stadttheile, so wie etwa St. Peter und der hohe Steinweg, bleiben verschont; was aber an den Kanälen liegt, die Gegend des äußern und des innern Hafens, sieht das Wasser in alle Wohnungen dringen; manches Unglück geschieht; selten geht eine solche Springflut ohne ein paar in den Kellern, oft in den Betten Ertrunkene ab, ja selbst die Häuser sind der Zerstörung ausgesetzt, wenn etwa leere Fässer, besonders große, in den Kellern liegen. Diese nämlich werden durch das eindringende Wasser gehoben, gegen den Boden der Parterrewohnungen oder gegen die Decke der Gewölbe getrieben; sie pressen dieselben auseinander, und es kann dann leicht sein, daß ein so von äußern und innern Feinden bestürmtes Haus zertrümmert wird. Zudem baut man in Hamburg größtentheils von Fachwerk (halb Holz, halb Ziegelstein), was ohnedieß keinen festen Zusammenhang hat. Um jedoch solch einem Unglück auszuweichen, werden entweder die leeren Fässer fortgeschafft, oder wenn dazu keine Zeit mehr bleiben sollte, wenigstens die Spund- und Zapflöcher geöffnet, damit das Wasser hineindringen kann, was dann zur Folge hat, daß sie gefüllt werden und liegen bleiben. Selbst Fässer, die noch halb voll Wein sind, öffnet man so, oder schlägt ein Loch hinein, um den Ruin des Hauses zu verhindern.

Wenn die Springfluten schon in Hamburg, 10 Meilen vom Meere entfernt, gefährlich werden können, indem das Wasser dort bisweilen 30 Fuß über den mittlern Wasserstand der Elbe sich erhebt, so muß dieß an Häfen und Flüssen, welche unmittelbar in den großen Ozean münden, natürlich noch mehr der Fall sein,

und diese Fluten, welche noch eigene Namen haben, wie Mascaret in Frankreich oder Pororocca in Südamerika, gehören zu den furchtbarsten Naturerscheinungen. Vor einigen Jahren ward durch solch eine ungeheure Spring- und Sturmflut (die Holländer nennen dieselbe Wasserratte) eine ganze Kauffahrteiflotte in einem Hafen der Antillen zertrümmert, weil das Wasser mit unwiderstehlicher Allgewalt sich über die Hafendämme oder Molos und durch die Mündungen der Einfahrt stürzte, daß alle Schiffe von den Ankern gerissen, theils gegeneinander geschleudert wurden, was in der Regel beide Schiffe, die das Unglück trifft, zertrümmert, theils aber auf den Strand kamen, oder gegen die gemauerten Quais stießen, wodurch sie dann solche Beschädigungen erlitten, daß sie für den fernern Dienst unbrauchbar waren. Die stärksten vierundzwanzigzolligen Ankertaue wurden dabei zerrissen, wie verbrannte Zwirnfäden; die Wassermasse erhob sich so urplötzlich, trieb das ankernde Schiff so gewaltsam zu der Höhe, daß die Ankertaue, gleich Saiten gespannt, mit einem furchtbaren Ruck zerrissen und auch unmittelbar darauf die Schiffe gegen die Felsen oder auf den festen Grund des Ufers geschmettert wurden, in tausend Trümmer zerschellend. An Rettung der Fahrzeuge war gar nicht zu denken, kaum war noch die Rettung eines Theiles der Mannschaft möglich, denn Alles geschah mit Blitzesschnelle und war eben so schnell vorüber.

(W. F. A. Zimmermann: »Das Meer ꝛc.«)

(Ueber die Pororocca und das Mascaret, die eigenthümliche Springflut der Dordogne, s. m. Jahrg. 1829, S. 88.)

Die Meeresströme.

Das Meer bewegt sich seiner ganzen Masse nach unaufhörlich von Osten nach Westen. Diese Bewegung läßt sich mitten auf dem Meere nicht wahrnehmen, weil das Schiff unvermerkt vom Wasser fortgetragen wird, so wie auch die Flüsse, wenn man auf denselben hinabfährt und den Blick bloß auf das Wasser richtet, still zu stehen scheinen. Desto mehr äußert sie sich an den Küsten der Länder, kann jedoch oftmals von den Bewegungen der Ebbe und Flut nicht unterschieden werden. Diese Bewegung ist am stärksten zwischen den Wendekreisen, wo sie die Aequinoktial-Strömung genannt wird. Sie geht hier nicht genau gegen Westen, sondern weicht auf der nördlichen Halbkugel etwas nach Süden und auf der südlichen etwas nach Norden ab. Ihre Geschwindigkeit beträgt im offenen Meere 2 bis 3 Meilen auf 24 Stunden; daher die Schiffe z. B. Reisen von den kanarischen Inseln nach Westindien, von Mexiko nach den Philippinen, von Ostindien nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung schneller beendigen, als es möglich wäre, wenn sie nur vom Winde getrieben würden. Da, wo das sich bewegende Wasser zwischen Ländern eingeengt wird, nimmt es einen reißenden Lauf und legt an manchen Orten mehre Meilen in der Stunde zurück. Diese Bewegung wird in der Schiffersprache die westliche Strömung und von den holländischen und deutschen Seeleuten die Dienung genannt. Ihre Ursache liegt hauptsächlich in dem täglichen Umschwung der Erde um ihre Achse, welcher von Westen nach Osten geht. Unstreitig tragen auch die zwischen den Wendekreisen herrschenden Passatwinde zu ihrer Verstärkung Vieles bei. Auch die Ebbe und Flut mögen wohl mit einwirken.

Anderer Art sind die eigentlichen Ströme oder Strömungen des Meeres, worunter man diejenigen Bewegungen des Meerwassers versteht, wo ein Theil desselben, wie in einem Bette zwischen zwei Ufern, durch die übrigen Theile dahin fließt. Die Anzahl dieser Ströme ist sehr groß und ihre Kenntniß dem Seefahrer unentbehrlich. Nur diese setzt ihn in den Stand, seinen Kurs (Lauf) so einzurichten, daß er in dem einen Falle von dem Strome den größten Vortheil zieht, oder in dem andern den geringsten Nachtheil erfährt; die genaue Bekanntschaft mit diesem befähigt ihn, seine Reise zu beschleunigen und Gefahren zu vermeiden; ja von dieser Erscheinung und den sie erzeugenden Luftströmen hängt der Weg ab, den ein Schiff nehmen muß, um in der kürzesten Zeit von einem Hafen zum andern zu gelangen. Ein Schiffer, der von der Mündung des englischen Kanals nach der Havannah will, darf nicht, wie es der Blick auf die Karte vermuthen läßt, den kürzesten Weg nehmen und seinen Kurs nördlich von den Azoren auf die Halbinsel Florida und die Bahamastraße setzen; sondern er wendet sich, sobald er den englischen Kanal verlassen und den atlantischen Ozean betreten hat, sofort nach Süd-Südwesten, schifft zwischen den Azoren und den kanarischen Inseln hindurch, sucht den Wendekreis des Krebses gegen den 20. Grad der Länge westlich von Ferro, das ist mitten im Ozean, zu schneiden, steuert von dort nach den kleinen Antillen und durch das karaibische Meer längs der südlichen Gestade der großen Antillen, und gelangt so nach seinem Bestimmungsorte. Daß dieser scheinbare Umweg genommen wird, beruhet auf den herrschenden Luft- und Meeresströmen. Auf jener geraden Linie vom englischen Kanal nach der Bahamastraße würde der Schiffer, mit westlichen und südwestlichen Winden und östlichen Strömungen kämpfend, die größten Mühseligkeiten zu überwinden haben, und dadurch einen so großen Zeitaufwand brauchen, daß zu der Reise von Hamburg nach der Havannah 3 bis 4 Monate gebraucht würden, während auf der großen Curve die kleinen Antillen in 35 bis 40 Tagen erreicht werden und der Anker im Hafen der

Havannah am 55. oder 60. Tage nach der Abreise von Hamburg ausgeworfen werden kann.

Die Meeresströme sind verschieden an Größe, Richtung, Geschwindigkeit und Stärke. Sie liegen in verschiedenen Tiefen, und es gibt solche, welche sich kreuzen oder sogar in direkt entgegengesetzten Richtungen sich ergießen. So z. B. ist gewiß, daß ein Strom vom atlantischen Meere durch die Meerenge von Gibraltar ins Mittelmeer sich ergießt. Dieser Strom liegt zu Tage. Man hat aber auch viele Ursachen, anzunehmen, daß ein gerade entgegengesetzter Strom unterhalb des sichtbaren durch die Meerenge von Gibraltar vom Mittelmeer in das atlantische gehe. Für die Existenz (wirkliches Bestehen) des westlich gehenden Unterstromes in der Meerenge von Gibraltar führt man an, daß 1712 ein holländisches Schiff vom einem französischen mitten im Kanale in den Grund gebohrt worden sei, davon die Trümmer im atlantischen Meere zum Vorschein gekommen wären. Für die Existenz von tiefen Strömungen spricht auch der Umstand, daß in einigen Theilen des Ozeans das Wasser bei gewissen Tiefen eine höhere Temperatur zeigt.

An einigen Orten laufen daher die Ströme, gleich den Luftströmen, in entgegengesetzter Richtung neben oder übereinander. Einige fließen langsam, dagegen andere 10 bis 50 oder noch mehr Seemeilen in einem Tage zurücklegen. Die merkwürdigsten Strömungen im Ozean sind diejenigen, welche beständig derselben Richtung folgen; sie begleiten gewöhnlich den Lauf der weitläufigen Kreiswinde in jedem Ozean und haben außerdem eine allgemeine Verbindung unter einander, so daß beständig viel Seewasser aus einem Meeresbecken in das andere übergeht. Das Wasser des nördlichen atlantischen Ozeans ist unter den Breitegraden zwischen dem Aequator und den neufoundländischen Bänken beständig in einer Kreisbewegung, und von dieser bildet die konzentrirte Strömung des Golfstroms einen hervorstechenden Theil; in der Mitte dieses Umlaufs befindet sich der große Anger von schwimmendem Seetang, welchen man das Grasmeer nennt. Seine Stärke wird vielleicht von der Strömung unterstützt, welche aus dem indischen Ozean um das Vorgebirge der guten Hoffnung in den südlichen atlantischen Ozean geht und, indem sie sich mit der Strömung unter dem Aequator vereinigt, gegen Nordwesten in das karaibische Meer streicht. Im nördlichen atlantischen Ozean entsteht auch eine Gegenströmung, welche an den britischen Inseln und der Küste Norwegens vorüberstreicht und in das Polarbecken tritt, von wo sie unter dem Namen der Polarströmung zurückkehrt und, indem sie an den Küsten von Grönland und Labrador zurückstreicht, zu gewissen Jahreszeiten das schwimmende Eis der Polargegenden mit sich führt. Baumfrüchte, welche der amerikanischen heißen Zone angehören, werden alljährlich an die westlichen Küsten von Irland und Norwegen getrieben, und an den Küsten der Hebriden findet man Samen von verschiedenen Pflanzen, die auf Jamaika, Kuba und dem benachbarten Festlande wachsen. Der auffallendste Umstand ist vielleicht, daß man das Wrak eines bei Jamaika verbrannten englischen Schiffes an der Küste Schottlands gefunden hat. Im Allgemeinen haben die Strömungen im nördlichen und südlichen stillen Weltmeere mit denen des atlantischen Ozeans Aehnlichkeit, nur werden sie durch zahlreiche Inseln unterbrochen. Eine japanesische Junke, welche an der dortigen Küste gescheitert war, ist unlängst nach den Sandwich-Inseln getrieben worden, und Theile von Schiffen, so wie andere Gegenstände, die aus dem chinesischen Meere herrührten, wurden häufig von Wallfischjägern im nördlichen stillen Ozean getroffen.

(Ueber den Golfstrom gaben wir bereits im Jahrgang 1828, S. 73 eine Erörterung.)

Ueber Meeresströme enthält M. F. M. Richters empfehlenswerthes Buch, »Die Wasserwelt,« welches wir hier mehrmals benützten, und H. Berghaus Almanach für 1837 mehre interessante Einzelnheiten, welche Freunde der physikalischen Geographie nicht übersehen werden.

Meeresstrudel.

Der Maalstrom. Die Heftigkeit des Maalstromes, eines entsetzlichen Meerstrudels an der Küste von Norwegen, bei der Insel Moskoe, hängt von der Ebbe und Flut des Meeres ab; bei der Flut scheint der schreckliche Wirbel still zu stehen, aber dieß dauert nur eine Viertelstunde, und dann kehrt die Heftigkeit von Neuem zurück. Die Tiefe des Wassers beträgt 40 Klaftern, und zur Ebbezeit kommen die furchtbarsten Wasserfälle dem Strudel an Toben und Brausen nicht gleich. Wird der Strudel noch von einem Sturme bewegt, so erreicht er Schiffe in einer Entfernung von 7 Meilen. Im Jahre 1645 rasete er mit solchem Ungestüm, daß die Häuser in Moskoe bebten und Steine von denselben herabfielen. Ein Bär versuchte einmal von Losoden nach Moskoe zu schwimmen, um sich eins der dort weidenden Schafe zu holen; aber der Strudel erfaßte ihn, und man hörte ihn eine lange Zeit heulen, während er sich vergeblich bemühte, aus dem Wirbel herauszukommen, der ihn mit unwiderstehlicher Gewalt mit hinunterriß.

In Frasers Magazine, Sept. 1834 befindet sich eine Erzählung, worin der Zustand eines Schiffes in diesem Alles verschlingenden Strudel geschildert ist, und woraus wir das Nachstehende entlehnen: — Und nun begann der Wind allmälich schwächer und schwächer zu werden, bis eine völlige Stille eintrat, und allmälich wurde ein fortdauerndes Summen, wie von einem Bienenschwarme, das aus dem beruhigten Ozean

heraufzukommen schien, jedem Ohre vernehmlich. Niemand sprach ein Wort; Jeder hielt den Athem an sich, während er mit einer Aufmerksamkeit lauschte, die das Grauen verrieth, welches sein Herz empfand. »Es ist der Moskoestrom!« rief der Bootsmann. »Der Moskoestrom!« wiederholte die Mannschaft. — »Fort, Leute!« gebot er dann; »hinunter in den Kiel! Setzt mehr Segel an, schafft Alles vom Verdeck! Fort! Fort!« Der Lärm auf dem Schiffe übertäubte das Summen des fernen Strudels; es entstand indeß eine ängstliche Pause, als das frische Segel ausgespannt wurde und die erfahrenen Seeleute sich von der Hoffnung täuschen ließen, daß es noch Wind genug gebe, das Schiff hinwegzuführen. Aber ach! Die schwere Leinwand wollte ihre Falten nicht ausbreiten, und kein Lufthauch kräuselte die Fläche des Wassers. Sie hatten keine Hoffnung mehr; die Seeleute sahen einander in düsterer Verzweiflung an, und jetzt hörten sie mit grauenvoller Deutlichkeit das Getöse des schrecklichen Maalstroms, und die drohenden Felsen von Losoden waren zur Rechten nur zu wohl sichtbar. Allen wurde es klar, daß das Schiff von der Strömung fort in den fürchterlichen Strudel werde hineingerissen werden. Das Fahrzeug näherte sich ihm langsam, und die Gewißheit eines unvermeidlichen Todes wurde jeden Augenblick überwältigender. Im Anfang traten die Matrosen in Gruppen zusammen und blickten traurig einander an, als aber das Brüllen des Strudels lauter und lauter wurde, zerstreuten sich alle auf dem Schiffe. . . . . Es war ein schöner Tag; die Sonne stand glänzend an dem wolkenlosen Himmel; die Wellen funkelten wie blitzendes Silber, und das weiße Gefieder der zahllosen geschäftigen Seevögel wurde in ihren Strahlen noch blendender. Die Insel Moskoe war ganz nahe und sah einladend herüber, aber das Schiff konnte sich ihrer Küste nicht nähern; die Strömung, welche es mit fortriß, gestattete ihm keinen Aufenthalt. Und nun entstand in einiger Entfernung vor dem Schiffe ein entsetzliches Brüllen und Heulen, als liege irgend ein riesenhaftes Seeungethüm im Todeskampfe, und als Diejenigen auf dem Verdecke, welche noch Ohren für die äußern Töne hatten, hinblickten, um sich von der Ursache desselben zu überzeugen, sahen sie ein gewaltiges schwarzes Ungeheuer über der Oberfläche des Meeres gegen den unwiderstehlichen Strom kämpfen; mit seinem unermeßlichen Schweife peitschte es die Gewässer zu Schaum, während es vergebens der Vernichtung zu entrinnen strebte; sie sahen es durch die Gewalt des wüthenden Feindes fortreißen und hörten sein letztes Gebrüll durch das Tosen des Strudels hindurch, als es in den nimmergesättigten Abgrund hinuntergerissen wurde und vor ihren Augen verschwand, um in Atome zerrissen zu werden, denn das ist das Schicksal jedes Dinges, das die Tiefen des Maalstromes sieht. — Das Schiff gleitet dahin, — schneller und schneller; es beginnt in den wüthigen Schnellen, die um dasselbe herumzischen und kochen, zu schwanken, zu wanken; es ist fast am Ziele. Schrecklicher, schrecklicher Augenblick! Das Schiff fliegt seinem Geschick entgegen, schnell, wie der Strahl des Blitzes. Es ist in dem Wirbel des Wassers — rund, rund, rund herum dreht es sich; die Matrosen klammern sich an die Balken und an einander an, um fest zu stehen. Jetzt ist ihr Bugspriet unter Wasser, und ein entsetzlicher Schrei der Verzweiflung erhebt sich gen Himmel. Der Strudel hat mit gierigem Rachen Alles hinuntergeschlungen.«

(Ueber den Maalstrom, so wie über andere Wirbel oder Meerstrudel, als den Saltstrom, die Scylla und Charybdis s. Jahrg. 1828, S. 74 ff.)

*

Ueber große Naturszenen über und auf dem Meere, welche als atmosphärische Erscheinungen zu betrachten sind, als die Moussons- und Passatwinde, Stürme, Windstille, Gewitter, Wasserhosen 2c., s. m. im Jahrg. 1835 von S 109 bis 114 die Artikel: Die Brisen — Passat — Moussons — Gardin — Bora — Windstille — Kampf zweier entgegengesetzten Winde; — im Jahrg. 1836, S. 186 bis 200: Gewitterstürme, Orkane — Wirbelwinde — Land- und Wasserhosen; — im Jahrg. 1837, S. 88: Fata Morgana (Luftspiegelung).

Die Höhe des Meeresspiegels.

Die Oberfläche des Meeres oder der Meeresspiegel muß überall dieselbe Höhe haben, da alle Meere untereinander in Verbindung stehen, und es stets an seiner Oberfläche einen horizontalen (wagerechten, d. h. überall gleich weit vom Mittelpunkt der Erde entfernten) Stand anzunehmen strebt. Alle Höhenmessungen pflegt man daher auf der Erde als Erhebungen über die Meeresoberfläche zu bestimmen. Indeß machen hievon doch diejenigen Meere größtentheils eine Ausnahme, welche vom Lande in ihrer größten Ausdehnung eingeschlossen sind, und mit der übrigen Wassermasse des Meeres nur durch enge Kanäle in Verbindung stehen. So fand man im Jahre 1782 bei Anlegung des Holsteinschen Kanals, welcher die Gewässer der Ost- und Nordsee auf einem kürzern Wege als auf dem natürlichen verbindet, daß die mittlere Höhe der Nordsee 8 Fuß weniger beträgt, als die der Ostsee. Ferner steht das schwarze Meer höher, als das Mittelmeer. Auch das kaspische Meer, das atlantische Meer und der arabische Meerbusen stehen höher, als das Mittelmeer; das arabische Meer etwa um 20 Fuß. Der Grund liegt in den bedeutenden Wassermassen, welche durch große Flüsse in die umschlossenen Meere, z. B. in das schwarze Meer, fortwährend getragen werden, während durch den engen Kanal, durch welchen dieses Meer mit dem Mittelmeere in Verbindung steht, nicht eine gleich große Wassermenge abgeführt zu werden vermag. Ueber-

dieß hat das Mittelmeer eine ausgebreitete Oberfläche, von welcher ununterbrochen große Mengen Wasser abdunsten, ohne daß bedeutende Flüsse diesen Abgang hinreichend ersetzen. Der höhere Stand des arabischen Meerbusens über das Mittelmeer ist die Folge der allgemeinen westlichen Strömung der großen Ozeane, durch welche das Wasser in diesem Meeresarme zusammengedrängt wird.

Schon den Alten war diese hier besprochene Thatsache bekannt, und in ihren Augen um so wichtiger, da viel darauf ankommt, wenn eine Erdenge zwischen zwei Meeren durchstochen werden soll. Man nimmt an, daß in ihrer Kenntniß der Höhe des rothen und des Mittelmeeres der Grund liege, warum die egyptischen Könige Bedenken trugen, die Erdenge von Suez zu durchstechen, und so die genannten Meere zu vereinigen, indem sie nämlich fürchteten, daß durch den Abfluß des rothen Meeres in das mittelländische ein Theil ihrer Besitzungen überschwemmt werden würde. In neuern Zeiten hat sich die Meinung verbreitet, das atlantische Meer stehe in der Gegend der Landenge Darien höher als das stille, was auch wegen der allgemeinen Bewegung des Meeres von Osten nach Westen, die zwischen den Wendekreisen statt findet, sehr wahrscheinlich ist.

Das Meer ist nirgends höher, als das Land, sondern beide bilden eine Fläche von fast gleicher Höhe. So wie aber die Berge des Landes hiervon eine Ausnahme machen, so gibt es auch Küsten, welche, wenigstens zu gewissen Zeiten, niedriger als die Fläche des angrenzenden Meeres sind, weßhalb sie durch Dämme geschützt werden müssen, wie z. B. die Küsten Hollands. Wenn man von einem erhabenen Punkte des Ufers in das weite Meer hinausblickt, so wird dieses in der Ferne immer höher und befindet sich zuletzt in gerader Linie mit dem Auge, daher die Redensart: das hohe Meer. Dieß ist aber eine bloße Augentäuschung, wovon Jeder, der zu Schiffe geht, sehr bald überzeugt wird. Denn je weiter er nach der scheinbar höhern Meeresgegend kommt, desto mehr erhebt sich auch die hinter ihm liegende, von wo er die Fahrt begonnen hat, und endlich scheint es, als wäre das Schiff in einer Höhlung. Dabei nimmt die Erhöhung zu oder ab, je nachdem der Beobachter seinen Standpunkt wechselt; besteigt er einen Mast, so ist sie viel beträchtlicher als auf dem Verdeck, begibt er sich in ein ausgesetztes Boot, so ist sie kaum bemerkbar. Diese Erscheinung bleibt sich beständig gleich, das Schiff mag in einer Richtung steuern, in welcher es wolle. Uebrigens wird auch auf dem Lande dieselbe Augentäuschung wahrgenommen, denn auf jedem Berge hat es das Ansehen, als ob die umherliegende Landschaft, nach dem Horizonte hin, zu einer gleichen Höhe sich erhebe, und fließt ein Fluß vorbei, so scheint es, daß auch dieser in der Entfernung emporsteige und die hinabgehenden Schiffe eine Anhöhe hinauf fahren. Im Ganzen nimmt das Meer die niedrigsten Stellen der Erdrinde ein, was die Flüsse beweisen, die in irgend einer Richtung demselben zuströmen.

Es ist einleuchtend, daß das Meer im Ganzen durch keine Vorgänge erhöht werden kann. Die Verdünstung verzehrt alljährlich die Wassermasse wieder, welche die Flüsse zuströmen lassen, die Anschwemmungen gleichen sich durch anderwärts geschehene Lösungen aus, die plötzlich erhobenen vulkanischen Inselgebilde, die Neubaue der Korallenthiere wiegen immer wieder durch Zerstörung anderer sich auf. Man darf aber zugleich sagen, daß auch ohne solche mögliche Ausgleichung, selbst wenn die aus den Flüssen zuströmende Wassermasse noch dreimal größer wäre, auch diese den Spiegel des Ozeans um keine Linie hoch erhöhen, und immer noch im Unermeßlichen zerrinnen würde, wie im Strome der einzelne Tropfen.

In der ganzen Zeit, aus der Ueberlieferungen vorhanden sind, kann weder ein allmäliches und fortdauerndes Sinken, noch irgend ein Steigen des allgemeinen Meeresspiegels angenommen werden. Zu der allmälichen Erhöhung des Meeresbodens und dadurch des Meeresspiegels, sollte man glauben, trage das Leben der Thier- und Pflanzenwelt im Meere bei. Jedermann weiß, welche zahllose Menge von Geschöpfen der Ozean birgt und nährt. Diese Geschöpfe bilden so zu sagen eine große Stufenleiter von Uebergängen des Flüssigen in das Feste — des Wassers in den Felsen. Vom organisirten Schleimbläschen an, das millionenweise auf dem Wasser schwimmt, und seinen Phosphorschein dem Ozean meilenweit mittheilt, durch alle Gräten-, Knochen-, Rinder- und Schalenthiere hindurch, bis zu den ganze Felseninseln bildenden Korallen, sehen wir die merkwürdige Arbeit der Natur, welche aus Flüssigem Festes bildet, aus Wasser Stein, der sich tausendjähriger Dauer erfreuet. Von den Korallengebäuden wissen wir gewiß, daß sie sich von dem Boden des Meeres emporheben, und also durch sie das Wasser des Ozeans aus seiner Stelle verdrängt, das Becken desselben verengt worden ist. Mit der höchsten Wahrscheinlichkeit können wir auch annehmen, daß die festen Ueberbleibsel der gestorbenen Knochen- und Schalenthiere, besonders der letzteren, die in so ungeheurer Menge vorhanden sind, den Boden des Ozeans erhöhen. Die Schalenthiere hinterlassen bei ihrem Tode einen festen, steinartigen Theil, der bekanntlich nur durch starke Säuren aufgelöst wird, aber den Einwirkungen des Wassers und der atmosphärischen Luft so lange Widerstand leistet, daß er unter gewissen Umständen eher in Steinmasse verwandelt, als aufgelöst wird. An

den Orten des Meeresbodens, wo solche Schalenthiere leben und sterben, müssen sich die kalkartigen, steinharten Gehäuse derselben von Jahren zu Jahren in übereinander liegenden Schichten anhäufen. Diese Ueberbleibsel der Schalenthiere, mit Sand und andern soliden Erdtheilen vermengt und in solche eingepackt, bilden unstreitig den Boden der Meere an allen den Stellen, wo die Umstände die Anhäufung davon zulassen. Dort erhärtet unfehlbar die daraus entstandene Mischung durch irgend einen chemischen Prozeß, oder mit andern Worten: die vormals lebenden Körper versteinern, und es bilden sich die kalkartigen Steinschichten, die wir noch jetzt überall als den Boden ehemaliger Meere auf dem trockenen Lande finden. Ist dem so — und wie soll es anders sein? — so ist klar, daß diese der Zeit und der Einwirkung des Wassers trotzenden Ueberbleibsel des Thierreiches den Boden des Ozeans und aller Meere, in denen solche Geschöpfe leben, allmälich erhöhen müssen. Und trotz dieser Thatsachen wird doch keine Veränderung in der Höhe des Meeresspiegels wahrgenommen, *gewiß ein noch unenthülltes Geheimniß der Natur.*

Die Wanderung des Meeres.

Schon ein oberflächlicher Blick auf unsere Erdkugel überzeugt uns, daß sich das Land nur auf der nördlichen in bedeutender und weit fortlaufender Masse über den Spiegel des Wassers erhebt, während die ungemessenen und für Menschenkunst unermeßlichen Tiefen der südlichen Halbkugel das Meer erfüllt. Die gesammten Länder der nördlichen Halbkugel nehmen einen Flächenraum von 1 Mill. 800,000 Quadratmeilen ein, während auf der südlichen Halbkugel nur 600,000 Quadratmeilen als Land über den Meeresspiegel hervortreten *). Interessant ist die aufgestellte Meinung geachteter Naturforscher, welche diese Erscheinung eines solchen Landreichthums im Norden und einer Landarmuth im Süden der *Wanderung des Meeres*, welche gegenwärtig von *Norden* nach *Süden* vor sich geht, zuschreiben. Das Wasser, sagen sie, *vermindert sich höchst allmälich, aber fortwährend in der nördlichen Hemisphäre, und steigt diesem gemäß in der südlichen.*

Sollten einige unserer Leser durch Anführung dieser Thatsache etwa in Besorgniß gerathen, daß unserer Erdhälfte das wohlthätige und so nothwendige Element des Wassers in Kurzem entzogen werden könnte, so werden wir sie durch die Versicherung trösten, daß eine solche Wanderung äußerst langsam vor sich gehe und einen Zeitraum von Jahrtausenden brauche, um ihren Gang nach dem Süden zu vollenden. Eine solche Wanderung des Meeres nach einer Erdhälfte währt beinahe 7000 Jahre, und wir befinden uns nun etwa in der Hälfte einer Periode, während welcher das Meer nach Süden zieht, hier die Gewässer anhäuft, Alles überwältigt und die Oberfläche alles festen Landes verändert. Dieser Vorgang dauert wenigstens seit den letzten 4000 Jahren und wird noch weitere 3000 Jahre, mit geringer Abnahme der Ursache oder der Kraft, welche dieses veranlaßt, fortdauern. Nach Ablauf dieser 3000 Jahre werden die Gewässer, die jetzt gegen Süden strömen, die entgegengesetzte Richtung nehmen, d. h. sie werden gegen die nördliche Erdhälfte anstürmen, und zwischen dem Jahre 8207 und 15184 die nördliche Hemisphäre allmälich mit Meer überdeckt werden, beinahe eben so, wie gegenwärtig die südliche damit überdeckt ist. In diesem Zeitraume werden die reizenden Gegenden, welche wir bewohnen, wieder vom Ozean überflutet; neue Lagen von Hervorbringungen des Ozeans, von Sand, Gerölle und Bergtrümmern werden diesen Boden bedecken, an welchem wir gegenwärtig mit so inniger Vorliebe hängen, und endlich werden neue Länder und Ablagerungen vom festen Lande, nach bestimmtem Laufe, an diesen Stellen der Erde emporsteigen, welche gegenwärtig das civilisirte Europa, so wie die nördlichen Theile von Asien und Amerika einnehmen.

Die Ursache dieses Vorganges, d. h. dieses Strömens nach Süden, und nach Ablauf von Jahrtausenden wieder nach Norden, ist eine *astronomische* und von dem Engländer R. Phillips in dessen 1824 erschienenen Werke: Ueber die nächste Ursache der materiellen Erscheinung im Universum (deutsch 1826) dargethan. Wir können von seiner wissenschaftlichen Beweisführung, die ganz vorzuführen uns die Berücksichtigung der größern Mehrzahl unserer Leser nicht gestattet, nur Folgendes hervorheben:

»Wenn sich die Erde auf demjenigen Theile ihrer Umlaufsbahn befindet, welcher der Sonne am nächsten steht, so sagt man: sie sei in ihrem Perihelion (Sonnennähe), und sie ist alsdann 4 Millionen Meilen näher bei der Sonne, als wenn sie sich an dem entgegengesetzten Punkte befindet. In ihrem Perihelion ist die Einwirkung der Sonne oder die Centripetalkraft *) beinahe um ein Fünfzehntel vermehrt, und demnach führt sie die Orbicular-Geschwindigkeit täglich durch 61 Minuten, statt durch 57 ihrer Bewegung im Aphelion (Sonnenferne), oder durch 59 Minuten ihrer mittlern Bewegung. —

---

*) Schon Aristoteles u. A. hatten die Vorstellung, daß der Norden der Erdoberfläche sich höher erhebe, als der Süden, wofür ihnen der Lauf der meisten Gewässer als Zeugniß galt.

*) Die Kraft, welche gegen den Mittelpunkt strebt, im Gegensatze der Kraft, welche den Körper von dem Mittelpunkte stets zu entfernen strebt (Centrifugalkraft, Fliehkraft).

Die vermehrte Bewegung und alle die vereinten Kräfte erzeugen nothwendig eine Zunahme in der Ebbe und Flut und häufen eine Wassermasse gegen jenen Parallelkreis der Erde an, in welchem die Richtung der Kräfte liegt. Man kann alsdann sagen: daß die ganze Haushaltung der Gewässer zu kräftiger und vermehrter Thätigkeit angetrieben werde, und daß ein ungewöhnlicher Andrang oder eine ungewöhnliche Energie in den Elementen der Luft und des Wassers statt finden. Daher kommt dann auch ohne Zweifel, daß in unserem gegenwärtigen Zeitalter eine so große und ausgedehnte Wassermasse den Südpol umgibt, welche sich sogar bis zu dem 30. Grade der südlichen Breite erstreckt und in der ganzen südlichen Halbkugel keine beträchtliche Landoberfläche zurückläßt. Die Gewässer werden demnach um diese Zeit durch die eigenthümliche Modifikation (Abänderung) der Kräfte in Masse gegen diese Hemisphäre hingetrieben oder bewegt, um sich durch das vergrößerte Moment ihrer Oscillationen (Schwingungen) der vergrößerten Centripetalkraft der Erde in ihrem Perihelion anzupassen, das in dieser Periode gerade auf den letzten Dezember fällt, während die Sonne vertikal (senkrecht) über den 23. Grad der südlichen Breite geht. In diesem südlichen Parallelkreise liegt demnach die Richtung der Centripetalkraft und der reagirenden Kräfte in ihrem Maximum. Wenn die Erde immer an diesem Tage in ihrem Perihelion wäre, so würde diese Wirkung immer in der südlichen Hemisphäre eintreten, diese stets einen Ueberschuß von Wasser und die nördliche einen Ueberschuß von Land haben. Durch eine entsprechende Combination der Erdkräfte wird indessen das Perihelion vorwärts getrieben, oder vielmehr: die Erde kommt nicht in jedem Jahre mit ihrem Perihelion an derselben Stelle an, sondern ungefähr eine Minute 2 Sekunden eines Grades der Ekliptik davon entfernt, welches in 100 Jahren 1 Grad und 45 Minuten, in 1744 Jahren ein ganzes Himmelszeichen, in 5233 Jahren einen Quadranten und in 20,931 Jahren den ganzen Kreis der Ekliptik ausmacht. Hieraus ergeben sich große Perioden für fortschreitende Veränderungen, die in ihren Resultaten Erstaunen erregen, aber für den einzelnen Menschen unmerklich sind. Perioden, bei welchen jede Abstufung 5233 Jahre beträgt, bei welchen die entgegengesetzten Wirkungen nur erst nach 10,460 Jahren hervorgebracht werden, und bei welchen die gleichen Wirkungen erst in 20,900 Jahren wiederkehren können.«

*

Sollte sich Einer der Freunde unseres Jahrbuches angeregt fühlen, diese Hypothesen, deren in unsern Lehrbüchern und physikalischen Werken in dieser Ausdehnung fast keine Erwähnung geschieht, näher zu prüfen, so empfehlen wir ihn Phillips oben genanntes Werk, oder in Ermangelung dessen Kefersteins Naturgeschichte des Erdkörpers 2. Bd. (Leipz. 1834.)

Aenderung der Verhältnisse zwischen Land und Meer.

Verminderung des Meeres.

Wenn das Meer in Folge von Ursachen, die immerfort wirksam sind, seinen Plaz fortwährend verändert, und, wie wir im vorhergehenden Artikel gezeigt haben, von Süd nach Nord und rückwärts gewandert ist, und eine solche Wanderung noch gegenwärtig statt findet, so muß es interessant sein, zu erfahren, ob das Meer in der Zeit, von welcher uns die Geschichte berichtet, sich in den uns bekannten Gegenden gleich geblieben, sich erhöht oder erniedrigt habe.

Die sorgfältigsten Untersuchungen über diesen Gegenstand hat der 1837 gestorbene Geheimrath von Hoff angestellt, und ist zu dem Enderfolg gelangt, daß der Meeresspiegel sich während der letzten 2000 Jahre in den europäischen Gegenden im Allgemeinen nicht verändert hat (s. oben: die Höhe des Meeresspiegels, S. 49), und wir, im Ganzen genommen, dieselben Meeresküsten haben, welche von den Geographen des Alterthums beschrieben wurden. Nicht läugnen läßt sich aber die Thatsache, daß sich der Meeresboden hie und da (oder an einzelnen Punkten) allmälich erhöht und das Meeresbecken verengt wird. Man hat nämlich zahlreiche Beispiele von mehren Gegenden und Punkten des Meeres, daß die Grenzlinien zwischen Meer und Land in ihrer Gestalt veränderlich sind, daß die Ufer durch das Meer theils benagt und zerstört, theils durch Anhäufungen vorgerückt, und daß Theile des Bodens der Meere erhöht werden; daß die Ströme aus dem Innern der Länder feste Theile mit sich führen, die sie in dem Meere absetzen und zum Theil um ihre Mündungen aufhäufen, daß das Meer hie und da in das Land hineingetreten, oder daß Häfen, Buchten und Busen seicht geworden sind. Es ist gewiß, daß die aus dem Innern der Länder herkommenden festen Theile, eben so wie die von den Küsten durch das Meer abgerissenen, sämmtlich im Meere bleiben, sie mögen nun auf seinen Boden niederfallen, oder an den Ufern abgesetzt werden, und daß in das innere Land davon nichts zurückkommt. Durch solche feste Bestandtheile wird ein Theil der in dem Becken der Meere befindlichen Wassermenge aus ihrer Stelle verdrängt, und die Küsten rücken gleichsam vor.

Beispiele und Beobachtungen über Verminderung des Meeres in einzelnen Gegenden und Meerestheilen werden wir in Nachfolgendem anführen.

Gewinn an Land — Abnahme der Ostsee (das baltische Meer). Am meisten scheint es, daß der Wasserstand der Ostsee sich vermindere, und es sind hier Gegenden noch zu Zeiten der Großväter mit Wasser bedeckt gewesen, auf denen jetzt der Enkel seine Herden in üppigem Ufergrase weidet; Städte und Dör-

ser sind auf hohen Lagen von Seemuscheln, und tief landeinwärts erbauet, und deuten so eine ehemalige Anwesenheit des beschiffbaren Meeres an.

Schweden und Norwegen sollen vor 2500 Jahren noch eine Insel gebildet haben, und so weit unsere historische Kenntniß von den Ländern an der Weichsel zurückgeht, sind die zahllosen Seen und Sümpfe jener Gegend zum Theil ausgetrocknet, zum Theil bedeutend kleiner geworden; eine gleiche Erscheinung findet sich in den Seen von Dänemark, welche so sehr gefallen sind, daß es an manchen Orten an Wasser fehlt. In neuerer Zeit haben sich die Beobachtungen mehr auf das baltische Meer selbst, und namentlich auf den botnischen Meerbusen beschränkt. Schon zur Zeit Karls XII. († 1716) wollte man die Bemerkung gemacht haben, daß das Niveau (Spiegel) des baltischen Meeres sinke, und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fand in Schweden eine sehr lange und lebhafte Erörterung, sowohl über die Ursache dieses Phänomens (Erscheinung), als über die Richtigkeit desselben statt. Ein wissenschaftlich gebildeter Mann, Hellant von Tornea, vermachte sein kleines Erbe der schwedischen Akademie der Wissenschaften unter der Bedingung, daß mit den Nachforschungen über diesen Gegenstand fortgefahren werde. Aus den Untersuchungen und Beobachtungen der Akademiker scheint hervorzugehen, daß längs der ganzen Küste des baltischen Meeres das Wasser in Bezug auf das Land tiefer steht, als früher, und daß die Veränderung nicht gleichförmig gewesen ist.

Die Stadt Pitea *) entfernte sich in 45 Jahren um 2 Meilen vom Meere, Lulea *) um eine. Die alte Stadt Lodisa *) steht jetzt 4 Meilen vom Meere und Westerwik *) 2. Als Tornea *) gegründet wurde, fuhren große Schiffe bis in die Stadt selbst, jetzt liegt sie auf einer Halbinsel. Die Inseln Eugsö und Karö, Aspö und Tesserö sind seit vielen Jahren mit einander vereinigt, und andere, wie Louisö, Psalmodi und Magdelona, hängen jetzt mit dem festen Lande zusammen u. s. w. Auf diese Thatsachen und mehre andere Bemerkungen gestützt, haben Linné und Celsius geschlossen, daß das Wasser im baltischen Meere in einem Jahrhundert um 4 Zoll falle, und daß nach 2000 Jahren das Meer völlig verschwunden sein werde. Celsius veranlaßte 1731 und in folgenden Jahren, daß Zeichen in Felsen eingehauen wurden, um die Größe der Abnahme genauer zu beobachten. Aus Beobachtungen bis 1785 wurde nun geschlossen, daß die Abnahme des Meeres in 36 Jahren 17 Zoll betrage. Genauere Beobachtungen, die man in neuerer Zeit angestellt hat, bestätigen eine so schnelle Abnahme des Wassers keineswegs, stimmen jedoch mit der allgemein angenommenen Meinung überein, daß das von den Wassern des baltischen Meeres bespülte Land sich vergrößert, daß Flüsse und Seen an Tiefe verlieren und in den Seehäfen *) sich Untiefen bilden.

Der gelehrte Naturforscher Herr von Buch hat vor 30 Jahren seine Ueberzeugung ausgesprochen, daß die Oberfläche Schwedens von Fredrickshall bis Abo **) sich langsam hebe und daß diese Erhebung sich wahrscheinlich nach Rußland hinein ausdehne. Diese allmähliche Erhebung des Bodens wird als fortdauernd angenommen. Außer den alten Uferlinien und Meerablagerungen, die man beobachtet hat, spricht noch der Umstand für diese Hebungen, daß man Baumwurzeln auf Höhen findet, wo jetzt kaum Stauden fortkommen, daß Fichtenwälder am Abhang der Berge mit Reihen todter Bäume endigen, die seit Jahrhunderten ihre aufrechte Stellung behielten, und dieß bemerkte man nicht bloß in Schweden, sondern auch in Norwegen; doch scheint Letzteres die allmähliche Erhebung des östlichen Theils der skandinavischen Halbinsel nicht zu theilen, sondern seine Erhebung in frühern Epochen einzelnen Stößen, ungefähr wie bei dem Erdbeben von 1835 in Chile, zu verdanken ***).

Nach den neuesten Beobachtungen ist der Meeresspiegel um die schwedische Küste seit etwa 100 Jahren um 4 Zoll gesunken. Wenn das Wasser so fortdauernd abnimmt, werden Reval, Abo und andere Häfen bald aufhören, Seestädte zu sein.

Der englische Geolog Lyell über die allmähliche Erhebung des Landes von Schweden. Diese Erhebung ist gewiß einer der merkwürdigsten Umstände in der Naturgeschichte der Erde, den man erst in der neuesten Zeit gehörig zu würdigen gewußt hat. Wir theilen deßhalb einige Beobachtungen des berühmten Lyell mit, ein Name, den manche unserer Leser aus unserem Artikel »Geologie« im Jahrgang 1838 kennen und dessen Ansichten als höchst scharfsinnig achten gelernt haben.

Auf seinem Wege nach Schweden untersuchte Lyell die östlichen Ufer der dänischen Inseln Möen und See-

*) Schwedische Stadt an der Mündung des gleichnamigen Flusses — Lulea, an der Mündung des gleichn. Flusses in den botnischen Meerbusen. — Auch die übrigen obengenannten Städte, so wie die Inseln, liegen an und im botnischen Meerbusen.

*) Nach der Petersburger Handlungszeitung vom 18. Mai 1834 wurde die Bemerkung, daß in den letzten 10 Jahren das Wasser bedeutend abgenommen habe, auch in dem dortigen Hafen gemacht.

**) Frederickshall liegt in Norwegen an der schwedischen Grenze, im Stifte Christiania — Abo in Finnland (Rußland). Ein Blick auf die Karte zeigt, daß Herr von Buch die ganze schwedische Küste an der Ostsee und jene Finnlands am botnischen Meerbusen vorzugsweise in das Bereich seiner dießfälligen Behauptungen zog.

***) Die Lehre des Herrn von Buch, vermöge der sich ganze Ländermassen vom Innern der Erde aus emporheben, haben wir im Jahrg. 1838, S. 33 ff. und S. 65 (die Ausbruchs- und Erhebungskrater) näher entwickelt. — Das furchtbare Erdbeben in Chile im Februar 1835, als dessen Folge sich eine Hebung dieses Landes erwies, ist in demselben Jahrgange S. 96 geschildert.

land, aber weder hier, noch in Schonen, konnte er Anzeigen einer neuerlichen Erhebung des Landes entdecken, auch unterstützte in diesen Gegenden keine Sage eine solche Vermuthung. Der erste Ort auf seiner Reise, wo man eine solche Erhebung für wahrscheinlich hielt, war Calmar *), bei dessen Festungswerken, die im Jahre 1030 angelegt wurden, es sich erwies, daß die Grundlagen ursprünglich unterhalb der Meeresfläche angelegt wurden, obwohl sie jetzt nahe an 2 Fuß über dem Spiegel des baltischen Meeres liegen. Ein Theil des Grabens auf der einen Seite des Schlosses, der, wie man glaubte, ehemals mit Seewasser gefüllt war, ist jetzt trocken und der Grund mit grünem Rasen bedeckt. Zu Stockholm fand Lyell mehre geologische Beweise einer Aenderung in dem Verhältniß von See und Land. Es schien ihm, daß er annehmen könnte, als ob innerhalb 14 Jahren das Land an gewissen Punkten nördlich von Stockholm 4 bis 5 Zoll gestiegen sei **). Als man im Jahre 1819 von Söderteljе zum Mälar-See, südlich von Stockholm, einen Kanal grub, fand man mehre Schiffe unter dem Boden, wovon einige augenscheinlich von hohem Alter waren, da sie kein Eisen enthielten, sondern die Planken durch hölzerne Nägel an einander befestigt waren. An einem andern Orte grub man einen Anker auf, an einer andern Stelle auch einige eiserne Nägel. Die Ueberreste eines viereckigen hölzernen Hauses fand man ziemlich in gleicher Höhe mit dem Meere, aber in einer Tiefe von 64 Fuß unter dem Boden. Auf der Flur dieses Häuschens war ein unregelmäßiger Ring von Steinen, augenscheinlich ein roher Feuerherd, denn es lag eine Menge Kohlen und verkohltes Holz darin; außerhalb des Ringes lag ein Haufe unverbranntes Föhrenholz, das man zur Unterhaltung des Feuers zusammengebrochen hatte; auch die getrockneten Nadeln und die Rinde der Zweige waren erhalten. Das ganze Gebäude war in feinen Sand eingehüllt. Außerhalb lagen Späne von einer Fichte, noch mit den Nadeln, wie mit einer Axt abgehauen. Es scheint ganz unmöglich, die Lage dieser begrabenen Hütte anders, als unter der Annahme zu erklären, daß zuerst eine Senkung von mehr als 60 Fuß und dann eine Wiederemporhebung statt gefunden habe. Während der Periode der Senkung muß die Hütte mit Sand und Muschelmergel bedeckt worden sein.

*) Eine Stadt mit 5153 Einwohnern in Smaland (Schweden).

**) Das Sinken des Wassers zu Stockholm wird von Einigen als sehr bedeutend angegeben, da mehre Häuser in der Stadt, die auf Pfählen stehen, seit der Zeit noch lebender Personen gesunken und aus der senkrechten Linie gekommen sind, indem der obere Theil der Pfähle durch den Fall des Wassers und das abwechselnde Trocknen und Naßwerden desselben verfault ist. Die erwähnten Häuser liegen an den Ufern des Mälarsees, welcher in der Mitte von Stockholm mit dem baltischen Meere verbunden ist. Dieser See ist jetzt offenbar niedriger, als früher, allein die Hauptursache dieser Veränderung ist nicht die Hebung des Landes, sondern die Entfernung zweier alten, auf Pfählen erbauten Brücken, welche sonst den Abfluß des süßen Wassers in das Meer verhinderten. Eine andere Ursache ist die 1819 bewirkte Oeffnung des neuen Kanals zu Sodertelie, einem südlich von Stockholm liegenden Orte, wodurch eine neue Verbindungslinie zwischen dem Mälarsee und dem baltischen Meer hergestellt wurde.

Die Küsten von Schweden und Norwegen haben Eigenthümlichkeiten in der Gestaltung, die in merkwürdigem Grade die Wahrnehmung der Veränderungen in dem Verhältnisse von Land und Wasser erleichtern. Skandinavien hat gewissermaßen zwei Küsten, eine innere und eine äußere; die erstere ist die des Landes selbst, die zweite wird durch eine Umgebung von zahllosen Felseninseln aller Größen, die sogenannten Scheeren *), gebildet. Böte und kleine Schiffe machen ihre Küstenreisen innerhalb dieser Scheeren, denn hier fahren sie auf ruhigem Wasser, wenn auch das Meer außerhalb dieses Inselgürtels sehr stark bewegt ist. Allein diese Schifffahrt ist sehr schwierig, und der Schiffer muß die Breite und Tiefe eines jeden engen Kanals und die Lage von unzähligen unter dem Wasser liegenden Riffen sehr genau kennen. Wenn an solch einer Küste in einem halben Jahrhundert das Land einen oder zwei Fuß hoch steigt, so wird die Topographie der Scheeren gänzlich verändert. Einem Fremden, der sie nach einigen Jahren wieder besucht, bleibt ihr allgemeines Ansehen dasselbe; allein die Bewohner jener Küsten finden, daß sie manche von den Kanälen mit ihren Böten nicht mehr befahren können; sie finden auch außerdem noch unzählige andere Veränderungen in der Höhe und Breite einzelner Felsen, die sie sonst nur bei ruhigem Wetter unter dem Meeresspiegel sehen konnten. Die Gneis-, Glimmerschiefer- und Quarzfelsen sind an dieser Küste gewöhnlich sehr hart, zersetzen sich nur langsam, und behalten, wenn sie gegen die Brandung geschützt sind, Jahrhunderte hindurch ihre Form bei. Daher ist es leicht, mit Hilfe von natürlichen und künstlichen Zeichen, die an denselben angebracht werden, die verschiedenen Stufen des Hervortretens aus dem Wasser zu erkennen. Außer den Gipfeln anstehender Felsen finden sich auch sehr viele lose Blöcke von ungeheurer Größe über die Sandbänke und Inseln der Scheeren verbreitet, die wahrscheinlich durch das Eis dorthin getrieben worden sind **). Alle diese haben innerhalb des letzten halben Jahrhunderts an Höhe und Umfang zugenommen. Einige, die früher als gefährliche, unter dem Wasser liegende Klippen bekannt waren, sind jetzt nur noch bei hohem Meeresstande bedeckt. Bei ihrem ersten Erscheinen zeigen sie sich ge-

*) S. deren Schilderung in dem Artikel: Naturgemälde — Landschaftsbilder.

**) Die irrenden Blöcke; s. über dieselben Jahrg. 1838, S. 17.

wöhnlich als eine glatte, kahle und abgerundete Hervorragung von wenigen Fußen oder Ellen im Durchmesser; oft gibt sie nur einen Ruheplaz für eine einzelne Seemöve ab, die daselbst ihre Beute verzehrt. Die auf diese Weise entblößten Felsplatten wachsen nach und nach zu langen Riffen an, welche durch eine Menge von Meergeflügel ganz weiß erscheinen, während andere sich aus einem jährlich unter Wasser gesetzten Riff zu einer kleinen Insel gebildet haben, auf der wenige Flechten, ein Kieferpflänzchen und einige Grashalme beweisen, daß die Sandbank in trockenes Land verwandelt worden ist. Tausende von ringsum liegenden bewaldeten Inseln zeigen die größern Veränderungen, welche die Zeit hervorzubringen vermag. Im Verlauf von Jahrhunderten wird daher der zwischen den jetzigen Inseln vorhandene Meeresboden abgetrocknet und in Wiesen verwandelt sein, die mit Höhen umgeben sind, auf denen hohe Kiefergehölze stehen. Diese letzte Stufe des Prozesses, mittelst dessen lange Fjords (Buchten) und enge Kanäle, die einst bewaldete Inseln von einander trennten, von dem Meere verlassen worden, hat sich seit Menschengedenken an verschiedenen Punkten der Küste ereignet.

Was nun den Umfang des Theiles des nördlichen Europa betrifft, welcher auf diese Weise gehoben wird, so haben wir bis jetzt noch keine hinlänglichen Data, um dieß genau zu bestimmen. Jedoch scheint es wahrscheinlich, daß dieser Landstrich von Gothenburg bis Tornea und von dort nach dem Nordkap reicht, so wie daß das Verhältniß der Hebung stets steigt, je weiter wir nach Norden gehen. Die beiden Enden dieser Linie liegen mehr als 1000 geographische Meilen von einander, und da beide in den Ozean endigen, so können wir auch nicht wissen, wie viel weiter sich die Bewegung unter dem Wasser fortsetzt. Was die Breite des Landstriches anbetrifft, so sind die Grenzen ebenfalls unbestimmt, obwohl sie sich offenbar mitten durch die weitesten Theile des botnischen Busens ausdehnen und sich weit in das Innere von Schweden und Finnland erstrecken mögen. Dauert nun die Emporhebung fort, so wird ein immer größerer Theil der botnischen Bucht, so wie ein Strich der Westküste von Schweden am Ozean, zwischen Gothenburg und Uddevalla, in Land verwandelt werden; und auf der andern Seite müssen, wenn die Veränderung Tausende von Jahren in dem Verhältniß von mehren Fußen in einem Jahrhundert erfolgt ist, große Striche, die jetzt Land sind, zu verhältnißmäßig neuern Perioden unter dem Meere gestanden haben.

Bei Uddevalla und in dem benachbarten Küstenlande fand Berzelius 200 Fuß über dem gegenwärtigen Wasserspiegel emporgehobene Lager von Muscheln, die Arten angehören, wie sie noch jetzt an jenen Küsten des Ozeans leben *). L. v. Buch fand 1807 in Norwegen und zu Uddevalla in Schweden Muschellager von lebenden Arten in einer bedeutenden Höhe über dem Meere. Seit der Zeit haben andere Naturforscher seine Beobachtungen bestätigt, und nach Ström finden sich im nördlichen Norwegen solche Lager in einer Höhe von mehr als 400 Fuß über dem Meere. Alexander Brongniart fand bei seiner Bereisung Schwedens zu Uddevalla eine der Hauptmuschelmassen, die des Kapellbacken, 200 Fuß über dem Meeresspiegel, auf Gneis gelagert, und die Arten waren dieselben, wie die im benachbarten Ozeane lebenden. Er fand ferner bei einer sorgfältigen Untersuchung der Gneisoberfläche, unmittelbar über dem alten Muschellager, Entenmuscheln (Balani) an den Felsen anhängend, ein Beweis, daß das Meer dort lange gestanden hatte. Lyell bestätigte im Sommer 1834 diese Beobachtung, indem er zu Kured, ungefähr eine halbe Meile nördlich von Uddevalla, und in einer Höhe von mehr als 100 Fuß über dem Meeresspiegel, eine Gneisoberfläche fand, die kürzlich durch die theilweise Entfernung einer Masse von Muscheln, welche in der Umgegend viel zum Kalkbrennen und zur Reparatur der Straßen angewendet werden, entblößt worden war. Diese Entenmuscheln sitzen außerordentlich fest am Gneis. Die Gneisoberfläche war auch mit kleinen Zoophyten überzogen; wären aber diese oder die Muscheln fortwährend seit der Emporhebung der Felsen über das Meer der Atmosphäre ausgesetzt gewesen, so würden sie wahrscheinlich zersetzt und zerstört worden sein.

Da genaue Beobachtungen über das Emporsteigen der schwedischen Küste nicht weiter als 150 Jahre von jetzt ab reichen, so wissen wir nicht, ob das Verhältniß der emporhebenden Kraft in einer sehr langen Periode gleichförmig geblieben ist. In denjenigen Gegenden, wo die fossilen Muscheln in der Höhe von mehr als 200 Fuß über dem Ozean gefunden werden, wie zu Uddevalla, Drust und am See Ragwarpen scheint das jetzige Verhältniß der Hebung mehr als vier Fuß **) in einem Jahrhundert zu sein. Selbst bei diesem Verhältniß wären aber 5000 Jahre dazu erforderlich gewesen, um diese Ablagerungen emporzuheben. Da indessen die Bewegung jetzt an verschiedenen Punkten sehr verschieden ist, so muß auch ihre Stärke zu verschiedenen Perioden sehr verschieden gewesen sein.

Einige ausgezeichnete Gelehrte haben lange Zeit hindurch diese Erhebung Schwedens geläugnet; so Herr v. Hoff, de

*) Muschel-Versteinerungen, die man auf Bergen findet, entsprechen in der Regel den lebenden Arten nicht, und stammen demnach aus der vorgeschichtlichen Periode; die oben angeführte Thatsache zeigt demnach eine neuere, schon in der geschichtlichen Zeit vor sich gegangene Erhebung des Landes an.

**) S. die zweite Angabe von 4 Zoll oben S. 52.

in seinem 1822 erschienenen ersten Bande der »Geschichte der Erdoberfläche« mit allen Waffen der Gelehrsamkeit gegen diese Thatsache kämpfte, doch im dritten Bande seines Werkes, der 1834 erschien, freimüthig eingestand, daß seine Mühe unnütz gewesen, indem nach den neuesten Beobachtungen diese Erscheinungen nicht zu läugnen seien.

Veränderungen der relativen Höhe des Landes und der See an der Westküste von Schottland. Herr Smith hat zu Glasgow eine Meerablagerung von feinblättrigem Thon gefunden, mit eingeschlossenen Meermuscheln, welche fast sämmtlich mit neuern Arten dieselben sind. Diese Ablagerung fand er über der jetzigen Meeresfläche in einer Höhe von wenigen Fuß bis zu 70 Fuß; sie enthält außer den Muscheln noch Seegras und Knochen von Fischen und Seevögeln, nicht weit von den Ufern des Loch Lomond gefunden.

Erhebung des Bodens in der Campagna von Neapel. Der Boden in der Umgegend von Neapel hat sich bald gesenkt, bald gehoben. Der Serapistempel dient als bekannter Beweis dieser Schwankungen, und überhaupt findet man an der Küste bei Pozzuoli viele Anzeigen ähnlicher Bewegungen. Längs derselben trifft man auf eine bedeutende Strecke römische Gebäude, welche mit einem 20 bis 22 Fuß hohen, steilen Ufer von niedergeschlagenen Schichten bedeckt sind.

Der Fußboden des Serapistempels (den man jetzt für ein Badehaus zu halten geneigt ist) wird bei dem höchsten Wasserstande einen Fuß hoch vom Meere bedeckt. Von 46 ehemals zum Gebäude gehörigen Säulen, 24 von Granit, die übrigen von Marmor, sind die meisten umgestürzt, nur drei marmorne stehen noch aufrecht. Diese sind 42 Fuß hoch. Vom Fußgestell an bis 12 Fuß aufwärts ist ihre Oberfläche glatt und unbeschädigt. Von da an umgibt jede derselben ein 12 Fuß hoher Gürtel von Löchern der Bohrmuscheln. Diese Löcher sind birnförmig, an der Mündung eng, im Innern sich erweiternd, und man findet noch Ueberbleibsel der Muschelgehäuse darin. Die Größe und Tiefe, so wie die Menge dieser Löcher beweist, daß die Muscheln während eines langen Zeitraums daran gearbeitet haben. Auch mehre der umgestürzten Marmorsäulen sind von Bohrmuscheln angegriffen, keine der Granitsäulen. Das obere Ende des an den stehenden Säulen befindlichen Gürtels von Bohrlöchern ist jetzt also ungefähr 23 Fuß über dem hohen Wasserstand. Es folgt aus diesen Verhältnissen unwidersprechlich daß bei Erbauung des Gebäudes der Boden höher über dem Meere gelegen haben muß, als jetzt, da ihn der hohe Wasserstand überschwemmt, und daß dieser Boden in einer spätern Zeit 24 Fuß unter der Meeresfläche gelegen haben muß, ohne welche Bedingung die Pholaden die aufrecht stehenden Säulen nicht bis zu 24 Fuß über dem Pflaster hätten anbohren können. Und endlich, daß eine letzte Veränderung im Verhältniß des Wasserstandes zu der Landhöhe an dieser Stelle vorgegangen sein muß, welche die Ruinen in die Lage brachte, in welcher wir sie jetzt finden, nämlich in einer fast gleichen Höhe ihres Bodens mit dem Wasserstande. Einige sind der Meinung, daß bei irgend einem der in der dortigen Gegend so häufigen Erdbeben und vulkanischen Bewegungen, der Boden des Gebäudes mit demselben unter das Meer versunken und durch eine später erfolgte ähnliche Begebenheit wieder bis zur Fläche desselben erhoben worden sei. Daß aber solche Veränderungen in der Höhe des Bodens in der Gegend von **Pozzuoli**, und zwar in neuerer Zeit, wirklich vorgegangen sind, das würde sich schon aus andern dort wahrzunehmenden Erscheinungen ergeben, wenn auch die an dem Serapistempel sich zeigenden gänzlich mangelten. Das Meeresufer in der Bucht von **Baja**, nördlich sowohl (wo der Serapistempel steht), als südlich von Pozzuoli, besteht aus zwei Theilen. Der ältere ist das gegen 80 Fuß hohe Felsenufer, aus vulkanischem Tuff bestehend; dieses ist durch das Bewegen des Meeres immer mehr zurückgetreten, und vor demselben hat das Meer Ablagerungen von mehr als 20 Fuß Höhe gebildet, die sein jetziges Ufer ausmachen, einen flachen Landstrich bildend, **la Starza** genannt. Diese Ablagerung enthält nicht nur Ueberreste von Konchylien, deren lebende Originale sich noch dort im Meere finden, sondern auch von Kunsterzeugnissen mancher Art, und Trümmer von Gebäuden. Die ganze Lage und alle Verhältnisse dieses neuen Landstriches, den das jetzige Meer auch schon wieder benagt, beweisen, daß er unter dem Meere gebildet worden sein muß, als dasselbe bis an das alte Felsenufer reichte; daß diese Bildung, so wie die erste Erhebung und Trockenlegung dieses Landstriches früher erfolgt sein muß, als die Erbauung des auf demselben stehenden Serapistempels und einiger noch ältern Gebäude in der dortigen Gegend, deren Reste man darin begraben findet; daß die neuen Ablagerungen auf dem unter die Meeresfläche gesunkenen Boden dieser Gebäude erfolgt sein müssen, und endlich, daß dieser ganze neu angeschwemmte Landstrich später mehr als 20 Fuß über die Meeresfläche emporgehoben worden sein muß.

Der Serapistempel war lange Zeit und ist noch ein Zankapfel unter den Gelehrten, da man verschiedene Erklärungen seines gegenwärtigen Zustandes gab. Unter den berühmten Männern, die ihre Stimmen darüber abgaben, nennen wir **Göthe**.

Ausdehnung des Festlandes in Asien und Afrika. Nicht allein in Europa hat man die Bemerkung einer zunehmenden Ausdehnung des Festlandes gemacht, sondern auch in den übrigen Erdtheilen,

besonders in Asien und Afrika. Im rothen Meere hat sich das Wasser längs den *arabischen Küsten* beträchtlich zurückgezogen. Es gibt daselbst Orte, die vor 2000 Jahren blühende Städte und Handelshäfen waren, jetzt aber tief im Lande und verfallen sind. Besonders merkwürdig in dieser Hinsicht ist die Küste des *glücklichen Arabiens*. Sie stellt eine sandige, mit Schalthiergehäusen und andern Seeprodukten angefüllte Wüste dar, die 15 oder 16 geographische Meilen weit bis an den Fuß der Gebirge sich erstreckt, wo der Boden, wie abgeschnitten, plötzlich in einen fruchtbaren übergeht. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß der ganze Landstrich ehedem unter Wasser gestanden hat. Das Sinken des Meeres an dieser Küste dauert noch immer fort, denn die Stadt *Mochha*, welche von den Portugiesen im Jahre 1513 dicht am Meere angelegt wurde, liegt schon ziemlich weit davon entfernt.

Auch im *westlichen Amerika* werden hie und da Spuren von einem Zurücktreten des Meeres wahrgenommen, und unter den Indiern geht sogar die Sage, daß es vor vielen Menschenaltern Gegenden bedeckt habe, die jetzt an 100 englische Meilen von der Küste liegen. *Latrobe* hat ferner die Beobachtung gemacht, daß der Küstendistrikt von New-York früher einen wenigstens 120 Fuß betragenden höhern Wasserspiegel gehabt habe; auch versichern die Bewohner von Otaheiti, daß ein jetzt freier Fußsteig an der Küste ihrer Insel früher an einigen Stellen unter Wasser gestanden habe. Endlich will auch von Humboldt gefunden haben, daß das Meer bei den Inseln St. Barthelemy, St. Martin, St. Thomas u. a. gegen 360 Fuß höher gewesen sei.

•

Außerordentliche Seichtigkeit des Meeres. Am 15. und 16. September 1835 hat sich längs der Küste von Montevideo (in Südamerika) ein sehr merkwürdiges Phänomen ereignet. Das Meer hat sich plötzlich gesenkt und auf eine weite Strecke hin die Rhede während zwei Tagen trocken gelassen. Alle in diesem Augenblick hier vor Anker liegenden Schiffe berührten den Boden. Seit Menschengedenken hat man nie etwas Aehnliches gesehen. Im Durchschnitt hatte sich die Tiefe des Wasserstandes längs der ganzen Küste um 12 Fuß vermindert. Nach 32 Stunden begann das Meer allmälich wieder zu steigen, und hatte bald seine frühere Höhe erreicht.

•

Ueber die Vergrößerung der Küsten durch »*Anschwemmungen*, über die sogenannte *Deltabildung* durch *große Ströme*« werden wir an einer andern Stelle berichten. Ueber Veränderung der Küsten durch *Sanddünen* s. Jahrg. 1839, S. 83; durch fortdauernde *Steinbildung* S. 87.

Verlust an Land. Zunahme der Meeresfläche. Die Oberfläche des Meeres vergrößert sich auf Kosten des Landes durch *Zerstörung seiner Ufer*, deren Bestandtheile es zernagt, verschlingt und auf seinem Grunde absetzt, dann durch *Austreten über die Ufer*, indem es diese überschwemmt und bedeckt, so daß das, was zuvor trockenes Land war, Meeresboden wird. Die Zerstörung der Ufer wird durch die Atmosphäre und ihre Niederschläge, durch die Landgewässer und durch die Gewalt der anschlagenden Meereswogen an vielen Orten immerfort bewirkt; theils allmälich, man könnte sagen regelmäßig, theils so, daß an den stets von den Wogen benagten Stellen manchmal plötzlich bedeutende Einstürze erfolgen. Erdbeben, vulkanische Wirkungen, Einsinken des Landes bringen ebenfalls Zerstörung der Küsten hervor, die nach Beschaffenheit des Bodens in einer Gegend mehr, in der andern minder bedeutend sind.

Die spanische Insel *Leon*, auf welcher die Stadt *Cadiz* liegt, soll in ältern Zeiten 10 Meilen Länge und 30 im Umfang gehabt haben. Jetzt ist sie nur 3 Meilen lang und 2 breit. Das Meer muß daher das Uebrige weggespült haben. Häufig sind die Sagen von dergleichen Veränderungen an der ausgezackten Küste der weit in das anstürmende Weltmeer hinausragenden *Bretagne* (Frankreich). Diese Küsten sind zum großen Theile von grotesken Felsen gebildet, an denen man deutliche Spuren der zerstörenden Wirkungen des Ozeans wahrnimmt, und alte Sagen haben das Andenken solcher Zerstörungen selbst beim unwissenden Volke erhalten, oder sind aus der seltsamen Gestalt der Küsten entstanden. Es besteht eine solche, in die Fabelwelt hinaufreichende Sage von der Zerstörung der südwestlichen Ecke dieses Landstriches, wo jetzt die kleinen Meerbusen von *Douarnenez* und *Concarneau* sind. In dem erstern lag, so lautet sie, an der *Pointe de Chèvre*, eine uralte prächtige Königsstadt, Namens *Is*, von dem mächtigen König Gralo beherrscht. An dem Hofe und selbst in dem Hause dieses Monarchen war die größte Sittenverderbniß eingerissen, und die Ueppigkeit seiner Tochter, der unmoralischen Prinzessin Dahut, trotzte den Warnungen des frommen Königs, anderer frommen Männer und selbst des heiligen Guénolé. Da sandte der zürnende Gott, nicht Feuer wie nach Sodom, sondern die Fluten des Weltmeeres, und die Stadt ward von ihnen verschlungen; nur der fromme König, von dem Heiligen gewarnt, rettete sich auf einem schnellen Pferde; er ließ zwar die Prinzessin mit aufsitzen, aber die Hand Gottes selbst riß sie herab und stürzte sie in die Fluten, welche an der Stelle die Bai Douarnenez gebildet haben. — Ueber die Lage von Is walten Zweifel ob, denn Einige suchen den Ort dieser Stadt in den Trümmern von *Penmark*. Die ganze

Küste von Penmark bis Raz soll dergleichen Zerstörungen erlitten und dadurch mehre Städte eingebüßt haben.

Einen untermeerischen Wald hat man nicht weit von Saint Brieuc, an den Küsten von Bretagne, bei sehr niedrigem Wasserstande entdeckt. Diese Entdeckung erweist von Neuem, welche furchtbare Ueberschwemmungen und Einbrüche früher hin die Nordküsten der Bretagne verwüstet haben. Durch ein Ereigniß dieser Art im 9. Jahrhundert wurde nach einem entsetzlichen Sturme ein großer Theil der Ufer Armorikas vom Meere verschlungen. Der Berg St. Michel wurde hiedurch vom Festlande abgerissen, und die Bucht von Cancale trat an die Stelle des alten Waldes von Seissey, der zu den Zeiten der Druiden sehr berühmt gewesen. Eine zweite furchtbare Katastrophe ereignete sich im Jahre 1172, welche einen Theil des Bisthums Saint-Pol de Leon und von Treguier abriß.

Auch von den großbritannischen Küsten bewahrt die Geschichte eine Menge sehr auffallender Beispiele solcher Zerstörungen. Die niedrigern Ufer von Norfolk und Lincoln, besonders um den kleinen Meerbusen the Wash, haben starke Einbrüche vom Meere erlitten; Gegenden dort, die noch im 11. Jahrhundert im schönsten Anbau standen, sind zu Morästen geworden. An derselben Küste, bei Sutton, war es, wo man vor mehren Jahren einen vom Meere bedeckten Wald auffand, dessen Bäume an Stämmen, Wurzeln und Aesten noch fast unversehrt waren und wie frisches Holz benutzt werden konnten. Nach Aussage der Fischer bedeckt diese Holzablagerung einen mehre englische Meilen langen Strich des dortigen Meeresbodens. Die Einwohner behaupten auch, daß die Kirche des dortigen Kirchspiels ehedem an einer Stelle gestanden habe, wo jetzt Meer ist, und daß man noch bei niedriger Ebbe Mauerwerk von dem vormaligen Dorfe unter dem Wasser gesehen habe. Es ist dieß nicht bloß als Beispiel vom Eingreifen des Meeres bemerkenswerth, sondern noch weit mehr als ein Beweis für das dort erfolgte Versinken eines Landstriches von nicht unbedeutender Ausdehnung. Dieses Versinken scheint zwar nicht der Zeit der Ueberlieferung anzugehören, aber die Erscheinung läßt sich doch auf keine andere Weise erklären. Nach dem Versinken des mit Wald bewachsenen Landstriches scheint sich über der Niederlage von Holz und andern Gewächsen in diesem seichten Theile des Meeres eine Schicht von Thon darauf abgesetzt und allmälich den Boden über die Fläche des Meeres erhöht zu haben. Vielleicht hat auch eine Erhebung von Innen heraus daran gewirkt. Als die über dem versunkenen Walde liegende Sand- und Thonschicht wieder trockener Boden war, standen auf den dort jetzt Untiefen im Meere bildenden Punkten Kirchen und andere Gebäude. Diese nun und den obersten Theil der Thonlage hat die mechanische Wirkung der Meeresbewegungen wieder zerstört.

Eine zweite, nicht minder merkwürdige Erscheinung derselben Art ist der Wald unter der Meeresfläche in der Cardigan-Bai. Dieser Wald erstreckt sich mehre englische Meilen weit längs der Küste von Merionetshire und Cardiganshire, und ist durch die Mündung des Dovay in zwei Theile getheilt. Die Küste ist hier mit Sand bedeckt, welcher bei niedrigem Wasserstand trocken liegt. Eine Strecke, welche Bord Sands heißt, nimmt den südlichen oder kürzern Theil der beiden Hälften ein. Diese Sandbank ist gegen die Landseite hin durch einen Wall von Schiefer begrenzt, das Wasser des Leryflusses fließt, zum Theil durch diesen Wald durchsickernd, in die See und verliert sich zum Theil in ein Sumpf- oder Marschland, welches den nordwestlichen Winkel von Cardiganshire ausmacht. Der unterseeische Wald besteht aus niedrigen Baumstämmen, welche offenbar ihre ursprüngliche Stellung beibehalten haben; einige derselben haben lange, sich schlängelnde Wurzeln, welche sich auf der Oberfläche der Küste ausbreiten. Die Bodenschicht, in welcher sie wachsen, ist jetzt mit einem Lager von Torf bedeckt, und viele Stämme gehen durch letzteres hindurch. Das Holz findet sich auf jeder Stufe der Verderbniß. An vielen Stellen ist die Rinde um den Stamm geblieben, so daß diese weit weniger verändert ist, als dieß sonst durch die Zeit geschehen würde. Unter den Holzarten ist die schottische Tanne oder Pinus sylvestris am leichtesten zu unterscheiden. Diese ist so wenig verändert, daß man das Holz derselben bisweilen noch zum Bauen benutzt. Eine andere Holzart, welche in dem unterseeischen Walde der Cardigan-Bai gefunden wird, und welche entweder Birke, Erle oder Weide zu sein scheint, ist mehr durch und durch zerfallen. Aber die auflösende und fressende Kraft des Wassers hat bloß auf den Splint, die harzigen Theile, das Gummi und den übrigen Inhalt der Holzgefäße eingewirkt, nicht aber auf die Gefäße selbst. Der Strich, welcher hier beschrieben wurde, wird von den Eingebornen von Wales Lontrew Gwaelod genannt, das heißt das Niederungen-Hundert. Nach den ältesten Berichten wurde derselbe etwa um das Jahr 520 der christlichen Zeitrechnung durch den Einbruch der See überschwemmt.

(N. Frorieps Notizen.)

Am 17. Juli 1837 haben die mit dem Herausschaffen des Sandes im Hafen von Talbot in England beschäftigten Arbeiter ein Wohngebäude entdeckt, dessen Dachung 12 Fuß unter dem Sandbette steckte. Das Haus war vollkommen gut erhalten, und neben demselben befanden sich mehre Baumstämme. Die ältesten Leute wissen sich an keine dort erfolgte Meeresaustretung zu erinnern; es scheint demnach, daß dieses Haus Jahrhunderte lang im Sande begraben lag.

In Holland nimmt man die jährlichen Vergrößerungen einiger Meeresbuchten, namentlich des Harlemer Meeres, des Leidner, des Spieringer und des alten, wahr, welche 1531 bis 1591 jährlich 96,5 Morgen, von 1591 bis 1647 jährlich 30 Morgen, von 1647 bis 1687 jährlich 25,2 Morgen, von 1687 bis 1740 jährlich 26 Morgen betrugen. Der zwischen den Provinzen Holland, Utrecht, Geldern, Overyssel und Friesland liegende Zuydersee war vormals festes Land, welches ein Arm des Rheins durchströmte. Im 13. Jahrhundert drang das Meer hier ein, überschwemmte die ganze Gegend, und ließ die Inseln Texel, Vlieland, Schelling, Neuland u. s. w. zurück. Im Jahre 1421 ergoß sich das Meer über den ganzen Landstrich um Dortrecht und Gertruidenburg, den man das Bergse Veld nannte. Obschon das Wasser nach und nach etwas ablief, so kamen doch von den 71 überschwemmten Dörfern nur 49 wieder zum Vorschein; die Gegend um Dortrecht wurde zur Insel, und es entstand der Busen Biesbosch. Die Insel Orisant, welche nordöstlich von Nord-Beveland lag und sich bis Zierikzee erstreckte, fand 1658 in den Wellen ihren Untergang. Die Insel Schouwen hatte sonst eine viel größere Ausdehnung gegen Mittag, als jetzt, und die Ost-Schelde, wodurch diese Insel von Nord-Beveland getrennt wird, war so schmal, daß die Bewohner von beiden Ufern mit einander sprechen konnten; aber die eindringenden Meereswellen haben nach und nach zu beiden Seiten so viel Land abgerissen, daß jetzt die Breite des Flusses über drei Viertel einer deutschen Meile beträgt.

Groß sind die Verheerungen gewesen, welche die Nordsee nördlich von der Elbe-Mündung, von der Insel Helgoland an, längs den Küsten von Schleswig angerichtet hat. Helgoland, das gegenwärtig so winzige Felseneiland, hat in der Vorzeit, wie man annimmt, auf meilenweitem Umfange eine zahlreiche Bevölkerung ernährt, ja war in heidnischer Zeit der politisch-religiöse Mittelpunkt eines bedeutenden germanischen Volksstammes. Diese »juchtenfarbige, mit gelben Bandagen umwickelte Felsenmumie«, wie sie L. Wienbarg nennt, soll einst die Königin der Nordseeinseln, die Oberpriesterin einer friesischen Gottheit gewesen sein. Jedoch ist diese Sagengröße Helgolands in neuester Zeit durch Herrn Professor Lappenberg in Hamburg bestritten worden. Herr Lappenberg sucht darzuthun, daß die Sagen von dem großen Umfange, von der großen Bevölkerung und der geschichtlichen Bedeutung des alten Helgoland in den ältesten und glaubwürdigsten Quellen keine Bestätigung finden; L. Wienbarg sucht jedoch, in seinem 1838 erschienenen Buche: »Helgoland«, die alte Größe dieser Insel zu beweisen. Jetzt besteht Helgoland nur noch aus einigen hohen, bloß durch den angestrengtesten Fleiß der Einwohner mit ein wenig Erde bedeckten Felsen. Aber auch diese untergräbt das Meer fortwährend, reißt beträchtliche Massen davon ab und wird sich höchst wahrscheinlich nach und nach des Ganzen bemächtigen. Erst in neuester Zeit ist der sogenannte »Mönch« vom Meere verschlungen worden.

Am stärksten haben diese Zerstörungen den südlichen Theil der Westküsten von Schleswig betroffen, und besonders die Insel Nordstrand. In der Gegend dieser ehedem mit dem festen Lande, zwar wohl nicht ganz fest verbundenen, aber doch nur durch Bäche von ihm geschiedenen Insel, sonst, mit Inbegriff der auch dazu gehörenden Inseln Sylt und Föhr, Nordfriesland genannt, bestand, so lange diese Verbindung dauerte, d. i. bis zum Jahre 1240, ein sehr angebauter und bevölkerter Landstrich, von Norden nach Süden 9 bis 11 und von Osten nach Westen 6 bis 8 geographische Meilen breit, welcher in dem genannten Jahre vom festen Lande abgerissen und zum Theil von den Wellen verschlungen wurde. Die dadurch entstandene Insel Nordstrand hatte gegen das Ende des 16. Jahrhunderts über 4 geographische Meilen im Umfang und war ebenfalls wegen ihrer Bevölkerung und Kultur berühmt. Neue, immer wiederkehrende Fluten verwüsteten sie zwar oft, und nahmen ihr selbst Land weg, doch behielt sie noch lange Zeit gegen 9000 Einwohner, und hohe Dämme waren zu ihrem Schutze angelegt worden. Endlich aber, im Jahre 1634, am 11. Oktober Abends, wurde die ganze Insel überflutet und gänzlich zerrissen, wobei 1338 Häuser, Kirchen, Thürme u. s. w. zerstört wurden, 6408 Menschen und 50,000 Stück Vieh umkamen, und von der großen Insel nichts übrig blieb, als drei kleine Stücke, die Insel Pelworm, die kleine Insel Nordstrand und das Inselchen Lütje-Moor. Selbst in den neuesten Zeiten fährt das Meer fort, in den dortigen Gegenden Zerstörung anzurichten. In den Jahren 1791 bis 1793 sind die Dämme wiederholt zerrissen und Theile der Inseln vom Meere zerstört worden.

Die Insel Rügen im baltischen Meere, deren ausgezackter Umriß schon die erlittene Zerstörung verräth, soll nach alten Traditionen auf der Südostseite vermittelst der Insel Ruden, der greifswaldischen Oede und einer untergegangenen Insel, Namens Sweza, mit dem festen Lande von Pommern zusammengehangen haben. Einige behaupten sogar, Rügen sei um das Jahr 1200 wohl noch doppelt so groß gewesen, als jetzt; dafür aber sind kein Beweise vorhanden, obwohl von Zerstörungen an einzelnen Stellen, z. B. bei Arcona, Nachrichten geblieben sind. Auch im Jahre 1625 wurde der Insel Rügen ein Stück Landes durch die Flut entrissen und anderwärts angesetzt. Die Insel Ruden ist heut zu Tage sehr klein und von allen Seiten mit Sandbänken und Untiefen umgeben. Ehemals

war ihr Flächeninhalt so ansehnlich, daß sich mehre große Dörfer darauf befanden, und sie hatte einen Hafen. Im Anfang des 14. Jahrhunderts rissen die Fluten eine Landenge weg, welche Ruden mit der einen Theil der Insel Rügen ausmachenden Halbinsel Mönkguth verband, und hiedurch entstand ein beinahe zwei Stunden im Umfang haltender Sumpf, welcher jetzt das Neue Tief heißt. Auch auf der Insel Zingst und der Halbinsel Darz, auf der Grenze zwischen Pommern und Meklenburg, haben ähnliche Veränderungen durch das Anwachsen des Meeres statt gehabt.

Die Sandbank, welche bei der Einfahrt in den Hafen von Swinemünde liegt, war ehemals eine mit der Insel Usedom zusammenhängende Landzunge, und die den dasigen Hafen schützenden Anlagen wurden noch alle Jahre von den Wellen dergestalt überschwemmt, daß sie nur vermittelst ununterbrochener kostspieliger Ausbesserungen erhalten werden können. An der benachbarten Küste sind mehre Wohnhäuser so oft in Gefahr gewesen, von den Wellen verschlungen zu werden, daß man sie weiter hinein ins Land hat verlegen müssen; einige derselben sind sogar wirklich eine Beute der Fluten geworden.

Von Cammin bis an den Meerbusen von Danzig zeigt zwar die glatte Gestalt der Küste, daß auf dieser Strecke das Ansetzen von Land das Uebergewicht über die Zerstörung der Ufer hat, aber dennoch übt auch hier das Meer seine Kraft an den Stellen, wo hohe Küsten sind. So sind die Mauern der Stadt Leba, so ist der Kirchhof des Dorfes Hof in Pommern von den Fluten unterwaschen worden. An derselben Küste, bei dem Dorfe Jershöft, unweit Rügenwalde, sanken im Jahre 1800 drei Morgen Landes, auf dem 40 Fuß hohen Uferlande gelegen, hinab in das Meer.

Auch am mittelländischen und adriatischen Meere hat man die Erfahrung gemacht, daß an verschiedenen Stellen das Wasser seine Grenzen überschritten hat.

In einigen Gegenden der Küste von Dalmatien finden sich Ueberbleibsel von alterthümlichen Gebäuden, die ganz oder zum Theil unter Wasser stehen. An den Küsten von Krain erobert das Meer von Jahr zu Jahr etwas Land. Eben dasselbe behauptet man von Venedig. Schon Zendrini erwähnt, daß der Plaz San Marco habe erhöht werden müssen, um nicht zur Flutzeit der Ueberschwemmung ausgesetzt zu sein, und daß die marmornen Stufen beim Palaste San Marco, die im Anfang des 16. Jahrhunderts zur Bequemlichkeit der Schifffahrenden angelegt wurden, zur Zeit der Flut einen Fuß tief unter Wasser liegen. Sicherer ist jedoch, daß die Lagunen von Venedig dem Versanden in hohem Grade ausgesetzt sind, nur unaufhörliches Reinigen hält sie noch unter Wasser, sonst würden sie längst in trockenes Land umgewandelt sein.

Eine Sage läßt die Insel Sicilien in den ältesten Zeiten mit Italien zusammenhängen und durch eine gewaltsame Revolution davon trennen. Auch von Malta bestehen nicht nur Sagen von Abreißen ganzer Stücke Landes durch das Meer, sondern auch sichtbare Spuren, in Wegen, die gerade auf das Meer zuführen und an demselben abgebrochen sind.

Das indische Meer scheint gleichfalls an einzelnen Punkten vorgerückt zu sein. Eine kleine Insel — Rat:Island — bei Sumatra, Bencoolen gegenüber, jetzt etwa 1/8 englische Meile in einer Richtung und etwas mehr in der andern im Durchmesser haltend, ist in der neuesten Zeit in einer heftigen Sturmflut aus Südwest zur Hälfte vom Meere verschlungen worden, mit dem von den Engländern dort angelegten Schiffswerfte. Auf der Küste Coromandel bieten die sogenannten Sieben Pagoden oder die Ruinen von Mavelipuram (Mahabalibur, d. i. Stadt des großen Bali) ein auffallendes Beispiel von dem Umsichgreifen des Meeres dar. Sie liegen 42 englische Meilen von Pondichery und 38 von Madras, zwischen Covelong und Sadras, etwas entfernt von der Landstraße, und bestehen aus den sich weit verbreitenden Trümmern einer großen, zur Einöde gewordenen Stadt, aus mehren in natürlichen und dort an Ort und Stelle feststehenden Granitfelsen ausgehauenen Pagoden und Kunstwerken, mit Inschriften und Skulpturen, die alle aus derselben festen Masse gehauen sind, und endlich aus Ruinen anderer aus Backsteinen aufgeführter Gebäude. Diese Bauwerke, Throne, Lagerstätten, Bildsäulen, Thiergestalten, Gewölbe, Pagoden, weichen von allen andern Bau- und Kunstwerken auf Coromandel gänzlich ab. Die meisten der in Stein gehauenen Bauwerke liegen so nahe an der Küste, daß die Flut sie berührt, und doch soll die Stadt, als Bali sie gründete, 60 englische Meilen landeinwärts gelegen haben. Außer den angeführten, noch sichtbaren Werken aber, berichtet die Sage, standen bis in ziemlich neue Zeit im Meere selbst sieben von demselben überflutete Pagoden, welche bei Menschengedenken noch unter dem Wasser gesehen worden sein sollen. Goldingham hörte aus dem Munde eines etwa 50 Jahre zählenden Braminen, daß dessen Großvater die vergoldeten Kuppeln von 5 derselben noch in der Brandung unter dem Wasser gesehen habe. Jetzt sieht man, sagt er, nichts mehr davon. Dagegen erzählt Haafner, der im Jahre 1784 dort reiste, als Augenzeuge von sieben alten Tempeln, die sich vom Meeresufer an in einer geraden Linie, einer hinter dem andern, über eine Meile weit, gleich einer Klippenreihe, in das Meer hinaus erstrecken, von denen die beiden äußersten vom Meere bedeckt sind, so daß man nur bei

niedriger Ebbe ihre Spitzen sieht, die andern aber sich, einer höher als der andere je näher dem Strande, über dem Wasser erheben, so daß die Brandung sich an ihnen bricht, der letzte aber am äußersten Ufer steht. Haafner setzt hinzu, daß man bei niedrigem Wasser die Gipfel von noch mehren Gebäuden darin wahrnehme. Uebrigens vereinigen sich mehre Sagen zur Bestätigung dieser Erzählung und des Glaubens an das Eingreifen des Meeres an dieser Stelle. Jetzt hat dasselbe vor den Trümmern eine Sandbank aufgeworfen, welche vielleicht der weitern Zerstörung ein Ziel setzt. An einigen dieser Trummer will man auch Spuren von Erdbeben, das den festen Fels zerrissen zu haben scheint, wahrgenommen haben. Alle Ueberlieferungen, sowohl von der Gründung, als von der Zerstörung der Stadt sind jedoch äußerst dunkel.

Von der Insel Ceylon bestand schon im Alterthum die doppelte Sage, daß sie einst weit größer gewesen sei, als sie sich zeigte, und daß sie mit der Küste Coromandel, ja nach Einigen sogar mit den Malediven einst zusammen gehangen habe. Diese Sage vom Zusammenhange hat sich bei den Eingebornen bis in neuere Zeiten erhalten, und die von der ehemaligen Größe soll sich in ihren Geschichtsbüchern finden. Bei Japan ist die Insel Maatsubo, die einst durch ihre großen Porzellanfabriken berühmt war, untergegangen.

Von der Zunahme des atlantischen Meeres an den östlichen Küsten von Amerika hat man die augenscheinlichsten Beweise. In den Vereinigten Staaten, am Vorgebirge Mai z. B., beim Ausflusse des Delaware, befindet sich ein Haus, an dessen Wänden folgende Bemerkungen verzeichnet sind. Im Jahre 1804 war die Entfernung des Meeres vom Hause 334 Fuß, 1806 nur noch 324 Fuß, 1807 294 Fuß, 1808 273 Fuß, 1809 267 Fuß, 1811 259 Fuß, 1812 254 Fuß, 1816 225 Fuß, 1817 214 Fuß, 1818 204 Fuß, 1819 188 Fuß, 1820 nur noch 180 Fuß. Das atlantische Meer wäre also an diesem Theile der nordamerikanischen Küsten binnen 16 Jahren um 154 Fuß vorgerückt. Die Größe dieser Zunahme scheint indessen nicht alle Jahre gleich zu sein.

An Sullivans-Insel, welche an der Nordseite des Einganges des Hafens von Charlestown liegt, hat das Meer von ihrer Westseite so viel Land weggerissen, daß man die Abnahme binnen 3 Jahren (vor 1786) auf eine Viertelmeile schätzen konnte.

Die westindischen, insbesondere die sogenannten Leewards-Inseln unter den kleinen Antillen, erleiden immerfort Zerstörung durch das Meer. Auf der Insel Granada hat die Stadt Granville neuerlich die ganze eine Seite einer Straße verloren, welche das Meer weggerissen hat.

Südamerika ist, so wie auch Neu-Spanien, immer Schauplaz der größten physischen Revolutionen gewesen, welche durch Vulkane und Erdbeben bewirkt worden sind, und beide Theile bieten mehre Vorfälle dar, die Veränderungen in der Gestalt des Bodens hervorgebracht haben. In der Provinz Cumana zerstörte im Jahre 1726 eine ungewöhnliche Naturerscheinung die Saline von Araya, und ein Fort, dessen Erbauung über eine Million Piaster gekostet hatte, wurde dadurch unbrauchbar. Ein heftiger Windstoß nämlich — eine seltene Erscheinung an dieser Küste, wo das Meer gewöhnlich nicht unruhiger ist, als das Wasser in großen Flüssen — warf die Flut des Ozeans weit in das Land hinein; sie durchbrach den Isthmus, der höher war, als die gewöhnliche Fluthöhe, und verwandelte den hinter solchem gelegenen Salzwasser-See in einen mehre Meilen langen Meerbusen. Die Zerstörung von Callao durch ein Erdbeben im Jahre 1746 ist bekannt; bei diesem drang das Meer einige Meilen tief ins Land und bildete dort ebenfalls einen neuen Busen.

Die Senkung Grönlands. Von Grönland ist in der neuesten Zeit bekannt geworden, daß sich dessen Westküste (zwischen 60 und 65 Gr. nördlicher Breite) an mehren Punkten senke. Längs dieser ausgedehnten Küstenstrecke findet man die Ueberreste alter Gebäude, welche die Flut jetzt mehr oder weniger bedeckt. Die früheste Beobachtung hierüber wurde zwischen den Jahren 1777 und 1779 auf einer kleinen Insel in der Bucht Igalliko angestellt. Auf dieser damals zur Flutzeit gänzlich unter Wasser gesetzten Insel standen die Mauern eines Hauses, und als Dr. Pingel aus Kopenhagen ein halbes Jahrhundert später sie besuchte, sahen nur noch die Ruinen über das Wasser hervor. Die Bewohner der Küsten haben seit 30 bis 40 Jahren nach und nach ihre Besitzungen unter das Meer treten gesehen; zweimal haben sie sich genöthigt gefunden, die Pfähle oder Eisbrecher mehr landeinwärts zu rücken. In Grönland findet also das Umgekehrte von der Erscheinung in Schweden und Norwegen statt. Es scheint also, daß nicht bloß Erhebungen des Bodens gegen die nördlichen Gegenden unserer Erde hin statt finden, sondern auch Versenkungen, und durch ein solches Balanciren des Terrains ist vielleicht das beobachtete allgemeine Gleichbleiben des Niveaus vom Weltmeere während der geschichtlichen Zeit zu erklären.

Dieß sind einige der vorzüglichsten Beispiele, welche auf eine Verminderung oder Vermehrung der Meeresfläche schließen lassen; allein aus den angeführten geht zur Genüge hervor, daß, wie schon oben gesagt wurde, im Allgemeinen weder eine Abnahme, noch eine Zunahme des Ozeans behauptet werden kann.

Daß sich die **Gewässer der Festländer Europas** vermindern, unterliegt fast keinem Zweifel. Es ist fast kein Beispiel bekannt, daß sich neuerlich ein Landsee gebildet habe; aber es ist gewisse Thatsache, daß viele Landseen theils durch Kunst, theils durch den Lauf der Natur jetzt nicht mehr vorhanden, sondern zu trockenem Lande umgebildet sind, daß ihr Wasser durch die Flüsse ab- und dem Meere zugeführt werde. Daß auch die großen Landseen, wie der Aralsee und das kaspische Meer, allmälich sich vermindern, ist bekannt.

Einige Meinungen über die Abnahme des Wassers auf unserem Planeten. Ein Herr J. A. **Dennstedt** ist dieser Ansicht. Er sagt: »Da wir annehmen müssen, daß die Erde nicht auf einmal so groß ward, wie sie jetzt ist, sondern daß sie nach und nach bis zu ihrer gegenwärtigen Größe angewachsen ist, so folgt auch, daß irgend einmal weniger Wasser auf ihr vorhanden gewesen sein muß. Man denke sich ungefähr die Sache also: Je kleiner die Erde noch war, desto weniger konnte Wärme durch die Sonne entwickelt werden — daher herrschte die Kristallisation (Erstarrung) oder Anhäufung und Gerinnung vor. Sie wuchs, wie jeder andere Kristall, und ward immer und immer größer — ein großer Eisklumpen. Da war an Wasser, an Vegetation und noch weniger an unsere jetzige Thierwelt gar nicht zu denken. Nachdem aber der Umfang der Erde so groß geworden war, daß durch ihren Gegenreiz gegen die Sonne Wärme erweckt wurde, da fing die Oberfläche allmälich an, hie und da aufzuschmelzen, und es entstand hieraus der Ozean. Aber dieser Ozean war ohne Land und ohne Inseln; nur nach den beiden Polen hin lagen die Eisgebirge. Nach und nach erhoben sich hie und da Riffe aus der allgemeinen Flut; diese wurden zu Inseln, auf welchen es anfing, zu vegetiren, — die Inseln wurden zu (großen) Ländern und die (einzelnen) Länder endlich zu Welttheilen. Hieraus erhellet, daß das Gewässer auf Erden schon lange nicht mehr im Zunehmen, sondern im Abnehmen ist. Wo wir Land sehen, das ist alter Meeresgrund, wie auch die häufigen Versteinerungen beweisen. Je älter unser Planet wird, desto weniger wird das Wasser auf ihm werden, — und je weniger des Wassers wird, desto heller und lichter wird auch die Erde selbst. Sie bekömmt einen andern Glanz und nähert sich immer mehr und mehr ihrer Reife. — Der kurze Sinn meiner Bemerkungen ist also der:

1) Irgend einmal war über den ganzen Erdkreis hin Wasser;

2) hierauf ist nach und nach das Wasser vertrocknet — es ist Land entstanden;

3) die Gewässer der Erde sind noch immerdar im Abnehmen;

4) und je mehr das Wasser abnimmt, desto mehr verändert sich die planetarische Natur unserer Erde und das Wesen ihrer Erzeugnisse auf ihr selbst. Es wird nach und nach ein neuer Himmel und eine neue Erde, denn nirgends ist ein Stillstand.«

Auch andere Physiker haben angenommen: daß ein wirklicher **Verbrauch des Flüssigen** auf dem Erdball statt finde, und daß die ganze Masse desselben allmälich vermindert werde. Sie haben sich dieses auf verschiedene Weise zu erklären gesucht. Einige glauben: daß zur Bildung vieler festen Körper das Flüssige als ein Bestandtheil gehöre. Allerdings enthalten alle organischen und viele anorganische Körper Wasser in chemischer Verbindung in sich. Die organischen, in so weit sie von kurzer Dauer sind und bald wieder zersetzt werden, geben ihr Wasser der Erde und dem Luftkreise zurück; die letztern aber behalten es vielleicht auf Jahrtausende. Daher liegt auf jeden Fall eine große Masse Wasser gebunden in den Muschelschalen und in den ungeheuren Gebirgsstrecken, die aus versteinerten Schalthieren bestehen und fortwährend gebildet werden. Ganz ohne Grund scheint daher der Gedanke von einem fortdauernden wirklichen Verbrauche des Wassers auf dem Erdballe nicht zu sein.

Andere glauben diese Verminderung des Wassers dadurch zu erklären, daß sie annehmen: es werde ein Theil desselben der Erde durch die Verdünstung entzogen und nicht zurückgegeben, oder dann wenigstens zum Theil auf den hohen Gebirgen und an den Polen in Eis verwandelt. Diese Vorstellung scheint uns gewissermassen roh und zu wenig begründet, so lange man nicht durch Beobachtung die Ueberzeugung erlangt hat, daß das Eis an den Polen und auf den hohen Gebirgen sich wirklich immerfort und gleichsam ins Unendliche vermehre.

Noch eine andere Vorstellung geht dahin: daß die Anziehung, welche die Erde von andern Weltkörpern erleide, sie allmälich des ihr eigenthümlichen Flüssigen beraube. Diese Hypothese wird gewiß als höchst gewagt erscheinen, wenn man die bekannten Phänomene der Attraktion, welche die Weltkörper auf einander ausüben, erwägt. In diesen Phänomenen hat man bisher das Resultat der Erhaltung eines allgemeinen, ewigen Gleichgewichts wahrgenommen. Diese Attraktion ist gegenseitig; die Erde übt sie auf die andern Weltkörper eben so aus, als sie von diesen auf die Erde ausgeübt wird. Die Körper, welche der Erde zunächst in ihren Bahnen rollen, sind kleiner, als sie ist, und so lange man nicht darthun kann, daß diese Körper gar kein Flüssiges besitzen, oder einen viel geringern Antheil, als die Erde, so lange wird man auch nicht Ursache haben, zu zweifeln, daß auch hierin die gegenseitige Anziehung zur Erhaltung eines Gleichgewichts wirke.

Charakteristik der einzelnen Ozeane.

Der arktische Ozean.

Dieser Ozean hat den Nordpol zu seinem Mittelpunkt, und ist von den Nordküsten Asiens, Europas und Amerikas, so wie von dem westlichen und östlichen Weltmeere eingeschlossen; als Grenze gegen die Meere hin wird gewöhnlich der Polarkreis angenommen.

Anblick und Beschiffung des Polarmeeres.

(Hiezu die Abbildung: das Polarmeer.)

Das Nordpolarmeer bietet, ungeachtet seines stets rauhen Himmelsstriches, eine reichere Mannichfaltigkeit großartiger Erscheinungen und Vorzüge dar, als irgend ein anderer in den heißen oder gemäßigten Erdgürteln flutender Ozean. In dieser erhaben einsamen Meerregion zeigt sich während des kurzen Sommers die Natur abwechselnd groß, schön und überraschend, und See wie Firmament entfalten oft innerhalb eines einzigen Tages eine Fülle von Phänomenen und Gegenständen, welche in der sturmlosen Südsee, wie an den stürmischen Küsten von Europa oder Südamerika kaum im Laufe eines Mondes sich ereignen. Wenn der Seefahrer in die Nähe des Nordpolarmeeres gelangt, so bekommt er alsbald kleine Eisfelder zu Gesicht, welche jedoch zu unbedeutend sind, um seine Fahrt aufhalten zu können, bald aber stößt er auf größere und immer größere, wovon sich manche meilenweit ausdehnen und 15 bis 20 Fuß hoch sind. Diese Eisfelder sind durch Kanäle von mäßiger Breite geschieden; der Nordpolfahrer verfolgt seinen Lauf durch den weitesten und freiesten davon und gelangt endlich in die schauerlichen Regionen, wo alpenhohe Eisberge scharenweise einander gegenüber stehen und gleich jenen vom Wirbelwinde aufgethürmten Sandsäulen der lybischen Wüste die Seele mit Entsetzen erfüllen. Bald sind sie regungslos, gleich Gletscherherden, gelagert, bald treiben sie, von Winden oder unterseeischen Strömungen bewegt, rastlos umher, und bewirken hiedurch ein Farben- und Lichterspiel, welches ihre eigenthümlichen Schichtungsverhältnisse, wie die schauerliche Schönheit ihrer Formen nur noch auffallender hervorhebt. Die größten darunter recken die eine Seite lothrecht, gleich einer steilen Felsenwand, aus der See empor, während die entgegengesetzte sich allmälich abdacht; andere gleichen Domen, Burgtrümmern oder segelnden Schiffen; mit hohen Zinnen und Minareten prangen jene, während hie und da eine große Eistafel auf einer einzelnen Säule ruhend erscheint. Diejenigen, welche längere Zeit hindurch dem Wellenschlage ausgesetzt waren, sind meistens zu mannichfach gestalteten Grotten ausgehöhlt, oder stellen sich wie ein tausendfältig durchbrochener Münsterthurm in reichster Farbenpracht dar.

Der Schiffer findet häufig bei der über dem Winde befindlichen oder Lih-Seite eines mächtigen Eisberges, an welchem er sich vor Anker legt, Schutz vor dem Sturme, und liegt so gewissermaßen wie im Hafen eines schwimmenden Eilandes geborgen. Oefter wieder steht er auf der obersten Mastspitze, mit dem Fernrohre in der einen und dem Sprachrohre in der andern Hand, und rings umherspähend leitet er durch seine von oben herab ertheilten Weisungen das Fahrzeug durch die vielfach verschlungenen Fahrwasser.

Der Wallfischfang.

Keine Seefahrt irgend einer Art, selbst keine Entdeckungsreise erheischt von Seiten der Mannschaft eine so unablässige und rastlose Aufmerksamkeit, als der Wallfischfang und überhaupt die Fischerei im Nordpolarmeere, und die außerordentliche Strenge des Klima ist eine von den geringsten unter den vielerlei Beschwerden, welche mit diesem äußerst gefahr- und mühevollen Berufe verbunden sind. Der Neuling in diesem Berufe mag daher allerdings, wenn er zum erstenmale in jene hohen Breiten gelangt, mit Zagen die Eisgefilde rings umher und die Kanäle offenen Fahrwassers betrachten, die oft so schmal sind, daß das Fahrzeug kaum hindurch zu steuern im Stande ist, während, wenn er hinterwärts blickt, bereits alle Ausgänge versperrt sind, oder sich wenigstens mit jedem Augenblick mehr und mehr schließen. Der erfahrene Wallfischfänger aber blickt, mindestens in der ersten Periode der Sommerzeit, wohlgemuth auf alle diese dem Anschein nach so gefährlichen Umstände, weil er weiß, daß diese Quarantaine nie lange währt, und er dann seinen Kurs fröhlich wieder süd- und heimwärts nehmen kann. Beispiele von immerwährender und verderblicher Eingeschlossenheit im Eise kommen äußerst selten vor, und wenn sie sich ereigneten, waren die Fischer, welchen es widerfuhr, meist Holländer, welche sich höher hinauf zum Nordpol, als die aller andern Völker zu wagen pflegten.

Der arktische Ozean ist für die europäischen See-Nationen geraume Zeit hindurch eine Fundgrube gewesen, deren Ertrag den der reichsten Bergwerke des Erdkreises weit übertraf. Der seit den beiden letzten Jahrhunderten von den Engländern, Holländern, Dänen u. A. mit größerem oder geringerem Erfolge betriebene Wallfischfang warf im Durchschnitt jährlich eine halbe Million Pfund Sterl. (4 Mill. 700,000 fl. C. M.) reinen Gewinn und in vielen Jahren noch mehr ab. Die Holländer allein fingen in 46 Sommern die ungeheure Zahl von 32,900 Wallfischen, deren Werth auf 25

Mill. Pfund Sterl. angeschlagen werden kann. Durch den eine so lange Reihe von Jahren von so vielen Nationen aufs thätigste betriebenen Wallfischfang hat, wenigstens im arktischen Ozean, dieses Geschlecht sehr abgenommen, und die Wallfischfänger sind jetzt genöthigt, viel höher hinauf zu gehen, als sie früher zu thun pflegten. Erwägt man nun den verhältnißmäßig kleinen Umfang des Ozeans, in welchem diese Hochfischerei bis jetzt betrieben worden ist, die ungeheure Zahl von Walen, welche seit dem Beginn derselben erlegt worden sein müssen, die nothwendigerweise äußerst langsame Vermehrung dieses Geschlechts, und den sehr langen Zeitraum, dessen die Individuen desselben zur Erreichung der Reife bedürfen, so darf man sich mit Recht wundern, daß es noch nicht ganz ausgerottet ist. Der weibliche Wallfisch bringt selten mehr als ein Junges zur Welt, welches, wie man glaubt, nicht vor einem Jahrhundert seine völlig ausgewachsene Größe erlangt. Die Annahme, daß das arktische Meer alljährlich von irgend einem reichen und unzugänglichen, in der Nähe des Poles befindlichen Seestrich aus, wo der Wallfisch, ungestört von den Menschen, hausen und sich vermehren kann, versehen wird, ist durchaus unstatthaft, denn alle Wallfische müssen häufig auf die Oberfläche des Wassers herauf kommen, um Athem zu holen, dieß könnten sie aber in jener Seeregion, welche unbezweifelt immerdar mit einer Eisdecke von unermeßlicher Dicke überzogen ist, nicht thun; dieß zugegeben nun, müssen wir annehmen, daß der Polar-Winter, welcher den Wallfischjäger den arktischen Ozean zu verlassen und heimzukehren zwingt, auch diese Thiere südlicher zu ziehen nöthigen muß. Wir können nun zwar nicht die Thatsache beweisen, daß dieselben zur Winterszeit in einer niedern Breite als im Sommer vorkommen; ihr ganzer Bau weist aber durchaus darauf hin, da die Oberfläche jener Striche des Ozeans, wo sie während der Zeit vom Juni bis August gefangen werden, während der neun übrigen Monate des Jahres eine undurchdringliche Eismasse ist. Doch wir dürfen wohl nie und nimmer etwas Zuverlässiges über diesen Punkt erfahren, welcher wohl mit zu den undurchdringlichsten Naturgeheimnissen gehört.

Abenteuer und Leiden der Beschiffer dieses Meeres.

Wenn man in der Geschichte der Schifffahrt die Triumphe des seemännischen Genies aufsuchen will, so muß man vor Allen die Fahrten des Columbus, Magellan und Vasco de Gama ins Auge fassen, wünscht man aber Szenen seemännischer Unerschrockenheit, Ausdauer, kalter Verachtung entsetzlicher Gefahren und unglaublicher Drangsale zu betrachten, so sind die Abenteuer und Leiden der frühesten Beschiffer des arktischen Ozeans vor allen andern dazu geeignet. Wir sehen da Männer, welche sich in kleinen und schlecht gezimmerten Fahrzeugen nicht nur den gewöhnlichen Gefahren einer Fahrt in unbekannten Meeren aussetzen, sondern dabei noch einem überrauhen Himmelsstriche, schwimmenden Eisgebirgen, stürmischem Wetter und der Gefahr einer mondenlangen oder gar immerwährenden Einschließung vom Eise Trotz bieten mußten. Da wo jeder Eisfogel, welcher seine bereifte Stirn erhebt, den Schiffer gewissermaßen zur Umkehr ermahnt, wo jegliches gleich einem Raine sich zwischen den Eisfeldern hinziehende freie Fahrwasser ihn einzuladen scheint, nach einem mildern Seestriche zurückzueilen, so lange ihm der Rückzug nicht verschlossen ist, und wo jede immer länger und länger werdende Polarnacht seine trüben Aussichten immer mehr verdüstert, da erprobt sich mehr wie irgendwo anders der Muth des echten Seemannes! Mit solchen Umständen hatten die Willoughby, die Hudson, die Davis und andere von den frühern Eismeer- und Nordpolfahrern zu ringen, und die meisten von ihnen fielen auch als Märtyrer für die Sache der arktischen Entdeckungen.

Die nach den Polarmeeren gehenden Schiffe müssen sehr dauerhaft und auf eine besondere Art gebaut sein. Die Grönlandfahrer, d. i. diejenigen Schiffe, welche sich alle Sommer auf den Wallfisch- und Robbenfang nach der Gegend zwischen Grönland und Spitzbergen begeben, haben ein vorzüglich starkes Vordertheil, und der Boden und die Seiten sind mit einer doppelten Bekleidung von Eichenholz versehen. Gleichwohl vermögen sie nicht immer der Gewalt der Eismassen zu widerstehen, und schon manches wurde durch ihren Druck zertrümmert, oder auf andere geworfen, oder unter dieselben versenkt. Viele sind von Eisbänken in die Höhe gehoben und dann herabgeschleudert und auf diese Weise mehr oder weniger beschädigt worden, denn wenn eine Bank von der Masse, mit welcher sie unter dem Wasser zusammenhängt, sich trennt, so steigt sie plötzlich empor. Bisweilen geschieht es, daß große Stücke zerberstender Eismassen auf ein Schiff stürzen und es verschütten, oder daß Eisberge, durch Absonderung ihrer untern Theile, einen andern Schwerpunkt bekommen und sich überschlagen, was die in der Nähe befindlichen Schiffe, wenn sie auch nicht von der Masse getroffen und in den Abgrund hinabgerissen werden, doch jederzeit in Gefahr setzt, weil das Meer umher in den fürchterlichsten Aufruhr dadurch geräth. Oft frieren Schiffe zwischen den Eisfeldern ein, oder werden von diesen gänzlich umzingelt und eingeschlossen. In solchen Fällen sucht man, wenn die Felder nicht stark sind, mit vollen Segeln hindurchzubrechen. Läßt sich dieß aber nicht bewerkstelligen, dann ist kein anderer Rath, als

dem Schiffe durch Eissägen *) und andere Werkzeuge, auch wohl durch Kanonenschüsse, einen Ausweg zu bahnen, oder die Schiffe zu verlassen, die Boote über das Eis ins offene Meer zu schaffen und mit ihnen die Rückfahrt nach dem Lande zu wagen, oder endlich auf den Schiffen zu bleiben, und abzuwarten, bis das Eis aufthaut, oder durch Wellen und Stürme gebrochen wird.

Im Fall es unvermeidlich ist, im Eise zu überwintern, pflegt man mittelst der Eissägen ein Becken einzuschneiden und das Schiff hineinzuziehen, um es vor dem Andrang anderer Eismassen zu schützen. Doch sind, trotz dieser Vorkehrung, schon viele Menschen während des Ueberwinterns vor Hunger und Kälte oder am Scharbock gestorben und eine Menge Schiffe zerstört worden. Aber auch abgesehen von diesen Unfällen, ist die Schifffahrt in den Polarmeeren mit großen Schwierigkeiten verknüpft und erfordert eine ungemeine Behutsamkeit. Sobald das Schiff zwischen den Eismassen anlangt, muß unablässig Jemand auf dem Fockmast Wache halten, um die Lage und Bewegung derselben zu beobachten und die Stellen zu ermitteln, wo man am besten hindurchkommen kann. Eben so müssen fortwährend ein paar Mann auf dem Vorderdeck bereit stehen, um mit langen Staken die zahllosen kleinen Eisstücke, welchen man nicht ausweichen kann, auf die Seite zu stoßen, denn ließe man das Schiff die Eisstücke vor sich her treiben, so würde dadurch sein Lauf gehemmt und das Fahrwasser bald ganz verstopft werden. Bei trüber und nebliger Witterung, die sehr häufig in den Polarmeeren eintritt, ist, wie leicht zu erachten, noch mehr Vorsicht erforderlich. Zugleich treten dann Umstände ein, welche die Fahrt höchst unangenehm machen. Die Dünste hängen sich an allen Theilen des Schiffes an und gefrieren. Dadurch werden alle Dinge schlüpfrig, und das Tauwerk und die Segel überdem steif und unbiegsam, daher sie sich schwer regieren lassen und auch leicht brechen. Häufig entstehen große, 1/2 bis 3/4 Pfund schwere Eiszacken, die leicht abspringen und auf die Köpfe der Leute fallen. Ein höchst gefährliches Geschäft ist es, die Masten zu besteigen und auf denselben zu arbeiten, und wer nicht eine besondere Geschicklichkeit im Klettern besitzt, schwebt jeden Augenblick in Gefahr herabzustürzen. Indessen sind die Polarmeere zu gewissen Zeiten, nämlich bei heiterem Wetter und wenn das Eis dem Schiffe den gehörigen Spielraum läßt, auch weniger schwierig zu befahren. Ueberdieß gewähren die Eismassen dem Seefahrer mancherlei Nutzen. So halten sie den Wind und die Wellen ab, daher das Fahrwasser meistens sehr ruhig ist. Die großen Eisberge schützen oftmals vor Stürmen oder vor dem Treibeise, indem das Schiff sich hinter dieselben zurückziehen, und, mit Tau und Anker daran befestigt, den Eintritt günstiger Umstände ruhig abwarten kann. Auch geben die oben erwähnten, auf den Eismassen sich bildenden Bäche, Teiche und Seen dem Seefahrer Gelegenheit, sich mit süßem Wasser zu versorgen, so wie ihn überhaupt die Eismassen, da alles Eis ein süßes Wasser gibt, vor Mangel an diesem Bedürfniß gänzlich sichern.

»Ueber die Art, wie in diesen Meeren zu schiffen sei, will ich,« sagt Kapitän Roß, »die jetzt erworbene Ueberzeugung abgeben, daß, wo kein Hafen ist und das Eis längs der Küste feststützt, kein Bedenken statt finden darf, mitten in dem Eise anzulegen, besonders wenn das Schiff nahe am Lande sich befindet. Es ist dieß in der That das sicherste Verfahren, und obschon die Folge davon eine rückwärtsgehende Bewegung sein kann, so läßt sich diese doch mit der Sicherung des Schiffes in keinen Vergleich bringen, denn wir erfuhren nie eine Schwierigkeit, uns aus dem Eis früher oder später wieder frei zu machen. Ich schärfe diese Lehre den Seefahrern ernstlich ein, weil die entgegengesetzte Meinung festgewurzelt ist. In der entgegengesetzten Gewohnheit ist in der That die Quelle aller Gefahren und mühseliger Rettungen zu suchen, von denen wir lesen, während ein wenig Geduld und Sorgsamkeit den oft vorkommenden Zufall, im Eise eingeschlossen zu sein, meist vermieden haben würde. Es ist eben so thöricht, als nutzlos, immer nur darnach zu streben, jeden Strich offenes Wasser zu erreichen, wo es nicht ohne Gefahr geschehen kann,« und man nicht die Aussicht hat, die gewonnene Strecke zu behaupten oder entschiedene Fortschritte zu machen.

Treibholz.

Eine vorzüglich merkwürdige Erscheinung im nördlichen Eismeere ist das sogenannte **Treibholz**. Es besteht hauptsächlich aus Tannen, Fichten, Lärchen und Cedern, aber auch aus mancherlei Laubhölzern, als Ulmen, Buchen u. s. w., so wie aus Brasilien-, Fernambuk- und Gelbholz. Es sind große, mit der Wurzel ausgerissene Baumstämme, welchen die Aeste und die Rinde fehlen, was von erhaltenen Stößen und Quetschungen zwischen den Eismassen herrührt. Sie sind meistens von Würmern zerfressen, oft auch stellenweise verbrannt, welches Letztere wahrscheinlich eine Folge gegenseitiger Reibung und dadurch entstandener Selbstentzündung ist. Man findet das Treibholz oft in großer Menge an allen Küsten des Eismeeres, besonders den asiatischen, ferner an denen von Nowaja Semlja, Spitzbergen, Jan Mayen, Grönland, Island und der Hudsonsbai, aber auch südlicher, z. B. bei Labrador,

*) Sägen von 14 Fuß Länge, 7 Zoll Breite und 2 1/2 Linien Dicke, deren Zähne 1 1/2 Zoll lang sind; an dem einen Ende befinden sich zwei einander kreuzende Handhaben, an welchen 12 bis 16 Mann arbeiten können.

Kamtschatka, den Aleuten. Es ist eine große Wohlthat für die Bewohner dieser holzarmen Gegenden, die es theils zur Feuerung, theils zur Erbauung ihrer Häuser und zur Verfertigung ihres Geräthes gebrauchen. — Woher das Treibholz kommt, läßt sich nicht genau angeben. Wahrscheinlich liefern es die großen sibirischen und nordamerikanischen Flüsse, die ungeheure Waldstrecken durchziehen und bei den Ueberschwemmungen im Frühjahr eine erstaunliche Menge Bäume losreißen. Selbst aus dem Busen von Meriko, wo der Missisippi häufig fortgeschwemmte Bäume auswirft, mag mittelst des Golfstromes vieles dahin geführt werden.

Das atlantische Meer.

Die Grenzen dieses Meeres sind im Osten die westlichen Küsten von Europa und Afrika, im Westen die östlichen von Amerika; im Norden und im Süden stößt es an die beiden Eismeere. Auch hängt es, da das südliche Eismeer nicht bis zu der Südspitze von Afrika und der von Amerika reicht, auf der einen Seite mit dem südlichen und auf der andern mit dem östlichen Weltmeer zusammen Im Nachfolgenden würdigen wir die Eigenthümlichkeiten einiger Theile des atlantischen Ozeans.

Das schwarze Meer.

Dieses Meer, welches eine Fläche von 10,750, nach Andern nur von 8000 Quadratmeilen umfaßt, ist im Sommer stets heiter und freundlich, im Winter aber wegen stets wechselnder Stürme sehr gefährlich zu befahren. Ueberhaupt hat man sehr abweichende Schilderungen dieses Meeres. Der Reisende Tournefort macht von demselben ein glänzendes Gemälde; der Reisende Clarke hingegen ahmt Ovid nach, und seine Zeichnung athmet Schwermuth. Diese verschiedenartigen Meinungen finden wir wieder in den Beschreibungen der Griechen, die, nachdem sie die Schrecken dieses Meeres gefeiert, auch dessen Freuden besangen, und nachdem sie dasselbe »ungastfreundlich« genannt, rühmten sie es bald wieder unter dem Namen »gastfreundlich« (Euxinos). Hieraus geht hervor, daß diese Reisenden und die Griechen das Meer zu verschiedenen Zeiten beobachteten; demungeachtet scheinen demselben meiner Ansicht nach die dichten Nebel und der viele Schnee, welche es drei Viertheile des Jahres bedecken, so wie die düstere Finsterniß wohl den Namen des schwarzen Meeres zu verdienen, und ich gebe dem Gemälde des Dr. Clarke den Vorzug. — Das Toben des schwarzen Meeres ist sehr grell, und es wird der Grund desselben im eigentlichsten Sinne des Wortes aufgewühlt, denn es trübt sich das Wasser und wird so gelb, als wenn es ganze Lagen von Lehm hinweggeschwemmt hätte. Schiffbrüche sind häufig, weil die Stürme gewöhnlich unerwartet und urplötzlich losbrechen.

Das schwarze Meer ist umgrenzt: südlich von der Nordküste von Kleinasien, nordöstlich vom Kaukasus, nördlich von Rußland und westlich von der Türkei. Ungeheure Ströme ergießen sich in dasselbe, und da es bei einer nicht gar großen Oberfläche unmöglich all dieses Wasser wieder durch die Verdunstung verlieren kann, so begreift man leicht, wie es zu immer größerer Höhe und Ausbreitung hat steigen müssen, und wie es einst sehr wohl durch den Don und die Wolga mit dem kaspischen Meere in Verbindung gestanden, mit demselben eine Wasserfläche ausgemacht haben kann. Der Strom der Donau allein ist so mächtig, daß man ihn auf die Entfernung von 10 Meilen vor den sieben Mündungen bemerkt; der Don, der Dniepr, der Dniestr u. s. w. tragen ihre Gewässer hinein, und mußten das Meer, bevor es sich durch die Symplejaden einen Ausweg schaffte, zu ungewöhnlicher Höhe schwellen; jetzt ist der Wasserstand nicht mehr gefährlich, er würde kein zweites Mittelmeer bilden können. Da es die Ströme großer Länder von Europa und Asien empfängt, hat es einen höhern Stand, als das aegäische, weßhalb sein Wasser fortwährend durch die Straße von Konstantinopel, das Meer von Marmara und die Dardanellenstraße demselben zufließt. Daher ist auch sein Wasser weniger gesalzen und wäre wahrscheinlich vollkommen süß, wenn es nicht mit dem des aegäischen Meeres vermischt würde; denn aus diesem Meere geht ein starker Strom dem aus dem schwarzen Meere kommenden entgegen, indem nämlich der erstere sich in der Tiefe und der letztere auf der Oberfläche hält. Die geringe Salzigkeit des schwarzen Meeres macht, daß es leicht gefriert, an den Küsten oft einige Meilen weit vom Lande; ja, man hat Winter gehabt, wo es gänzlich beeist war; mit seinem nordöstlichen Theil, dem asowschen Meere, ist dieß nicht selten der Fall.

Der westafrikanische Ozean. — Windstöße, St. Elmsfeuer auf demselben, Wasserhosen.

Dieser Meertheil wird verhältnißmäßig selten von Stürmen heimgesucht, und wenn deren eintreten, so dauern sie nie lange. Andererseits aber sind heftige Windstöße sehr gewöhnlich; diese kommen oft unversehens, wehen ein oder zwei Stunden, worauf sie mit einem starken Regenguß, welcher die See gleichsam wieder in Ruhe einlullt, enden. Donnerwetter ereignen sich fast täglich in der Nähe des Küstenzuges dieses Meeres, und das Meteor, welches den Namen St. Elmofeuer führt, ist, während die Schiffe in diesen Gewässern steuern, häufig auf dem Hauptmaste in Gestalt einer weißlichen Flammenzunge oder einer Feuerkugel wahrzunehmen. Den Matrosen gilt dasselbe je nach

ihrer jedesmaligen Laune als ein Wahrzeichen günstigen oder ungünstigen Wetters. Als Magellan im Jahre 1519 dieses Meer befuhr, kam ihm diese Naturerscheinung öfter zu Gesicht, und er legte ihr nach dem frommen Wahn jener Zeiten eine große Bedeutung unter.

Die frühern Seefahrer pflegten die langen Windstillen, von denen sie auf dem westafrikanischen Meere, insbesondere in der Nähe des Golfs von Guinea, öfter befallen wurden, mit abergläubischer Furcht zu betrachten. Sie fanden, daß sie in Charakter und Dauer von allen dieser Art, die in den nördlichen Meeren einzutreten pflegen, durchaus abwichen, denn dort wird selbst beim windstillsten Wetter die Luft dennoch immer leise bewegt, und die lindangehauchte See bietet stets einen mehr oder minder gekräuselten Wasserspiegel dar. Innerhalb des heißen Erdgürtels hingegen wird die Atmosphäre zuweilen 10 bis 12 Tage hinter einander oft nicht vom leisesten Hauche erregt, und der dann im buchstäblichen Sinne des Wortes so glatt wie ein Spiegel gewordene Ozean wirft die fast lothrechten Sonnenstrahlen mit unerträglicher Gluthitze zurück. Es erscheinen dann Haien und spielen rings um den Kiel und die Seiten des regungslosen Schiffes. Ungethüme schießen aus der Tiefe empor, um nach einer Weile wieder hinabzufahren. Die Riesenschildkröte zieht ihre langen Kreise, spritzt Wasserstrahlen rings umher und athmet und keucht gleich einem menschlichen Wesen. Der Wallfisch hebt in weiter Ferne seinen berggleichen Rücken über die schimmernde Wasserfläche; der Donner rollt dumpf und schaurig, die Masten und Rippen des Schiffes krachen vernehmlich, und selbst der sturm- und wellenerprobte Seemann kann sich eines unwillkürlichen Grauens nicht erwehren.

Die Wasserhose, welche man als die schrecklichste Naturerscheinung ansehen darf, die in den Gewässern des Aequators vorkommt, ereignet sich auf dem westafrikanischen Ozean häufiger und erreicht dort einen größern Umfang und ein dräuenderes Ansehen als in irgend einer andern Meerregion. Sie erscheint nicht immer in derselben Gestalt und verweilt zuweilen auf einem Punkte, während sie dann und wann wieder mit ungleicher Schnelligkeit hintobt *).

Das Grasmeer.

Wenn der Reisende, welcher aus Indien oder einem südamerikanischen Hafen in der südlichen Hemisphäre nach Europa zurückkehrt, den Aequator durchschnitten und den Wendekreis des Krebses erreicht hat, wird er plötzlich von Seekraut umgeben; er befindet sich gleichsam auf einer ozeanischen Wiese, die er über anderthalb tausend (engl.) Meilen nicht verläßt; es ist einer von den merkwürdigsten Strichen des westafrikanischen Ozeans, welcher sich zwischen 18 Grad 30 Min. nördl. Br. und 20 Gr. 35 Min. westl. Länge erstreckt, und bei den Portugiesen Mar do Sargaco, bei den Holländern Krootze und bei den Engländern Grassy Sea (das Grasmeer) heißt. Diese Meerregion ist oft so dicht mit einer Art von schwimmendem Seegrase bedeckt, daß sie einer braunen Heide gleicht, und an manchen Stellen ist dasselbe so eng und stark verflochten, daß es den Lauf des Schiffes leise hindert. Dieser olivengrüne oder vielmehr braungelbe fucus natans *) besteht aus einer Reihe von Knoten, die in Büscheln wachsen und ähnelt blattlosem Blumenkohl. Er treibt gemeiniglich in parallelen Linien auf der Oberfläche dahin, ausgenommen bei stürmischem Wetter, wo diese Ordnung verrückt wird und diese Riedgebreite unregelmäßig durcheinander hintreiben.

Die Alten, welche zweifelsohne das Meer weiter befahren haben, als wir gewöhnlich (nur an Küstenschifffahrt denkend) voraussetzen, kannten diese wiesenartigen Stellen schon. »Von den Ostwinden getrieben,« sagt Aristoteles, »kamen nach 40tägiger Fahrt, von Cadir aus, phönizische Schiffer in eine Gegend, wo das Meer mit Schilf und Seetang bedeckt gefunden worden.« Zu den Zeiten des Columbus schien man Alles dieses wieder vergessen zu haben, denn seine Gefährten erschracken über diesen pflanzenreichen Theil des Meeres so sehr, daß sie beinahe umgekehrt wären, und so hätten diese Wiesen Ursache sein können, daß Columbus Amerika nicht entdeckt hätte. Stürme, Wellen, Strömungen und Klippen zerreißen solche Bänke bisweilen und treiben einen Theil zum merikanischen Meerbusen, ja selbst durch die enge Einfahrt von Gibraltar kommt viel davon in das mittelländische Meer, an dessen sämmtlichen Ufern man Spuren davon findet. Eine ungeheure Zahl von Seegeschöpfen lebt und webt in diesem unauflöslichen Labyrinth.

Schwimmendes Seegras wird fast in allen Gegenden des Ozeans in größerer oder geringerer Menge angetroffen, nirgends aber bedeckt es einen so großen Seestrich, und zwar auf so zusammenhängende Weise, als im sogenannten Grasmeer; es sind daher von den Naturforschern mannichfaltige Hypothesen über die Ursachen dieser merkwürdigen Erscheinung aufgestellt worden. Man ist der Meinung, daß dieses Seegras, welches gemeiniglich in frischem und blühendem Zustande im Mar do Sargaco vorkommt, weder aus dem Meerbusen von Meriko durch Strömungen dahin getrieben wird,

*) S. Jahrg. 1836, S. 196. Ueber die Neptunstaufe, welche beim Durchschneiden der Linie gebräuchlich, s. Jahrg. 1836, S. 316. Die früheste Angabe, welche darüber vorhanden ist, kommt in der Reise des Alexis von St. Lo nach dem grünen Vorgebirge vor, welche 1635 geschah.

*) M. s. die Note auf S. 29.

noch auch auf dem Grunde des Meeres wächst, sondern auf der Oberfläche desselben, und zwar auf oder doch in der Nähe der Gegend, wo es vorkommt. Da das sogenannte Grasmeer wenig von Stürmen heimgesucht und eben so wenig von Strömungen bewegt wird, so ist es dem Wachsthum und Gedeihen dieser Art von Schmarotzer-Vegetation vorzüglich günstig.

Der südafrikanische Ozean. — Ungestüm und Oede desselben.

Der allgemeine Anblick dieses Meeres ist einförmig und unerfreulich. Es wird unaufhörlich von einer langen und unregelmäßigen Wallung bewegt, die selbst nach den längsten Windstillen, welche in der Nähe des Vorgebirges der guten Hoffnung einzutreten pflegen, in dessen Gewässern das Wetter bekanntlich von einem Aeußeersten zum andern überspringt, keine nur irgend merkliche Verminderung wahrnehmen läßt. Der immerwährende Ungestüm dieses Striches des atlantischen Ozeans ist nothwendigerweise der Entwickelung des Thier- und Pflanzenlebens ungünstig, daher beide Naturreiche nur wenige Gattungen alldort darbieten. Dort zeugen keine neuen Inselgebilde von dem unablässigen Walten und Schaffen des wundersamen Korallenthieres, die Medusen können da nicht hausen, der fliegende Fisch würde, kaum aus den Wogen aufgestiegen, vor Kälte erstarren, und kaum sind die Algen vom Felsen abgelöst, als sie von den Wogen zerrissen werden. Wenige Striche des atlantischen Ozeans sind so einsam und sturmbewegt, als das südafrikanische Meer, obschon es in der Nähe der Wendekreise flutet, und nur einige Arten von Seevögeln, namentlich der Albatroß, der weiße Seerabe, die schwarze Möve u. a., beleben hie und da die öde Wasserwüste.

Das südliche Kreuz.

Zwischen dem Wendekreise des Steinbocks und dem Kap übertrifft die Heiterkeit der See-Atmosphäre auf beiden Seiten des Kontinents jede andere auf dem Erdkreise, und europäische Sternkundige betrachten, wenn sie zum ersten Mal diese Breiten besuchen, mit staunendem Entzücken den Strahlenglanz des nächtlichen Firmaments; Jupiter und Venus scheinen da mit blendendem Flammenschimmer, und bewirken, daß dichte Körper sehr wahrnehmbare Schatten werfen; Kastor und Pollux scheinen gegenseitig ihr Licht zurückzuwerfen, die in andern Breiten so matt scheinende, lichtschwache südliche Krone entfaltet den Lichtschimmer ihrer Edelsteine, und Orion erscheint sonnenhaft groß und leuchtend. Das Sternbild des südlichen Kreuzes zieht durch seine Gestalt, wie durch seine hohe Pracht vor allen die Blicke des Reisenden auf sich. Die erste Kunde von diesem Sternbilde kommt in dem Berichte über die von einem portugiesischen Lootsen im Jahre 1520 nach der Insel St. Thomas unternommenen Reise vor, worin es heißt, daß er bei der Ankunft am Rio de Ouro mit Erstaunen vier wegen ihrer Größe und ihres hellen Glanzes bemerkenswerthe neue Sterne wahrgenommen habe, welche vermöge ihrer Stellung zu einander die Gestalt eines Kreuzes bilden. Seitdem haben hochberühmte Reisende und Seefahrer die Eindrücke geschildert, die der erste Anblick der Sternbilder der südlichen Hemisphäre in ihnen erregt, und vor Allen Humboldt, welcher öfter und stets mit hoher Begeisterung dieses hehren Schauspiels gedenkt. »Der Reisende,« sagt er irgendwo, »fühlt, daß er nicht in Europa ist, wenn er das ungeheure Sternbild des Schiffes oder die phosphoreszirenden Magellanswolken am Horizont emporsteigen sieht. Himmel und Erde, Alles und Jegliches nimmt in der Aequinoktial-Region einen exotischen (fremden) Charakter an. Unterm 16. Grad nördlicher Breite erblickte ich zum erstenmal das südliche Kreuz; es war stark geneigt, und kam von Zeit zu Zeit zwischen den Wolken zum Vorschein. In jener Julinacht, wo ich dasselbe zum erstenmal erblickte, sah ich einen der Träume meiner frühesten Jugend verwirklicht.« Spix und Martius schildern ebenfalls mit Entzücken die Wunderpracht des Sternhimmels der südlichen Hemisphäre.

Heftiges Aufwogen des südafrikanischen Ozeans.

Eine von den Eigenthümlichkeiten des südafrikanischen Ozeans ist der Mangel an allgemeinen Winden, denn nie oder nur äußerst selten wehen dort andere als Nordwest- oder Südostwinde, wovon ersterer in den Gewässern des Vorgebirges der guten Hoffnung oft, und zwar meist in den Monaten Juni und Juli, zum heftigsten Sturm anschwillt. Im Allgemeinen ist dieser aber schon aus dem Grunde nicht sehr gefährlich, weil der Seefahrer den Ausbruch desselben wenigstens 12 Stunden vorher wahrnehmen kann. In keinem Striche des Weltmeeres erweist sich daher der Seebarometer so nützlich, als in der Nähe von Südafrika. Er beginnt unwandelbar am Vorabend vor dem Ausbruch eines Nordweststurmes zu fallen, und zwar je nach der Heftigkeit des bevorstehenden Sturmes in einem höhern oder mindern Grade, und wenn er wieder steigt, so darf man, selbst während der Orkan an Wuth zuzunehmen scheint, zuversichtlich und getrost binnen 15 bis 20 Stunden ruhigerem Wetter entgegen sehen. Das häufige Vorkommen dieser Stürme während der Winterzeit, ihr stetes Wehen aus einer und derselben Weltgegend, und endlich ihre Stärke; diese drei Umstände zusammen bewirken hauptsächlich jene ungeheuern, jene Riesenwogen, wegen welchen die Gewässer des Kaps

stets so berüchtigt gewesen sind. Von dem Aufruhr und dem Entsetzen erregenden Aussehen der Wogen der Kapgewässer während eines heftigen Sturmes kann man sich kaum eine richtige Vorstellung machen. Wenn Jemand von dem Verdeck eines Schiffes herabsieht, während es eine solche Sturmwoge hinan oder hinabsteigt, erblickt er ringsumher eine spiegelglatte Wasserfläche und nimmt mit Erstaunen wahr, daß das Gewässer in seiner Nähe so ruhig und eben ist; dieses Erstaunen macht aber alsbald einem unwillkürlichen Grauen Plaz, wenn er gewahrt, daß der ganze Raum, so weit seine Blicke reichen, nichts als die Seite einer einzigen Woge ist, über die er hinweg muß, bevor er eine andere auch nur zu Gesicht bekommen kann! Solche Momente ereignen sich aber allerdings nur während des rasendsten Tumults eines Nordweststurmes. Bei hellem Sonnenschein gestaltet sich der Anblick dann noch großartiger und schauerlicher, denn der Blick übersieht dann einen Kreis von vielen Meilen, wo die riesigen Flutenberge, deren Kuppen von blinkenden Schaumkränzen umwunden sind, mit stiller und majestätischer Regelmäßigkeit einander folgen, während die zwischen ihnen sich aufthuenden Räume eine ruhige kristallene Fläche darbieten.

Genußreiche Fahrt auf dem westindischen Ozean. — Die Heimat der Schildkröte.

Die frühern Seefahrer haben dieses Meer als einen Schauplaz der mannichfaltigsten Wunder mit heiligem Schauer betrachtet. Der Seefahrer, welcher von Norden herkommt, erfährt einen köstlichen Wechsel des Klima, wenn er in den Bereich der Passatwinde eintrift. Die Luft hat nichts Rauhes, noch Herbes mehr, sie kost lind und schmeichelnd um die Wange des Reisenden, welcher den reinen leichten Seehauch mit Wonne einzieht; Nebel und Dünste sind dort unbekannt, die See wird nur leise gekräuselt, und das Gemüth theilt die feiernde Ruhe der Natur und alle Leidenschaften und Regungen werden weicher und milder. Columbus spricht die Ueberzeugung aus, daß das irdische Paradies in der Nähe des Golfs von Paria liege. »Die Luft ist mild und entzückend,« sagt er, »das Meer so sanft und stille wie ein Bach, und es mangelt nichts als der Gesang der Nachtigall.« In keiner Region des Weltmeeres ist eine Fahrt mit so vielem Genuß verbunden, als im westindischen Ozean zwischen November und Mai. Die Lufttemperatur ist dann stets gleichförmig und lau. Der Seewind weht ununterbrochen während der Tageszeit und wird zur Nachtzeit von dem Landwinde abgelöst. Das auf den scherzenden Wellen dahin gleitende Fahrzeug verliert kaum eine Insel aus dem Gesichte, als es sofort wieder in den Bereich einer andern gelangt, und oft steuert es mitten zwischen dreien oder vieren dahin. Stunde auf Stunde entfalten sich neue und herrliche Schauspiele dem Blicke; hier schwillt die üppige und emsig angebaute Savannah von der Küste an landeinwärts, dort beschatten Wälder, in deren Schooß nie ein Sonnenstrahl dringt, die Höhen und Gefilde, oder nackte Felsenriffe steigen lothrecht längs der Bai empor, und aus weiter Ferne landeinwärts blicken hohe Bergzinnen herüber.

In diesem Meere kommt die Schildkröte in einer unermeßlichen Fülle vor; wovon nirgends anderswo ein Beispiel vorhanden ist, so daß man diese Ozeans-Region gewissermaßen als ihre eigentliche Heimat ansehen darf. Dieselbe Bewandtniß hat es mit dem Wohlgeschmacke derselben. Beide Umstände rühren von der Beschaffenheit sowohl der hohen See, wie der Inselgewässer dieser Region her, welche der Fortpflanzung und Entwickelung dieses Seethieres im höchsten Grade günstig sind. Das Bahama-Meer bietet nämlich eine ganze Welt von kleinen Eilanden und Sandbänken dar, die größtentheils durch Felsenzüge, die unter dem Wasser hinstreichen, mit einander verbunden sind, so daß der ganze Strich gewissermaßen als ein einziger ungeheurer Schildkröten-Weiher angesehen werden darf, wo diese Thiere nie durch eine unruhige See behelligt werden, und wo sie in allen Richtungen geeignete Pläze zur Legung ihrer Eier finden, die auch nicht so vielen Gefahren der Zerstörung wie in allen andern Meeren ausgesetzt sind.

Fischreichthum. — Giftige Fischarten des westindischen Meeres.

Auch eine Fülle der mannichfaltigsten Fischarten bietet das westindische Meer dar; durch eine höchst seltsame Anomalie aber sind mehre Arten, wie z. B. der Delphin, der Königsfisch, der Baracutto, die Albacora und die gelbschnabelige Sprotte (Clupea Thryssa), zu einer Zeit ganz unschädlich, zu einer andern wieder überaus giftig und ihr Genuß lebensgefährlich, obgleich ihr äußeres Ansehen und sogar ihr Geschmack in beiden Perioden durchaus nicht die geringste Verschiedenheit wahrnehmen lassen. Am heftigsten, ja zuweilen augenblicklich tödtend wirkt das Gift der letztgenannten Fischart. Die Ursache der periodischen Giftigkeit mehrer Fischarten dieser Meerregion ist noch unbekannt und scheint wohl auch außer dem Bereiche menschlicher Forschung zu liegen. Am häufigsten kommen die giftigen Fische in der Nachbarschaft der sogenannten kleinen Antillen oder der Karaiben vor.

Aufruhr der Gewässer des nordamerikanischen Ozeans.

Die Region des atlantischen Meeres, welche wir die nordamerikanische oder nordatlantische nennen, entbehrt der reichen Natur und Pracht, wie des hohen physischen Interesse, welche andern Ozeanen zu eigen sind. Da sucht man vergeblich die heitere Atmosphäre, die glänzende Aetherbläue und die nächtliche Sternenpracht der tropischen Meere, oder die immer grünen, unabsehbaren Inselgruppen der stillen und indischen Ozeane, oder die vielgestaltigen, herrlichen Korallengebilde, woran der heiße Erdgürtel so reich ist, oder endlich die schauerlichen Eisdome und seltsamen Spiegelungen und optischen Täuschungen der Polarmeere. Die Witterung ist auf dem nordatlantischen Meere selbst zur Sommerszeit stets stürmisch und ungewiß; das Vorherrschen heftiger Winde und der Mangel an Inseln, um die lange, ungestüme Wallung der See zu brechen, bringen einen fast immerwährenden Aufruhr seiner Gewässer hervor. Hier, wie in beinahe allen andern Regionen des Ozeans in beiden Hemisphären, wehen die heftigsten Stürme aus Norden und Nordwesten, an Dauer übertreffen sie aber alle Orkane anderer Seestriche, denn sie halten zuweilen mit ungeschwächter Heftigkeit 12 bis 14 Tage hindurch an! In diesen Sturmperioden beut der nordatlantische Ozean einen entsetzlichen Anblick dar, und obgleich seine Wogen denen, welche der vom Orkan aufgewühlte südafrikanische Ozean, insbesondere in der Nachbarschaft des Vorgebirges der guten Hoffnung emporzuthürmen pflegt, an Höhe nicht gleichkommen, so sind sie doch den Schiffen gefährlicher, als jene, weil sie mit viel größerer Schnelligkeit als die südafrikanisch-atlantischen Sturmwogen fortgetrieben werden.

Der weiße Sturm.

In diesem Ozean kommt eine ganz eigenthümliche Sturmart vor, welche sich in einer so scharf markirten Form nirgends anders wo ereignet. Sie heißt bei den Seeleuten die weiße Kühlte, weil sie nicht von der Finsterniß der Atmosphäre und dem Regenwetter begleitet ist, welche gemeinglich auf allen Meeren im Gefolge der Stürme erscheinen. Während einer sogenannten weißen Kühlte oder weißen Sturmes ist im Gegentheil stets heller Sonnenschein und eine unbewölkte, klare Aetherbläue wahrzunehmen, welche mit dem rasenden Toben der Windsbraut und der wogenaufthürmenden, wildempörten See einen schaurig herrlichen, wundersamen Gegensatz bilden. Diese Sturmart weht selten länger als 12 Stunden und gewöhnlich folgt ihr ein gewöhnliches Unwetter. Sie hat dem Anschein nach eine große Wahlverwandtschaft mit den in den chinesischen und indischen Gewässern vorkommenden plötzlichen und bald vorübergehenden Windsbräuten, welche dort den Namen weiße Böen führen.

Armuth an Thieren.

Da der nordatlantische Ozean von so stürmischem Charakter und so inselarm ist, so kommt auf seiner Oberfläche keine Menge von Thierformen irgend einer Art vor. Selten erscheinen einzelne Fische oder Züge derselben, und von Seevögeln ist die kleine Procellaria der einzige, welcher dem Seefahrer häufig zu Gesichte kommt.

Stockfischfang im nordatlantischen Meere.

Ueberaus berühmt und bedeutsam ist die Gegend des nordatlantischen Meeres der Bank von Newfoundland, welche gegen 110 geographische Meilen lang und zwischen 20 bis 40 breit ist *). In den dortigen Gewässern nun wird zwischen Februar und Juni der Stockfischfang am schwunghaftesten betrieben. Während dieser Periode eilen Schiffe aller seefahrenden Völker dahin, und oft findet man dort zwischen 2 bis 3000 Fischerfahrzeuge zu gleicher Zeit beisammen. Der auf der Ueberfahrt von Europa nach Amerika in jener Ozeansgegend anlangende Reisende sieht sich mit Erstaunen aus der einförmigen Oede der nordatlantischen See, wo er vielleicht keinem einzigen Segel begegnet war, plötzlich mitten unter ganzen Schiffsgeschwadern, die von der Sprachen unverständlichem Gemisch verworren dumpf erbrausen, und in jenem denkwürdigen Seestrich, welcher so oft ein Zankapfel für die seefahrenden Völker von Europa gewesen ist. Der dortige Stockfischfang macht nämlich einen äußerst einträglichen Handelszweig aus, den in ein Monopol zu verwandeln einige darunter eifrig bestrebt waren, und zugleich ist er eine unvergleichliche, durch nichts Anderes zu ersetzende Schule für die Seeleute. Der eigentliche Grund und die Quelle der ungeheuern Nachfrage nach Fischen, durch welche so viele Völker zur Betreibung des Stockfischfanges vermocht worden, ist das der gesammten katholischen Welt vorgeschriebene Fastengebot. Hiebei waltet der nicht minder bemerkenswerthe Umstand ob, daß diejenigen Völker, welche diesem Fischerei- und Handelszweige am emsigsten obliegen, protestantischen Glaubens sind und nur einen sehr unbedeutenden Theil von dem Gegenstand desselben verbrauchen. Man hat jedoch berechnet, daß selbst wenn die gesammte Bevölkerung

*) Aehnliche Anhäufungen von Sand, oder, um uns noch richtiger auszudrücken, ähnliche hoch gelegene Grundstrecken kommen in verschiedenen Regionen des Weltmeeres, besonders in der Zuydersee, im brittischen und deutschen Meere und in der Nähe des Kaps, doch keine von solcher Ausdehnung, vor.

des Erdkreises katholischen Glaubens wäre, sie dennoch aus den Gewässern der Neufoundlandsbank allein zur Genüge mit dem Bedarf an Fischen während der Fastenzeit, wie streng dieselbe auch immer gehalten würde, versehen werden könnte. Wenn man die fast unablässig stürmische Beschaffenheit, das so zu sagen wilde und unbezähmbare Naturell des nordatlantischen Ozeans, so wie das Vorherrschen starker Westwinde auf demselben in Betracht zieht, so findet man große Ursache, die Unerschrockenheit jener Seefahrer zu bewundern, welche ihn zuerst zu beschiffen wagten. Der nordatlantische Ozean ist nun seit länger als 3 Jahrhunderten die große See-Heerstraße der europäischen Völker und die Schaubühne einer größern Mannichfaltigkeit von Vorgängen und Abenteuern gewesen, als sich auf allen übrigen Meeren des Erdkreises zugetragen haben mögen. Obgleich dieser Ozean Jahrhunderte hindurch von Myriaden von Fahrzeugen befahren worden ist, so bieten seine Annalen dennoch kein Beispiel von jenen gefährlichen und außerordentlichen Fahrten dar, die in andern Ozeanen vollbracht worden sind. Der Grund hiervon liegt ohne Zweifel in seiner stets und überaus stürmischen Beschaffenheit, die allen Denen, welche ihn mit kleinen oder ungeeigneten Fahrzeugen zu durchschiffen wagten, den Untergang zugezogen hat.

Der indische Ozean.

Diese Meer-Region beginnt unter dem Wendezirkel des Steinbocks, und erstreckt sich von dort in einem bloß von der vorderindischen Halbinsel, den beiden verhältnißmäßig unbedeutenden Inselgruppen der Malediven und Lakediven, so wie den drei Mauritius-Eilanden unterbrochenen Wasserstrich, in einer Länge von 400 und in einer Breite von 360 geographischen Meilen, bis zum Wendezirkel des Krebses.

Charakter.

In keiner andern Region des Aequinoktial-Ozeans kommen auf einem so großen Raume so wenige Inseln und eine so gleichmäßige Tiefe vor. Daher wälzen sich auch seine bergartigen Wogen mit so langsamer gewichtiger Elephanten-Bewegung einher; seine Passatwinde wehen stetig und regelmäßig, es wird selten von heftigen Stürmen durchtobt, und gewöhnlich erfreut es sich einer unbewölkten, lichtheitern Atmosphäre. Obgleich der physische Charakter und das Aussehen des indischen Ozeans eine große Aehnlichkeit mit denen der Tropen-Regionen des atlantischen Ozeans hat, so ist doch diese Aehnlichkeit nicht in allen Punkten vollständig. Ersterer wird selten von Windstößen und Ungewittern heimgesucht, eben so wenig ereignet sich das fürchterliche Phänomen der Wasserhose, welches in letzterer Meer-Region gleichsam zu Hause ist, oft im indischen Meere. Fast alle atmosphärischen Phänomene des heißen Erdgürtels tragen in diesem Striche des Aequinoktial-Ozeans einen milden Charakter, und Winde, Strömungen und die Temperatur sind das ganze Jahr hindurch nur geringen Unregelmäßigkeiten unterworfen.

Einsamkeit und Oede.

Und doch ist dieser Ozean, ungeachtet des Besitzes aller so eben aufgezählten Vorzüge, einer der einsamsten und ödesten unter allen Meeren der Erde, wenigstens, was die Sichtbarkeit seiner Bewohner anbelangt! Der Seefahrer kann tagelang auf dieser See-Sahara dahinsteuern, ohne irgend ein lebendes Wesen zu Gesicht zu bekommen, und kommt irgend eines zum Vorschein, so ist es gewöhnlich ein scheuer, schneeweißer Tropikvogel, welcher hoch über dem Top des Mastbaumes schwebt und oft nur einem kleinen Wölkchen gleich erscheint, oder der schwarze große Sturmvogel, der unablässig um das Schiff kreist, sich aber stets in einer Ferne von mehren hundert Klaftern von demselben hält, oder ein fliegender Fisch, welcher über die Wellen emporschießt und pfeilschnell entschwindet, oder endlich ein Wallfisch, welcher seinen dunkelfarbigen Rücken gleich einem Riesenhalbmond über die Wasserfläche hebt und in einigen Augenblicken aus dem Gesichte ist.

Das Leuchten im indischen Ozean.

Wenn es dem indischen Ozean während des Tages an Leben und Bewegung gebricht, so beut er dagegen zur Nachtzeit einen hehren Schauplaz wundersamer Pracht und bunten Webens dar, denn nirgends kommt jenes so herrliche und vielgefeierte Phänomen des Leuchtens der See in so strahlendem Glanze und in einer so reichen Mannichfaltigkeit der Formen vor, als in dieser Region des Aequinoktial-Ozeans. Wenn ein frischer Wind weht, erscheinen die Wogenhäupter mit langen, schlangenartig gewundenen Flammenkränzen geschmückt, und das Schiff ist von konzentrischen, leuchtenden Gürteln umringt und scheint sich seine Bahn mitten durch eine brennende Flut zu brechen. Zuweilen flimmern sternartige Lichter und kometenfarbige Körper in seinem Geleise; manchmal erhellt ein plötzlicher Lichtschimmer eine beträchtliche Strecke der See rings um das Fahrzeug; das Auge wird nie müde, die tausendfach wechselnden Strahlenglorien dieses nächtlichen Schauspiels zu schauen, das bei sehr windstillem Wetter Erscheinungen darbietet, die an Zauberei streifen.

Naturgemälde — Landschaftsbilder.

Bergersteigungen.

Schilderungen von Natur-Szenen finden die Freunde des Wanderers oder Pilgers in mehren Jahrgängen unter der Ueberschrift: Natur- und Zeitbilder worüber (der Jahrg. 1824, S. 60 die betreffenden Nachweisungen gibt), vorzüglich aber im Jahrg. 1835, S. 1 ff. in der Rubrik: »Große Natur-Szenen — Erhabene Denksteine der Schöpfung.«

Der Wanderer.

Dem Wandersmann gehört die Welt
In allen ihren Weiten,
Weil er kann über Thal und Feld
So wohlgemuth hinschreiten.
Die Felder sind wohl angebaut
Für And're und von Andern;
Ihm aber, der sie sich beschaut,
Gehören sie jetzt beim Wandern.

Durch Wiesen schlängelt sich ein Pfad,
Wie zwischen Blumenbeeten;
Ich weiß nicht, wessen Fuß ihn trat:
Er ist für mich getreten.
Und neben in das Grün hinein —
Wer mag da Futter holen?
Das Gras ist auch beim Wandern mein,
Ein Teppich für meine Sohlen.

Der Baum, der hier am Wege steht,
Wem mag er Frucht erstatten?
Doch weil mein Weg vorübergeht,
So gibt er mir den Schatten.
Sie haben ihn hieher gesetzt
Wohl nicht zu meinem Frommen;
Ich aber glaube, daß er jetzt
Sei eigens für mich gekommen.

Der Bach der mir entgegenrauscht,
Kommt her, mich zu begrüßen,
Durch Reden, die er mit mir tauscht,
Ein Streckchen mir zu versüßen.
Und wenn ich seiner müde bin. —
Er wartet auf mein Winken —
Gleich wendet er sich zur Rechten hin,
Und ich zieh' fort zur Linken.

Die Lüfte sind mir dienstbar auch,
Die mir im Rücken wehen,
Sie wollen doch mit ihrem Hauch
Mich fördern nur im Gehen.
Und die ins Angesicht mich küßt,
Sie will mir auch nicht schaden:
Es ist die Ferne, die mich grüßt,
Zu sich mich einzuladen.

Der Regen und der Sonnenschein
Sind meine zwei Gesellen,
Die, einer hinterm andern drein,
Abwechselnd ein sich stellen.
Der Regen löscht der Straße Staub,
Die Sonne macht sie trocken;
Daneben wollen Gras und Laub
Sie aus dem Boden locken.

Dann spannt in ihrem Wechselspiel
Sich aus ein Regenbogen;
Komm' ich entgegen meinem Ziel
Darunter hergezogen,
Der Bogen ist für mich gespannt,
So lang' ich drunter walle;
Zu Trägern sind die Berg' ernannt,
Daß er auf mich nicht falle.

Und wo ein Dorf entgegen tritt,
Da hör' ich Glocken läuten.
Sie meinen selber mich damit:
Was konnt' es sonst bedeuten?
Sie läuten etwan einer Braut,
Vielleicht auch einem Todten;
Ich aber zieh' auf mich den Laut:
Ein Gruß wird mir geboten.

So zieh' ich im Triumphgesang
Entlang die lange Straße,
Und nie wird mir um etwas bang,
Das ich im Rücken lasse.
Wie Eines hinter mir entweicht,
So kommt gleich her das And're;
Und nie hab' ich das End' erreicht
Der Welt, so weit ich wand're.

Fr. Rückert.

Naturgemälde — Landschaftsbilder.

1. Naturschönheit.

Die Natur mischt Farben und Formen zu unendlichen Abstufungen; bald setzt sie in Erstaunen, überrascht und schreckt, bald schmiegt sie sich sanft und lieblich an; sie wechselt Höhen und Tiefen, Leben und Tod sogar, Dunkel und Hell und das Alte mit dem Neuen, damit jenes neu und dieses nicht alt werde. Sie schmückt sich mit dem sanften Grün des Frühlings, mit den bunten Farben des Sommers und Herbstes und mit dem blendenden Weiß des Schnees, und gebraucht die Düfte des Morgens und Abends als verschönernden Schleier. In welcher Gestalt ist sie am schönsten und reizendsten? Der Städter, der seine Fläche schon so oft langweilig fand, ist schnell mit der Antwort fertig, und sagt: »Im Gebirge.« Der Bergbewohner lächelt dazu und will seine Felsen und Schlünde und Höhen und Wasserfälle recht gern gegen die reichen und gemächlichen Fluren der Ebene vertauschen. Die Natur ist da am schönsten, wo sie die meisten Mittel angewandt hat, um zu gefallen. Je mehr Anwendung der Mittel, desto mehr Abwechslung. Das, was vereinzelt nicht schön wäre, wird es durch die Verbindung. Der schroffe, gradwinklichte Wurf des Felsen, wie schön sticht er gegen die runden, schwellenden Formen der Berge und Hügel ab! Das Schöne wird gleichgültig, ja widerlich, so bald es sich immer und auf gleiche Weise zeigt. Eine ewige Wiese, eine und die nämliche Gebirgskette, das unaufhörliche Verfolgen eines und des nämlichen Flusses, das immerwährende Rauschen der Wasserfälle, das ununterbrochene Dunkel der Waldungen; man möchte am Ende Augen und Ohren verschließen und einschlafen.

Die einzelnen Naturschönheiten werden angenehm durch Wechsel und Mischung — nicht Berge sind schön, sondern Thal und Berge, nicht Waldungen, sondern Feld und Wald, nicht der Fluß, sondern sein Sturz durch enge Gebirgsthäler und seine mäandrischen Krümmungen durch lachende Fluren. Je weniger Stoff die Natur zu Mischung und Wechsel nimmt, desto weniger zieht sie an, und desto schneller wird man gegen ihre Schönheiten stumpf. — Ohne den Menschen ist uns die Natur ohne Zweck und Beziehung. Auch wirkt er ungemein auf sie. Er vermehrt die Mannichfaltigkeit durch Wohnungen, Gärten, Brücken rc.; er schafft den Unterschied zwischen zahmer und wilder Natur und die schönen Uebergänge von einer zu der andern. Städte sind schöner in Flächen, als in Gebirgen, und am schönsten, wenn sie am Abhange eines Berges ein Amphitheater bilden, — an einander gereihte Häuser in Dörfern sind anstößig und widerstreben dem Ländlichen — steinerne, massive Brücken passen mehr zur städtischen als ländlichen Bauart — Regsamkeit durch Gewerbe ist auf dem Lande nicht so angenehm, als die Geschäftigkeit auf Feldern und Wiesen. — Stille, abgelegene Waldhütten mit einzelnen oder gruppirten Wohnungen erregen arkadische Bilder, die Idee eines harmlosen, zufriedenen Lebens, und werden dadurch gemüthlich. Gemüthlich scheinen mir alle Gegenden zu sein, welche angenehme Empfindungen in uns zu erwecken vermögen. Die unfruchtbare, undankbare Natur ist daher nicht gemüthlich. Die Mühseligkeit und Sterilität (Unfruchtbarkeit) des Ackerbaues verfinstert das Gemüth, und eine solche Landschaft kann schön sein, ohne zu gefallen. Das Einfache, Beschränkte zieht das Gemüth an, und eine Gegend kann durch ihre Schönheit in Erstaunen setzen, ohne gemüthlich zu sein. Oberschlächtige Mühlen sind maleerischer als unterschlächtige. — Ruinen mißfallen im Thal.

Es gibt Gegenden, bei denen uns ist, als hätten sie schon seit Jahren mit rechter sehnsüchtiger Liebe auf uns gewartet, oder als sei seit lange unser Geist schon dort einheimisch gewesen, so bekannt, so lieb ist uns Alles — Die Jugend fühlt die Naturschönheiten nicht so sehr als der Mann, der die mittlere Lebenslinie überschritten hat. Je näher die Trennung von der Natur ist, ein desto lebhafteres Gefallen finden wir daran. Niemand ist der Schönheit der Gegenden gefährlicher, als der Ingenieur. Die Mathematik stört das Unregelmäßige, Willkürliche, Capriciöse, was die Natur so unendlich reizend macht. Der Ingenieur will Alles gerad und geregelt haben, und seine Hauptsorge ist immer gegen die schönen Krümmungen der Flüsse gerichtet. Unter gleichen Umständen sind katholische Länder schöner, als protestantische. Die Kirchen, deren es dort mehr und schönere gibt, die Kapellen, Kreuze und Klöster vermehren die lichten, beherrschenden Punkte, die Einheit den einzelnen Partien geben, und erheben Beziehung und Interesse der Landschaft, indem sie zugleich den denkenden und fühlenden Menschen ansprechen.

Eine Gegend ist schön, wo man 1) mehr krumme als gerade Linien erblickt; 2) wo man Höhen und Niederungen sieht, 3) wo man Farbenpracht auf den Feldern, in den Gebüschen und in den Felsen erblickt; 4) wo Wasser in Menge vorhanden, selbst vorherrschend ist, aber nicht den größten Theil ausmacht, 5) endlich, wo zu diesem noch Alles entweder an eine berühmte Vergangenheit durch die Ruinen derselben erinnert, während die jetzige Zeit Vorzüge anderer Art ihr gebracht, oder man Leben, Reichthum, ja selbst auch nur ein mäßiges, aber zufriedenes Glück

erblickt, oder zuletzt, wo selbst nur ein aufkeimendes Glück oder Wohlbehagen sich kund gibt.

In der Natur ist die Sonne das Beste, auf der Erde das Meer und die Berge. Ohne sie gibt es keine schönen Gemälde. Wer das offene Meer und die Berge nicht gesehen hat, der kennt die Natur nicht und faßt nie ihre Poesie.

Dir ertönt mein Gesang,
Hochstrahlende Sonn'!
Um deinen Königsstuhl
Tief in erblauender Nacht
Hast du die Wellen gesetzt
Als Vasallen. Du siehst
Auf die Bittenden nieder,
Aber im Licht ist dein Gang.
Sieh, die Natur ist todt;
Die Nacht, den Gespenstern hold,
Hat auf die erbleichende Pracht
Ihr Bahrtuch gelegt.
Manche Nachtlampe blickt
Im Trauerhause nieder.
Aber du steigst wieder
Aus dem Osten in Glut,
Und wie eine Rose in der Knosp'
Wacht die Schöpfung auf.

Tegnér.

Wie freut sich der Wanderer, wenn er nach langer Irrfahrt durch flaches Land endlich in die Felsenhallen eines Hochgebirges gelangt. Mag jenes auch hin und wieder grüne, lachende Fluren enthalten, fruchtbare Breiten, mit allerlei Getreide und nützlichen Futterkräutern bestellt, so bleibt es doch flach, und die Seele erhebt sich dabei zu keinem Hochgefühl, sondern schaukelt sich nur bequem in einem weichlichen Wohlbehagen. Aber im Gebirge, wo die Natur mit aller Majestät dem Wanderer entgegentritt, wo sein entzücktes Auge in erhabenen, großartigen Bildern schwelgt, wo im Donner der Katarakte, wie im feierlichen Schweigen der Tannennacht Stimmen der Urwelt den Wiederhall in seiner Seele wecken, da wird ihm die Brust so groß und weit, und ob auch der Sturm verheerend einherbraust, ob auch zermalmende Ungewitter den drohenden Ueberhang treffen, daß er in seinem Sturze das zarte Blümlein, des Berges Kind, begräbt, so fühlt er sich im Geiste über die Schrecken zu des Gottesvertrauens heitern Höhen getragen. Schön sagt Hölderlin:

Wo himmelhoch Gebirg,
Deß tausendjähr'gen Scheitel ewiger Schnee,
Wie Silberhaar des Greises Stirne, kränzt,
Sich unabsehbar in die Ferne dehnt,
Dort fühlest du, was groß und göttlich ist.

Das ist dein Zauber, Natur; in dir läutern sich die Gefühle. Reiner werden Wünsche und Empfindungen, idealer die Aussichten; ein schönerer Glaube bemächtigt sich des Herzens, warm schlägt es, und mit gleicher Liebe, wie du, möchte es die Welt umfassen!

---

2. Natursegen.

Natur ist immer reich
An Gaben mancherlei,
Sie will, daß jedes Herz
Durch sie beseligt sei.

Wen hier das Leben nur
Gar karglich hat bedacht,
Den schließt sie freudig auf
Der Schönheit tiefsten Schacht.

Was ihr der Mensch geraubt
An Gold und Edelstein,
Womit er reich sich macht
Oft nur zu eig'ner Pein;

Das bietet reich und groß
Sie jedem Herzen dar:
Der Edelsteine Pracht,
Dort in der Sternenschar.

Im Morgenroth das Gold
Bringt reichlich sie zur Schau;
Der Perlen Zauberglanz
Erscheint im klaren Thau.

Und was das Herz erhebt,
In ihr liegt es versenkt,
Dem Geist ist sie ein Buch,
Darüber er oft denkt.

Wer sich ihr ganz vertraut,
Dem wird so Vieles licht;
Der klagt nicht hoffnungslos,
Wenn Manchem Trost gebricht.

Er feiert jeden Lenz
Ein Auferstehungsfest.
Es bleibt der Schmetterling
So eng nicht eingepreßt.

Im Wandel der Natur
Erkennt er tiefen Sinn,
Und nimmt aus ihrer Hand
Sein Loos auch freudig hin.

Er weiß: geliehen hat
Sie ihm sein Erdenkleid;
Er trägt's zu ihrem Ruhm,
Verläßt es ohne Leid.

Der Geist sehnt sich hinauf,
Die Hülle will zur Ruh!
Dann decket die Natur
Sie ernst und stille zu.

Wilhelm Kilzer.

---

3. Waldes-Einsamkeit.

In keiner Jahreszeit, an keinem Orte tritt uns die Natur wohl so innig entgegen, als in den Tiefen eines Waldes. — Es gibt viele landschaftliche Erscheinungen, nicht minder wild, nicht minder schön; — wo der Schrei des Vogels vielleicht in der einsamen Luft, oder das Rascheln des Hasen im Farnkraut zu unseren Füßen, das einzige Zeugniß ist von athmendem Leben, das uns ins Dasein zurückweckt. Doch, wo immer ein Großes, Ungeheures ist, da auch ist das Wehen und Zeichen der Göttlichkeit. — Gott thront im glorreichen, endlosen Himmelsblau; — des Allmächtigen machtherrliche Hand scheint ausgereckt über jene Berge und Thale und Ströme, nur geschaffen, wie um die Wiege zu bilden von Völkern, die da waren, sind und

kommen werden. Der Wald aber ist eher die Wohnstätte jenes untergeordneten Geistes, — jener dienenden **Gehilfin** des Himmels, ins Leben gerufen von unserer Einbildungskraft, um das Sehnen unserer Liebe für ländliche Schönheit zu befriedigen, — unsere Sympathie mit dem Moose auf dem Stein, der Blume am Erdhang, dem Neste auf dem Zweig, — unser Hochgefühl in der Großartigkeit der knotigen Aeste, die ihre Riesenarme hinausstrecken zum Himmel, anbetend mit uns den Allschöpfer. Da, — in jenen grünen, grasschwellenden, schattigen Tiefen, — da wohnt, da webt in Einsamkeit **Natur**! Der Hauch, den wir athmen, er ist ihr! Wie zum Willkomm in ihrem Gebiete streut sie zu unsern Füßen den süßgewinnenden Zoll von Tausenden köstlicher Blumen, — breitet sie vor unsern bewundernden Augen Dickichte, reich an der buntesten Schau des mannichfaltigsten Blätterwerks in reiner und eigenthümlicher Einzelwesenheit, beflittert von den Blüten der Hagerose, oder überbuscht von den Verschlingungen der Waldrebe. Sie begrüßt uns mit Vögellieder-Chören, — nie, auch wenn lautest und seltsamst zusammengestimmt, dem Ohr mißtönend, und erweckt uns mit vollem Quellen und leisem Wehen von Düften, die alles Herzleid heilen müßten, nur nicht Verzweiflung! — Nichts Böses, nichts Unheiliges scheint die stille Weihe ihrer Wohnstätte verderbend zu stören, und das scheue Reh, durch das Farngebüsch in Sätzen enteilend, flüchtet sich vor dem Anblick des Menschen zu der Sicherheit seiner einsamen Waldwildnisse, wie an den schirmenden Busen der Allmutter. Ein köstlicher, schmerzstillender Balsam liegt in dem Athem der Natur! — Die Rasenpfade sind so still, die schweren, dichten Schatten der fernen Waldhallen so hehr, — das nähere Grün der überwölbenden Zweige so schön, — das ganze Bild so voll tiefer, mächtiger, heiliger Ruhe, — daß allmälich die klopfenden Pulse leiser schlagen, das fieberische Blut sich erfrischt, kühlt und bängliches Gedankengewirr wohlthuend sich entwirrt oder zur Schlummerrast sich beschwichtigt.

4. Die Wunder der Schlucht.

Rüst'ger Bergsteiger, welcher nie
    Das Thal, das flache, sucht,
Komm mit mir, wo der Weißdorn birgt
    Die Wunder einer Schlucht;

Hoch über binsigem Gebüsch
    Der Strom, der dräuende, rollt;
Das Moorland trägt noch nicht sein Kleid
    Von Purpur, Grün und Gold.

Wie lieb' ich, o! die Felsenwand,
    Dieß Baum- und Himmelsdach,
Den Busch, wo still der Kafer schläft,
    Und früh die Bien' ist wach.

Wie Geister auf die Erde schau'n
    Vom ew'gen Lichteszelt,
So schau mit Staunen Du herab
    Auf diese kleine Welt;

Die Welt, von ihm verachtet nicht,
    Der Schwache's auch gemacht;
Die glanzend strahlt in seinem Licht,
    Ernst ruht in seiner Nacht.

Licht! nicht auf fernen Wolken nur,
    Auf jenen Bergen dort,
Nicht nur im Sonn- und Sternenglanz
    Lies't man dein glorreich Wort;

O nein! ein Wunderbuch bist Du
    Für Himmel, Meer und Land,
Ein Blatt, das für den Engel taugt,
    Und für des Wurms Verstand!

Und hier, o Licht! so zierlich schön,
    So göttlich einfach klar,
Wird deine Hand, wie Splitter von
    Krystallen, offenbar.

Von Moosen, welch ein Riesenwald,
    Umkleidet jeden Stein!
Wie starren die Zwergeichen auf
    In Thälern, winzig klein!

Mit Schatten auf Schatten streben sie
    In himmelsucht'gem Lauf
Ueber die steilsten Kanten von
    Pilzhohen Bergen hinauf.

O Gott der Wunder! wer erzählt,
    Was unter dem grauen Gestein
Von Myriaden Wesen mag
    Eine Welt verborgen sein.

Ich spüre nichts, ich höre nichts,
    Indeß des Schicksals Schritt
Hier unter dieses Steines Wucht
    Wohl hundert Reiche zertritt.

Sieh, eine Milb' auf diesem Punkt
    Kriecht wohl herum, gleich mir,
Und die Atome liegen da
    Als eine Welt vor ihr.

Sieh, stillesteh'nd bewundert sie
    Des Weltgeist's Schöpfermacht!
Sie trifft mein Fuß — und ihre Welt
    Ist hin — und Alles Nacht!

O Gott, was sind wir? Würmer nur
    Mit einem Fünkchen Lichts;
Dein Flüstern, Herr, ein Wort von Dir
    Kann schleudern uns ins Nichts!

Doch wenn Du auch zerschmettertest
    Dieß unser Heimatland:
Es schliefen deine Kleinen ruhig
    In Deiner hohlen Hand.

Ebenezer Elliott.

5. Der Frühling.

Es ist Frühling, und aller Städte Bewohner werden zur ländlichen Feier zu Gaste gebeten; Veronica und Stellaria haben den prachtvollen Teppich gewirkt, der den festlichen Tisch bekleidet. Die Mittagsfackel ist angezündet, der Vogel mit den melodischen Seufzern, die wandernde Stimme — und die jubelnde Lerche rufen hinaus zu den laubreichen Hainen, zu den sonnebeglänzten Feldern; sie singen: Kommt, kommt! Herrlich ist das Leben auf dem Lande!

Freunde, auf, das Herz zu baden!
Frühling gibt uns heut' ein Fest.
Jeder ist zu Gast geladen,
Der sich froh berücken läßt.

Virtuosen sind gekommen,
Amsel, Lerch' und Nachtigall,
Alle sind in Dienst genommen,
Eifern all' in Ton und Hall.

Bunt von Fackellicht und Kerzen
Glänzt der große, weite Saal.
Seid geladen Menschenherzen,
Euch bereitet ist das Mahl!

Lüfte geh'n mit Freuden schwanger,
Athmet nur, ihr schlürft sie ein!
Auf dem großen Blumenanger
Müßt ihr nun die Bienen sein.

Auf zum Tanz und auf zum Reigen,
Wer hier ist mit mir zu Gast!
Frühling, uns're Lust soll zeigen,
Daß du wack're Gäste hast!

Ich möchte wohl wissen, was in deinem Schooße vorgeht, o Erde, wenn deine Vögel zu singen anfangen, deine Wogen zu tanzen, wenn du dich in ein Gewand kleidest, so schön, daß selbst während der Schatten der Nacht die Sterne des Himmels und des Menschen Auge dich mit Liebe betrachten, wenn Millionen kleiner geflügelter Wesen aus deinen Blumenbeeten aufsteigen und die Luft mit dem harmonischen Geräusche ihres leichten Lebens erfüllen, wenn Freudenzuckungen alle deine Adern durcheilen, wenn die ganze inspirirte Natur ein Liebesblick und ein Freudenhymnus ist; — ich möchte wohl wissen, ob du die Freude fühlst, die von dir ausgeht, die unendliche Lust, die du aushauchest? Was ich weiß, ist, daß du neues Leben dem Herzen des Menschen gibst, seinem Blute einen rascheren Umlauf, daß du seinen Geist von des Lebens drückendem Grauwinter befreiest, daß er am Busen der Natur ruhend eine Wonne empfinden kann, die von allem Andern unabhängig ist, ein reines Gefühl von Lebenslust, Liebe zum Leben.

O! daß ich jeden am Gemüthe oder am Körper Erkrankten in den Frühlingsmorgen hinausführen könnte, ihn auf die jungen Blumen legen, ihn schauen lassen den dunkelblauen Himmel und alle die ruhige und lebende Herrlichkeit, welche die Erde erzeugt, ihn fühlen lassen die Wonne im Sonnenstrahle, die balsamische Kühlung des Windes, alle diese innerliche Güte in der Luft und in der Natur, welche zum Herzen spricht mit der Stimme eines Freundes, mit einem Blicke von Gott! Gewiß würde hier der Unglückliche für einen Augenblick die Undankbaren vergessen, die ihm Böses gethan haben; die Qualen vergessen, die an seinem Lebensfaden zerren; selbst die Reue würde hier ruhen und auf Verzeihung hoffen; der oft Betrogene würde aufs Neue hoffen; gewiß würde der Sohn der Leiden noch vor seinem Tode einige Stunden sorgenfreier Glückseligkeit genossen haben; er würde an seinem Abende auf diesen Frühlingsmorgen zurückblicken können und sagen: »Auch ich bin auf der Erde glücklich gewesen.«

Wie entzückend verklärt Himmel und Erde sich!
Welchem Gott, o Natur! gibst du das Siegesfest?
Naht des Frühlings Triumphzug? —
Ha! wie leuchtend er schwebt herab!

Schöner, lächelnder Lenz! Quellen mit Blumenrand,
Nachtigallengesang, steigender Lerchen Lied,
Alles feiert und jubelt;
Milder strahlt dir die Sonne selbst!

Doch; was seh' ich? es hellt schöner sich noch dein Blick!
Welche Himmlischen sind's, denen sich neigt der Hain,
Philomele gerührter
Flötet, leiser die Quelle tönt?

Jüngling, ähnlich dem Mai! tief von der Zaubermacht
Seines Glanzes entzückt, siehe! dir winkt er dort,
In das Eden der Unschuld,
In der Tugend Elysium.

Wie durch Wiesen der Bach hell, doch bescheiden fließt,
Segenreicher ein Strom, Tiefen nicht scheuend, noch
Felsen, bis er zu Meer wird —
Also walle dein Leben auch!

Süße Hoffnungen blüh'n hier an dem grünenden
Baum, der Schatten und Frucht freudig verspricht, indeß
Sanft die Reb' ihn umarmet:
Ahm', o Jüngling, dem Baume nach!

Wie die Gegend vor dir, blühend, zum Paradies
Kraft mit Anmuth vereint, herrlich und doch so mild,
Ernst sei also die Seele
Dir und edlen Gefühles voll!

Ist's nicht Sie, die Du liebst, welche den heitern Greis
Aus der Hütte dort führt, daß er die steigende
Frühlingssonne begrüße?
Strahlend sagt es dein Blick: »Sie ist's!« —

»Kind, sei stets der Natur zärtliche Schülerin,
»Nicht entweihet von Kunst, sanft wie die Maienluft,
»Hold durch Scham, wie das Veilchen,
»Gleich der silbernen Quelle rein!«

»Wie ein Genius mild, weiche von Dir, o Kind!
»Nie der Mutter auf Dich himmlisch sich neigend Bild!«
So mit Rührung der Vater,
Und die Thräne des Mädchens bebt.

Doch, ein Engel, vor sie tritt der Geliebte jetzt,
Und das segnende Wort spricht der entzückte Greis:
»Erd und Himmel vergehen —
»Eure Liebe vergehe nie!«

»Wie die Tugend, von der euere Liebe stammt,
»Blüh' sie jugendlich stets, stets wie der schön're Lenz,
»Der im Busen des Frommen
»Unverwelklich, wie Tempe, blüht!«

J. H. v. Wessenberg.

6. Morgenlandschaft.

Ein Stern still nach dem andern fällt
Tief in des Himmels Kluft,
Schon zucken Strahlen durch die Welt,
Ich witt're Morgenluft.

In Qualmen steigt und sinkt das Thal;
Verödet noch vom Fest
Liegt still der weite Freudensaal,
Und todt noch alle Gäst'.

Da hebt die Sonne aus dem Meer
Erathmend ihren Lauf:
Zur Erde geht, was feucht und schwer,
Was klar zu ihr hinauf.

Hebt grüner Wälder Treib und Macht
Neurauschend in die Luft,
Zieht hinten Städte, eitel Pracht,
Blau' Berge durch den Duft.

Spannt aus die grünen Teppiche weich,
Von Strömen hell durchrankt,
Und schallend glänzt das frische Reich,
So weit das Auge langt.

Der Mensch nun aus der tiefen Welt
Der Träume tritt heraus,
Freut sich, daß Alles noch so hält,
Daß noch das Spiel nicht aus.

Die Sonne steiget einsam auf,
Ernst über Lust und Weh
Lenkt sie den ungestörten Lauf.
Zu stiller Glorie.

J. v. Eichendorff.

---

7. Eine Szene im Sommer.

Die Winde beginnen dumpf zu brausen; die Wolken schwärzen sich, der Thermometer fällt, der Ruß bröckelt sich ab; die Wachtelhunde schlafen und die Spinnen klettern aus ihren Geweben heraus. Die Sonne sank bleich gestern Abend, und der Mond barg sein Haupt in einen rothen Kreis. Der erfahrene Hirt seufzt, denn seht nur den Regenbogen den Horizont umgrenzen. Die Mauern sind feucht, die Gräber hauchen einen häßlichen Geruch aus, die Pimpinelle schließt ihre karmoisinen Augen zu. Hört nur, wie Tische und Stühle krachen; die alte Betti wähnt sich auf der Folterbank, so schmerzen ihr die Glieder. Die Enten lassen ihre näselnden Stimmen und die Pfauen ihr kreischendes Geschrei erschallen, die fern gelegenen Berge scheinen uns näher zu rücken; die grunzenden Schweine haben keine Ruhe; die ungestümen Fliegen quälen die Kühe; die Schwalbe schleift ihre Flügel auf dem Rasen; die Grille zirpt; die Katze am Feuerherde streicht ihren Bart mit dem Sammet ihrer Pfoten; die Fische erheben sich über die Oberfläche des durchsichtig klaren Wassers und schnappen die erschrockenen Fliegen. Früh mit Tagesanbruch weideten die Schafe mit gierigem Zahne die Wiesen. Obgleich wir im Juni sind, so ist die Luft doch kalt; die Amsel schweigt; unzählige Glühwürmer glänzten und erleuchteten die vorige Nacht das Thal; die häßliche Kröte kroch und sprang in der Dämmerung auf dem dichtbewachsenen Grasplaze; der Frosch hat sein grünes Kleid gegen ein schwärzliches vertauscht; der Blutegel ward aufgescheucht vom Boden des Glases und erhob sich bis an seinen Rand; nachgiebig dem Winde, spielt der Staub in wirbelnden Kreisen; mein Hund, so gefräßig sonst, läßt den Schöpsknochen liegen, um Gras zu wurgen, und dort die Krähen, wie seltsam ist doch ihr Flug; sie ahmen den unsichern Aufflug des Drachen eines Knaben nach, oder scheinen sich herabzustürzen, als wären sie vom Blei des Jägers getroffen. Es wird sicher regnen. Mit Schmerz sehe ich, daß wir unser Vergnügen auf einen andern Tag verlegen müssen.

Dr. Jenner.

Rausch' erquickend, sanfter Regen!
Jedes Blättchen wiederhallt
Von des Himmels mildem Segen,
Der befruchtend niederwallt.

An des Aehrengoldes Spitzen
Bebt im Tröpfchen eine Welt;
Grünes blickt aus tausend Ritzen,
Von des Tröpfchens Glanz erhellt.

Wie bezaubert glüht die ganze
Flur im bunten Bogenschein;
Höher färbt sich jede Pflanze,
Frischer grünt der Lindenhain.

Und die Rose — wie mit Milde
Ihr gesenktes Haupt sich hebt!
Wie ihr Lächeln die Gefilde
Mit verjüngter Glut belebt.

Ausgelockt von tausend Kelchen,
Weht balsamisch süßer Duft,
Und entwinkt jezt seinen Zellchen
Was beseelt ist, an die Luft.

In des Aethers heitern Räumen
Athmet freier jede Brust;
Dich, o Regner! preist das Keimen
Neuer, frischer Lebenslust.

Dankesopfer mit Geflöte,
Glanz und Duft bringt Alles hier,
Und mit leiser Wangenröthe
Steh auch dankend ich vor Dir.

J. H. v. Wessenberg.

---

8. Stille.

Alle Wipfel nicken schweigend,
Sich in stiller Feier neigend;
Schweigsam, wie in banger Scheu,
Zieht der ernste Strom vorbei.

Und die Vögel zieh'n und fliegen
So behutsam und verschwiegen,
Und der Berge großer Chor
Ragt in heil'ger Ruh empor.

Selbst der Himmel, dessen Farben
In ein sanft'res Blau erstarben,
Gibt durch wolkenlosen Grund
Seine stille Feier kund.

Alle Töne sind verschollen,
Alle Klänge sind verquollen,
Jede Stimme hält an sich, —
Herz, auch du bemeist're dich!

Gern zu meines Schöpfers Preise
Sang' ich, wenn gleich still und leise;
Doch die Lippe wagt es nicht,
Nur die Thrän' im Auge spricht.

J. G. Seidl.

---

9. Heiligenschrein,

Vögel und Wandersmann.

Hart am Pfad, in einer Blende,
Steht die Mutter mit dem Kinde;
Frommer Pilgerinen Hände
Haben Schrein und Holzgelände
Schon bekränzt mit Laubgewinde.

Und ein Strauch der wilden Rose,
Leis' bewegt vom lauen Winde,
Wölbt sich flüsternd, mit Gekose,
Drüber, eine schmerzenlose
Dornenkron' dem heil'gen Kinde.

Sieh'! zwei Vöglein fliehn, erschrocken
Flatternd, aus dem Busch geschwinde;
Tragen in den Schnäbeln Flocken,
Bauten sich ein Nestchen trocken.
Bei der Mutter und dem Kinde.

Bleibt doch! ihr mit gelben Brüsten!
Immer pickt des Zweiges Rinde!
Sorglos mag das Vöglein nisten,
Wo sich gläubig fromme Christen
Beugen vor dem holden Kinde.

Diese Rose wuchs aus Zähren;
Hier sind gottgeweihte Gründe!
Bei der höchsten Lieb' Altären
Wird die Vöglein Keiner stören!
Kommt zurück doch von der Linde!

Freiligrath.

---

10. Die Tanne.

Auf des Berges höchster Spitze
Steht die Tanne schlank und grün;
Durch der Felswand tiefste Ritze
Läßt sie ihre Wurzeln ziehn;

Nach den höchsten Wolkenbällen
Läßt sie ihre Wipfel schweifen,
Als ob sie die vogelschnellen
Mit den Armen wollte greifen.

Ja, der Wolken vielgestalt'ge
Streifen, flatternd und zerrissen,
Sind der Edeltann' gewalt'ge,
Regenschwang're Nadelkissen.

Tief in ihren Wurzelknollen,
In den faserigen, braunen,
Winzig klein, und reich an tollen
Launen, wohnen die Alraunen;

Die des Berges Grund befahren
Ohne Eimer, ohne Leitern,
Und in seinen wunderbaren
Schachten die Metalle läutern.

Wirr läßt sie hinunterhangen
Ihre Wurzeln ins Gewölbe;
Diamanten sieht sie prangen,
Und des Goldes Glut, die gelbe.

Aber oben mit den dunkeln
Aesten sieht sie schön'res Leben;
Sieht durch Laub die Sonne funkeln,
Und belauscht des Geistes Weben.

Der in diesen stillen Bergen
Regiment und Ordnung hält,
Und mit seinen klugen Zwergen
Alles leitet und bestellt,

Oft zur Zeit der Sonnenwenden
Nächtlich ihr vorübersaust,
Eine Wildschur um die Lenden,
Eine Kiefer in der Faust.

Sie vernimmt mit leisen Ohren,
Wie die Vögel sich besprechen;
Keine Sylbe geht verloren
Des Gemurmels in den Bachen.

Offen liegt vor ihr der stille
Haushalt da der wilden Thiere.
Welcher Friede, welche Fülle
In dem schattigen Reviere!

Menschen fern; — nur Rothwildstapfen
Auf dem moosbewachs'nen Boden! —
O, wohl magst du deine Zapfen
Freudig schütteln in die Loden!

O, wohl magst du gelben Harzes
Duft'ge Tropfen niedersprengen,
Und dein straffes, grünlich schwarzes
Haar mit Morgenthau behängen.

O, wohl magst du lieblich wehen!
O, wohl magst du trotzig rauschen!
Einsam auf des Berges Höhen
Stark und immergrün zu stehen —
Tanne, könnt' ich mit dir tauschen!

Freiligrath.

---

11. Das Rosmarinkraut.

Süß duftend Kraut, gewohnt zu blühen
Im harten, kalten Januar. —
Wie durch des Winters Wüste ziehen
Der Blumendüfte milde Schar!! —
Komm, ich will dich zum Kranze winden,
Und um das müde Haupt mir zieh'n. —
Dazu ein traurig Lied erfinden,
In Grab- und Todes-Melodien.

Du, Trauerblume, wohnst alleine
Beim kalten Leib in düst'rer Gruft,
Und unterm kalten Leichensteine
Verbreitest du noch süßen Duft.
Dort unterm schlanken Erlenbaume
Da schlafen bald zusammen wir;
Kein Sorgen nahet unserm Traume,
Komm, küsse mich und geh' mit mir.

Horch, horch, hörst du des Windsturms Klagen
Durch den entlaubten öden Wald?
Auf seinen Flügeln fortgetragen,
Geheimnißvoller Ton verhallt. —
O Blümchen, das sind Seelenmessen,
Sie tönen meinem Leichenstein,
Dort will ich ruhen, bald vergessen,
Und du streu'st Düfte mir allein.

Henry Kirke White.

---

12. Herbst- und Winterbilder.

Die Sonne beleuchtet den Streif der Sommerfäden im Thaue
Wie über dem See der Mond den Streif der Fläche beleuchtet.
Der Lattich verdeckt breitblätterig die Breite des unteren Quelles,
Der weich über fetteres Gras schleicht; rund am Rande gedrungen
Vereinigten sich Maasliebchen vertraut, wie flüsternde Mägdlein,
Die von dem Geliebten jedwede geheim der andern erzählen,
Daneben am Ufer erfreu'n sich Wasserpfeffer und Munzen,
Schafgarben und Augentrost; gar erquicklich im herbstlichen Welken,
Blüh'n unter dem Chor Skabiosen und Löwenzähne zerstreuet;
So blühen dem dicht'rischen Geist noch Bilder im Herbste des Lebens.

*

Wie spricht diamanten dein Kleid, o Natur, mit silbernen Falten,
Als wolltest du des Diamants und des Silbers Vergänglichkeit zeigen,
Und zeigen, wie so sich kein Fürst doch, mit auch vergänglichem Schimmer,
Kann kleiden! Wir kommen, wir nah'n, dich im Winterschmucke zu schauen,
Du gleichest, o winterlich Feld voll Klarheit, dem lieblichen Spruche
Des Weisen; ergründen wir ernst die scheinbar frostige Schönheit,
Sind Lauben und Blätter auch nicht, nicht Quellen, die murmelnden, rege,

Und speiet kein eisiger Wind aus Bloien; — doch bist du so lieblich,
Als wärest du erst von der Hand der allmächtigen Wahrheit geschaffen,
O Herr Gott! hülle mein Herz in der Unschuld schneeig Gewand ein,
Wie du deine Schöpfung gehüllt in ein schneeig Gewand, überfunkelt
Von blitzend erhelltem Krystall, als bete sie dankend und stille.

*

Das Kindlein liegt in der Kripp' in Nacht und Sturm des Dezembers;
Darüber erscheint ein Stern, der die Blume des Himmels beleuchtet,
Die Blume, die farbiger Pracht aufsprießen wird, breitend die Krone
Weit rundum über die Erd' und erquickend die Sterblichen allzeit.
Jetzt trauert in Wiesen der Baum schwarz, welcher so blühend im Mai war;
Jetzt lieget der Acker so schneeüberbleicht, schwarzfurchig im Maie.
Wie ruhest du, Dörflein, so still, hat der Winter dir Alles genommen?
Dort blicket vom See her glatt ein umschilftes, funkelndes Eisfeld,
Hellstrahlend aus schneeigem Damm, dem rings einschließenden Strande.
Kaum führet ein Weg hin, den die geselligen Meisen behüpfen
Und zwerch überschritten des Nachts die Hasen und Wölfe zum Dorfe.
Hier an dem Gestad' umgürte die Schuh' im Felsengewölbe,
Das eisige Zapfen verzieren und nie der Boreas heimsucht.
Die blauende Nacht überzog das sonnenerweichte Gewässer
Mit härterem, glätterem Eis, daß es perlet, wie Flut der Forellen.
Seht fliegen den dröhnenden Stahl frei über die wimmernde Weite!
Seht schwingen sich sterblichen Leib frei, gleich der Begeisterung Flügeln!
Ist jener ein sterblicher Leib, an die Scholle der Erde gebunden?
Dort tanzt er den Flug in die Ferne, wie Klopstock oder Thialfi,
Sanft fliegend, wie stilles Gebet der vertrauend andächtigen Liebe,
Jetzt wild sich bewegend und jach, wie des donnernden Gottes Gesandter,
Nachwerfend den Blitz von dem Stahl, d'rauf schwer hinziehend wie Wolke,
Nun hat ihn die Ferne verschlungen, als wär' er in Buhnen versunken,
Die dort die Art des Fischers gehau'n, die Netze zu legen. —
Nun flieget der Schlitten, gedrückt, wie vom Sturme geweht, von des Jünglings
Geflügelten Händen, und fliegt mit der Lust der schönen Geliebten.

*

Der Eber im Tiefwald bricht in die Erd' und wetzt das Gewerke
Am Baum scharf, wie einen Dolch, doch die Spuren gewahret der Jäger.
Die Hunde packen die Wammen; aus Büchsen zerschmettert die Kugel
Des Kürschners die Federn, doch prallt sie vom Panzer, und hitzig gereizet,
Sich setzend im Kessel am Strauch, haut grunzend er um sich, die Hunde
Verwundend. Noch ist er verhetzt nicht. Vom rettenden Baume
Ruft kirrend ein Waidmann: «Hu Sau!» Aus Dickichten jagen die Finder,
Mit Rossen ihn hetzend, und fest schon fassen ihn blutige Hunde
Am Federlein oder Gehör, daß sammt Fangeisen und Fängern
Der Hetzer sich naht und den Fang gibt in die Gescheite zum Herze.

*

Von Bergen herab thaut Schnee auf; Schluchten durchrauschet der Flut Sturz,
Als wären die Schleußen im All, zum Schmerze zu rauschen, geöffnet.
Bald träufelt es auch von der Brust des Gewölkes in Strömen hernieder,
Als sollte der Frost in den Mitternächten der Erde sich weichen;
Doch unter dem Schnee blickt Eis, über dem die Gewässer zerbersten.
Nicht Lust hat die Erde zum Trank; denn ihr Mund ist verschlossen vom Frost noch,
Die Wasser versammeln sich wild im Thal, überschwemmend die Dörfer
Und Städte; der schwellende Fluß kracht, brüllt und entsteiget dem Bette.
Dort schwimmen die Hütten, und todt und lebendig mit Viehe die Menschen;
Von Thurm und Palästen beschaut die Verwüstungen Angst und Entsetzen.
Im Friedhof wühlet die Flut tief. Nachen geleiten die Särge
Zum Strand am Gebirg, wo in ungeweihtem Gefilde der Todte
Verscharrt wird unter den Hügel. Durch Treibeis waget das Boot sich
Zur Rettung: Da rettet es, dort oben stürzet das rettende Flutein.
Die Wolken erniedern sich tief in die Thäler und strömen unendlich;
Sie wollen ein Menschengeschlecht mit Fluten und Aengsten erdrücken,
Daß tausend Sterblichen bangt vor dem ewigen Richter der Thaten.

*

Nicht lang aber rastet der Schnee, er zerrinnet im Fallen am Boden,
Der alte nur liegt noch am Bach, wie Gewand von Badenden, trotzig,
Des blendenden Glanzes beraubt und berührt von Strahlen der Sonne;
Die Wolken ergießen sich warm und verfliegen nach wärmenden Regen,
Dann schauet die Sonne vom Blau auf linde sich regendes Saatfeld.

K. J. Schuler.

13. Die Eiswelt der Alpen.

Hier waltet Todesstille. Dann und wann wird sie vom Wiederhall fernen Lawinendonners oder von einem schneidenden Windzuge gestört, der zwischen dem Geklüft der Felsen seufzt. Je höher man in die breiten Schneegefilde hinaufsteigt, die kein Sommer wegthaut, je ernster wird das Gemüth dessen, der hier allein noch in der unermeßlichen Einsamkeit zu athmen wagt. Man ist rings von den Schrecken einer ungeheuern Zerstörung belagert. Da scheint nie Leben gelächelt zu haben. Man steht auf den Ruinen einer Welt. Der stumme Tod hat da seinen ewigen Thron. Unter ihm breitet sich das weiße Leichentuch der Natur über Alles aus. Wo es der Sturm aber stellenweis zerrissen hat, liegt das Gerippe und schwarze Felsengestein des Erdballs entblößt. Die starren Gipfel, Firsten und Zinken des Gebirges, welche in seltsamen Gebilden umher stehen,

gleichen riesigen Grabmalen. Nirgends Bewegung über dem Weltleichnam. Nur eine fahle Wolke schleicht am Himmel und zieht über die Eiswüsten einen bläulichen Schatten nach. Kein anderes Schauspiel erzeugt in solchem Maße das Gefühl grauenvoller Erhabenheit, etwa das Weltmeer noch im Kriege mit dem Orkan: dieß spiegelt uns noch Leben, aber das Entsetzliche des Lebens ab. Doch in den Einöden des ewigen Eises über den Wolken, wo kein Halm vom Felsen nickt, wo nichts laut ist, als der eigene Pulsschlag, wo im Anblick allgemeiner Vernichtung uns das Gefühl eigener Vernichtung überwältigt, da tritt uns der Weltentod in entsetzlicher Majestät entgegen.

Streift man aber die ersten Wirkungen der furchtsamen Einbildungskraft ab, und betrachtet das Reich der Gletscher mit dem Forscherblick eines de Saussure von Genf, eines Hugy von Solothurn, so offenbart sich die schöpferische Herrlichkeit Gottes auch inmitten der hocherhabenen Wildniß. Dem Scheintode der Natur entblüht ein anderes Leben. Dem Eise entsprossen unbekannte Pflanzen. Die Gletscher athmen. Die Firnen bewegen sich. Man steht in einer Welt neuer Wunder *). Der Sonnenstrahl des Sommers schmilzt die Oberfläche der Firnen und Gletscher nur leicht ab. Desto stärker wirkt die natürliche Wärme des Erdballs gegen die untere Seite der gewaltigen Eiskrusten. Da bilden sich weite, höhere und niedere Eisgewölbe, bis sie von der Schwere ihrer eigenen Lasten zusammenbrechen. Das verkündet ein Donnergeräusch, welches dumpf durch das Gebirg dröhnt. Die zerrissenen Eismassen, von ihrem Gewichte gezogen, senken sich an den Halden abwärts nieder und kriechen gegen das Thalgelände vor. Dann zeigen sich an den Oberflächen jene langen, tiefen Querspalten und Eisschlünde, in welchen, wenn sie trügerischer Schnee verschleierte, schon mancher Gemsjäger sein unerwartetes Grab gefunden hat. So wandeln im leisen und steten Wechsel die Firnen von den unersteigbaren Höhen herunter, werden Gletscher der untern Region und zerfließen und verdünsten im warmen Luftkreis zwischen Blumen und Kräutern.

Bekanntlich speien Flüsse und Seen die Leichname der Unglücklichen wieder aus, die in deren Wellen den Tod fanden. Eben so das Gletschereis. Es wirft jedesmal nach wenigen Jahren die Gebeine der Menschen und Thiere, welche in seinen Rissen und Spalten verschwunden waren, wieder auf seiner Oberfläche an das Tageslicht; doch nur das Knochenwerk und Gerippe; das Fleisch daran hat der Gletscher gänzlich verzehrt. Noch eine andere Seltenheit. Todtes Laub oder Insekten, welche ein Wirbelwind mit sich aus der bewohnten Welt emporgerissen und über den Schnee der Firnen und Gletscher verstreut hat, sinken allmälich darin unter. Aber wenn von den schroffen Wänden und Spitzen des verwitternden Gebirges ungeheure Steinblöcke und Felsplatten auf eben diesen Schnee herabfallen, sinken sie nicht hinunter in ihm. Sie wehren nur den Sonnenstrahl ab, daß er, so weit sie reichen, den Schnee nicht schmelzen mag, während derselbe ringsherum vergeht. So steigen dann wachsende Eissäulen, vom breiten Gestein bedeckt, da und hier seltsam empor. Krystallene Thürme, 40 bis 80 Fuß hoch, von einem Felsen gekrönt, unterbrechen die Einförmigkeit der bleichen Ebenen und stürzen wieder prasselnd zusammen, das Schauspiel der allgemeinen Zerstörung zu vergrößern. Mancherlei andere außerordentliche Erscheinungen begegnen dem Wanderer in diesen erhabenen Wüsten, wo seine verwegene Kraft oft schnell in der dünnen, reinen Luft verlöscht und er schon nach wenigen Schritten der Erholung bedarf, wo der vom Schneespiegel zurückgeworfene Sonnenstrahl sein Auge mit Blindheit schlagen und die entblößte Haut seines Körpers in kurzer Zeit verbrennen kann; wo jeder Schall schnell erstirbt, und ein Pistolenschuß kaum stärker als das Knallen einer Peitsche vernommen wird.

Am räthselhaftesten ist das sogenannte Guren in dieser wunderbaren Eiswelt. Zuweilen senken sich vom Himmel jählings die Wolken herab; dann erhebt sich eben so plötzlich ein verworrenes Getöse. Ringsum wildes Gebrüll eines Sturmes. Aber dieser hat keine bestimmte Richtung. Die Winde aller zwei und dreißig Weltgegenden scheinen wirbelnd und tobend in einen einzigen zusammen zu kochen. Der Tag verfinstert sich; man athmet dichten Schneestaub, der von Höhen und Tiefen herunter und hinauf gefegt wird. Das Rasen der Luft dauert einige Stunden; dann Friede. Während aber die ganze Atmosphäre über dem Gletscher in diesem Aufruhr steht, waltet auf allen Seiten in der Nachbarschaft stilles Wetter. Niemand ahnet im ganzen Umkreise das Mindeste von dem furchtbaren örtlichen Orkan. In den Thälern und Ebenen der tiefern Schweiz kennt man dieß Guren der Gletscher-Regionen nicht, wohl aber eine Luftbegebenheit anderer Art, das sogenannte Wetterschießen. Es ist dieß ein dumpfes, stoßweises Schallen in der Luft, wie von entfernten Kanonenschüssen. Oft glaubt man wirklich nur diese zu hören, wie aus einer Schlacht. Anfangs fallen deren in einer Minute lebhaft mehre hintereinander, dann wiederholen sie sich seltener und seltener. Nie im Winter, sondern immer nur im hohen Sommer und Herbst vernimmt man dieß Wetterschießen, und gewöhnlich Nachmittags, oft bis nach Mitternacht, nie bei einem Gewitter, sondern immer nur bei heiterem Himmel. Jedes-

*) M. s. im Jahrg. 1835, S. 29: Firn, Gletscher, Gletschertische; S. 32: der rothe Schnee; — S. 33: Lauinen.

mal trübt sich darnach die Luft und es erfolgt Regen.

---

14. Die Felsen von Baume.

Im Jura, 3 Stunden von Lons le Saulnier (im franz. Depart. Jura), befindet sich ein Ort, der von allen Wißbegierigen besucht zu werden verdient; es sind die Felsen von Baume. Geht man etwas ab von der Straße, welche nach Champagnole führt, so kommt man über ein Fruchtfeld und über eine Heide; plötzlich prallt man entsetzt zurück, denn das Auge verliert sich in einen unermeßlichen Abgrund; hier öffnet sich zwischen den Bergen ein Grab, nicht für Menschen, nein für ganze Städte. Hier befindet sich nach der Aussage der Geologen das ehemalige Bett eines Sees, und die senkrechten Felsenwände, welche sich auf allen Seiten gleich Wällen erheben, zeugen noch von der Tiefe desselben. Steigt man auf dem einzig möglichen und ziemlich gefahrvollen Wege in die Tiefe hinab, so findet man Höhlen, die gleichsam in diese Riesenfelsen gehauen sind; Gewölbe, wie von der Hand eines Baumeisters aufgerichtet, und auf dem untersten Grunde ein Thal, das sich gleich dem Bette eines Baches durchschlängelt. Hier wächst nur spärliches Gras; die Sonne bestrahlt nur immer einen Theil, und der Himmel erscheint von unten gesehen nur wie ein langes Band. Gleichwohl hat hier eine Familie ihren Wohnsitz aufgeschlagen, Vieh weidet am Fuße dieser Felsen, von denen sich hie und da einer losreißt und gleich einer Lawine mit donnerndem Getöse in den Abgrund stürzt. Am Rande dieser Felsen steht die Abtei von Baume-les Messieurs.

---

15. Das Uebersteigen der Pirenäen *).

Wir beabsichtigten einen Ausflug von Bagnères **) über die höchsten Berge nach Venasque, der ersten aragonischen Stadt in Spanien. In dieser Absicht brachen wir Morgens um 5 Uhr, unserer vier, den Führer mitgerechnet, auf. Unmittelbar jenseits Bagnères beginnt ein schlüpfriger, steiniger Fußweg mitten durch den Wald bergan zu führen. Uns gegenüber erhob sich die unermeßliche Felsenpyramide, Pic du Port de Venasque genannt, und hinter uns lag Bagnères mit seinem herrlichen Thale, wie in einen bläulichen Nebel gehüllt. Nach einem fortgesetzten Bergansteigen von 2 1/2 Stunden erreichten wir das französische Hospitium, so nennt man ein Haus, das die Stadt Bagnères an Privatpersonen unter der Bedingung verleiht, daß dieselben für Reisende stets Wohnung und Unterhalt bereit halten müssen. Diese Bedingungen erfüllen sie denn auch getreulich mittelst einiger Strohsäcke, die in einer armseligen Dachstube liegen, und mittelst etwas Brot und Käse, die man sehr theuer bezahlen muß. Während des Winters wird hier auf eine sonderbare Art verfahren: die Miethsleute verlassen dieses Haus, das mitten unter Schnee- und Eismassen nicht mehr bewohnbar ist, aber jede Woche tragen sie einige Vorräthe hinauf und legen Holz auf den Herd. Die Reisenden treten ein, wärmen sich, nehmen von den Vorräthen, was ihnen beliebt, und legen so viel Geld auf den Tisch, als sie für die Unterkunft, für Holz und Nahrung schuldig zu sein glauben. Seit Menschengedenken soll noch nie gegen diesen Gebrauch verstoßen worden sein.

Auf dem Hospitium angelangt, glaubten wir schon sehr hoch gestiegen zu sein, wir hatten jedoch noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt. Nach einem kurzen Frühstück setzten wir uns wieder in Marsch, und zwar über einen nackten, felsigen Boden, auf einem engen, jeden Augenblick unterbrochenen Wege. Ich bewunderte bei dieser Gelegenheit die Kraft und Intelligenz der kleinen Pferde, deren man sich hier zu Lande zum Erklimmen der Berge bedient. Das geübte Auge der Hirten könnte nicht mit mehr Sicherheit die Linie aufsuchen, der man folgen muß, oder mit mehr Geschicklichkeit einen unsichern Boden vermeiden. Der Weg, den wir verfolgten, ward immer schwieriger und machte immer mehr Windungen. Die Höhen, welche wir am Morgen erstiegen hatten, dehnten sich hinter uns gleich einem ebenen Lande aus. Der Pik, dessen Spitze wir noch vor einigen Stunden kaum mit dem Blicke messen konnten, erschien uns jetzt nur noch als ein gewöhnlicher Felsen. Der Adler kreiste unter uns, die Wolken zogen einige Fuß höher. Jeden Augenblick mußten wir Halt machen, die Pferde ausschnaufen lassen und sofort die zerrissenen Seiten des Berges auf ungebahnten Pfaden hinaufklimmen. Bis jetzt hatten die senkrechten Sonnenstrahlen eine kaum erträgliche Hitze verbreitet; als wir aber bei den großen blauen Seen, welche beinahe auf dem Gipfel des Berges liegen, angelangt waren, wehte ein so kalter Wind, daß wir unsere Mäntel umnehmen mußten. Von hier aus hatten wir nur noch eine schwierige Stelle, die jedoch nur kurz war. Der Port de Venasque lag vor uns; das eiserne Kreuz, das Frankreich von Spanien scheidet, zeigte sich oberhalb auf dem Felsen; und als wir auch diesen Punkt erreicht hatten, machten wir überrascht Halt: zu unsern Füßen dehnte sich eine enge, steile Schlucht aus, durch die ein Waldstrom brauste; gegenüber erhob sich ein Berg ohne Bäume, ohne Grün, dessen Seiten hie und da mit einer gelblichen Erde und dessen Gipfel mit Schnee und Eis bedeckt war. Dieß ist der Maladetta,

---

*) Ueber Gestalt, Bau und Eigenthümlichkeiten, Gletscher, Thäler rc. der Pirenaen s. m. d. Jahrg. 1835. S. 40.

**) Französische Stadt in den Pirenäen; sie führt den Beinamen de Luchon.

der, nebst dem Mont Perdû, der höchste Punkt der Pirenäen ist. Hier lebt der wilde Steinbock und die Gemse. Am Fuße dieser seltenen Tannen wühlt sich der braune Bär seine Höhle. In diesen Felsenspalten baut sich der Königsadler sein Nest, und der Lämmergeier stürzt sich von hier auf seinen Raub in die Thäler hinab. Die Schmetterlinge, welche man etwas weiter unten findet, sind von überraschender Farbenpracht. Auch der Geologe findet reiche Ausbeute, weißen, grauen und rothen Marmor, letztern in 12 verschiedenen Gattungen; grünen Marmor, eisenhaltige Steine, Silber und Bleierze trifft er in Menge an.

Vom Port de Venasque an geht man auf einem sehr schlechten Pfade fortwährend bergab. Ueber einander liegende Steinmassen, umgestürzte Baumstämme erschweren den Marsch ungemein. Links von diesem Pfade stürzt der Berg senkrecht ab, und unten im Abgrunde rauscht der Waldstrom. Jedes Jahr kommen hier während des Winters, zuweilen sogar während des Sommers mehre Menschen ums Leben. Die Geistlichkeit hat weit umher den Boden geweiht und gewissermaßen für die Unglücklichen, welche hier den Tod finden, einen Kirchhof daraus gemacht. Am Fuße dieses Berges gewahrten wir das erste spanische Haus: es ist dieß das von der Stadt Venasque für die Reisenden erbaute Hospiz. Hatten wir Ursache, mit dem Hospiz von Baguères nur wenig zufrieden zu sein, so ist zu bemerken, daß jenes ein wahrer Palast gegen dieses ist. Wir traten in einen Umfang von übereinander gehäuften Steinen; in der Mitte erhob sich eine leichte Scheidewand; auf der einen Seite war der Raum für die Lastthiere, auf der andern für die Reisenden; in Manneshöhe erhebt sich das Dach, und einige Oeffnungen in demselben dienen als Fenster und als Rauchfang. In der Mitte brennt ein Feuer, und um dasselbe her sitzen auf Bänken die unreinlichen Bewohner des Hauses. Wir beeilten uns, die verpestete Luft dieser wahrhaft lappländischen Hütte zu verlassen, und unser Mahl in freier Luft einzunehmen. Der Weg ward von hier aus immer rauher und gefahrvoller, die Natur immer wilder. Die Berge haben das Aussehen, als wären sie durch einen vulkanischen Ausbruch zerrissen; Wasserfälle stürzen über den Weg; außer einigen niedern Gebüschen zeigt sich keine Spur von Vegetation, keine menschliche Wohnung, nichts, was von irgend einer Art von Kultur zeugt. Von allen Seiten nichts als die großartigen Schrecken der Natur: Felsenhörner, die ununterbrochen an einander hängen, enge Schluchten, durch die der Weg führt, und tobende Waldströme, die zu überschreiten oder zu durchwaten sind. Erst gegen Abend, als wir uns der Stadt Venasque näherten, gewahrten wir einige umschlossene Wiesenstellen und einige Hirten, welche Maulthiere hüteten. Endlich erreichten wir Venasque, eine finstere, schmutzige, enge Stadt.

(Marmier.)

16. Landschaftlicher Charakter Spaniens.

Kein Land hat mehr Mannichfaltigkeit als Spanien in seinem Aussehen und seinen Produkten. Was kann man Schöneres sehen, als das Land zwischen Villa Viciosa, Bilbao und Gigon; man reist zwischen immergrünem Gebüsch; Lorbeeren erheben sich als große Bäume; die Ulme, die Steineiche, der wilde und gute Kastanienbaum mit seinen schönen Blüten, die Eiche, der Pomeranzen-, der Zitonenbaum, und Gärten voll Aepfel- und Birnbäume zeigen sich überall. Wendet man sich dagegen nach Osten, so ist Alles durch die glühenden Sonnenstrahlen verwelkt und verbrannt; die Natur scheint im Innersten verletzt zu sein; Alles schmachtet; die zum Leben nothwendigsten Erzeugnisse scheinen trotz dem Schweiße des Ackermannes nur kümmerlich zu gedeihen. So ist das Land um Sevilla, wo, mit Ausnahme der Gärten vor der Stadt, die Felder überall öde und einsam aussehen. Dagegen ist das Königreich Valencia, das im Osten flach ist und eine unermeßliche Ebene bildet, die an der einen Seite vom Meere, an der andern von hohen Gebirgen begrenzt wird, überall mit einem reichen grünen Teppich bekleidet. Hier gedeiht Reis, Getreide, Maulbeerbäume, Seidenwürmer, Oelbäume, Cochenille, Zuckerrohr, kurz die verschiedensten Produkte der beiden Hemisphären in Menge; das Oel von Valencia gilt für das beste in ganz Spanien.

Die Olive ist fast der einzige Baum, der sich in der Mancha findet, die unbestritten zu den häßlichsten Ländern unter der Sonne gehört. Es möge sich ja Niemand durch die Worte des Liedes: »Denkst du der Zeit, wo in La Manchas Schatten,« täuschen lassen, denn in der Mancha gibt es gar keinen Schatten. Man kann den Anblick der Mancha kurz so zusammenfassen: weite, unbegrenzte, zuweilen etwas anschwellende Ebenen, mit spärlichem Grase bewachsen und hie und da mit Safran bepflanzt. Gar oft begegnet das Auge ausgedehnten Sandflecken, auf denen gar nichts gedeiht. Oelbäume, die zuweilen in einer Linie, zuweilen in einzelnen Gruppen gepflanzt sind, gewähren allein einigen Schutz vor der sengenden Sonne, deren Strahlen, noch ehe der Sommer weit vorgerückt, die spärlichen Gewässer jedes Bächleins austrocknen und das Grün der Pflanzen in Braun verwandeln. Der Guadiana, welcher die Mancha durchströmt, ist zwar stets ein ansehnlicher Fluß, alle seine Nebenflüsse aber sind klein und vertrocknen im Sommer gänzlich.

(Irwing: Wanderungen in den Fußstapfen des Don Quixote.)

17. Die blaue Grotte auf der Insel Capri bei Neapel.

Ein großer Theil der Insel Capri zeigt eine hohe Felsenwand, welche fast senkrecht ins Meer läuft. Sie hat mehre kleinere Höhlen und Zerklüftungen, wie man sie in Kalkfelsen häufig findet. Die größte, schönste und merkwürdigste ist die blaue Grotte. Sie ist in früherer Zeit schon bekannt gewesen, war aber in einer langen Reihe von Jahren, vielleicht in ein paar Menschenaltern, nicht mehr besucht worden, und so fast ganz außer Kunde gekommen. Herr Kaupisch aus Breslau entdeckte sie im Jahre 1826 wieder und bereitete dadurch vielen nachfolgenden Reisenden einen der schönsten Genüsse, welche die Besucher Neapels sich verschaffen können. Das Meer flutet hinein in diese Grotte, und nur in dem hintern Raume ist eine erhöhte, trockene Stelle, an der man aussteigen kann. Man muß unmittelbar vom Meere hineinfahren, aber die Oeffnung ist so schmal, daß nur eine kleine Fischerbarke, die man sich in Capri verschafft, eben hindurch geschoben werden kann; auch ist die Oeffnung so niedrig, daß man in der Barke nicht aufrecht sitzen kann, sondern tiefgebückt oder auf dem Boden der Barke ausgestreckt, durch die Oeffnung fahren muß. Bei lebhafter Wellenbewegung ist es daher nicht möglich, mit der Barke durch die Oeffnung zu kommen. Nur bei stiller Luft kann man sie also besuchen, und will man sie in ihrer Schönheit sehen, so muß auch ein heller Himmel sein. Die Mittagsstunden sollen am günstigsten für den Besuch sein. Befindet man sich in dem innern Raume der weit und hochgewölbten Höhle, und das Auge fängt an, deutlicher zu sehen, so bemerkt man zunächst, wenn man nach dem Eingange zurückschaut, die glänzend helle Stelle desselben, welche gegen den düstern Raum der Höhle den malerischsten Gegensatz hervorbringt.

Dieß ist indessen nur der untergeordnete Theil des überraschenden Anblicks, den man genießt. Das Herrlichste und Ergreifendste ist der Anblick der Wasserfläche, besonders links beim Eingange. Hier erblickt man nämlich eine lichtblaue Farbe, wie man sie sonst nirgends sieht. Und im milden Wiederscheine sind auch die grauen Massen der Decke und der Seitenwände mit einem bläulichen Schimmer überhaucht. Dieß ist es, was man in der blauen Grotte zu sehen bekommt. Man könnte es wenig nennen, aber dieß Wenige ist durch seinen eigenthümlichen Reiz unendlich viel. Es ist ein Naturspiel, das man vielleicht auf der ganzen Erde nicht weiter findet, da zu Hervorbringung desselben gerade die besondere zufällige Gestaltung der Felswand, welche den Eingang bildet, erforderlich gewesen ist. Die Oeffnung, durch welche man in die Grotte gelangt, setzt sich unter dem Wasserspiegel noch ein wenig fort. Man kann mit einem Stocke auf den Felsengrund unter ihr reichen. Dann aber, etwas tiefer, bildet der Felsen im Wasser einen großen, offenen Raum, wie ein unregelmäßiger Brückenbogen, so daß ein Taucher weiten Spielraum hätte, von Außen her, unter der Eingangsöffnung hindurch, in die Grotte zu gelangen. Es ist also unter dem Boden des Einganges eine große, freie Verbindung zwischen dem Meere draußen und dem Meerwasser in der Grotte. Und das ganze herrliche Phänomen wird nur dadurch hervorgebracht, daß das draußen ins Meer fallende Licht in der Tiefe unter dem Eingang der Grotte nach dieser heraufgeworfen wird. Dadurch wird die blaue Meeresfarbe so vergeistigt und bringt eine Wirkung hervor, wie man sie sonst nirgends finden möchte, weil sie nur unter diesen zufälligen Bedingungen möglich ist.

Die blaue Grotte von Capri.

Stets voraus, schon lange hab' ich
sonst auf Pfingsten mich gefreut,
als auf's schönste Fest im Jahre,
reich mit Blüten überstreut.

Auf des Mittelmeeres Wogen
führt' es mich den schönen Pfad
hin nach Capri's Felsenufer,
dem ich nimmer noch genaht!

Und durch nied're, schmale Pforte
glitt mein Nachen in die Nacht
einer hochgewölbten Grotte,
dämmernd bald in milder Pracht!

Ein Krystall im blauen Schimmer,
wie mein Aug' ihn nimmer sah,
lag die Flut der düstern Höhle
vor den trunk'nen Blicken da!

Flut des Meeres barg den Boden,
doch mit Meeresfarbe nicht;
denn verklärt war diese Bläue,
wie durch geist'ger Flammen Licht.

Ein Palast verborg'ner Feen
schien der Grotte Flut zu sein,
ließ die Felsen selbst sich malen
bläulich mild im Wiederschein.

Die zerklüftet rauhen Wände,
kühn sich wölbend über mir,
hätt' ich heimlich fragen mögen:
»Was für Geister hausen hier?«

Horchen wollt' ich in die Tiefe,
ob es wie Musik nicht klang?
ob da unten nicht ertönte
holder Feen leiser Sang?

Doch das Aug' auf Zauberbläue
immer irrend her und hin,
nahm gefangen, hielt in Banden
herrlich jeden andern Sinn. —

Diesen Schimmer malt kein Maler,
schildert keines Dichters Wort,
doch lebendig mir im Geiste
wird er blühen fort und fort.

Kehre, Pfingsten, noch so oft mir,
noch so lieblich mir zurück:
nimmer bringt es doch mir wieder
solches Zauberanblicks Glück.

A. G. Eberhard.

18. Die Abruzzen.

Die Abruzzen sind zwei gebirgige Landschaften im Königreich Neapel, und für dieses Land gewissermaßen, was die schottischen Hochlande für England. Die Ebenen um Sulmona und Chieti, zwei der bedeutendsten Städte dieser Landesgegend, ja das ganze Pescara-Thal, die Niederungen und die Bergabhänge, die den schönen Celaner-See umgeben, einige Streifen Landes längs der Küste des adriatischen Meeres und einige wenige andere Orte sind eines einträglichen Anbaues fähig und auch wohlbebaut; im Allgemeinen jedoch ist das Land äußerst gebirgig und rauh, und bietet zur landwirthschaftlichen Benutzung fast nichts als endlose Schaftriften und Weidegrund für Ziegen. Kommt man oberhalb der romantischen Stadt Castel di Sangro so recht in die Abruzzen, so sieht man sich in eine neue Welt versetzt, deren einfaches, urzuständliches Natur- und Volksleben den schlagendsten Eindruck auf den Reisenden macht. Da erblickt er die Reben nicht mehr in rankenden Gewinden von den Ulmen niederhangen, nicht mehr den breitblätterigen, frischgrünen Mais, noch den üppigen, zwei Ernten spendenden Boden, noch die blütenduftenden Obstgärten und schattigen Pinien, noch die wimmelnde, geräuschvolle Volksmenge, die er in der ackerbautreibenden und höchst fruchtbaren Terra di Lavoro oder Campagna felice hinter sich gelassen hat; dafür sieht er nun zahllose, auf den Bergweiden überall verstreute Schafherden, hört er das unaufhörliche Geklingel von Ziegenglöckchen auf den Berggipfeln, bemerkt er, daß die Hütten und Dörfchen, anstatt von Gärten umschattet, von Feldern umgrünt zu sein, von Schafhürden und Ställen umgeben sind, begegnet er fast keiner andern Menschenseele, als Schäfern in ihren Schaffelljacken, mit ihren schafledernen Halbstiefeln, den weißen, langhaarigen Schafhund hinter sich. Nicht wie in dem tiefer gelegenen Lande zur Bewässerung der Felder, Wiesen und Gärten, in steinernen und backsteinernen Aquädukten hingeleitet — sieht er hier das Wasser da und dort aufgefaßt und in ausgehöhlten, an den bewaldeten Bergabhängen gefällten Bäumen weitergeführt, die jedoch nicht zu Röhren ausgebohrt, sondern zu offenen Trögen zugerichtet sind, so daß die Herden überall auf ihrem Wanderzuge daraus trinken können. Außer diesen einfachen Wasserleitungen kommt er auch dann und wann an kleinen steinernen Quellbrunnen von gleich einfachroher Vorrichtung vorüber, vor denen zum Bedarf und zur Bequemlichkeit der Schafe ausgehöhlte Baumstämme angebracht sind. Mit einem Worte, die ganze Landschaft ist und gibt durchaus das Gemälde eines Hirtenlebens.

19. Die Ebenen der Wallachei.

Die ungeheuern Ebenen der Wallachei, deren Horizont, wie der des Meeres, sich in unbegrenzter, monotoner (einförmiger) Entfernung erstreckt, bieten dennoch ein eben so neues, als interessantes Schauspiel dar. »Als wir Dsjurdsjewo verließen, erblickten wir, so weit unsere Blicke reichten, überall weidende Herden; Ochsen, Pferde, Schafe erschienen zu Tausenden auf dem grünen, kurz gemähten Rasen. Die von den Gewittern an den niedriger gelegenen Orten zurückgelassenen Wasserpfützen dienten zu Tränken, wo alle diese Thiere sich herdenweise erquickten. Diejenigen unter diesen Morästen, welche sich durch ihre schwarze Farbe und fauligen Dünste vor den übrigen unterschieden, waren von großen Büffeln in Besitz genommen, die, bis zum Rücken im Schlamme steckend, über der kothigen Oberfläche nichts weiter blicken ließen, als ihre starken Hörner, ihre kleinen, wilden Augen und ihre weiten Nasenlöcher, aus denen sie drohend die seltenen Reisenden der Steppen auschnauften. Wolkenzüge von Raben schienen im besten Einverständniß zu leben mit allen diesen Bewohnern der Wüste; ja es war sogar nichts Seltenes, zu sehen, wie dann und wann einer der kühnsten sich ohne Umstände auf den Rücken eines gehörnten Thieres niederließ, welches dieß geduldig gestattete.«

(Demidoffs Reiseskizzen über das südliche Rußland.)

20. Siebenbürgen.

Von welcher Seite man auch in dieses Land kommen mag, überall bietet es einen romantischen Anblick. Die vielen mannichfach gruppirten und von reizenden Thälern durchschnittenen Gebirge, das milde und doch nicht allzuwarme Klima, die Ströme, welche die Thäler durchrauschen, vor Allem aber die verschiedenen Menschenstämme geben eine Mannichfaltigkeit und einen Reiz, wie sie der Reisende nur in wenig andern Ländern in gleicher Art findet. Der Reichthum des Landes unter und über der Erde trägt zur Erhöhung seiner Schönheit bei. Wenige Länder dürfte es geben, welche so reichlich mit allen Gaben, die dem Menschen zum Genusse verliehen, begabt sind, wie Siebenbürgen.

Die Meseschög ist ein Landstrich, welcher östlich von Klausenburg und Thorda angeht, von wo er, von der Samosch und Aranjosch begrenzt, sich bis an die Marosch erstreckt. Er bildet eine fortwährende Hügelkette ohne Waldung. Diese Hügel erheben sich mitunter zu der Höhe von nicht unbedeutenden Bergen, haben aber nichts destoweniger überall einen fruchtbaren und ziemlich tiefen Boden, welcher meistentheils dem besten Marschlande an Reichthum gleich ist. Im zeitigen Frühjahre und im Spätherbste, eben so wie im Winter, bietet die Meseschög ein sehr trauriges Bild, wenn man

weit und breit nichts als kahle, todte Hügel sieht, an denen nur hin und wieder eine Hütte steht, und zwischen denen in engen Thälern einige elende wallachische Dörfer liegen. Anders aber ist es im Sommer. Da sind diese gewellten Fluren mit Gräsern und Kräutern aller Art bedeckt, und vom Ende des April bis zum Ende des Herbstes bieten sie eine Flora, die an Mannichfaltigkeit, so wie an bunten Farben, wohl von wenigen in Europa übertroffen wird. Auf dieser zahllosen Menge von Blumen schwärmt stets ein Heer von Bienen, welche im Ueberfluß schwelgen.

21. Die große Ebene Ungarns.

Wenn man durch das Felsenthor, welches unterirdische Gewalten durch Emporhebung der vulkanischen Zwerchkette, welche die Karpaten mit den Alpen verbindet, der Donau geöffnet haben, hinaustritt, so wird man auf dem linken Donauufer die plötzliche Umgestaltung des Bodens mit Ueberraschung gewahr. Unermeßlich und unabsehbar breitet sich die große Savanne vor uns aus, sobald wir Waizen, diese Grenzstadt der Oede, verlassend, unsern Blick nach Südost wenden. Jeder Schritt führt uns tiefer in die Unermeßlichkeit, über welche nur die Fata Morgana ihre phantastischen Bilder als täuschende Ruhepunkte dem Auge vorgaukelt. Die Donau, als erschrecke sie vor der Sandwüste, die hier beginnt, und fürchte sich, von ihr verschlungen zu werden, wendet sich plötzlich nach Süden hinab und schmiegt sich an den Dolomitbergen schen hin. Volle 38 geographische Meilen, von Waizen bis Vukovar, dauert diese südliche Richtung der Donau, welche auf dieser ganzen Strecke, immer zur Linken, die unermeßliche Ebene zur Seite hat. Von Waizen bis Szathmar sind ebenfalls genau 38 geographische Meilen, welche der obern, von Westen nach Osten gerechneten, Breite der Ebene zukommen. Diese Breite bleibt sich zwischen der Donau und dem Fuße der siebenbürgischen Karpaten bis Temeschwar hin gleich, und verengt sich hier bis auf 26 geogr. Meilen, so daß man die mittlere Breite zu 32 geogr. Meilen annehmen kann. Von Unghvar bis Pantschowa füllt die Ebene volle 60 geogr. Meilen, wodurch wir eine mittlere Länge von 49 geogr. Meilen erhalten. Hieraus ergibt sich für die große ungarische Tiefebene eine Oberfläche von 1568 Quadratmeilen. Diese im Verhältniß zur Oberfläche des ganzen Erdtheils in der That unermeßliche Ebene hat auch nicht einmal eine Wasserscheide, die sich über 400 Fuß absoluter Höhe oder 100 Fuß über den Donauspiegel erhöbe, aufzuweisen und muß daher als vollkommenes Flachland betrachtet werden.

Die tiefsten Stellen dieser Fläche nimmt die Donau ein, von welcher aus sich der Boden sanft gegen die Gebirge erhebt. Auf die Westufer der Donau greift die Ebene nur in der Stuhlweißenburger und Tolnaer Gespannschaft, im Verhältniß zum Ganzen unbedeutend, hinüber; doch sind die Westufer meist bedeutend erhöht. Hätte irgend ein zufälliger Gegenhang die Donau am Fuße der Karpaten ihren Lauf verfolgen lassen, so hätte diese die Gewässer der ungarischen Kordilleren sogleich bei ihrem Austritte aus den Bergen in Empfang genommen und die ganze Ebene wäre eine vollendete Wüste, die bei ihrer bedeutenden Ausdehnung dieselben Schrecken wie die Wüsten des nördlichen Afrikas darbieten würde. Nun müssen aber die Gewässer der Karpaten, welche besonders aus der Gegend, wo sie nach Süden umbiegen, in unermeßlicher Fülle hervorbrechen, ihren trägen Gang durch die Wüste antreten und dieselbe durchschneiden. Zudem öffnen sich von Norden und Osten aus zahlreiche Thäler in die Savanne, aus deren jedem ein Strom lebendigen Wassers quillt und dem großen Sammler des Landes zueilt. Daraus entsteht eine höchst reiche Bewässerung dieser Flächen, die dadurch und durch den Schlamm, welchen die jährlichen großen Ueberschwemmungen absetzen, höchst fruchtbar, aber freilich auch in den niedern Gegenden versumpft werden.

Der größte Theil der Ebene, im Betrage von 1000 Quadratmeilen, ist fruchtbares, höchst ergiebiges Ackerland, welches den Anbau reichlich lohnt. Dieser ausgedehnte Landstrich bietet jedoch immer einen etwas unbehaglichen Anblick dar. Die Städte, welche an Volkszahl täglich zunehmen, die Dörfer, welche 20 und mehr tausend Einwohner zählen, die Weiler und Meierhöfe, welche mit ihren Hirten und Herden einen eigenthümlichen, mitunter romantischen Anblick gewähren, sind oft Tagereisen auseinander gelegen. Die Zwischenräume bieten quadratmeilengroße, unangebaute, mit Flugsand oder im glücklichen Falle mit Weidegras bedeckte Räume dar. Wer die Hochsteppen Asiens gesehen hat, glaubt sich dahin versetzt, und die seltenen, mit brackigem Wasser versehenen Brunnen, die Sümpfe, die kleinen Natronseen, welche den Durst des Wanderers täuschen, vollenden diese Aehnlichkeit. Fassen wir das bis jetzt Gesagte zusammen, so erblicken wir ein Bild, welches uns die größten Mannichfaltigkeiten darbietet. Schön und anmuthig sind die Ränder der Ebene, denn sie wird von den lieblichsten Gebirgsabhängen der Erde umkränzt, und Tokays Berge sind sowohl ihrer Gestalt als ihrer Reben wegen schön. Auch Siebenbürgens himmelanstrebende Höhen schauen weit in die Fläche hinab und verschönern den östlichen Theil derselben weithin. Die Ufer der Donau sind überall schön, und wenn sie auch unterhalb Ofen, bis zu den Rebengeländen Fünfkirchens hinab, keine Höhen darbieten, so ruht doch das Auge mit Wohlgefallen auf den Triften und

Fluren der deutschen Ansiedler, welche diese gesegneten Länder bebauen und mit dem lachenden Gewande des Wohlstandes schmücken. Durchwandert man jedoch die Ebene selbst, dann freilich ändert sich der Anblick, und das Gefühl der Oede ergreift uns. Manche Strecken versetzen uns in Afrikas Wüsten, die jedes lebende Wesen flieht, andere auf Südamerikas Llanos, die durch das weiße Hornvieh mit gewaltigen Hörnern und schlankem Wuchse und die im eigentlichen Sinne wilden Hirten täuschend nachgeahmt werden. In nassen Jahren kommt auch noch die Ueberschwemmung der Steppen hinzu, welche sich nicht selten auf viele Quadratmeilen erstreckt und den ganzen Raum zwischen den Flüssen in der Nähe ihrer Mündungen in unübersehbare Wasserflächen verwandelt. Im Frühling ist die ganze Ebene ein grüner Teppich, den kein Baum beschattet; im Anfang des Sommers zieren ihn unermeßliche, aber einförmige Saatenwogen, die der Sichel harren. Tritt aber einmal der hohe Sommer ein, und sind die Feldfrüchte eingeerntet, dann ist die Wüste vollendet. Indessen sind hier die Kornkammern der Monarchie. Die unermeßlichen Sumpfgegenden geben ein etwas verändertes Bild und schrecken den ohnehin erschöpften Wanderer mit ihrem Pesthauche, gegen welchen allerdings die größte Vorsicht zu beobachten ist. Der Vergleich des Strabon, welcher in Afrikas Wüste ein Tigerfell sieht, paßt mit bei weitem größeren Rechte auf dieses Flachland, welches in diesem Bezuge die größte Mannichfaltigkeit darbietet.

---

22. Die Felsenruinen bei Szuljok im Trentschiner Komitat.

Eine furchtbare, ununterbrochene Kette rauher Gebirge und schroffer Felsen umgibt den schmalen Weg, welcher sich von Silein (Zilina) bis über Szuljok hinaus erstreckt. Rechter Hand von der Straße zeigt sich auf einem steilen Felsen das alte Schloß Lictova, den staunenden Wanderer auffordernd, dem grauen Alterthume Ehrfurcht zu zollen. Von dem hohen Felsen, welchen nur menschenscheue Geschöpfe bewohnen, deren kreischendes Geschrei und schauerliches Gekrächze den Wanderer nichts weniger als willkommen heißen, wendet man das Auge in das tiefe, enge Thal, einen wahrhaften Schlund dieser furchtbaren Gebirge. Wie überraschend und wohlthätig für das bisher bloß mit hehrem Erstaunen erfüllte Auge ist der Anblick dieses Thales, in welchem die Natur verjüngt ins Leben zu treten scheint. Das in diesem Thale liegende Dorf Szuljok, von slowakischen, meist wohlhabenden Einwohnern bewohnt, hat nicht viel urbaren Boden aufzuweisen, welcher größtentheils mit Heidekorn und Hafer bebaut ist. Die Berge, zwischen welchen das Dorf wie in einem Kessel liegt, sind an manchen Orten dichter, an manchen aber sehr spärlich mit Wachholdergesträuchen, Tannen, Ahorn und krüppeligen Buchen bewachsen.

Die merkwürdigen Felsen von Szuljok nehmen ihren Anfang eine halbe Stunde von dem tief im Gebirge liegenden Dörfchen Szabatka. Man fährt in einem engen Thale zwischen schroffen und zackigen Felsen aufwärts, welche am Fuße hie und da mit wenigem Gesträuch spärlich bewachsen sind; oben hingegen erblickt man lauter nacktes Gestein und verschiedene Ruinen uralter Schlösser, deren Erbauung und Schicksale im Dunkel begraben liegen. Auf der Höhe des Gebirges schlängelt sich der Weg in den mannichfaltigsten Krümmungen dahin und gewährt eine wild romantische Aussicht über die Sileiner Gegend und über das ganze reizende Waagthal, so reich an Ueppigkeit und Spende der Natur. Nun aber erblickt man zwischen schauerlichen, kahlen Felsen den Eingang in ein ganz neues Gebiet. Eine ungeheure Kette nackter Felsen, auf welchen keine Spur von Vegetation das Auge erquickt, überrascht hier durch einen majestätischen Anblick, dabei Tod und Zermalmung drohend dem armen Thalbewohner. Von hier genießt man eine herrliche Aussicht über das Thal und das Dorf Szuljok, welches diese Felsen amphitheatralisch in einem Halbzirkel einschließen. Sie erheben sich bald in ungeheuern, ununterbrochenen Massen wie schroffe Wände, in der Höhe von einigen hundert Klaftern, bald scheinen sie wie eine große Mosaik aus lauter Trümmern zusammengesetzt und auf einander gethürmt zu sein, bald erheben sie sich in dünnen Pfeilern, wie ungeheure Obelisken, fast endlos in den blauen Aether gegen die Wolken starrend. Die Kronen dieser Felsen, welche fast durchgehends in dünne Zacken sich enden, bilden die abenteuerlichsten Gestalten und führen daher auch verschiedene Namen. So zeigt man z. B. hier dem Fremden einen Herkules, Theseus, Doktor Luther u. a. m. Der höchste dieser Felsen heißt der Gehörnte (in der Landessprache Rohačin); seine Höhe beträgt, neueren Ausmessungen zufolge, über 600 Klaftern, von dessen Spitze man in eine furchtbar gäh abstürzende Tiefe hinabblickt. Auf einer der steilsten Spitzen dieses Felsens sieht man mehre Ruinen einer uralten Veste, von welcher noch die Ringmauern nebst einer Warte und einige Fenster stehen, die übrigen Reste derselben liegen gänzlich in Schutt. Das hintere Ende des Dorfes Szuljok ist mit Felsen beinahe ganz verpallisadirt, so zwar, daß das Dorf für den Unkundigen nur einen Eingang, keineswegs aber einen Ausgang zu haben scheint. Nur ein ganz schmaler Weg windet sich zwischen den senkrecht zu beiden Seiten aufsteigenden Felsenwänden, zuweilen auch unter weit überragenden Gewölben von Stein und Klippen hindurch. Der Ausgang ist fast noch erhabener und schauerlicher als der Eingang, und Staunen und Ehrfurcht bemäch-

tigen sich des Beschauers solcher Wunder der Schöpfung. Die Felsenkette erstreckt sich noch bis zur Hälfte des Weges nach Illanova. Von hier aus bekommt jedoch die Gegend wieder ein freundlicheres Ansehen, und bei Precsin befindet man sich wieder in dem reizenden Waagthale, dessen Lieblichkeit den müden Wanderer für die merkwürdige, höchst mühevolle Fußreise sattsam erquickt.

---

23. Das Thal von Ullersdorf.

(Im Olmützer Kreise Mährens.)

Welche Schätze von malerischen Schönheiten und reizenden Studien Mähren in seinem Schooße für den Maler enthalte, ist dem Pilger klar, der die Parke von Eisgrub, die Thäler der Thaya, der Zwittawa und Bezzwa, die Klüfte des dürren und Punkwa-Thales durchwallte. Mit Bedauern muß man gestehen, daß sie noch immer des Meisterpinsels harren, der durch eine talentvollere Auffassung ihre Vorzüge vor den Augen der Welt geltend machte. Kaum gewürdigt liegen die Naturwunder der Macocha, des Gevatterloches, die abenteuerlichen Felsengruppen des dürren Thales, die majestätischen Gebirgsansichten des Gesenkes, die feierlichen Zinnen gebrochener Schlösser im Schooße des schönen Vaterlandes.

Es sei mir vergönnt, mit einigen Worten das Bild eines Thales zu zeichnen, das in seiner Art einzig in unserem Vaterlande, die Freunde schöner Landschaftsgemälde in hohem Grade befriedigt. Ein freundliches Städtchen, erhebt sich Schönberg auf einem Hügel, unweit welchem die Teß, ein heftiger Gebirgsfluß, der March zueilt, und im Angesichte des zierlichen Johrnsdorfer Schlößleins, der kalkglänzenden Mühlen, des prächtigen Oberleiterschen Bleichgebäudes und der Meiereien von Blauder, Höfel und Lerchenfeld wird die Phantasie versucht, ein Tibur in den Sudeten zu träumen. Ungern entzieht sich das Auge des Reisenden, der den mäßigen Berg gegen das Bad Ullersdorf wandert, dem wohlthuenden Anblick.

Oben steht er nun auf dem Scheitel des Hügels, der die heitere Thalwelt verdeckte, und Erstaunen macht ihn zum stummen Bewunderer. Da liegt ein reizendes Thal, von der Teß durchrauscht. Lange Dörfer lagern mit freundlichen Gibeln an den Ufern und verzweigen sich in die Seitenthäler, während grüne Obstgärten die Wohnungen der rüstigen, offenen Gebirgsbewohner umarmen. Erlenbüsche mit dem dunklen Grün, und Reihen majestätischer Pappeln steigen aus der Mosaik der Felder. Mächtige Tannenwälder bald, bald lichte Birkenbüsche krönen die Bergesscheitel, und hie und da erheben wunderlich geformte Felsengruppen ihre verwitterten Häupter auf den Höhen. Die Trockenthürme der Bleichhäuser, das Schloß Ullersdorf mit seinem Parke um den Kegel des Hutbergs mit seinen bezaubernden Thalhinsichten, bilden reizende Ruhepunkte für das Auge. Im Düster des Hintergrundes liegen die Zinnen des Wiesenberger Grafensitzes am Fuße der gleichnamigen Gebirgskette, die sich 4000 Fuß über die Meeresfläche erhebt und von dem Altvater, einem der höchsten Berge der Sudeten, überragt wird. Die flimmernde Krone des Schnees deckt noch ihre Scheitel, wenn längst die Blumen des Frühlings verweht sind, und die Liane die Nähe der Ernte im Thale verkündet. Dort oben wälzt sich der Höhenrauch hin und wieder, schwingt sich in lichten Gewölken empor und wirft seine Schatten über die Thäler. Die abwechselnde Beleuchtung des Ullersdorfer Thales gewinnt hiedurch magische Effekte, und der Wanderer sieht, in süße Betäubung versunken, hinein in das riesige Kaleidoskop.

Die wahrhaft malerische Zierde des Thales aber bilden zwei Kirchen *). Wie zwei Mährchen steigen sie zu den Seiten des Flusses Teß aus den Dörfern Reitendorf und Petersdorf mit ihrem grauen Mauerwerke, hohen Kirchen- und Thurmdächern empor. Wie aus einem Model gegossen, stehen sie, von gleicher Gestalt und Richtung, und ihre seltsame Bauart mahnt unwillkürlich an das Wunderbare. Der Gedanke dringt sich dem Beschauer unwiderstehlich auf, Grille und Launenhaftigkeit, oder Eifersucht und Trotz haben sie gegründet?

Schwesternhaß hat sie errichtet.

Zwei Schwestern, so spricht die Sage, saßen auf dem Schlosse zu Ullersdorf. Eine Mutter hatte sie in einer Stunde zum Lichte geboren. Eine wunderbare Aehnlichkeit zeigte sich bei den Kindern, nicht allein in den Formen des Körpers, sondern auch in ihren Neigungen, in den Richtungen ihrer Seelen. Doch eben dieses Begegnen in ihren Wünschen und Bestrebungen verwundete gegenseitig ihre Gemüther. Als die Mägdelein Jungfrauen geworden, schwoll ihr Herz in Liebe; aber siehe! Zdenko war es, den die Seufzer beider Schwestern riefen. Da fachte die Eifersucht den lange verhaltenen Groll an, und da es unmöglich war, sich zu lieben, mußten sie sich hassen. Mit jeder neuen Sonne wuchs die Zwietracht in beider Brust; das Wort wurde zum verwundenden Stahl, der Blick zum giftvollen Blitz, der Anblick das Oel der gehässigen Flamme, und der Name zum Fluche.

Wenn der Mensch vor seinem Gotte knieet, streift er die Leidenschaften ab und löset sich in alles ver-

---

*) M. s. die Abbildung. Wir haben es vorgezogen, die Ansicht der zwei Schwesterkirchen aus dem schönen Landschaftsbilde hervorzuheben. Die Sage, welche sich daran knüpft, erhöht das Interesse und läßt dieselbe treuer in der Erinnerung bewahren.
D. Red.

Zum Artikel: Naturgemälde, Bergersteigungen im Mähr. Wand. oder Vaterl. Pilg. 1840.



Die Schwesterkirchen in Mähren.

(S. 86.)



Das Kloster St. Katharina auf dem Berge Sinai.

(S. 96.)

gessende Andacht! Aber wie war es den Schwestern möglich, den Geist in Glaubensglut ohne Groll zum Himmel zu erheben? Denn stieg Ludmilla zur Burgkapelle hinab, begegnete sie der Schwester an den Stufen des Altars, und empor loderte die Flamme des Blutes.

Da stieg in derselben Stunde ein Gedanke in beider Geist auf, und jede beschloß, eine Kirche zu bauen, wo sie, ohne den verhaßten Anblick der Schwester, beten könnte. Die Meister kamen und hämmerten und zimmerten, den Plan ihrer Gebieterin auszuführen.

Zu den beiden Ufern des Teßflusses erhoben sich zwei Kirchen mit Wänden, Thürmen und Dach, ganz nach dem Willen ihrer Erbauerinen. Und siehe, ganz gleich an Gestalt des Schiffes, der Dachform, und in derselben Richtung erhoben die Gotteshäuser ihre spitzigen Dächer in die Luft, wie Abgüsse aus einem Model, nur war jene am rechten Ufer der Teß in kleineren Verhältnissen erbaut. Als dieses die Schwestern sahen, entloderten sie in unversöhnlichem Hasse, denn eine glaubte von der andern ihren Plan erlauscht, und hielt sich durch das Werk der Schwester gehöhnt. Unversöhnt schieden sie aus dem Leben, dessen Fluch ihnen über die Gräber folgte, und sich nicht früher löset, bis sich die Kirchen also genähert, daß sich die kleinere in die größere geschoben und beide ein einziges Gotteshaus bilden. Und wirklich, spricht die Sage, rücken die Kirchen immer näher an den Teßfluß.

Das sind jene heiligen Gebäude, auf welchen der Blick des Wanderers gebannt ruht, wenn er das Thal hinauf wallt, und ihn das laute Rauschen des über Gestein schäumenden Teßflusses, das linde Wehen der Sommerlüfte, das Zirpen der Cikaden und das Zwitschern der Vöglein in halbe Bewußtlosigkeit versetzt.

Brünn 1839. Dom. König.

24. Neuentdeckte Naturschönheiten bei Salzburg.

Bekannt ist die nächste Umgebung Salzburgs durch ihre klassische Schönheit. Doch auch in größerer Ferne bietet das Land Genüsse, die gewiß von Niemanden verschmäht zu werden verdienen. Vor allen aber sind zwei, erst seit ein paar Jahren aufgefundene Natur-Szenen im Salzburger Gebirge einer vorzüglichen Aufmerksamkeit werth. Es sind dieß zwei Felsenschluchten von großartiger Natur, bisher nur von äußerst Wenigen gekannt, da sie tief im Gebirge verborgen liegen und den Wanderern der breiten Straße unsichtbar blieben, und erst seitdem auf zwischen Oesterreich und Baiern gepflogenen Holztriftverhandlungen jene Gegenden, in denen sie sich befinden, betreten wurden, mehr bekannt und beachtet. Die eine dieser Felsenklüfte befindet sich am Hirschbichl, an der Straße von Lofer nach Pinzgau; die andere, und zwar die größere, im Unkenthale, 3 Stunden von der Poststation Unken, durch welche die Straße von Salzburg nach Innsbruck führt. Obwohl sich im Hauptcharakter ähnlich, indem sie die Gießbäche gespaltener Felsentiefen sind, so ist doch wieder eine von der andern durch manche Eigenthümlichkeit unterschieden, die sich aber mit der Feder wohl nicht leicht angeben und darstellen lassen. Höchst bemerkenswerth und höchst anziehend bleiben sie aber dem Beschauer alle beide. Wunderbar hat hier das Wasser gewirkt und seine Kraft gezeigt. Unglaublich scheint es, daß nur jenes allein Alles hervorgebracht und so eigenthümlich gestaltet habe, denn kaum kann man sich an ihnen satt sehen. Besonders ist die sogenannte Schwarzbergklam bei Unken durch ihre Großartigkeit ausgezeichnet. Vier bis fünfhundert Fuß erheben sich da zu beiden Seiten eines Bergbaches Felsenwände, welche so steil sind, daß, man möchte fast sagen, kaum der Blick an ihnen sich zu halten vermag, und welche sich oben fast so sehr schließen, daß der Himmel nur hie und da gleich einem dünnen Streifen sich sehen läßt. Großen Dank verdient daher Se. Majestät der König von Baiern, der diese Schluchten durch sichere und feste Treppen zugänglich machen, und, damit man sie auch durchwandern kann, Stege, die oft nur auf in den lebendigen Felsen eingesprengten eisernen Stangen ruhen, mit nicht geringen Kosten anbringen ließ, da die Wanderung in dieselben anders unmöglich wäre, indem der Boden dieser Klüfte von den reißenden und schäumenden Wogen der Wildbäche eingenommen wird. Besonders ist hier auch noch anzuführen, daß zu der letztgenannten Klam, nämlich bei Unken, seit einem Jahre ein ganz neuer und bequemer Weg hergestellt ist, was um so erwünschter ist, als man sie früher in ihrer Verborgenheit und ihrer großen Entfernung, da man 3 Stunden von Unken bis dahin zubringt, ohne Führer nicht leicht auffinden konnte, und der alte Pfad dahin, wegen seiner vielen Wendungen, wie es im Gebirge fast immer der Fall ist, leicht zu verfehlen war. Kein Reisender, der des Weges ist, sollte diese Klüfte, die ein wahres Schauspiel der Urwelt geben, unbesucht lassen, wenn er anders den dazu nöthigen Zeitaufwand machen kann. Denn nach der Versicherung Derjenigen, welche die Schweiz bereist haben, steht besonders die Schwarzbergklam (der Name der andern ist Saisenbergklam) ähnlichen Szenen der Natur in jenem Lande keineswegs nach, sondern sie übertrifft so manche alte Berühmtheit und erhöht somit zugleich den Ruhm um Vieles, den die österreichische Gebirgswelt seit einiger Zeit mit Recht zu behaupten angefangen hat. (Der Adler 1838.)

25. Die Laubwälder Dänemarks.

Nirgends vielleicht sieht man so schöne und majestätische Buchenwälder, als in Dänemark; nirgends haben sie ein so frisches, so zartes Grün. Reist man in Seeland, so findet man oft folgende Landschaft: eine Ebene, auf welcher Rinder weiden, wo die Windmühle ihre großen Flügel schwingt, einen tiefen Wald, durchschnitten von einigen unregelmäßigen Gängen, einen geheimnißvollen und lockenden Wald, hie und da von dunklen Schatten bedeckt, an andern Stellen von leuchtendem Lichte überstrahlt. Man fühlt eine unerklärliche Empfindung, wenn man hineintritt; man athmet eine Ruhe, welche man nie in der Welt gekannt hat, und fühlt jene süße, unbestimmte Trauer, welche die Dänen veemoud nennen. Hier wohnt die Poesie; hier werden alle Saiten der Seele von einer unsichtbaren Hand bewegt, und klingen harmonisch wieder. Hier kann man glauben, hier kann man lieben. Die ganze Natur scheint bereit zu sein, uns alle ihre Geheimnisse zu offenbaren, und das Ohr lauscht und der Geist merkt auf. Am Fuße des Waldes breitet sich der See aus, wo der Dompfaff trinkt, wo sich die Zweige der Bäume mit den Strahlen der untergehenden Sonne spiegeln, und daneben steht die ländliche Wohnung, die schüchtern ihr Strohdach über die Hecke von wilden Rosen hebt, und die Kirche, die von Backsteinen nach dem Muster aller angelsächsischen Kirchen gebaut ist, mit ihrem viereckigen massiven Thurme und ihrer treppenartigen Spitze.

26. Aussicht von Kroneborg.

Am Ende der Stadt Helsingör liegt die Kroneborg. Die Landspitze, auf welcher sich dieses Schloß erhebt, hieß sonst Oekrekrog (das Ohrläppchen). Sie war das allen Gerüchten und allen Neuigkeiten vom Meere offenstehende Ohr Dänemarks. Die Kroneborg ist ein imposantes Gebäude, von drei Wällen mit Soldaten und Kanonen umgeben, wie eine Festung, die eine schwere Pflicht zu erfüllen hat: Wegegeld zu erheben. Alle Schiffe segeln am Fuße dieses Schlosses hin und müssen einen Tribut an diese See-Citadelle, die sie schützt, an diese Leuchte zahlen, die ihnen den Pfad erhellt. Es gibt Tage, wo sie zu Hunderten kommen, und jedes Jahr nimmt ihre Zahl zu. Von einem der Thürme herab hat man eines der schönsten Panoramen vor sich, die es nur gibt. Von der einen Seite in der Ferne bemerkt man wie eine bläuliche Linie die Mauern von Kopenhagen; auf der andern die Berge von Kullan; vor dem Schlosse die dürre schwedische Küste; die Stadt Helsingborg, deren rothe Dächer in der Sonne blitzen, und das Meer, das an den Ufern grün ist wie eine Wiese, in der Mitte aber schwarz und tief; das Meer, welches am Fuße der Festung wie ein Hohlweg zusammengedrängt ist, an den beiden Seiten aber sich wie eine unermeßliche Ebene ausbreitet. Hier der Sund und da das Kattegat, und die Schiffe, welche ankommen oder die Anker lichten, durchschneiden die Wogen, ziehen vorüber und folgen einander ohne Aufhören.

Die Freunde der Poesie werden sich von Helsingör nicht entfernen, ohne einen durch ein Grab geweihten Hügel zu besuchen. Ueber einem der lachendsten Schlösser in Seeland, über Marienvoot, tritt man in einen Buchenwald, der sich auf der einen Seite auf das Meer und auf der andern auf eine große Ebene öffnet. Hier bemerkt man drei unförmige über einander gelegte Felsenstücke und daneben vier viereckige Steine, auf welche sich die Reisenden setzen. Hier ruht der traurige Schatten Hamlets.

27. Norwegens erhabene Natur.

Kein Fremder wird auch nur eine flüchtige Reise durch Norwegen machen, ohne daß sich ihm der eine große Charakter dieses Landes, die freie Selbstständigkeit der Naturwesen und der Menschen, aufdränge. Die Ströme fließen sich selber, die Berge stehen sich selber, die Menschen gehen sich selber. Dennoch faßt sie alle ein Rahmen, und sie scheinen von gegenseitiger Achtung durchdrungen zu sein. Die Natur gebietet diese Achtung. Sie zwingt den Norweger zum Glück der Armuth und der Freiheit, füllt seine Brust mit großen, einfachen Bildern und gibt seinen Kräften eine gemeinsame, edle Richtung. Jeder Schritt über die Felsen, jeder Blick auf die geharnischt vorspringenden Granitbrüste, auf die drohend steilen Abhänge, die unbekümmerten, unbelasteten, lustig und waghalsig dahin turnenden Ströme, die unbarmherzigen Klüfte, die jungfräulich klaren und tiefen Seen füllen die Seele mit den erhabensten Gefühlen. »Unter allen Ländern, die ich besuchte,« sagt Barrow, »fand ich noch keines, für das die Natur so viel gethan zu haben scheint, um es zu einem angenehmen, und der Mensch so wenig, um es zu einem bequemen Aufenthalt zu machen; noch nirgends machte die Großartigkeit der Szenerie und die treuherzige Einfachheit der Menschen einen so tiefen Eindruck auf mich. Nur Eines fiel uns unangenehm auf, und dieß war die Seltenheit von Vögeln und andern Thieren, wodurch eine Landschaft doch eigentlich Leben erhält; wir trafen in der That fast gar nichts dieser Art.«

Nicht ohne Grund heißt Norwegen bei Ossian das Land der Seen, denn man zählt deren an 30000. Keiner von ihnen erreicht indessen die Bedeutsamkeit der größern Binnenseen Schwedens. Die beiden ansehnlichsten sind der Miösen im Stift Aggerhuus, 13 Meilen lang, bis 3 Meilen breit, von der Laugenelf durchströmt, die ihr Wasser dem Glommen zuführt, und der

Fämundsee, in demselben Stift, der 9 Meilen lang und bis zu 2 Meilen breit ist.

---

28. Malerische Eigenthümlichkeit der finnischen Scheeren.

Das Meer am finnischen Ufer von Wiborg bis Bierneborg ist mit Felsen besäet, welche eine zahllose Menge Inseln von verschiedener Form und Größe bilden. Bis zum Vorgebirge Hangö erstrecken sich diese Inseln in einem schmalen Streifen längs dem Ufer hin, aber an der Ecke von Finnland bilden sie einen weiten Archipel, der in den alandischen Inseln endigt. Alle diese Inseln und Felsen, mit den Meerengen zwischen ihnen und den Riffen über und unter dem Wasser, nennt man auf Schwedisch Skärgård, und jede besondere Felseninsel heißt Skär. Fremde nennen diesen ganzen Archipel die Scheeren und theilen sie in die finnischen und schwedischen Scheeren. Diese Scheeren bilden so zu sagen eine abgesonderte Welt: hier ist eine eigenthümliche Natur, eigenthümliches Leben und eigenthümliche Sitten. Hier sind alle Gegensätze vereinigt: das Schreckliche und das Anziehende, das Furchtbare und das Freundliche. Auf jedem Schritte ist das Bild des Todes und der Zerstörung und das Gemälde des Lebens und der Wiedergeburt.

Wenn man von dem Hafen von Helsingfors ausläuft, so bemerkt man gar nicht, daß man auf dem Meere schifft; auf beiden Seiten sieht man Ufer, und welche Ufer! die Häupter und Rücken ungeheurer Felsen, welche die Natur in die Meerestiefen geschleudert hat. Die Abrundung dieser Granitmassen durch das Wasser ist das Denkzeichen der Jahrhunderte. Furchtbar schäumt das Meer am Fuße dieser Felsen, und wird ewig aufschäumen zwischen diesen Granittrümmern. Nur das Meer und die Luft leben hier, die Erde ist todt; die Felsenspalten sind mit Moos bedeckt, zwischen dem nur selten ein wildes Blümchen oder ein niederer Strauch hervorschaut. Diese grünen Streifen auf den kahlen Felsen sehen aus wie die Kränze, womit man die Todten schmückt. Der Uebergang vom Leben zum Tode ist schneidend; hier stehen Wald- und Grasplätze, womit der wilde Fels sich schmückte, um seine Armuth und Unfruchtbarkeit zu verbergen, zwischen Wald und Wiese aber blicken die kahlen Seiten des Granits hervor. Das Meer zwischen den Inseln gleicht einem gekrümmten Fluß, der in tausend Arme getheilt ist; einige davon erweitern sich allmälich und nehmen die Gestalt von Seen an, und plötzlich verschwindet vor den Augen das Ufer, und zwischen den Reihen von Felsen und mit Gras bedeckten Inseln eröffnet sich vor den Blicken das uferlose Meer mit seinem neblichten Leichentuche, mit welchem die Segelschiffe gleich Möven verschwinden. Mit jeder Wendung des Rades am Dampfboote zeigt sich ein neues Gemälde: bald hat man einen Fluß, bald einen See, bald das Meer, bald wilde Felsen, bald mit Wald und dichtem Grase bedeckte Berge und Thäler vor sich! Hier fährt der Schifferkahn dahin, und dort auf dem Hügel blöken Schafe, weiterhin klingen die Töne eines melancholischen finnischen Liedes auf einem mit reicher Ernte bedeckten Felde, und jenseits gibt der Fels den Knall eines Schusses zurück; man sieht einen Jäger vor sich, der einen Weih verfolgt hat, und hört den durchdringenden Schrei eines Seeraubvogels. In den größern Durchgängen begegnet man Schiffen, die vom Meere kommen oder nach dem Meere gehen.

Bulgarin.

---

29. Ansicht des Landes von Nowaja Semlja (russ. Insel im Eismeere).

Der völlige Mangel an Bäumen nicht nur, sondern an jeglichem Gesträuche, das, ohne gesucht zu werden, das Auge auf sich zu ziehen ansehnlich genug wäre, gibt den Polarlandschaften einen eigenthümlichen, tief eindringenden Charakter. Zuvörderst geht alles Maß für das Auge verloren. In Ermangelung der gewohnten Gegenstände von bekannten Raumverhältnissen, der Bäume und der menschlichen Bauwerke, hält man die Entfernungen für viel geringer, als sie sind, und eben deßhalb auch die Berge für niedriger *). Eine andere Wirkung des Mangels an Baumwuchs, ja selbst an kräftigem Graswuchse, ist das Gefühl von Einsamkeit, das auch den rohesten Matrosen ergreift. Es hat durchaus nichts Beängstigendes, sondern etwas Feierliches und Erhebendes, und kann nur mit dem mächtigen Eindruck verglichen werden, den der Besuch von Alpenhöhen auf immer zurückläßt. Doch sieht man in Nowaja Semlja dann und wann ein Thier sich bewegen. Man erblickt selbst in einiger Entfernung von der Küste zuweilen eine große Möve in der Luft schweben oder einen flüchtigen Lemming auf dem Boden. Sie sind aber nicht hinlänglich, um der Landschaft Leben zu geben. Es fehlt bei stillem Wetter an Lauten und an hinlänglicher Bewegung, wenn man einen Zug in das Innere unternimmt, nachdem die zahlreich an den Seen

---

*) Diese Erfahrung wurde schon oft gemacht, und aus diesem Grunde hat sogar eine Expedition, die König Friedrich II. von Dänemark nach Grönland ausgerüstet hatte, ihren Zweck verfehlt. Mogens Heinson, der für einen tüchtigen Seemann jener Zeit galt, führte das Schiff, bekam auch die Küste von Grönland zu Gesicht und steuerte mit günstigem Winde auf sie zu, allein nachdem er mehre Stunden in derselben Richtung gesegelt war, schien es ihm, daß er dem Ufer nicht näher komme. Es ergreift ihn die Besorgniß, daß irgend eine verborgene Kraft im Grunde der See ihn halte; er wendet das Schiff und kehrt nach Dänemark mit dem Berichte zurück, daß er die Küste Grönlands, durch einen Magnetfelsen gefesselt, nicht habe erreichen können.

ihren Federwechsel abwartenden Gänse weggeflogen sind. Lautlos sind alle ohnehin spärlichen Landvögel Nowaja Semljas, lautlos sind auch die verhältnißmäßig noch viel spärlichern Insekten. Auch der Eisfuchs läßt sich nur in der Nacht hören. Dieser vollständige Mangel an Lauten, der besonders an heitern Tagen herrscht, erinnert an die Grabesstille, und die aus der Erde hervorkommenden, in gerader Linie fortgleitenden und schnell wieder in sie verschwindenden Lemminge erscheinen wie Gespenster. Trotz dieser Zeichen des thierischen Lebens scheint es zu fehlen, weil man zu wenig Bewegung sieht.

Wir sind aus andern Gegenden gewohnt, daß die Blätter höher aufgeschossener Pflanzen und der Bäume uns auch leise Luftzüge sichtbar machen; aber diese niedrigen Pflänzchen des Hochnordens erreicht ein leiser Windzug nicht — man könnte sie für gemalt ansehen. Auch sind beinahe gar keine Insekten beschäftigt, auf ihnen die Befriedigung ihrer kleinen Bedürfnisse zu suchen. Wohl sieht man an sonnigen Tagen und erwärmten Stellen, z. B. um kleine vorragende Felsspitzen, eine Erdbiene vorüberfliegen; aber sie summt kaum, wie an feuchten Tagen auch bei uns. Ein wenig häufiger sind Fliegen und Mücken; aber auch diese sind so selten, so friedsam und matt, daß man sie suchen muß, um sie zu bemerken. Ich erinnere mich nicht, gehört zu haben, daß Jemand von uns durch eine Mücke gestochen worden wäre, und man kann sich wahrlich nach den lappländischen Mückenstichen sehnen, um nur Leben in der Natur zu verspüren.

30. Kaukasien.

Das Land zu beiden Seiten des Kaukasus, zwischen dem Lande der tschernomorskischen und donischen Kosaken, Astrachan, dem kaspischen Meere, Persien, der asiat. Türkei und dem schwarzen Meere.

Kaukasien, du Wunderland! ist es doch, als ob in deinem Felsenbanne die Schöpfung noch nicht ihr Werk vollendet habe; die Elemente kämpfen noch mit riesiger Macht feindlich gegeneinander; deine Bergströme brechen noch ihre Steinufer, und bahnen sich heute hier, morgen dort ihre wilden Betten. Deine Felsen zittern noch in ihren Grundfesten und ihre Gipfel schmettern noch in die Thäler nieder; wo heute eine öde Wüste starrt, war gestern noch ein freundliches, lebensfrohes Thal; auf der Höhe athmest du die reine Luft der Gesundheit, in der Tiefe qualmt die Pestluft des Todes. Deine Lawinen, welche alle sieben Jahre wiederkehren, sind selbst gigantische Berge, deren riesige Massen, aus Eis, Schnee und Felsenstücken bestehend, so eng verbunden sind, daß sie nur mit der Kraft des Pulvers getrennt und gesprengt werden können, und die Jahre lang der Mühe der vereinten Menschenkraft widerstehen *). Ueber Schneebrücken, welche der Sturm erschaffen, der Sturm wieder zerstört, muß der verwegene Wanderer fliehen, wenn er nicht auf immer von dem Leben und den Mitgenossen geschieden sein will, über Ströme, die in ihrem raschen Laufe den Stein wie einen leichten Halm tragen, muß ihn sein Roß tragen, oder er muß sich ein Floß aus Luft schaffen **); zu dem Wolkenschooße muß er hinanklimmen, in die Klüfte der Erde, wo ihm kein Licht, keine Sonne leuchtet, muß er niedersteigen. In deinen seit zwei Jahrtausenden verlassenen Höhlen und Grottenstädten haust jetzt nur das wilde Thier oder eine gespenstige Rückerinnerung. Alles in deinem Reiche ist übermächtig, kraftvoll, riesenhaft, und dennoch ruht wieder in deinen Thälern ein Friede, eine Seligkeit, wie ihn keine andere Zone der Erde enthält; die Blume blüht, duftet und würzt die milde Luft, die Rebe reift, der Honig ist ein Nektar, das Korn trägt hundert und fünfzigfach (am Kur), und an dem Maulbeerbaum hängt das zarte Gespinnst des Seidenwurms; das Wasser in deinen Wunderquellen berauscht in diesem Thale, während es in jenem Dir Gesundheit, Kraft und Jugendfeuer zurückgibt; an einem heiligen Feuer, das nie erlischt, bereitet der Einwohner seine Speise, denn der Athem Gottes

*) Der große Lawinensturz des Kasbeg war nach 9 Jahren noch nicht ganz aufgeräumt, obgleich eine bedeutende Anzahl von Soldaten und Eingebornen immerfort damit beschäftigt war und durchaus keine Kosten gescheut wurden. Dieser fürchterliche Sturz verschüttete den Weg, welcher damals auf dem linken Terekufer war, völlig, so daß man gezwungen wurde, einen neuen zu bahnen; die furchtbare Eis- und Schneemasse hemmte den wilden Lauf des Terek so, daß er ringsumher die Gegend überschwemmte und Alles zu einem See wandelte; endlich brach er sich durch die Lawine einen Lauf, und diese blieb lange Zeit, eine mächtige Eisbrücke, über ihm stehen. Der große Lawinensturz im August des Jahres 1832, vierzehn Jahre nach dem oben erwähnten — man rechnet alle sieben Jahre einen solchen Riesenfall — verdämmte die tiefe Schlucht auf 2 Werste (à 562 1/3 W.-Klaft.) hinaus. Zwölf Stunden wurde der Terek in seinem Laufe aufgehalten, endlich stürmte er abermals durch die ganze Masse des Eises und bildete abermals einen Bogen, unter welchem sich, wie früher, die wilden Fluten schäumend dahinwälzten. Diese ungeheure Lawine nahm den Raum von 2017 Klafter Länge und 42 Klafter Höhe ein; sie füllte die ganze Terekschlucht, welche 123 Klafter breit ist, aus. Die ganze Masse Schnee, Eis und Felstrümmer bestand ungefähr aus 20 Millionen Kubikfuß. Um dem Leser einen kleinen Begriff zu machen, wie sich diese Lawinen von denen der Schweiz unterscheiden, und wie es möglich ist, ihre periodische Wiederkehr zu berechnen, erlaube man mir noch etliche Worte. Der Schnee auf dem Kasbeg, auch Mquinwari oder Eisberg genannt, sammelt sich im ganzen Winter an, im Sommer verwandelt er sich in Eis, das sich wiederum mit neuem Schnee deckt; aber wenn nun die Eis- und Schneemasse, welche sich auf dem Bergesgipfel angesammelt hat, so schwer wird, daß sie das Gleichgewicht verliert, wälzt sie sich mit donnerähnlichem Getöse nieder und stürzt endlich in die 1[illegible] Werste (2 1/2 Meilen) von ihm befindliche Schlucht. Die Vorboten dieser großen Naturbegebenheit sind das Anschwellen der Bergströme, welche dann in ihrem wilderen Laufe bedeutende Steine mit sich fortreißen, und die immerwährenden Eistrümmer, welche in die Flüsse niederstürzen.

**) Mit Luft gefüllte Ochsenhäute; die Russen bedienten sich im Perserkriege ebenfalls dieser Art Brücken.

belebt hier selbst das Seelenlose, und die Sage, daß einst in deinem Bereiche das Paradies der Niegefallenen gewesen, gewinnt Glaubwürdigkeit.

Und wie die Natur, so sind auch deine Bewohner! Fast alle Urstämme haben hier ihre Vertreter zurückgelassen *) und es ist, als ob die Zeit auf diese abgeschlossenen Welten keinen Einfluß geübt habe. Dort von dem Gebirge steigt Euch der Nomade entgegen, wie er schon vor Jahrhunderten die Erde durchwanderte; seine Umhüllung ist das Fell eines Raubthieres, dessen Blut noch jetzt seine Hände befleckt und mit dem er vor wenigen Stunden auf Tod und Leben kämpfte. Dort, aus jener grauen Burg, die auf Bergeshöhen im Nebeldunst wie das Spuckgebild eines Zauberers vor Euch liegt, reitet auf einem hirschartigen Rosse ein stolzer Krieger hervor, angethan mit einem kostbaren Ringpanzer, auf dem Haupte den blinkenden Helm, in der Faust die gewichtige Rohrlanze, an der Seite seinen ewigen Gefährten, das Schwert; es ist das Mittelalter, welches Euch begrüßt, hinter ihm ziehen seine bewährten Mannen, und die Thore des Zwingers werden sorgsam geschlossen. Dort ein Bild aus der kindlichen Zeit der ersten Menschen; am Abhange des Felsens steigen die Ziegen empor, um die würzigen Kräuter zu erringen; der Hirt ruht lässig in der kühlen Grotte; dem Brunnen naht eine blühende Jungfrau, um ihre Krüge zu füllen; da erwacht der Jüngling aus seinen Träumen, er eilt zur Beihilfe herbei; aber die Krüge füllen sich immer nicht; die beiden Glücklichen stehen einander gegenüber, lächeln sich freundlich zu und tauschen leise Worte; die Ziegen haben auf des Berges Höhen die Blumen losgerissen, der Wind trägt sie von dannen, und ein duftender Blütenregen fällt auf die Liebenden nieder; aber sie wissen es nicht, ihr Herz, nicht die Welt, ist ihr Eden. Der Thalbewohner, der Räuberkrieger, wie der friedliche Hirte, sind gleich schön. Die Natur in diesem Zauberreiche verherrlicht das Menschengebild, und selbst die Nachkommen jener Asiaten, die auf der niedrigsten Stufe der Menschheit stehen, verlieren in diesen Gefilden ihre Thierzüge.

31. Ein Bild aus Tscherkessien.

Der Engländer Spencer beschreibt eine Gegend dieses herrlichen Landes: Als der nächste Morgen anbrach, sahen wir eine Gegend vor uns, von einer so wilden Schönheit, von einer so prachtvollen Großartigkeit, daß Niemand, der sie gesehen, dieß Bild je wird aus seinem Gedächtniß verlieren können. Das Meer um uns her schlug häuserhohe Wellen, und als wir von der Küste absegelten, genoßen wir der herrlichsten Aussicht auf die große Kette der kaukasischen Alpen, die einen prachtvollen Halbkreis an dem weiten Horizont bildeten, der auf der einen Seite von der niedrigen Kette von Abasien und auf der andern von der weiten Ebene von Mingrelien begrenzt war. Bald war die ganze Kette in einen dichten Nebel verhüllt. Schnell riß dieser auf einen Augenblick auseinander, so daß man nun eine prächtige Reihe schneebedeckter Spitzen und Gebirge sah, über welche die Sonne ein Meer von Rosenlicht ausgoß. Mitten darunter ragte der gewaltige Elborus, über 500 Klafter höher als der Riese der Alpen, der Montblank, in einsamer Größe hervor. Zu der großen Alpenkette kamen noch die kleineren Ketten, welche die Küsten von Ober- und Unter-Abasien in Tscherkessien begrenzen. Uebersieht man das große Tableau auf einen Blick, so bieten sich dem Beschauer die phantastischsten und romantischsten Gebilde dar, welche, wenn man schnell dahin fährt, unaufhörlich neue Gestalten annehmen.

*) Der Ossete stammt aus Medien; der Karaschei rühmt sich, daß seine Vorfahren einst die Räthselstadt Madschar bewohnt haben, folglich sind sie den Ungarn stammverwandt; die Bewohner der patriarchalischen Republik Kubetscha rühmen sich, aus Frankistan, das ist aus dem Abendlande Europas, eingewandert zu sein, und noch immer will sich die Sage nicht verlieren, noch näher bestätigen, daß sich in den unbekannten Gründen Kaukasiens sogar Urdeutsche, Abkömmlinge der Kreuzfahrer, befinden.

32. Die Bucht von Smyrna.

Man hat die weite, von Bergen umgürtete Bucht von Smyrna (Kleinasien) mit der von Neapel verglichen. Die Natur ist allerdings eben so großartig und gewaltig in ihren Umrissen, ja vielleicht selbst noch großartiger, als die von Neapel; der Gedanke, daß man hier in Homers, in Hesiods, in Anakreons, in Anaxagoras Vaterlande, und was noch mehr ist, daß man sich an der Stätte jener alten Christengemeinde befinde, welche vor allen andern Gemeinden der Erde den Namen »der treue« sich erworben, erhebt vielleicht die Seele noch mächtiger, als der Anblick von Virgils Grabe am Posilippo; eines aber geht dennoch der Gegend von Smyrna im Vergleich mit der von Neapel ab, das ist die grüne Bekleidung der Berge und Hügel mit Gebüsch und Bäumen, welche Italiens Landschaften ihren ganz besondern Reiz gibt. Der Muselmann, wie er sein eigenes Haupt, das er unter dem Turban verbirgt, ganz kahl zu scheren, ja glatt zu rasiren pflegt, rasirt auch, so weit er es nur vermag, die Höhen seiner Berge und Hügel, und entzieht dadurch den Quellen und Flüssen seines Landes die natürliche Nahrung. Die Ebenen und Schluchten um Smyrna sind allerdings lachend schön, die Höhen aber daneben lachen nicht; sondern in ihrer jetzigen Entstellung grinsen sie das Auge des Europäers an, wie ein kahl geschorener Türkenkopf, dem der Turban entfiel, während das Haupt der neapolitanischen Höhen mit der Jugendfülle der Locken umgeben ist. Dennoch, wenn wir in

der grünenden Ebene, gegen Burnabat hin, uns ergingen, oder zwischen den duftenden Orangengärten uns so verirrt hatten, daß wir keinen Ausweg mehr fanden, oder jenseits der Gärten der Feigen und der Oelbäume auf einem der Hügel, bei den Herden der hier weidenden großen, schönen Kamehle standen, neben uns das Engthal des Meles, das noch jetzt den Namen Paradeisos führt, und in welchem, wie man sagt, der Dichter der Iliade seine Grotte oder sein Hüttlein hatte, vergaßen wir gern das, was etwa fehlte, und erquickten uns inniglich an dem, was in reicher Fülle gegenwärtig und vorhanden war.

(Dr. G. H. von Schuberts Reise in das Morgenland 1. Bd., S. 274.)

33. Ein Bild aus Egypten.

Der Wecker in der Wüste.

Am Nilstrom, in der Wüstenei,
Da steht ein königlicher Leu,
Gelb wie der Sand, auf dem er steht,
Gelb wie der Smum, der ihn umweht.

Ein Königsmantel, dicht und schön,
Umwallt des Löwen Brust die Mäh'n;
Eine Königskrone, wunderbar,
Sträubt sich der Stirne straffes Haar.

Er hebt das Haupt empor und brüllt,
Sein Brüllen tönt so hohl, so wild;
Die Wüstenei durchrollt es dumpf,
Die Flut vernimmt's in Möris Sumpf.

Dem Panther starrt das Rosenfell,
Erzitternd flüchtet die Gazell;
Es lauscht Kamehl und Krokodil
Des Königs zürnendem Gebrüll.

Es hallt zurück vom Nilesstrand
Und von der Pyramiden Wand;
Die Königsmumie, braun und müde,
Erweckt's im Schooß der Pyramide.

Sie richtet sich im engen Schrei'n:
»Dank, Löwe, für dein zornig Dräu'n!
Manch lang Jahrtausend schlief ich schon,
Da weckt mich deiner Stimme Ton!

O, lange Zeit hab' ich verträumt!
Wo seid ihr, Jahre, glanzumsäumt,
Als Siegesbanner mich umflogen,
Als deine Ahnen, Leu, mich zogen?

Da saß ich hoch auf güld'nem Wagen;
Die Deichsel war mit Gold beschlagen;
Von Perlen glänzte Speich' und Rad;
Mein war die Hundertpfortenstatt.

Und diese Sohle, schlaff und dürr,
Trat auf des Mohren Haargewirr,
Trat auf die gelbe Stirn der Inder,
Und auf den Nacken der Wüstenkinder.

Und diese Hand bezwang die Welt,
Die jetzt die starre Byssus hält.
Was jene Hieroglyphen sagen,
Hat diese Brust gezeugt, getragen.

Das Grabmal, so mich jetzt beschirmt,
Hab' ich mit eig'ner Hand gethürmt;
Ich saß auf speerbewachtem Thron;
Die Ziegelbrenner trieb der Frohn.

Mich schaukelte auf schnellem Kiel
Mein Unterthan, der breite Nil.
Der Nil, der fließt noch immer zu;
Ich liege längst in tiefer Ruh'.

Und dunkel ist's um mich herum!« —
Da wird der Löwe plötzlich stumm,
Und trüb wird auch des Todten Blick;
Er lehnt zum Schlummer sich zurück.

Freiligrath.

34. Die Wälder Nordamerikas.

Ganz besonders zeichnet sich Nordamerika durch seine herrlichen Wälder aus. Weder in der alten Welt, noch auch selbst in Südamerika erreichen die Bäume eine so bedeutende Höhe, als eben dort. Sehr viele Arten von Fichten, Birken, Ahorn, Buchen, Eichen und zahlreiche andere Baumarten breiten sich auf die üppigste Weise längs den Ufern der Seen und Flüsse aus und wachsen zu einer ansehnlichen Höhe in den Ebenen und steigen bis zu den äußersten Gipfeln der Gebirge hinauf. Fast ist es unmöglich, bei einer Schilderung der herbstlichen Schönheiten dieser Wälder in eine Uebertreibung zu verfallen, denn nichts auf dieser Welt kann mit dieser glanzvollen Pracht verglichen werden. Zwei oder drei Nächte mit Frost im Spätherbst verwandeln auf einmal das weithin sich erstreckende Grün in das mannichfaltigste Scharlach, Violett, Braun, Blau und andere hell oder dunkelglänzende Farben; nur die Tannen und andere Nadelbäume behalten ihr dunkles Grün.

Die Stille der Wildnisse, welche da beginnt, wo die unbestrittene Herrschaft des wilden Forstes noch nicht von Menschenhand besiegt wurde, betritt man nicht ohne das Gefühl geheimen Schreckens. Keine Dörfer, keine Häuser, keine Hütten, keine Wege, keine gebahnten Pfade mehr. Die Axt und die Hacke berührten niemals eine Vegetation, die als Herrscherin über das Land sich hinbreitet und Aller Augen den Himmel verdeckt; menschliche Industrie befleckte niemals noch diese jungfräuliche Natur. Jeden Augenblick strauchelst Du an umgestürzten Bäumen; aber diese Ruinen bereitete der Mensch nicht; sie sind das Werk der Zeit. In unsern europäischen Wäldern sind die alten Bäume noch jung; man tödtet sie in ihrem Lebensalter; ihre dem Menschen so nützlichen Leichen verschwinden sogleich und betrüben den Blick nicht. So ist es nicht mit dem amerikanischen Urwalde. Die lebenden und schon abgestorbenen Generationen mischen sich hier, und über unsern Häuptern wölbt sich das Grün, zu unsern Füßen liegen zerbrochene Zweige, modernde Stämme, die Trümmer des Todes.

Man sieht wenig in diesen Wäldern der Ureinsamkeit; man schreitet wie auf dem Grunde des Meeres, über des Wanderers Haupte fließen und sausen die grünen Wellen der Wipfel. Aber man hört viel wunderbare Stimmen in diesem grünen Konzertsaal, und

ganz ängstlich lauscht das Ohr, wenn Todesstille sich auf diese Wälder legt, wie Windstille auf das Meer. Dann harrt die Seele erwartungsvoll des ersten Tons, der allein wie ein Einsiedler durch den Wald hinpilgert und in der Seele des Menschen ein lang nachhallendes Echo findet. Einst war der Wald um mich so still wie Andacht oder wie stummes Leid; er hatte unter den Gluten der Mittagssonne solche Mienen, wie ein Mensch mit Gesichtsschmerzen, so schmerzlich ängstlich, daß man jeden Augenblick den ausbrechenden Angstschrei erwartet. Da erstand dicht neben mir ein gräßlich brüllender Ton, als ob die Seele des ganzen Büffelgeschlechtes aufbrüllte unter der Klaue des Panthergeschlechtes. Nur aus einer Mammuthkehle, glaubte ich, könne dieß Riesenbrüllen strömen, und siehe! — es war ein Thierchen, keinen Zoll groß, es war ein Locust (Heuschrecke) im Schnabel eines Spechtes. Ich mußte lächeln, ob meines phantastischen Gehörs, und glaubte, der Ton sei nur innerhalb desselben so riesig angeschwollen, allein ich habe später von Andern gehört, daß diese Heuschrecken einen Todesschrecken über sie gebracht. Wunderbares Reich der Töne im Urwald, dich lernt kein Menschenohr zu Ende.

35. Eine Wiese zwischen Urwäldern.

Plötzlich blendet eine lebhafte Helle unsere Augen. Je weiter wir kommen, desto mehr wird es Tag; endlich verschwindet das Dunkel mit dem letzten Baume des Waldes — wir finden uns einer unermeßlichen Wiese gegenüber, wo die mannichfaltigste, reichste, anmuthigste Natur in einem ganzen Lichtstrome schwimmt. Es war ein Haltpunkt; wir lehnten uns mit dem Rücken an den Wald und überschauten so die Wiese in ihrer ganzen Pracht. Denkt Euch, ein schönes, lebhaftes, glühendes, leidenschaftliches Weib erschiene Euch plötzlich; der reizende Einklang ihrer Züge, die sanfte Melodie ihrer Stimme, das sanftere Konzert der Anmuth, die sie ziert, der Zauber, den ihr Balsamathem Euch entgegenhaucht, der aus ihrem wehenden Haar, aus ihrem glühenden Blick Euch zuströmt, — Alles in ihr ist Harmonie, Wohlduft, erhebende Lust. So erschien mir die wilde Wiese. Auf einem grünen, tausendfarbig geschmückten Grunde kreuzten sich eine Masse Insekten mit Gold- und Purpurflügeln, bunte Schmetterlinge, Vogelmücken mit ihren Rubinen-, Topasen- und Smaragdleibern flogen über die Wiese, mischten sich mit den Blumen, bald sich auf einen schwachen Stengel setzend, bald sich in einen duftenden Blumenkelch versenkend, die einen schwache Eintagswesen, die andern schon jahrelang glücklich; alle voller Leben und Liebe, hier fliehend, nur um sich mehr zu locken, dort mitsammen fliegend und sich noch hoch in der Himmelshöhe liebend, als wollten sie Gott ihre Freude zeigen; eine durch ihre Milde entnervende Atmosphäre, durchsäet von funkelnden Körpern, die den Augen als Myriaden in der Luft schwebende Blumen und Edelsteine erscheinen. Von allen Seiten ertönte süßes Summen, zärtliches Seufzen, glückliches Athmen. Es schien, als ob an diesem glücklichen Orte Alles eine Stimme erhalten, um zu jauchzen. Der geringste Wurm lärmte in Vergnügen, jeder Ast im Walde gab ein Echo von Glück wieder, jeder Lufthauch trug einen Liebeston herbei.

36. Jamaika (Westindien.)

Die alten, von den Negern erbauten Dörfer auf Jamaika liegen fast alle mitten in wunderschönen Landschaften. Eines derselben, welches von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchtet wurde, befand sich meinem Fenster gerade gegenüber, wie ein Obstgarten, in welchem man von Zeit zu Zeit eine Hütte erblickt; hier der pyramidenförmige Orangenbaum, dessen Blüten theils in der Knospe prangten, theils schon verblichen waren, dessen theilweis grüne, reifende oder goldgelbe Früchte die Aeste füllten, weiterhin der Citronen-, Granatenbaum, alle Erzeugnisse der Tropen, mit ihren großen, glänzenden Blättern und mannichfaltigen Schalen und Rinden; der Acajou, dessen duftende Nuß einen rothen, glänzenden, aber herben Apfel begleitet; der Avocado, dessen Birnen so groß sind, wie 15 unserer europäischen; der Brodbaum mit der schwarzen Frucht, kraus und rund, wie der Kopf eines Negers, mit den ungeheuern Blättern, unter denen man gegen die versengendsten Strahlen des heißesten Sommertages Schutz findet, die Erbsen und Schoten jeglicher Art, die sich mit ihren geschmeidigen Armen an dem Stamme der Bäume hinaufwinden, und von denen die biegsamen Ranken, die lieblichsten Blumen in langen Guirlanden herabhängen; die Ananas und die Menge Bäume und Bäumchen, die das reichste Grün mit seiner Pracht schmückt, beugen sich so zu sagen unter der majestätischen Größe des Cocosnuß- und Palmbaums, die über diesem Blättermeere schweben, wie die Minarets über den Gebäuden einer asiatischen Stadt. Gern verlor ich mich des Morgens in diesen dunkeln Labyrinthen, wo alle die mannichfaltigen Zweige sich zu prächtigen, schattigen Bogen gestalten und die verschiedenfarbigsten Winden den moosreichen, markigen Boden schmücken. Die lebendigen Hecken entlang entfaltete die Passionsblume ihre reichen, blutigen Farben. Unter diesen Gruppen majestätischer Bäume erheben sich sparsam einige Hütten, geflochten wie Körbe, die man mit Lehm beworfen und von oben bis unten mit Oel bestrichen. Sie bestehen alle aus einem Saal in der Mitte und zwei parallelen Stuben an jeder Seite. Stühle, Trinkgläser,

einige Tische von Mahagonyholz schmücken diese Pläze. Vor einem Hause saß oft eine alte Frau, ein halbes Dutzend kleiner Schwarzer, von denen jeder in einem großen Gefäße, in Form eines Napfes, saß, um sich vor der Feuchtigkeit des Bodens zu schützen, bildeten eine sehr sonderbare Versammlung um die Alte herum. In den Mittagsstunden hörte ich die Trompete erklingen und alle Bewohner des Weilers zusammenrufen. Männer und Frauen, die ersteren mit Kitteln und blauen Beinkleidern, die andern mit Kleidern von gedrucktem und gestreiftem Calico, stürzten sich lustig durch die verschlungenen, schattigen Laubgänge zum Mahle und zur Stunde der Ruhe.

---

37. Grandiose Pracht der brasilianischen Natur.

Nichts stört die erhabene Großartigkeit dieser ewig grünen Wildniß, die den Reisenden, so weit sein Auge reicht, umgibt. Die Regenzeit ist vorüber, und der brasilianische Frühling hat alle seine zauberischen Reize entfaltet. Um sich die Wonne dieses Anblicks zu denken, möge man sich an den tropischen Wechsel der Jahreszeiten erinnern. Das heiße Klima des Landes wird von regelmäßig wechselnden Land- und Seewinden gemildert; nur während der Mittagzeit strömen glühende Sonnenstrahlen senkrecht vom wolkenlosen, glänzend klaren Himmel, und Alles sucht Schutz im Schatten der Bäume oder Häuser. Der tropische Sommer fällt bekanntlich in die Jahreszeit unseres Winters. Letzteren aber kennt man dort nicht; zwei Regenzeiten vertreten das Frühjahr und den Winter. Regentropfen, so groß wie Taubeneier, stürzen dann vom Himmel herab und füllen die 50 Fuß tiefen Flußbetten und überschwemmen damit weite Landstrecken von vielen hundert Meilen. Sie sind von den furchtbarsten Gewittern begleitet, die kolossal, wie die ganze amerikanische Natur, den Tag in eine grausige Wolkennacht verwandeln, die im Gegensatz wieder grell erleuchtet wird von den Flammenblitzen des Himmels, der zu brennen scheint. Das Meer kocht, und tausend Donnerstimmen erfüllen Tag und Nacht hindurch die Ebenen und Wälder mit ihrem Krachen; wochenlang dauert dieser wilde Kampf empörter Elemente. Aber wenn endlich der Himmel sich aufklärt, die Erde dampft in ihrer feuchten Glühhitze und die ausgetretenen Ströme zurückkehren in ihre tiefen Betten, wenn aus dem Spiegel der Ueberschwemmung eine neu verjüngte Vegetation wieder auftaucht und erst wie Inseln, dann ganze Landstrecken sich erheben: — alsdann werfe man einen Blick auf diese unermeßliche Pflanzenwelt, die nie abzusterben scheint, weil sie sich immer wieder erneut. — Und so war es jetzt der Fall! — Wie unaussprechlich wunderbar war dort die Farbenpracht der Blumen und Vögel, und doch fehlt ihnen der süßeste Reiz der unsrigen: den Blumen der Duft, den Vögeln der Gesang. — Und welche Vegetation! Man denke sich ein Gewächshaus, dessen durchsichtige Kuppel der unermeßliche, krystallreine Himmelsdom ist. Geblendet vom Glanz desselben senkt sich das Auge auf die Pflanzenwelt eines Urwaldes, und findet dort wohlbekannte tropische Pflanzenbildung wieder, aber die Phantasie vermag nicht sich unsere verkümmerten Kaktusarten, Palmen, Aloen, Mimosen u. a. im hundert-, ja tausendmal vergrößerten Maßstab zu denken; sie faßt nicht die Vorstellung einer so riesigen Wirklichkeit, nicht die Möglichkeit von 60 Fuß hohen Gräsern, 30 bis 40 Fuß hohen Farnkräutern, von Mimosen, deren zartbefiederte Zweige hoch oben im blauen Aether zu schwimmen scheinen. Und doch gehören diese Pflanzengattungen noch lange nicht in das Geschlecht der Bäume, welche jene ungeheure Urwaldung bilden, die sich vor nicht langer Zeit noch bis an die Straßen der Stadt Rio de Janeiro herabzog. — Dort sahen wir an 20 Arten der schlanken Palme, die mit ihrer Fächerkrone in den höhern Luftregionen spielte. Ihre Höhe wird fast von der Riesenfeige (Ficus gigantea) erreicht, deren Stamm, auf zerklüfteten 20 Fuß hohen Wurzelstämmen ruhend, wie auf kolossalen Elephantenbeinen zu stehen scheint. Erst 60 Fuß vom Boden beginnen seine Zweige und überschatten die ungeheuren dicken Malven, die Asonien, die wunderlichen Baobabs, deren Stamm bei 26 Fuß im Umfange nur eine Höhe von 10 bis 12 Fuß erreicht. Wunderschön erhebt dagegen die Platane (Musa paradisiaca) ihren 50 Fuß hohen, glatten Schaft und breitet ihre 30 Fuß langen, wie Atlas glänzenden Blätter, gleich einem riesigen Sonnenschirm, über die niedere Pflanzenwelt aus. Und welche groteske Pflanzengestalten drängen sich unter ihrem Schattendach empor! — Blühende Lianen umstricken den Kaktus, die Euphorbien, die spinnenbeinige Aloe und ranken sich zu den höchsten Zweigen empor, um diese durch Blumengehänge unter einander zu verbinden. Der Boden scheint nicht Plaz zu haben für diese schwellende Vegetation. Jeder Baumstamm wird eine Welt im Kleinen für hundert Arten von Schmarotzerpflanzen. Ein undurchdringliches Gewebe von Wurzeln und Schlingpflanzen überspinnt tausendjährige, vermodernde Stämme und bildet Schlupfwinkel für zahllose Reptilien — Schlangen und Eidechsen, die aber alle auf ihrer glatten Haut den Metallglanz der brennenden Farben der Tropenwelt tragen. Der Manglebaum, dessen niederhängende Zweige wieder im Boden Wurzel schlagen und neue schlanke Stämme bilden, bedeckt mit seinen grünen Arkaden die sumpfigen Ufer der Flüsse und bildet dunkle Schattenhallen, die zahllosen Vögeln vom Reihergeschlecht zum Aufenthalt dienen. — Und um das Gemälde zu vollenden, so denke

man sich über diese Wunderpracht einen Blumenteppich gebreitet, so farbenreich und glänzend wie ein zartes Mährchengebilde; die luftigen, grünen Zweige belebt von neugierigen Affen aller Art; Meerkatzen, die an ihren Wickelschwänzen sich von Baum zu Baum weiter schaukeln, goldgrüne, kletternde Papageien, das in der Luft schwimmende Prachtgefieder der Paradiesvögel, den leicht hinschwirrenden Kolibri, der wie ein schwebender Diamant funkelt und sein fadenförmiges Saugschnäbelchen in die Trichterkelche der Blumen taucht; ferner die handgroßen brasilianischen Schmetterlinge mit ihren Goldsammtflügeln, die Smaragdkäfer, die jeden Edelstein an Feuer übertreffen, und daher von den Damen des Landes als Haarschmuck getragen werden.

Und wo aus dem Seespiegel der Ueberschwemmung die verjüngte Pflanzenwelt wieder auftaucht, da blitzt es wie Feuerflammen in der blauen Luft. Das sind die rothen Flamingos, die sich an der Grenze der zurückweichenden Gewässer niederlassen, umgeben von den prächtigen Federbuschreihern, von einer Ibisart und dem ganzen storchbeinigen Geschlecht, bis zum kleinsten Strandläufer herab, welche die Wasserschlangen, Gewürme, Eidechsen und kleinen Fische zu vertilgen suchen. In den Savannen der weiten Grasebenen weiden unzählbare Herden von halbwilden Pferden und Rindern, und in den Wäldern wohnen Schwärme wilder Waldbienen, die den trefflichsten Honig im Ueberfluß liefern. Aber dieser Lichtseite der brasilianischen Naturherrlichkeit stehen die Schrecken ihrer Schatten gegenüber. Im Dickicht lauert die blutgierige Unze, im Röhricht schleicht die Boa (Boa constrictor), deren ungeheurer Rachen den jungen Stier zu verschlingen vermag; unter dem Wurzelgeflecht raschelt die Klapperschlange, oder die Brillenschlange schießt ihre giftigen Blitze; in den Fluten der Ströme, die man durchwadet, lauert der Kaiman oder das südamerikanische Krokodil (Alligator), und in dem himmelblauen Meerbusen verschlingt der Hai die Badenden. Die Kühle des Abends und der feuchte Duft lauwarmer Nächte wird von Myriaden schwärmender Moskitos vergiftet, und zahllose Arten von Stechfliegen, Skorpione und Sandflöhe, die ihre Eier und Larven unter die Haut der Füße legen und dort die gefährlichsten Entzündungen erregen; der Guineawurm, der sich unter die Haut zieht und zwischen die Flechsen einrollt, und viele andere dieser gefährlichen Landplagen — vereinigen sich zu der Qual derselben. Tausendfüßige Gewürme, riesige Ameisen, deren Hügel Indianerhütten gleichen, und blutsaugende Vampyre gehören zu den Qualen dieses schönen Landes, dessen tropische Fieber am meisten die Fremdlinge hinwegraffen.

---

38. Mexiko.

Mexiko ist nicht ein schönes Land in dem Sinne, wie wir uns ein solches gewöhnlich denken. Es sind nicht lieblich grünende Fluren, die das Auge erfrischen, nicht wogende Felder, nicht sanft dahin rieselnde Quellen, oder majestätische Ströme, die wir schauen; das Auge erblickt nur ungeheure, schauerliche Felsenmassen, gräuliche Klüfte, entsetzliche Abgründe, die aus den furchtbarsten Höhen in die Tiefen des Erdballes hineingähnen und aus denen der Donner der Katarakte heraufbrüllt, wie Schlachtendonner. Die Natur trägt hier den Charakter des wildesten Stolzes, der bizarrsten, furchtbarsten Kraft und wieder einer unbeschreiblich trägen Indolenz. Es ist dieses Land die Poesie der westlichen Hemisphäre, das poetischste Land der Erde. Selten einer jener sanftern Uebergänge, in denen sich die prosaischere Natur in andern Ländern so sehr gefällt, nur Spuren gewaltsamer Revolutionen und schnell auf einander folgender Katastrophen, häufig nicht mehr als einen Steinwurf von einander entfernt; bei jedem Schritte Spuren der gewaltsamsten Umwälzungen, der unnatürlichsten Kämpfe. Aber auch mit jedem Schritte, den wir in das Innere dieses merkwürdigen Landes thun, mit jedem Felsenblocke, den wir hinanklimmen, werden uns auch die Schicksale desselben, sein räthselhaftes Verhängniß, klarer, begreiflicher; der Zusammenhang der physischen und moralischen Gestaltung desselben erscheint uns deutlicher. Wir sehen, wie die Natur, so riesenartig, so groß, so scharf, so bizarr, so energisch, und hinwiederum so zurückstoßend, flach, träge und gemein, dem Menschen die Bahn gezeigt hat, ihm Vorbild geworden ist, ihn mit fortgerissen hat zu Erschütterungen, welche die grellste Phantasie vergeblich in ihrer ganzen Schrecklichkeit zu malen sich abmühen würde; denn so wie dieses Land von der riesigen Hand der Natur gleichsam in einer ihrer höhnenden Launen in Trümmern hingeworfen, aus denen sich ein, obwohl noch immer chaotisch aussehendes Ganze gestaltet, so ist auch seine moralische Gestaltung, oder vielmehr die seiner bürgerlichen Gesellschaft, gleichen Schritt gegangen. Keine jener harmonischen, vernunftgemäßen Entwickelungen, die unser Stolz und zugleich Bürgen unserer fortschreitenden Vervollkommnung sind.

Bergersteigungen.

1. Reise auf den Berg Sinai.

Wer eine Reise von **Kairo** (in Egypten) nach dem Berge **Sinai** zu machen gesonnen ist, pflegt sich einer Karavane, der gewöhnlichsten Art in den dortigen Ländern zu reisen, anzuschließen, mit der man in der Regel 3 englische Meilen (2547 Wiener Klafter) in einer Stunde zurücklegt. Der Weg dahin geht meistens durch öde, oft unermeßliche Sandebenen; nur äußerst selten erquickt das Auge ein spärliches Grün, und der ermüdete Wanderer sucht vergebens den kühlenden Schatten belaubter Bäume. **Suez**, welches man erreicht, ist eine kleine und schlecht gebaute, doch einst sehr berühmte Stadt *). Die Umgebungen von Suez haben etwas unbeschreibbar Melancholisches. In einem Umkreise von mehren Stunden trifft man nicht einen Grashalm an; Sand, Staub, Steine, das ist Alles! Wohin man auch seine Blicke wenden mag, die ganze Natur hat hier eine grauliche Färbung: weißgrau, dunkelgrau, etwas helleres Grau, aber immer grau. Es ist derselbe Anblick, wie ihn die öden Umgebungen des todten Meeres darbieten. Die Felsen sind klar, die Luft ohne ein lebendes Wesen, Alles ist hier düster, schwermüthig, und nichts mildert das Traurige, es sei denn die Aussicht auf das Meer, dessen Wasser von einem bewunderungswürdigen Azurblau ist. Das Innere der Stadt entspricht dem Aeußern: tiefes Elend, halb nackte Einwohner und völlig nackte Kinder, die, wie in ganz Egypten, eine Leichenfarbe haben und äußerst häßlich sind. Die Kinderwelt, in Europa fast allenthalben so schön, so anziehend, ist hier abschreckend. Die meisten Geschöpfe dieses Alters haben kranke Augen, von Mücken belagert, die sie nicht einmal wegzujagen sich bemühen. Fast alle haben einen herabhängenden Kopf, dicken Bauch, oder andere, noch abstoßendere körperliche Gebrechen. Man sieht zu Suez weder Baum noch Pflanze; es gibt dort kein Wasser, außer demjenigen, welches man dahin bringt. Der Einwohner stirbt hier, ohne sich an dem Duft einer Blume erquickt, ohne irgend eine Frucht gepflückt, ohne jemals seinen Durst an einer reinen Quelle gelabt zu haben. Aus einer Entfernung von zwei Stunden holt man das nöthige Wasser herbei, und dieses hat einen salzigen Geschmack, so daß man es nur mit Widerstreben trinkt. Zur Herbeischaffung desselben machen Fahrzeuge täglich zweimal die Ueberfahrt nach der eine Meile entfernten östlichen Küste. Man bringt es alsdann auf dem Rücken der Kamehle ans Ufer.

* Auf der gleichnamigen Landenge, welche zwischen dem mittelländischen und rothen Meere Afrika mit Asien verbindet.

Von Suez aus gelangt man in das steinigte Arabien, und kommt dann in einigen Stunden zu 8 Teichen, die man die Quellen des **Moses** nennt. Sie sind von ungefähr 30 Palmgebüschen umgeben; ihr Wasser ist schwefel- und thonhaltig und von unangenehmem Geschmack, für die Thiere aber gut und gesund. Sie verdanken ihren Namen unstreitig dem großen Gesetzgeber der Hebräer, der im Angesicht derselben durch das rothe Meer zog. Von hier an befindet sich der Reisende in der nämlichen Einsamkeit. Man zieht zwischen Kalkbergen und Hügeln von ungleicher Höhe. In der Ferne begrenzen andere Berge, deren weit höhere Gipfel sich in die Wolken verlieren, den Gesichtskreis. Die meisten stellen sich uns in sonderbaren, seltsamen Formen dar. Einige scheinen halb geöffnet, andere gespalten, wieder andere wie durch ein Erdbeben umgestürzt zu sein, kurz, es ist ein wahres Chaos von Bergen, Hügeln, Felsen, übereinander gewälzten Steinblöcken, und dazu nirgends ein Grashälmchen, nirgends das geringste Anzeichen von Vegetation. Die Gräber der Araber, die auf der Reise durch die Wüste ihren Tod gefunden haben, vermehren das Düstere der unwirthlichen Gegend. Je weiter man kommt, desto mehr scheinen die Steine und Felsen sich zu vermehren und rechtfertigen den Namen **Petråa's** oder des Steinigen, welchen dieser Theil Arabiens führt. Endlich erblickt man die erhabene Spitze des Berges **Sinai** und die um denselben liegenden Berge. Dieser Anblick ist in der That großartig und prachtvoll zu nennen. »Ich wüßte,« sagt Geramb, »den Anblick, den sie in der Entfernung gewähren, nur mit den Gewässern des Meeres zu vergleichen, wenn dessen Wogen, von einem furchtbaren Sturme zu einer übernatürlichen Höhe aufgethürmt, plötzlich versteinert worden wären.«

Wenn man einen beträchtlichen Bergrücken überstiegen hat, befindet man sich auf einer großen Fläche, die in sanftem Abhange in ein steiniges und enges Thal ausläuft. Einsam zwischen majestätischen Bergen, die es nach allen Seiten einschließen, liegt das berühmte Kloster St. Katharina. Vom weitem erscheint das Kloster wie eine kleine Festung und erhebt sich auf dem östlichen Abhang des Sinai, etwa im Drittel seiner Höhe *). Es ist in Form eines länglichen Vierecks gebaut und hat nur ein einziges großes Thor, welches sich nach Nordwesten öffnet. Die nordwestliche und die

*) Es erhebt sich 5320 Fuß über den Spiegel des rothen Meeres. Der Berg Sinai erhebt sich 2020 Fuß über das Kloster, und folglich 7440 Fuß über das rothe Meer. Es steht zwischen dem Berge St. Epistemus in Nordosten und dem Horeb in Südwesten. Geramb sagt, daß es irrig das Kloster der heiligen Katharina genannt werde, da es eigentlich den Namen **Kloster der Verklärung** führe.

südöstliche Seite oder Mauer ist jede 204 Fuß lang; die zwei andern Seiten in Nordosten und Südwesten haben 240 Fuß Länge und bestehen vornehmlich aus großen Quadersteinen, deren jeder 6 Fuß ins Gevierte hat. Die Höhe der Mauern ist ungleich, da sie von den Unebenheiten des Bodens abhängt. An der westlichen Ecke beträgt sie 45 Fuß. Da das Hauptthor stets geschlossen und verrammelt ist, um vor Ueberfällen von Seiten der Araber gesichert zu sein, so muß man, um in das Kloster zu gelangen, sich in einen Korb oder Strick setzen, welcher aus einer Höhe von 30 Fuß durch ein Fenster auf der nordöstlichen Seite an einem Seile hinabgelassen wird. Nur zum Empfange des Patriarchen, der in Konstantinopel seinen Sitz hat und sehr selten hieher kömmt, wird das Thor geöffnet. Auf der nördlichen Seite befindet sich ein weitläufiger Garten, der sich den ganzen Abhang des letzten Hügels hinunter erstreckt, den Berg mit dem Thale verbindend. Dieser Garten ist mit weniger hohen Mauern als das Kloster umgeben, welche indessen hinreichend gegen einen Ueberfall schützen, und über dieselben hinweg erfreut sich das schon lange des Grüns entwöhnte Auge an dem Anblick hoher Bäume. Das Kloster gleicht demnach einer kleinen befestigten Stadt aus dem Mittelalter (s. die Abbildung); es enthält ungefähr 60 Mönche *) griechischen Ritus und 300 Diener, welche sämmtlich mit den Haus- und den sehr beträchtlichen Gartenarbeiten beschäftigt sind. Man ist nach dem langen Aufenthalte in der Wüste angenehm überrascht, wieder einmal ein ordentliches, bequemes und reinliches Gebäude zu betreten. Wenn man die Straßen des Klosters durchwandert, wird man durch die Ordnung und ungemeine Reinlichkeit, welche daselbst herrschen, überrascht. Ueberall springt Wasser, das erste Bedürfniß der Bewohner Arabiens, in klaren, hellen Strahlen hervor, und an der weißen Oberfläche der Mauern rankt die Weinrebe empor, mit ihrem frischen Grün das Auge erfreuend. Das Kloster enthält 8 bis 10 kleine Höfe, worunter jene, die als Gärten benutzt werden, mit Dattelpalmen, Cypressen und Weinstöcken bepflanzt sind, während man auf zierlich angelegten Beeten allerlei Küchengewächse und Blumen zieht. Die Eintheilung des Innern ist sehr unregelmäßig und konnte, in Ansehung des abhängigen Bodens, auf welchem das Gebäude steht, auch wohl nicht anders gemacht werden. Alles aber ist sehr nett und reinlich.

Das Hauptgebäude im Innern ist die große Kirche, welche, wie das Kloster selbst, vom Kaiser Justinian (527) gebaut worden, aber in der Folge vielen Erneuerungen und Ausbesserungen unterworfen gewesen ist. Die Gestalt der Kirche ist ein längliches Viereck. Das Dach wird von einer doppelten Reihe schöner Granitsäulen getragen, welche ganz überweißt worden sind, vielleicht weil die natürliche Farbe des Granits den Mönchen, die ohnehin auf allen Seiten Granitfelsen erblicken, nicht angenehm war. Die Kapitäler der Säulen sind nach verschiedenen Mustern gearbeitet, einige sehen wie Palmzweige aus, während andere die letzte Periode des egyptischen Baustyls, wie man ihn auf der Insel Philä und in verschiedenen Tempeln Nubiens findet, nachahmen. Die Kuppel über dem Altar ist noch so, wie sie Justinian gebaut hat, dessen und seiner Gemalin Theodora Bildnisse, nebst einem großen Gemälde der Verklärung Christi, welcher zu Ehren das Kloster erbaut wurde, auch am Deckengewölbe zu sehen sind. Unzählbare silberne Lampen, Malereien und Heiligenbilder schmücken die Wände rings um den Altar. Die außerordentlich reichen und zahlreichen Verzierungen des Altars sind fast alle russischen Ursprungs, oder im russischen Geschmacke. Der Singchor, welcher die Kirche in zwei Theile trennt, ist von rothem Marmor; in demselben befindet sich ein Christus von ungeheurer Größe, und jener Geschmack an Verzierungen, welcher den Hauptcharakter der byzantinischen Kunst ausmacht, hat sich sonderbarer Weise sogar bis auf das Kreuz erstreckt, an welches der Heiland geheftet ist; dieses Kreuz ist vergoldet und mit sehr fein und bis ins Kleinste ausgearbeiteten Verzierungen nach Art eines Rahmens versehen. Der Boden der Kirche ist mit schönen Marmorplatten getäfelt. Die Kirche enthält auch den Sarg, in welchem die Gebeine der heiligen Katharina von dem benachbarten gleichnamigen Berge, wohin der Legende zufolge die Engel ihren Leichnam getragen, beigesetzt sind *). Auch nimmt der silberne Deckel eines

---

*) Nach v. Geramb hatte es im Jahre 1833. 45 bis 50 Mönche.

*) Geramb erzählt: »Der Besuch in der Kapelle, wo man die Reliquien der heiligen Katharina aufbewahrt, wurde auf den folgenden Tag verschoben. Der Leichnam dieser großen Heiligen war, wie man versichert hat, vor 60 Jahren noch ganz unversehrt. Seitdem hat man denselben, um ihn der Raubsucht der Araber zu entziehen, so oft von seiner Stelle verrücken und der Feuchtigkeit aussetzen müssen, daß nur noch die Haupttheile davon übrig sind. Um 10 Uhr Vormittags kam man mich mit großer Feierlichkeit abholen um mich zu dem Reliquienkasten zu führen, der nun geöffnet werden sollte. Die Vorsteher des Klosters befanden sich bereits in der Kirche und alle Lampen waren angezündet. Man hatte mir zum voraus gesagt, daß die Reliquien der Heiligen das Wunderbare haben, daß sie einen lieblichen Wohlgeruch um sich verbreiten. Und in der That, kaum war der Kasten geöffnet, als der angenehmste Duft daraus hervorging. Der Superior nahm zuerst mit vieler Ehrfurcht das Haupt heraus, das in Goldstoff eingehüllt und mit einer goldenen, sehr künstlich auf dasselbe befestigten Krone bedeckt war. Es war ganz schwarz. Dann nahm man die Hand, die eine außerordentliche Weiße behalten hat. An den Fingern, an denen die Nägel noch deutlich zu sehen sind, bemerkte ich mehre kostbare Ringe, worunter einer mit Diamanten von großer Schönheit. Man sprach mir noch von einem andern Ringe von weit höherem Werthe, den, wie man sagte, die Heilige von unserm Herrn selbst empfangen hatte, und den sie am Finger trug, als man sie auf dem Berge, der ihren Namen führt, entdeckte. Man zeigte mir denselben

andern Sarkophags die Aufmerksamkeit in Anspruch. Man erblickt darauf das lebensgroße Bildniß der russischen Kaiserin Anna, welche diesen Sarg dem Kloster schenkte, und den Wunsch hegte, nach ihrem Tode hier darin beigesetzt zu werden, wozu aber die Mönche ihre Einwilligung nicht gaben. In einer kleinen Kapelle neben der Kirche zeigt man die Stelle, wo Jehovah dem Moses in dem brennenden Busche erschien. Außer der großen Kirche sind noch 27 kleine Kapellen innerhalb der Klostermauern vorhanden; in vielen derselben wird täglich und in den andern wenigstens jeden Sonntag Messe gelesen. Ehemals hatte das Kloster in seiner Einrichtung viele Aehnlichkeit mit dem vom heiligen Grabe in Jerusalem, welches Kirchen verschiedener christlicher Religionsparteien enthält. Dasselbe war, mit Ausnahme der Lutheraner und Calvinisten, auch im Kloster vom Sinai der Fall. Noch merkwürdiger aber als die Menge so vieler Kirchen ist eine mohamedanische Moschee, welche dicht neben der großen Kirche steht und so geräumig ist, daß an 200 Menschen darin Plaz haben. Sie soll im 16. Jahrhundert erbaut worden sein, um sich den Arabern gefällig zu bezeigen und das Kloster vor Zerstörung zu bewahren.

Die Klosterregeln, besonders in Rücksicht auf Essen, Trinken und Beten, sind sehr streng. Die Ordensmänner müssen zweimal am Tage und zweimal in der Nacht der Messe beiwohnen. Das ganze Jahr hindurch dürfen sie kein Fleisch essen, und in der großen Fasten dürfen sie sogar weder Butter noch Milch genießen, und selbst der Fische und des Oels müssen sie sich enthalten. Vier Tage in der Woche sind ihnen zu jener Zeit nur Brod und gekochtes Gemüse erlaubt. Das letztere gewinnen sie selbst in den erwähnten Gärten und in einem größern Garten neben dem Kloster, zu welchem ein unterirdischer Gang führt. Der Boden ist zwar felsig, aber wenn unter diesem Klima nur hinlänglich Wasser vorhanden ist, so gedeiht Alles vortrefflich. Das Obst ist von der herrlichsten Beschaffenheit. Orangen, Citronen, Mandeln, Maulbeeren, Aprikosen, Pfirschen, Birnen, Aepfel, Oliven und einige Cypressen umgeben die Beete, auf welchen Melonen, Bohnen, Salat, Zwiebeln, Gurken ꝛc. gezogen werden. Dieser Garten wird indessen nur selten von den Mönchen besucht, ausgenommen von denen, welche seine Pflege zu besorgen haben; denn wenn ihn auch hohe Mauern umgeben, so ist er doch den Beduinen nicht unzugänglich, welche sich alles Obst zugeeignet und nur das Gemüse den Mönchen gelassen hatten, so daß diese genöthigt waren, ihr eigenes Obst von den Plünderern zurückzukaufen, oder sich dergleichen aus andern Theilen der Halbinsel zu verschaffen. Bei der vortrefflichen Luft dieser Berggegend und der einfachen Lebensweise der Klosterbrüder sind Krankheiten sehr selten. Viele erreichen im Besitz aller geistigen und körperlichen Kräfte ein hohes Alter. Jeder hat ein bestimmtes Handwerk gelernt, und das Kloster ist dadurch unabhängig von Egypten geworden *). Die Lebensmittel werden in großen Gewölben aufbewahrt, die von Granit erbaut sind. Von Brod hat man drei Sorten, eine sehr feine, bloß zum Gebrauche des Klosters, und zwei geringere für die Beduinen, welche hier gespeist werden. Branntwein macht man aus Datteln, und sein Genuß ist selbst in der großen Fasten erlaubt. Die meisten Mönche sind Eingeborne der griechischen Inseln. In der Regel bleiben sie nur 4 oder 5 Jahre im Kloster und kehren dann ins Vaterland zurück, stolz darauf, für den christlichen Glauben unter den Beduinen gelitten zu haben. Burckhardt fand indessen einige, welche schon 40 Jahre hier waren. Die Bibliothek des Klosters enthielt etwa 1500 Bände griechischer Werke und 700 arabischer Handschriften. Die Letztern bestanden sämmtlich in Gebetbüchern, Abschriften der Evangelien, Heiligenlegenden, Liturgien u. dgl.

Gegenwärtig wird das Kloster nur selten besucht; einige Griechen aus Kairo und Suez und die Bewohner von Tor, die sich jeden Sommer hier aufhalten und mit ihren Familien im Garten lagern, sind die Einzigen, welche es wagen, die Reise durch die Wüste zu unternehmen. Noch im verflossenen Jahrhundert kamen ganze Pilger-Karavanen, sowohl von Kairo als von Jerusalem, hieher. Einem von den Mönchen aufbewahrten schriftlichen Verzeichniß zufolge, sind an einem gewissen Tage allein 800 Armenier von Jerusalem, und an einem andern 500 Kopten von Kairo angekommen. Gegenwärtig glaube ich, daß man für das ganze Jahr nicht mehr als 60 bis 80 Fremde rechnen darf, die das Kloster besuchen. Rings um das Kloster lagern unter Zelten nahe an 50 arabische Familien, die demselben auf gewisse Weise angehören. Sie haben ihr Vieh, ihre Kamehle und übernehmen für einen bestimmten Preis alle für das Kloster zu besorgenden Transporte; auch liefern sie den Reisenden Thiere zum Reiten. Es scheint aber nicht, daß diese Araber sich die Beschirmung des Klosters gegen die Anfälle der andern Stämme sehr angelegen sein lassen, was auch den vormaligen französischen Kaiser Napoleon, als er sich zu Kairo aufhielt, veranlassen mochte, die Mauer des Klosters erhöhen zu lassen und den Mönchen zwei Ka-

aber nicht. Er wird mit sehr frommer Sorgfalt aufbewahrt, und darf von Niemand als vom Patriarchen angerührt werden.

*) Unter den 23 Mönchen, welche Burckhardt im Jahre 1811 hier fand (in älterer Zeit waren ihrer 300, wenigstens hat das Kloster so viel Zellen), zählte man einen Koch, einen Destillateur, einen Bäcker, einen Schuhmacher, einen Schneider, einen Zimmermann, einen Schmied, einen Maurer, einen Gärtner, einen Lichtzieher ꝛc. ꝛc.

nonen zu ihrer Vertheidigung zu schicken, von denen sie aber, so viel man weiß, bis jetzt noch keinen Gebrauch machten, obgleich sie nur einmal abzufeuern brauchten, um die Araber alsbald in die Wüste zu jagen. Das griechische Kloster in Kairo versorgt dasselbe mit Mehl und Reis; aus Tor aber werden ihnen getrocknete Fische zugeführt. Sie selbst schicken nach Kairo mehre Baumfrüchte und auch Weintrauben, die sie aus ihren Gärten erhalten.

Von diesem Kloster an, welches wir eben beschrieben, kann man den Gipfel des Sinai besteigen *). Wir folgen der Schilderung eines Amerikaners, der dieß vor Kurzem gethan. »Dicht hinter dem Garten des Klosters fingen wir an, bergan zu gehen. Ein Beduinenzwerg, das erste Beispiel von Mißgestalt, das ich unter den Arabern gesehen, ging voran, einen Ledersack mit Erfrischungen auf dem Rücken. Sophronicus, ein alter Mönch, mit langem, weißem Haar und Bart, der sich auf einen Stab stützte, folgte ihm; nach ihm kam ein junger Novize aus Corfu, der italienisch sprach, sodann kamen Paul und ich selbst. Eine Zeitlang war der Aufgang ganz bequem. Seit der Anlegung des Klosters hatten die Mönche es sich angelegen sein lassen, den Weg nach dem Gipfel des Berges so viel als möglich zugänglich zu machen, und wir stiegen etwa 20 Minuten lang auf regelmäßigen Stufen hinan. Nach einer halben Stunde kamen wir an einen schönen Springbrunnen, der unter einem darüber hinhängenden Felsen sein Wasser spendete.« Im fernern Hinaufsteigen kamen die Reisenden bei einer kleinen Kapelle und einer Schlucht steiler Felsen vorüber. »Bald nachher betraten wir eine große, freie Fläche, welche ein auf allen Seiten von Bergen umgebenes Thal bildete, und zur Linken, hoch über alle übrigen, stieg der himmelhohe Gipfel des Sinai empor. Dieser Theil des Berges führt den Namen H o r e b. In der Mitte steht, von einer steinernen Umfriedung eingeschlossen, eine hohe C y p r e s s e, der einzige Baum auf dem Berge, welchen die Mönche vor mehr als 100 Jahren hier gepflanzt haben. In der Nähe desselben befindet sich ein Brunnen, der Elias-Brunnen genannt, den der Prophet mit seinen eigenen Händen grub, als er auf dem Berge wohnte, bevor der Herr ihm gebot, nach Jerusalem zu gehen.« Nachdem die Reisenden etwas weiter gekommen waren, erstiegen sie endlich die Spitze des Sinai. »Unter allen den wunderbaren Werken der Natur kann es keinen Ort geben, an welchem sich die Spuren der göttlichen Allmacht deutlicher zeigten, als hier. Ich habe auf dem riesenhaften Gipfel des Aetna gestanden, und auf die Wolken, welche unter demselben dahinzogen, auf die kühnen Umrisse der sicilianischen Gegenden und auf die fernen Berge von Kalabrien hingeblickt; ich stand auf dem Vesuv und blickte auf die Lavawellen und auf die zertrümmerten und halb wieder aufgedeckten Städte am Fuße desselben. Allein dieß Alles ist nichts im Vergleich mit der furchtbaren Oede und der düstern Majestät des Sinai. Ein sinniger Reisender hat die Gegend sehr treffend »das Meer der Verödung« genannt. Nicht ein Baum, nicht ein Strauch, nicht ein Grashalm ist auf den nackten, klippigen Abhängen unzähliger Bergkuppen zu erblicken, die ihre nackten Gipfel zum Himmel emporstrecken, während die zerberstenden Granitmassen rings umher, der entfesselte Blick in die syrische Wüste, mit ihren unabsehbaren Sandebenen, das wildeste, furchtbarste, schreckenvollste, traurigste Gemälde bilden, das die Phantasie sich nur ersinnen kann. Die Ebene, welche der Gipfel selbst bildet, mag etwa 60 Fuß im Gevierte haben. An dem einen Ende sieht man einen einzelnen Felsen, der ungefähr 20 Fuß hoch ist, und auf welchen sich, wie der Mönch sagte, der Geist Gottes niederließ, während in der Felsenspalte darunter sein Lieblingsdiener die Gesetztafeln empfing. Noch kann man die Trümmer einer K i r c h e und eines K l o s t e r s auf dem Berge sehen, in welche, ehe das Kloster tiefer unten gebaut war, die Mönche und Einsiedler sich zurückzuziehen und, von der Welt geschieden, das Lob des Herrn auf seinem erwählten Hügel zu singen pflegten. Nahe dabei, aber ebenfalls zertrümmert, steht eine mohamedanische Moschee. Unter der Kapelle befindet sich eine Einsiedlerhöhle, worin einst der Anachoret seine Tage mit Fasten, Nachdenken und Gebet hinbrachte.«

*

Als der Reisende Laborde im Jahre 1828 den Sinai besteigen wollte, mochte ihn keiner von den Klosterbrüdern persönlich dahin begleiten; sie gaben ihm aber einen von ihren arabischen Dienstleuten mit, welcher als Führer und zugleich als Träger der nothwendigsten Erfordernisse zu dieser beschwerlichen Wanderung dienen sollte. Der Berg Horeb, auf welchem das Kloster der heiligen Katharina steht, wird von dem Sinai durch eine in südwestlicher Richtung hin, und diesen heiligen, welthistorischen Berg bis zu seinem Gipfel hinanziehende Schlucht getrennt. Die Mönche dieses Klosters hatten vor grauen Jahren diesen ganzen langen Weg mit einer Reihe ziemlich regelmäßig behauener Quadern belegt, welche eine bequeme Stiege bis zum Gipfel des Sinai hinauf und zur Stelle hin, wo der Ueberlieferung zufolge Moses die Gesetztafeln empfing, bildeten, die nun aber durch Vernachlässigung und durch

*) Auf unserer Abbildung — aus Gerambs Pélérinage à Jerusalem entnommen — sieht man rechts den Gipfel des Sinai, und es ist möglich, sich die Schluchtgänge vom Kloster aus gegen denselben zu denken. — Eine andere Abbildung, die uns nach Laborde vorliegt, und von einem nur wenig abweichenden Standpunkte aufgenommen ist, deutet an, daß man vom Kloster aus die Ruinen auf dem Sinai wahrnehmen könne.

die Regengüsse und Wildbäche größtentheils zerstört worden ist. Auf der äußersten Kuppe des Horeb oder des Berges der heiligen Katharina, gerade da, wo der Fuß des Sinai beginnt, erblickt man eine arkadenförmig angelegte Thüre in der Form eines gewölbten Bogens, auf dessen Schlußsteine ein Kreuz ausgehauen ist. Nach einer unter den Mönchen erhaltenen Sage, die durch die Wallfahrer noch weiter verbreitet worden, soll ein Jude, welcher den Berg Sinai besteigen wollte, durch ein eisernes Krucifix mitten im Wege aufgehalten worden sein. Um dieses Hinderniß zu beseitigen, ließ er sich an der Quelle des Baches, welcher das Thal durchströmt, sogleich taufen. Auch pflegte sonst ein Geistlicher des Klosters sich an dieser Thüre aufzuhalten und die Pilger zur Beichte bei ihm zu nöthigen, welche demnach das Ziel ihrer Wallfahrt nicht erreichen konnten, ohne vorher vollständige Absolution erhalten zu haben. Noch durch eine andere Thür dieser Art mußte Laborde gehen, ehe er zu einer kleinen flachen Stelle gelangte, von wo er den Gipfel des Sinai und die zwei Gebäude darauf erblicken konnte. Das zunächst liegende ist eine verfallene Klosterkirche, das entferntere eine Moschee, im Hintergrunde die Ruine des Elias-Denkmals *) und im Vordergrunde die Brunnen *) und die Cypresse. Auf der erwähnten Ebene erhebt sich jetzt nur noch eine Cypresse, während nach Berichten vom Jahre 1722 zwei Cypressen und drei Oelbäume hier standen. Der letzte Weg zum Gipfel des Berges war steil und sehr beschwerlich zu ersteigen. Bei jeder Felsenkluft oder sonst einem hervorspringenden Theile des Berges wurde ausgeruht, um die Sagen und Legenden zu vernehmen, mit welchen die erfinderischen Mönche diese Stellen bedacht, und welche sich auch unter den Arabern fortgepflanzt haben. Die Luft auf dem Gipfel war außerordentlich rein. In der Nähe suchte das Auge vergebens einen bemerkenswerthen, hervorstechenden Gegenstand. Ueberall lagen rings um den Berg her Felsenmassen durch einander und verschwanden in der Entfernung wie ein Meer von tobenden Wogen. Indessen konnte man deutlich das rothe Meer, die Gebirge von Afrika und noch einige andere ferne Berge, die durch ihre Gestalt kenntlich waren, unterscheiden. »Die Ruinen der Moschee«, bemerkt Laborde, »sind, nebst denen der christlichen Kirche, auf diesem großen Schauplaz der drei Hauptreligionen des Erdbodens ein trauriger Beweis von der Gleichgültigkeit der Menschen in Beziehung auf Glaubenslehren, welchen sie einst mit dem größten Feuereifer anhingen«. Zu der Zeit, als Frescobaldi (1384) diesen merkwürdigen Berg besuchte, war die Kirche mit Gemälden verziert und hatte eine eiserne Thüre. Auch als Peter Peion (1550) und später (1598) der Böhme Harant von Poltschitz sie besuchte, war die Thüre noch da. Aber die Pilger hatten die Wände bereits mit ihren Namen und allerlei Bemerkungen, wie man sie überall an stark besuchten Pläzen zu finden pflegt, voll geschrieben. Im Jahre 1610 fand Sandy die Kirche schon verlassen und im baufälligsten Zustande.

Wenn man die Schlucht, welche den Sinai von dem Horeb oder St. Katharinenberge trennt, hinabsteigt, gewahrt man mitten unter den Spuren der ehemaligen Verehrung dieser Orte den Stein, aus welchem Moses auf Befehl des Herrn eine Quelle entspringen ließ. Darüber sagt der Trappist P. M. J. von Geramb: »Man führte mich in das Thal Raphidim, an die Stelle, welche man die Stätte der Versuchung nennt, um mir daselbst den wunderbaren Felsen zu zeigen, aus welchem Moses durch einen Schlag mit seiner Ruthe Wasser hervorspringen ließ. Ich weiß mich nicht zu erinnern, jemals in meinem Leben ein Denkmal gesehen zu haben, das die Wahrheit der Thatsache aus dem Alterthum, zu deren Erinnerung es dienen soll, auf eine überzeugendere Weise darthut. Stellen Sie sich einen dürren, unfruchtbaren Boden vor, der von jeder Art Pflanzen entblößt ist, und in dessen Umkreise sich weit umher kein Tropfen Wasser vorfindet, und nun denken Sie sich auf diesem Boden einen ungeheuern Granitblock von 30 bis 40 Fuß Höhe, 40 Fuß breit und wenigstens 50 Fuß im Umfange, der sich vom Berge losgerissen hat und ins Thal gestürzt ist, wo er mitten unter andern Felsenstücken liegt, welche die durch die Zeit herbeigeführte Zerstörung und Verwüstung dahin gebracht haben. »Dieser Felsen,« sagt ein Reisender, der diese Gegend besucht hat, »zeigt auf seiner senkrechten Oberfläche eine ungefähr 6 Zoll breite und 3 1/2 Zoll tiefe Rinne, die von ungefähr 10 oder 12 ungefähr 2 Zoll tiefen Streifen oder Einschnitten durchkreuzt ist und die durch das Verweilen des Wassers in den weichern Theilen dieses Blockes gebildet worden sind, dem die Mönche und Araber den Namen »Felsen des Moses« beilegten. Ich bekenne, daß diese Beschreibung vollkommen genau ist; nur die Worte »in den weicheren Theilen« sind nicht ganz richtig, denn der Block ist im Gegentheil in allen seinen Theilen so hart, daß, nachdem wir während einer ganzen Stunde mit wiederholten Schlägen mit dem Hammer darauf geschlagen, wir nur ganz kleine Stückchen davon losbringen konnten, ungeachtet der Hammer von Eisen und sehr stark war; aber dennoch hielt er nicht Widerstand, sondern bog sich. Die Beduinen schreiben den Aushöhlungen, die das Wasser in den Felsen gemacht hat, eine wunderbare Eigenschaft zu, denn sie legen Gras, das sie aus weiter Entfernung herbeigeholt haben, hinein und geben es dann ihren Kamehlen, wenn sie krank sind, zu fressen.«

Pater Geramb sagt vom Berge Horeb: »Ich verbrachte einen Tag zum Theil mit Durchstreifen der Wüste, die den Berg Horeb und den Sinai umgibt und ehemals von Tausenden von Einsiedlern bewohnt war. Der Pater Johann von Kephalonia, mein gewöhnlicher Führer, und der Pater Neophytus von Candia begleiteten mich. Schon früher hatte ich jene Masse zerstreuter Felsenblöcke bemerkt, und jene Urfelsen, wovon sie sich losgerissen, die, gespalten, neue, noch ungeheurere Klumpen aus ihrem Schooße emporsteigen lassen zu wollen schienen; da ich sie nun von Neuem sah, fühlte ich mich von neuem Schauder getroffen. Alles, was mich umgab, erfüllte meine Seele mit Traurigkeit und Grausen. Schweigend schritt

*) Von diesen schweigen andere Berichte (s. früher).

ich an der Seite der beiden Religiosen einher, die selbst dieses Schauspiel mit Bestürzung betrachteten, obgleich ihre Augen daran gewohnt sein mußten, und es war mir, als wohnte ich den ersten Szenen jener Umwälzungen der Natur bei, wie sie die heilige Schrift auf die letzten Tage der Welt verkündet. Um mich diesen schaudererregenden Gedanken zu entreißen, mußte ich mich erinnern, daß die Glorie des Herrn hier vorübergezogen war, daß sie hier sich Israel offenbart, daß hier das heilige Gesetz bekannt gemacht worden, daß hier, unter den begleitenden Schrecknissen dieser Bekanntmachung, der Blitzstrahl die Berge rauchen gemacht und ihre Eingeweide zerschmettert hatte. Ich erklomm darauf den Horeb und verweilte lange an der Stelle, wo Moses sich befunden haben soll, als er den brennenden Dornbusch erblickte. Die Aussicht von diesem Punkte aus ist bewundernswürdig und einzig in ihrer Art. Zur Linken hatte ich den Berg Sinai, der majestätisch seinen heiligen Gipfel gegen Himmel erhebt, eine halbe Stunde weiter, unter mir, erblickte ich in einem engen und tiefen Thale, gleichsam zu meinen Füßen, die Feste des Klosters der Verklärung, den Dorn im Auge des Arabers, der nach dem Inhalt derselben giert, und der mit unmuthigem Blicke die Mauern mißt, die er nicht übersteigen kann. Weiterhin, in dem Garten des Klosters, fielen meine Blicke auf hohe Cypressen, deren Grün die dürren Felsen, welche das Kloster umgeben und ihre ungeheuern Wände in die Wüste hinausstrecken, nur noch trauriger macht. Zur Rechten dehnte sich die Aussicht auf den Weg hinaus, den die Kinder Israels durchliefen, um an den Berg Sinai zu kommen, so wie auf die Ebene, wo sie sich lagerten, als Gott dem Moses sein Gesetz gab, und jenseits dieser mit gelben, verwelkten Dornbüschen bedeckten Ebene auf die amphitheatralisch sich erhebenden Bergmassen, welche sie begrenzen.«

*

Die Zahl der Reisenden, welche den Sinai besuchten, bietet je nach ihrem Vaterlande ein merkwürdiges Verhältniß; unter den eingeschriebenen Besuchern war ein einziger Amerikaner, 22 Franzosen und 3 oder 4000 Engländer. Auch eine Engländerin, Miß Bennet, vielleicht die erste und einzige Europäerin, hat den Sinai erstiegen.

---

2. Zwei Besteigungen des Ararat im Jahre 1835.

Dieser Berg steigt im armenischen Alpenlande, südsüdwestlich von Erivan im russischen Asien, auf. In dem Hochlande Armeniens, umgürtet und bewacht von der Wildniß, welche hier erhabener ist und gewaltiger als an andern Orten der Erde, liegt eine Gegend, auf die der Morgenglanz der Geschichte unseres Geschlechts seine ersten erhellenden Strahlen wirft. Einsam erhebt sich dort der Ararat über die Hochebene. Die hehre Warte jenes Gebirges, das in seinen Umrissen einem Schiffe verglichen wird, erscheint noch jetzt den umwohnenden Völkern, wie den Bewohnern der westlichen Länder als eine Denksäule der großen Errettungen, als eine Stätte des Ausruhens von dem Ungestüm der gewaltigen Wasser. Denn hier, in dieser Gegend war es, wo der übrig gelassene Sprosse eines älteren, zertrümmerten Stammes unseres Geschlechts zuerst wieder Wurzeln schlug; hier erbaute am Frühlingsmorgen des zweiten Welttages Noah jene Hütten, aus denen, wie aus einem gemeinsamen Quellpunkte, die Ströme der Völker von Neuem über die Länder der Erde sich ergossen. Der Reisende Paul Tournefort hat an dem Ararat eine Welt im Kleinen kennen gelernt und beschrieben, in welcher sich auf engem Raume fast alle Hauptformen des Pflanzenreiches beisammen finden. (Eine Beschreibung des Ararat findet man im Jahrg. 1835, S. 49.)

Die Besteigung des Ararat ist mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Die Hindernisse, welche die Beschaffenheit des Berges dem Reisenden in den Weg legt, sind nicht die einzigen, die er zu überwinden hat; er muß auch fortwährend gegen die Ueberzeugung seiner armenischen Führer ankämpfen, welche an der Unersteigbarkeit des ihnen heiligen Berges wie an einem Glaubensartikel hängen, und alles Mögliche aufbieten, um den Reisenden von der Erreichung seines Zieles abzuschrecken. Seit der Reise des Herrn Professor Parrot nach dem Ararat, ist nichts mehr über einen neuen Versuch zur Besteigung dieses Berges bekannt geworden, bis im Jahre 1835 es der Herr Hofrath Karl v. Berens unternahm, diesen berühmten Berg zu besteigen.

»Von meiner Reise in Persien zurückkehrend,« sagt Herr v. Berens, »beschloß ich, einen schon lange genährten innigen Wunsch auszuführen, nämlich den großen Ararat in Armenien geradezu, ohne besondere Vorkehrungen, zu besteigen und wo möglich zum höchsten Gipfel zu gelangen. Am 14. Juli, Abends 7 Uhr, kam ich am äußersten Fuße des Ararat an. Der Weg zog sich von da immer allmälich sanft hinauf und führte zwischen Weinbergen, Obstgärten und Feldern zur großen Schlucht des Ararat, in welcher das uralte große Dorf Arguri, das ganz von Armeniern bewohnt ist, ungefähr 15 Werst (à 562 1/4 Wien. Klaft.) vom äußersten Fuße amphitheatralisch liegt. Der Name des Dorfes, der »Pflanzung der Rebe« bedeutet, erinnert an die Sage, daß auf der Stelle, wo jetzt die Kirche des Ortes steht, einst Noah den ersten Weinstock gepflanzt haben soll. Auf der linken Seite der Schlucht befindet sich der Gottesacker, auf der rechten Seite dagegen steht die Festung, in welcher die frühern persischen Befehlshaber von Eriwan die Sommermonate zuzubringen pflegten. Ein paar Werst hinter dem Dorfe, auf der rechten Seite der Schlucht, liegt das bewohnte Kloster des heiligen Gregor, welches jedoch auch oft St. Jakob genannt wird, und einige Werst weiter eine kleine Kapelle des heil. Jakob, nebst einem aus Quadern aufgeführten Häuschen, in welchem sich eine Quelle aus dem Gestein erzeugt, welche die heilige Jakobs-Quelle genannt wird.

Die Witterung war einige Tage zu ungünstig, um die Besteigung des Berges möglich zu machen; es brauste fast immer ein starker Wind aus Süden, und der Ararat war größtentheils in Wolken gehüllt. Unterdessen hatte ich ein hölzernes, 12 Fuß hohes Kreuz, mit einem spitzen Eisen am untern Ende, machen lassen und dazu eine rothe und weiße Flagge aus baumwollenem Zeuge

von 6 Arschinen (5 1/2 Ellen) Länge und 1 1/2 Arschin (3 Fuß 4 1/2 Zoll) Breite; in der Mitte der Flagge ließ ich ein Kreuz, darunter den russischen Adler, dann meinen Namen und zuletzt das Datum, an welchem ich dieses Panier in den Schnee zu pflanzen gedachte, mit schwarzer Farbe malen. Zugleich hatte ich mich auch mit den nöthigen eisernen Haken für Hände und Füße und für den Wanderstab versehen. Als das Wetter günstiger geworden war, brach ich am 19. Juli, Morgens um halb 6 Uhr, in Begleitung von drei Bauern, die ich für ein paar Dukaten gemiethet hatte, und mit einem Packpferde, welches etwas Holz, um Thee zu kochen, einige Lebensmittel, ein Beil, eine Haue, um im Nothfall Stufen ins Eis zu hauen, und ein paar lange Seile trug, von Arguri nach der Schneeregion auf. Um meine Kräfte zu schonen ritt ich, so lange noch der Weg für ein Pferd gangbar war. Die krumme und zuweilen zackige Linie, welche wir machten, ging Anfangs etwa 3 Werst westlich und dann südlich, theils über Flächen, wo Armenier aus Arguri, Zigeuner und Kurden, der kühlen, höchst angenehmen Luft und der Weideplätze wegen, im Lager waren, theils durch tiefe Abgründe und über steile Anhöhen, so wie über wild umher zerstreute und zertrümmerte Steinmassen, wo ich mein Pferd mit Mühe am Zügel führen mußte. Um 12 Uhr Mittags kamen wir auf eine längliche Fläche, eine große Abstufung des Berges, durch welche sich ein Bach schlängelte. Hier wollte ich einige Stunden ausruhen und dann noch bis zu der etwa 4 Werst entfernten Schneeregion gehen, um daselbst zu übernachten, und von da den nächsten Morgen die Wanderung auf den Schneegefilden fortzusetzen, allein meine Begleiter behaupteten durchaus, daß es höher hinauf an einem passenden Orte zum Uebernachten fehle, und daß alle Reisende, welche den Berg zu besteigen versucht, hier übernachtet hätten. Da sie zugleich hinzufügten, daß wir nur noch zwei Stunden bis zur Schneeregion zu steigen brauchten, und uns schon um Mittagszeit am nächsten Tage auf dem höchsten Gipfel des Ararat befinden könnten, so gab ich nach und brachte daher die schöne Zeit und den überaus herrlichen Tag mit den angenehmsten Gedanken, Betrachtungen und Empfindungen bis gegen die vom Monde beleuchtete Mitternacht zu. Den andern Morgen um 5 Uhr setzten wir, mit Zurücklassung unserer Pferde und der übrigen Effekten unter der Aufsicht eines Kurden, welchen ich dazu den Abend zuvor gemiethet hatte, das Steigen fort und gelangten bald an eine etwa 150 Faden lange, ziemlich steile Anhöhe, die aus dicht an einander liegenden zersprungenen Steinmassen von größerem und kleinerem Umfange bestand. Je höher wir bei Fortsetzung unseres Weges kamen, desto kühler und leichter wurde die Luft, und da ein ziemlich starker Wind um die Kuppe des Ararat sauste, so versicherten mich meine Begleiter wieder, daß es bei starkem Winde sehr gefährlich sei, den Schnee zu betreten, von dem wir ungefähr nur noch 100 Faden entfernt waren, und wollten daher erst abwarten, bis der Wind sich gelegt habe, allein ich zwang sie, mir zu folgen. Es war bereits halb 12 Uhr, als wir bei der Schneeregion ankamen, und ich sah nun zu meinem größten Bedauern voraus, daß mein sehnlichster Wunsch, den Gipfel zu ersteigen, dießmal nicht erfüllt werden würde. Ich machte mich dessen ungeachtet zur Betretung des Schnees fertig, zog Stiefel mit sechs eisernen Haken an, und ließ, da die Luft immer dünner und der Berg immer steiler wurde, und man sich daher so leicht als möglich machen mußte, Alles noch Ueberflüssige auf den Steinen zurück. Das erste Hinderniß, welches sich uns in den Weg stellte, war, daß der Schnee mit einer ungefähr 20 Faden breiten und rundlich gesenkten glatten Eiskante anfing. Die eisernen Haken konnten hier wenig helfen und waren nicht sicher genug, da man beim Ausgleiten nach der rechten oder linken Seite fallen konnte, wo die Eiswand in tiefe Abgründe hinunter führt, woraus die Rettung unmöglich war. Die Bauern ließen sich durch diese Schwierigkeit abschrecken und wollten nicht weiter; ich befahl jedoch, daß einer von ihnen mit der eisernen Haue vor sich, so weit er reichen konnte, eine Höhlung ins Eis einhauen solle, um dadurch einen sichern Halt für Hände und Füße zu gewinnen; sechszig solcher ins Eis gehauenen Stufen brachten uns glücklich auf den Schnee hinauf. Es war alter Schnee, der an beschatteten Stellen ganz hart war; die Kälte mochte etwas über einen Grad betragen. In der Entfernung von einer halben Werst bemerkten wir eine in den Schnee gesteckte Stange; nachdem wir über einige Eis- und Schneespalten, welche 2 bis 5 Fuß breit sich über einen finstern Abgrund öffneten, gesprungen waren, kamen wir um 12 Uhr bei der dicht an einer Spalte eingesteckten, viereckigen, 5 Fuß hohen Stange an, auf der ich den in das Holz eingeschnittenen Namen »Putilow« las. Indem ich nun rechts von der größten und steilsten Schneewand dem weißen Haupte des Ararat zuschritt, blieben meine Begleiter öfter stehen und weigerten sich, mir zu folgen, jedoch thaten sie Letzteres mehremal, bis sie nach einer guten halben Stunde wieder erklärten, daß sie nicht weiter und höher gehen wollten, weil ein zu starker Wind uns entgegenwehe. Ohne jedoch durch diese Erklärung mich irre machen zu lassen, nahm ich das Kreuz mit der um dasselbe gewickelten Flagge, welches bisher von meinen Begleitern abwechselnd getragen worden war, auf meine eigenen Schultern und schritt damit vorwärts. Ich mochte etwa eine Viertelstunde das Kreuz getragen haben, als meine Führer, die unterdessen bald stehen geblieben, bald mir

wieder gefolgt waren, mich einholten und erklärten, daß sie nun durchaus keinen Schritt weiter gehen würden, ich könne thun, was ich wolle; es sei zu gefährlich, weil die Wand immer steiler würde, und ihr Leben sei ihnen zu lieb, um es hier ohne Nutzen zu wagen. Der eine sagte, sie wollten gar keine Bezahlung, und wenn dieselbe auch noch so groß wäre; der andere bat mich mit ängstlicher und weinerlicher Stimme, nicht weiter zu gehen, und der dritte gab mir sogar trotzig zu verstehen, daß sie hier mehr zu sagen hätten, als ich. Hier half kein Kapituliren, kein Zwingen, und vieles Toben darüber wäre an diesem äußerst gefährlichen Orte nicht rathsam gewesen; unter diesen Umständen mußte ich endlich voll Unmuth nachgeben und um 1 Uhr Nachmittags das Kreuz stellen. Der Fuß desselben wurde unten noch mit vier in den Schnee geschlagenen Holzstücken und wollenen Seilen befestigt; das Kreuz war gegen Norden und Süden gerichtet, und die Flagge ward mit Triumph in die Luft gebracht, wobei ich mir die angenehme Hoffnung vorbehielt, später den Ararat noch einmal, und zwar bis zum höchsten Gipfel zu besteigen. Die Stelle der Schneewand, wo wir uns befanden, war nicht so steil, daß wir uns nicht zur Noth lagern und beim Ausruhen die herrliche Aussicht genießen konnten. Die Sonne war ohne Strahlen und in gelblichem Lichte zu sehen, der Himmel von dunkler, schwärzlich blauer Farbe; kein Wölkchen am Horizont, und außer dem Brausen des Windes herrschte eine tiefe feierliche Stille; keinen Vogel sah man mehr in dieser Höhe fliegen, die Luft war rein und leicht; das Athemholen und der Puls ging schneller als gewöhnlich, und ich spürte an mir eine äußerst angenehme Leichtigkeit und ein außerordentlich behagliches Gefühl. Das Auge schweifte weit in die Türkei hinein, so wie gegen Norden über die Provinzen Armenien und Grusien hin. Die ganze hohe Gebirgskette des Kaukasus vom schwarzen bis zum kaspischen Meere lag in deutlichen Umrissen vor meinen Blicken. Eriwan, Etschmiadsin, Sardar-Abad, jedes von weitläufigen Gärten umgeben, so wie mehre Dörfer erschienen nur als ganz dunkle Flecken, und mehre Gebirgsreihen als an einander hängende kleine Hügel. Die ganze Erde war unten von einem dichten Dunstkreise verhüllt.

Nach Verlauf einer halben Stunde traten wir in derselben Richtung den Rückweg an. Beim Heruntersteigen geht es etwas schneller, und man braucht sich nicht so oft zu erholen, doch geht es auch nicht ganz ohne Beschwerde und Gefahr von statten, und wenn ich Anfälle vom Schwindel gehabt hätte, wäre ich verloren gewesen. Um halb 6 Uhr Abends kamen wir auf dem Uebernachtungsplaze, wo der Kurde mit den Pferden war, glücklich an. Gegen Mitternacht empfand ich auf einmal einen entsetzlichen Schmerz und brennendes Schneiden in den Augen, wobei unaufhörlich Wasser aus denselben lief. Meinen Begleitern ging es mehr oder minder eben so. Die Ursache davon war, daß unsere Augen zu sehr und zu lange vom blendend weißen Schnee angestrengt worden waren; auch hatten wir nicht daran gedacht, daß man sich bei solchen Gelegenheiten um die Augen herum mit Kohlen oder Pulver schwarz färben oder ein schwarzes Netz vor die Augen legen müsse. Die ganze Nacht brachte ich mit den heftigsten Schmerzen in den Augen, welche geschwollen waren, zu; das Unangenehme unserer Lage vermehrte sich durch ein naßkaltes Wetter, weil gegen Morgen Wolken gekommen waren, welche sich um den Ararat gelagert zu haben schienen. Morgens um halb 6 Uhr machten wir uns reisefertig und setzten unsern Weg nach Arguri fort.

Obgleich ich in Folge der ausgestandenen Strapatzen noch drei Tage lang an den Augen litt und an einem Fieber krank darnieder lag, so faßte ich doch den festen Entschluß, den Ararat noch einmal zu besteigen. Ich hatte Leute ausgesandt, um zu rekognosciren, von welcher Stelle in Arguri oder am Fuße des Berges mein Kreuz mit der Flagge zu sehen sei, allein ich bekam die Nachricht, daß man das Kreuz nirgends wahrnehme. Da mich jedoch einige Einwohner des Dorfes versicherten, daß das Kreuz mit der Flagge am 20. Juli Nachmittags bis zum Abend zu sehen gewesen sei, so mußte ich auf die Vermuthung kommen, daß entweder von den Einwohnern von Arguri oder von den Kurden die Flagge, die langen wollenen Seile und das Eisen am Fuße des Kreuzes gestohlen, das Kreuz selbst aber in einen Abgrund geschleudert worden sei. In dieser Vermuthung wurde ich durch die allgemeine Meinung der Europäer in jener Gegend über den Charakter ihrer Bewohner bestärkt; denn die Europäer versichern, daß jeder Bewohner der Dörfer um den Ararat zwar die Möglichkeit der Ersteigung des Berges bestreitet, allein, wenn er ganz bestimmt wüßte, daß auf der höchsten Spitze ein Abbas (eine dortige Silbermünze von 37 1/2 kr. C. M. im Werth) läge, so würde er diese Münze ganz sicherlich für sich herabholen und dennoch bei seiner Behauptung der Unersteigbarkeit des Ararat beharren.

Nachdem ich von meiner Krankheit wieder ganz hergestellt war, ritt ich am 30. Juli von Arguri nach dem Dorfe Daratschitschal über Eriwan zum Befehlshaber von Armenien, General Fürsten Bebutow, um denselben zu ersuchen, mir durch seine Vermittelung wo möglich darin behülflich zu sein, den Ararat zum zweitenmal, und zwar mit gewünschtem Erfolge besteigen zu können. Ich erhielt demnach einen offenen Befehl in russischer, armenischer und persischer Sprache an alle

obere und untere Behörden, mir auf meiner Reise in ganz Armenien und auf den Ararat behilflich zu sein.«

Herr v. Berens beschäftigte sich nun mit den nöthigen Vorbereitungen dazu. Nachdem er ein neues Kreuz mit einer Flagge, ganz in der Art der früher beschriebenen, hatte machen lassen und für einige Dukaten vier Mann, zwei Ochsen zum Tragen der Sachen und ein Pferd zum Reiten gemiethet hatte, wartete er nur einen günstigen Tag ab und trat, sobald derselbe erschien, die zweite Besteigung an. Wir wollen nun Herrn v. Berens wieder selbst berichten lassen. »Am 8. August Morgens um 7 Uhr machte ich mich zu Pferde mit 4 Begleitern, welche abwechselnd das Kreuz tragen mußten, und zwei bepackten Ochsen zum zweitenmal nach dem Ararat auf. Wir nahmen dieselbe Richtung wie früher. An der Stelle, wo wir früher übernachtet hatten, ruhten wir uns dieses Mal nur etwas aus und stiegen dann weiter, denn meine Absicht war durchaus, ganz nahe bei der Schneeregion zu übernachten, um früh am nächsten Morgen den Schnee betreten zu können. Diese Absicht wurde aber durch die Langsamkeit vereitelt, mit der die Ochsen den beschwerlichen Weg zurücklegten; wir mußten dieselben an einem Orte erwarten, wo sich Wasser und etwas Gras für sie befand, und nachdem wir sie daselbst unter der Hut ihrer Treiber zurückgelassen und uns selbst mit den nöthigen Effekten beladen hatten, konnten wir, der schon weit vorgerückten Tageszeit wegen, nur noch eine kleine Strecke weiter hinaufsteigen. Hier nahmen wir, so dicht als möglich an einander gepreßt, um nicht zu frieren, unser Nachtlager. Wir brachten die Nacht ziemlich gut und warm zu und erwachten bei Tagesanbruch. Die Sonne stieg in Osten in prachtvoller Majestät empor und beleuchtete die Gipfel des Ararat von dieser Seite zuerst, während die Erde noch in Halbdunkel gehüllt war; der Himmel war von Wolken frei, ein Südwind wehte zwar, wie gewöhnlich ziemlich, doch nicht gar zu stark, und Alles versprach einen heitern, günstigen Tag. Jetzt machten wir uns bereit, die Schneeregion zu betreten. Diesesmal hatte ich meine Augen mit zwei kleinen Sieben, die mit schwarzer Wolle in kleinen Quadraten bezogen waren, gegen den Schnee geschützt. Es war bereits neuer Schnee gefallen und hatte die bei meiner ersten Besteigung ins Eis gehauenen Stufen bedeckt. Ich hatte beschlossen, die nächste gerade Linie nach dem Hauptgipfel des Ararat einzuschlagen, so daß ich die übrigen Gipfel rechts und den großen Abgrund links hatte. Demgemäß folgte ich vom Anfang des Schnees an dieser Linie, um dadurch meine Begleiter aufzufordern, mir zu folgen, allein diese, die mir wegen der Last, die sie trugen, nur langsam nachkommen konnten, nahmen eine andere Richtung und riefen mir öfter zu, ich sollte den von mir eingeschlagenen Weg, der schlecht und gefährlich sei, verlassen. Ich mochte rufen und winken, so viel ich wollte, so achteten sie doch nicht auf mich und konnten auch meine Stimme nicht mehr vernehmen. Ich setzte daher meinen Weg allein fort und kam bei der Spalte vorbei, wo ich bei der ersten Besteigung die Stange mit dem Namen »Putilow« gefunden hatte; diese Stange war indessen eben so verschwunden, wie die Spur von meinem Kreuze. Als ich mich der Gegend näherte, wo unter mir die Mitte des entsetzlichen Abgrundes sich öffnete, ward ich zu meinem Schrecken gewahr, daß die Schneewand immer steiler wurde. Der blendende Schnee hatte mich getäuscht und mich aus der Ferne nicht bemerken lassen, daß die Schneewand gerade über der Mitte des Abgrundes ausgehöhlter und zum Steigen zu steil sei. Dennoch blieb mir nun nichts übrig, als meine Linie zu verfolgen. Obgleich ich mir bewußt war, nicht zum Schwindel geneigt zu sein, vermied ich es doch so viel als möglich, meine Blicke links zu wenden, wo unter mir der gähe Abgrund gähnte, und suchte mir einzubilden, als wäre er gar nicht vorhanden. Nur vermittelst meines mit zwei eisernen Haken beschlagenen Stabes und vermittelst der Fußsohlen, deren Absätze jeder mit drei eisernen Haken versehen waren, konnte ich mich beim Gehen und Ausruhen aufrecht erhalten. Die Hoffnung tröstete mich, daß die Lage der Wand sich ändern werde, allein auch diese Hoffnung war vergebens, und jetzt sah ich deutlich ein, daß meine Begleiter mit dem Kreuze und den übrigen Effekten einen wenn auch weiteren, doch ungleich sicherern Weg genommen hatten. Dieselben waren ungefähr eine Werst weit von mir entfernt und schon gänzlich meinen Blicken entschwunden; mein angestrengtes Rufen um Hilfe verhallte ungehört, weil in dieser Höhe die dünne Luft den Schall nicht über 50 bis 60 Schritte weit trägt. Das Schreckliche meiner Lage verdoppelte sich, als gegen 1 Uhr Nachmittags der Südwind zu einem starken Sturme anwuchs. Die Sonne war nicht mehr zu sehen und dicke Wolken rollten von den Seiten und den Spitzen des Ararat auf mich herab. Der Schnee ward durch die zunehmende Kälte so hart, daß die eisernen Haken kaum fassen wollten, und ich schwebte in beständiger Gefahr, von dem Sturmwinde aufgehoben und in den Abgrund geschleudert zu werden. Zum Glück verlor ich in dieser großen Lebensgefahr meine Besonnenheit nicht. Mit der größten Inbrunst flehte ich in Gedanken sowohl als in Worten zu Gott dem Allmächtigen, in so fern solches in seinen Rathschlüssen und für mich gut sei, mein Leben dieses Mal in der für mich so verhängnißvollen Stunde zu erhalten, wo nicht, so empfahl ich büßend und getröstet meine Seele dem Höchsten und war jeden Augenblick auf den Tod gefaßt. Zugleich raffte ich alle meine Kräfte zusammen, um mich der Gefahr zu entreißen.

Ich änderte meine Richtung so, daß ich den Wind im Rücken hatte, und hoffte, wenn es mir gelingen würde, die vor mir liegende steile Wand zu erklimmen, mich wieder mit meinen Begleitern zu vereinigen. Auf diesem Wege war ich einigemal in Gefahr, in Schnee- und Eisspalten von 1 bis 3 Fuß Breite hineinzufallen; denn obwohl ich alle Vorsicht beobachtete und mit dem Eisen meines Stabes immer vor mir die Festigkeit des Schnees untersuchte, brach ich dennoch mehre Male mit dem einen oder andern Fuße plötzlich durch den Schnee und fiel bis an den Leib hinein, wobei es ein großes Glück für mich war, daß ich immer nur mit einem Fuße einbrach.

Es war ein Viertel auf 2 Uhr Nachmittags, als ich am Rande der letzten Schneestufe anlangte. Auf mein Rufen hörte ich wenige Minuten darauf eine Stimme, und durch die Wolken erschien einer meiner Begleiter, Namens Kalo Kirano, mit dem Kreuze. Er freute sich, mich wiederzusehen, denn er sowohl, als seine Gefährten, hatten bestimmt geglaubt, ich sei verunglückt. Als ich mich nun wieder mit Gottes Hilfe und Beistand in Sicherheit befand, warf ich mich sogleich nieder und dankte mit Inbrunst dem Höchsten für meine wunderbare Errettung aus so großer und vielfältiger Lebensgefahr, in welcher ich im Ganzen ununterbrochen länger als eine Stunde zugebracht hatte. Kalo sagte mir gleich Anfangs, daß seine Gefährten aus Ermattung sich bestimmt dahin erklärt hätten, nicht weiter zu gehen; er selbst war mir mit dem Kreuze nur deßhalb so weit nachgekommen, weil ich ihm für diesen Fall im Voraus einen Dukaten versprochen hatte. Wir gingen nun noch eine kleine Strecke auf der sich allmälich erhebenden Stufe, welche den eigentlichen Fuß, in dem alle Gipfel des Ararat sich unten vereinigen, ausmachte. Unsere Hoffnung, daß noch einer oder der andere von meinen übrigen Begleitern zu uns stoßen würde, ging nicht in Erfüllung, auch wurden unsere mit starker Stimme gegebenen Signale mit keinem Laute erwiedert. Wir lagerten uns nun, um ein wenig auszuruhen, und ich sann nach, was in dieser Lage zu thun sei; denn schon wieder schien die angenehme Hoffnung, dieses Mal den höchsten Gipfel erreichen und dort das Kreuz mit der Flagge aufstellen zu können, gänzlich zu schwinden. Endlich ertheilte ich an Kalo den Befehl, er solle zurückgehen, die übrigen Leute aufsuchen und ihnen eröffnen, daß, wenn sie aus Eigensinn mich verlassen wollten, sie keine Bezahlung von mir bekommen würden; sollten sie indessen wirklich zu schwach und unwohl sein, so solle wenigstens einer von ihnen, mit den nöthigen Geräthschaften, mit Kalo zu mir kommen, die übrigen dagegen sollten unsere Rückkunft abwarten. Kalo gehorchte und ging. Nach Verlauf einer Stunde kam er mit seinen drei übrigen Gefährten zu mir zurück. An einem solchen Orte offenbart sich dem Menschen das ihn eigenthümlich beseligende Gefühl der Gesellschaft am stärksten, und ich glaube, in einer solchen Höhe und Einsamkeit würde einem sogar die Gegenwart seines ärgsten Feindes angenehm sein. Wir freuten uns gegenseitig, uns wieder zusammengefunden zu haben, und beschlossen nun, bei einander zu bleiben und mit einander zurückzukehren. Bei unserer leichten Kleidung waren wir ganz durchfroren. Gesicht und Hände waren schwarzblau und unsere Kleider mit Reif belegt. Die Kälte mochte 2 Grad stark sein, bisweilen theilten sich die Wolken und ließen die Sonne durch, deren Strahlen alsdann den obern Theil des Berges beschienen. Vergebens sah ich mich nach dem vom Herrn Professor Parrot aufgerichteten Kreuze um; ich konnte es weder auf den Gipfeln, welche rechts und links und hinter mir waren, noch auf dem ganzen vor uns ausgebreiteten Fuße derselben entdecken, bis Kalo sich erbot, mir die Stelle zu zeigen, wo das erwähnte Kreuz früher zu sehen gewesen sei. Er führte uns eine Viertelwerst (140 Klft.) weit, als ich zu meiner größten Freude ein viereckiges Stück Holz, ungefähr eine Spanne hoch, aus dem Schnee hervorragen sah. Es war bereits 4 Uhr Nachmittags, das Gewölk verlor sich allmälich und zuletzt ganz vom Schneehaupte des Berges, während es sich zu unsern Füßen um die Niederung des Berges zum Theil lagerte, zum Theil vorbeistrich. Daß das Kreuz nicht etwa zufällig verschneit, sondern von der sich gleichmäßig vermehrenden Schnee- und Eismasse bedeckt worden sei, war daran zu erkennen, daß der Schnee um das hervorragende Ende desselben in gleicher Linie mit der ganzen Schneefläche lag. Es lieferte dieß einen neuen Beweis dafür, daß die Schneemasse auf dem Ararat immer mehr anwächst. Da voraus zu sehen war, daß das nur eine Hand breit aus dem Schnee hervorragende Ende des Kreuzes in höchstens 4 Monaten ganz verschwinden, und somit die letzte Spur vom Dasein desselben verloren gehen würde, so beschloß ich, es auszugraben und von Neuem aufzustellen. Ich ließ also einen Kreis von ungefähr 4 Fuß im Durchmesser graben, kam jedoch mit dieser Arbeit nur bis zum Querholze des Kreuzes, wo ich sie einstellen ließ, weil ich sah, daß es uns wenigstens noch 2 Stunden Zeit kosten werde, um das Eis bis zum Fuße des Kreuzes loszuhauen.

Während ich mit dem Ausmessen des Kreuzes beschäftigt war, brachte einer meiner Begleiter aus der Grube eine bleierne Platte hervor; er wollte dieselbe mitnehmen und Kugeln daraus gießen, allein ich nahm sie ihm aus der Hand und ließ sie wieder an ihrem Platze in der Mitte des Kreuzes befestigen. Die in die Platte gegrabene Inschrift war so sehr mit gefrornem Schnee bedeckt, daß ich nur einige lateinische Worte

und römische Zahlen erkennen konnte *). Da ich aus Mangel an Zeit von meinem Vorhaben abstehen mußte, so konnte ich mich wenigstens nicht enthalten, zum Andenken von dem obern Ende des Kreuzes ein Stück abzuhauen. Dieses Stück Holz hatte etwas über einen Fuß Länge, ungefähr 4 Zoll Breite und 2 Zoll Dicke und einen so frischen Geruch, als ob es eben erst vom Baume abgehauen worden wäre. Ich brach nun von diesem Plaze auf, und überlegte, wie weit ich noch steigen könnte und wo ich mein eigenes Kreuz mit der Flagge aufstellen sollte. Meine Begleiter widersetzten sich insgesammt meinem Vorhaben und wollten mich durchaus dazu bewegen, das Kreuz hier zu stellen, indem sie fest behaupteten, daß noch nie ein Reisender, außer Parrot und mir, so hoch gestiegen sei; auch versicherten sie mich, daß, wenn ich mein Vorhaben durchsetzen wollte, noch an diesem Tage auf den höchsten Gipfel zu kommen, wir Alle beim Rückwege verunglücken müßten, weil uns beim nahen Untergang der Sonne die Dunkelheit auf dem höchsten Gipfel überfallen würde. Das Gefühl des Unmuths und der Traurigkeit, welches sich meiner darüber bemächtigte, daß ich, so nahe dem Ziele, auf meine Hoffnung verzichten müßte, war sehr groß, allein ich sah die Schwierigkeiten ein, und mußte ihnen weichen. Freilich hätte ich in den Schnee eine Grube aushauen lassen können, um bis zum andern Morgen mit meinen Begleitern darin zu übernachten, allein es fehlte uns an dem Nothwendigsten, um uns zu bedecken, und ganz besonders an dem guten Willen meiner Begleiter. Nach vielen Debatten brachte ich es endlich durch Bitten und zum Theil durch ernste Sprache dahin, daß sie mir noch höher hinauf, wo sich der Fuß des höchsten Gipfels von dem allgemeinen Fuß der übrigen Gipfel absondert, zu folgen versprachen. Es blieb in der That unter den Umständen, in denen ich mich befand, nichts Anderes übrig, als mein Kreuz so hoch als möglich und an einem Orte aufzustellen, wohin sich auch der Verwegenste schwerlich gewagt haben würde, um die Fahne zu entwenden und das Kreuz in den Abgrund zu schleudern. Ich zählte von Parrots Kreuze an meine Schritte, um genau bestimmen zu können, wie weit ich kommen und wie viel höher mein Kreuz stehen würde. Ich kam 400 Schritte weit und machte darauf Halt, weil es an dieser Stelle unmöglich war, auch nur noch ein paar Schritte vorwärts zu thun; schon in einer Entfernung von 50 Schritten, wo es anfing, steiler zu werden, waren meine Begleiter erschrocken zurückgeblieben. Von der Stelle, wo ich mich befand, zog sich der Fuß des eigentlichen Kegels jäh bis an den Rand des Abgrundes. Nur mit Mühe und der größten Vorsicht konnte ich mich umwenden, um mit meinen Begleitern zu sprechen. In Betracht meiner gefährlichen Lage erlaubte mir mein Gewissen auf keinen Fall, hier die Leute zwingen, oder auch nur bereden zu wollen, mir zu folgen. Ich rief ihnen also zu, und befragte sie um ihre Meinung, ob sie mit dem Kreuze zu mir kommen, oder ob sie haben wollten, daß ich zu ihnen zurückkehren und das Kreuz auf dem Punkte, wo sie sich befanden, aufstellen sollte. Sie besprachen sich, wie mir schien, hierüber etwas, und dann erklärten sie, ganz wider mein Erwarten, daß sie zu mir kommen wollten. Erst bei ihrem mühsamen Heraufsteigen sah ich recht, welche gefährliche Stelle ich erstiegen hatte, und begann mir schon darüber Vorwürfe zu machen, daß ich die Leute einer augenscheinlichen Lebensgefahr aussetzte, doch die allgütige Barmherzigkeit Gottes beschirmte uns Alle, und die Leute kamen glücklich zu mir herauf.

Ich ließ nun sogleich im Schnee einen Kreis von 6 Fuß Durchmesser aushauen, damit wir sichern Fuß fassen und arbeiten konnten. Von diesem Punkte aus konnte man gerade in die große Schlucht auf das Dorf Arguri hinabsehen, allein von dieser Höhe aus zeigten sich das Dorf und die Kirchen nur als kleine dunkle Flecken, so wie ebenfalls Eriwan, Sardar-Abad, Etschmiadsin u. s. w. Die Sonne schien, war jedoch schon weit nach Westen vorgerückt, und bisweilen verdunkelten einzelne vorüberziehende Wolken ihren Glanz. Mit erbaulicher Andacht stellte ich eigenhändig mein Kreuz, um welches die Flagge noch festgebunden war, an die zum russischen Reiche gehörige Hälfte des Ararat, mit der Richtung von Norden nach Süden; die Grube wurde mit Eisstücken und Schnee festgestampft, und das volle 3 Fuß im Schnee befindliche Ende des Kreuzes mit vier um dasselbe hineingerammelten Holzstücken und mit einem dicken wollenen Seile befestigt. Nun band ich erst die Flagge los, wickelte sie allmälich vom Kreuze ab und ließ sie dann unter allgemeinem Hurrahrufen in die Luft fahren. Auf dem Schneehaupte des Ararat wehte nunmehr zum zweiten Male und auf dieser Höhe zum ersten Male eine Flagge mit dem russischen Adler. Höchst majestätisch und prachtvoll nahm sich dieselbe auf dem blendend weißen Schneegefilde aus. Darauf brachte ich mehre Toaste aus, wozu ich eine Flasche Kachetinischen Weines mitgenommen hatte; meine Begleiter riefen dieselben mit mir unter einem dreimaligen Hurrah, und tranken dabei nach der Reihe aus der Flasche, was uns in unserer Ermattung sehr erquickte. Vor dem Kreuze warfen wir uns dann mit gefalteten Händen und andächti-

*) Die vom Herrn Professor Parrot auf die Bleiplatte gesetzte Inschrift lautete folgendermaßen: »Nicolao Pauli filio Totius Rutheniae autocratore Jubente Hoc asylum sacrosanctum Armata manu vindicavit Fidei christianae Joannes Friederici filius Paskewitsch ab Erivan Anno Domini MDCCCXXVI.

gem Gefühle auf die Knie nieder, dankten mit Inbrunst Gott dem Allmächtigen für die wunderbare Beschirmung in so großer Lebensgefahr an diesem Tage und flehten um eine glückliche Rückkehr von diesem geheiligten Berge.

Wir traten darauf mit großer Vorsicht von dieser gefährlichen Stelle unsern Rückweg an. Weil wir nachher etwas leichter und schneller abwärts steigen konnten, so brauchte ich die Vorsicht, uns alle einige Schritte hinter einander an einem langen Seile festzuhalten, im Fall einer ausgleiten oder in einer von Schnee verdeckten Spalte einbrechen sollte. Wir nahmen dieselbe Richtung, die meine Begleiter bei ihrer Ersteigung des Berges eingeschlagen hatten und auf der man große Strecken ziemlich eben auf dem Schnee fortgehen konnte, bis wir an den Ort kamen, wo sich der Fuß des ersten niedrigsten Gipfels wieder mit der Schneewand vereinigt. Der breite Schneerücken senkte sich links nach einem felsigen Abgrunde und rechts nach der steilen Wand, unter der sich der schon oft erwähnte steile Abgrund mit der großen Schlucht öffnet. Hier kam ich von Neuem in große Gefahr. Da ich nämlich durch die langen Anstrengungen sehr ermattet war und zugleich bei immerwährendem Niedersteigen einen starken Schmerz in den Knien fühlte, so kam ich auf den Einfall, mir die Sache bequem zu machen und auf meiner Burke, einem wollenen, langhaarigen Filz in Form eines Mantelkragens, in gerader Richtung auf dem breiten Schneerücken bis zur ersten Stufe der Schneeregion hinunterzufahren. Ich breitete also meine Burke aus, setzte mich auf dieselbe und ließ einen meiner Begleiter zur Linken sitzen; zur Sicherheit hielten wir uns beide an einem Seile fest, dessen anderes Ende in den Händen der drei übrigen Leute blieb, damit wir nur gemächlich hinuntergleiten sollten, und sie uns, im Falle einer gefährlichen Richtung, festhalten könnten. Ein paar Faden lang ging unsere Niederfahrt, bei der ich meinen Wanderstab als Steuerruder gebrauchte, ganz gut, allein, als wir erst in Schuß kamen, ließen die drei Begleiter das Seil, woran sie uns hielten, fahren, und nun ging es mit uns im Fluge. Der mir zur Seite sitzende Mann kam zuerst von der Burke herunter, ich drehte mich auf derselben, halb liegend, mehrmal im Wirbel herum und verlor zuletzt auch die Burke unter mir. Ich mochte wohl, bald mit dem Kopf, bald mit den Füßen voran, gegen 20 Faden hinuntergefahren sein, als es mir endlich zum Glücke gelang, mit dem Wanderstab festen Fuß zu fassen. Mit erstaunlichem Schrecken wurde ich nun erst gewahr, daß mein Fall sich schon nach dem Abhange zur großen Schlucht geneigt hatte, und ich konnte Gott nicht inbrünstig genug für diese neue Rettung meines Lebens danken. Nachdem ich meine Burke wieder aufgenommen hatte, setzten wir unsern Weg fort und kamen bei Sonnenuntergang gegen 7 Uhr Abends am Ende der Schneeregion an. Von hier an brauchten wir noch eine Stunde bis zum Plaze, wo wir übernachtet hatten. Hier ließ ich sogleich Feuer anmachen, um uns mit Thee und Wein zu erwärmen. Nachdem wir die Nacht gut geschlafen hatten, stiegen wir um 8 Uhr Morgens weiter herunter, trafen die Hüter mit dem Vieh wohlbehalten, und langten zusammen am 10. August um 1 Uhr Mittags wieder in Arguri an. Mein Kreuz mit der Flagge auf der Höhe des Ararat war von unten nicht zu sehen. Auch meine zweite Besteigung des Ararat mußte ich mit einem dreitägigen Fieber bezahlen, so daß ich erst am 14. August das Dorf Arguri verlassen konnte.«

Die erste Besteigung des Großglockners.

Der Großglockner, jener Riese, welcher Kärnten von Salzburg und Tyrol scheidet, und dessen beschneites Haupt Keiner ohne Ehrfurcht schaut, wurde im Jahre 1799 zum erstenmal erstiegen *). Er ward lange von kühnen Jägern für unersteigbar gehalten. Im Jahre 1799 war es, wo der damalige Fürstbischof von Gurk, Graf Salm, den Versuch machte, die Spitze des Glockners zu erklimmen, — einen Versuch, der auf das Beste gelang. Am 19. August verließ der Fürst in Begleitung mehrer Naturforscher das Dorf »Heiligenblut«, welches bekanntlich am Fuße des Großglockners gelegen ist. Die Bergkaravane bestand, mit Einschluß der Träger und Führer, aus 30 Personen. Die Reisenden bedienten sich der Pferde, die, gewohnt auf schmalen Saumpfaden zu gehen, oft dem Wanderer mehr Sicherheit gewähren, als sein schlüpfriger Fuß. Der Weg hatte die Reisenden schon 4 1/2 Stunden lang auf den gefährlichsten Pfaden hinangeführt, als sie ein Donner- und Hagelwetter überraschte, während dessen sie dennoch die Salmshöhe glücklich erreichten, wo der Bischof mit großen Kosten eine feste und bequeme Hütte hatte erbauen lassen. Hier blieb der Fürst und seine Begleitung ein paar Tage, um die Wiederkehr des guten Wetters abzuwarten. Am dritten Tage wagte man es, nach der obersten Spitze zu klimmen, aber der Versuch schlug fehl. Die Hoffnung, das gewünschte Ziel zu erreichen, wurde nun aufgegeben und der Rückzug nach Heiligenblut begonnen.

Kaum war man daselbst angelangt, als sich Vorboten günstiger Witterung einstellten. Schnell war der Entschluß gefaßt, die gefahrvollen Pfade noch einmal zu betreten. Am Abend des 24. August langte die Gesellschaft auf der Salmshöhe an und übernachtete in der dort erbauten Hütte. Am Morgen des 25. August wurde aufgebrochen, und muthig dem höchsten Gipfel

*) Seine Höhe s. die Note S. 108.

des Berges zugezogen. Um 10 Uhr hatte man den hohen Kamm des Berges erreicht, wo ausgeruht und die Kraft für die letzte Anstrengung erworben wurde. Endlich klimmte man mittelst Stufen, welche die Bauern in den Schnee gemacht, und eines Seiles, das sie um ein Felsenstück gewunden hatten, die letzte Kuppe hinan, und der Großglockner war erstiegen. — Zum Zeichen des Sieges ward sogleich ein Kreuz aufgepflanzt, welches man mitgenommen hatte, und das die Inschrift trug: »Posuit Franciscus, antistes Gurcensis.« Im Augenblick, wo das Kreuz aufgerichtet wurde, knallten die Pöller zu Heiligenblut, von wo man bisher mit guten Fernröhren dem ganzen Unternehmen nicht ohne Furcht und Staunen zugesehen hatte, und auf der Spitze des Glockners selbst erscholl Jubelgeschrei, welches dem Wohle des biedern Fürsten und seiner treuen Begleiter galt.

Besteigung des Ortles im Jahre 1826.

Der Ortles, eine ungeheure Urkalkmasse, der höchste Punkt der österreichischen Monarchie und Deutschlands *). Er erhebt sich auf Tyroler Gebiete, unfern der Grenze des Veltlin, in einer öden Gegend, die man das Ende der Welt nennt, in Gestalt einer dreiseitigen, mit ewigem Schnee bedeckten Pyramide, aus den Drosui-, Sulden-, Fubra- und Martelthälern und wurde — wie einigen unserer Leser aus frühern Jahrgängen bekannt sein dürfte — im Jahre 1804 am 27. September von einem Tyroler Gemsenjäger, Namens Joseph Pichler, zuerst erstiegen, der aber, der heftigen Kälte wegen, nur einige Minuten oben aushalten konnte und fast ganz erstarrt, mit erfrornen Fingern und Zehen, zurückkehrte. Im Laufe des Jahres 1805 bestieg Dr. Gebhard denselben dreimal, errichtete oben eine Pyramide, zündete eine große Signalstange an und pflanzte auch eine Fahne auf. Nach 21 Jahren, während welcher zwar mehre Versuche zur Ersteigung gemacht wurden, aber erfolglos blieben, wurde der Ortles 1826, bis jetzt zum vorletztenmale, erstiegen. Aus der Erzählung des Unternehmers dieser Besteigung heben wir Folgendes zum Theil mit den eigenen Worten des muthvollen Wanderers heraus. »Zu Drosui, einem kleinen Dörfchen von 10 Häusern, traf ich meine drei Führer, welchen sich auch Joseph Pichler, ein Mann von mehr als 60 Jahren, angeschlossen hatte, dessen Führung die ganze Unternehmung vorzüglich überlassen worden war. Am 20. August um 11 1/2 Uhr brachen wir auf und schlugen am Ende der Krummholz-Region unser Nachtlager auf. Des folgenden Morgens um 4 1/2 Uhr brachen wir von da auf. Eine Viertelstunde gingen wir auf Gräsern und Moosen fort, indem wir stets bergan stiegen, dann kamen wir zu einem Felsenkamme, den sogenannten Riffeln, der nur ungefähr einige Klafter sich über den Boden erhebt, auf dem wir standen. Längs desselben führte der Weg über das Gerölle (lockeres Gestein) fort; hier ist die erste Gelegenheit, wo man seine Schwindelfestigkeit erproben kann. Das Thal liegt hier etwa 4000 Fuß über dem Meere, der Kamm erhebt sich 6 bis 7000 Fuß, und von ihm bis ins Thal hinunter geht eine schief geneigte Fläche. Jeder Tritt erweckt in dem Wanderer den Gedanken des Hinunterstürzens, der Fuß findet keinen festen Halt; das Gerölle, über das man fortgeht, weicht den eingreifenden Steigeisen, und mit den Händen sich am Kamme anklammernd, erreicht man endlich nach vollen 1 1/2 Stunden den Ferner. Bei jedem Schritte, den man auf ihm weiter gelangt, entwickelt er neue Schönheiten, jedoch auch neue Gefahren.

Eine Zeitlang zogen wir längs der Wände eines kleinen Gletscherbaches oder in ihm fort, da wurden die Massen gewaltiger; bergauf bergab führte uns Joseph, mit seltenem Scharfblick jede gefährliche Stelle, die einzubrechen drohte, vermeidend, über Bogen von Eis, oft kaum so breit, daß der Fuß haften konnte, zwischen Klüften durch 3 Stunden lang. Der Monte Cristallo, nicht umsonst so genannt, denn seine rundgeformte Koppe scheint im Sonnenlichte mit Silber überzogen zu sein, lag fast gerade vor uns, und ich war der Meinung, daß über ihn der Weg führen müsse, da rechts und links himmelanstrebende Wände, deren Erklimmung mir unmöglich schien, den Gletscher einfaßten. Auf meine Frage, in welcher Richtung wir weiter ziehen würden, vertrösteten sie mich zur Geduld, und bald darauf sagte Joseph: »Jetzt werden wir Ihnen den Strick umlegen.« Mein Erstaunen und meine Neugierde wuchs; ein mehre Klafter langer Strick ward mir unter den Armen befestigt, und meine Begleiter wendeten sich zu der links stehenden Wand, der sogenannten Schneerinne. Wer nie etwas Aehnliches gesehen hat, ist nicht im Stande, sich einen Begriff davon zu machen, denn selbst mir, der ich doch so manchen Berg bestiegen hatte, war dieser Anblick neu. Man denke sich eine Wand, die fast senkrecht herabgeht, deren Kamm aus spitzen Nadeln besteht, und zu deren Uebersteigung volle 4 Stunden erfordert werden. Für den Ersteiger bleibt kein Anhaltspunkt, als die kleinen, oft nicht einmal zollbreiten Vorsprünge und kleine Auswaschungen. Die einzelnen Absätze sind 20 bis 30 Klafter von einander entfernt, und selbst sie gewähren dem Ermatteten kaum so viel Raum, daß er mit beiden Füßen ruhig stehen kann.

---

*) Man hat ihm früher eine Höhe von 14,000, ja von fast 14,500 Fuß gegeben, wonach er an Höhe den Montrosa übersteigen und dem Montblanc nahe kommen würde; nach den neuern Untersuchungen hat er eine Höhe von 12,060 Fuß und ist nicht völlig 100 Fuß höher als der Großglockner.

Joseph stieg hier voran, so hoch als der Strick reichte, dann klimmte mit Hilfe des Stricks der zweite nach, empfing denselben von ihm, während Joseph sich oberhalb ihm mit ausgespreizten Füßen zu erhalten suchte und ihn beim Genick oder der linken Hand hielt. Nun wurde mir zugerufen, nachzuklimmen, und ich wand mich mit Händen und Knien aufwärts. Die beiden andern Führer blieben zurück, um mich, wo es die Wand erlaubte, mit ihren Händen oder Achseln, auf die ich meine Füße setzte, zu unterstützen. War ich nun beim Zweiten angelangt, so blieb nichts übrig, als mich entweder auf seine Füße zu stellen, oder bei kleinern Entfernungen mich durch ihn halten zu lassen und in der Gefahr zu schweben, jede Minute mit ihm in den immer tiefer gähnenden Abgrund zu stürzen.

Nachdem ich so ungefähr 2 Stunden hinauf gezogen worden war, wobei ich einigemal bei ganz glatten Stellen frei in der Luft schwebte, ruhten wir auf einem der früher erwähnten Absätze aus, nachdem wir bereits den ersten Kamm überstiegen hatten. Nach kurzer Zeit kamen wir zu den Wandeln, welche wir der Breite nach passiren mußten. Wie die Lawine die Schneemassen, so rollt die Wandel das zerbröckelte Gestein in dem sich selbst gegrabenen Bette bei jeder Veränderung der Temperatur von der Höhe herab. Plötzlich, in der Mitte dieser Rinne, blieb bei dem Ausrufe: »die Steine kommen!« der vor mir gehende Führer stehen, lud mich, ohne ein Wort zu sagen, auf seinen Rücken und machte 10 bis 12 Schritte mit einer Hast, die mir die Haare zu Berge trieb und mein Blut zu Eis erstarrte. Er stellte mich dann hinter einen kleinen Vorsprung und rief mir zu, mich ruhig zu verhalten. Mechanisch legte ich die Hände gekreuzt über meinen Kopf, und kaum war dieß Alles geschehen, als krachend die Steine neben uns hinunter rollten. Erst jetzt übersah ich die ganze Größe der Gefahr, in der ich geschwebt hatte; auch gestehe ich aufrichtig, daß dieß der schrecklichste Augenblick bei der ganzen Ersteigung für mich war. Bald darauf gelangten wir zu einer zweiten solchen Stelle, die uns jedoch ungestört vorbeiziehen ließ. Wir begannen nun wieder längs der Wände über mehre Absätze, Gurgeln genannt, zu klimmen, und erreichten nach langen 4 Stunden endlich das Schneefeld. Wir hatten die Ortlesspitze umgangen und befanden uns auf dem zur Spitze sich hinziehenden Kamme. Eine Rast von einer Viertelstunde erquickte uns hinreichend, um uns zur Fortsetzung des weitern Zuges zu stärken. Ein ungeheures Schneefeld, seit 21 Jahren von keines Menschen Fuß betreten, bot sich meinen Blicken dar, die Spitze stand rein und klar vor mir, und schon wollte ich ihr zueilen, als Joseph meine Schritte hemmte, mich auf die bereits in Nebel eingehüllte Bergkette, welche sich vom Bernina bis Finstermünz zieht, aufmerksam machte, mir die Gefahren vorstellte, denen wir auf diesem unabsehbaren Schneemeere ausgesetzt wären, und alle seine auf Erfahrung gestützte Beredsamkeit anwandte, um mich zu bewegen, den Rückzug anzutreten. Ich konnte mich jedoch nicht entschließen, nach aller ausgestandenen Mühe zwei Stunden vom Ziele umzukehren, und bewog alle zu dem Entschluße, uns der Spitze zu nähern.

Wir zogen also weiter; aber jetzt begann die feinere Luft uns das Athmen zu erschweren, und wir mußten fast alle 5 Minuten einige Augenblicke stehen bleiben, um das Blut zu beruhigen. Hier hatten uns auch die Bewohner von Mals (ein Marktflecken, von wo aus der Reisende die Vorkehrungen zu seiner Besteigung des Ortles getroffen hatte) zuerst mit ihren Fernröhren erblickt. Doch die so nahe geglaubte Spitze entfernte sich immer mehr, und volle 1 1/2 Stunden hatten wir bergauf, bergab, in unergründlich tiefem Schnee watend, nöthig, um den Kamm zu erreichen, auf welchem der Gipfel sich erhebt. Meine Augen hatte ich mittelst eines durchsichtigen schwarzen Flors gegen das strahlende Schneelicht geschützt. Wir gingen längs des Kammes fort, übersetzten eine kleine Schneekluft und standen nach einer halben Stunde endlich um 3 1/2 Uhr Nachmittags auf der Spitze. Meine Führer hieben in den Schnee eine viereckige Vertiefung, da die dreiseitige, fast rings von Abgründen umgebene Schneespitze wenig Raum gewährt. Meine Instrumente wurden an einem Stocke befestigt, und ich begann meine Augen in dem herrlichen Panorama herumschweifen zu lassen. Aber es war mir nicht vergönnt, hier zu schwelgen. Der Ortles rächte sich für die Kühnheit, die wir gehabt hatten, uns seinem Scheitel zu nähern, denn kaum hatte ich meinen Blick in die Gegend von Mals geworfen, um den Weg zu verfolgen, welchen wir zurückgelegt hatten, als uns plötzlich ein feindseliger Nebel mit solcher Dichte umgab, daß wir nicht 5 Schritte um uns sehen konnten und in der nächsten Minute von einem Schneegestöber eingehüllt wurden. Die Kälte wurde durch den schneidenden Nordwestwind unausstehlich; zähnklappernd suchte ich in der halben Stunde, die wir trotz allen Unbilden der Natur auszuhalten vermochten, meine Beobachtungen fortzusetzen. Von der von Gebhart errichteten Pyramide steht noch die Grundfeste, jedoch hat sich der Gipfel seitdem um wenigstens 2 bis 3 Klafter erhöhet, und sie befindet sich daher jetzt unter ihm. Mit blutendem Herzen schied ich um 4 Uhr vom Ortles, da schwerlich mir je wieder die Gelegenheit werden dürfte, auf seinem Schneehaupte zu sitzen.« Unter vielen Gefahren und Mühseligkeiten langten sie am darauf folgenden Tage (den 22. August) um 10 Uhr Morgens in Drofui wieder an.

(Groß's Handbuch für Reisende.)

Ueber die neueste Ersteigung dieses Berges — am 21. Juli 1838 — haben wir im Jahrgang 1839. S. 362 berichtet.

Ueber ausgeführte merkwürdige Bergersteigungen haben die frühern Jahrgänge des Pilgers Notizen und Bemerkungen, größtentheils in gedrängter Fassung — in zufälliger Form und in verschiedenen Fächern zerstreut — mitgetheilt. Ausführlichere Schilderungen ausgeführter Bergersteigungen haben erst die spätern Jahrgänge gebracht, so der Jahrg. 1836, S. 323 die Ersteigung des Montblanc von dem Engländer Martin Barry (mit einer Abbildung); der Jahrg. 1837, S. 254 die erste Ersteigung des Montblanc; der Jahrg. 1838, S. 65 die Ersteigung des Aetna durch den Grafen Tilly, — S. 71 des Popokatepetl durch Groß, v. Gerold und Egerton, und S. 75 des Vulkans von Antuco durch Pöppig (wozu eine Abbildung). Da wir erwarten können, hiedurch den Freunden des Pilgers eine neue Quelle von Belehrung und Unterhaltung eröffnet zu haben, werden wir dieses Fach, wozu uns ein reichhaltiges Materiale, größtentheils geschöpft aus den Reiseberichten berühmter Männer, vorliegt, fortsetzen und sind überzeugt, daß durch diese neue Erweiterung des Standpunktes dem Pilger die Anerkennung und Billigung von Seite der Leser zu Theil werden wird.

Menschenkunde.

1. Merkwürdige Thatsachen, Beobachtungen und Erfahrungen aus der Naturgeschichte und Physiologie des Menschen *).

Stellung des Menschen zur Natur.

Wenn wir den Menschen nur als körperliches Wesen betrachten, so wird er uns im Vergleich mit den übrigen Geschöpfen als ein wenig begünstigtes erscheinen. Er besitzt keine der Vertheidigungs- und Angriffswaffen, welche die Natur allen übrigen Geschöpfen zugetheilt hat; seine nackte Haut ist den sengenden Strahlen der Sonne, wie der strengen Kälte des Winters und allen angreifenden Einflüssen der Atmosphäre bloßgestellt, während selbst die Bäume durch eine Rinde geschützt sind; die lange Hilflosigkeit der Kindheit, der Umstand, daß wir während unserer ganzen Lebensdauer einer Menge von Krankheiten ausgesetzt sind, die Unselbstständigkeit des vereinzelten Menschen, die Heftigkeit seiner Appetite und Leidenschaften, die Verirrungen seines Verstandes und seine ursprüngliche Unwissenheit dürften den Menschen wohl zum bedauernswürdigsten aller Geschöpfe machen. Der Wilde hat zeitlebens mit Uebeln und Mühseligkeiten aller Art zu kämpfen; ein Stiefkind der Natur, muß er jeden Vortheil mit seiner Ruhe erkaufen und ist allen Wechselfällen des Geschickes preisgegeben. Wie verschwindet seine Stärke vor der des Löwen, seine Geschwindigkeit vor der des Pferdes! Kann er sich wie der Vogel in die Lüfte schwingen, wie der Fisch das Wasser durchschneiden? Besitzt er etwa den scharfen Geruch des Spürhundes, den durchdringenden Blick des Falken, das feine Gehör des Hasen? Kann er sich neben dem Elephanten auf seine Größe, neben dem Affen und Eichhorn auf seine Behendigkeit etwas einbilden? Jedes Geschöpf ist mit seinem eigenthümlichen Instinkte begabt, und die Natur hat für die Bedürfnisse Aller gesorgt; sie hat dem Raubvogel hakenförmige Klauen, einen scharfen Schnabel und kräftige Schwingen verliehen, die Vierfüsser mit drohenden Zähnen und Hörnern bewaffnet, die langsame Schildkröte mit einem starken Schilde geschützt; nur der Mensch ist, ohne Erfahrung und Erziehung, unwissend und hilflos; ihm muß gelehrt werden, wie er zu leben, zu reden, richtig zu denken hat; er muß sich zur Befriedigung seiner Bedürfnisse tausend Mühen und Leiden unterziehen. Die Natur verlieh uns nur Jammer, und unser Leben beginnt mit dem Geschrei nach Hilfe. Das stolze Wesen, das einst alle übrigen beherrschen wird, liegt als Säugling nackt und des Gebrauchs der Hände und Füße beraubt da. Es jammert, man wickelt es ein, und das unschuldige Wesen wird, bloß weil es seine Geburt nicht hat verhindern können, wie ein Verbrecher geknebelt und gemartert. Den neugebornen Thieren sind keine ähnlichen Qualen vorbehalten; ihre Existenz ist nicht von den nämlichen Gefahren bedroht, wie die des Menschen.

Es wäre eben so falsch, wenn man behaupten wollte, die ganze Natur sei des Menschen wegen da, als, daß die Unterthanen lediglich des Fürsten halber vorhanden seien. Sind die Fliege, welche den Menschen foppt, der Wurm, der an seinen Eingeweiden nagt, und das ekelhafte Insekt, das ihn peinigt, etwa geschaffen, um ihm zu dienen? Gehorchen die Sterne, Jahreszeiten, Winde dem Willen dieses Beherrschers der Erde, der zuletzt eine Beute schwacher Würmer wird? Welcher Wahnwitz, zu glauben, Alles sei bloß zu unserem Nutzen geschaffen, und weiter habe die Natur bei ihren Werken nichts beabsichtigt! Seuchen, Hungersnoth, Kriege, Leidenschaften, Mißgeschick und Schmerzen des Menschen beweisen, daß wir körperlich nicht mehr begünstigt sind, als andere Wesen, daß die Natur sich immer gerecht zeigt, und uns zwar die Herrschaft über ihre andern Geschöpfe gegeben, nicht aber über ihre eigenen Gesetze erhoben hat. Sie hat in dieser Beziehung keine Privilegien ertheilt; alle ohne Unterschied sind darin gleich, Könige und Hirten werden geboren, und sterben wie Blumen und Thiere. Das Körperliche des Menschen ist also in ihren Augen nichts, als ein Bißchen organisirter Stoff, den sie nach ihrem Gefallen

---

*) Zahlreiche und interessante Beiträge zur Kenntniß des physischen und geistigen Menschen sind zusammengestellt im Jahrg. 1814, S. 106, — 1818, S. 97 ff., — 1828, S. 285 ff., — 1830, S. 72 ff., — 1832, S. 18 ff., — 1833, S. 117 ff., — 1836, S. 1 ff., — 1838, S. 181 ff.

austauscht und umformt, den sie wachsen, zeugen und zerfallen läßt. Nicht der Mensch herrscht auf der Erde, sondern die Gesetze der Natur, deren Dolmetscher und Bewahrer er ist; erst aus ihren Händen empfing er die Herrschaft über Leben und Tod der Thiere und Pflanzen; aber er selbst ist jenen furchtbaren und unverbrüchlichen Gesetzen unterthan; er ist deren erster Sklave, und alle Macht der Erde, alle Kraft des Menschengeschlechts verstummt vor der Gegenwart des ewigen Meisters. »Nur Gott,« sagt Buffon, »als Schöpfer der lebenden Wesen, ist der unumschränkte Herr der Natur; der Mensch vermag nichts über den Ausfluß von Gottes Schöpferkraft, über die Bewegungen der Himmelskörper, über die Drehung des Planeten, den er bewohnt; er vermag nichts über die Thiere, Pflanzen und Mineralien im Allgemeinen; er vermag nichts über die Arten, sondern nur etwas über die Individuen; denn die Arten und die Materie im Großen gehören der Natur oder bilden dieselbe vielmehr. Alles geschieht in ununterbrochener Aufeinanderfolge, erneut sich und regt sich durch eine unwiderstehliche Kraft. Der selbst vom Strome der Zeit mit fortgerissene Mensch kann sich keine längere Dauer verleihen; mit dem Körper an die Materie gebunden, vom Strudel der Geschöpfe umkreist, unterliegt er dem gemeinsamen Gesetze, gehorcht er derselben Macht; er, wie alles Uebrige, entsteht, wächst und vergeht.«

Das was den Menschen über die andern Geschöpfe so hoch stellt, ist sein unsterblicher Geist, ist die Kraft und Aeußerung des Denkens und Erkennens. Und der Mensch war von jeher ein Denkender und Sinnender, weil er ein Sprechender war; der Geist des Erkennens, der Geist aus Gott, wodurch er von dem Thiere sich unterscheidet, war immer das Wort, war die Sprache. Und daß diese nicht von niederem, thierischen Anfange, sondern höheren, geistigeren Ursprungs sei, das bezeugt uns die Betrachtung der ältesten bekannten Sprachen; die tiefe Vielsinnigkeit ihrer Worte, die Kraft ihres Ausdruckes. Wie die Pyramiden Aegyptens und die Herrlichkeit des alten Thebens zu den bequemen, aber keineswegs großartigen Bauwerken einer modernen Gewerbstadt, verhalten sich die uns bekannten Sprachen des ältern Orients und die des klassischen Alterthums der Griechen und Römer zu den jetzt lebenden, sogenannt gebildeteren Sprachen. Mit Recht hat man gesagt, daß allein in der vielseitigen Bedeutung und Zusammenfügung der Worte der hebräischen und sanscretamischen Sprache ein ganzes System der Philosophie verborgen liege.

Die aufrechte Stellung des Menschen.

Bei der bloßen Ansicht des Knies, woselbst sich die Kniescheibe befindet, welcher Knochen hauptsächlich da zu sein scheint, um gewisse Beugungsbewegungen zu verhindern, überzeugt man sich von dem Irrthum Derjenigen, welche behaupten, der Mensch sei ursprünglich auf allen Vieren gegangen. Sogenannte vierfüßige Wilde existiren entweder nicht, oder sind Unglückliche, die im frühen Kindesalter von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen wurden *). »Selbst wenn der Mensch den Willen dazu hätte,« sagt Cuvier, »so könnte er doch nicht anders gehen, als er es thut. Sein kurzer und fast unbiegsamer Fuß und sein langer Schenkel würden das Knie bis auf den Boden bringen; wegen der Breite der Schultern sind seine Arme so weit von der Mittellinie des Körpers entfernt, daß sie das Gewicht des letztern nicht gut stützen könnten; der große gesägte Muskel, an welchem bei den vierfüßigen Thieren der Rumpf zwischen den Schulterblättern wie an einem Gurte hängt, ist bei dem Menschen kleiner als bei irgend einem der erstern; sein Kopf ist wegen der Größe des Gehirns und der kleinen Knochenhöhlen schwer, und doch sind die Theile, durch die er gestützt wird, schwächer, denn der Mensch besitzt weder ein Nackenband (ligamentum nuchae), noch sind die Wirbelknochen so gestellt, daß sie das Vorwärtsfallen des Kopfes verhinderten; er würde also den Kopf höchstens in der Linie des Rückgraths halten können, und dann würden seine Augen und sein Mund gegen die Erde gerichtet sein, und er nicht nach vorn sehen können, wogegen die Stellung seiner Organe unter der Voraussetzung, daß er aufrecht geht, vollkommen zweckentsprechend ist. Die seinem Gehirn zugehenden Arterien (Schlagadern) verästeln sich nicht in der Art, wie bei vielen Vierfüßern, und das einem so großen Organ nöthige Blut würde durch sein gewaltsames Zuströmen häufige Schlagflüsse veranlassen, wenn der Rumpf beim Gehen eine horizontale Lage hätte. Der Mensch soll also nur auf den Füßen ruhen; so behält er die Hände vollkommen frei zur Ausübung von Künsten, und seine Augen haben die zum Beobachten geeignete Stellung. Die Hände, welchen schon der Umstand, daß sie beim Gehen nicht mit zugezogen werden, so vortheilhaft ist, sind durch ihre Bildung noch mehr bevorzugt. Da ihr Daumen verhältnißmäßig länger ist, als bei den Affen, so eignen sie sich besser zum Ergreifen kleiner Gegenstände. Alle Finger, mit Ausnahme des Goldfingers, können sich einzeln bewegen, was bei den Zehen der übrigen Thiere und bei den Fingern der Affen nicht der Fall ist. Da die eine Seite der Fingerspitzen von den Nägeln bedeckt ist, so bieten sie beim Tasten den gehörigen Widerstand

*) M. s. den spätern Artikel. »Verwilderte Menschen.«

dar, ohne der Feinheit des Gefühls zu schaden. Die Arme, an denen sich diese Finger befinden, besitzen in dem großen Schulterblatte und dem Schlüsselbeine sehr feste Anheftepunkte.

Einfluß des Klima auf die körperliche Beschaffenheit des Menschen.

Es ist gewiß, daß das Klima oder die allgemeinen Witterungsverhältnisse einer Gegend oder eines Ortes auf die körperliche Beschaffenheit der Menschen und ihre Gesundheit einen bedeutenden Einfluß ausübt. Stammen alle Menschen von Einem ersten Menschenpaare ab, so kann die Unterschiedenheit der Rassen und Völkerstämme keine andere als klimatische Ursachen haben *). Der aufmerksame Beobachter könnte, kämen nicht in der Welt- und Menschengeschichte die großen Wanderungen und Verpflanzungen von Völkern vor, jeden Stamm, jede Rasse an ihrem eigenthümlichen Orte beobachten. Aber der Mensch wurzelt nicht im Boden fest; er wandert, und wir sehen oft im Laufe weniger Jahrhunderte in manchen Ländern eine gänzliche Umwandlung vor sich gehen. Westindien hat sich im Laufe der letzten 300 Jahre gänzlich umgewandelt, und seine jetzige Negerbevölkerung wird wohl in den nächsten Jahrhunderten wesentlich dieselbe bleiben; andere Theile Amerikas, namentlich Brasilien, sind noch in der stärksten Umwandlung begriffen. Wie bleibend ist dagegen Alles in vielen Theilen der alten Welt, in Arabien, in der großen Sahara. Der Mensch bleibt hier derselbe mit scharf gezeichneten Umrissen. Eine so gänzliche Umwandlung, als Amerika seit 3 Jahrhunderten erfuhr, ist ein Ereigniß, wie die Geschichte wenigstens uns keines aufführt, und dessen Fruchtbarkeit nur darum uns entgeht, weil wir es vor unsern Augen vorgehen sehen. Aber hier erhebt sich die große Frage: werden die Rassen, die sich so verpflanzten, dieselben bleiben? Wird nicht der Einfluß des Bodens sie mit der Zeit umgestalten? Man sagt freilich, der Mensch kann unter allen Klimaten ausdauern, das ist aber nur für den Einzelnen wahr, nicht für ganze Menschengeschlechter: der Neger verkümmert im Norden, der Nordeuropäer in der tropischen Zone. Man hat die Feldarbeit in Westindien schon mehr als einmal durch Weiße versehen lassen wollen, aber alle Versuche sind mißglückt. Im untern Mississippithale, in den Niederungen von Arkansas, Georgien, Florida, Carolina (im Süden der Vereinigten Staaten) kann der Weiße nicht auf die Dauer der Feldarbeit sich unterziehen, während der Schwarze, und, wie es scheint, noch besser der Mulatte *) gedeiht. Die Natur behauptet ihr Recht: die Pflanze der südlichen Zone blüht, wenn nach der nördlichen verpflanzt, im Winter, in der Zeit, in welcher sie in ihrer Heimat blühen würde. Ist der Mensch ganz frei von ähnlichen Gesetzen?

Den Einfluß des Klima auf den Körper des Menschen kann man vielfach beobachten. So bemerkt der Missionär Gobat, daß die schwarze Hautfarbe bei einzelnen Einwohnern von Abyssinien (Afrika) sich durch Wohnort und Handthierung nach und nach in Hellgelb verwandelt. Jedermann weiß, daß die Ursache des weit frühern Eintritts der Mannbarkeit (Pubertät) bei beiden Geschlechtern in den südlichen Gegenden nur dem wärmern Klima zuzuschreiben sei. Die allmäliche Milderung des Klima durch Bodenkultur mag auch zum Theil Ursache sein, daß die Bewohner Deutschlands ihre von den Römern bestimmten Charaktere: »blaue Augen und blonde Haare« verloren haben und diese sich jetzt nur in Skandinavien finden lassen. In dem niedern Mingrelien (nordwestlicher Landstrich der russischen Provinz Imerethi im Kaukasus) werden Europäer innerhalb eines einzigen Jahres bis zur Scheußlichkeit durch Entfleischung verhäßlicht.

---

*) Ein berühmter französischer Naturforscher, Bory de Saint Vincent, will leugnen, daß die Verschiedenheit der Menschen-Rassen von klimatischen Verhältnissen abhänge. Würde das der Fall sein, so müßte ein Europäer in einen Neger und umgekehrt verwandelt werden können, wenn man Ersteren nach dem Süden und Letzteren nach dem Norden verpflanzte; eine solche Verwandlung sei jedoch durchaus unmöglich. Man hat bemerkt, daß in Afrika, auf der Küste von Angola, so wie auf St. Thomas, unter dem Aequator, im Meerbusen von Guinea, die daselbst seit etwa 300 Jahren ansäßigen Portugiesen keine dunklere Hautfarbe angenommen haben, als ihre ehemaligen Landsleute in Portugal sie noch besitzen, und daß sie, insofern sie keine Mischlinge sind, durchaus Weiße geblieben. Unter demselben glühenden Aequator, der in der alten Welt durch das Vaterland der rabenschwarzen Aethiopier und der rußbraunen Papus streicht, findet man in Amerika keine Neger, sondern dort scheinen die Eingebornen vielmehr um so heller gefärbt zu sein, je näher sie der Linie wohnen, und zum Beweis, daß die dunkle Hautfarbe nicht lediglich von der Hitze der Tropenländer herrührt, läßt sich ferner anführen, daß die Lapp- und Grönländer, die unter dem eisigen Himmelsstrich der kalten Zone wohnen, dunkler gefärbt sind als die Malaien der heißesten Klimate der Erde. Die nördlichsten Stämme dieser Hyperboräer werden dort fast ganz schwarz. Bory nimmt 15 verschiedene Menschenarten an, von denen jede ihren besondern Adam, ihre besondere Wiege habe!

(Der Mensch von Bory de Saint Vincent, S. 49.)

Ein anderer französischer Naturforscher, Herr Broc, nimmt eine menschliche Urgattung an, und vier nach der Hautfarbe verschiedene Untergattungen. »Da der organische Mechanismus,« sagt er, »sicher überall derselbe ist, so können die besondern Benennungen nur von der Gestalt, dem Umfang und der Farbe hergenommen werden. Die beiden ersten Merkzeichen schienen uns sehr unzuverlässig, da alle Welt weiß, daß die vorzugsweise erregten Organe sich auf Kosten der übrigen entwickeln, und daß die Verschiedenheit der Lebensweise hinreichend die der Aeußerlichkeiten erklärt. Diese Unterschiede, durch viele Geschlechter sich fortsetzend, erzeugen auf die Länge hin scharf abgesonderte Typen. (Essai sur les races humaines); — (M. s. Charakteristik, Physiognomie und Vermischung der Völkerfamilien im Jahrg. 1836, S. 27.)

---

*) Mischling, Abkömmling von weißen und schwarzen Menschen.

Die klimatischen Einwirkungen sind an den sogenannten Kakerlaken, Kretins und Albinos am bemerkbarsten. Die durch Verschlechterung und Verkümmerung entarteten Kretins findet man am häufigsten unter der Celtischen und Germanischen Rasse. Man findet sie in gebirgigen Gegenden, und zwar gewöhnlich als Kinder wohlgebildeter Eltern, zuweilen aber auch familienweise in abgelegenen Thälern beisammen lebend. Am häufigsten sieht man sie in den Pirenäen, der Schweiz, in Steiermark und den Karpaten. In dem Ural, in Tibet und den Anden sollen ebenfalls Kretins vorkommen, und selbst auf den Gebirgen Sumatras (Sunda-Insel im indischen Ozean) will man deren getroffen haben.

(Ueber die Kretins oder Feren s. m. den Jahrg. 1836, S. 34.)

Die klimatischen Einflüsse, welche auf die Kretins ihren Einfluß äußern, scheinen auch auf die Zahl der Taubstummen nicht ohne Erfolg zu sein, wie die ämtlichen, statistischen Zählungen der Taubstummen im preußischen Staate beweisen. In Schlesien namentlich, dessen einzelne Kreise die größte Verschiedenheit nach der physischen Beschaffenheit darbieten, zeigt sich auch die größte Verschiedenheit der relativen Verhältnisse. Dieß geht so weit, daß z. B. der wald- und thälerreichste, mit einer Menge Nadelholz versehene, an Laubholz ganz arme Waldenburger Gebirgskreis den unglücklichen Vorzug eines Mehr von fast genau 1000 pC. besitzt gegen den noch nicht um 1 Gr. der Länge und Breite von ihm entlegenen, freiesten, am meisten waldarmen, fast bloß Laubholz enthaltenden, trockneren, etwas sandigen Strehlener, indem jener schon unter 646, dieser erst unter 6371 Bewohnern einen Taubstummen hat.

Niemand bezweifelt es, daß gewisse Distrikte durch ihre besondern klimatischen Verhältnisse die Geburtsstätte gewisser Krankheiten sind, welche sich von da aus oft epidemisch weiter verbreiten. Hautausschläge sind heimisch in heißen Gegenden, der Weichselzopf in der großen Tatarei, Siebenbürgen, Ungarn, Polen. Die sogenannten afrikanischen Fi.ber sind besonders in einigen Gegenden häufig, so z. B. auf der Goldküste in Afrika; jeder muß, um sich daselbst zu akklimatisiren oder anzugewöhnen, ein hitziges Fieber aushalten, das die Dänen Landets-Sygdom oder auch Kystfeber (Landes-Siechthum oder Küstenfieber), die Engländer the seasoning (das Klimafieber, Eingewöhnungsfieber) nennen. Das gelbe Fieber ist heimisch in heißen Gegenden, von wo es sich mit abnehmender Heftigkeit auch nordwärts verbreitet. Egypten ist die Heimat der Pest, von Augenentzündungen und einer Krankheit, Demeljuja genannt, welche mit Augenentzündung und Kopfschmerz beginnt und leicht in Raserei und Schlagfluß übergeht. Die Cholera endlich stammt aus Ostindien und hat sich von da bis zu uns her fortgepflanzt. Wir haben ähnlich, wie die Cholera, nach und nach mehre, sonst nicht bei uns heimische Krankheiten bekommen, welche, wie es scheint, bei uns bleibend immer mehr an ihrer ersten, meist pestartigen Heftigkeit und Gefährlichkeit verlieren. So sollen die Menschenpocken aus dem Innern von Afrika, die Masern (572) aus Aethiopien über Arabien und Egypten, die Syphilis nach der Entdeckung von Amerika von dort her zu uns geschleppt worden sein.

(Ueber die Heimat der Pest, der Cholera und des gelben Fiebers s. d. Jahrg. 1838, S. 214.)

Wir wissen, daß Veränderung des Klima oft von Aerzten in gewissen Krankheitszuständen anempfohlen wird, und daß der Wechsel des gewohnten Klima oft von großen Folgen begleitet sein kann. So ist die Atmosphäre auf den Inseln der Südsee und auch in Neu-Südwales so auffallend trocken und heiß, daß es für einen Eingebornen dieser Inseln fast todtbringend sein würde, wenn er die feuchte Atmosphäre von England, besonders in Winterszeiten, zu athmen genöthigt werden sollte. Eben so ist das Klima von Ost- und Westindien für die Mehrzahl der Europäer, welche ihr Beruf, oder die Hoffnung, ihr Glück zu machen in jene todtbringenden Gegenden wandern heißt, höchst verderblich. Manche Kreolen *) in Jamaika erhalten eine charakteristische Röthe, welche sich wieder verliert, wenn Kreolenkinder früh nach Europa geschickt werden und sich lange daselbst aufhalten. Bräunliche Personen, oder solche, die von Natur eine dickere Haut haben, werden daselbst je älter desto dunkler gefärbt. Dagegen bleiben viele Europäer und deren Nachkömmlinge auf der westindischen Insel Martinique eben so weiß, als sie oder ihre Vorfahren in Europa waren, und die Kreolen, nicht bloß in dem schönen und gesunden Quito oder Chile, sondern sogar in der durch ihr heißes Klima bekannten Stadt Guayaquil, im Staate Ecuador in Südamerika, werden weißer und blonder als die Spanier in Europa sind. Auch auf Sumatra und in Batavia, auf der ostind. Insel Java, sind die Kinder von Europäern eben so weiß, oder noch weißer als in Europa, und in Neuholland haben die Kreolenkinder fast ohne Ausnahme weißes Haar und schwarze Augen.

Die Hindus haben in der größten Hitze beständig kalte Hände, und die Araber sowohl als die Türken ziehen in der heißen Jahreszeit Negerinen wegen ihrer kalten Haut allen übrigen Weibern vor. Marsden berichtet, daß die Hände der Eingebornen von Sumatra und selbst der Blendlinge, welche Europäer mit den eingebornen Weibern zeugen, beständig kalt sind. Auch das westindische Klima verähnlicht die Kreolen in diesem wie in andern Stücken den ursprünglichen Bewohnern des heißen Erdgürtels, indem die Haut der erstern viel kälter als die von Europäern ist. Die stärksten Europäer fühlen eine unaussprechliche Ermattung, wenn sie nur eine halbe Stunde in der Sonne gehen, und wer in Westindien wie in Europa arbeiten wollte,

*) Kreolen heißen die in Amerika (oder auch in Neuholland) von europäischen Eltern Gebornen.

würde in kurzer Zeit ein Raub des Grabes werden. Am Orinoko (Fluß in Südamerika) erschlaffen und verlängern sich die Muskeln so sehr, daß man die Arme und andere Theile des Körpers fest mit Binden umwickeln muß, wenn man verhüten will, daß die Muskeln ihren Ton nicht ganz verlieren. Die Kreolen sind zu anstrengenden Arbeiten und Unternehmungen noch viel weniger fähig, als die nach Westindien versetzten Europäer. Wegen ihrer Schwäche und Schlaffheit entwickeln sich die Körper der Kreolen oder Kreolinen früher, welken aber und sterben auch früher dahin als die Eingebornen unseres Erdtheils. Es ist in Jamaika gar nichts Seltenes zwölfjährige Mütter zu sehen. Dagegen sind die Kreolinen sehr oft schon im 20. Jahre verblüht, und im 30. haben sie ein Ansehen von Verfall, welches man bei Europäerinen oft nicht im 50. wahrnimmt. Das heiße amerikanische Klima schadet sonst dem schwächern Geschlecht weniger, als dem stärkern, denn Kreolinen erkranken seltener, leben länger und besitzen mehr Lebhaftigkeit als die Kreolen, fast aber scheint es doch, als wenn es die ersteren noch indolenter (träger) mache als diese. Die Kreolen in dem ehemaligen spanischen Amerika, Meriko, Neu-Granada, Peru rc., sitzen ganze Tage auf ihren Sophas, ohne sich zu bewegen. Sie erheben sich nicht einmal, um zu Tisch zu gehen, sondern lassen sich kleine Tafeln mit Speisen vor ihre Sophas bringen. Der schleppende Gang, die schwache Stimme und die matte, ziehende Aussprache der Kreolinen in Westindien verrathen eben so sehr Entkräftung, als Trägheit. Selbst in der Bildung mehrer Theile des Körpers zeigen sich unverkennbare Spuren eines der Natur von Europäern nicht günstigen Klima. Die Kreolen haben nämlich stärker hervorragende Backenknochen, tiefer hervorgehende Augenlieder, höhere und weniger ausgefüllte Waden, als die Europäer. Auch diese Eigenthümlichkeiten der Kreolenbildung verlieren sich großentheils, wenn Kinder früh nach Europa geschickt werden.

National-Ausdünstung.

Ueber National-Ausdünstungen sagt Herr A. Erman in seiner neuerschienenen »Reise um die Erde« Folgendes: »Dieses mal und in mehren andern Fällen bemerkte ich schon beim Eintritt in das Russische Haus (in Kjächta, im russ. Gouvernement Irkutsk an der Grenze von China) durch einen eigenthümlichen Geruch, daß Chinesen im Besuchzimmer waren! — Personen, welche in gewisse Gegenden der Erde plötzlich genug versetzt wurden, um deren spezifischen Charakter ohne vermittelnde Uebergänge aufzufassen, haben von einem Landes-Geruch oder National-Geruch gesprochen, und ich verstehe ihre Meinung genugsam, seit ich mehre Beispiele zu derselben erlebte; zuerst beim Eintritte in Rußland und dann hier an der chinesischen Grenze, wo selbst ein Blinder bemerken würde, daß er die sibirischen und russischen Umgebungen verlassen hat. Zu dem Geruch in Maimatschen (der an Kjächta grenzenden chinesischen Stadt) trugen freilich die Rauchkerzen vor den mongolischen Kapellen und der Dampf von chinesischem Pulver Einiges bei, aber weit wesentlicher die Chinesen selbst, von denen jeder um sich eine Atmosphäre verbreitet, die an den strengen Geruch des Lauchs erinnert. Ich glaube kaum, daß dieses auf so direkte Weise, wie die Russen es behaupten, von gegessenen Zwiebeln herrühre; man würde dann diese Eigenthümlichkeit nicht, so wie es hier an der Grenze geschieht, bei allen Individuen, zu jeder Zeit und an allen Gegenständen, welche mit ihnen in Berührung gewesen sind, wahrnehmen. Man überzeugt sich vielmehr durch diese und manche verwandte Erfahrungen, daß die Ausdünstungen des menschlichen Körpers bei den einzelnen Nationen eine bestimmt unterschiedene und vererbliche Beschaffenheit annehmen, noch außer denjenigen besondern Merkmalen, die jeder Hund an den Ausdünstungen seines Herrn aufzufassen weiß, und deren Untersuchung in ein noch zu bebauendes Feld der Chemie gehören.«

Ein Engländer erzählt hiezu folgende Bemerkung: »Als ich (nachdem er von Petersburg aus in Stockholm angekommen war) in ein Wirthshaus in dem Thiergarten eintrat, ging ich zwischen mehren Aufwarte-Mädchen hindurch (denn die Bedienung im Hause und bei Tische wird hier vom weiblichen Geschlechte besorgt, während es in Petersburg immer das Geschäft von Männern ist); eine derselben wendete sich an meinen Bedienten und sagte zu ihm in schwedischer Sprache: »Der Herr kommt aus Rußland, wir können das aus dem Geruche seiner Kleider abnehmen.« Und man hat mir erzählt, daß ein Aufenthalt, selbst von wenigen Tagen, in jenem Lande, den dort getragenen Kleidern einen immer dauernden Geruch gibt.«

Gewicht, Statur und Kraft des Menschen.

Herr Forbes hatte an etwa 800 Individuen Versuche angestellt, und zwar an Studenten der Edinburgher Universität, die 14 bis 25 Jahre alt waren. Er verglich seine Resultate mit denen, die Herr Quetelet in Belgien mit Individuen desselben Standes erhalten hat, und gelangte zu nachstehenden Folgerungen: In England scheint der menschliche Körper von 14 bis 17 Jahren schneller, dann aber langsamer zu reifen als in Belgien. Die physische Entwickelung der Engländer ist derjenigen der Belgier merklich überlegen, und dieß gilt insbesondere von der Körperkraft, wo das Uebergewicht 1/5 beträgt, weniger von der Statur.

Die Engländer entwickeln sich unter den Nationen der drei Königreiche (England, Schottland und Irland) am langsamsten, die Irländer am schnellsten, und die Schotten stehen in dieser Beziehung in der Mitte. Die höchste Statur wird im 25. Jahre erreicht.

In London starb 1837 einer der gewichtigsten Männer unserer Zeit, Namens Boldero. Seine Leiche soll nebst dem Sarge nicht weniger als 1901 Pfund gewogen haben und mußte von 24 der stärksten Männer zu Grabe getragen werden, weil kein Todtenwagen groß genug war, um sie aufzunehmen.

Einwirkung der anhaltenden Beschäftigung auf die Beschaffenheit der Fußzehen.

Das häufige Erklettern von Bäumen (mit nackten Füßen) bewirkt beim Menschen, daß der Daumen des Fußes den übrigen Zehen entgegengesetzt werden kann. In den sogenannten Landes oder Haiden in Süd-Frankreich kann sich Jedermann davon überzeugen. In dieser dürren Gegend sind große Sandstriche, namentlich in dem Distrikte, den man das Marensin nennt, mit Kieserwäldern überzogen. Diejenigen Landleute, die sich einzig damit beschäftigen, das Harz dieser Bäume zu sammeln, machen in die Stämme Einschnitte, die man jedes Jahr von oben neu auffrischt, so daß mit der Zeit eine oft 3 bis 4 Klafter lange Rinne entsteht. Aus dieser Wunde des Baumes trieft das Harz, welches den Hauptreichthum der Gegend bildet. Um an den runden Stämmen in die Höhe zu klettern, bedient sich der Harzsammler einer Stange mit Kerben, auf denen kaum die Zehen des rechten Fußes Plaz finden, während die des linken sich an den Stamm festklammern, wobei der Daumen von den übrigen Zehen getrennt ist. Eine Folge davon ist, daß die Daumen der Füße sich drehen, sich den Zehen entgegensetzen lassen und eine gewisse Leichtigkeit in der Bewegung erlangen, so daß der Harzsammler sich der Füße bedienen kann, um die Rinde abzureißen, nöthigenfalls das zum Einhauen dienende Instrument zu halten und die kleinsten Gegenstände zu fassen. Die Harzsammler erlangen zuletzt eine ausnehmende Geschicklichkeit der Zehen. Ich habe mich eines dieser Landleute bedient, um mir Flechten von den höchsten Bäumen zu holen, und dieser konnte mit den Füßen schreiben. Wenn man mit den dortigen örtlichen Verhältnissen irgend bekannt ist, so kann man die Fährte eines solchen Harzsammlers von der eines Schäfers oder Bauern im Sande sehr leicht unterscheiden. Uebrigens zieht sich auch bei den Hottentotten der Daumen zurück und krümmt sich sogar, während die Fußsohle sich bedeutend dreht, so daß man diese Nation leicht an der Fährte erkennt, was die Kaffern und europäischen Kolonisten sich auf den Hottentottenjagden zu Nutze machen.

Einfluß des Lichtes und der Dunkelheit auf den menschlichen Körper.

Humboldt kannte eine Dame, welche jedesmal bei Sonnenuntergang ihre Stimme verlor, und Aristoteles spricht von einem Gastwirth, der Abends den Verstand einbüßte. Einen ähnlichen Fall erwähnte Baillon von einer Frau. Jeder Mensch, der etwas getrunken hat, fühlt den Einfluß des geistigen Getränkes weit mehr, sobald die Lichter ausgelöscht werden. Er kann dann nicht mehr stehen, und es ist ihm als wenn Bett und Stuhl, worauf er sich befindet, im Kreise herumgedreht würden. Alle diese Erscheinungen hören auf, sobald wieder Licht in das Zimmer gebracht wird.

(Oesterr. Gesundheitsztg. 1838.)

Menschliche Nahrung.

Die Eigenschaft der Zähne, in Verbindung mit der Beschaffenheit des Nahrungsschlauches, macht den Menschen zu einem Geschöpfe, das seine Nahrung aus beiden organischen Naturreichen (dem Pflanzen- und Thierreiche) beziehen kann. Namentlich kann er sowohl ausschließlich von Pflanzen-, als auch ausschließlich von Thierkost leben, wie wir dieß durch die Erfahrung bestätigt finden. Der Mensch bürgert an der Küste des Eismeeres ein, wo sich kaum Pflanzen und Landthiere finden, wo er sich aber von Fischen und säugenden Seethieren nähren kann. Er würde in Wüsten leben, wo es weder Fische, noch für ihn genießbare Pflanzen gäbe, indem ihn dort die Milch und das Fleisch seiner Herden versorgen würden, und selbst da, wo es gänzlich an Fleisch gebräche, wo nur Obst, Körnerfrüchte und Knollengewächse reiften, würde er fortbestehen können. Es ist also irrig, wenn man behauptet, der Mensch habe, in Folge klimatischer Verhältnisse, mehr Neigung zur Pflanzenkost oder zur Thierkost. Das Klima macht in dieser Beziehung wenig Unterschied. Der beim Menschen sehr entwickelte und vom Geruche unterstützte Geschmacksinn, seine Fähigkeit, die Speisen im Munde gehörig durchzukauen, welche von der Art und Weise herrührt, wie der nach allen Richtungen bewegliche Unterkiefer eingelenkt ist und durch welche der Wohlgeschmack der Speisen um Vieles erhöht wird, bedingen beim Menschen die Anlage zur Feinschmeckerei, welche man nicht mit der Eßbegier verwechseln darf, indem letztere nur aus einem heftigern Appetite, keineswegs aber aus dem Mißbrauch irgend einer Fähigkeit entspringt. Die Feinschmeckerei ist ein Laster, die Eßbegier die einfache Wirkung eines unwiderstehlichen Bedürfnisses.

Der Mensch trinkt sehr häufig ohne Noth, was kein anderes Geschöpf thut; er genießt gegorne Getränke, und nimmt durch sie, sobald er sich dem geselligen Zustande fügt, ein neues Bedürfniß an. Unter

allen Himmelsstrichen sucht er irgend ein Mittel hervor, um sein gewöhnliches Getränk reizend zu machen. Wo kein Getreide und kein Hopfen zu haben sind, verschafft er sich mittelst Wachholderbeeren oder der Spitzen von Tannen- und Birkenzweigen eine Art von Bier; durch Destillation gewinnt er aus den Getreidearten ein alkoholreiches Getränk; in manchen Ländern bietet ihm der Weinstock einen lieblicheren Trank. Reis, Zuckerrohr, Palmenknospen werden zu verschiedenen Arten von Branntwein benutzt; ja selbst saure und gegorne Milch, Giftpilze, Opium und vielerlei andere Stoffe dienen in verschiedenen Ländern zur Bereitung berauschender Getränke, deren übermäßiger Genuß den geistigen Fähigkeiten schadet.

Alles dieses, neben der Allgemeinheit der Kochkunst zu allen Zeiten, wodurch die Mannichfaltigkeit der Speisen noch unendlich gesteigert wird, weist darauf hin, daß die Natur, während sie jedes Thier auf eine bestimmte Nahrung beschränkt, ihrem Liebling alles Eßbare zu Leben gegeben hat, und es gab von jeher Philosophen, welche darthaten, wie der Mensch ein und dasselbe aussage, ob er sich das vernünftige, oder ob er sich das kochende Thier nenne und letztern Titel für den ansprechendsten erklärten. Man war lange und ist zum Theil wohl noch jetzt der Ansicht, als ob Fleischnahrung vorzugsweise geeignet sei, dem Menschen Körperkraft und Muth zu ertheilen; die Erfahrung bestätigt dieß aber keineswegs. Die elenden, körperlich und geistig so schwachen Eingebornen des nördlichsten Europa und Asien leben beinahe ausschließlich von rohem Fleisch und Fischen, während die starken Schotten und Irländer nur sehr wenig Fleisch genießen. Wie kräftig und gewandt die von Pflanzenkost lebenden Neger sind, ist allgemein bekannt, und die Insulaner der Südsee nehmen es, was Muskelkraft betrifft, mit den derbsten europäischen Seeleuten auf, und auch sie nähren sich von Pflanzen. Allem nach lebten in den glorreichsten Zeiten der griechischen Staaten und Roms die Kriegsheere vorzugsweise von Brod, Früchten und Vegetabilien überhaupt.

Der Eigenschaft, fast alles Organische in sein Fleisch und Blut zu verwandeln, verdankt der Mensch seine Herrschaft über die Erde, aber auch viele seiner Laster und Krankheiten. Indessen ist der civilisirte Mensch gegenwärtig im Allgemeinen weit mäßiger als während der höchsten Blüte der Kultur im Alterthum und während des Mittelalters.

Man hat berechnet, daß jeder Mensch täglich wenigstens drei Quentchen bis zu einer Unze Salz mit den Nahrungsmitteln zu sich nimmt. Dr. Barbier in Amiens behauptet, daß in den Kasernen alle Soldaten mehr als eine Unze Salz täglich genießen, und daß in der Abtei Gard, bei Picquigny jeder Trappist mit den Nahrungsmitteln täglich mehr als eine Unze Salz genießt. Dr. Barbier schreibt die gute Farbe, die reichliche Wohlbeleibtheit und die lange Lebensdauer dieser Religiosen der großen Quantität salzsauren Natrons zu, die sie genießen. Er stellt sich vor, daß, indem das salzsaure Natron durch die Kraft des Organismus zersetzt werde, die getrennten Bestandtheile der Salzsäure eine Verwendung und Bestimmung erfahren, woran man gar nicht denke.

Erdesser. Der Mensch ist so sehr omnivor (Nahrungsstoffe aller Art genießend), daß er sich sogar von Erdarten nähren kann; ganze Völkerschaften stillen ihren Hunger regelmäßig mit erdartigen Stoffen, indem sie sich den Magen mit Thonerde oder kalkhaltigen mineralischen Substanzen füllen. Georgi führt an, daß die Bewohner Sibiriens, wenn ihnen die Lebensmittel ausgehen, eine Art Thonerde verschlingen. Oft stellt sich bei Menschen in Ländern der heißen Zone eine unwiderstehliche Neigung ein, Erde zu essen. Dieser Drang ist oft schon bei Kindern so stark, daß man sie binden muß, damit sie, wenn es zu regnen aufgehört, nicht hinauslaufen und Erde essen. In dem Dorfe Banko, am Ufer des Magdalenenstromes (in Südamerika), stecken, wie Gilly erzählt, die eingebornen Frauen, wenn sie irdene Töpfe machen, große Stücke Thon in den Mund. In Guinea (Afrika) essen die Neger eine gelbliche Erde, die sie **Kauak** nennen; eine ähnliche Lust zeigen die nach Amerika versetzten Negersklaven, aber stets zum Nachtheil ihrer Gesundheit. »Eine allgemeine Ursache des Magenübels bei den Sklaven,« sagt Thibaut de Chanvallon, »ist die Gewohnheit mehrer von Guinea gekommener Neger, Erde zu essen, nicht aus einem verdorbenen Geschmacke, sondern aus einer in der Heimat angenommenen Gewohnheit, der zufolge sie häufig eine gewisse Erde essen, die ihnen schmeckt, ohne ihnen beschwerlich zu werden. Die Neger, welche diese Gewohnheit haben, sind so lüstern darnach, daß keine Strafe sie davon abhalten kann.« Der gelehrte schwedische Naturforscher **Retzius** erfuhr auf seiner Reise nach Lappland, daß die Bewohner gewisser Landstriche nicht bloß zu Zeiten des Hungers, sondern als eine schmackhafte Speise eine Erdart essen. Bei näherer Untersuchung derselben fand er, daß sie eine Art verwitterten Thonschiefers sei, den man Bergmehl nennt. Zur Zeit der in Lappland herrschenden Hungersnoth, 1832, gerieth man in der Gemeinde **Dagerna** auf den Gedanken, unter das Kornmehl nicht nur gestoßene Baumrinde, sondern auch Bergmehl zu mischen. Der berühmte Chemiker **Berzelius** fand, daß diese Erde aus einer Mischung von **Kieselerde** und thierischen Stoffen besteht. Mit Hilfe starker Vergrößerungsgläser fand auch Retzius, daß dieses Bergmehl fast ganz aus Trümmern von in fossilen Zustand übergegangenen Infusorien *) besteht.

*) Man muß hier unwillkürlich an die interessante **Ehrenberg**sche Entdeckung im Betreff der fossilen Infusorien denken. (M. s. darüber Jahrg. 1838, S. 112.)

Man hatte also wirklich aus Infusorien Brod gemacht, ein Umstand, der einigermaßen die nährende Eigenschaft dieser Substanz erklärt.

Von Humboldt sagt: Die Ottomaken, eine am Orinoko wohnende Völkerschaft, essen täglich auf den Kopf etwa 1 Pfund von der Thonerde, die man Steinmark nennt, und die sie vorher befeuchten und gelinde erwärmen. Der gelehrte Reisende Labillardiere berichtet: Die Menschenfresser Neu-Caledoniens genießen einen zerreiblichen grünen Steatit (Speckstein); ferner kochen die am Senegal wohnenden Negerstämme für beständig an ihren Reis einen weißen, schmierigen Steatit, mit dem sie das Gericht gleichsam schmalzen.

Herr **Cotting**, ein Arzt im Kanton von Richmond in den Vereinigten Staaten, erzählt, daß sich daselbst eine Thonart befindet, die von vielen Leuten, namentlich von **Kindern**, als Nahrung gesucht ist. Diese Erde, mit einer theils dunkeln, theils rothgelben Farbe, findet sich in Massen und in Schichten, hat ein sehr feines Korn, ist weich und klebt an der Zunge. Wenn sie feucht ist, hat sie einen Thongeruch, setzt sich im Wasser als Pulver ab und bildet darin einen dehnbaren Teig. Sie enthält keine Spur von thierischen Substanzen, jedoch Pflanzenstoffe in fauligem Zustande und Lignit. In der Grafschaft Richmond, an der großen Straße von Augusta nach Savannah, sieht man große Aushöhlungen, die von diesen Erdessern gemacht worden. Der Geschmack dieser Erde ist süßlich und dem der gebrannten Magnesia ähnlich. Diejenigen, die sich diesem unnatürlichen Genuße hingeben, sollen kränklich, bleich und leichenhaft und wie Leute aussehen, die sich gewöhnlich mit dem Poliren der Metalle beschäftigen, und man sieht sie oft hinsterben, ohne einen andern Grund für ihren Tod als diese Gewohnheit anführen zu können.

(Ueber die eßbare Erde von Richmond in England s. den Jahrg. 1839, S. 360.)

Bei einer europäischen Nation, deren unseliger politischer Zustand sie gleichsam wieder an die Grenze der Barbarei zurückgeworfen hat, findet man ebenfalls Spuren des Erdessens. Das gepulverte Piment (spanischer Pfeffer), welcher in Spanien an fast alle Speisen kommt, wird mit rothem Ocher, sogenanntem Almagro, vermischt, welchen man von Almazaron im Königreich Murcia bezieht. In fast allen Kaufläden findet man Kasten mit einer Substanz, die wie Ziegelmehl aussieht, und die der Fremde für irgend einen Färbestoff hält, welche aber zum Färben und Dicklichmachen der Brühen dient. Einen vorzüglich starken Zusatz von Almagro erhalten die Würstchen, die man Morsillas und Schorissas nennt, und die in Estremadura sehr stark im Gebrauch sind, so daß Leute, die nicht an deren Genuß gewöhnt sind, sich leicht den Magen damit verderben.

Es ist bekannt, daß alkalische oder kalkhaltige Erden genossen werden, um die Magensäure zu tilgen. Bei manchen Personen, bei bleichsüchtigen Mädchen, bei Hypochondristen, hysterischen Personen u. s. w. findet dieß häufig statt. Ein bleichsüchtiges Mädchen hatte das sonderbare, fast unwiderstehliche Gelüste nach Streusand.

Hunger — Beiträge zur Geschichte desselben *). Unwiderstehlich ist die Gewalt, welche der Hunger auf die körperliche und geistige Natur des Menschen ausübt. Während der Hungersnoth, welche im Jahre 1727 unter der Mannschaft eines auf der See verbrannten englischen Schiffes ausbrach, wurden die Schiffleute gezwungen, Theile ihrer verstorbenen Reisegenossen zu essen, und deren Blut, wovon jede Leiche ungefähr eine Pinte lieferte, zu trinken. Der einzige Theil, den sie schmackhaft finden konnten, war das Herz. — Obwohl der Kannibalismus (Menschenfresserei) alles menschliche Gefühl empört, so wird ihm doch ein Theil der Gräßlichkeit durch das Mitleid genommen, welches man mit der schrecklichen Lage von Menschen haben muß, deren Noth so groß geworden, daß sie zu diesem Genuße in dem verzweifelten Kampfe des Hungertodes ihre traurige Zuflucht nehmen. Tritt der Trieb der Selbsterhaltung in seiner vollen Kraft auf, so werden leider nur zu leicht die heiligsten Bande der menschlichen Gesellschaft gelöst, und keine Handlung ist so grell, die nicht im Kampfe der Noth unternommen wird.

Während der Belagerung von Paris durch Heinrich IV. starben in einem Monat 30,000 Menschen vor Hunger. Die unglücklichen Bewohner versuchten sich eine Art Nahrung aus den Knochen der Gestorbenen zu bereiten, die zerstoßen und gesotten eine genießbare Sulze bilden sollten. Aber diese ekelhafte Nahrung verursachte nur eine noch größere Sterblichkeit. Es ist durch authentische Zeugnisse erwiesen, daß eine Mutter sogar an ihrem eigenen Kinde zur Mörderin wurde und — es verzehrte. Dasselbe traurige Beispiel, wie Jos. Flavius erzählt, fand bei der Belagerung von Jerusalem statt. »Die Hungersnoth,« sagt dieser Schriftsteller, »war so groß, daß man menschliches Fleisch aß, und daß Mütter ihre eigenen Kinder nicht verschonten.« — Während einer Hungersnoth zu Bagdad im Jahre 945 konnten sogar die stärksten darauf gesetzten Strafen die Hungrigen nicht hindern, ihre Kinder zu ermorden. Eine Grausen erregende Beschreibung des Genußes von Menschenfleisch gibt uns der Dichter Spenser in seiner Beschreibung einer irländischen Familie. Bekannt ist der Schmaus der Goldwölfe und Hyänen bei den faulen Ueberresten menschlicher Leichen, die sie aus den Gräbern aufscharren; eben dasselbe hat jene irische Familie im Drange unwiderstehlichen Hungers gethan.

*) Erzählt nach der Oesterr. Gesundheitsztg.

Das schrecklichste Beispiel von Kannibalism als Folge des bevorstehenden Hungertodes ist der von Peter d' Osma erzählte Fall der indischen Gefangenen im Jahre 1558. Diese schnitten, in Ermangelung jeder andern Nahrung, die Waden ihrer eigenen Schenkel ab und genoßen dieselben gebraten. Kannibalism als Folge der Rache besteht leider noch bei wilden Völkern, aber nirgends wird er mit kälterem Blut und mit größerer Barbarei ausgeübt, als unter den brasilianischen Wilden zur Zeit des Krieges. Nach einer blutigen Schlacht werden die Gefangenen weggeführt und Anfangs mild behandelt. Sobald sie an dem bestimmten Orte ankommen, so schreien die Sieger: »Hier sind wir, kommt heraus zu Eurem Mahl!« Nun stürzt die ganze Bevölkerung heraus. Die Gefangenen werden den Weibern ausgeliefert, die auf sie mit Fäusten zuschlagen, bei dem Barte zerren, bei jedem Faustschlage irgend einen erschlagenen Freund nennen und sie an Stricken aufhängen. Ein Weib reißt ihnen nun mit einem Glasscherben die Augenbraunen und wo möglich auch den Bart aus. Die Gefangenen müssen nun tanzen nach ihrem Gesang, werden mit den delikatesten Speisen genährt, ja die Sieger geben ihnen sogar ihre Schwestern oder Töchter zum Weibe. Die Gefangenen sowohl als die aus der Ehe entsprossenen Kinder werden nun nach Belieben früher oder später ermordet und verzehrt. Auch der südamerikanische Reisende Piedro de Cieca erzählt von den brasilianischen Wilden, daß sie die ihnen von den weiblichen Gefangenen gebornen Kinder essen, und den männlichen Gefangenen Weiber geben, um deren Kinder mästen und alsdann essen zu können. Es wird bei ihnen sogar Menschenfleisch verkauft. In einer nordamerikanischen Zeitschrift vom Jahre 1827 wird erzählt, daß unter einigen indischen Stämmen ein schrecklicher Brauch statt finde, der auf ihre nimmersatte Rachelust das hellste Licht wirft. Es besteht nämlich bei ihnen eine menschenfressende Gesellschaft, deren Mitglieder die Verpflichtung haben, jene Gefangenen zu verzehren, die sie zu diesem Zwecke aufbewahren und später ausliefern. Die Mitglieder dieser Gesellschaft gehören einer besondern Familie an, und dieser schreckliche Gebrauch erbt sich auf männliche und weibliche Nachkommen fort. Sie können von dieser Verpflichtung sich nicht lossagen, ja sogar ihre Religion bestätigt sie hierin. Das Fest der Gesellschaft wird als eine feierliche Ceremonie betrachtet, und viele Zuschauer oder Theilnehmer verherrlichen es. Das unglückliche Opfer wird an einen Pfahl befestigt, an einem leichten Feuer gebraten, und dieß mit aller teuflischen Grausamkeit eines wilden und erfinderischen Geistes. Eine hergebrachte Sitte setzt mit empörender Genauigkeit die ganze Procedur dieser Ceremonien fest. Zwar nimmt diese Sitte immer mehr ab, aber noch jetzt fehlt es nicht an Erzählungen von solchen, besonders an Weißen begangenen Grausamkeiten, die man geopfert und verzehrt hat.

Oft wurden Menschen in Kohlengruben verschüttet oder blieben durch ein anderes Unglück mehre Wochen ohne Nahrung und wurden dennoch vollkommen gerettet, wenn auch schon die gefährlichsten Symptome da waren, als da sind: die größte Entkräftung, Kälte des Körpers, matte, kaum hörbare Stimme, höchste Abmagerung, Gesichtstäuschungen u. s. w. *). Wirken Hunger und Durst gleichzeitig auf den Menschen ein, so wird natürlich der Tod am schnellsten eintreten. Das Wasser enthält gewiß einige nährende Bestandtheile, und die Erfahrung lehrt, daß Menschen, denen nur Wasser zu Gebote stand, selbst beim Entbehren aller festen Nahrungsmittel sich bei Weitem länger erhielten, als solche, die Hunger und Durst litten. Daß Menschen, welche in Kohlengruben verunglückten, oft so lange ihr Leben fristen konnten, obgleich sie weder feste, noch flüssige Nahrung hatten, erklärt Dr. Münchmeier theilweise aus dem Umstand, daß die Luft, in welcher solche Menschen eingeschlossen sind, entweder schon sehr arm an Sauerstoff ist, oder es doch sehr bald wird; denn in einer sauerstoffarmen Atmosphäre verbraucht jedes lebende Wesen bei Weitem weniger Nahrungstheile, als in einer sauerstoffreichen.

So wie Arbeiter in Kohlen- und andern Bergwerken durch theilweises Einstürzen der Gänge plötzlich von jeder Verbindung mit der lebenden Welt abgeschlossen und tagelangem Fasten ausgesetzt werden, eben so leicht werden Seefahrer in die unglückliche Lage eines drohenden Hungertodes versetzt, wenn sie, durch Stürme verschlagen, gegen ihre Berechnung länger auf dem Meere zubringen müssen. Seltener sind jedoch diejenigen Fälle, in denen sich Menschen aus eigenem Willen jede Nahrung versagen. Ein gewisser Johann Friedr. W., aus einem Dorfe im Herzogthume Braunschweig, sah sich wegen großer Verarmung seines dem Trunke und Spiele ergebenen Vaters genöthigt, sein Vaterland zu verlassen. Nach manchen Hin- und Herzügen trat er in österreichische Dienste. Während eines Feldzuges gegen die Franzosen wurde er gefangen genommen, desertirte aber bald, kam nach Hamburg und trat dann in hannövrische Dienste. Im Jahre 1820 entlassen, arbeitete er lange Zeit bei den Salinen in Lüneburg und wurde im Jahre 1824 als Wächter über die Sträflinge in der Lüneburger Karrenanstalt angestellt. Bis zum Jahre 1827 versah er diesen Dienst ordentlich, alsdann aber fingen sich bei ihm Spuren von Geistesverwirrung zu zeigen an, so daß er aus seinem Wächterdienst entlassen wurde. Er erhielt jedoch

*) M. s. im Jahrg. 1837, S. 403 den Art.: »23 Hungertage.«

wieder Arbeit bei der Saline, wurde aber wegen Mangel an Arbeit im Jahre 1828 entlassen. Während des unthätigen Lebens, welches er einige Monate führte, gerieth er in einen höchst reizbaren, beinahe zerrütteten Gemüthszustand. Aus den über ihn eingezogenen Erkundigungen ergab sich, daß W. niemals dem Trunke ergeben oder sonst ausschweifend, sondern stets pünktlich in seinem Dienste war, nur pflegte er zuweilen einen gewissen ehrgeizigen Eigensinn zu zeigen, wobei er leicht heftig und aufgebracht wurde. Wegen einer ihm versprochenen, aber nicht in Erfüllung gegangenen Erbschaft neckten ihn seine Kameraden, und dieses sowohl, als die Entlassung aus den beiden oberwähnten Diensten kränkte ihn sehr. Im höchsten Grade reizbar, ließ er seine Laune gar oft seine Frau fühlen, die, nun ihn verlassend, zu ihrer Mutter zurückkehrte. Eben so heftig war er gegen seine Nachbarn. Vor der Obrigkeit verhört, klagte er über das ihm durch die Entlassung aus der Arbeit geschehene Unrecht. Er wurde daher unter polizeiliche Aufsicht gestellt und ihm Arbeit in der Stadt angewiesen. Dieß befriedigte ihn aber nicht; denn er verlangte seinen frühern Wächterdienst, mit der Drohung, daß, falls er diesen nicht erhalte, er sich zu Tode hungern wolle. Schon seit 4 Tagen genoß er nichts als Wasser. Trotz aller Vorstellungen konnte er nicht von der Idee abgebracht werden, nicht eher zu essen, bis er seinen Wächterdienst erhalten habe. Jeder Versuch, ihm mit Gewalt Nahrungsmittel beizubringen, scheiterte. So verflossen 14 Tage, in denen er scharf bewacht wurde, und die Zeichen des Hungers wurden immer drohender. Man sah sich daher genöthigt, das einzige Mittel zu seiner Rettung, welches noch übrig schien, zu ergreifen. Es wurde ihm nämlich pro forma der Wächterdienst zugesagt. Von diesem Augenblick an nahm er Nahrung zu sich, und zwar kräftige Nahrung, ohne daß ihm dieser schroffe Uebergang von der gänzlichen Entziehung schadete. Als er sich nun erholt, um die versprochene Anstellung bat, diese ihm jedoch versagt, sondern bloß Arbeit in der Stadt angewiesen wurde, so nahm er diese an, ohne in seine frühere Idee des Hungersterbens wieder zu verfallen. Er betrug sich nun gegen Jedermann vernünftig und war bei der Arbeit pünktlich. Erst im Juli 1829 verfiel er wieder in seine Verkehrtheiten. Er blieb wegen eines Wahnes, der Sonntag falle bei ihm auf Montag, von der Arbeit weg, und diese Unthätigkeit weckte den frühern Entschluß, nichts außer Wasser zu sich zu nehmen, bis er den Wächterdienst erhielte. Weder Zureden, noch Gewalt, selbst das Vorhalten mehrer seiner Lieblingsspeisen konnten ihn nicht zum Essen bewegen. Durch 14 Tage nahm W. nichts als täglich ein halbes Quart Wasser. Am 15. Tage brachte man ihm gewaltsam Klystiere mit kaltem Wasser bei. Dieß wirkte. Er nahm gleich kräftige Speisen zu sich, ohne daß es ihm schadete. Außer einem schroffen und abstoßenden Betragen bemerkte man seit dieser Zeit keinen Rückfall in die frühere Idee, er verrichtete seine Arbeiten pünktlich und fleißig, und auf sein körperliches Befinden scheinen die beiden überstandenen Hungerperioden durchaus keinen schädlichen Einfluß gehabt zu haben, da er sich seit der Zeit durchaus nicht krank gefühlt. Daß bei diesem Falle keine Täuschung statt fand, dagegen spricht sowohl die strenge Bewachung, unter der W. stand, als auch der jedesmalige Zustand, in den er gerieth, d. h., die Symptome, die sich bei ihm zeigten und welche bis zum drohenden Hungertode sich steigerten.

Indessen ist es nicht selten, daß Betrüger dieses Mittel wählen, um irgend einen Vortheil dadurch zu erlangen. Diese wurden indessen immer durch genaue Vorsichtsmaßregeln entlarvt. Wie schwer ohne letztere die Entlarvung werden kann, geht aus der Geschichte der berühmten Anna Maria zu Borgloh bei Osnabrück hervor, welche beinahe zwei Jahre hindurch ihre Umgebung und die dortige Umgebung täuschte, so daß man schon glaubte, der Nahrungsprozeß geschehe bei ihr lediglich durch Zersetzung der Luft und Assimilation ihrer Stoffe durch Haut, Lungen und die einsaugenden Gefäße. Endlich jedoch, als die strengsten Maßregeln angewandt wurden, gelang die Entlarvung dieser Betrügerin.

Derselbe Fall fand neuerlich (im Jahre 1837) statt. Eine Frau, welche angeblich gar nicht zu essen brauchte, galt in Paris einige Tage für ein Wunder, wurde aber sehr bald entlarvt. Es war eine junge, frischaussehende Frau von 31 Jahren, welche seit 20 Monaten nicht gegessen zu haben vorgab, überdem noch ein dickes, 6monatliches Mädchen säugte und auch keine Leibesöffnung haben wollte. Die Aerzte waren jedoch im Nachspüren der Betrügerei nicht müssig und in Aufdeckung derselben glücklich. Die Person heißt Maria Josephe Felicitas Hardy, sie wurde am 30. September in das Hotel Dieu (Hauptspital in Paris) aufgenommen, und in den ersten Tagen bemerkte man nicht, daß sie Nahrungsmittel zu sich genommen hätte; sie ließ Alles unberührt, was man von Speisen oder Getränken an ihr Bett setzte. Sie wurde in ein kleines Kabinet eingeschlossen und mit Nahrungsmitteln versehen, welche gewogen waren. Acht Tage lang scheint sie ihr Fasten gehalten zu haben, wenn sie nicht doch heimlich Nahrungsmittel erhalten hat, am 9. Tage aber hat sie gegessen.

Beispiele von freiwilligem Hungertode s. m. Jahrg. 1838, S. 184, — 1833, S. 122, — 1832, S. 40, — 1830, S. 82, — 1828, S. 328.

Lebensdauer — Bewegung der Bevölkerung.

Ein wichtiges, in der Erfahrung nachgewiesenes Gesetz ist, daß nach jeder zeitweisen Hemmung und jedem größeren Verluste an Menschen sich bei den Uebrigbleibenden zugleich die Mittel und die Neigung vergrößern, die entstandenen Lücken auszufüllen. Darum zeigt sich nach großen Kriegen nach Hungersnoth, wie es z. B. nach den Jahren 1815, 1816 und 1817 der Fall war, die Zahl der abgeschlossenen Ehen und folglich die verhältnißmäßigen Geburten in bedeutender Zunahme. Dasselbe Gesetz findet auch nach weit verbreiteten Epidemien statt, in denen viele Menschen hinweggerafft werden, und nach welchen die Fruchtbarkeit der Frauen bedeutend zunimmt. So wie jedoch unmittelbae nach den eben genannten Jahren (1815 — 17) eine Zunahme der Bevölkerung in Europa in die Augen fiel, eben so wenig läßt sich in den letzten Jahren eine verhältnißmäßige Veminderung der Ehen verkennen.

Aehnliche Veränderungen bemerken wie im Verhältniß der Sterblichkeit. Durch die fortscheeitende Ausbildung der Medizin und die Verbesserung der Medizinal-Anstalten, besonders die so wichtige Erfindung der Kuhpocken-Impfung *), hat sich in den meisten Ländern unseres Welttheils die mittlere Lebensdauer des Menschen erhöht. In den europäischen Hauptstädten betrug nach Kasper die mittlere Lebensdauer im vorigen Jahrhundert kaum 10 Jahee, während sie jetzt 20 beträgt. Eine zweckmäßigere Sorge für die Erhaltung des Lebens und der Gesundheit der Kinder hat zu dieser Erhöhung wesentlich beigetragen. Dieser Gewinn füe die neuere Zeit ist jedoch einigem Wechsel unterworfen. Während der letzten Jahre, besondees von 1829 und 1830 angefangen, zeigte sich in vielen Ländern Europas eine erhöhte Sterblichkeit, noch ehe die Cholera zum Vorschein kam, selbst in Gegenden, wo sie übeehaupt gar nicht zum Ausbruch gekommen ist **). Man kann nicht läugnen, daß zuweilen während der Cholera-Epidemie in einer Gegend auch anderr Krankheiten, z. B. Blatteen, Masern, Typhus, Friesel, epidemisch herrschten, und also die Sterblichkeit erhöht haben; — indessen hat man andererseits wieder oft beobachtet, daß zur Zeit der Cholera eine verhältnißmäßig geringere Auzahl von Menschen in Folge anderer Krankheiten gestorben ist, und überhaupt andere Krankheiten seltener waren. Im Ganzen will man jedoch schließen, daß in den letzten Jahren die Steeblichkeit allgemein zugenommen habe *). Ob sich dieß bald ändern wied? Da wie weder den Charakter der kommenden Zeit, noch die künftige Lebensart bei den Völkern voraussagen können, so können wir auch nichts mit Bestimmtheit über den zukünftigen Gesundheitszustand derselben voraussagen; es fehlt uns folglich an einem Maßstabe für die Bewegung der Bevölkerung auf eine fernere Zukunft hinaus. In den Geburten wird ein abwechselndes Steigen und Fallen beobachtet, dasselbe ist bei der Sterblichkeit der Fall. Aber Niemand kann voraussagen, wenn die Periode kommen wird, in welcher vermöge eines naturgemäß eingetretenen höhern Alters der Menschheit ihre Kräfte so abnehmen werden, daß (als natürliche Folge von Altersschwäche) sowohl die Zahl der Geburten ab-, als die der Sterblichkeit zunehmen wird. Indessen hat das Leben der gesammten Menschheit noch lange nicht seinen Höhepunkt erreicht.

Trotz dieses Mangels an einem bestimmten Gesetz über die Bewegung der Bevölkeeung haben wir doch einige Jahrzehende hintee uns, aus welchen über die meisten europäischen Staaten ziemlich genaue Angaben vorliegen. Aus diesen Angaben scheint zu erhellen, daß selbst unter den ungünstigsten Veehältnissen (Krieg, Hungersnoth, Epidemien u. s. w.) eine fortwäheende Zunahme der Bevölkerung statt gehabt, so daß nur ganz kleine Bezirke und nue für kurze Zeit eine Ausnahme bildeten. Dee Körper der Menschheit wächst (so wie in der Jugendzeit der Einzelne) immerfort, und selbst an dessen vorübergehende Hemmungen (gleichsam wie in den Entwickelungs-Perioden) knüpfen sich raschere Fortschritte der Bevölkerung. Alle Wirkungen von Krieg, Hunger und Seuchen haben diese Zunahme zwar theilweise und zeitweise verringern, aber keineswegs verhindern können. Man kann im Durchschnitt für eine Reihe von 100 Jaheen eine jährliche Vermehrung von 8000 Seelen auf jede Million annehmen. Unter dieser Voraussetzung würde die Bevölkerung unseees Erdtheiles nach Verlauf eines Jahrhunderts etwa doppelt so stark, als gegenwärtig sein. Nach den neuesten und genauesten Berechnungen verhält sich die Bevölkerungs-Vermehrung in Eueopa auf jede Million jährlich folgendermaßen:

Preußen . . .	27,027	Seelen
Großbritannien .	16,667	—
Niederlande . .	12,372	—
Sizilien . . .	11,111	—
Rußland . . .	10,527	—
Oesterreich . .	10,114	—
ich Frankre . .	6536	—

*) Man vergl. damit S. 199 im Jahrg. 1838.

**) Diese Zunahme der Steeblichkeit vor der Cholera erleidet sehr viele Ausnahmen, denn in manchen Ländern hat man gerade die entgegengesetzte Erfahrung gemacht, daß ein äußerst geringer Krankenstand und eine sehr geringe Steeblichkeit dem Ausbruche jener Seuche voranging und nachfolgte, während in andern Gegenden andere gefahrdrohende Seuchen, z. B. der Typhus, vorangingen oder nachfolgten. Ein allgemeines Gesetz dürfte hier schwer auszumitteln sein.

*) Besonders in Preußen hat die Zahl der Geburten in den letzten Jahren verhältnißmäßig ab-, und die Sterblichkeit zugenommen.

Nach derselben Berechnung verdoppelt sich die Bevölkerung in

Preußen	in 26	Jahren
Großbritannien	— 42	—
Niederlanden	— 56 1/2	—
Sizilien	— 63	—
Rußland	— 66	—
Oesterreich	— 69	—
Frankreich	— 105	—

England ist von Europa dasjenige Land, in welchem die geringste Sterblichkeit herrscht. Jährlich stirbt, nach der Angabe des Dr. John Hogg, in London 1 Mensch von 40, in St. Petersburg von 37, in New-York von 35, in Berlin von 34, in Paris von 32, in Philadelphia von 31, in Neapel von 28, in Brüssel von 25, in Amsterdam von 24 und in Wien von 22 1/2. Von allen Ländern Europas soll Sizilien das ungesundeste Klima und die größte Sterblichkeit haben, was sich auch bei den furchtbaren Verheerungen, welche die Cholera in den jüngsten Tagen daselbst angerichtet hat, zu bestätigen scheint.

Sterblichkeit der Soldaten im Kriege. Auch die Sterblichkeit des Soldaten im Kriege kann im Allgemeinen berechnet werden, und es haben daher die deutschen Lebensversicherungs-Anstalten Unrecht, wenn sie Militärs unbedingt ausschließen, da sie ihnen unter einer höhern Prämie recht gut den Zutritt gestatten könnten. — Eine wirklich auf einem Feldzuge begriffene Armee im Effektivstande zu erhalten, ist mit einem großen Opfer von Menschenleben und Gesundheit verbunden. Man hält die numerische Stärke einer Armee gewöhnlich auch für die wirkliche und eigentliche Stärke derselben; die durch Krankheit, Erschöpfung und Entbehrung verursachten Todesfälle und Siechthum werden gewöhnlich als unbedeutend übergangen. Wenigen nur scheint die Thatsache bekannt zu sein, daß in einem lang dauernden Feldzuge die Todesfälle durch Ueberanstrengung, unzureichende Nahrung und Erkältung weit zahlreicher sind, als die Todesfälle durch Schlachten und Gefechte. Eine andere, nicht allgemein bekannte Thatsache ist, daß in einem etwas lang dauernden Feldzuge meistens ein Viertheil der Armee krank und dienstunfähig ist.

Die vorzüglichste militärische Anstrengung oder die Reihe von Anstrengungen, welche England in neuern Zeiten gemacht hat, ist die, welche die Vertreibung der Franzosen aus der portugiesisch-spanischen Halbinsel herbeiführte und bald nach der Schlacht von Toulouse vom 10. April 1814 endete. Die Armee, unter dem Oberbefehle des Herzogs von Wellington, war 6 bis 7 Jahre mit Erreichung des Gegenstandes des Kampfes beschäftigt, aber der größte Theil der Kriegsoperationen fiel in die letzte Hälfte dieses Zeitraumes. Die Zahl der in den Jahren 1808, 1809 und 1810 Getödteten und Verwundeten stieg nicht über den 6ten Theil der Todten und Verwundeten während der übrigen Periode des Krieges. In den ersten 3 Jahren stieg die Stärke der Armee im Durchschnitt nicht über 30,000 Mann; in den letzten 3 Jahren und 5 Monaten betrug die Stärke der Armee im Durchschnitt 61,511 Mann. Während der letzten 41 Monate dieses Krieges, oder vom 2. Dezember 1810 bis 23. Mai 1814, betrugen die sämmtlichen Todesfälle der gemeinen Soldaten der Armee durch Krankheiten und Gefechte 33,829 oder 825 monatlich; die sämmtlichen Todesfälle der Offiziere in dieser Zeitfrist betrugen 940, oder monatlich 23. Die Durchschnittszahlen der Lebenden, aus 41 Monats-Uebersichten abstrahirt, waren 61,511 Gemeine und 2716 Offiziere. Folglich waren die durchschnittlichen Mortalitäts-Raten während dieser Periode 16,1 pCt. für die Gemeinen und 10,1 pCt. für die Offiziere. Das heißt, die Mortalität der Gemeinen war beinahe 6 pCt. größer als die der Offiziere. Wenn man die Mortalität (Sterblichkeit) der Offiziere und der Gemeinen in den verschiedenen Jahreszeiten vergleicht, so findet man, daß das Uebermaß der Mortalität der Gemeinen nur im Winter statt findet, der Jahreszeit, welche die Armee gemeiniglich in Cantonirungen hinbrachte; während der Sommer (vom 25. März bis zum 25. September) ist keine merkliche Verschiedenheit zwischen der Sterblichkeit der Offiziere und der der Gemeinen; während jedem der Sommer waren die Todesfälle der Offiziere zu denen der Gemeinen fast in der Proportion wie 1 zu 25; während jedem der zwei Winter wurden die Proportionen 1 zu 70; in dem dritten Winter kam eine Ausnahme vor, und die Proportion traf mit der Durchschnitts-Proportion im Jahre zusammen; dieß wird erklärt dadurch, daß die Armee, dem gewöhnlichen Gebrauch entgegen, im Winter im Felde blieb. Während der 41 Monate verhielten sich sämmtliche Todesfälle unter den Offizieren zu sämmtlichen Todesfällen unter den Gemeinen wie 1 zu 36; in derselben Zeit kam ein lebender Offizier (Nichtcombattanten eingeschlossen) auf 22 1/2 lebende Gemeine, oder (Nichtcombattanten ausgeschlossen) 1 Offizier auf 25 1/2 Gemeine.

Während der Monate, in welchen Gefechte statt hatten, ist die Mortalität der Offiziere immer hoch im Verhältniß zu der der Gemeinen. In den Monaten, wo die Todesfälle unter den Offizieren am zahlreichsten gewesen sind, erreicht die Proportion der todten Offiziere zu den todten Gemeinen ihr Maximum. So kam z. B. die größte Zahl Todesfälle unter den Offizieren im Monat April 1812 vor, welcher der Belagerung von Badajoz entspricht. In demselben Monat starben 1311 Gemeine, so daß nur 17 Todesfälle von Gemeinen auf 1 Offizier-Todesfall kommen, welches weniger als die Hälfte des gewöhnlichen Durchschnittes ist. Eine ähnliche hohe, verhältnißmäßige und absolute Offizier-Mortalität ist in den Monaten bemerkbar, in welchen die Schlachten von Fuentes d' Onor, Salamanca, Vittoria, der Pyrenäen und Toulouse statt hatten. Da die größere Zahl der Gefechte während des Sommers statt hat, so kann die höhere relative Mortalität der Offiziere gegen die der Gemeinen dadurch erklärt werden, daß Schlachten im Verhältniß zerstörender für Offiziere als Gemeine wirken. Die Zahl der Offizier-Todesfälle während irgend eines Monats zeigt im Allgemeinen die Menge der Gefechte während dieses Monats an; aber die Zahl der Gemeinen-Todesfälle ist in dieser Hinsicht wenig aufschlußgebend. Die Todesfälle der Gemeinen sind in mehren Beispielen eben so zahlreich in Monaten, wo kein Gefecht statt hatte, als während Monaten, in welchen wichtige Schlachten statt gehabt haben.

In Schlachten findet eine große Verschiedenheit zwischen den Mortalitäten der Offiziere verschiedenen Ranges statt. Stabsoffiziere und Kapitäne erleiden größere Verluste, als Lieutenants, welche wiederum mehr verlieren als Fähnriche. Die Mortalität der Hauptleute in Schlachten ist doppelt so groß, als die der Fähnriche. Es ist wahrscheinlich, daß diese

Verschiedenheit der Mortalität von der Verschiedenheit des Alters der Betheiligten abhängt, indem die Jüngeren eine größere Chance des Lebendbleibens haben, als die Aelteren. Vielleicht mag aber auch die verschiedene relative Stellung, welche die Offiziere verschiedenen Ranges einnehmen, die Verschiedenheiten in der Mortalität verursachen. Ein Hauptmann, um seiner Kompagnie ein gutes Beispiel zu geben, wird häufig sich selbst an einen sichtbaren und exponirten (der Gefahr bloßgestellten) Ort begeben, wird in dem ersten Gliede sein und wird am meisten voran dem Feinde entgegen gehen. Wenn ein Hauptmann auf seinem Platze fällt, so wird seine Stelle durch einen Subalternoffizier ersetzt werden, dessen Schuldigkeit es sein wird, sich einem ähnlichen höhern Risico in Bezug auf Tod auszusetzen. Die Zahl der Offiziere, welche an Wunden nach dem Schlachttage sterben, ist ein klein wenig größer, als das Dritttheil der an dem Schlachttage selbst vorkommenden Todesfälle. So war es nämlich beinahe bei den fünf Schlachten von Talavera, Salamanca, Vittoria, Orthe's und Waterloo. Die Todesfälle am Schlachttage sind im Allgemeinen viermal so groß, als die Zahl derer, welche in den 10 nachfolgenden Tagen sterben. Und die Todesfälle während einer Periode von 10 Tagen nach der Aktion sind im Allgemeinen viermal so zahlreich, als die Zahl von Todesfällen, welche in der nachfolgenden Periode von 10 Tagen vorkommen. Während den letzten 41 Monaten des Peninsularkrieges war die Proportion der getödteten Hauptleute und Subalternen wie 4,9 pCt. jährlich. Die Proportion der getödteten Gemeinen in derselben Periode war wie 3.2 pCt. jährlich. Wenn man ein Dritttheil zu diesen Zahlen für an Wunden Gestorbene hinzufügt, so wird man eine totale jährliche Mortalität durch Schlachten haben = 6,6 pCt. für Offiziere und 4,2 pCt. für Gemeine. Da die Todesfälle der Hauptleute und Subalternen durch sämmtliche Todesursachen während derselben Periode 10 3 pCt. und die Todesfälle von Gemeinen, durch sämmtliche Todesursachen veranlaßt, 17,1 pCt. jährlich betrugen, so folgt, daß die jährliche Mortalität aus sämmtlichen Todesursachen, mit Ausschluß der Schlacht, = 3,7 pCt. für Hauptleute und Offiziere und 11,9 pCt. für Gemeine betrug.

Sterblichkeit in heißen Ländern. Im Jahre 1835 starben bei den 37 englischen Regimentern, die sich auf gesunden auswärtigen Stationen befanden, in den Besitzungen im Mittelmeere 1 1/2 pCt., in Nordamerika und auf den Bermudas-Inseln 1 1/2 pCt., auf dem Kap der guten Hoffnung 1 1/2 pCt., in Neu-Südwales 1 1/2 pCt., auf St. Helena 3 pCt. und auf St. Mauritius 3 pCt. In demselben Jahre starben dagegen bei den 37 Regimentern, die sich auf ungesunden auswärtigen Stationen befanden, in Ostindien und auf Ceylon 6 pCt., auf Jamaika und den Inseln über und unter dem Winde 12 pCt.

Sterblichkeit der Gefangenen in Frankreich. Zu Embrun hat man bemerkt, daß die Gefangenen wegen geringfügiger Verbrechen in größerer Zahl sterben, als die übrigen, indem die wegen gröbern Verbrechen Verurtheilten gewöhnlich durch Stärke ihrer Konstitution und Akklimatisirung an das Gefängniß durchkommen. Zu Gaillon ist, seit mehren Jahren, das Verhältniß der Todesfälle bei den weiblichen und männlichen Gefangenen sehr zum Nachtheil der letztern. Im Jahre 1833 verlor man von 385 Männern, welche in die Krankensäle kamen, 55, während von 214 Weibern nur 12 starben. Eine Lokalursache scheint durchaus nicht vorhanden zu sein. — Im Bicêtre zu Paris hat man ähnliche Beobachtungen gemacht. Eine andere Beobachtung, welche allgemein zu sein scheint, ist, daß im Gefängniß sich das Alter schnell einstellt und daß Personen von 40 bis 50 Jahren daselbst häufig Zuständen unterworfen sind, welche sonst gewöhnlich nur den Siebzigern eigen sind. Die allgemeine Sterblichkeit, welche in den amerikanischen Gefängnissen nur 1 von 49 beträgt, ist in den französischen Centralgefängnissen 1 von 14. Einige Gefängnisse haben sogar in dieser Hinsicht noch furchtbarere Resultate gegeben. So war z. B. zu Melun, wo nur Männer eingesperrt sind, die Sterblichkeit in den Jahren 1810 bis 1819 sogar 35 von 100, d. i. 1 auf noch nicht völlig 3; seit 1819 bis 1829 war sie 1 von 7 etwa; im Jahre 1833 ist sie nur 1 auf 13 5/8 gewesen. In demselben Jahre 1833, nachdem sehr bedeutende Verbesserungen in der Verwaltung der Gefängnisse eingeführt worden waren, ist bei einer Bevölkerung der 19 Centralgefängnisse von 15,826 Individuen (wovon 11,889 Männer und 3967 Weiber) doch noch 1 Todesfall auf 12 5/8 Männer und 1 Todesfall auf 18 1/4 Weiber gekommen.

*

Ein Gelehrter hat beobachtet, daß allemal in einer Familie, in welcher 4 Generationen auf einander folgten, ohne daß die Männer Beschäftigungen hatten, welche körperliche Anstrengungen erfordern, die Kinder, welche die 5te Generation bildeten, jung und mehrentheils an Brustkrankheiten starben. Diese Beobachtung hat sich sowohl bei Gelehrten als Handwerkern bewährt, die viel im Zimmer sitzen, z. B. bei Schneidern.

Hochbejahrte Personen der neuesten Zeit. Langdauernde Lebenskräftigkeit.

1. Ein seltenes Beispiel langjähriger, entsprechender und unermüdeter Dienstleistung gewährt Jakob Johann Toma, welcher, den 19. Juli 1753 von bürgerlichen Eltern in Brünn geboren, nach hinterlegten philosophischen Studien im Jahre 1773 bei der damaligen k. k. Wegmauth- und Straßen-Direktion als überzähliger Kanzellist in Staatsdienste trat. Später zum Revisions-Adjunkten vorgerückt, wurde derselbe bei eingetretener Mauth- und Straßen-Verpachtung, im Jahre 1783, der k. k. Kameral-Buchhaltung zugetheilt und erhielt 1784 die Raitungsoffizianten-Bedienstung bei dem k. k. m. s. Landrechte; 1815 wurde ihm die Leitung der Rechnungsgeschäfte bei der genannten Stelle übertragen. Nachdem er als eifriger, gewandter Geschäftsmann bereits sein 51. Dienstjahr zurückgelegt, geruhten Allerhöchst Se. Maj. demselben außer seinem fixen Gehalte von 700 fl., eine Personalzulage von 200 fl. huldreichst zu bewilligen; als derselbe sein

60stes Dienstjahr überschritten hatte und seinem Geschäfte als 80jähriger Greis fortan mit Pünktlichkeit vorstand, wurde derselbe von dem landesväterlichen Monarchen mit einer weitern Personal-Zulage, zugleich aber mit dem Titel und Charakter eines k. k. Rechnungsrathes beglückt. In dieser neuen Eigenschaft widmete der würdige Greis, obwohl seine Sehkraft an einem Auge fast ganz nachließ, bei übrigens andauernder Gesundheit und Rüstigkeit, dem Staatsdienst fortan seine Thätigkeit mit musterhaftem Eifer, welchem am 28. Mai 1838, im 85. Jahre seines Lebensalters und im 65. seiner ununterbrochenen rühmlichen Dienstzeit, der Tod nach kurzem Krankenlager ein Ziel setzte. Derselbe diente sonach im vorigen Jahrhundert 27, im laufenden 38 Jahre unter 5 verschiedenen Regenten. — Unter 6 erwachsenen Kindern hinterläßt derselbe zwei noch unversorgte Töchter und eine 76jährige Wittwe, mit welcher derselbe 45 Jahre in glücklicher Ehe gelebt. Seine achtungswürdigen Eigenschaften errangen ihm die innige Werthschätzung Aller, die ihn kannten.

2. Der 86jährige Generallieutenant und Artillerie-Korpskommandant, Freiherr v. Hallberg zu München, trat im Oktober 1838 sein 70. Dienstjahr an.

3. Der am Ende des Jahres 1837 in einem Alter von 88 Jahren verstorbene Hofrath und Oberbibliothekar Reuß zu Göttingen kündigte noch im letzten Winter-Katalog Vorlesungen an. Solche Professoren, die noch in einem Alter von 88 Jahren Vorlesungen halten oder ankündigen, sind gewiß selten.

4. In der Gemeinde Beaumont in Frankreich sind ein Greis von 90 Jahren und seine 82jährige Frau, nachdem sie 64 Jahre in einer glücklichen Ehe mit einander verlebt, nach einer kurzen Krankheit an Einem Tage und fast in derselben Stunde gestorben. Beide Leichen wurden in dieselbe Kirche gebracht, wo sie getraut worden, um eingesegnet zu werden, und dann in Ein Grab bestattet. (Wien. Telegraph 1838, Nro. 30.)

5. Am 27. Oktober 1838 starb zu Müllrose, im preußischen Regierungsbezirk Frankfurt, eine Frau, 90 Jahre 9 Monate alt, in Folge eines unglücklichen Falles. Sie war fast niemals krank gewesen, immer kräftig und sehr lebendig, hatte nie eine Brille gebraucht, war 6mal verheiratet, zuletzt im 74. Lebensjahre, und hatte eine Generation von 74 Personen, respekt. Kinder, Enkel und Urenkel, von denen ihr bereits 16 in die Ewigkeit vorangegangen sind. (Humorist.)

6. Am 9. Februar 1838 starb zu Schwanheim, im Großherzogthum Nassau, die Witwe des Ackerbauers Jakob Schlaud, mit Hinterlassung von 98 Nachkommen. Sie ward am 20. April 1748 geboren.

7. In einer Gemeinde in der Nähe von Paris wurde vor Kurzem ein Veteran von der großen Armee mit einem Frauenzimmer von 96 Jahren getraut.

8. Zu Hilvorsum, in Holland, starb im Jahre 1838 ein Mann in dem Alter von 100 Jahren. Seine 18 Kinder sah er vor seinem Ende alle zu Grabe tragen. — In der Grafschaft Middlesex in England lebt gegenwärtig ein Ehepaar, das zusammen 204 Jahre zählt. Der Mann ist 103, die Frau 101 Jahre alt.

9. In einem kleinen Dorfe bei Bridgewater (im Westen von England) leben gegenwärtig (1838) sieben Leute, deren vereinigtes Alter 718 Jahre beträgt und die sich alle der besten Gesundheit erfreuen.

10. Die Schwester des bekannten Luftschiffers im vorigen Jahrhundert, Montgolfier, lebt noch in Paris und ist 104 Jahre alt. Sie empfängt ihre Gäste noch selbst, und bewegt sich ganz rüstig in der zahlreichen Gesellschaft. — Eine New-Yorker Zeitung erzählt, daß eine dort lebende Dame von 105 Jahren, die noch im Besitz aller ihrer Geistesfähigkeiten ist, vor Kurzem einer Freundin in New-York einen Besuch abstattete. Dort angekommen, führte sie ein Einwohner zu einem Herrn, der 107 Jahre alt ist. Die beiden Alten unterhielten sich von den Zeiten, wo der Boden, auf welchem jetzt eine stattliche Kirche steht, noch zum Flußbett gehörte.

11. Am 6. September 1837 starb zu Göritz, im preuß. Regierungsbezirk Cöslin, der ehemalige Revierjäger Brandt in dem hohen Alter von 106 Jahren. — In demselben Alter lebt in Aquila ein Mann, Namens Dominik Caponi. Er ist im Besitze seiner vollen Kraft.

12. Am 1. Dezember 1837 starb zu Schomberg, Teschner Kreises im k. k. österreichischen Schlesien, Johanna Janatschek, Tochter des dasigen Gärtlers Andreas Folta, in einem Alter von 107 Jahren. Von ihrer Jugend an arbeit- und genügsam, wußte sie noch in ihren so weit vorgerückten Jahren ihren Lebensunterhalt großentheils durch Flachsspinnen zu erwerben; nebst diesem hatte sie an der gegenwärtigen Grundobrigkeit ausnehmende Wohlthäter. Im steten Gebrauche ihrer Sinne und Kräfte, durch keine Krankheit geschwächt, emsig und ausdauernd, hinterläßt sie, im niedrigen Stande geboren, ihren vier Töchtern, zahlreichen Enkeln und Urenkeln das schöne Vorbild treu erfüllter Pflichten bis zum letzten Augenblick ihres Lebens.

13. Am 4. April 1837 starb in seinem Geburtsorte Oberolm, in Rheinhessen, 107 Jahre alt, Peter Imperial. Von Haus aus arm, war es, nachdem er im siebenjährigen Kriege im französischen Heere einen Feldzug mitgemacht, lediglich sein Handwerk als Maurer, mit dessen spärlichem Verdienste er (und zwar bis in sein 90. Jahr) sein und der Seinigen Leben fristete. In solchem Alter mußte er sich zu einem so schweren Geschäfte begreiflich zu schwach fühlen. Von nun an auf die Mildthätigkeit seiner Mitmenschen angewiesen, ward ihm diese dergestalt bethätigt, daß er nie Mangel

litt. Nie war er krank gewesen und bis zu seinem letzten Augenblick stets heiter und bei Sinnen. Er hinterließ zwei Söhne, wovon der eine 69 und der andere 62 Jahre alt ist, und von drei Töchtern eine 74jährige, die ihm stets zur Seite war und mit rühmlicher Aufopferung seiner wartete und pflegte, und sodann 10 Enkel und 8 Urenkel. — In einem Dorfe in Südwales wohnt ein Mann, Namens Mathew, vollkommen gesund und rüstig, der 108 Jahre alt ist.

14. Am 19. Mai 1837 starb in dem böhmischen Dorfe Klischnitz bei Pilsen ein Wasenmeister, G. Kral, welcher im Jahre 1729 in Neumark in Baiern geboren wurde. Er war noch im 104. Jahre als obrigkeitlicher Feldhüter thätig und zweimal, das einemal 49 Jahre, das andere 37 Jahre verheiratet. Bei seinem Tode hinterließ er 9 Kinder, darunter 4 von der zweiten Frau, welche er noch im 70. Jahre heiratete, 24 Enkel und 14 Urenkel.

15. In der Grätzer Zeitung vom 24. Februar 1838 wird unter den Verstorbenen aufgeführt: »Michael Pöschinger, Armenbetheilter, alt 109 Jahre.« Im Jahrg. 1838 haben wir dieses damals noch rüstigen Greises erwähnt.

16. Zu Joppa bei Edinburgh ist im Jahre 1838 ein Sergeant, Namens Wright, in einem Alter von 110 Jahren gestorben. Er hat den französisch-kanadischen und den Unabhängigkeitskrieg in Amerika mitgemacht und hinterläßt einen sehr greisen Sohn, der als katholischer Priester zu Montreal lebt. — In Low-Hill in England leben gegenwärtig zwei Schwestern, die zusammen 195 Jahre alt sind. Die ältere steht in dem Alter von 111 Jahren und wohnt seit 91 Jahren in demselben Hause. — Zu Saint Sulpion, im Depart. Tarn in Frankreich, starb im Juli 1838 Barthol. Niful im 111. Jahre seines Alters.

17. Zu Tilbron, im preuß. Regierungsbezirk Danzig, starb 1838 Andreas Kamin in seinem 113. Jahre. Er hatte als Husar den siebenjährigen Krieg und namentlich das Treffen, in welchem Blücher gefangen wurde, mitgemacht, und zeugte mit 5 Frauen 25 Kinder, die aber alle (das jüngste 70 Jahre alt) vor ihm starben. Bis auf das Gehör blieben alle seine Sinne ungeschwächt, und 6 Wochen vor seinem Tode ging er noch 1 1/2 Meile weit in die Kirche. (Posaune.)

18. In Wien starb 1838 eine Magd und Pfründnerin, 116 Jahre alt.

19. In dem Hospital von Puy in Frankreich lebt eine Frau, die im Jahre 1838 ihr 117. Jahr angetreten hat und sich noch einer fast ungeschwächten Gesundheit erfreut. Sie hat die Regierungen Ludwigs XV. und XVI., der konstituirenden und der gesetzgebenden Versammlung, die des Convents, des Direktoriums, des Consulates, des Kaisers, der ersten Restauration, die der hundert Tage, Ludwigs XVIII. und Karls X. erlebt, und hofft sich auch der Regierung Ludwig Philipps noch lange erfreuen zu können. Die Alte soll so aussehen, als zählte sie nur einige 60. (Allgem. Ztg.)

20. In Siebenbürgen ist ein über 100 Jahre alter Greis keine seltene Erscheinung. Im Orte Pestes, löblichen Zarander Komitats, verschied unlängst ein Walache, Namens Juon Graza, 120 Jahre alt; sein starker und gesunder Körperbau ließ auf eine noch längere Lebensdauer schließen, aber durch einen unglücklichen Fall hat er sich durch eine Sense tödtlich verwundet. Er hinterläßt einen 100jährigen Sohn, Juon Graza, und einen 80jährigen Enkel, der, seit 50 Jahren die Dienste des Herrschafts-Richters versehend, noch immer mit der Kraft eines 50jährigen Mannes rüstig seine Arbeit verrichtet. — Zu Nantes starben kürzlich zwei Schwestern, welche das Alter von 125 und 130 Jahren erreichten.

21. Am 16. Juli 1838 starb in der Pfarre Ernstbrunn in Niederösterreich, Viertel unter dem Manhartsberg, Georg Domberger, Taglöhner, welcher das hohe Alter von 130 Jahren erreichte. Derselbe war zu Zerotitz in Mähren im Jahre 1708 geboren, diente schon zur Zeit Kaiser Karls VI. unter dem Prinzen Eugen von Savoyen als Packknecht im Regimente Khevenhüller, lebte später als Pferdeknecht auf der Herrschaft Ernstbrunn und verehelichte sich erst in seinem 100. Lebensjahre. Selbst in seinem höchsten Alter änderte sich sein äußeres Aussehen nur wenig, er war immer gesund und verlebte besonders seine neun letzten Lebensjahre ganz kummer- und sorgenlos, betend für das Wohl des Allerhöchsten Kaiserhauses, da ihm seit dem 12. Juli 1829 eine tägliche Gnadengabe aus der Privatkasse Allerhöchst Seiner Majestät bis an sein Lebensende zu Theil geworden ist. (Wien. Ztg.)

22. Bei Turiff, in dem englischen Bezirke Banffshire, ist Ende des Jahres 1838 John Gordon gestorben, welcher das außerordentlich hohe Alter von 132 Jahren erreicht hatte. Kein Reisender unterließ, jenen Patriarchen in seiner Hütte zu besuchen, und dieser Umstand trug zu seinem bequemen Auskommen wesentlich bei. Da kurz vor seinem Absterben sein Enkel mit 73 und sein Sohn mit 92 Jahren mit ihm unter dem nämlichen Dache wohnten, so ward seine Hütte in der Gegend allgemein »das Haus der drei Jahrhunderte« genannt. (Theaterztg.)

23. Nach dem Osservatore Triestino lebt gegenwärtig zu Hildgausen in Schlesien ein Mann, der im Juni 1838 142 Jahre zählte. Er heißt Hans Hertz und genießt der allgemeinen Achtung. Seit 27 Jahren geht er nicht mehr aus, macht aber noch täg-

lich zwei, drei Touren durch das Zimmer. Ist schönes Wetter, so raucht er bei offenem Fenster seine drei Pfeifen Tabak. Seit 6 Jahren spricht er nichts mehr und gibt nur unartikulirte Laute von sich, die nur seine Hausgenossen verstehen. Seine Söhne sind alle seit langer Zeit gestorben, und er lebt jetzt, auf die sorgfältigste und zärtlichste Weise gepflegt, bei seinen Enkeln. Dieser Mann dauerte also durch 3 Jahrhunderte.

Nach dem russischen Staatskalender vom Jahre 1837 leben in Rußland zwei Individuen in dem Alter von 150 Jahren und einer in dem Alter von 160 Jahren.

24. In der Nähe von St. Béal, im Departement Haute-Garonne in Frankreich, starb im Jahre 1838 eine Frau, Marie Prion (Priou), 158 Jahre alt; sie war im Jahre 1680 geboren. Beim Tode ihrer Eltern erbte sie eine Hütte und einige kleine Stücke Landes, die sie im Alter von 66 Jahren gegen eine Leibrente verkaufte. Die Käufer und deren Erben bezahlten also die Leibrente, welche 162 Livres betrug, seit 92 Jahren. In den letzten 10 Jahren ihres Lebens nährte sie sich nur von Käse und Ziegenmilch, und bei ihrem Tode wog ihre Leiche nur 42 Pfund. Fleisch, Haut und Muskeln bildeten fast nur noch ein auf die Knochen geklebtes Pergament. Merkwürdigerweise hat die Frau ihre geistigen Fähigkeiten bis auf den letzten Augenblick erhalten. (Temps vom 11. Oktober 1833.)

Ehen — Fruchtbarkeit.

1. Alter worin die meisten Frauenzimmer sich verheiraten. Ein Beamter zu Paris hat nach den von ihm geführten Registern der Bevölkerungsbewegung der Hauptstadt Frankreichs berechnet, daß von 1813 bis 1830 einschließlich in Paris 121,525 Ehen geschlossen worden sind. Von dieser Zahl waren 811 Bräute 12 bis 15 Jahre alt; 1920 — 16 J.; 3959 — 17 J.; 5816 — 18 J.; 6957 — 19 J.; 7618 — 20 J.; 8017 — 21 J.; 7783 — 22 J.; 7206 — 23 J.; 6815 — 24 J.; 6461 — 25 J.; 5921 — 26 J.; 5496 — 27 J.; 5058 — 28 J.; 4518 — 29 J.; 4107 — 30 J.; 3651 — 31 J.; 3350 — 32 J.; 2892 — 33 J.; 2614 — 34 J.; 2257 — 35 J.; 2082 — 36 J.; 1798 — 37 J.; 1593 — 38 J.; 1370 — 39 J.; 1824 — 40 J.; 1126 — 41 J.; 1015 — 42 J.; 862 — 43 J.; 795 — 44 J.; 755 — 45 J.; 709 — 46 J.; 591 — 47 J.; 586 — 48 J.; 462 — 49 J.; 415 — 50 J.; 354 — 51 J.; 360 — 52 J.; 290 — 53 J.; 267 — 54 J.; 213 — 55 J.; 226 — 56 J.; 186 — 57 J.; 132 — 58 J.; 125 — 59 J.; 126 — 60 J.; 578 — 61 Jahre und darüber. Man entnimmt aus Vorstehendem, daß die meisten Frauenzimmer sich im 21sten Jahre verheiraten. Im Durchschnitt kann man annehmen, daß auf eine Million Frauenzimmer 469,453 vor ihrem 25. Jahre und 521,653 nach ihrem 25. Jahre sich verheiraten.

Im Weichbilde der Stadt Wien und den Vorstädten wurden im Jahre 1837 nicht weniger als 3308 eheliche Bündnisse geschlossen. Nach Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses zerfällt diese Zahl in 3017 katholische, in 17 akatholische, in 256 gemischte und in 9 jüdische Trauungen. Dem Alter nach lassen sich die Bräute in 6 Klassen eintheilen; unter 20 Jahren alt waren 256, zwischen 20 und 24 Jahren standen 623, zwischen 24 und 30 Jahren 1184 und zwischen 30 und 40 Jahren 946; zwischen 40 und 50 Jahren 254 und über 50 Jahre 45. Diese letzte Angabe zeigt uns, daß noch manche Matrone und mitunter auch manches alte Fräulein dem Gotte Hymen keinen Korb gegeben habe, und daß es auch der reifern Frauenwelt in Wien nicht an Verehrern gefehlt hat. Die Altersstufen der Männer stellten sich also dar: Unter 24 Jahren zählten 264; zwischen 24 und 30 Jahren standen 1100, zwischen 30 und 40 Jahren 1312, zwischen 40 und 50 Jahren 432, zwischen 50 und 60 Jahren 145 und über 60 Jahre hatten 55. Aus dieser Aufzählung ersieht man, daß die Heiratslust in den drei ältesten Altersklassen bei dem weiblichen Geschlechte vorherrschend war. Von diesen Trauungen fanden 2465 zwischen ledigen Personen, 110 zwischen Verwitweten und 733 zwischen Personen gemischten Standes statt. Gegen das frühere Jahr 1836 wurden 351 Ehen mehr eingesegnet. (Oesterr. Zuschauer 1838.)

2. Die Zu- und Abnahme der Heiraten in einem Lande ist natürlich den Einflüssen großer Begebenheiten, zumal dem Kriege und Frieden, dem Wohlstande der Völker, dem allgemeinen Elende, den Seuchen und der Hungersnoth unterworfen. In Preußen vermehrte sich die Zahl der Ehen nach dem Einfalle der Franzosen. Während der glänzendsten Epoche des preußischen Staates, in den Jahren von 1817 bis 1819, rechnete man eine Ehe auf 98 Personen. In den folgenden Jahren stellte sich dieß Verhältniß auf 108, 111 und 118. In Frankreich zählte man von 1818 bis 1822 weniger Ehen als vor der Revolution, obschon die Bevölkerung um mehre Millionen zugenommen hatte.

3. Der Zeitung von Fernambuco zufolge, besteht gegenwärtig in dem Städtchen Simbres in jener Provinz, eine Familie von seltener Fruchtbarkeit. Der Baumwollenpflanzer Joaquin Ignacio de Sequeira hatte nämlich von einer noch lebenden Gattin, Donna Maria, 12 Söhne und 8 Töchter, welche sämmtlich bei Leben,

verheiratet und zusammengerechnet mit 150 Kindern gesegnet sind. Die 9 ersten Kinder besitzen bereits eine Nachkommenschaft von 7, 9, 10 und 11 Kindern. Diese zahlreiche Familie, welche der besten Gesundheit genießt und in einem Umkreise von anderthalb Stunden wohnt, ernährt ausschließlich einen Fleischer, einen Bäcker, einen Schneider und zwei Schuster.

(Theaterztg. 1838.)

4. In Neapel lebt gegenwärtig ein gewisser Bartolo, der 12 Söhne und 4 Töchter hat. Von den 12 ersten sind 10 verheiratet und haben zusammen 70 Kinder; die 4 Töchter, ebenfalls verheiratet, haben zusammen 45 Kinder; hiemit hat der Alte im Ganzen 115 Enkel. Von denselben heißen 30 Bartolomeo und 25 Bartolomea. Von diesen sind 5 wieder verheiratet und haben schon zusammen 14 Kinder, von denen das älteste 4 Jahre zählt. (Der Adler 1838.)

5. Ein Familienfest, wie es wohl noch nie erlebt wurde, feierte am 23. Juli 1838 in Markgröningen, im Würtembergischen, der dortige, zwar in Ruhestand versetzte, doch noch sehr rüstige Schullehrer Müller im Kreise der Seinigen. Er nämlich feierte seine goldene Hochzeit, sein Sohn, Prediger an demselben Orte, seine silberne, und sein Enkel, ein Arzt, seine Rosenhochzeit. In der nämlichen Kirche, wo diese drei Brautpaare eingesegnet wurden, bekam in derselben Stunde auch ein Urenkel des goldenen Jubelpaares die heilige Taufe. (Posaune 1838.)

6. Am 16. Dezember 1838 gebar zu Csik-Rakos in Siebenbürgen, Theresia Széfely, die Gattin eines Szekler-Soldaten, zwei Knaben und zwei Mädchen, wovon jedoch nur drei lebendig auf die Welt kamen (sie lebten noch im Jänner), das vierte aber bereits todt war. In den Monaten Dezember 1838 und Jänner 1839 kamen in Ungarn und Siebenbürgen zahlreiche Drillinge und Vierlinge auf die Welt, der Zwillinge nicht zu gedenken.

7. »Fünflinge,« meldet das Giornale delle due Sicilie, »waren am 21. Juni zu Neapel von einer 33 Jahre alten verheirateten Frau geboren worden, welche früher schon zweimal von Zwillingen entbunden worden war. Alle fünf Kinder, ein Knabe und vier Mädchen, starben eine halbe Stunde nach der Geburt.«

Ungewöhnliche Erscheinungen an Menschen — Mißbildung, Naturspiele.

1. Die Albinos. Die Albinos oder sogenannten weißen Neger (Kakerlaken) sind von weibischem Charakter; ihre Haut ist mattweiß; ihre Augen sind schwach und haben eine mehr oder weniger rothe Iris; die Haare sind blaßgelb oder, sowohl in Ansehung der Farbe als Consistenz, ganz baumwollenartig. Bei den Menschenarten mit dunkler Hautfarbe, wie bei den Negern in Afrika, sind sie häufiger als bei uns. Bei den Arabern hat man deren noch nicht bemerkt; allein bei den Europäern namentlich einen zu Warschau, der von einem Polen und einer Deutschen abstammte, und einen andern in einem Dorfe Schwabens; die Eltern dieses letztern sollen ebenfalls beide Kakerlaken gewesen sein. Die von Reisenden auf Java beobachteten Albinos sollen daselbst einige in den Wäldern umherirrende elende Stämme bilden, die unter dem Namen Kakerlaken ein Gegenstand der allgemeinen Verfolgung sind. Auf Ceylon nennt man die Albinos Bedas oder Bedos; sie werden von den übrigen Einwohnern verachtet und scheinen zu der Art der Hindus zu gehören. Es gibt deren auch bei den Papus, so wie bei den Hyperboreern, unter den letztern jedoch sehr selten. Auf den Maskarenen ist uns eine ziemlich hübsche Sklavin von 16 Jahren vorgekommen, die man jedoch für 30jährig hätte halten sollen. Sie war auf Madagaskar gekauft worden und war eine Kakerlakin der äthiopischen Art. Sie hatte zwei Kinder, das eine von einem Europäer, das andere von einem Neger, gehabt; beide waren echte Mestizen und besaßen die Züge ihres Vaters, aber die mattweiße Farbe und die weißen Haare der Mutter; ihre schwachen Augen waren jedoch nicht roth, sondern sehr hell kastanienbraun. Man findet, wie behauptet wird, häufig ähnliche Individuen in den Wäldern dieser großen Insel, aus der die einzige Kolonie, die Frankreich noch im indischen Ozean besitzt, ihre Sklaven bezieht. Albinos findet man auch bei den meisten Aethiopiern des Festlandes. Am bekanntesten sind jedoch die der Landenge Darien, welche Nord- und Südamerika verbindet.

2. Ein malaischer Albino. »Bei meiner Landung zu Gressik,« erzählt der Engländer Newbold, »war ich über das sonderbare Aussehen eines Malaienknaben, eines Albino, der im Schatten eines Baumes am Ufer stand, erstaunt. Seine Haut war röthlich weiß, mit einigen Blattern und mit wenigen kurzen, weißen Haaren bewachsen. Die Augen waren klein und zusammengezogen, die Iris von ziemlich hellblauer Farbe, die Augenlieder roth, mit kurzen, weißen Wimpern, die Augenbraunen klein und von derselben Farbe, die Pupille war beim Licht sehr zusammengezogen. Als man ihm zurief, näher zu kommen, schien er sehr beschämt. Er zeigte sich sehr empfindlich gegen die Lichtstrahlen, indem er seine Augen dadurch stets davor zu bewahren suchte, daß er seine Hände vorhielt. Er erzählte mir, er könne besser, als seine Nachbarn bei nicht völliger Dunkelheit, am besten aber bei Mondschein sehen. Gegen die Hitze ist er auf eine krankhafte Weise empfindlich; wegen seines ausgezeichneten Verstandes und in Folge der abergläubischen Achtung, mit der ihn die

Malaien behandeln, wird er von seinen Verwandten selten zu einer übermäßig harten Arbeit verwendet, obgleich es ihm an physischer Kraft nicht fehlt. Die leichtgläubigen Malaien bilden sich ein, die Genien hätten an der Erzeugung solcher Seltsamkeiten einen geheimen Antheil, obwohl sie dieses als großes Geheimniß erzählen. Bis auf diesen Tag wird das Grab seines Großvaters, welcher ebenfalls ein Albino war, von den Eingebornen für heilig gehalten und es werden Gebete auf demselben verrichtet. Seine Schwester ist, wie er, eine Albino. In beiden obigen Fällen bemerkte ich sogleich, daß die Augen sehr hellblau waren, die Oberhaut war röthlich blau und sehr verschieden von der der afrikanischen Albinos, welche von Voltaire gesehen und beschrieben und von Lawrence citirt wurden.

(Ausland 1838)

Auch Herr Bennet berichtet von **Malaien mit weißer Haut.** — Auf Sumatra in dem Pedirdistrikte war er einmal sehr überrascht, als er an einem Hause in der Nähe eines Dorfes vorüberging, einen, wie es schien, etwa 6 Jahre alten Knaben zu finden, der wie ein Europäer aussah. Als er ihn genauer untersuchte, fand er seine Haut von weißer Farbe und hie und da mit kleinen braunen Flecken gezeichnet. Als er wieder an dem Hause vorüberkam, forschte er weiter über den Gegenstand nach und hatte dann Gelegenheit, noch zwei andere zu sehen, Mädchen, eins 16 bis 18 Jahre alt, das andere noch ein kleines Kind, was eben laufen konnte. Sie wurden ihm beschrieben als Kinder malaiischer Eltern, von der gewöhnlichen Farbe ihrer Race. Die Kinder wurden Celé, Thelé und Cebrolé genannt. Sie sahen dick und stark aus, waren blondhaarig und hatten hellblaue Augen, und der Knabe, wie das Mädchen hatte überall zerstreute braune Flecken, das Kind aber hatte, wie man sagt, kein Unthätchen an sich. Die Eingebornen wußten keine Ursache von dieser Varietät anzugeben; sie sahen es als eine Merkwürdigkeit an, betrachteten es aber, so viel Herr Bennet erfahren konnte, nicht als Krankheit. Sie haben die platte Nase der Malaien, würden aber sonst als Kinder europäischer Eltern passiren können.

In Labillardières Reise ist erwähnt, daß er zu Amboina einen weißen Neger, einen gebornen Parua, gesehen habe, der helles Haar, weiße, mit röthlichen Flecken versehene Haut hatte, aber nicht schwachsichtig war, wie es sonst bei Albinos gewöhnlich ist. (Froriep's Notizen Dezemb. 1834.)

Eine seltene Varietät der Neger-Rasse hat Hr. L. Guilding auf der westind. Insel St. Vincent beobachtet. Ein Negerpaar hatte mehre Kinder von ihrer eigenen schwarzen Farbe, aber eines, dessen Haut so hell wie die eines Europäers war. Das Haar des Kindes war weiß, aber völlig wie bei der Negerrasse. Nase und Lippen waren europäisch und die Iris des Auges blau. Es war ein gesundes, nettes Kind.

3. **Kretinismus** *). **Die Cagoths im westlichen und mittägigen Frankreich.** Die kleinen blinzelnden Augen, der große Mund, die überhängenden Lippen, die beutelartigen Wangen, die sich über einen enormen Kropf ausdehnen, der den ganzen Hals verbirgt, die bleifarbene und schwarzbraune Haut, das Ansehen von Blödigkeit, dazu die langsame und undeutliche Aussprache, der kurze Wuchs, mit einer schwachen Leibesbeschaffenheit verbunden, die nachlässige Stellung: so ist Valois Cretin, so sind diejenigen des westlichen und mittägigen Frankreichs. Wer würde in diesen Letztern die Abkömmlinge der Gothen, dieses stolzen und kriegerischen Volkes, erkennen? Und doch ist dieß der Ursprung, den die Geschichte bezeugt. In der Schlacht von Vaugle, bei Poitiers, die im Jahre 507 statt fand, wurden die Westgothen durch die Franken besiegt. Sie verloren hier ihren König Alarich, welcher, sagt man, von Clodwig selbst getödtet ward. Die vortrefflichsten, die heldenmäßigsten zogen sich nach Spanien zurück, die, welche in Frankreich blieben, unterwarfen sich den Siegern; aber sie waren von der Sekte des Arius. Mit den Schweizern und Hunnen vermengt, wurden sie wie diese verfolgt und flüchteten sich in die unwohnlichsten und folglich ungesundesten Orte Frankreichs. Untereinandergemischt, bildeten sie hier nur eine verabscheuungswürdige und verworfene Kaste und wurden dem schrecklichsten Elend und allen Krankheiten, die es erzeugte, zum Raube. In der Einsamkeit der kleinen Bretagne und in einem civilisirteren Zeitalter wurde ihnen nur mit Mühe erlaubt, den Handwerken des Schuhmachers und Büttners obzuliegen, die sie ergriffen hatten. Das Parlament von Rennes fand für gut, sich ins Mittel zu schlagen, um ihnen das Begräbniß zu bewilligen. Man kannte sie dann an den Namen Cacous und Baqeneux, und die Herzoge von Bretagne befahlen, daß sie niemals ohne ein unterscheidendes Zeichen erscheinen sollten. Gegen Auris fand man ihres Gleichen auf der Insel Maillezais. Rochelle war von diesen Sklaven bevölkert; sie erschienen in Guienne und Gaskogne wieder, auch in den Navarras unter dem Namen Caffos. Man entdeckte sie in den Gebirgen von Bearn, Bigorre, der 4 Vollées und in der Grafschaft Cominges. Hier heißen sie Cagots oder Capots (von caosgoth, Hund des Gothen). Es ist ihnen nur das Gewerbe des Metzgers und Zimmermanns erlaubt, und sie müssen bei einem Brande zuerst ins Feuer gehen. Sie sind als aussätzig und verpestet verrufen, treten nur durch eine besondere Thüre in die Kirche und haben eigenes Weihwasser und ihren eigenen Stuhl. An einigen Orten wollen die Prediger sie nicht zur Beichte lassen. Man glaubte ihnen selbst Ehre zu erweisen, wenn man sie

*) M. s. Jahrg. 1836, S. 53.

ben Zeugen unter ihnen wählte, um beim Zeugnißablegen zu gelten. Hierauf wurden sie 1400 der Gegenstand einer Forderung der Staaten von Bearn, welche wollten, daß ihnen das Herumgehen mit nackten Füßen in den Straßen verboten werde, aus Furcht vor Ansteckung, und daß sie ihr vormaliges Unterscheidungszeichen, den Fuß einer Gans oder einer Ente, tragen sollten. In unsern Tagen sind die Hautkrankheiten, von denen sie bedeckt waren, verschwunden, und die Unglücklichen sind nur mehr ein Gegenstand des Mitleidens. Demungeachtet betrachtet sie das niedere Volk in der untern Bretagne und in den an Spanien grenzenden baskischen Ländern als eine verworfene Gattung und schreibt ihnen oft einen Theil des Unglücks zu, das ihnen begegnet. (Der Adler 1838.)

4. Verwilderte Menschen. Man hat mehre Fälle aufgezeichnet, wo Menschen, ohne Zweifel weil ihre armen Eltern sie in einem Zustande von völliger Hilflosigkeit sich selbst überlassen hatten, auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwickelung stehen geblieben waren. Ein Beispiel der Art wurde in der neuesten Zeit gemeldet. Dr. Spry sah nämlich einen angeblich wilden Menschen in der Menagerie des Königs von Oude in Lucnah, in einem Käfig, mitten unter den Käfigen der andern wilden Thiere, der mit zwei andern, ihm ähnlichen Geschöpfen in einem in der Nähe der Stadt Feizabad befindlichen Walde gefunden worden war. Keiner von ihnen konnte sprechen. Man hatte dem Unglücklichen ein sehr niedriges Lager gegeben (ob er angeschlossen war, kann Dr. Spry sich nicht erinnern) und zeigte ihn wie die übrigen wilden Thiere. Zur gewohnten Stunde wurde ihm, wie diesen, seine Nahrung gebracht, und nachdem er dieselbe zu sich genommen hatte, legte er sich, wie sie, zum Schlafen. Seine Züge unterschieden sich nicht von denen anderer Menschen. Als Herr Spry ihn anredete, gab er einen Ton von sich, der zwischen Schrei und Grunzen mitten inne stand. Er schien 25 bis 30 Jahre alt und war bereits 3 Jahre in der Menagerie. Dr. Spry ist nach einer sorgfältigen Untersuchung des armen Geschöpfs überzeugt, daß es einfach ein Idiot (Blödsinniger) war.
(Aeltere Beispiele von Menschen, die unter Thieren und in Wäldern aufgewachsen sind, s. m. im Jahrg. 1828, S. 324.)

5. Ungewöhnliches Wachsthum. Im zweiten Banat-Grenzregiment, in dem in der Gradusser Kompagnie befindlichen Dorfe Bergyani, in Kroatien, befindet sich ein merkwürdiger Knabe, Namens Lucca Terzich, welcher am 20. Jänner 1832 geboren wurde. Derselbe war 1837, in seinem 5. Jahre, 4 3/4 Fuß hoch, wog 80 1/2 Pfd. und hatte demnach das Aussehen eines 15jährigen Jünglings. Er ist ferner von regelmäßiger Proportion und derber Leibesbeschaffenheit, hat einen großen, mit dichten schwarzen Haaren bewachsenen Kopf, starken Nacken, breite, gewölbte Brust und Schultern, starken Leib, Hände und Füße, große Augenbraunen und Wimpern. An der Oberlippe zeigt sich ihm bereits der Schnurbart, so auch Haare in der Achselgrube. Der Zahnwechsel hat bei demselben vor zwei Jahren begonnen, und er hatte im Jahre 1837, indem ihm nur die Weisheitszähne fehlten, sammt dem noch nicht ganz die Lücke ausfüllenden unterm rechtem Augenzahn, 28 sehr schöne und dauerhafte Zähne. Seine Stimme ist tief. Dieses höchst seltene, wo nicht einzige Exemplar ist demnach in seiner Körperbildung um 10 Jahre vorausgeschritten. Er soll sich auch in körperlicher Stärke zum Holzspalten, Wassertragen, zur Vieh- und Stallbesorgung gut gebrauchen lassen, wovon an seinen Händen ziemliche Schwielen zu bemerken sind. Jedoch in der Geistesentwickelung blieb er in seinem Alter. Gesichtszüge, Haltung, Geberden, Manieren, Aufmerksamkeit, unvollkommene Sprache und Spiele sind kindisch.

6. Große Brüste bei einem Manne. Ein merkwürdiger Fall von übermäßigem Wachsthum der Brust eines Mannes ist neuerdings in Mailand vorgekommen. Dieser Mann, 45 Jahre alt, groß von Statur und wohlbeleibt, hatte die Brüste so außerordentlich entwickelt, daß sie, wie bei Hottentotten, herabhingen. Die eine der Brüste war 17 bis 18 Zoll lang. Der Mann hatte sich wegen dieser Deformität nicht verehelichen können. Die Geschwulst glich einer langen, oben verengerten Kürbisflasche, sie wurde mittelst eines Schnittes durch den Stiel operirt, wobei mehre große Arterien durchschnitten wurden. Der Kranke ward geheilt.

7. Ungewöhnliche Größe eines Neugebornen. Eine ungewöhnliche Größe eines Neugebornen hat Hr. Dr. Thümen zu Prenzlau, im preuß. Reg.-Bzrk. Potsdam, im April 1836 bei einer Frau beobachtet, die schon 9 lebende Kinder leicht zur Welt gebracht hatte. Das Kind wog 20 Pfund! (Bekanntlich wiegt ein Neugeborner im Mittel nicht über 5 Pfd. 23 Loth.)

8. Ein Kind von 22 Jahren. In einem Dorfe am Ostsee-Strande lebt ein Kind, sowohl in geistiger, als körperlicher Hinsicht, das jetzt 22 Jahre zählt. Wirft man auf die ganze Erscheinung einen oberflächlichen Blick, so schätzt man das Alter des Knaben auf 4 bis 5 Jahre, so täuschend drücken die Größe, die Bewegungen, der Gesichtsausdruck, kurz das ganze Wesen des Kleinen das Gepräge der Kindheit aus. Im Gesicht erinnert allein die Kieferbildung den von den nähern Umständen Unterrichteten an das vorgerückte Alter. Das zweite Zahnen ist nämlich vor sich gegangen, wodurch die Ausbildung der Kiefer und Zähne, die sich etwa wie bei einem 12jährigen Menschen verhalten, dem Gesichte etwas Unproportionirtes ertheilt. Doch ist auch diese Unförmlichkeit gering, und

die Ausdehnung in die Breite nur sehr wenig erfolgt, weßhalb die Zähne sehr unregelmäßig, zum Theil in doppelten Reihen, gleichsam durch einander gedrängt stehen, als habe die Natur auf einem gegebenen kleinen Raume ein diesen übersteigendes Quantum spenden müssen; dennoch scheinen die Weisheitszähne noch nicht da zu sein. Auch der behaarte Theil des Kopfes entspricht einem vorgerückteren Alter, und ist nicht nur größer, als bei einem Kinde von so zarten Jahren, sondern auch dicht mit dunklem Haar besetzt. Das Gesicht ist durchaus kindlich, nicht alternd, hat einen kindlich frohen, harmlosen Ausdruck; keine Spur von Bartbildung stört den Eindruck, den sowohl die Größe des gesammten Körpers — etwa 3 Fuß — als der gedachte Ausdruck auf den Beschauer machen. Die Extremitäten zeigen nirgends das Hervortreten von Muskel-Gruppen, vielmehr umschließt die Haut eben und gleichförmig die gerundeten Glieder. Die Füße sind etwas gekrümmt, der Gang ist schwerfällig, welche Krümmung und Schwerfälligkeit theilweise bedingt wird durch eine im Verhältniß zu den Gliedmaßen zu große Schwere des Körpers, theilweise durch den sehr hervorragenden Unterleib. Der ganze Mensch hat den Ausdruck des größten Torpor (Lähmung, Schwäche) und die Verdauung geht in Folge einer höchst mangelhaften Ernährung schlecht von statten. Der Appetit des Kleinen ist gut, allein er ißt nicht mehr, als ein Kind in dem Alter gewöhnlich zu essen pflegt. Wäre der Knabe wirklich 5 Jahre alt, wie er scheint, so würde man ihn zwar für sehr torpide, aber keineswegs für blödsinnig halten. Er fordert seine kleinen Bedürfnisse, er freut sich über Spielsachen; führt einen kleinen, aus Holz geschnitzten Wagen mit sichtlichem Interesse; er wehrt sich mit der gehörigen Umsicht gegen die Neckereien seiner Spielgenossen, wobei er ärgerlich und heftig werden kann; er freut sich über dargebotene Geschenke, ist zutraulich gegen die Seinen, schüchtern gegen Fremde; doch waren die Bemühungen eines Predigers vor Jahren, dem Alter des Knaben angemessene Amtshandlungen mit ihm vorzunehmen, ohne allen Erfolg, indem sein Fassungsvermögen für höhere Begriffe gänzlich unzugänglich ist. Ueber die Geschichte dieses Menschleins hat man nur sehr wenig in Erfahrung bringen können. Die Eltern desselben sind gesund, wohlgebildet und sehr groß, eben so wie die Geschwister desselben. Auch dieser Knabe war in den ersten Jahren gesund und wohlgenährt; nach dem dritten Lebensjahre habe er aber, sagt man, viel gekränkelt. Von da an sei er, obschon anscheinend wieder gesundet, nicht mehr gewachsen und habe sich auch nicht weiter verändert; er sei, so sagten die Eltern aus, jetzt gerade ganz so wie damals. In den ersten Jahren sei ihnen das nicht besonders aufgefallen, dann aber habe es ihnen schwere Sorge gemacht. Im vorigen Jahre kam unser Kleiner in die Konskription und wurde auf den Armen in die Stadt vor die Kreis-Ersatzkommission getragen.

(Pariser Moden.)

9. Ein fast hundertjähriger Zwerg. Der berühmte polnische Zwerg, Graf Joseph Borolawsky *), dessen wir im Jahrg. 1836, S. 16 erwähnt, ist am 5. September 1837 auf einem Landsitze in England, in der Nähe von Durham, wo er viele Jahre gewohnt hatte, gestorben. Er war etwas unter 3 Fuß hoch und starb in seinem 99. Lebensjahre; seine Figur war sehr proportionirt (im Verhältniß) und sein Gesicht äußerst angenehm. In seinem 99. Lebensjahre hatte er noch ungeschwächte Sinne und Geisteskräfte. Er war nach Angabe eines seiner Freunde zu Pokcia, in Russisch-Polen, geboren; unter der Regierung des Königs Stanislaus emigrirte (wanderte) er unter dem Schutze einer polnischen Dame nach Paris. Nach einem kurzen Aufenthalt daselbst, zwang ihn die hier ausgebrochene Revolution, diese Hauptstadt zu verlassen; er ging im Jahre 1792 nach England, das er nicht mehr verließ. Es sind bereits 36 Jahre, als in London eine Skizze seines Lebens erschien, die zum Motto den Spruch hatte: »O, geheimnißvolle Natur! Du hast den Geist eines Mannes in den Körper eines Kindes gesetzt!« Denn Graf Borolawsky war eben so berühmt durch seine winzige Gestalt, als durch seine großen geistigen Eigenschaften. Wie Abraham ist er in Folge des Niesens gestorben, welches wahrscheinlich eine Erschütterung des Gehirns zur Folge hatte. Vielleicht muß man das plötzliche Hinscheiden des Grafen dem übermäßigen Genuß des Spaniols zuschreiben. Die Dose, deren er sich bediente, war nicht größer als ein Napoleon.

Als Graf Joseph geboren wurde, diente eine Schachtel für Handschuhe dem Neugebornen als Bettchen. Frühzeitig entwickelte sich das musikalische Gefühl beim Grafen; man gab ihm Lehrer, welche ihn im Gesang unterrichteten. Nichts klang wunderlicher, als das feine Stimmchen, welches gleich dem Zischen eines Mänsleins von seinen lieblichen Rosenlippen surrte. Er war so schwach, daß ihm zu seinen Musikstunden jedesmal ein Bedienter folgte, welcher die Notenhefte trug. Später fand Graf Joseph Geschmack an der Violine. Sein Vater setzte 1000 Goldstücke aus für den Künstler, welcher ein Instrument für seinen Sohn fertigen würde. Alle Instrumentenmacher Deutschlands konnten nicht damit zu Stande kommen. Da entschloß sich der politische Zwerg, auf einer Taschen-Violine, die er seinem Tanzmeister abkaufte, Baß spielen zu lernen.

Während seines Aufenthalts in Paris wünschte die Königin, daß Graf Joseph ihr vorgestellt werde. Einer

*) Der Name wird verschiedentlich geschrieben; im Dictionnaire pittoresque d'histoire naturelle etc. Paris Artikel »Monstre« heißt er Borwilaski

der ersten Schneider wurde bestellt. Aus einer Elle Goldbrokat machte er Rock, Weste und Hosen zum Besuche, den der Zwerg Ihrer Majestät abstatten sollte. Am Morgen seines Sterbetages hatte er sein Testament aufgestellt, in welchem er begehrte, aufs einfachste begraben zu werden. Seine Befehle sind erfüllt worden. Er heiratete eine Frau von gewöhnlicher Größe und in früherer Zeit soll sie ihn bei Gelegenheit von ehelichen Zwistigkeiten manchmal aufs Kamineck gesetzt haben, bis er strengen Gehorsam versprach, worauf sie ihn küßte und herabhob.

Zwergartige Menschen. Eine zwergartige Menschenrasse soll sich im Innern von Westafrika befinden. Sie sollen kaum 3 Fuß hoch sein.

In geringer Entfernung von Coshocton (Ohio. Vereinigte Staaten von Nordamerika) wurde vor Kurzem ein merkwürdiger Begräbnißplaz entdeckt. »Er liegt,« sagt Sillimans Journal, »an einer jener hohen, kiesigen und angeschwemmten Stellen, die so häufig an den Flüssen des Westens sind. Nach einigen Ueberresten von Holz, die man in der Erde um die Knochen hee noch bemerkt, scheinen alle Körper in Särge gelegt worden zu sein, und noch merkwürdiger ist, daß die hier begrabenen Körper nicht größer als 3 bis 4 1/2 Fuß waren. Sie sind sehr zahlreich und müssen Bewohner einer ziemlich großen Stadt gewesen sein, weil sonst unmöglich so viele auf einer Stelle beisammen liegen könnten. Man hat eine ziemliche Anzahl dieser Gräber geöffnet und die Leichen in allen zu dem Zwerggeschlechte gehörig gefunden. Metallene Gegenstände oder Geräthe hat man nicht entdeckt, so daß man auch nicht über die Zeit und die Nation bestimmen kann, der sie angehörten.

10. **Elektrische Dame.** Von einer elektrischen Dame gibt (nach Sillimans American Journal) ein achtungswerther Arzt folgenden auffallenden Bericht. Er sagt, daß am Abend des 28. Jänner 1838 während einer außerordentlichen Ausbreitung eines Nordlichtes die fragliche Person so sehr mit Elektricität erfüllt war, daß sie starke elektrische Funken aus jedem Finger Angesichts aller Anwesenden ausgab. Dieß hörte nicht mit der Erscheinung am Himmel auf, sondern dauerte mehre Monate, so daß sie während dieser Zeit fortwährend geladen war und jedem ihr nahekommenden Konduktor Funken abgab. Dieß war eine außerordentliche Plage für sie, indem sie den Ofen oder irgend ein metallisches Geräth nicht berühren konnte, ohne erst einen elektrischen Funken zu geben, mit der entsprechenden Empfindung. Der für diese Erscheinung günstigste Zustand war eine Atmosphäre von etwa 80 Gr. Fahrenh. Temperatur, mäßige Bewegung und heiterer Gesellschaftsgenuß. Sie verschwand bei einer Atmosphäre, wo die Temperatur sich dem Nullpunkte näherte und unter der schwächenden Einwirkung von Furcht. Wenn sie in der Nähe des Ofens saß und beim Lesen den Fuß auf den Feuerschirm stützte, so gab sie in der Minute 3 oder mehr Funken und unter den günstigsten Umständen kam alle Sekunden ein Funken, der gesehen oder gehört werden konnte. Sie konnte Andere in gleicher Weise laden, wenn sie isolirt waren, und diese konnten dann wieder Andern Funken mittheilen. Um sicher zu sein, daß ihre Kleidung es nicht hervorbringe, wurde sie in Baumwolle oder in Wolle verändert, ohne daß dieß auf die Erscheinung Einfluß gehabt hätte. Die Dame ist etwa 30 Jahre alt, führt eine sitzende Lebensart und ist von zarter Gesundheit.

Von einem elektrischen Kinde erzählt eine franz. Zeitschrift folgendes Geschichtchen: Bei der Entbindung einer jungen Frau aus Dovai erhielt der Geburtshelfer von dem Knaben, welchen er zur Welt förderte, wie von einem Zitteraale, eine Art von elektrischer Erschütterung. Der kräftige Knabe wurde gleich nach seiner Geburt in einen Wiegenkorb, der durch Glasfüsse isolirt war, gelegt, und gab alsdann 24 Stunden lang unzweideutige Zeichen von Elektricität, so daß der Geburtshelfer eine Leidner Flasche laden, Funken ziehen und eine Menge anderer physikalischer Experimente machen konnte!

Einen ähnlichen Vorfall erwähnt Melanchton in seinen Briefen vom Jahre 1555, und es wird desselben auch in einem öffentlichen Anschlage der Universität Wittenberg vom 13. August 1555 gedacht. Nämlich am 26. Jänner 1555 habe ein Weib zu Nebra in Thüringen ein Mädchen sehr schwer geboren. Mit dem Kinde sei eine Flamme mit einer Explosion wie bei einem Schusse zum Vorschein gekommen, habe das neugeborne Kind umgeben und getödtet, die Mutter aber war etwas verbrannt. Melanchton versichert die volle Wahrheit dieser Thatsache.

11. **Leuchten (Phosphoresciren) des menschlichen Körpers.** Der Medicinalrath Seiler in Dresden theilte 1833 einen gerichtlichen Fall über das Leuchten der Augen mit, wonach ein Geistlicher, den ein Mann Nachts verbrecherisch mit einem Steine aufs rechte Auge schlug, durch entstandenes eigenes Licht den Thäter im Finstern erkannt haben wollte. Sein Gutachten war gewesen, daß es physiologisch wohl möglich sei. Er erwähnt dabei neben andern Feuerbachs Nachricht (1832), daß Kaspar Hauser Nachts immer das angebotene Licht ausgeschlagen und überall mit der größten Sicherheit vorwärts geschritten sei, auch die Farben unterschieden habe. Man hat ihn später des Betrugs gewiß mit Unrecht beschuldigt; ferner einer Beobachtung des Dr. Gescheidt, der ein grünliches (wohl deutlich reflektirtes) Licht bei einem Kinde mit Colobom. Iridis sah.

Kastner, der berühmte Physiker, hatte 1824 angemerkt, daß er durch ein beim Räuspern und Niesen bei ihm entstehendes elektrisches Licht der Augen sehr kleine Gegenstände im Dunkeln sehe, wenn sie nahe

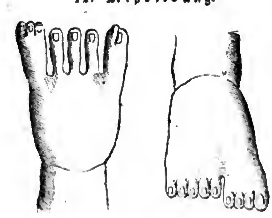
genug sind, und daß er (1811) dabei gelesen habe. 1825 sah der Astronom Gruithuisen, daß Kastners Augen eine auffallende Beweglichkeit der Iris haben. 1826 bemerkt Kastner, daß er jetzt nicht mehr so deutliches Licht habe, jedoch ihm, aber nur ihm, sein ausgeworfener Speichel so leuchte, daß er augenblicklich kleine Schrift dabei sehe.

Im Jahre 1812 lieferte Dr. Sachs, Professor der Medicin in Erlangen, ein Albino, eine Selbstbiographie über seinen Zustand. Er und seine Schwester hatten phosphorescirende Augen, am Tage sowohl als Nachts. Es schossen periodisch zolllange Strahlen hervor. Am stärksten leuchteten sie im Zustande des Nachdenkens, im Sommer häufiger als im Winter. Sie selbst hatten keine Empfindung dieses Lichtes, welches aber die Mutter beim Säugen erschreckte. Das Finstere sahen sie auch finster. (Gruithuisen erkennt dieß Leuchten nicht als selbstthätig, d. h durch die Thätigkeit des lebenden Auges hervorgehend, an. Er sah auch abgeschnittene Katzenköpfe und ausgeschnittene Augen leuchten.)

Der Chemiker Hermbstädt kannte einen thüringischen Bauer, der beim Schwitzen allemal leuchtete und scheinbar überall wahren Phosphor (Leuchtestoff) entwickelte. Auch vom Leuchten des frischen Harns haben Mehre berichtet; so sahen Pictet und Jurin in Genf ihren eigenen Urin leuchten. In einem medicinischen Werke vom Jahre 1813 befindet sich ein Aufsatz über den hellleuchtenden Harn übrigens gesunder Menschen; er zeigt ebenfalls die Fälle von Pictet und Jurin, nebst einem ähnlichen von Guyton zu Autun (in Frankreich) an. Diese Erscheinung soll mit dem gasförmigen Stickstoff- und Phosphoroxyd zu erklären sei. Der Phosphor sättige das Stickgas, ohne darin zu brennen und zu leuchten. Sobald aber dieses Phosphorstickgas mit Sauerstoff, selbst in niedriger Temperatur, vermengt werde, sehe man Licht und es trete ein langsames Verbrennen ein. Hierauf theilte der Professor Driessen im Jahre 1818 mit, daß er selbst solches Leuchten bei sich dreimal beobachtet habe, ohne krank zu sein. Der später aufgefangene, nicht leuchtende Harn hatte viel Bodensatz von phosphorsaurem Kalk. Er ging reichlich, ohne Beschwerde, nur mit etwas Gefühl von Schärfe ab. Er bemerkt dazu, eine solche Zersetzung der Phosphorsäure sei wahrscheinlich auch die Ursache des Leuchtens der Fische vor der Verwesung. Kastner hörte im Jahre 1817, daß ein junger Mann seiner Bekanntschaft leuchtenden Urin gelassen habe.

Das Leuchten menschlicher Wunden hat Percy mit Laurent 1820 beschrieben. Außer 1) beim Lieutenant Pilon, dessen Wunden er mehre Tage lang leuchten gesehen, leuchteten sie 2) beim Soldaten Fallot, 3) bei einem Tambour, 4) beim Unteroffizier Freitag in Zürich. Auch Dr. Fournier Pescay hat zweimal dergleichen gesehen.

12. **Mißbildung.**



Das Kind, welches die hier gezeichnete Mißbildung an sich trug, ist Anfangs 1834 in einem Alter von beinahe 4 Jahren gestorben. Herrn Hofrath Bernstein in Neuwied ist es einige Zeit vor dem Tode des Kindes geglückt, die Mißbildung selbst zu sehen und bei einer in der größten Eile vorgenommenen Untersuchung eine Zeichnung davon zu machen. Da die Eltern das Kind so versteckt hielten, daß Niemand im Dorfe dasselbe zu sehen bekam, da sie die Zeit und Stunde des Begräbnisses verheimlichten und die Stelle des Grabes unkenntlich machten, so wurde es, trotz aller Versprechungen, leider nicht möglich, das Kind noch einmal zu sehen und genau zu untersuchen. — Das Kind war gut genährt und, Hände und Füße abgerechnet, proportionirt gebaut. Ein Chirurg fand bei dem damals einjährigen Kinde das Gesicht lang, die Augen ungewöhnlich klein, die Nase zusammengefallen und das Brustbein, welches die Körper der Rückenwirbel berührte, sehr eingedrückt; ich fand diese Abnormitäten, sagt Hofrath Bernstein, nicht. Jede Hand hatte 9 Finger und jeder Fuß 9 Zehen; die Füße waren mehr, als auf der Zeichnung angegeben ist, klumpfußähnlich gedreht. Von den drei ersten, nicht getrennten Fingern der linken Hand hatte nur der erste einen Nagel; an jedem der übrigen Finger und an jeder Zehe war ein Nagel. Die zahnlosen und keine Spur von Zähnen enthaltenden Ränder der beiden Kiefer waren dünn und schmal; beides war mehr am Unterkiefer der Fall, welcher in der Mitte 2 Linien lang und eine Linie breit getrennt war. Sonst war das Gesicht des Kindes im höchsten Grade mißgestaltet. — Ueber die Lebensweise des Kindes war nichts weiter zu erfahren, als daß die Nahrung desselben aus einem dicken Brei, Milch und Milchbrod bestehe, obschon es schnell verschlucke.

13. **Zusammengewachsene Zwillingskinder.** In dem zwei Stunden von Roding entfernten Marktflecken Stamsried wurde am 11. Jänner 1838 das Eheweib des Zwirners Fischer von Zwillingen entbunden, welche die zusammengewachsenen siamesischen

Zwillinge durch die Art ihrer Verbindung noch übertreffen. Die Geburt hatte nämlich zwei Köpfe, vier Arme, drei Füße, der Mittelfuß hatte zehn Zehen; oberhalb des Nabels waren die zwei Kinder zusammengewachsen, in der Art, daß sie einen gemeinschaftlichen Unterleib und zwei verschiedene Oberleiber hatten. Mit den Gesichtern sahen sie zusammen. Die Mutter ist von kleiner Statur und die Geburt ist schnell vor sich gegangen. Sie sind bald gestorben. Die merkwürdige Leiche ward nach München gesendet.

14. Die Nabelzwillinge von Prunay. Herr Dr. Robertson hat dem französischen Institute zu Paris in einer der jüngsten Sitzungen desselben folgenden wichtigen Bericht abgestattet.



Die weiblichen Zwillinge, deren Abbildung die beiliegende Zeichnung zeigt, wurden am 7. Oktober 1838 zu Prunay sous Ablis, in dem Pfarrsprengel Gourville bei Ablis, im Departement Seine et Oise geboren, und der eine derselben Marie Louise, der andere Hortense Honorine getauft. Ihr Vater, Achille Lessieur, von Profession ein Schieferdecker, ist ein gesunder, starker Mann, von mittlerer Statur und 25 bis 26 Jahre alt. Ihre Mutter ist eine magere, schwächliche, kleine Frau. Diese merkwürdige Monstrosität besteht aus einem Rumpfe, an dem zwei weibliche Wesen sitzen, die trotz ihrer körperlichen Vereinigung jedes ein besonderes Seelenleben haben. Jedes derselben besitzt seinen eigenen Kopf, seine besondern Sinnesorgane, zwei Arme und zwei Beine, ein rechtes und ein linkes, so daß wir an der Monstrosität zwei Köpfe, 4 Arme, 4 Beine und nur einen Rumpf bemerken. Legt man sie horizontal auf den Rücken, so sehen beide Köpfe nach Oben, indem sie sich in derselben geraden Linie oder an den Polenden der ganzen Masse befinden. Bei jedem Kinde sind die vom Nabel aufwärts liegenden Theile wohlgebildet und vollständig vorhanden. Vom Nabel abwärts finden wir dagegen eine höchst merkwürdige Abweichung von der normalen Bildung, denn zu beiden Seiten desselben tritt ein Becken hervor, dessen Medianlinie mit der des Rumpfes einen rechten Winkel bildet. Von jedem Becken geht ein rechtes und ein linkes Bein aus, die, bis auf die beiden Klumpfüße der einen Seite, wohlgebildet sind *). Diese Zwillingsgeburt hat aber, wie gesagt, zwei Köpfe, zwei Gehirne und zwei Seelen. Jedes der beiden Kinder besitzt seine eigene Individualität. Als ich sie zuerst sah, weinte das eine, während das andere schlief. Oft wacht das eine auf und nimmt Nahrung zu sich, während das andere fortschläft. Wenn man eine der untern Extremitäten kneipt, so gibt das eine Kind Zeichen von Schmerz von sich und das andere nicht. Weder die Respiration, noch das Klopfen der Arterien ist bei beiden Kindern gleichzeitig **). Das Merkwürdigste ist unstreitig die Stellung der untern Extremitäten. Da beide Rumpfe durch einen Nabel vereinigt waren und die untere Region der Wirbelsäulen, so wie die Becken, aneinanderstießen, so konnten die untern Extremitäten nicht geradeaus fortwachsen, und die des einen Kindes drängten daher die des andern zur Seite. Jedes Becken und dessen Beine gehören halb dem einen und halb dem andern Kinde. Die Akademie der Wissenschaften hat durch Warner ein treffliches Porträt dieser Mißgeburt anfertigen lassen. Die beigefügte Abbildung habe ich großentheils aus dem Gedächtniß gefertigt. Man könnte diese Varietät Nabelzwillinge nennen (die siamesischen waren Abdominalzwillinge, da jedes Individuum einen Nabel besaß und beide mittelst der Wandungen des Unterleibes zusammenhingen). Beide haben nur eine Bauchhöhle. Demnach läßt sich voraussehen, daß, wenn eines der beiden Kinder stirbt, das andere bald nachfolgen wird. (Der Tod ist unterdessen erfolgt und der Doppelkörper nach Paris gebracht worden, um der dortigen Sammlung einverleibt zu werden.)

Als ein merkwürdiges Seitenstück zu der Geschichte Ritta-Christinas und der beiden siamesischen Zwillingsbrüder kann Folgendes betrachtet werden. In der Grafschaft Glocester lebte ein Zwillingspaar, deren Körper am Rücken zusammengewach-

*) Wiewohl sich die Seiten der Zwillingsgeburt nicht als rechts und links bezeichnen lassen, da die rechte Seite des einen Kindes der linken des andern entspricht, so lassen sich doch die rechte und linke Seite eines jeden besonders so leicht bestimmen, wie bei Kindern von normaler Bildung, und die Seiten der ganzen Geburt kann man füglich durch die Benennungen: Seite der Füße von normaler Bildung und Seite der Klumpfüße bezeichnen.

**) Dieß war bei Ritta und Christina nicht der Fall. Die Pulsation ihrer Arterien war zwar nicht von gleicher Stärke, aber jedesmal, wo ich sie untersuchte, isochronisch (gleichzeitig), dagegen war dieß mit ihrer Respiration nicht immer der Fall. Die Pulsation der Arterien und die Respiration der siamesischen Zwillinge waren häufig nicht isochronisch. — (Ueber Ritta und Christina und die Siamesen Chang und Eng s. Jahrg. 1832, S. 37.)

sen waren. Beide Kinder wurden besonders gesäugt, wuchsen heran und lebten bis zu ihrem 27. Jahre. Da sie reichen Eltern angehörten, so erhielten beide eine gute Erziehung, das heißt, jedes Kind eine seinem Geschlechte angemessene. Der Knabe, der einen ernsten Charakter besaß, widmete sich dem Studium der lebenden Sprachen, das Mädchen, viel heiterer, studirte die Musik und angenehme Künste, mit Ausnahme des Tanzes, den ihr Bruder nicht liebte. Da sie in ihrem 18. Jahre eine fertige Pianistin war, so mußte ihr Bruder, während sie auf dem Piano spielte, mit dem Kopfe in der Luft und mit zurückgelegtem Körper ihr zuhören oder sich mit Lektüre beschäftigen. Hierüber entstanden nun kleine Zwistigkeiten, aber die Weisheit der Eltern beugte ihnen vor, indem sie die Studien und Erholungen eines Jeden nach den Stunden ordneten. Beide Kinder liebten sich innig. Die geringfügigen Streitigkeiten endigten sich jedesmal mit Umarmungen, wobei sie die Köpfe gegeneinander drehten. Litt eines von ihnen an der geringsten Unpäßlichkeit, so war das andere so lange traurig und leidend, bis seine theure Hälfte wieder genesen war. Wenn der junge Mann schrieb, so hatte die Schwester den Kopf nach der Decke gerichtet, wobei sie las oder stickte. Ein solches Phänomen mußte nothwendigerweise die Neugierde der ganzen Grafschaft und der benachbarten Gegenden erregen, aber Wenigen ward es gestattet, dasselbe zu sehen. Von Naturforschern und Spekulanten wurden den Eltern die glänzendsten Anerbietungen gemacht, um ihnen das Naturwunder zu überlassen. Aber die liebenden Eltern wiesen sie alle zurück, bis die Zwillinge endlich eine Beute des Todes wurden. Auf einmal erkrankte das eine von ihnen, wurde bettlägerig und starb. Das andere war in Verzweiflung und überlebte jenes nur 8 Tage, indem es die schon in Fäulniß übergehenden Reste der theuern Hälfte mit sich schleppte. Die Fakultät ward um Beistand angerufen, aber vergeblich, und das Zwillingspaar wurde zugleich zur Erde bestattet.

(Theaztg. 1838.)

15. Ein Januskopf. — Nach einer russischen Zeitung ist zu Willmanstrand, im Gouvernement Finland, ein Knabe zur Welt gekommen, welcher zwei Gesichter, nach Art eines Januskopfes, hat. Das Merkwürdigste ist, daß dieses Kind, bereits ein Jahr alt, mit beiden Mundöffnungen Nahrung zu sich nimmt und den Schmerz mit einem zweifachen Geschrei andeutet. Die Eltern, arme Bauersleute, beabsichtigen, mit diesem Naturwunder eine Reise anzutreten.

16. Mädchen ohne Arme und Beine. Dr. A. Hueck in Dorpat beschreibt (in von Frorieps Notizen, Juli 1838) ein 14jähriges Mädchen ohne Arme und Beine, bei sonst ungestörter Entwickelung des Körpers. Eva Lauk, eine Esthin, geboren in der Nähe des liefländischen Burgfleckens Oberpahlen auf dem Gute Werrefer, ist von sieben wohlgebildeten Kindern derselben Eltern das dritte. Die Mutter ist ein verständiges Weib. Da das Kind in den ersten 6 Wochen nach der Geburt nicht zum Säugen zu bringen war, so bedurfte es einer aufmerksamen Pflege, um sein Leben zu fristen. Dann aber nahm es die Brust und gedieh, daher es denn im 14. Lebensjahre ziemlich entwickelt war. Der im Ganzen wohlgebildete Rumpf maß vom Scheitel bis zum Steißbeine 2 Fuß 10 Zoll 2 Linien. Der Kopf war wohlgebildet, mit langem, blondem Haar bewachsen, die Ohrmuscheln groß, doch zart und wohlgeformt; die sehr beweglichen offenen Augen durch lange Wimper geschützt, die Nase gerade und verhältnißmäßig lang; die Lippen, besonders die obere, traten bedeutend hervor, wodurch bei gleichzeitig etwas vorstehenden Vorderzähnen der Mund einen freundlichen, sprechenden Ausdruck erhielt. Statt der Arme hat es abgerundete Stumpfe, die von der Schulter herabhängen; der links hat 3 Zoll 6 Linien Länge und 2 Zoll 6 Linien im Durchmesser; der rechts ist 2 Zoll 6 Linien lang und hat 2 Zoll im Durchmesser. Auch die Beine mangeln gänzlich, denn statt derselben ist die dem acetabulum entsprechende Stelle der äußern Körperoberfläche zu beiden Seiten gleichförmig gerundet, weich und in der Mitte ihrer Wölbung mit einer runden, wenig erhabenen Warze versehen, welche rechts 6 Linien, links 1 Zoll im Durchmesser hält. Vergleicht man diese Mißbildung mit den bisher beobachteten ähnlichen Fällen, so finden wir unter den 51 Beispielen von theilweisem oder gänzlichem Mangel der Extremitäten nur 4, welche durch gleichzeitig fehlende obere und untere Gliedmaßen dem eben beschriebenen ähnlich sind. Das Mädchen ist nicht ohne Fähigkeiten. Sie liest geläufig, antwortet sehr verständig, und weiß von Allem, was sie erlebt und erfahren, Bescheid. Besonders auffallend war mir's aber, daß, nach der Aussage der Mutter, wie der Großmutter, dieses Kind sich eben so schnell entwickelt hat, wie seine Geschwister; namentlich, daß es eben sobald zu einem richtigen Urtheil über Größe und Entfernung sichtbarer Gegenstände gelangt ist, ohne sich doch der Hände bedienen zu können.

17. Franziska Heppner, das Mädchen ohne Hände. Franziska Heppner, die Tochter eines wenig bemittelten Webermeisters, wurde am 14. Februar 1824 zu Kremsier, in Mähren, geboren. Von Geburt an schwächlich und durch die ersten 4 Jahre ihres Lebens unausgesetzt kränklich, konnte sie erst im 4. Jahre essen und im 7. gehen, da ihr Knochensystem sehr spät Ausbildung und Consistenz erlangt hatte. Im 8. Jahre lernte sie schreiben und zugleich ohne jede Anleitung stricken. Da sie Alles emsig um sich beschäftigt sah, erwachte bei ihr eine Sehnsucht nach mannichfaltigerer Arbeit, und so brachte man ihr in Kurzem das Nähen und Spinnen bei. Mit dem Schreiben mußte man auf einige Zeit aussetzen, da sie, um auf das Papier zu sehen, das sie mit den Zehen auf dem Tische hielt, ihren Körper zu sehr vorzubiegen genöthigt war, und man bei ihrer zärtlichen Konstitution für ihre Gesundheit besorgt wurde. Im 11. Jahre lernte sie mit dem rechten Fuße schreiben, während sie dieß frü-

her mit dem linken that, wie sie denn übrigens mit dem letztern alle ihre Arbeiten verrichtet. Bei den geringen Mitteln ihrer Eltern, konnte sie nur durch die Bemühungen ihres Bruders, Martin Heppner, Wachtmeister im k. k. Militär-Fuhrwesen-Corps, und vorzüglich durch die hochherzige Unterstützung des Herrn Erzbischofs von Olmütz, Grafen von Chotek, so mannichfachen Unterricht und eine Ausbildung erhalten, welche nur durch die ausharrende Geduld ihrer Lehrer möglich ward und das Mädchen in den Stand setzte, die unendlichen Vortheile der Hände einigermaßen zu genießen. Sie ist sonst ein munteres Mädchen, und die Natur scheint ihr durch ein fröhliches leichtes Temperament manche Entbehrungen, zu denen sie genöthigt ist, auf diese Weise ersetzt zu haben.

18. Der Maler ohne Hände.



Eine interessante Merkwürdigkeit ist der Franzose Ducornet, dessen Talent für die Malerei in der Entwickelung durch den Mangel der obern Extremitäten, den man an ihm gewahrt, nicht gehindert wurde. Er hat sich durch seine Leistungen so bemerkbar gemacht und ausgezeichnet, daß er im Jahre 1829 um die Preisbewerbung in der Malerei zugelassen wurde. Louis Cäsar Joseph Ducornet wurde am 10. Jänner 1806 zu Lille geboren; gegenwärtig ist er 33 Jahre alt; seine Größe beträgt 3 Fuß 8 Zoll; sein sehr gut ausgebildeter Kopf und Hals ruht auf einer breiten Brust, in welcher die Lunge sehr bequem liegt und das regelmäßige Athemholen nicht im mindesten stört, obgleich die Wirbelsäule ein wenig nach der rechten Seite abweicht. Die obern Extremitäten fehlen gänzlich an beiden Seiten; Ducornet hat weder Oberarme, weder Vorderarme noch Hände; die Achsel bildet ein Rudiment (Stumpf), aber das Schulterblatt ist an der rechten und linken Seite fühlbar; die Muskulatur, welche diesen Knochen bedeckt, ist sehr deutlich ausgesprochen, und der Rest des Schulterachselgelenkes hat eine eigenthümliche Beweglichkeit. Wenn die Rudimentärfasern der Armmuskeln sich zusammenziehen, die Stumpfen oder Spuren der Schulter mit dem rabenschnabelförmigen Fortsatz des Schulterblattes in Berührung kommen, verursachen sie ein deutlich vernehmbares Klappern. — Die untern Extremitäten bestehen aus zwei sehr kurzen Schenkelbeinen, welche, durch eine spontane Loxation (freiwillige Verrenkung) ganz aus der Gelenkpfanne gedreht, nach dem Becken zu stehen und einen großen Theil ihrer Beweglichkeit verloren haben. Wir haben uns von dem wahren Stand der Kniegelenke nicht überzeugen können. Es war uns unmöglich, die Untersuchung so lange fortzusetzen als wir gewünscht hätten, ohne Herrn Ducornets Gefälligkeit zu mißbrauchen; die Menschlichkeit machte es uns zur Pflicht, unsern Beobachtungen ein Ende zu machen, damit das reine Gemüth dieses Stiefkindes der Natur nicht getrübt werde, wenn es sich zu lange mit so traurigen Gedanken beschäftige. Wir wollen jetzt den Stand seiner Beine und Füße, welche die Werkzeuge seiner Kunstprodukte sind, beschreiben. Es schien uns, daß dem linken Beine die Schienbeinröhre oder der Wadenknochen fehle; am rechten Beine ist derselbe Knochen auch in einem rudi-

mentären Zustande. Die Füße haben alle dichten Theile eines Gerippes, mit Ausnahme des zweiten Mittelfußknochens, welcher auch den Mangel der mit ihm in Verbindung stehenden Zehe gewahren läßt, und so ist jeder seiner Füße nur mit vier Zehen versehen. Diese Bildung der Füße hat sehr glückliche Erfolge gehabt. Der Raum, welcher zwischen der großen Zehe und der nächstfolgenden herrscht, ist größer, als im normalen Zustande, und es entsteht eine zum Angreifen oder Erfassen günstige Ausdehnung, welche durch die Uebung noch mehr erweitert wurde und allen Zehen eine solche Beweglichkeit gab, daß der Fuß ganz dieselben Dienste, wie eine natürliche Hand zu verrichten im Stande ist. Mit Hilfe der Füße erfaßt Herr Ducornet seine Palette, mischt die Farben, nimmt und wählt die Pinsel, schneidet seinen Bleistift und seine Feder und blättert ein Buch mit eben der Schnelligkeit und Geschicklichkeit, wie jede andere mit Händen begabte Person um, und Alles dieß geschieht nicht etwa tappend, wie man wohl glauben könnte. Seine Zeichnungen sind eben so korrekt, rein und nett, als wenn sie die bestgeformte Hand angefertigt hätte.

Die Kindheit des Herrn Ducornet war äußerst mühselig, denn als er das vierte Jahr zurückgelegt hatte, konnte er erst aufrecht stehen; aber lange vor diesem Alter besaß er schon eine gewisse Geschicklichkeit, das Spielzeug, welches seine wenig bemittelten Eltern ihm verschaffen konnten, mit seinen Füßen zu ergreifen. Da sein Verstand sich mit aller Lebhaftigkeit frühzeitig entwickelte, so lernte er auch schnell lesen und schreiben. Seine große Lust zum Zeichnen lenkte die Aufmerksamkeit des Herrn Watteau, Direktors der Malerschule in Lille, auf ihn. Der junge Ducornet machte unter der Anleitung seiner Lehrer so große Fortschritte, daß er den ersten Preis davon trug. Seine Arbeit wurde Gérard, dem Hofmaler des Königs, eingeschickt; dieser überreichte sie dem Marechal von Caussition, Minister de la Maison des Königs, und erwirkte dadurch Ducornet eine Pension von 1200 Franks, die ihm leider im Jahre 1830 entzogen wurde, wahrscheinlich ohne Vorwissen des Königs, der in dieser Pension keine Verschwendung, sondern eines jener Werke der Wohlthätigkeit sah, die seinem Vergänger besonders eigen waren. Durch diesen Gnadengehalt und eine jährliche Allocation von 100 Thalern, die Frucht seiner sechsjährigen Bemühungen und der Lohn des ersten Preises, welchen er in seinem Geburtsorte erwarb, wurde er in den Stand gesetzt, nach Paris zu reisen, seine Studien fortzusetzen und während dieser ganzen Zeit mit seinen Eltern, deren Stütze er im gegenwärtigen Augenblick ist, da zu leben. Die Denkmünzen, welche er als Belohnung erhielt, und die Aufnahme unter die Preisbewerber waren deutliche Beweise seiner reißenden Fortschritte, auch haben ihm seine Werke seitdem einen ausgezeichneten Rang unter den jungen Malern seiner Zeit angewiesen. Sein Verdienst allein verschaffte ihm 1832 den ehrenvollen Auftrag, das Bild des Königs für die Präfektur von Lille zu malen. Im nächstfolgenden Jahre malte er ein zweites für Sesteron. 1835 stellte er ein 11 Fuß hohes Gemälde, vorstellend die heil. Magdalena zu den Füßen des Heilandes nach der Auferstehung, aus. Der Minister des Innern hat das Bild gekauft. Dieß ist die ganze Unterstützung, welche der junge Maler von der Regierung des Jahres 1830 erhielt; er — der aller natürlichen Gliedmaßen eines Menschen beraubt — gezwungen ist, die Natur zu besiegen, die, indem sie ihn mit einer hohen Intelligenz und dem Sinne für die schönen Künste beschenkt hat, ihm die materiellen Mittel, seine Werke zu Tage zu bringen, versagte. Es gibt Naturforscher, die behauptet haben: »die Hand sei ein besonderer Vorzug des menschlichen Geschlechts und es zeichne sich durch dieselbe vor allen andern Arten und Gattungen aus!« Sie haben diese Behauptung nicht scharf genug geprüft — die Hand ist Nichts — das Gehirn ist Alles! Das Gehirn ist der Regent, und der Mensch überhaupt ein geborner Kopf, welcher die sinnreichsten Werke, gleichviel mit was für Werkzeugen, vollendet. Gebt dem Affen die Hand eines Menschen und lasset ihm sein Affengehirn, und Ihr habt nur einen unvernünftigen Grimacier mehr. Herr Ducornet hat einen schön geformten Kopf, eine hohe, breite Stirn, ein lebhaftes Auge und seine Gespräche sind eben so geistreich und witzig, wie die irgend eines andern Künstlers. Er excellirt besonders als Porträtmaler, und das Einkommen, mit dieser Art Malerei erworben, setzt ihn in den Stand, seine Eltern in ihrem hohen Alter kräftig zu unterstützen. Diesem wackern Elternpaar gereicht seine Armuth um so mehr zur Ehre, als es nur bei ihm gestanden hat, ihr ein Ende zu machen; es zog es aber vor, arm zu bleiben und in seinem Sohne die Würde der Menschheit zu achten. Die Mutter hat ihren armlosen Sohn geliebt, geherzt, gehätschelt, gepflegt und bewundert, als wenn er das schönste Kind in der ganzen Stadt gewesen wäre; jetzt, da der verkrüppelte Sohn nicht körperlich, sondern geistig herangewachsen, ist er seinerseits die Stütze seiner Mutter, und erweiset ihr dankbar in ihrem hohen Alter alle jene Sorgfalt, die er in seiner zarten Kindheit von ihr empfing. (Dictionnaire pittoresque.)

*

In der berühmten Bibliothek des Benediktinerstiftes Raygern, bei Brünn, hängt eine Tafel mit kalligraphischen Zeichnungen, mit der Unterschrift: Ich Thomas Schweinker aus Schwäbisch-Hall habe dieß mit meinen Füßen geschrieben, anno Domini 1643. — Dieser Mann hat demnach einige Aehnlichkeit mit dem Maler unserer Zeit, dessen Leben wir hier näher beschrieben haben.

Es scheint mir nicht ohne Bedeutung, daß der Mangel so wesentlicher Leibestheile, wie die Extremitäten sind, dennoch die geistigen Fähigkeiten nicht im mindesten in ihrer Entwickelung hindert. Gleichwie der Stumme durch ein lebhaftes Mienenspiel den Mangel der Sprache ersetzt, wie der Blinde statt des Auges sich der Hand bedient, so übernehmen bei fehlenden Händen die Füße deren Verrichtungen. Madam Raymon aus Lyon, ohne Arme geboren, ließ sich für Geld sehen, indem sie sehr geschickt mit ihren Zehen feine Arbeiten in Perlen ausnähte. Ein Schwede, der sich auch nur der Füße bedienen konnte, schnitt Figuren aus Papier aus. Noch auffallender zeigt sich die Unabhängigkeit eines so viel verlangenden Talents von der Hand selbst, die das Talent ausübt, bei einem Offizier, Herrn v. R., der mit vielem Erfolg zeichnete. Dieser hatte nämlich das Unglück, im Kriege seinen rechten Arm durch eine feindliche Kugel einzubüßen. Nach Wiederherstellung seiner Gesundheit lernte er mit der linken Hand zuerst schreiben, dann Zeichnen und Malen, und leistete bald mit diesem ursprünglich ganz ungeübten Organ mehr, als früher mit seiner rechten. Beiel erzählt, daß ein von ihm beobachtetes 15jähriges Mädchen, ohne Arme, mit dem Munde die Fenster öffnete und schnell schrieb, indem sie den Griffel zwischen den Zähnen festhielt. Auch theilt derselbe Autor mit, daß vor etwa 100 Jahren in Tübingen ein junger Mensch fast ganz ohne Arme und Beine studirt habe. Mir ist von einem Manne im südlichen Frankreich erzählt worden, der, ebenfalls Arme und Beine entbehrend, dennoch schrieb, indem er eine horizontale Messingstange, die an dem einen Ende den perpendikulär stehenden Stift trug, mit dem andern durch einen Gurt an seinem Leibe befestigen ließ und nun diesen Stift durch geschickte Bewegungen seines Rumpfes regierte.

19. Die zwei Ohren. Der Baron Groll, ein reicher Privatier von Nürnberg, hatte einen tiefen, eingefleischten und unversöhnlichen Haß gegen die Musik gefaßt, einen Haß, wie man ihn unter dem Himmel Deutschlands noch nie bemerkt hat. Umsonst boten die Baronin, eine ausgezeichnete Klavierspielerin, ihre Verwandten und Freunde Alles auf, diese unbegreifliche Antipathie zu bekämpfen: der Baron blieb taub gegen ihre Vorstellungen und gegen die Zauber der Harmonie. Dieses Mißverhältniß im Geschmack der beiden Eheleute gab jedoch zu keinem Streite Anlaß; der Baron machte an Gesellschaftstagen die Honneurs seines Salons mit freier und leichter Anmuth, er entwickelte alle jene Grazie und herzliche Hingebung, welche das Zutrauen sichern und die Neigung erwecken. Aber sobald das erste Signal zur Musik sich hören ließ, bemächtigte sich seiner Seele ein Gefühl von Unruhe, seine Züge umwölkten sich, und er mußte oft den Saal verlassen, um den Anwesenden den üblen Eindruck, dessen er nicht Meister werden konnte, zu verbergen. Woher kam aber jene sonderbare Verstimmung seiner Gehörorgane? War sie das Resultat irgend einer moralischen Ursache oder das einer körperlichen Krankheit? Sie war das letztere, und zwar eine der sonderbarsten Krankheiten. Dr. Schröder, welcher den Baron genau um den Eindruck befragte, welchen die Stimme eines Sängers oder der Ton eines Instruments auf ihn mache, entdeckte endlich die wahre Quelle dieser Antipathie: das eine Ohr des Barons ist länger, als das andere. — Diese Thatsache ist ganz sicher. Da nun die beiden Ohren des Barons von so verschiedener Länge sind, so werden sie auch von den Schwingungen, die von tönenden Körpern ausgehen, verschiedenartig getroffen, und das Gehirn erhält also durch das Gehör einen verwirrten und dunkeln Eindruck, wie von zwei Instrumenten, welche nicht in einer und derselben Tonart gespielt werden. Jede Melodie, von der ersten Note bis zur letzten, macht auf das Gehör des Barons diesen lästigen Eindruck; ihm klingt Alles falsch. Man beurtheile daher, ob der Unglückliche die Musik lieben kann. Dr. Schröder überzeugte sich von seiner Muthmaßung durch ein sehr einfaches Experiment. Er ersuchte nämlich den Baron, sich das eine Ohr zu verstopfen und spielte dann auf dem Klavier das anmuthige Allegro aus der Ouverture des »Freischützen.« Der Baron fand keinen Ton davon falsch. Er verstopfte sich sodann das andere Ohr, und der Doktor spielte das nämliche Musikstück in derselben Tonart. Der Baron war ganz entzückt darüber, behauptete aber, daß es der Doktor in einer höhern Tonart gespielt habe. So löste sich also das Räthsel dieses unüberwindlichen Hasses gegen die Musik, und mit der Entdeckung des Fehlers, welcher dieser Erscheinung zum Grunde lag, fand sich auch zugleich das rechte Mittel dagegen. Der Baron Groll ist jetzt ein leidenschaftlicher Verehrer der Musik, muß sich aber, um dieselbe genießen zu können, immer ein Ohr verstopfen.

(Oesterr. Gesundheitsztg. 1838.)

20. Unfähigkeit, gewisse Farben zu unterscheiden. Diese Art Unfähigkeit ist häufig und kommt beim männlichen Geschlechte viel öfter vor als beim weiblichen. Dr. Nicholl beschreibt einen Knaben, der Grün mit Roth verwechselte und Hellgrün und Fleischfarben für Blau ansah. Sein Großvater mütterlicher Seite und einer seiner Onkel hatten denselben Fehler an sich. Dieser Onkel befand sich im Seedienste, und da er einen blauen Uniformrock und eine Weste von derselben Farbe hatte, so kaufte er sich ein Paar rothe Hosen, von denen er glaubte, sie paßten zu der Uniform. Dr. Nicholl erwähnt auch eines Herrn, der

Grün von Roth nicht unterscheiden konnte. Gras vom frischesten Grün hielt er immer für roth, und er konnte die reifen Früchte eines Baumes von dessen Blättern nicht unterscheiden. Eine Gurke und ein gekochter Krebs galten ihm für gleichfarbig, und ein Lauchstengel hatte für ihn dasselbe Ansehen wie eine Stange Siegellack. Dieser Mann hatte einen Bruder und eine Nichte, die Tochter eines andern seiner Brüder, die sich in demselben Falle befanden. Eines ähnlichen gedenkt Dr. Priestley im Jahre 1777, wo nämlich drei Brüder an demselben Gesichtsfehler litten. Er gedenkt auch eines Falles, in welchem ein Herr, dessen Vater, ein Onkel mütterlicher Seite, eine Schwester und 2 Söhne der letztern an dieser Unvollkommenheit litten. Er verwechselte Fleischfarben mit Blaßblau und Hochroth mit Hochgrün. Alle Arten von Gelb und Blau, ausgenommen Himmelblau, konnte er mit der größten Genauigkeit unterscheiden.

Herr Combe gedenkt dreier Brüder und eines Vetters derselben, die den Fehler von ihrem Großvater mütterlicher Seite geerbt hatten, während die Zwischen-Generation davon frei geblieben war. Professor Dugald Stewart konnte zwischen der Farbe des scharlachrothen sibirischen Holzapfels und der der Blätter desselben Baumes nicht den geringsten Unterschied bemerken. Sir Dr. Brewster untersuchte einen Herrn, der unter den Regenbogenfarben nur zwei unterschied, nämlich Gelb und Blau. Wurde die Mitte des rothen Raumes durch ein blaues Glas verschluckt, so sah er den schwarzen Raum und zu beiden Seiten desselben einen gelben. Dr. Dalton war nicht im Stande, bei Tageslicht Blau von Fleischroth zu unterscheiden, und unter den Regenbogenfarben war Roth für ihn beinahe unsichtbar. Herr Troughton hatte denselben Gesichtsfehler und konnte nur blaue und gelbe Farben mit Bestimmtheit unterscheiden. Wenn er von Farben redete, so bezogen sich die Namen Blau und Gelb auf die mehr oder weniger brechbaren Strahlen, indem die sämmtlichen erstern ihm den Eindruck des Blauen, die letztern aber den des Gelben erregten. Dieser Schriftsteller gedenkt auch eines Schuhmachers zu Allenby, welcher von Kindheit auf Kirschen am Baume, insofern die Farbe dabei in Betracht kommt, nicht hatte unterscheiden können. Zwei seiner Brüder verwechselten jeder Zeit Orange mit Grasgrün und Hellgrün mit Gelb. Hains selbst konnte nur Schwarz und Weiß deutlich erkennen. Ein Schneider zu Plymouth sah in den Regenbogenfarben nur Gelb und Weiß.

Aus diesen Fällen ergibt sich nicht nur, daß dieser Gesichtsfehler erblich sein kann und am häufigsten beim männlichen Geschlechte vorkommt, sondern daß er sich meheentheils nur auf eine der drei Primärfarben, nämlich Roth, bezieht. Von zwei Studenten des Universitäts-Kollegiums zu London besitzt der eine die gewöhnliche Unfähigkeit, eine Farbe, nämlich die rothe, zu unterscheiden; der andere bietet jedoch den seltenen Fall dar, daß er gegen zwei Primärfarben unempfindlich ist, so daß ihm Alles einfarbig erscheint und sich nicht ermitteln läßt, für welche zwei Primärfarben er keine Empfänglichkeit besitzt. Letzterer berichtet über seinen Zustand Folgendes: »Ich kann einen Unterschied zwischen zwei neben einander liegenden Farben erkennen, aber deren Farbe durchaus nicht genau bestimmen. Ich kann zwar die Farbe verschiedener Gegenstände durch Beachtung der Zwecke, zu denen man diese oder jene Farbe öfters benutzt, ziemlich errathen, bin aber meiner Sache nie gewiß. Ich weiß z. B., daß Gras grün ist, würde aber wohl die grüne Farbe an andern Körpern nicht leicht wieder erkennen. So ist mir auch bekannt, daß Gold gelb und Silber weiß ist; aber ich unterscheide in einiger Entfernung eine Guinee von einem Schilling nicht durch deren Farbe, an die ich bei Bildung eines Schlusses nie denke, sondern nach deren allgemeinem Ansehen. Ich kann eine goldene Uhr nicht nach der Farbe von einer silbernen unterscheiden, weiß aber, wenn ich die eine oder die andere in die Hand nehme, nach dem Gewichte sehr wohl anzugeben, von welchem Metalle sie ist. Man fragt mich z. B. zuweilen, welche Farbe ein Fenstervorhang habe, und ich errathe dieselbe öfters, obwohl ich mich noch häufiger irre. Ich weiß, daß Vorhänge gewöhnlich blau, roth oder grün sind, und ich suche mir darüber ein Urtheil zu bilden, welche Farbe der gegebene Vorhang wohl haben dürfte. Ich bemerkte meinen Gesichtsfehler zuerst, als ich in der Schule Karten zeichnen und illuminiren sollte, wozu ich mir einen Farbenkasten anschaffte. Als nun die Namen der Tuschen sich verwischt hatten, konnte ich sie nicht länger unterscheiden, und ich sah mich genöthigt, von dieser Arbeit abzustehen. Als ich wegen des Todes meines Vaters Trauer anlegen mußte, kaufte ich einen dunkelgrünen Anzug, und ward meines Irrthums nicht eher gewahr, als bis mich ein Bekannter fragte, seit wann ich nicht mehr traure. Der Regenbogen machte mir mehre Jahre lang viel zu schaffen, da ich ihn so oft wegen seiner Schönheit rühmen hörte, wogegen er mir immer nur als ein heller Streif erschien, der an einem Rande dunkler war, als am andern und sich zwischen beiden allmälich abstufte. Ich kam aber darüber durchaus aufs Reine, als ich durch ein Prisma sah, wo sich mir denn sogleich dieselbe Erscheinung darstellte, nur mit dem Unterschiede, daß ich in dem trüben Bilde zwei bis drei Farben undeutlich zu erkennen glaubte.«

19. Ein gelehrter Taubstummer. In Edinburgh starb im Herbst 1838 J. P. Wood, der von Kind auf taubstumm, doch einen nicht unbedeutenden schriftstelleeischen Ruf erworben hat. Durch seine

»Geschichte der Pfarrei Cramond«, sein »Leben John Laws von Lauriston«, und seine Ausgabe von Douglas »Peerage of Scotland«, hat er sich als gründlicher Antiquar, Genealog und Biograph gezeigt. Er bekleidete das Amt eines Accise-Rendanten in Schottland mit Geschicklichkeit und Treue. (Allg. Ztg.)

20. Scharfer Geruchsinn. In Boston (Nordamerika) macht gegenwärtig ein Indianer, aus dem Stamme der Osagen, großes Aufsehen durch seinen außerordentlich geschärften Geruchsinn. Derselbe hat bereits zahlreiche Proben abgelegt, daß er im Bereiche des Geruches mit dem bestabgerichteten Hunde in die Schranken treten könne. So hatte z. B. eine Gesellschaft von 20 Personen verschiedene Gegenstände in der Stadt und deren Umgebung verborgen, und der Indianer versprach, dieselben alle der Reihe nach wieder aufzufinden. Er beroch zu diesem Ende jedes einzelne Individuum und folgte der Spur des Geruches bis zu dem verborgenen Gegenstande. Er hatte sein Versprechen vollkommen erfüllt, und die ganze Gesellschaft in Bewunderung versetzt. Einer Aufmunterung zufolge wird derselbe eine Reise durch Nordamerika und später auch durch Europa unternehmen, um sich durch öffentliche Proben seines erstaunenswerthen Geruchsinnes Geld zu verdienen. Die Diebe müssen besonders auf ihrer Hut sein, denn wenn der Indianer in ihre Nähe kommt, wird er dem Gestohlenen gewiß bald auf die Spur gelangen.

(Theaterztg. November 1838.)

2. Merkwürdige psychologische Erscheinungen.

Das Seelenleben.

Erregung und Erhöhung der Seelen- und Geistesthätigkeit. Wie oft haben Leiden und drückende, traurige Lebensverhältnisse den Menschen zum Dichter und den Dichter größer gemacht! Wie oft hat schon die Seele eines Menschen, den der fürchterliche Ernst des Lebens, ein schweres Schicksal traf, mitten im Schmerze ein Gedicht geboren, und so ihre bisher schlummernde Kraft schimmernd geäußert, wie das Johanniswürmchen durch Berührung mit Eis leuchtend wird. Bei vielen bekannten Leidenden wurde schon die intellektuelle (Verstandes-) Thätigkeit unter der größten körperlichen Schwäche freier und stärker. Rousseau schrieb viele seiner unsterblichen Werke fast unter beständigem Schmerz. Gellert ward durch seine angenehmen, milden und lehrreichen Schriften ein Lehrer Deutschlands und gewiß sich selbst in der tiefsten Hypochondrie der beste Arzt. Mendelssohn, der zwar nie melancholisch war, aber doch lange an einer unglaublichen Nervenschwäche litt, schwang sich durch seine Unterwürfigkeit im Leiden, durch Geduld und Warten in seinen schon beträchtlichen Jahren ganz wieder zur Geisteshöhe der schönen Tage seiner Jugend empor. Garve, der Jahre lang nicht mehr schreiben, lesen und denken konnte, verfaßte seit dieser traurigen Zeit sein Werk über den Cicero, und dieser bei allen seinen Ausdrücken so verständig-versichtige Vernunftmann dankt doch Gott in diesem Werke mit einer Art von Entzückung selbst für die Schwäche seines kränklichen Körpers, weil sie ihn gelehrt habe, wie der Geist freie Herrschaft über den Körper übt.

Wie die Furcht, Angst und der geistige Schmerz wirke, sah man einst, wo mitten unter allen Schrecknissen der bürgerlichen Kriege ganz Flandern voll großer und armer Maler steckte und sogar der große Correggio vor Freude über eine Bezahlung von 10 Pistolen das Leben einbüßte. — So dichtete und sang mitten unter Todesschmerzen des Leibes Franziskus von Assisi ein Loblied auf Gott, für das Geschenk der lieblich wärmenden Sonne und für die Lichter der Nacht, den Mond und die Sterne; ferner für den erfrischenden Sturmwind und das nährende Wasser, zuletzt aber besonders für den freundlich zur Heimat führenden Bruder, den Tod. Daß solche dichterische Improvisationen immer die Individualität des im Schmerze Dichtenden an sich tragen müssen, ist klar. So dichtete und sang ein Missionär, welcher, wie der »Verstorbene« sagt, statt selbst zu essen, gegessen werden sollte, aber noch mit dem Skalpirtwerden davon kam, während dieser Operation folgenden Vers:

»Ich bin Jesu Korn, das er sich steckte —
Nun werd' ich gemahlen.
Würd' ich ausgebacken, daß ihm's schmeckte,
Wär' mein Glück nicht zu bezahlen.«

Wenn man diesen Gegenstand weiter verfolgt, so kommt man zu der Frage, ob Shakespeare wohl das geworden wäre, was er war, wenn er nicht so kummervolle Jugend durchlebt hätte. Man macht diese Beobachtung bei vielen Dichtern, welche in der reifern Jugend gewöhnlich in ungünstigen, unpassenden Lebensverhältnissen waren und dann alle ihre Kraft zusammenraffien, um sich selbst ihre Bahn zu brechen. So Schiller und Jean Paul. Herder sagt sehr wahr: »Die edelsten Verbindungen hienieden werden von niedrigen Trieben, wie die Schifffahrt des Lebens von widrigen Winden gestört, und der Schöpfer, barmherzig strenge, hat beide Verwirrungen in einander geordnet, um eine durch die andere zu zähmen und die Sprosse der Unsterblichkeit mehr durch rauhe Winde, als durch schmeichelnde Weste in uns zu erziehen. Ein vielversuchter Mensch hat viel gelernt, ein träger und müssiger weiß nicht, was in ihm liegt, noch weniger weiß er mit selbstgefühlter Freude, was er kann und vermag.«

Die Kraft der Leiden zeigte sich beispielweise auch an Jean Paul. Als Jüngling genöthigt, für seine Arbeiten nach einem Gönner zu suchen und die hartnäckige Ungunst der Außenwelt zu ertragen, ward er, im Bewußtsein seines unverlierbaren geistigen Gehaltes, auf sich selbst zurückgeworfen und in sein inneres Leben zurückgedrängt, wodurch offenbar und nachweislich eine erhöhte Spannung seines Talents erzeugt wurde, welches später in um so energischer und entschiedener ausgesprochener Eigenthümlichkeit hervortrat. Dieß wußte Jean Paul auch recht gut, wie aus verschiedenen Stellen seiner Werke erhellt.

Was bewirken nun aber alle diese Mittel und Zustände? Die Antwort ist leicht; sie bedingen nämlich: Ein Abwenden von der Außenwelt, ein Insichhineingehen, einen Drang zur Einsamkeit. Es ist überhaupt natürlich, daß die Seele im geräuschvollen Strudel der Außenwelt zu sehr zerstreut und von der Betrachtung der höhern Dinge abgehalten wird. Darum, wenn wir über etwas recht scharf nachdenken wollen, ziehen wir uns in die Einsamkeit zurück, verschließen Augen und Ohren. Dieß ist das erste Mittel, um die Geistesgegenwart zu erlangen. Es ist dieß eine Besonnenheit, welche alle Eindrücke durch die Sinne beseitigt, um die Klarheit der Seele nicht zu stören. Die Alten nannten dieß das Schlafen und Wachen des Geistes, und Philo sagt, das Erwachen der Sinne führe den Schlaf des Geistes herbei (ein bildlicher Ausdruck für Zurücktreten, da der Geist nie schläft und zu schlafen nöthig hat), und umgekehrt sei beim Erwachen des Geistes die Sinnlichkeit unwirksam. Wie beim Aufgang der Sonne die Sterne verschwinden, bei ihrem Untergang aber wieder erscheinen, so verdunkelt der wachende Geist die Auffassungen der Sinne; sein Schlaf oder Zurücksinken läßt die Sinne hervortreten, mit denen dann auch alle Affekte, die während der Herrschaft des Geistes ohnmächtig waren, ihre volle Kraft und Thätigkeit wieder erhalten und beginnen. So wie die Früchte des Geistes in uns gedeihen, sterben dagegen die ihnen entgegengesetzten des Fleisches in uns ab. Der irdische Leib ist bei allen diesen entgegengesetzten Zuständen vollkommen leidend und gleich den wohlgenährten Zugthieren, welche von trefflichem Nutzen sind, wenn ein guter Fuhrmann sie lenkt. Ein lebendiges Beispiel von solchem Gegensatz der irdischen Seele und dem Leben des Geistes liefert der bekannte berühmte französische Fabeldichter Lafontaine, dessen äußeres Benehmen im Leben fast dem Blödsinn glich, während er beim Dichten seiner Contes als ein ganz anderer Mensch erschien.

Aus diesem Gegensatze zwischen Geist und Seelenleben im Irdischen erklärt es sich auch, warum überhaupt die geistigen und poetischen Naturen nicht lange im bunten Treiben des Lebens ausdauern, sondern sich in einem höhern Drange, wie die Schildkröte in ihr Haus, so auch in ihr Asyl des Geistes sich zurückziehen, wo sie die im äußern Leben verlorne Heiterkeit und Lauterkeit des Geistes wieder erlangen und in sich bewahren. Die einen lieben die Wolkennähe auf dem Gipfel eines Berges, andere ein stilles Thal; jene irren lieber auf den ebenen Gefilden oder in blumenreichen Gärten umher, diese suchen den kühlen Hain und das einsame Lustgehölz. Hier folgt Jeder seiner Neigung und dem Zug der Seele. Fast Alle, deren Wirken tief eingriff in die Geister der Menschen, fast Alle, die, eines höhern Lichtes theilhaftig, tiefere Blicke in das Wesen der Dinge warfen, haben oft Jahre ihres Lebens, wenigstens Stunden ihres Tages in völliger Abgezogenheit von der äußern Welt, der Beschauung gewidmet. Denn nicht in den Erfahrungen des Weltlebens, nicht in den Schätzen der Gelehrsamkeit schöpft der Geist die allein befruchtenden Wasser. Die heilige Quelle, aus der wir Begeisterung, umfassende Ideen, große Vorsätze schöpfen, rinnt verborgen in unserer innern Welt. Das Leben und das Wissen, jenes an sich leer, dieses an sich todt, bekommt erst von da aus seinen Werth und seine Bedeutung. Bewahrheitet wird diese Wirkung der Einsamkeit durch die Bramanen am Ganges, durch die Essäer am Jordan, durch die Einsiedler der Thebais und durch die Klöster des Mittelalters. Schon in uralten Zeiten wurden in den heiligen Schriften des Orients in dieser Hinsicht Vorschriften gegeben, die sich auf ein Abwenden von der Außenwelt und auf ein Insichhineingehen in die innere Sphäre bezogen. So steht in dem, in persischer Sprache geschriebenen Buche von dem zu entdeckenden Geheimnisse Oupnekhat Folgendes: »Um in die weise Mischphuli (Betrachtung) zu kommen, muß man die neun Pforten des Leibes verschließen, die beiden untern durch die Fersen, die Ohren durch die Daumen, die Augen durch die Zeigefinger, die Nasenlöcher durch die Mittelfinger, die Lippen durch die vier andern. Die Lampe im Gefäß des Körpers wird dann bewahrt vor Wind und Bewegung und das ganze Gefäß wird Licht«... »Wie die Schildkröte muß der Mensch alle Sinne in sich hineinziehen. Dann tritt Brama in ihn als Feuer, als Blitz. In dem großen Feuer, in der Herzöffnung, wird eine kleine Flamme aufwärts lodern und in ihrer Mitte Atma (der Geist) sein, und wer alles Verlangen nach dem äußern Wissen in sich schweigen macht, der bricht wie ein Habicht durch die Fäden des Netzes und ist mit dem Wesen Eins geworden. Wie die Flüsse, nachdem sie viel Raum durchlaufen, Eins werden mit dem Meere, so diese sich absondernden Menschen. Sie sind selbst Brama, selbst Atma.« Zugleich mag diese Stelle eine Probe sein, wie sehr der Mensch geneigt ist, selbst das reiner er-

kannte Heilige durch schmählige Selbstsucht in Irrthum und Sünde zu verkehren, indem er stets selbst das sein will, von dem er doch nur ein schwacher Abglanz ist. Je größer die Ruhe und Abgezogenheit von der Welt ist, in welcher die Seele verharrt, desto klarer wird das Anschauen des Sehers, desto inniger und reiner die poetische Flamme des Dichters, wie der Schmetterling um so schöner die mit Farbenstaub geschmückten Flügel erhebt, je größer die Stille und die Einsamkeit war, die seine Puppe umgab. Nur wer einmal in gefühlvollen, bewegten Augenblicken die ungeheure Gewalt der Einsamkeit auf die Seele empfand, wird nicht zweifeln, wie leicht die Seele des Dichters in einer erhabenen Stille mächtig ergriffen und auf einen höhern Standpunkt geführt werden kann.

Die Macht der Einsamkeit auf Erzeugung neuer, großer Gedanken. — Wenn der Mensch in der Einsamkeit genöthigt ist, in sein Inneres hineinzugehen, so gelangt gerade dadurch der Geist zu freierer Erhebung und Stärke, und es zeigt sich in der That die Einsamkeit als unentbehrlich, um unseren Gedanken Richtigkeit, Gründlichkeit, Festigkeit und Stärke zu geben. Alle Unlauterkeit, womit Müssiggang das leere Gemüth befleckt, verschwindet bei edler Beschäftigung des Geistes. Freiheit und Ruhe geben dem Geiste das Gefühl seiner selbst und veranlassen ihn, Kräfte zu versuchen, deren wir uns vorher noch nicht bewußt waren; dann kommen wir auf umfassendere Begriffe, wir erhalten hellere Aufschlüsse, eine größere Mannichfaltigkeit von Vorstellungen und Gedankenverbindungen. Einsamkeit erweckt oft allein das Genie durch seine innere, den Geist befreiende Kraft, ohne alle Hilfe der Großen, ohne alle Ermunterung; die größten Empfindungen und Gesinnungen werden wach. Leben in der Einsamkeit ist nichts als Denken. Bei jedem Fußtritt geht der Geist durchs Unermeßliche und glühet in diesem freien Genusse seiner selbst von Enthusiasmus und schreitet immer höher im Durchdenken großer Dinge und im Festhalten heroischer Entschlüsse. In der Einsamkeit des flüsternden Eichenwaldes reifte der Hirtenjungfrau Johanna (von Orleans) großer Gedanke zum freien Entschluß, der, zur freien That geworden durch die Macht Gottes, so beglückende Folgen für ein ganzes Volk mit sich führte. Ueberhaupt aber werden alle Menschen, die ein anerkannt einsames Leben führten, hier als Beweis dienen müssen, einmal, daß die Einsamkeit ein Stillleben im Geiste begünstige, und dann, daß sie gerade dadurch die Entstehung großer Gedanken (aus dem Geiste) herbeiführe. So bildete sich der große Dichter Petrarka ganz in der Einsamkeit, und machte da sich fähig zu großen politischen Geschäften, zu denen er von mehren Päpsten und Fürsten gesucht und begehrt ward. Die besten alten Schriftsteller entriß er dem Moder und dem Staube, und ohne seine neuen Abschriften wären die meisten jener Schätze für uns verloren. Die Einsamkeit befeuerte ihn, das Studium der schönen Wissenschaften wieder emporzubringen, den Geschmack zu reinigen; durch sie allein erhielt er die Kraft, daß er selbst dachte und schrieb, wie ein freier Bürger des alten, noch nicht unterjochten Roms, daß er die Fortschritte zu größerer Vollkommenheit im Denken leicht machte, daß er bis zu seinem Tode der nämliche geistvolle Petrarka blieb und durch sein letztes Werk immer seine vorigen übertraf.

Der chinesische Kaiser Kjen Long, ein wahrer Vater seines Volkes, der mit den erhabensten Eigenschaften eine große Neigung zur Einsamkeit und Ruhe verband und in dieser eine große Menge Bücher und Gedichte schrieb, sagt in einem kleinen Gedichte, welches er verfertigte, als er außer der großen Mauer bei den Tataren auf der Jagd war: Könnte ich doch wie ein Weltweiser des Alterthums von der Frucht einer Art von Tannen leben, um mit Muße und Bequemlichkeit mit mir selbst umzugehen und weiter nichts zu verlangen. — So fühlte auch dieser wahrhafte Vater seines Volkes, daß Geist und Herz in der Einsamkeit erweitert, belebt, geschärft und gestärkt werden. Könige und Philosophen, Dichter und Redner, Helden und Weise, die über das Gemeine sich zu erheben, ihre Kenntnisse zu vermehren, Licht und Aufklärung und Stärke der Gedanken, Gesinnungen und Reinheit der Gefühle zu erreichen strebten, alle diese suchten in allen Zeiten die Einsamkeit und empfanden ihre Kraft. Homer malte wohl darum die einsamen Oerter Griechenlands und Italiens mit einer Stärke und Wahrheit, daß wir durch seine Beschreibungen sehen, was er selbst nicht gesehen hat. Demosthenes floh in eine Kammer unter der Erde, fern vom Weltgeräusche Athens, und blieb dort mit geschorenem Haupte ganze Monate, um seine Reden zu schreiben. Epikur lebte in einem Garten. Die berühmtesten Helden Griechenlands und Roms faßten in der stillen Eingezogenheit, die sie liebten, Kraft und Muth zu neuen kühnen Thaten in der Kraft des Geistes. — In einer schaurigen Einöde erhob sich der Kirchenlehrer Hieronymus zu männlicher Beredsamkeit und großer Macht mit der Feder, und er warf weit in die Welt hinaus aus dem Dunkeln seinen Glanz. Die Druiden räumten nach vollbrachten Amtsgeschäften die Städte im alten Britannien, in Germanien und Gallien und lebten in einsamen Waldungen in erhebender Stille und Ruhe, um Jünglinge zu unterrichten; sie waren zugleich Priester, Gesetzgeber, Räthe, Richter, Aerzte und Philosophen dieser Völker und zogen die Kraft dazu nur aus der Einkehr in den eigenen Geist. Und sieht man auf die wahrhaft großen Män-

ner der neuern Zeit, so findet man unter Fürsten viele, welche es im Gefühle der begeisternden Kraft der Einsamkeit liebten, in einsam gelegenen Lustschlössern und Gärten still und bürgerlich zu wohnen. Wir weisen hier nur auf den größten Dichter-Königs-Helden der neuern Zeit hin, auf Friedrich den Großen, welcher zu Sanssouci im Interesse seiner Völker, wie ein alter Kriegsgott, seine Donnerkeile schmiedete und zugleich Werke seines Geistes für die Nachwelt schrieb. Gewiß, es findet sich kaum ein Mensch von hohem Geist, ausnehmenden Fähigkeiten oder durch Großthaten erworbenem Ruhme, der uns nicht einige Denkmäler einsamer Weisheit und stiller Würde nachgelassen und dadurch bewiesen hätte, daß wahrhaft große Gedanken immer nur aus dem in der Einsamkeit freier wirkenden Geiste auf uns überströmen und sich oft als blendende Gedankenblitze gestalten.

(Dr. A. Steineck: Der Dichter ein Seher.)

Die Bildersprache des Traumes. — Das leichte, lustige Völkchen der Träume führt ein Nomadenleben, das nie an Zeit und Ort sich bindet und nach eigener Phantasie, nach eigener Laune sich leitet und ordnet. Wille und Vernunft werden nicht gehört, dagegen sind Phantasie, Gefühl und Einbildungskraft im Traume um so kräftiger. Deßhalb erscheinen die Träume als lustige Nebelgestalten, die immer zwischen Himmel und Erde umhergaukeln und nichts sind, als Irrwische der Seele, welche im Traume als ein bald schwermüthiger, trübsinniger, bald ungemein aufgeweckter, lustiger Maler erscheint, der seinen Pinsel abwechselnd in die düstersten oder lachendsten Farben taucht, um mit wenigen Zügen und Strichen ein bedeutsam-charaktervolles Gemälde hinzuzeichnen. In dem unendlichen Chaos der Bilder sind einzelne Gestalten, die wie Planeten- und Kometensterne umherschwimmen, sich mischen, sich sondern und regellos untereinander treiben. Denn Träume sind, wie Addison sagt, der Mondschein des Gehirns. In einem wunderbaren und unbegreiflichen Gemisch reihen sich die Begebenheiten eines Tages an die Begebenheiten vieler Jahre in einem Moment an; denn Phantasie und Einbildungskraft, wenn nicht Vernunft und Wille ihnen die Zügel hält, erkennen keine Ordnung in ihren Zügen, leben nach eigener Weise, gefallen sich eben so gut in den Idealen, wie in den Zerrbildern, in den schönen Madonnaköpfen, wie in den Medusenhäuptern; Karrikatur und Ernst sind in ihren Gemälden gleichgemischt. Gleich leicht ist ihnen der lustige Geistertanz, wie die träge Gruppe der Gnomen. Lauter Sprünge, lauter Absätze, Aehnlichkeiten und Kontraste folgen sich unmittelbar, und von allen diesen wunderlichen Zügen und phantastischen Gruppen ist unser geistiges Ich oft nur ruhiger Zuschauer, als wenn es das lose Spiel nichts anginge.

Im Traume, und schon in jenem Zustande der meist vor dem Einschlafen vorhergeht, scheint die Seele zum Theil eine ganz andere Sprache zu sprechen, als gewöhnlich. Gewisse Naturgegenstände oder Eigenschaften der Dinge bedeuten jetzt auf einmal Personen, und umgekehrt stellen sich uns gewisse Eigenschaften oder Handlungen unter dem Bilde von Personen dar. So lange die Seele diese Sprache redet, nimmt die Ideenverbindung einen viel rapideren und kürzeren Gang oder Flug, als im wachen Zustande, wo wir mehr mit unsern Worten denken. Wir drücken in jener Sprache durch einige wenige hieroglyphische, seltsam an einander gefügte Bilder, die wir uns schnell nach einander oder auch neben einander und auf einmal vorstellen, in wenig Momenten mehr aus, als wir mit Worten in ganzen Stunden aus einander zu setzen vermöchten; erfahren in dem Traume eines kurzen Schlummers öfters mehr, als im Gange der gewöhnlichen Sprache in ganzen Tagen geschehen könnte, und zwar das Alles öfters ohne eigentliche Lücken, in einem in sich selber regelmäßigen Zusammenhange, der nur freilich ein ganz eigenthümlicher, ungewohnlicher ist. So wurden einem gewissen wackern Manne in einem von ihm oft erzählten und schriftlich aufgesetzten nächtlichen Traume alle Schicksale seines vergangenen Lebens in einer sich schnell folgenden Reihe von Bildern vorgestellt. Alles, auch das, wessen er sich im wachen Zustande kaum bewußt war, sah und erkannte und fühlte er hier, gleichsam in einen ihm vorgehaltenen Spiegel blickend, aufs Lebhafteste und Deutlichste, und nachdem sich ihm so, in wenig Augenblicken, die Geschichte eines ganzen Lebens wiederholt und recht eigentlich erneuert hatte, erwachte er durch die große Lebhaftigkeit, womit die eine Szene des verflossenen Lebens sein Gefühl ergriffen hatte. Er schlief noch einmal ein, und nun wurde ihm, in Bildern, welche seiner Seele sehr leicht und tief verständlich waren, das Schicksal aller der noch lebenden oder bereits verstorbenen Menschen gezeigt, welche er jemals in seinem Leben hatte kennen gelernt. Er erwachte von Neuem, nachdem er dieß Alles, in vielleicht nur wenigen Minuten, im Traume erfahren und erlebt hatte, stand heftig bewegt auf und legte sich erst gegen Morgen um 3 Uhr von Neuem zur Ruhe. Er schlief ein, und träumte noch einmal einen Traum, worin er nicht bloß über den früher gehabten Traum nachdachte, sondern überdieß ein Gedicht über sein gehabtes Nachtgesicht verfertigte und dieses zugleich in Musik setzte. Auch diese Arbeit, wozu ihm vielleicht im Wachen ein ganzer Tag vergangen wäre, hatte er in den wenigen Augenblicken des Traumes vollendet, dessen Empfindung so lebhaft war, daß er beim Erwachen Gedicht, so wie Composition ohne Schwierigkeit niederzuschreiben vermochte.

So zeigte sich auch, nach seiner eigenen Erzählung, dem berühmten Cardan das Schicksal ganzer Lebensjahre öfters in einem einzigen Bilde des nächtlichen Traumes. Viele haben das worüber sie sich im gewöhnlichen wachen Zustande ganze Tage, und vielleicht auch da noch vergebens würden abgemüht und abgearbeitet haben, in einem einzigen glücklich kombinirenden Blick des Traumes gefunden und vollendet.

Die Schnelligkeit des Gedankenlaufes in Träumen ist demnach ungemein groß. Die Zeit, welche ein Traum dauert, ist gewöhnlich außerordentlich kurz und beträgt bisweilen kaum über eine Minute, anderemal kaum eine Sekunde; — und gleichwohl scheinen wir in diesem Zeitraume Jahre lang gelebt zu haben, lange Reisen gemacht, weite Länder durchzogen und die Empfindungen des Vergnügens und des Schmerzes in langen Zwischenräumen genossen zu haben. De Quincey erzählt uns, es sei ihm in einer Nacht vorgekommen, als habe er 80 Jahre gelebt, jenen Ausdruck des Dichters, in dessen lieblichen Traum, bestätigend:

Ein Gedanke im Traume faßt Jahre in sich
Und drängt eines Lebens Länge in eine Stunde zusammen.

Die Sprache des Traumes hat die sehr bemerkenswerthe Eigenschaft, daß sie nämlich, der Natur der Sache nach, nicht eine bei den verschiedenen Völkern verschiedene, sondern bei allen Menschen so ziemlich dieselbe, höchstens dem Dialekt nach etwas anders lautend ist. Das Bild einer hohen, heitern Gegend, deren blühende Bäume und Beete voller Lilien, deren grünende Wiesen voller ruhender Lämmer so eben die übers Gebirge her aufgehende Sonne hell beleuchtet, würde in der Seele des Irokesen, so wie in der des gebildeten Braminen ähnliche und verwandte Vorstellungen erregen, möchte auch ihre Wortsprache jene Gegenstände durch noch so verschiedene Laute bezeichnen. Eben so das Bild einer nächtlich trüben Gegend, voll tiefen, schlammigen Wassers, in welches sich plötzlich der Weg des einsamen Wanderers verliert, u. s. w. Könnten wir daher in einer solchen Naturbildersprache, im Traume mit einander reden, so würden wahrscheinlich der amerikanische Wilde und der Neuseeländer meine Traumbildersprache verstehen, und ich die ihrige. Es wird dieses gegenseitige einander Verstehen der Seelen, im Traume und ähnlichen Zuständen, auch noch aus anderweitigen Wahrnehmungen wahrscheinlich. Es sind nämlich die Fälle gar nicht so selten, wo Menschen, die in einem und demselben Zimmer oder Hause schliefen, oder die sonst in einem leiblichen Rapport mit einander waren, zu gleicher Zeit einen und denselben, ja sogar sich gegenseitig vervollständigenden Traum geträumt haben. So träumte einer unserer Psychologen selber, als er sich noch als Hofmeister im Hause eines Pächters befand, einen und denselben, aus sehr vielen Bildern zusammengesetzten Traum mit einem zum Besuch hergekommenen ältern Sohn der Familie. Dieser hatte gleichsam mit seinem Traume den jungen Philosophen in allen Bewegungen seines Traumes begleitet, hatte ihn in allen den Beziehungen und Verhältnissen gesehen, von welchen dieser geträumt hatte, und es blieb jener merkwürdige Traum nicht ohne anderweitige Beziehungen auf die äußern Lebensverhältnisse des jungen Gelehrten. Aehnliche Fälle, wo derselbe Traum von zwei nahe verbundenen Personen, z. B. Ehegatten, oder von Mutter und Kind zu gleicher Zeit geträumt wurde, sind mehre bekannt.

Indem die Seele von Außen her, durch die Außenwelt, den Körper und dessen Sinne angeregt wird, entstehen Träume, deren Bildersprache der gegebenen Anreizung entspricht, und in welchen, könnten wir alle Bilder verstehen, nur verwirrte Nachhalle des vom Körper gegebenen Impulses, oder der Tagesbeschäftigungen, oder die verkrüppelte Fortsetzung der Gedanken des Tages enthalten sein dürften. Diese ganze Klasse von Traumen sind die Traume des Leibes als Abdrücke der Außenwelt. Daher befiehlt Plato, sich mit solcher körperlichen Verfassung zum Schlafen zu legen, daß nichts der Seele Irrthum und Unruhe verursachen könne, daher man auch den Pythagoräern verboten glaubt, Bohnen zu essen, weil dieselben blähen und so die Ruhe des wahrheitsuchenden Geistes stören. Zu solchen von der Seele aufgefaßten und als Traum wiedergegebenen Sinneseindrücken gehört die Eigenthümlichkeit mancher Menschen, von dem zu träumen, was im Schlafe ins Ohr geflüstert wird, indem die Seele die von Außen durchs Ohr gekommene Anregung wohl vernimmt. Diese Idee, auf den Schlafenden zu wirken, ohne ihn zu erwecken, ist schon alt; Kluge erzählt einen Fall, wo ein junger Mann die Gleichgültigkeit eines von ihm geliebten Mädchens dadurch sehr bald in heiße Liebe umwandelte, daß er sich öfters dem im tiefsten Schlafe liegenden Mädchen näherte, abgebrochen und leise seinen Namen ins Ohr raunte und dieß jedesmal so lange fortsetzte, bis die Schlafende unruhig ward und zu sprechen anfing. Gleich von dieser Zeit an äußerte sie nun eine immer mehr zunehmende Anhänglichkeit für diesen jungen Mann, dessen Gattin sie endlich ward und ihm dann gestand, sie wisse selbst nicht, wie sie ihn so liebgewonnen habe, sie glaube aber, daß häufige und sehr lebhafte Träume die erste Veranlassung gewesen wären. — Fast noch merkwürdiger ist folgende Beobachtung von einem englischen Offizier, den man durch sanftes Einflüstern träumen lassen konnte, was man wollte, so daß man ihn einmal den ganzen Vorgang eines Duells träumen ließ, vom Anfang des Streites bis zum Abfeuern der Pistole, welche man ihm zu diesem Zweck in die Hand gegeben hatte, und die ihn dann durch ihren Knall erweckte.

Selbst für Töne bleibt das Ohr im Schlafe empfänglich und führt die Eindrücke auf die Seele über, die sie in Träume umsetzt. Dieß geht unter Andern aus der Beobachtung hervor, daß sehr laute Töne bisweilen Träume hervorbrachten. So führt Aberkrombie einen Fall aus einer Handschrift des Dr. Gregory an, wo der nämliche Ton zu gleicher Zeit bei einem Manne und seiner Frau einen und denselben Traum erzeugte, nämlich, daß die Franzosen bei Edinburgh gelandet seien, ein Ereigniß, welches damals ein Gegenstand der Angst war. Es ist erwiesen, daß die Seele immer, selbst im tiefsten Schlafe, wenn auch nur mit ihren niedersten inneren Sinnen thätig ist und stets im Stillen fortarbeitet. Es fehlt ihr nur dann ein fester, klarer Punkt, nach welchem sie sich orientiren

und ihre Schritte richten kann. Daher glaubte jener Schlafende, dem man Wasser in den Mund tröpfelte, sich mitten in einer großen Flut, und machte die anstrengendsten Bewegungen eines Schwimmenden, bis er erwachte. Ein fieberhaftes Frieren erregt die Träume von Winterlandschaften, und ein Strohhalm, der einem Schlafenden zwischen die Fußzehen gekommen war, veranlaßte, wie Carus sagt, einen grausamen Traum von Mördern, welche ihren Gefangenen durch einen am Fuße eingeschlagenen Pfahl festzuhalten suchten.

Wenn nun aber im Schlafe eine allmäliche, unmerkliche Loskettung der Seele vom Körper eintritt, wenn der Geist freier sich bewegt, und wenn die Seele, dem höhern Geiste zugekehrt, freier waltend das ausdrückt, was ihr der Geist mittheilt, indem sie es verschmäht, die durch den Körper und dessen Sinne zu ihr gelangten Eindrücke der Außenwelt aufzufassen, so entstehen Träume höherer Art, deren Bildersprache zwar dieselbe der vorigen Träume ist, jedoch eine höhere Bedeutung in sich trägt und ausdrückt, welche dem Träumenden oft klar enthüllt und verständlich, oft aber ein unverständliches Räthsel ist. Dieß sind die Träume des Geistes. Die Seele, die sich am Tage durch die wechselnden Beschäftigungen im äußern Leben abmüht, zieht sich dann im Schlafe in sich zurück und fängt die eigene Conversation an. Sie gleicht hierin der amerikanischen Nachtigall (Spottdrossel, turdus polyglottus), welche am Tage den Gesang der vorüberfliegenden Vögel nachahmt, des Nachts aber (nach Jennings), selber dichtend, ihre eigenen Strophen singt, indem sie die fremden Laute zu einem wunderlieblichen Gesange verwebt, in welchem selbst die scheinbaren Mißtöne zur Harmonie werden.

In diesen Träumen des Geistes sehen wir oft die herrlichsten Gestalten, hören die herrlichste Musik, machen die schönsten Gedichte, sprechen witziger, als im Wachen, und wissen nicht, daß wir im Augenblick selbst die Bildner, Virtuosen, Dichter und Witzlinge sind, daß unsere produktive Seele und Phantasie aus dem Stegreife komponiren, dichten und witzig reden. Diese Träume sind es, die den Glauben an das Wahrsagen der Traumbilder schon in alten Zeiten erweckt haben. Auf diese öfters beobachteten symbolischen Bilder-Stereotypen der Seele sind auch alle jene Traumbücher gegründet, welche von Cardanus an bei den verschiedensten Nationen gefertigt wurden, und welche in den Hauptbezeichnungen und Bedeutungen fast sämmtlich übereinstimmen; auch ist bemerkenswerth, daß diese Traumbilder oft mit denen zusammenstimmen, welche die Poesie gebraucht, um ihre Gedanken und Gefühle zu verkörpern und zu verbildlichen. So bedeutet ein dorniger Weg gewöhnlich Hindernisse und Unannehmlichkeiten; ein Weg über glattes Eis bedeutet im Traum und in der Poesie eine peinliche, gefährliche Lage; Finsterniß bedeutet in beiden Betrübniß und Melancholie; den Ring empfangen: verlobt werden; so bedeuten Blumen: Heiterkeit; ein vertrockneter Bach: Mangel; eine weite Reise: Tod. Merkwürdig sind die Traumbilder, welche gewöhnlich das Umgekehrte von dem bedeuten, was sie darstellen. Wie ein Feigherziger nur im Traume sich in kühnen Thaten und voll kühner Pläne erblickt, so braucht die Seele oft fröhliche Bilder für traurige Begebenheiten und umgekehrt mit entsetzlicher Ironie. Wenn sie uns Lachen, Tanz und Spiel vormalt, so heißt dieß oft Betrübniß und Traurigkeit; Zank und Widerwärtigkeiten, die auf uns lauern, kommen der Seele so erstaunlich lustig vor, daß sie uns dafür heitere Komödien und fröhliche Geigenmusik vorschildert und vorspielt; und über unsere Hochzeit, die wir so voll Freude ersehnt haben, hat unsere Seele oft solche gar ernste Ansicht, daß sie uns dafür ein Grab bezeichnet.

Gibt es prophetische Träume? Es sind uns merkwürdige Träume in der Geschichte jeder Zeit und jedes Volkes aufbewahrt. Aber »Träume sind Schäume,« sagt das Sprüchwort, und Franz Moor: »Träume kommen aus dem Magen,« und es gibt ausgezeichnete Denker, die mit diesen beiden Sprüchwörtern übereinstimmen. »Träume,« sagt Bührlen (im Stuttgarter Morgenblatt), »das war von jeher auch eine recht ergiebige Fundgrube für den Aberglauben und Wahn. Sie kommen und verschwinden, wer weiß, woher? wohin? Sie ziehen so ätherisch, sylphidisch, heimlich und unheimlich, bunt und bleich, laut und schweigsam, sinnig und unsinnig, wohlgestaltig und karrikirend, wonnig und gräßlich vorüber. Der Träumer ist sich selbst ein Räthsel und ganz passiv der Gewalt des Traumgottes hingegeben. Im Wachen ein besonnener Mensch, ein geordneter Hausvater und Bürger, ein ruhiger Philister und mit Sachkenntniß langweilig, wird er, kaum auf dem Ohr liegend, ein Dichter, ein Komiker und Tragiker, ein Tausendkünstler und Zauberer, ein Verliebter und Geliebter, ein König, dem ein Kriegsheer, oder ein Sultan, dem ein Harem zu Gebot steht; ein hoher und großer Reisender, ein Weltumsegler, ein Held, wohl auch ein Räuber, Mordbrenner. Aber siehe da! die Gattin ruft den Träumer beim Namen, das Kleine ist unruhig; er macht Licht, fährt in Schlafrock und Pantoffeln, die tolle Herrlichkeit ist vorüber und er ganz der Alte. Doch macht er sich Gedanken über den Traumspuck. Er, der in seinem Dünkel weder von Gott, noch Menschen, weder von der Natur, noch von der Erfahrung guten Rath annimmt, er wähnt nun, der Traum habe ihm etwas Besonderes sagen wollen. Träume sollen nicht etwa nur rückwärts deutend auf die Vergangenheit des Menschen ein bald heiteres, bald trübes Licht werfen, sie sollen auch in geheimen Bildern seine Zukunft andeuten und ihm entweder nächstkommende Ereignisse oder im mystischen Keime die Entwickelung seines Daseins vor Augen bringen. Hätte ich nur je etwas von dieser divinatorischen Kraft des Traumes bei mir bemerkt! — Wenn einer meiner Träume rückwärts zielte, so ging er gewöhnlich auf meine jüngern Jahre zurück. Ich war noch Obergymnasiast, ich stand im Examen, ich hatte das Lektionsfieber, oder ich kam zum Orgelgesang zu spät, die Glocken hatten ausgeläutet, die Musik wartete auf mich, oder ich hatte den Mantel zur Leiche vergessen, kam im runden Hute, der Cantor machte ein zorniges Gesicht. Stets machte sich ein Hinderniß, eine Hemmung und Stockung, ein Fehler, eine Fatalität in meinen Träumen bemerkbar, und noch eher bekam ich Gymnasialprügel, als daß ich beim Studentenschmause das Gaudeamus igitur gesungen hätte. — Von der Art waren die erstaunenswürdigen Aufschlüsse über meine Vergangenheit. Daß unsere Träume so gern die Mitteljahre überspringen und in die frühern Jahre zurückgehen, mag mich nicht wundern. Diese waren mit Ursprünglichem, Reinmenschlichem, freilich Neuem, mit stark wechselnden Empfindungen erfüllt, während sich in unserem Mittelalter wenig Phantastisches zutrug oder von uns als solches aufgenommen wurde. So erzählt Chamisso (der Dichter und Weltumsegler): »Bei der Schiffsordnung, zu welcher noch hinzukam, daß das Licht Abends um 10 Uhr ausgelöscht wurde, und bei der einförmig ruhigen, aller anstrengenden Bewegung entbehrenden Lebensart konnte unser Einer nicht mehr alle Stunden, worin er still zu liegen verdammt war, mit festem, bewußtlosem Schlafe ausfüllen, und eine Art Halbschlaf nahm einen großen Theil des Lebens mit Träumen ein, von denen ich Euch unterhalten will. Ich träumte nie von der Gegenwart, nie von der Reise, nie von der Welt, der ich jetzt angehörte. Die Wiege des Schiffes wiegte mich wieder zum Kinde, die Jahre wurden zurück-

geschraubt; ich war wieder im Vaterhause und meine Todten und verschollenen Gestalten umringten mich, sich in alltäglicher Gewöhnlichkeit bewegend, als sei ich nie über die Jahre hinausgewachsen, als habe der Tod sie nie gemäht. — Ich träumte von dem Regimente, bei welchem ich gestanden, von dem Kamaschendienste; der Wirbel schlug, ich kam herbeigelaufen, und zwischen mich und meine Kompagnie stellte sich mein alter Oberst und schrie: »Aber Herr Lieutenant, ins drei Teufelsnamen!« O, dieser Oberst, er hat mich, ein schreckender Popanz, durch die Meere aller fünf Welttheile, wenn ich meine Kompagnie nicht finden konnte, wenn ich ohne Degen auf die Parade kam, wenn, was weiß ich, unablässig verfolgt, und immer der fürchterliche Ruf: Aber Herr Lieutenant! aber Herr Lieutenant! Dieser mein Oberst war, im Grunde genommen, ein ehrlicher Degenknopf und ein guter Mann, nur glaubte er als ein echter Zögling der ablaufenden Zeit, daß Grobsein nothwendig zur Sache gehöre. Nachdem ich von der Reise zurückgekehrt, wollte ich den Mann wiedersehen, der so lange die Ruhe meiner Nächte gestört. Ich suchte ihn auf. Ich fand einen 80jährigen, stockblinden Mann, fast riesigen Wuchses, viel größer, als das Bild, das ich von ihm hatte, der in dem Hause eines ehemaligen Unteroffiziers seiner Kompagnie ein Stübchen unten auf dem Hofe bewohnte und von einigen kleinen Gnadengehalten lebte, da er im unglücklichen Kriege mehr aus Beschränktheit als aus Schuld allen Anspruch auf Pension verwirkt hatte.«

Wenn vom prophetischen Hinausdeuten des Traumes in die Zukunft die Frage ist, so muß ich offen bekennen, daß mich nie ein Traum solcher Art unheimlich erschreckt oder hoffnungslos beglückt hat. Daß wir in der Geschichte der Nationen nicht in die Zukunft schauen, ist kein Wunder, weil uns die zusammenwirkenden Faktoren, die aus der Nähe und Ferne bedingenden Momente nicht gegeben sind. Der Umsichtigste sieht diese Schranke seines Vorherwissens immer am besten ein. Aber befremden möchte es uns, daß wir unser eigenes kleines Schicksal nicht errathen, da doch in diesem engen, uns so bekannten Kreise ein Berechnen der Entwickelungsgesetze wohl anschlagen sollte. Dennoch ist dieß nicht der Fall. Wir, die wir mit unserem eigenen und mit unserer Angehörigen Wesen so innig vertraut sind, können für unsere und ihre künftige Klugheit, Besonnenheit, Sittlichkeit nicht stehen, können die Entfaltung und Nachhaltigkeit der physischen und intellektuellen Kraft nicht bestimmen, und eben so wenig können wir die Gestaltung unseres und ihres Lebens nach seiner äußern Form vorausahnen. Wie sollte nun im Traume, der augenblicklichsten und subjektivsten Erscheinung unserer regellosen Imagination, ein vorbildlicher Keim dessen liegen können, was sich aus den mannichfaltigsten physischen, geistigen und sittlichen Potenzen, aus Angestammtem, Angebornem, Angebildetem, Aufgenommenem, Aufgenöthigtem, aus Freiheit und Nothwendigkeit, Vernunft, Glück und Zufall zur Einheit unseres Lebens zusammengestaltet? Wem von uns hat ein Kindertraum seine Jünglingsjahre, ein Jugendtraum seine Mannesschicksale vorher angedeutet? Hat uns aber kein Traum die Hauptformationen unseres Lebens, Stand, Ehestand, Hausstand, bürgerliche Geltung, ernste und heitere Interessen ꝛc. vorahnen lassen, so mögen wir auch keinem das Recht einräumen, uns über unsere Zukunft zu erfreuen oder zu erschrecken. Und das ist nun von Gottes wegen so. Die Aufgabe des Lebens wird von uns durch Anstrengung unserer Gesammtkraft und gerade dadurch gelöst, daß wir das Facit nicht voraus wissen; ja ich halte es für eine sittliche Ungezogenheit, es voraus wissen zu wollen, für die Anzeige einer innern Gottlosigkeit. Mit dem Zutreffen von Andeutungen ist es wohl wie mit allen Vorhersagungen aus nicht ursächlichen Momenten. Man macht von dem seltenen Treffer ein ungemeines Aufheben und verschweigt sich und Andern die Nieten. Man wird wohl mit geträumten Nummern nicht öfter im Lotto gewinnen, als mit ungeträumten, nur wird ein geträumter Treffer bei allen Traumdeutern eine ungeheure Sensation machen, obwohl das Glück eben so zufällig war, als im andern Falle. Je ruhiger man schläft, desto weniger träumt man. Träume entstehen aus körperlicher oder geistiger Hemmung der Lebensfunktionen im Schlafe, und desto mehr und schwerere, je stärker diese ist. Man kann aus seinem Abendtische ahnen, ob man träumen wird oder nicht, man kann sich mit einer Messerspitze voll Pfeffer, mit einer Portion Hasenbraten ꝛc. Träume machen. — Die meisten Träume enthalten eine Hemmung, einen Bann, eine Gefahr ꝛc. Man kommt zu spat an den erstrebten Ort; man findet sich aus Labyrinthen, gothischen Kirchen, alten Schlössern, Ruinen, Dickichten, Sümpfen ꝛc. nicht heraus; man steht auf einem schmalen Gemsenpfade, der handbreit ausläuft; man soll einen senkrechten Abhang hinunterschreiten; man sitzt auf dem Kirchthurmknopf und hält sich an der Spitze u. s. w. Dem ehrenfestesten Manne, der zierlichsten Dame kann es im Traume geschehen, daß sie im bloßen Hemde über die volkreiche Straße wandeln sollen. Warum wohl gerade diese Traumfopperei so häufig und so lebhaft ist? Wahrscheinlich deßhalb, weil man im Leben selbst so oft halb entkleidet überrascht wird und an diese Uebelstände sich am leichtesten Traumbilder anknüpfen. — Selbst Kinder, geschweige denn liebende Jünglinge und Jungfrauen, beklagen sich, daß sie so selten von dem, was ihnen das Liebste ist, träumen. Wohl darum sind die Träume hierin so karg und neidisch, weil sie eben aus einer Schranke und Hemmung stammen und nicht aus einem erleichternden Lebensprozeß, der der Phantasie heitere, wonnige Bilder zuführen könnte. Damit ist nicht gesagt, daß es nicht auch glückliche Träume gebe, nur sind sie selten und meistens endigen sie mit einer Empfindung von der Leidseite, einer Aengstlichkeit, Unheimlichkeit, einem Grauen; der Traumschatz wird zu einem Haufen von Rechenpfennigen oder Kohlen. Man träumt auch noch eher von einer alten Liebe, als von der neuesten, aber auch hier bewährt sich das Sprüchwort: »Die Liebe will zanken.« Unter die wonnigsten Träume gehört wohl der, daß man fliege. Ich vermuthe, daß Schwimmer ihn öfter haben, als andere, doch gibt es alte Geschäftsmänner, Archivare ꝛc., die auf ihrer Kanzleileiter den Schwindel bekommen, aber im Traume über den Strom fliegen. — Das Fliegen ist ein Luftschwimmen, die Bewegung des Steigens dabei äußerst anstrengend, wogegen das Fortschweben über die Fußgänger hinweg und im Kreise herum ein ungemein behaglich stolzes Gefühl gewährt, wie uns im Wachen keines zu Theil wird. Kinder fliegen gewöhnlich die Treppen herunter. — Auch diese Art Träume sind so lebhaft, daß man hinterher kaum an die Täuschung glauben will. — Was die Unzahl von erzählten Träumen betrifft, in welchen etwas räumlich Entferntes, ein Unglück, Tod ꝛc. geschaut worden, oder ein Zukünftiges sich ominös angekündigt hat, welche Andeutungen dann durch die Wirklichkeit sich als wahr bestätigt haben sollen, so betrachte ich alle diese Anekdoten mit dem Auge des Juristen, der nur das gehörig Beurkundete für wahr hält. Wie schwer aber in solchen Fällen auf den wahren Grund zu kommen ist, wo das Hauptmoment des Faktums in der innersten Seele eines Individuums lag, das allen möglichen Selbsttäuschungen bloßgestellt war, ist leicht zu ermessen.« — So spricht Herr Bührlen, dessen Raisonnement nicht Jedem zusagen möchte und auch nicht zugesagt hat.

Das Weib.

Bilder und Charakterzüge aus dem Leben des weiblichen Geschlechts. — Gesellschaftliche, bürgerliche und sittliche Stellung der Frauen bei verschiedenen Völkern.

---

1. Charakteristik des weiblichen Geschlechts.

Im Allgemeinen finden wir bei den Frauen *vollkommnere Sinne*. Sie haben ein schärferes Gesicht, was sich nicht durch die verschiedene, die Augen mehr oder weniger angreifende Beschäftigung der Geschlechter erklären läßt, denn die meisten weiblichen Beschäftigungen sind nicht sehr schonend für das Auge, und überdieß haben die Männer weit mehr Uebung und Stärkung des Auges im Freien. Das weibliche Ohr ist feiner, z. B. viel geeigneter zum Lauschen. Der weibliche Tastsinn ist zarter, zu feineren Arbeiten geschickter, ihr Geruch empfindlicher, z. B. gegen den Tabak. Ihr Geschmack endlich ist delikater, so daß er sich z. B. sehr entschieden gegen manche Lieblingsspeisen der Männer sträubt. Der *innere Sinn* oder das *Selbstbewußtsein* ist dagegen bei den Männern ausgebildeter. Die Frauen machen zwar auch feine psychologische Beobachtungen, aber nicht an sich selbst durch den innern Sinn, sondern an Andern vermittelst des äußern Sinnes. Selbstkenntniß, eine schwere Aufgabe schon für die Männer, ist doppelt schwer für die Frauen.

Die *Fassungskraft* der Frauen, so weit Fleiß und Anstrengung keinen Unterschied machen, ist gewandter, schneller, feiner und ihr Gedächtniß getreuer. Wie leicht behalten sie Physiognomien, kleine Geschichten und Züge des Lebens, Anekdötchen, die Einzelnheiten einer Gesellschaft? Welcher Vater, um nur einige Züge zu erwähnen, könnte die tausend Kindergeschichtchen behalten, welche uns unsere Mütter mit immer neuem Vergnügen aus unserer frühesten Jugend erzählen? Welches männliche Auge vermöchte den Putz einer großen Gesellschaft in den wenigen Minuten, deren ein weibliches Auge bedarf, zu durchmustern, und zwar mit der Gründlichkeit, welche keine Blonde, kein Geschmeide übersieht, um sich vielleicht nach Jahren noch des geringfügigsten Details zu erinnern.

Die *Phantasie* der Frauen ermangelt zwar der zweckmäßigen Produktivität (Erzeugungskraft), namentlich in der Anwendung auf Wissenschaft und Kunst; allein eine andere Frage ist, ob nicht ein reicheres, üppigeres Bilderspiel der weiblichen Phantasie entquillt? Wenigstens scheint das weibliche Auge viel mehr umzogen, bald von lachendem Scheine, bald von trübem Gewölke, während das männliche Auge die Wirklichkeit viel wahrer und nackter sieht. Welches Geschlecht ergibt sich leichter der Furcht und Hoffnung? Welches ergeht sich mehr in stillen, das weiche, hoffende Herz umspielenden Träumen und findet darin den Ersatz für die von der unbilligen Wirklichkeit ihm auferlegte, mannichfache Entsagung? Welches Geschlecht ist beredter im Umgang, in der Gesellschaft? — Offenbar spinnen sich die Bilder und Gedanken viel langsamer und schwerfälliger aus der männlichen Phantasie, als aus der weiblichen. Wie, um nur ein Beispiel anzuführen, möchte eine männliche Phantasie in Fruchtbarkeit und Beweglichkeit ausreichen, um die Flut von Worten, welche dem Munde einer erboßten Frau entströmen, zu erzeugen?

Der weibliche *Scharfsinn* ist feiner, der weibliche *Verstand* treffender, als der männliche. *Urtheilskraft* und *Klugheit* mag dagegen den Mann auszeichnen, während die Frau wieder mehr List und Schlauheit besitzt. Die Frau ist unter gleichen Umständen gewandter und gebildeter als der Mann, dieser dagegen ein- und umsichtiger.

Der *männliche* Geist denkt und erfindet, der *weibliche* versteht und faßt; der *männliche* herrscht und bezwingt, der *weibliche* ist hingebend und gewinnend; jenes Ziel ist Selbstständigkeit und Ehre, dieser will geliebt sein und gefallen. Es repräsentirt somit von den Polen des Menschengeistes die Männlichkeit den schaffenden, herrschenden Willen, die Weiblichkeit dagegen das empfängliche, bildsame Bewußtsein.

Jede Ueberzeugung wurzelt im weiblichen Geiste tiefer und ist inniger und ungetheilter, als im männlichen. Für die Frau ist Alles entweder wahr oder falsch; nur der Mann unterscheidet zwischen theilweiser Wahrheit und theilweiser Falschheit eines Satzes, einer Ansicht, eines Lehrsatzes; dieß rührt daher, daß der Mann seine Ueberzeugung mehr nur *hat*, und daher freier damit schaltet, während die Frau ihre Ueberzeugung *ist*. Die Frau lebt und webt *in* ihren Vorstel-

lungen und Gedanken, ihre Ueberzeugung ist mit ihren Vorstellungen verwachsen. Gründe haben daher keine große Gewalt über sie; um die Frau zu überzeugen, muß ihre Stimmung verändert werden; sie erhebt sich eben daher seltener zu klarer Gewißheit und noch seltener zur Einsicht in die Nothwendigkeit; sie lebt im Glauben und Meinen; der Glaube namentlich ist der Grundton aller weiblichen Ueberzeugung. Der Zweifel schlägt in der weiblichen Ueberzeugung ohne Weiteres in Unglauben um, oder in Glauben zurück, sie hält sich nicht lange in der schwebenden Mitte des Zweifels. Der Erkenntnißtrieb in dem weiblichen Naturell wird sich mehr als Neugierde, in dem männlichen mehr als Wißbegierde und Lernbegierde entwickeln.

Die Bestimmung des Weibes ist, schön zu sein in geistigem, wie in körperlichem Sinne, in Denkweise, Gesinnung und Benehmen. Das Gesetz der Schönheit bildet den Bau des weiblichen Körpers; es ergießt sich als Grazie und Reiz über seine Haltung und Bewegung, es liegt als süßer Wohlklang in dem Tone seiner Stimme, es leitet als Gefälligkeit und Liebenswürdigkeit sein Betragen, es beherrscht als Anstand und Sitte sein gesellschaftliches und sittliches Benehmen. Für das Schöne außer sich hat die weibliche Natur das feinste Gefühl und den sichersten Takt, mit einem Worte, sie hat unmittelbaren und natürlichen Geschmack, der Mann dagegen mag richtiger über das Schöne urtheilen und raisonniren.

In Beziehung auf die Entwickelung der Willensseite des Menschengeistes waltet in der Weiblichkeit eben so sehr das Gemüth vor, als, in dem Manne das Selbstgefühl und der egoistische Wille. Die Geschlechtstugenden des Mannes sind Tapferkeit und Selbstständigkeit, die des Weibes Aufopferung und Treue. Die Geschlechtsleidenschaft des Mannes ist Herrschsucht und Ehrgeiz, die des Weibes Eifersucht, Gefallsucht und Eitelkeit. Diese Geschlechtstugenden sind so eigenthümlich, daß sie sich nicht einmal rein von dem einen Geschlechte auf das andere übertragen lassen, sondern sogar Tadel erfahren würden. Wir würden z. B. einer Frau den Geist männlicher Selbstständigkeit schwerlich sehr gut anrechnen, sondern es hart, unweiblich und unschön finden. Allerdings ist die Weiblichkeit nicht ausgeschlossen von den männlichen Tugenden der Tapferkeit und Selbstständigkeit, allein sie dürfen bei ihr gleichsam nur in der Form und mit dem Grundtone gemüthlicher Hingabe erscheinen. Nicht für sich und um ihretwillen, sondern aus Treue, aus Aufopferung und Hingabe an geliebte Personen und Verhältnisse ist die echte Weiblichkeit tapfer und heroisch, selbstständig und unüberwindlich; ihre Tapferkeit ist duldend und defensiv (sich vertheidigend). Die weibliche Seele gibt dem Erwählten sich selbst, Alles, was sie ist und hat. Die Mutter opfert Schlaf und Gesundheit der Sorge und Liebe für die Kinder, selbst wenn dieses Opfer unartig und undankbar mißbraucht wird. Sie duldet mit Sanftmuth und Ergebung die Unart und Tyrannei, selbst die Untreue eines geliebten Mannes. Sie bleibt selbst dem Verbrecher treu, wenn auch ohne in sein Verbrechen einzugehen, sie schweigt oder räth ab, aber sorgt für seine Sicherheit und Unentdecktheit. Den Sohn vollends, das Kind, das sie unter dem Herzen getragen, mag es sich auch noch so sehr gegen Staat und Gesetz verfehlt haben, die Mutter wird fortfahren, es zu verbergen und zu schützen, immer hoffend, es noch zu retten, während der Vater das ungerathene Kind verstoßen und dem Arm der Gerechtigkeit übergeben mag, und in gewissen Fällen selbst es soll.

Was die Geschlechtsleidenschaften anbelangt, so will der Mann persönlich gelten und herrschen, die Frau dagegen gefallen und geliebt sein. Der Mann liebt Freiheit und Unabhängigkeit und schwärmt gern in excentrischen Freiheits-Ideen. Freiheits-Ideen beim Weibe, wie sie die neuere Zeit demselben anräth, z. B. die freie Frau der St. Simonisten, sind widernatürliche Lächerlichkeiten, denn die Frauen kümmert weniger das Gesetz und die Verfassung, als die Sitte, diese ist unbedingtes Gesetz der Weiblichkeit. In Beziehung auf den Besitz liebt der Mann Alles, was seiner persönlichen Geltung schmeichelt und ihm Ehre und Ansehen vor dem Publikum gewährt: Haus und Hof, Gut und Geld, Waffen und Pferde; die Frau dagegen, was das Dasein innerhalb der häuslichen Schranken schön, behaglich, bequem, geordnet und gesellschaftlich glänzend macht: Putz, Schmuck, schöne Geräthe und Geschirre. Die Vorräthe in Küche und Schränken gehören der Frau, der volle Keller dagegen dem Manne, wie Scheune und Vorrathskammern. Ueberall aber schafft die Frau Sauberkeit, Zierlichkeit, Nettigkeit, Ordnung.

Von den Leidenschaften des Besitzes ist der Geiz mehr eine weibliche, die Habsucht mehr eine männliche Leidenschaft; Industrie und Erwerbsamkeit sind mehr die Aufgabe des Mannes, Häuslichkeit und Sparsamkeit mehr die Aufgabe der Frau. Nichts ist unweiblicher als eine Frau, die auf den Anspruch zu gefallen verzichtet, ihre Person, ihren Anzug, ihr Haus vernachlässigt, sich unschöne und ungefällige Nachlässigkeiten erlaubt oder gar durch Unreinlichkeiten abstößt. Sei sie eine noch so treue Gattin, noch so zärtliche Mutter, gebildet, gelehrt, Poetin, sie hat den Werth des Weibes verloren. Dagegen stammen aus der Eitelkeit und Gefallsucht auch wieder die meisten Fehler und Vergehen des Weibes, z. B. Putzsucht, Koketterie, Leichtfertigkeit, Untreue, Neid, Lästerung.

Das Gemüth ist die Urquelle des weiblichen

Seelenlebens; hier wurzeln ihre Neigungen und Leidenschaften, hier ihr Glück und Unglück, ihre Tugend, aber auch wieder ihr Laster. Daß die Frau im Allgemeinen mehr Gemüth hat, als der Mann, sieht man z. B. in der Vergleichung der Mutterliebe mit der Vaterliebe: die Mutter liebt wahrhaft und rein, während der Vater sich mehr nur an seinen Kindern ergötzt und erfreut. Auf der andern Seite zeigt sich das Uebergewicht des Gemüths eben so sprechend im giftigen Hasse, dem zehrenden Neide, der unversöhnlichen Feindschaft, der unerbittlichen Schadenfreude, der schneidenden Grausamkeit erbitterter, gereizter Frauen, wie eben jedem Vorzuge die Möglichkeit eines eben so bedeutenden Fehlers gegenübersteht. Je unbedingter die Hingabe des weiblichen Gemüthes ist, desto ungetheilter ist ihre Neigung oder Abneigung, ihre Liebe oder ihr Haß. Gleichgültige Verhältnisse, wie sie der Mann nach allen Seiten hin anspinnt, kultivirt und festhält, liegen im Grunde der weiblichen Natur fern; erst die gesellschaftliche Nothwendigkeit kann das weibliche Gemüth dazu gewöhnen. Von Natur wird das weibliche Herz jeden Gegenstand, jede Person, für die es sich überhaupt interessirt, mit Neigung anziehen oder mit Abneigung abstoßen, lieben oder hassen. Insbesondere aber wird ihre Neigung oder Abneigung, ihre Liebe oder ihr Haß ganz und ungetheilt sein, während der Mann Unterschiede macht, an seinen Bekannten und selbst an seinen Freunden verschiedene Seiten und Beziehungen sondert, die eine schätzt, die andere verwirft. Eine liebenswürdige Seite, so wie sie überwiegend sich aufdringt, macht die Frau blind gegen alle übrigen Fehler, umgekehrt aber vollendet auch wieder ein überwiegend in die Augen springender Fehler ihr Verdammungsurtheil.

Die Frau ist dem Mitleid zugänglicher, als der Mann. Ihre Mitfreude beschränkt sich auf die engsten, gemüthlichen Verhältnisse, während sie sich beim Manne auf entfernte Bekannte, Genossen und Vaterland erweitert. Die Theilnahme der Frau ist wärmer, aber in demselben Grade auch Neid und Schadenfreude lebhafter. Daher findet man, wenn gleich in der Regel mehr kalte, brutale Grausamkeit bei Männern, die giftigeren, schneidenderen Grade bei Frauen. In der Religion ist die Frau ihrer Natur nach gläubig, und ihr fällt mehr die religiöse Demuth, dem Manne die Erhebung, jener die Resignation, diesem das Vertrauen anheim; jene schöpft aus der Religion Trost und Hoffnung, dieser Kraft und Begeisterung.

(Prof. F. Fischer im Morgenblatt.)

2. Werth der Frauen.

Der berühmte Reisende John Ledyard, der Begleiter von Cook, sagt: »Ich habe bei allen Völkern wahrgenommen, daß die Frauen sich mehr schmücken, als die Männer; daß sie überall dieselben gütigen, höflichen, verbindlichen, menschenfreundlichen, zarten Wesen sind, immer geneigt, munter und fröhlich, furchtsam und bescheiden zu sein. Sie bedenken sich nicht, wie ein Mann, eine gastfreundliche oder edle Handlung auszuüben; sie sind nicht übermüthig, anmaßend oder argwöhnisch, sondern voll Huld und Liebe zur Gesellschaft, arbeitsam, wirthschaftlich, offenherzig, im Allgemeinen dem Irrthum mehr unterworfen, als der Mann, aber im Allgemeinen auch tugendhafter und an guten Handlungen reicher. Ich wandte mich nie in der Sprache des Anstandes und der Freundschaft an eine Frau unter wilden und civilisirten Völkern, ohne eine anständige und freundliche Antwort zu erhalten. Bei den Männern ist es oft anders gewesen. Wenn ich über die öden Ebenen des unwirthbaren Dänemarks, durch das ehrliche Schweden, das eisige Lappland, das rohe und bäurische Finnland, das ungebildete Rußland und durch die weiten Gegenden der herumziehenden Tataren wanderte, und hungrig, durstig, erstarrt, durchnäßt oder krank war, so waren die Frauen stets freundlich gegen mich, und zwar allgemein. Um diese Tugend des Wohlwollens zu erhöhen, wurden die Handlungen auf so ungezwungene und gütige Art ausgeübt, daß ich Durstiger den frischen Trunk und ich Hungriger den groben Bissen mit doppeltem Genuße zu mir nahm.«

Dreimal selig ist der Mann, welcher ein tugendhaftes Weib hat! Sie ist mehr werth als alle Schätze Perus. Ihr Werth übersteigt alle Schätze der Welt! Sie gleicht einem fruchtbaren Baume, der seine kühlenden und erquickenden Schatten weit um sich her verbreitet. Der Geist ihrer Anmuth ist Weisheit und Tugend; Ordnung und Fleiß sind ihre Kleinodien. Ihre Jahre sind nicht durch Eitelkeit vergiftet, und ihre schöne Seele nicht durch die Leidenschaften ihres Geschlechtes geblendet worden. Ihre gesunden Kräfte hat sie der Arbeitsamkeit und ihren Reichthum dem Fleiße zu verdanken. Bescheidenheit und Anmuth geben Allem, was sie vornimmt, den reizendsten Anstand. In ihrem vorsichtigen Auge glänzt die Schönheit der Seele, deren Gedanken nur auf die Tugend gerichtet sind. Ihr Blick ist so heiter wie ein Frühlingsmorgen, und so rein als der Thau, der auf Veilchen oder Rosen blitzet. Bei ihrem Anblick freuet sich selbst der Kummervolle.

Die liebevolle Sorgfalt der Frau zerstreut jede trübe Wolke in der Seele des geliebten Gatten. Sein Wille ist ihre Regel, sein Rath die Richtschnur ihrer Unternehmung. Unter ihren häuslichen Bemühungen, auf welche das Auge der Vorsehung segnend herabsieht, blüht ihr Haus im beneidenswerthen Wohlstande. Munterkeit strömt durch ihre Adern; ihre Nahrung ist die Frucht ihrer geschäftigen Hände, und die Seele ihres Fleißes ihre Fröhlichkeit. Unter ihrer Geschäftigkeit ei-

len beflügelte Tage wie glückliche Minuten vorüber. Glücklich, wer in ihrem Hause wohnt! Unter ihrem Dache wohnt Friede, und nie wird es Denen, die ihr zur Hand gehen, an Heiterkeit fehlen. Sie ist würdig, an Kindern und Enkeln Freude zu sehen und in weitläufigen Geschlechtern rühmlich fortzuleben, die glückliche Mutter! — Mit jedem Jahre wächst ihre Freude; muntere Söhne stehen zu ihrer Rechten und liebliche Töchter schmiegen sich liebend und schmeichelnd in ihre Arme. Alle wachsen, von ihrer Weisheit geleitet, zu fruchtbaren Zweigen eines gesegneten Stammes. Holdseligkeit leuchtet aus ihren Augen und von ihren Lippen ertönt Anmuth. In die noch weichen Herzen ihrer Lieblinge streuet die sorgsame Mutter den reinen Samen der Tugend und bildet frühzeitig ihr Gefühl, um das Gute vom Bösen zu unterscheiden. Sanftmuthsvolle Weisheit lenkt die Herzen ihrer Kinder, nicht aber zornige Blicke und verdrießliche Mienen. Sie bricht den aufkeimenden Eigensinn mit Klugheit und Güte. Sie ist mit den Kindern vertraulich, wie eine Gespielin, ohne doch das Ansehen der Mutter zu verlieren. Unsichtbar, wie die Hand der Vorsehung, leitet sie die Bäche des Segens in die Hütten der Elenden. Sie liebt Jedermann und wird von Allen geliebt. Ihre Kinder werden sie segnen, wenn sie nicht mehr unter ihnen ist, und Enkel werden noch voll von ihr sein.

---

3. Ansichten über die Schönheit der Frauen.

Was schön ist in einem Lande, hat im andern es zu sein aufgehört, und daher wird der Vergleich der Schönheit bei den verschiedenen Nationen ein Gegenstand des Disputs bis an das Ende der Welt bleiben. Gewohnheit, Geschmack, Umstände und Bedürfnisse bilden vereinigt das Muster einer Nationalschönheit. So ist es bekannt, daß der Afrikaner geschwollene Lippen bewundert, daß er eine breite Korpulenz dem schlanken Elfenwuchse, und eine schmierige Haut der zarten Pfirsichwange vorziehe, und daß er Schwarz als die Vollendung aller Farben betrachte. Der Chinese, dessen Auge die Natur so eng geschlitzt, um unbeschadet in den tatarischen Sandwüsten bald der Sonne Feuerbrände, bald der Winde Eiseskälte zu ertragen, entsetzt sich vor der Abscheulichkeit der weiten europäischen Eulenaugen. Im ganzen Süden wird die braune Farbe, und zwar vom lichtesten Tabakgelb durch alle Nüanzen bis zum dunkelsten Kaffeebraun, für die Originalfarbe der Eva im Paradiese gehalten, und ohne sie ist keine Liebenswürdigkeit an der schönsten Frauengestalt denkbar. Nach den Begriffen der Engländer und vieler Europäer sind Lilien und Rosen die Farben, aus deren Weiße und Röthe die Natur die Töne mischt, in welche sie ihren reinen und unerreichbaren Meisterpinsel taucht, um das zu malen, was schön genannt zu werden verdiene.

Diese Verschiedenheit des Geschmackes ist ein ungeheures Glück, und wird nie, wie es sollte, anerkannt und gepriesen. Was müßte geschehen, wenn nicht Jedermann schön fände, was in seiner Heimat für schön gehalten wird? Afrikas und Indiens glühende Sonnen müssen durch einen natürlichen Prozeß jedes Fell schwärzen; schon in den südlichen Theilen Europas bräunt sich die Gesichtsfarbe, und auch die Gesichtszüge müssen sich den verschiedenen Umständen anpassend verschieden bilden, daher die beweglichen Augenbraunen des Afrikaners, die tiefe Lage seiner Augen, um hinlänglich beschattet werden zu können, die hervorspringenden Lippen, die hohen Backenknochen; Alles scheint von der Natur so eingerichtet worden zu sein, damit die Wirkung der glühenden Sonnenstrahlen gemäßigt werde. Das Auge, von gleich zarter Beschaffenheit in allen Weltgegenden, scheint immer der Hauptgegenstand ihrer besondern Pflege und Sorgfalt zu sein, und die empfindliche Beweglichkeit der Gesichtsmuskeln scheint nur dieser Absicht zu dienen. Es ist bemerkenswerth, daß dieselben Erscheinungen in den kalten Regionen angetroffen werden, die in den stürmischen Hochebenen und in den heißen tropischen Ländern gefunden werden. Der Lappländer, Eskimo und Tatar haben alle dieselbe Höhe der Backenknochen, dieselben hervorstehenden Augenbraunen und dieselben kleinen Augen. Je mäßiger das Klima, je weniger die Physiognomie durch Trachten oder andere Umstände dem Einfluß der Sonne und der freien Luft ausgesetzt ist, desto vollkommener entwickelt sich die schöne Farbe der menschlichen Gestalt. Diese Vortheile (sagt ein Engländer) bietet besonders England dar. Der gemäßigte Himmelsstrich, der wolkige Himmel, die äußerst selten rauhen Winde, der allgemeine Gebrauch der Hüte und Hauben, die das Gesicht beschatten, Alles dieses begünstigt die sanfte Lieblichkeit, Schönheit und Blüte der englischen Physiognomie.

Die gewöhnliche Ursache der Schönheit in der Form oder Gestalt der beiden Geschlechter ist ein harmonisches Verhältniß aller Theile des Körpers. Die charakteristische Schönheit in der weiblichen Gestalt ist Sanftmuth und Feinheit, und bei der männlichen Kraft oder Gewandtheit. Das schönste Beispiel, welches von der erstern gesehen werden kann, ist die mediceische Venus, und von der letztern der farnesische Herkules und der Apollo von Belvedere. Die Schönheit der verschiedenen Theile der weiblichen Gestalt beschreibt ein Schriftsteller also: Der Kopf muß wohl gerundet und mehr klein als groß sein, die Stirn weiß, glatt und offen (das Haar darf nicht zu tief heruntergewachsen sein), weder platt noch vorstehend, sondern wie der Kopf anmuthig gerundet und mehr klein als groß.

Das Haar entweder glänzend schwarz oder braun, nicht dünn, sondern voll und am besten in mäßigen Locken herabfallend. Die schwarze Farbe der Haare hebt besonders gut die Weiße des Halses und Nackens heraus. Die Augen schwarz, kastanienbraun oder blau, hell, glänzend und lebhaft, und mehr groß als klein. Die Augenbraunen mehr voll als dünn, halbkreisförmig und in der Mitte breiter als an beiden Enden. Die Wangen dürfen nicht weiß, müssen aber voll sein, roth und weiß, und gleich fest und weich aussehen. Das Ohr muß mehr klein als groß und gut gebogen sein, so wie einen leichten Anflug von Roth haben. Die Nase muß so stehen, daß sie das Gesicht in zwei ganz gleiche Hälften theilt, weder klein noch groß, grade und glatt sein, obgleich eine kleine, kaum bemerkbare Erhebung derselben ein gutes Aussehen geben kann. Der Mund muß klein, die Lippen von gleicher Stärke, wohl gerundet, mehr dünn als dick, weich und lebhaft roth sein. Ein ganz schöner Mund gleicht einer Rosenknospe, die anfängt sich zu entfalten. Die Zähne müssen von mittlerer Größe, weiß, gleichförmig sein und in vollkommener Ordnung stehen. Das Kinn muß von mittlerer Größe, weiß, weich und von angenehmer Rundung sein. Der Hals weiß, gerade, weich und biegsam, mehr lang als kurz, dünner nach dem Kopfe zu und allmälich nach den Schultern hin zunehmend; die Weiße und Weichheit seiner Haut muß bis an den Busen gehen, oder vielmehr bis dahin immer mehr zunehmen. Die Haut im Allgemeinen muß weiß sein, einen mäßigen Anflug von Roth haben, weich und vollkommen gesund aussehen. Die weißen Schultern müssen sich sanft dehnen, aber nicht so viel Kraft verrathen, wie bei dem Manne. Der Arm muß weiß, rund, fest und doch weich sein, vorzüglich von dem Ellbogen bis an die Hand, welche sich unmerklich an ihn anschließen muß, gerade wie bei der mediceischen Venus. Sie muß lang und zart sein, selbst die Gelenke und Knochenstellen ohne Härte, die Finger lang, rund und weich, schmal, nach den Spitzen zu kleiner werdend und halb durchsichtig. Der Busen muß weiß und reizend sein, die Brüste gleich groß, rund und fest, weder zu hoch, noch zu klein, nach und nach aufschwellend, und deutlich von einander getrennt. Die Beine müssen gerade, doch an den fleischigern Theilen gerundet, die Füße klein und weiß sein. Diese unumgänglich nothwendigen Theile der Schönheit kann man an den schönsten Gemälden und Statuen studiren.

---

4. Stimmen über die Schönheit der Slavinen.

Herr J. H. Rohrer sagt in seinem Versuch über die slavischen Bewohner der österreichischen Monarchie: »Manche edle slavische Tochter eines Oberförsters oder eines sogenannten Teichmeisters in Böhmen hat eine so sanfte Gesichtsbildung, daß man sie für das alte Jonien nicht schöner träumen könnte. — Die Krainerin, vorzüglich in Oberkrain, zeichnet sich unter allen Slavinen durch das blendende Weiß ihrer Kleidungsstücke und eine Reinlichkeit aus, welche einer Wiener Putzmacherin Ehre machen würde.« In Csaplowits »Croaten und Wenden,« heißt es: »Als Muster der Schönheit werden die Croatinen von Szarobò (Hornstein) im Oedenburger Komitat allgemein gerühmt.«

In den »Briefen über Rußland von einem Deutschen in Moskau an seinen Freund in Leipzig« liest man: »Unter den russischen Frauen und Mädchen auf dem Lande habe ich allenthalben sehr viele gesehen, die Herodot ohne Bedenken für Amazonen anerkannt haben würde.«

Im Conversationsblatt 1806, Aug., sagt G. [illegible] sehr treffend: »Die schönen Polinen, die liebreizendsten aller Frauen, setzen schnell den Becher weg, um den Säbel des Helden, die Feder des Diplomaten zu ergreifen.« In Murkos Slovensko-Nemski A. besednik 1832 heißt es: »Od nekdaj Ljubljanke so lépe slovéle« (Von jeher standen die Laibacherinen im Rufe der Schönheit.)

Wer übrigens jemals den berühmten Badeort unseres schönen Vaterlandes, Carlsbad, besucht hat, wird hinlänglich Gelegenheit des Morgens am Sprudel, beim Neubrunn, und Nachmittags auf der alten Wiese während der Promenade gefunden haben, die zahlreichen und wunderbar schönen Russinen und Polinen zu bewundern, deren edler, schlanker und hoher Wuchs, unglaublich kleine, nette Füßchen kaum bei andern Nationen ihres Gleichen finden. Der dritte Saal in dem Lustschlosse Pillnitz in Sachsen enthält eine Sammlung gemalter polnischer Damen, die König August mit kluger Auswahl hier aufstellte. Bei der Betrachtung dieser ausgezeichneten Bildnisse kömmt man fast auf die Vermuthung, daß Mahomed in sein fein ausgedachtes gynecäisches Paradies nur slavische Weiber aufnimmt, denn man findet wider Erwarten an den rauhen Ufern der Newa und der Weichsel zerschmelzende zirkassische Grazie. — Wer sah nicht in Frankreichs Hauptstadt die schalkhaften Töchter der Seine stechende Blitze aus kokettirenden Augen schießen; wer hörte nicht die stolze Sennora im Süden, Jahre lang von Serenaden sich nährend, hinter dem Gitter seufzen; wer wurde nicht im schönen Italien von dem unauslöschlichen Feuer der eifersüchtigen Wälschen versengt; wer im Norden durch Schwedens frosterregende Blondine nicht vereiset zum Gletscher, und von dem bezaubernden, schlanken Wuchs Albions herrschender Lady nicht hingerissen? — Doch hätt' ich auch nur wenig Aepfel, einen der besten würf' ich doch der Vieles in Einem vereini-

genden Russin oder der ihre Sprache zu sanften Akkorden modelnden Polin — die mit attischer Urbanität Witz und Verstand verbinden und würzen.

(W. G. Dunker im österr. Morgenbl.)

Der berühmte Philosoph Kant nennt Polen das Paradies der Weiber. Unter den höhern Klassen erweisen die Männer den Frauen eine Huldigung, welche sie in andern Ländern nicht bekommen. Alles steht ihnen zu Gebote, aber diese schönen Frauen sind auch Heldinen, wie es die neuere und neueste Geschichte beweiset.

Die Russinen. In den Sitten und Gebräuchen des russischen Volkes sind seit den Tagen Peters des Ersten manche Veränderungen vorgegangen. Unter andern hat der Umgang zwischen beiden Geschlechtern in den letzten 50 Jahren sich weit mehr der europäischen Sitte genähert, als man hätte erwarten sollen. Vor Peter dem Großen wurden die Frauen und Töchter des Adels und der Kaufleute in strenger Gewahrsam gehalten, fast so wie in den meisten asiatischen Ländern. Dem Anblick der Fremden waren sie gänzlich entzogen, und mit dem andern Geschlecht war ihnen jeder Umgang untersagt, nur ihren nächsten Verwandten war der Zutritt gestattet. Sie durften nur an hohen Festtagen in die Kirche gehen, und da auch geschah es unter strenger Aufsicht, und sie mußten über und über eingehüllt und verschleiert sein. Der erste Schritt zur Veränderung dieser Sitte bestand darin, daß unter den Damen in Moskau der Gebrauch aufkam, nach der Mahlzeit einen kurzen Besuch im Speisezimmer zu machen und jedem der anwesenden Gäste des Hausherrn ein Glas Naliwki (Liqueur) darzureichen. Sobald aber dieß geschehen war, zogen sie sich augenblicklich wieder in ihre Gemächer zurück. Zuweilen auch, wenn der Herr vom Hause seinen Gästen einen besondern Beweis von Achtung geben wollte, ersuchte er sie, in seiner Gegenwart seine Frau und seine Töchter zu begrüßen. Wahrscheinlich war dieß eine Nachahmung der deutschen Sitte, welche noch jetzt allgemein eingeführt ist, und wozu noch gehört, daß man sich beiderseits, selbst Herr und Dame, auf die Wangen küßt. Es hatte sich nämlich schon damals eine große Menge von Deutschen in Moskau niedergelassen, welche einen eigenen Stadttheil bewohnten, der die deutsche Sloboda hieß. Die Gemalin des Czars erschien zum ersten Mal öffentlich, als Alexie Michaelowitsch eine Wallfahrt nach dem Kloster des heiligen Sergius, etwa 14 Meilen nördlich von Moskau, unternahm, und bei dieser Gelegenheit von der Czarin in einem offenen Wagen begleitet wurde. Aber die Russen waren mit Szenen dieser Art damals noch so wenig vertraut, daß die meisten Zuschauer, als die Czarin an ihnen vorüberfuhr, aus Verlegenheit entweder die Augen niederschlugen oder das Gesicht ganz wegwandten. Als Peter der Große zur Regierung gelangte, suchte er durch Veranstaltung theatralischer und anderer Volksvergnügungen den öffentlichen Umgang beider Geschlechter immer allgemeiner zu machen, und im Jahre 1700 erließ er sogar einen Ukas, worin sowohl den verheirateten als den unverheirateten Frauen untersagt wurde, bei öffentlichen Feierlichkeiten, als Trauungen, Begräbnissen rc., verschleiert zu erscheinen. Außerdem wurden die Bojaren mit ihren Weibern und Töchtern öfters nach Hofe eingeladen, wo allerlei Unterhaltungen und Feste nach europäischer Art statt fanden; zugleich befahl er, in europäischer Kleidung dabei zu erscheinen. Diese Bemühungen, dem weiblichen Geschlecht eine höhere gesellschaftliche Stellung zu gewähren, sind auch unter den folgenden Regenten fortgesetzt und mit dem besten Erfolge belohnt worden. Ein Ueberrest der alten Sitte wird nur noch in den häuslichen Zirkeln der Kaufleute im Innern des Landes gefunden, wo es den Witwen und unverheirateten Töchtern selten gestattet ist, Fremde zu sehen, und wenn sie ja vor denselben erscheinen, so geschieht es nicht ohne eine gewisse Scheu und Aengstlichkeit. Indessen vermindert sich jedes Jahr die Zahl der Bärte und langen Röcke unter dieser Klasse des russischen Volkes, und ihre Söhne und Töchter gerathen immer mehr unter den Einfluß europäischer Sitten und Gebräuche.

Die russischen Mädchen flechten das Haar in einen Zopf, welcher auf dem Rücken hinabhängt und am Ende mit einem Bande, das bis an den Saum des Sarafan oder Oberkleides reicht, zugebunden ist. Außerdem wird auch oft ein Band von Seide, Haaren, Gold oder Silber um die Stirn gebunden. Ueberhaupt verräth die Anordnung des Haares viel Geschmack; im Sommer flechten die Landmädchen allerlei Blumen hinein; sobald aber die Heirats-Ceremonie vorüber ist, dürfen die Haarzöpfe nicht mehr sichtbar sein. Die Weiber bedecken ihren Kopf, je nachdem es die Vermögens-Umstände zulassen, mit reich gestickten seidenen, baumwollenen oder leinenen Tüchern. Die mittlern und niedern Klassen halten es für unehrbar, wenn eine verheiratete Frau irgendwo öffentlich mit unbedecktem Haupte erscheint. Bloß den vornehmen Damen wird zuweilen eine Ausnahme von dieser Vorschrift nachgesehen. Der letzte Metropolit, Platon, zu Moskau, soll einst einer Edelfrau, welche sich dem Altare mit entblößtem Haupte näherte, vor der ganzen christlichen Gemeinde einen sehr scharfen Verweis gegeben haben. In den Provinzen ist die Kopfbedeckung der verheirateten Frauen sehr verschieden. Im Allgemeinen aber tragen sie eine Art von Mützen (Kokoschniki), welche von Pappendeckel gemacht und mit einem seidenen Stoffe von lebhaften Farben überzogen, auch wohl mit Gold oder Silber gestickt sind. Dieser Kokoschnik bildet mit dem Sarafan, einem Paar Ohrringe und einem schmalen Gürtel um den

berleib, die Hauptbestandtheile der russischen Frauenleidung, und wird selbst von den Damen am Hofe getragen. Die jetzigen Vermählungs-Gebräuche der Russen ind von den Griechen entlehnt. Sie finden in der Kirche vor dem Altar statt und bestehen aus drei besondern Feierlichkeiten, die ehemals zu drei verschiedenen Zeiten vorgenommen wurden, jetzt aber schon längst nur eine einzige ausmachen. Die erste Ceremonie ist die Verlobung, bei welcher die Brautleute die Ringe wechseln und einander Liebe und Treue versprechen; die zweite ist die Krönung, oder die eigentliche Trauung. Der Priester setzt beiden Theilen die Pflichten des Ehestandes auseinander, fragt jeden um seine besondere Einwilligung, und bekränzt darauf den Bräutigam mit einer Krone, indem er die Worte dazu spricht: »Der Diener Gottes N. N. wird gekrönt für die Dienerin Gottes N. N. im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.« Dann nimmt er die zweite Krone, setzt sie auf das Haupt der Braut und spricht: »Die Dienerin Gottes N. N. wird gekrönt für den Diener Gottes N. N. im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.« Der dritte Theil der Feierlichkeit ist die Wiederabnahme der Kronen, bei welcher der Priester folgendes Gebet spricht: »Wir, deine Diener, o Herr, haben den Vertrag bestätigt und das Amt der Vermählung vollzogen, wie zu Cana in Galiläa, und geben die Ehre Dir, dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste, jetzt und immer, von nun an bis in alle Ewigkeit.« In frühern Zeiten bestanden diese hochzeitlichen Kronen aus Blumenkränzen; aber heut zu Tage hat jede Kirche zwei Kronen, entweder von Gold oder von Silber, welche bei dieser Feierlichkeit gebraucht werden. Während der Fastenzeit wird keine Hochzeit gefeiert. Eine vierte Verehelichung ist nach den Gesetzen der griechischen Kirche nicht erlaubt.

Die Frauen der höhern Klassen in Rußland leben ungefähr in denselben Verhältnissen, wie jene in den civilisirtesten Ländern, ja eine Frau hat dort vielleicht noch mehr Vortheile als bei uns. Sie kann z. B. ohne Vorwissen ihres Mannes über das ganze Vermögen verfügen, das sie ihm zubrachte, und sie erbt den siebenten Theil seines Vermögens, wenn er ihr nichts anderes ausgesetzt hat. Ihre Mitgift bleibt ihr nach dem Tode ihres Mannes, und die Erben müssen ihr dafür haften, wenn sie auch bei Lebzeiten des Mannes durch gemeinsamen Aufwand aufgezehrt worden sein sollte. In den meisten russischen Städten, namentlich aber in Petersburg und Moskau, gibt es Klöster und Pensions-Anstalten für junge Fräulein, auch findet man gut geleitete Erziehungs-Anstalten für die jungen Mädchen aus dem Mittelstande, für Kaufmannstöchter ꝛc. Die ausländischen Sprachen, Geschichte, Geographie, Mathematik, Zeichnen, Nadelarbeiten, Musik und Tanz sind die Gegenstände des Unterrichts. Indessen schicken reiche Familien ihre Töchter selten in solche öffentliche Schulen; man zieht in Rußland den Privat-Unterricht und die väterliche Aufsicht vor, welche immer wirksamer ist, als irgend eine andere. Die Frauen in Rußland leben, wie aus Gewohnheit, noch immer viel in ihren Zimmern, wo sie größtentheils ihre Zeit unter ihren Dienerinen freudelos in endloser Langeweile hinbringen. Jede Beschäftigung belästigt sie, selbst die Lektüre ist für sie eine Arbeit und die Liebe kaum eine Zerstreuung. Leibesbewegung kennen sie fast gar nicht, und wenn sie ins Freie kommen, so geschieht es im Wagen. Den Tag über sitzen oder liegen sie und sehnen sich nach dem Abend, an dem das Leben für sie erst beginnt. Das ist die Zeit der Besuche, der Komplimente, der Karten- und Hazardspiele; da kommen die hübschen Zigeunerinen mit den großen schwarzen Augen, braunem Teint und reiner, melodischer Stimme; alte Zigeunerinen mit schreiender Geige und gellender Stimme; Kartenschlägerinen und Wahrsagerinen — Musik und Gesang, der Shawltanz und die Masurka. Die russischen Damen haben eigenthümliche, markirte Züge, die schwer durch Worte zu beschreiben sind, die sie aber stets von Fremden unterscheiden. Es liegt Beweglichkeit in ihren Zügen, Schlauheit in ihrem Blick und Ausdruck in ihrer Stimme, ihre Sprache ist sanft, liebkosend, schmeichlerisch, ihr Lächeln reizend, verliebt und leidenschaftlich, aber ihr Herz ruhig und kalt.

Die serbischen Frauen. Die serbischen Frauen haben gewöhnlich starke Züge, schöne Augen, gute Zähne, kraftvollen Haarwuchs, sind häuslich, voller Anstand und sanft, wie es die von ihnen gedichteten Lieder beweisen. Die Mütter gebären oft ihre Kinder in den Bergen, bei den Herden, oder auf freiem Felde bei der Arbeit, ohne die mindeste Menschenhilfe, und sind keine solchen Zierpuppen, wie es an vielen andern Orten gibt, sondern einfach und natürlich. Die Frauen der Serbier säen den Hanf, brechen, bereiten und spinnen Flachs, färben mit Indigo, Färberröthe, Münze und Geißklee u. s. w.; spinnen Wolle, weben Tuch und Leinwand, stricken Strümpfe und Handschuhe, und arbeiten außerdem auch mit den Männern auf dem Felde; sie ernten z. B., graben, sammeln Heu und Pflaumen, lesen Mais, Trauben u. dgl. m.

Die Weibertracht ist beinahe in jedem Distrikt verschieden. Auf dem Lande tragen die Frauen meistens Strümpfe, wie die Männer, und kleine rothe oder schwarze Stiefeln. Das Hemd hat buntgestickte Aermel, die oben weit, unten eng sind, und reicht bis an die Knöchel; die Schürze ist von bunter Wolle gestrickt und gewöhnlich roth. Ferner tragen die Frauen ein weißes Ueberkleid von Tuch ohne Aermel, welches vorne nicht

zugeht, dann einen Gürtel, in welchem sie immer ein zusammengeschlagenes Messer tragen; der Halsschmuck besteht aus Glasperlen, Granaten und in den Städten aus angereihten Münzen. Der Kopfputz ist sehr verschieden; oft steckt man Nadeln mit Glasperlen und allerlei Flitter in die Haare; Kränze tragen nur junge Mädchen bei festlichen Spielen. Das Haar ist schön gescheitelt und fällt in zwei mit bunten Schleifen durchflochtenen Zöpfen den Rücken herab, fast eben so wie es in Schwaben gebräuchlich ist. In den Städten geht das weibliche Geschlecht fast ganz türkisch, trägt rothe Schuhe oder goldgestickte Pantoffeln und Beinkleider; doch kommt dieß immer mehr ab.

Die Hochzeitgebräuche in Serbien haben viel Charakteristisches. Der Vater oder der Bruder des Bräutigams, oder beide, oder ein naher Verwandter übernimmt die Werbung, und der Vater, der einen Sohn zu verheiraten hat, sieht nicht sowohl auf das Mädchen, als auf die Leute, von welchen es ist. Hiebei darf nicht versäumt werden, den Angehörigen des Mädchens Geschenke zu geben, z. B. dem Bruder ein Paar Stiefel, oder eine Weste, der Mutter irgend ein Kleid, eben so der Schwester und auch allen Uebrigen etwas, besonders aber Geld ins Haus. Vor mehren Jahren verlangte man in Serbien so viel für ein Mädchen, daß ein armer Mann sich nicht mehr verheiraten konnte. Daher erließ Czerny Georg (der schwarze Georg, Anführer der Serben gegen die Türken) Befehl, daß Niemand für eine Jungfrau mehr als einen Dukaten (!) verlangen, noch geben solle. Zwei oder drei Tage, ehe man das Mädchen abholt, geht der Herold (Tschautsch) oder der Brautführer mit einer hölzernen Flasche (Tschuturo), die mit Blumen und silbernen oder goldenen Münzen bedeckt ist, im Dorfe von Haus zu Haus und ladet die Hochzeitgäste (Swati) ein. Wenn er in ein Haus kommt, streckt er die Flasche hin und sagt: »Einen Gruß von dem und dem; er bittet Dich, morgen oder übermorgen Begleiter des Bräutigams zu sein.« Wird nun geantwortet, daß man die Einladung annehme, oder daß man nicht kommen könne, dann nimmt der Tschautsch die Flasche, trinkt daraus und bindet einen Para, oder irgend eine andere Münze darauf. Unterdessen werden die hochzeitlichen Würden vertheilt. Zu den Hochzeitgästen gehören: 1) der Trauungszeuge oder Pathe (kum wjentschani), der diese Würde nie ausschlagen darf, und die ihm im Namen Gottes und des heiligen Johannes übertragen wird; ihn begleitet 2) ein Gehilfe oder Vice-Pathe (prikumak); er trägt eine Fahne*); 3) der Aelteste oder Oberste (stari swat), der auf Ordnung zu halten hat; 4) der Führer (wojwoda), der den Zug anführt; 5) der Brautführer (djewer), der meistens von des Bräutigams Verwandtschaft, sein Bruder oder Geschwisterkind, oder von seinen Bekannten oder mit ihm befreundet ist. (Doch kann auch ein Kind von 10 Jahren das Amt eines Brautführers versehen; gewöhnlich sind es aber große Bursche, zuweilen auch verheiratete Leute). Er übernimmt die Braut und sorgt für sie auf alle mögliche Weise, wartet ihr und den Gästen auf, empfängt und begleitet die Leute, die auf die Hochzeit kommen, und pflegt auch oft schon mit den Werbern zu gehen; 6) der Tschautsch. Dieser sorgt dafür, daß die Hochzeitgäste reisefertig werden, treibt allerhand Spaß, spricht Alles, was ihm einfällt, theilt Geschenke aus, ist munter und lustig, trägt in der Hand eine Art Keule, mit welcher er gegen etwas klopft; an seiner Kappe sind einige Fuchs- oder Wolfsschwänze angeheftet und einige Löffel befestigt, kurz, der Tschautsch ist eine lustige Person; 7) ein Dudelsackpfeifer (gadljar), der mit seiner Musik das Zwerchfell der Gäste erschüttern muß. — In einigen Orten Serbiens und Bosniens, und in den Dörfern der Batschka und Syrmiens sind Frauen unter den Freiwerbern, damit die Braut nicht allein unter den Männern sei. Die Hochzeitgäste langen an und die Hauptpersonen werden schön gegrüßt:

Kommt der Path', es schallt im Hof der Hufschlag.
Sagt, wo binden wir des Pathen Roß an?
Hat des Bräutigams güt'ge Mutter
Viel gepflanzt der Aepfel und der Quitten,
Bindet d'ran das Roß des lieben Pathen,
Lieben Pathen und des Stariswaten,
Bindet d'ran das Roß des Hochzeitsführers u. s. w.

Dem Bräutigam wird an die Kappe ein weißes Tuch geheftet, und zwar eins, wenn man die Braut allein holt; wenn aber die Braut von einigen Frauenzimmern begleitet wird, dann werden mehre angeheftet. Dieß Geschäft übernimmt die Mutter der Braut und einige Freundinen. Gewöhnlich hängen die Tücher dem Bräutigam bis unter die Achseln, der Bräutigam aber hat an seiner Kappe eine natürliche oder künstliche Rose, die er auch wohl manchmal in den Gürtel steckt. Sobald man in das Haus des Mädchens kommt, setzt sich der Bräutigam zu dem Pathen, dieser aber am obersten Theile des Tisches. Der Bräutigam wagt vor Scham kaum zu sprechen, sieht immer vor sich hin und ißt nicht. Während der Mahlzeit heften ihm die Schwiegermutter und sonstigen Anverwandten Tücher an die Kappe. Unterdessen wird die Braut, welche ununterbrochen weint, in einer Kammer angezogen; auch die Gefährtinen weinen; die Braut verabschiedet sich, denn sie soll nun einem Fremden angehören, und wird mit einem weißen Tuche verhüllt.

Fliegt ein Blättlein hernieder vom Felde
Fällt dem Mädchen auf's grüne Kränzchen,

*) Die Hochzeitgäste kommen in Serbien überhaupt mit Fahnen und Waffen, wie Krieger.

Fällt auf's Kränzchen, auf's blonde Haar ihr,
Nicht ein Blättlein ist es vom Felde,
Sondern ein weißes Schleiertuch ist es:
»Weißes Schleiertuch! große Sorge!
Daß eine fremde Mutter ich nenne,
Und ach! die eig'ne Mutter vergesse!
Daß einen fremden Bruder ich nenne,
Und ach! den eig'nen Bruder vergesse!«

So verhüllt bleibt die Braut, bis man sie mit em Burschen zusammenbringt. Wenn die Freiwerber uf dem Wege zur Braut, oder schon mit derselben, Jemanden begegnen, so bewirthen sie ihn mit Wein nd Branntwein; hie und da aber kommen auch Leute om Dorfe, durch welches sie mit der Braut ziehen, ringen Speisen, z. B. Brot, Braten, Kuchen; ferner Getränke, z. B. Branntwein und Wein, heraus, bieten inen davon an und bewirthen sie. Sobald man des Bräutigams Haus erreicht hat, kommt die Schwägerin, it einem männlichen Kinde auf dem linken Arm und it einer Rolle fest zusammengewickelter Leinwand unter em rechten Arm, aus dem Hause; die Braut nimmt as Kind und umgürtet es mit einem rothen Faden der Bande; die Leinwand breitet sie aus, schreitet arüber, dann erhält sie ein Sieb mit allerlei Getreide nd wirft dieses sich über den Kopf in das Haus. Drinnen erhält sie einen Spinnrocken mit Flachs und ner Spindel. Damit berührt sie alle vier Wände des Hauses. Dann legt man ihr unter beide Achseln je nen Laib Brod, und ein wenig Zucker in den Mund, ibt ihr in eine Hand ein Glas Wein, in die andere n Glas Wasser, was sie hierauf in das innere Geach bringt und auf den Tisch stellt. Wenn die Braut us der Kammer geführt worden ist, verbeugt sie sich eständig bis zur Erde und küßt jedem Gaste die Hand; eim darauf folgenden Zutrinken (so auch auf dem Wege, wenn man durch ein Dorf geht), eben so nach r Hochzeit ein ganzes Jahr lang, muß sie vor Jederann, der in das Haus kommt, diese Höflichkeiten wiederholen, und sie wird nicht eher davon erlöst, als bis die Aussicht hat, Mutter zu werden. Vor den Freierbern kommen noch zwei Boten, meistens Schwiegerhne, zum Botenlohn; diese feuern einige Flinten ab, nn in Serbien werden die Flinten von den Freiwerrn, besonders wenn sie einen Burschen und ein Mädn zusammenbringen, Tag und Nacht abgefeuert.

Fällt ein Schuß — sieh' da, es kommt ein Reiter;
Fällt noch einer, siehe da, ein zweiter!
Fällt ein dritter, siehe der Wojwode!
»Wo, Wojwode, sind die Hochzeitleute?«
»Auf dem Meere verließen wir sie rudernd.«
»Aber wer, Wojwode, war der Rud'rer?«
»Rud'rer war die schöne Braut, die Herrin,
Auf dem Kranze rudert sie sie über,
Auf dem Rosmarinstengel den Bräutigam.«

Dem Boten muß man Botenlohn geben, z. B. ein otes Schnupftuch oder ein Hemd. Den andern Tag, nachdem man das Mädchen gebracht hat, reiten die Freiwerber von Haus zu Haus und laden zur Hochzeit ein, indem sie gewöhnlich so sprechen: »Einen Gruß vom Pathen und dem Oberfreiwerber, kommt zur Hochzeit, bringet aber mit, was Ihr essen und worauf Ihr Euch setzen wollet.« Dann bringen die Eingeladenen allerlei mit, z. B. ein Bund Flachs oder irgend ein Tuch; dieses knüpft man an den Zaum des Pferdes; dann kommen alle Dorfbewohner zur Hochzeit und ein Jeder bringt irgend ein Gericht, z. B. ein lebendiges oder gebratenes Lamm, ein gebratenes oder bloß gesegnetes und ausgeweidetes Spanferkel, eine Truthenne, eine Henne, einen Kuchen oder sonst etwas, oder einen Laib Brod, eine Flasche Wein oder Branntwein. Wenn nun die Mahlzeit zur Hälfte vorbei ist, so zählt der Tschautsch die Gerichte und Geschenke eines Jeden auf. Dabei treibt er aber allerlei Possen; hat z. B. einer ein Spanferkel gebracht, so sagt er: »Dieser da wohnt dem Namen nach am Wasser, nun hat er eine Wassermaus gefangen.« Ist es eine Henne, so sagt er: »es sei ein Rabe oder ein anderer Vogel;« ist es ein Widder mit Hörnern, so stellt er sich, als ob er erschrocken wäre, und fragt, ob es ein Hirsch oder ein Ochse, oder etwas Anderes sei? Bei jedem Geschenke muß er aber zuletzt sagen: »Dieß hat N. N. gebracht, sich zum Ruhme und allen Brüdern zum Mahle!« Hierauf werden gewöhnlich die Geschenke der Braut von zwei Burschen, die sich geberden, als wenn sie sie vor Schwere nicht tragen könnten, auf einer Lanze oder irgend einer Stange herbeigebracht. Sie bestehen aus Tüchern, Hemden, Strümpfen u. dgl. m. Diese Geschenke theilt der Tschautsch ebenfalls auf eine lustige Weise aus, z. B. sagt er: »da hat unsere Schwägerin dem Pathen ein Hemd gebracht, welches so fein ist, daß es durch einen Fingerring gehen könnte, nur sollte der Fingerring nichts Anderes sein, als ein Bauernkorb, und da müßten zwei treiben und vier ziehen.« Unterdessen muß die Braut sich immerwährend verbeugen. Der Tschautsch bindet sein Geschenk auf seinen Stock, oder auf eine Art Keule, der Dudelsackpfeifer aber bindet es an sein Instrument. Den andern Tag nimmt Morgens die Neuvermählte Wasser und ein Handtuch, gießt Wasser einem Gaste nach dem andern über die Hände, und nachdem er sich gewaschen hat, wirft er ein Stück Geld in das Becken; dieses Geld heißt **Waschgeld**. Alle Hochzeitgäste müssen der Neuvermählten, wenn sie sie empfängt und ihnen die Hand küßt, Geschenke machen, auch suchen sie ihr durch allerlei Spiele und lose Streiche Geld zu erwerben. Einer z. B. will einen Hund schlachten, wenn man ihn nicht loskauft; ein Anderer nimmt ein Spanferkel unter seinen Arm und läßt es schreien; ein Anderer sattelt einen

Ochsen, führt ihn ins Haus und macht damit ein Geschenk; Einige kleiden sich als Mönche und sammeln Almosen; Andere, besonders Mädchen, küssen sich einander auf die Wange und beschenken sich. Unterdessen wird getrunken und allerlei Spaß und Scherz getrieben, z. B. wird alles sich vorfindende Federvieh todt geschlagen, z. B. Truthühner, Gänse, Enten; man schlachtet Spanferkel, zerbricht Gefäße, nimmt im Hause der Braut Löffel und Alles weg, was sich mitnehmen läßt, reißt die Oefen ein, wenn der Pathe dazu aufmuntert, und trägt sie auf das Feld; daher kommt auch das serbische Sprüchwort: »Wie serbische Hochzeitgäste.« Hie und da, z. B. in der Batschka, zieht man Wagen in das Haus, schenkt sich selber tüchtig ein, schlägt, schreiet: »Was schreiest Du? Warum zerschlägst Du dieses hier? Hast Du nicht dem oder dem eine Braut gebracht?« Eine serbische Hochzeit dauert beinahe eine ganze Woche; zwei Tage, ehe man die Braut holt, fängt man an zu trinken, und setzt es so lange fort, bis der Pathe kommt *). So wüst auch dieses Treiben ist, so ist es doch etwas sehr Nationales, und was hie und da roh erscheint, das wird noch mit der Zeit der Geist des Christenthums mildern. In einer erniedrigenden Stellung scheint uns in Serbien die Frau zu sein, und doch wird dieselbe eigentlich nie mißhandelt. Im Gegentheil wird ihr Beifall hochgeachtet, ihr guter Rath wird zuweilen in Anspruch genommen, und es würde dem sehr übel ausgelegt werden, der sich Rohheiten gegen seine Gattin erlauben wollte.

In Serbien wurden früher die Mädchen geraubt. Junge Bursche gingen bewaffnet gern auf den Mädchenraub aus, und oft munterte Einer den Andern dazu auf: »Ei, laßt uns gehen, um dieses oder jenes Mädchen zu rauben.« Fingen diese Räuber ein Mädchen bei der Herde oder beim Wassertragen, so bemächtigten sie sich ihrer und führten sie weg; wenn sie aber des Nachts ein Haus anfielen, so brachen sie ein, banden des Mädchens Vater und Brüder, bis sie ihre Beute fanden und wegführten. Zuweilen geschah es auch, daß des Mädchens Brüder und Eltern mit den Räubern handgemein wurden, und dann ward Blut vergossen. So fiel z. B. 1805 im Jadar, im Dorfe Kluptzina, der Bruder eines Mädchens und ein Mädchenräuber, und doch konnte man das Mädchen nicht nehmen. Daher wagten die Räuber auch nicht, solche Häuser offen anzugreifen, wo das Mädchen eine große Verwandtschaft hatte. Es war eine Schande für das ganze Dorf, wenn man ein Mädchen daraus geraubt hatte, und noch eine größere für die Mädchenräuber, wenn sie mit leeren Händen zurückkamen. Sobald die Mädchenräuber ein Mädchen in ihre Hände bekamen, so wollten sie es nicht aufgeben, bis sie alle umkamen; weigerte sich aber das Mädchen, mit ihnen zu gehen, so zogen sie es am Zopf oder schlugen es mit Stöcken, wie eine Kuh. Weil die Räuber oft fürchteten, verfolgt zu werden, so führten sie das Mädchen in einen Wald, und dort ließen sie es in irgend einer Hütte oder auch unter einer Buche mit dem Burschen trauen. Früher mußte der Priester die Copulation vollziehen, wenn er auch nicht wollte; denn weigerte er sich, so bekam er Prügel. Erschienen in dem Dorfe, aus welchem die Mädchenräuber waren, Leute, die diesen nachsetzten, so traten alle Einwohner desselben ihnen auf eine höfliche Weise entgegen und suchten Frieden zu stiften. Söhnten sie sich aus, so war es gut; wollten aber die Verwandten des Mädchens sie beim Richter verklagen, so mußten auch die Mädchenräuber mit dem Mädchen vor demselben erscheinen. Sobald die Mutter ihre Tochter vor dem Richterstuhle erblickte, fing sie an, sich mit den Händen an die Brust zu schlagen und auszurufen: »Weh mir!« — Bei der Untersuchung fragte der Richter zuerst das Mädchen: »Ob es mit Gewalt oder durch ihren freien Willen entführt worden sei?« Sagte nun das Mädchen, es sei mit Gewalt geschehen, und sie wolle mit diesem Burschen weder heute noch morgen leben und lieber in Stücke gehauen werden, so ging es den Mädchenräubern schlecht; sie kamen nämlich in Arrest und mußten Strafe bezahlen. Sagte aber das Mädchen, wie es meistens geschah: »Es ist mein freier Wille gewesen, ich will über Berg und ins Wasser mit ihm,« so zahlten etwas die Mädchenräuber, söhnten sich mit den Verwandten des Mädchens aus, das Mädchen ward nach Hause geführt und dann wurde die Hochzeit gehalten. Beiläufig ist zu bemerken, daß die Mädchen nur dann geraubt wurden, wenn ein Bursche um eines anhielt und zurückgewiesen wurde; wenn man wußte, daß man ein Mädchen nicht bekommen konnte, so bewarb man sich hie und da auch nicht darum, sondern raubte es. Uebrigens wurden die Mädchen nur von solchen Burschen geraubt, welche keine Eltern hatten, oder diesen ungehorsam waren und herumstrichen. Ein ehrbarer junger Mann, zumal einer, der aus einer ehrbaren Familie war, raubte schwerlich ein Mädchen, oder ging sonst auf den Mädchenraub aus. Czerny Georg verbot, die Mädchen zu rauben, und gab folgenden Befehl: Jeder Bursche, für welchen ein Mädchen geraubt wird, soll umgebracht, der Priester, welcher ein geraubtes Mädchen trauet, abgesetzt, der Pathe, des Bräutigams Freund und der Oberfreiwerber mit Ruthen geprügelt, einem jeden von den übrigen Mädchenräubern aber 50 Stockschläge gegeben werden. Fürst Milosch hat jene Verordnung erneuert, und so ist dieser Gebrauch in Serbien erloschen *).

(Prof. D. Possart: Das Fürstenthum Serbien rc.)

---

*) Auf ähnliche Weise wird die Hochzeit bei den Morlaken gefeiert.

*) Der Mädchenraub findet auch bei den Morlaken statt. Der Abbate Fortis bemerkt Folgendes: »Man weiß fast kein Beispiel, und in den Gegenden, die von der Handlung abgelegen sind, wird es gewiß niemals geschehen, daß ein Mädchen von einem Morlaken wider ihre Einwilligung entführt oder entehrt würde. Wenn es Einem unter ihnen einfallen sollte, etwas dergleichen zu wagen, so würde er unfehlbar kräftigen Widerstand von dem angegriffenen Theile zu erfahren haben, indem die morlakischen Mädchen den Mannspersonen gemeiniglich nur wenig an Stärke nachgeben. Fast immer wird die Zeit und der Ort der Entführung von dem Mädchen selbst bestimmt, und meistens thut sie diesen Schritt, um sich von dem Haufen der Freier loszumachen, denen sie vielleicht Versprechungen gethan, und von welchen sie irgend ein kleines Geschenk, vielleicht einen messingenen Ring, ein kleines Messerchen, oder etwas Anderes von eben so geringem Werth, als ein Pfand ihrer Liebe angenommen hatte.

5. Die deutschen Frauen.

Die deutschen Frauen haben einen ihnen ganz ei-
nthümlichen Zauberreiz; sie sind bescheiden, aber nicht
schüchtern, wie die Engländerinen, und suchen durch
mpfindsamkeit zu gefallen und durch die Einbildungs-
aft anzuziehen. Die Sprache der Dichtkunst und der
»rigen schönen Künste ist ihnen bekannt; sie kokettiren
it dem Enthusiasmus, wie die Französinen mit dem
eiste und dem Witze. Die Liebe ist in Deutschland
ne Religion, aber eine dichterische Religion, die äußerst
rn Alles das duldet, was die Empfindsamkeit entschul-
gen kann. Die echt-deutsche Frau ist züchtig in Sitte,
hamhaft in Denkart, zart und edel in Gesinnung und
gendhaft und groß von Charakter. Sie huldigt dem
chönen, wie dem Guten, hört die Ansprüche der Ver-
anft, wie sie die Anforderungen des Geschmacks befrie-
igt. Das Gemüth, das dem Deutschen so innig an-
eignet ist, offenbart sich bei den deutschen Frauen
rch eine Zartheit, Reinheit, Milde und Theilnahme
t der Menschheit, welche ihnen Liebe und Bewunde-
ing zugleich erwirbt. Die deutsche Frau ist treu und
wandelbar in der Ehe. Die deutsche Mutter sorgt
ag und Nacht für die Pfänder ihrer Liebe, bringt
nen jedes Opfer willig dar, vereinigt die Milde mit
trenge und sinnt immer darauf, wie sie sie zu einer
ierde der Menschen und für die Welt brauchbar ma-
en kann.

Die Oesterreicherinen. Der bezeichnendste
usdruck für den physiognomischen Charakter der Oester-
icherinen ist Leserlichkeit. Es sind schöne, nette,
are, leserliche Gesichtszüge, die einen anlachen und die
an mit Vergnügen liest. Das Antlitz der schönen
esterreicherinen ist ein offener Gnadenbrief der Schön-
it, mit Zügen, klar und lachend, wie gestochen, in
viger Frische der Tinten; man kann sich nicht satt
sen; da ist jedes Comma, jedes Beistrichelchen an sei-
m Ort, lieblich und bedeutungsvoll, und besonders die
edankenstriche in ihren Augenwinkeln streicheln eher
e Gedanken, als daß sie sie streichen. Die schönen
rauen im übrigen Deutschland sind auch schön, aber
: sind kühl und nüchtern; sie tragen ihre Schönheit
ie einen Sammtmantel, als ob sie dieselbe nur jetzt
igegezogen hätten und sie zu Hause oder an Werk-
gen wieder ausziehen müßten; die Wiener Schönen
id in bewußtloser Bewußtlosigkeit schön; es sind Schön-
iten, die den Pygmalion in sich selbst tragen; vom
uß bis zum Kinn sind sie klassisch; das Antlitz aber
romantische Poesie, und dabei tragen sie ihre Schön-
it so, daß man sieht, sie tragen sie auf alle Tage.
ie nordischen weiblichen schönen Physiognomien reden
le marmornes Hochdeutsch; die Wiener weiblichen
jönen Physiognomien reden einen zuckrigen, wohligen,
mundigen Volks-Dialekt. In Hinsicht des Anzugs ist jede
Wienerin eine verhüllte Sphinx; es ruht eine historisch-
mythische Bedeutsamkeit unter diesen Hüllen; in der
Ideologie des Kleiderschnittes raffinirt die süße Grazie
an der Pietät der Zeit, und aus dem wundersamen,
herrlichen Bau der Gestalt strömen warme, großartige,
architektonische Gedanken heraus. Die Gewänder der
Wienerinen legen sich nicht wie Gerüste und Apparate
um den deutschen, urschönen Nibelungenleib, sondern sie
schmiegen und wickeln sich um denselben, wie die ge-
schmeidige, gefügige Sprache um einen kräftigen, schö-
nen Gedanken. Nicht in einer Falte sitzt schneiderliche
Gewissensangst; in ihrem ganzen Kleiderwurf liegen
lang aufgeschossene, frische, kecke, plastische und reizende
Geschmackstheorien; in den herabfließenden Furchen des
Gewandes stecken keine mauthfeindlichen Prinzipien, son-
dern eine jede solche Furche ist ein reizender Streck-
vers und Streckräthsel, welches den süßen Kern des
herausstrebenden Geheimnisses lachend bewacht. Die nor-
dischen Frauenzimmer sind Erzählungen, die Wiener sind
Novellen; es sind verkörperte Gedanken, die zu ihrem
Urstoff zurückstreben; Phantasiebilder aus dem Leben,
voll Leben für das Leben; Gebilde voll dunkler Erinne-
rung an die Poesie, mit Momenten, in denen die Poesie
in Erfüllung geht. (Saphir.)

Die Wienerin und die Berlinerin. Die
Berlinerin ist schön, die Wienerin reizend; die Berline-
rin hat schönere Züge, die Wienerin lieblichere Formen.
Die Berlinerin ist in ihren Bewegungen anständig, die
Wienerin anmuthig; jene geht, und zwar vorsichtig;
diese hüpft und schwebt, gefällig und leicht. Die Ber-
linerin macht schöne Toilette, die Wienerin macht die
Toilette schön; jene ist elegant, diese geschmackvoll; jene
macht die erste Mode mit, diese macht sie. Im Allge-
meinen sieht man in Berlin zu viele Frauenzimmer ohne
Hut oder Haube, und viele in zu mißlichen Kopfver-
zierungen, als sich mit dem Begriffe einer großen Stadt
verträgt. Die Berlinerin spricht, die Wienerin plau-
dert; jene besser als sie kann, diese bequemer als sie
soll; der Dialekt der Märkerin ist bisweilen sehr weh-
thuend, der der Oesterreicherin zuweilen sehr angenehm
und im Ganzen nicht übel. Die Berlinerin liest, was
sie gut findet oder ihr von diesem oder jenem Gelehrten
empfohlen worden ist, die Wienerin nur was ihr ge-
fällt, und ohne viel zu wählen; jene versteht den Pre-
diger, diese die Predigt. Die Berlinerin ist nur schein-
bar ernst und phlegmatisch, angeregt wird sie heiter,
lebhaft, unterhaltend; die Wienerin ist eben so nur
scheinbar leichtsinnig und frivol, angeregt wird sie ernst,
still und thätig. Die Berlinerin liebt, die Wienerin
verliebt sich und glüht, wenn jene nur eine sanfte
Wärme aushaucht, und beginnt mit der eigentlichen

Liebe da, wo die Berlinerin schon in den geläuterten Zustand der höhern Freundschaft übergegangen, ist sonach reicher um die Blütenzeit des Herzens. Die Berlinerin ist treu von Natur, die Wienerin ist nicht untreu, wenn es der Mühe werth ist. Die Wienerin, die als Mädchen nicht fünf zählen konnte, schreibt als Frau eine Algebra; bei der Berlinerin ist's umgekehrt. In Berlin sieht man auf öffentlichen Bällen Mädchen aus den ersten Häusern; Mädchen aus den Wiener ersten Häusern sieht man kaum in ihren eigenen.

Herr Meynert sagt in seinen Charakter-Skizzen aus Wien: »Die Wiener Mädchen sollten im Buche des Lebens den ersten Plaz einnehmen, denn nirgends fand ich so edlen Frauenstolz, bei so arglos hingebender Milde, so schöne weibliche Würde bei so süßer Mädchenhaftigkeit.

Die Frauen in Grätz und in Linz. Den Ruhm, den das weibliche Geschlecht von Grätz schon vor tausend Jahren in Hinsicht seines Aeußern erhalten, behauptet es ganz sicher auch noch heut zu Tage. Zwar kein griechischer, aber ein niedlicher, üppiger Wuchs, ein schönes, meist dunkles Haar, ein sanftes, sprechendes Auge und eine gesunde, frische Gesichtsfarbe, verbunden mit einer kräftigen Carnation, machen auch jetzt noch, daß man die Grätzerinen im ganzen Kaiserstaate mit Vorzug zu nennen pflegt. Auch erfüllen sie als Hausfrauen und Mütter ihre hohe Bestimmung.

Der alte Spruch von Sachsen, wo die hübschen Mädchen wachsen, hat sich in neuester Zeit nicht mehr bewährt; die Sage von den schönen Linzerinen ist aber noch heute Wahrheit. Mehr als in der Stadt fallen noch auf dem Lande der ausgezeichnet schöne Wuchs und dazu die regelmäßig schönen Gesichtszüge der jungen Mädchen auf. Jener wird hier noch durch die malerische oberösterreichische Tracht gehoben. Das knappe schwarze Mieder unter dem weißen Brustlatz hebt die schlanke Taille, und die weiten, weißen Aermel passen vortrefflich zu den gerade gewachsenen Gestalten und geben ihnen ein gewisses ehrbares Lustre, nach dem sie nun vielleicht nicht gerade verlangen. Die große Mehrzahl der Linzer Bäuerinen, möchte ich behaupten, müßten auch im französischen Gesellschafts-Anzuge als Damen sich würdig ausnehmen, was sich im Durchschnitt von den wenigsten Bauerschaften sagen läßt. Es ist das Gefühl des Nichtgedrücktseins, was diese Glücklichen über so viele ihres Standes hebt und im slavisch-germanischen Norden selten gefunden wird. Das ist bei den Herrinen, wie bei den Dienerinen; sind doch gerade die Kellnerinen hier berühmt. Das anmuthige Linzer Goldhäubchen, die decenteste und geschmackvollste Tracht für so schöne Gesichter, ist zwar noch im Gebrauch, doch wegen der Kostspieligkeit nur als Staat, und droht auch da schon abzukommen. Die Patrioten sollten dagegen wirken.

6. Die Frauen der Szekler.

Gebräuche der Szekler in Siebenbürgen bei ihren Hochzeiten. Da auf dem Lande die Jugend beiderlei Geschlechts in beständiger Berührung lebt, so ist es gewöhnlich, daß Liebe das eheliche Band knüpft, oft sind es aber auch Rücksichten der Klugheit, welche die jungen Leute verbinden. Erst begibt sich der heiratslustige Jüngling, in Begleitung eines seiner Anverwandten, in das Haus des Mädchens, das er sich zur Lebensgefährtin ausersehen hat, und wirbt hier bei den Eltern feierlich um die Hand der Tochter. Ist der Brautwerber den Eltern und der Tochter angenehm, so wird er zum Zeichen ihrer Erhörung seines Wunsches bewirthet; geschieht dieß nicht, so ist es ein Beweis, daß sie seinen Antrag nicht annehmen können. Nun geht auch das gefreite Mädchen zu des Brautwerbers Eltern, um sich von dem Wohlstande und andern häuslichen Verhältnissen zu überzeugen. Da jedoch auf diese Art oft schon Unordnungen zwischen den jungen Leuten vorgefallen sind, so wird jetzt bloß ein Anverwandter in diesen Angelegenheiten abgeschickt. Sind nun beide Theile mit einander zufrieden, so wird die Verlobung gefeiert, wobei zugleich durch den Orts-Notar schriftlich aufgesetzt wird, was die Eltern der Braut als Mitgift mitgeben wollen und können. In einigen Gegenden beschenkt der Bräutigam die Braut mit einem Ringe, neuen Cschischmen, einem Handtuch, einer Haube und Honigkuchen. Nachdem nun durch gegenseitige Verabredung der Termin zur Hochzeit bestimmt worden, versammeln sich die Anverwandten und Gäste jedes Theiles an diesem Tage abgesondert bei dem Bräutigam und bei der Braut, und ziehen so abgesondert zur Kirche; hier wird die Braut durch Abgeordnete des Bräutigams aus ihrer Umgebung dem Bräutigam zugeführt, welcher sie dann vor den Altar geleitet und führt. Nach geendigter Trauung gehen beide Familien wieder abgesondert in die Wohnungen des Bräutigams und der Braut zum frohen Mahle. Der Bräutigam selbst folgt der Braut in ihres Vaters Haus; hier wird ihm die bei der Verlobung bestimmte Mitgift übergeben, die Braut aber von ihren Anverwandten mit allerhand Geschenken begabt, welche, auf einen Wagen geladen, dem Bräutigam und der Braut in das vor Freude wiederhallende Haus des Bräutigams nachfolgen; hier werden die jungen Leute abermals beschenkt, dann wird an der Tafel Plaz genommen und die Mahlzeit mit Gebet und einer Anrede an die Gäste begonnen und mit frohen Trinksprüchen beendigt. Nun besuchen sich beide Familien gegenseitig, und unter Tanz und frohen Gesängen werden mehre Tage hinter einander der Freude gewidmet. Holt der Bräutigam seine Braut aus einem fremden Dorfe, so wird sie von einer Schar reitender Jünglinge geleitet, und der Wagen, auf wel-

hem die Braut mit ihrer Mitgabe fährt, wird von ihnen umgeben und sie mit entblößten Säbeln ihrem harrenden Bräutigam zugeführt. Doch die blinkende Waffe wird nicht bloß zum Scheine getragen. Die Reiter müssen der Braut den Weg in des Bräutigams Haus mit Waffengewalt öffnen, indem eine Barriere von einem hänfenen Strick ihr den Weg versperrt, welcher erst zerhauen werden muß, bevor sie ihren Einzug halten können; der Sieger aber wird von den gegenwärtigen Mädchen mit einem Ringe beschenkt; der Kutscher, die Brautführer und die Eltern der Braut erhalten weiße Hemden, welche sie über ihre Kleider anziehen. Auch hier speisen dann beide Familien abgesondert. Unter der Jugend herrschen dann noch Gebräuche, deren Beobachtung eine stillschweigende Liebeserklärung enthalten. Hiezu gehört das sogenannte Koszoru Kapás. Es sammelt sich nämlich die Jugend zum frohen Tanze, jedes Mädchen erscheint mit einem Blumensträuß am Kopfe geschmückt; liebkosend nähert sich der Liebhaber seinem Mädchen, löset ihm den Blumenbund vom Kopfe und beginnt mit ihm den Tanz.— Eben solche Liebeserklärungen sind auch das Pflanzen grüner Bäume im Frühjahre vor dem Hause des geliebten Mädchens. Auch vor das Haus, welches sie sich für den Winter zur Rockenstube ausersehen haben, pflanzen sie solche Bäume, welches man Gusályosaknak nennt, die diesen Ort Besuchenden aber Gusályossag heißt.

Scheint's Land und Volk der Szekler, 1. u. 2. Thl., S. 209.

7. Die Mädchen in Bosnien.

Wie die Mädchen in Bosnien auf die Heirat gehen. In einem Theile von Bosnien dürfen die jungen Mädchen von mohamedanischem Glauben bei Tage mit unverschleiertem Gesichte auf der Straße herumgehen. Der Mann nun am Orte, der Lust zu heiraten hat, und es gefällt ihm eine von diesen Mädchen, die er vorübergehen sieht, wirft ihr ein gesticktes Taschentuch auf den Kopf oder den Hals. Hat er kein Taschentuch, so verrichtet jeder Theil seines Anzuges die Stelle eben so gut. Das Mädchen geht darauf sogleich nach Hause, betrachtet sich als eine Braut und erscheint nie mehr öffentlich. (Leipz. Modeztg. 1836.)

8. Die Französinen.

Die Pariser Frauen. Die Pariserinen sind ohne allen Zweifel bezaubernde Wesen, nicht daß sie alle schön wären, aber sie sind alle hübsch und angenehm. Eine einnehmende Anmuth im Benehmen schützt ein gewöhnliches Gesicht vor strengerer Untersuchung, und ein Mangel an Symmetrie verschwindet neben der Alles umgebenden geschmackvollen Anordnung. Liebe zu Pracht und Vergnügungen charakterisirt die Frauen aller Nationen, aber die geistige Lebendigkeit der Pariserinen ist ihnen eigenthümlich. Man findet sie bisweilen zu unruhig, zu quecksilberartig, aber unangenehm und widerwärtig können sie nicht werden. Die untern Klassen haben sich von allem Zwange losgesagt, bleiben deßwegen aber immer achtungswerth. Die Nachahmungskunst scheint unter allen Fähigkeiten der Französinen obenan zu stehen, und die allgemeine Höflichkeit und Abgeschliffenheit, welche ihre Nation auszeichnet, schreibt sich wahrscheinlich davon her, daß die verschiedenen Klassen der Gesellschaften mehr unter einander kommen und sich vermischen. Elegante Damen schämen sich nicht, in einem öffentlichen Speisehause zu essen, oder mit sogenannten »gemeinen Leuten« auf Spaziergängen und Kaffehhäusern zusammen zu kommen. Die untern Klassen können die obern nachahmen, ohne lächerlich zu werden, und die Bessern finden sich durch solche Nachahmung nicht beleidigt. Der Geschmack ist hier allgemein, kein Privilegium oder Monopol der »großen Welt.« Man betrachte englische oder deutsche Mädchen aus den niedern Klassen, z. B. an einem Sonntage, und wende dann seine Augen auf eine Gruppe eben solcher Pariser Mädchen — ihr Geschmack gibt sich in der Mode, ihr Rang in den Stoffen ihrer Kleidung zu erkennen. Solch ein Gemälde ihres äußeren Lebens bieten die Französinen dar, und wer daher eine Gesellschafterin auf kurze Zeit sucht, der gehe nach Paris, nach Frankreich, eine Gattin, eine Hausfrau jedoch suche er sich anderswo.

9. Die Engländerinen.

Im Allgemeinen darf man die Engländerinen unter die ausgezeichnetsten Frauen Europas zählen. Mit Schönheit verbinden sie das, was ihr erst Werth verleiht: Ergebung in ihre Pflichten, mannichfaltige Bildung, einen reichbegabten Geist, endlich die Vereinigung dessen, was das Glück der Familien und den Reiz der Gesellschaft bildet. Die Engländerinen sind im Ganzen schön. In dem Garten der Tuillerien zu Paris kommen dem Spaziergänger in einer Entfernung von zehn Schritten alle Frauenzimmer ganz bezaubernd vor; in der Entfernung ist ihr Anzug, ihre Bewegung, ihre Augen und ihr ganzes Benehmen entzückend; aber wenn man näher kommt, so verschwindet dieser Zauber, und unter zehn Frauen gibt es oft nicht eine wahre Schönheit. Ganz anders ist es mit den Engländerinen; in einer Entfernung von zehn Schritten erblickt man nicht ein schönes Frauenzimmer; ihr Ganzes ist ohne Anmuth, und ihr Anzug verräth einen schlechten Geschmack; aber wenn man näher zu ihnen kommt, so erstaunt man über die Anmuth ihrer Gestalt, die Feinheit ihrer Gesichtszüge,

besonders über die Durchsichtigkeit ihrer Haut, welche bei Tage noch schöner erscheint, als beim Kerzenlichte.

Die reine Heiligkeit des echt weiblichen Zartsinnes wird bei den Engländerinen schon in der Erziehung des Mädchens auf das sorgfältigste bewacht. Geschieden von dem freien Weltleben, wird die Jungfrau unter strenger mütterlicher Aufsicht zu züchtiger Sitte, zur Häuslichkeit und zu sanfter Tugend gebildet. Oft werden sie auch bis zu ihrer Verheiratung in eigenen Pensions-Anstalten erzogen. Auf jeden Fall aber leben sie vom Umgange mit jungen Männern viel entfernter, als bei uns. In Hinsicht dieses hohen moralischen Zartsinns und Pflichtgefühls sagt auch ein Schriftsteller von den edlen Britinen: »Sie werden die zarten Vermittlerinen, die den brausenden, ungestümen Jüngling an die Pfade des häuslichen Lebens fesseln und sein wildes Leben zügeln.«

Alle Frauen und Mädchen zu London, zu welchem Stande sie auch gehören mögen, kleiden sich ganz auf dieselbe Weise, nur tragen die armen das schmutzig und zerrissen, was die Damen neu und schön haben. Auf den ersten Blick sollte man meinen, es gebe Magazine, wo Bürgerfrauen kaufen, was die Lady's abgelegt, und was gewöhnlich in sehr gutem Zustande, wenn auch ein wenig gebleicht ist. Dieselben Kleidungsstücke scheinen sodann von den Bürgerfrauen wieder verkauft worden und endlich an die unterste Klasse gelangt zu sein. — Man bemerkt in den Straßen und Gärten zu London am Sonntag nicht jene Handwerker- oder Arbeiterfrauen in weißen oder farbigen Hauben, mit schlichten, aber saubern Kleidern, wie man sie in andern großen Städten gewahrt. Alle Frauen in Englands Hauptstadt haben Hüte, Kleider, Shawls der großen Damen, aber abgetragen, schmutzig, bleich, oder von grobem Stoff. So ausstaffirt, sieht man sie gravitätisch zur Kirche wandern, oder sich nach den öffentlichen Gärten begeben, um andere zu beschauen, oder sich selbst beschauen zu lassen. Sie hängen sich an den Arm ihrer Männer, machen gewaltig große Sätze, weil es zum guten Ton gehört, gleichen Schritt zu halten, weßhalb sie ihrem Körper eine schwankende Bewegung geben müssen, die, besonders von hinten gesehen, eben so komisch als lächerlich ist. Man findet denselben Gebrauch auch bei den meisten Genferinen, die überhaupt in vielen Stücken, gleich ihren Männern, die britischen Sitten und Gebräuche nachzuahmen sich bemühen.

Die Engländerinen als Frauen. Die englischen Gesetze sind im Allgemeinen den Frauen nicht günstig. Durch eine Heirat treten sie in den Rang ihres Mannes über, und eine Frau von Stand, die sich nach dem Tode ihres ersten Gemals einem andern von niedrigerem Range vermält, verliert den Titel, den sie von ihrem ersten Manne trug, wiewohl man ihr ihn noch aus Gewohnheit ertheilt. Besitzt sie einen erblichen Titel, so behält sie ihn, auch wenn sie einem Manne von niederem Stande ihre Hand reicht, und der Mann hat keinen Anspruch auf Titel und Recht seiner Frau. Wenn eine Frau kurz nach ihrer Vermälung niederkommt, so wird das Kind nach dem Gesetz als ehelich erzeugt angesehen, wenn es auch der Vater nicht anerkennt, und die ganze Welt glaubt, daß er darin Recht habe. Wenn der Mann mehre Jahre vom Hause entfernt lebt, und die Frau 12 Monate nach seiner Abreise niederkommt, so gilt das Kind in den Augen des Gesetzes für das seine, nur muß er während seiner Abwesenheit England nicht verlassen haben, oder innerhalb der vier Meere geblieben sein, wie sich das Gesetz ausdrückt. Da eine Frau in England als das Eigenthum des Mannes betrachtet wird, so ist er auch für ihre Handlungen verantwortlich. Nach den englischen Gesetzen hat die Frau keinen eigenen Willen; der Mann ist daher gehalten, die auch ohne sein Wissen von seinem Weibe gemachten Schulden zu bezahlen; er muß sogar für die vor der Heirat von ihr gemachten gut stehen. Der Mann hat das Recht, nach Willkür mit dem Vermögen seiner Frau zu schalten. Wenn daher ein reiches Mädchen sich verheiratet, so treffen ihre Eltern oder Vormünder die Vorsorge, daß ihr auch in der Ehe der freie Genuß ihres Vermögens bleibt und daß sie über dasselbe nach Belieben verfügen kann, damit nicht etwaige Verschwendungen des Mannes sie darum bringen. Einer der größten Nachtheile in der Stellung der Frauen ist der Umstand, daß bei der Vererbung von Grundbesitz männliche Erben immer den weiblichen vorgezogen werden. In Ermangelung männlicher Erben theilen die weiblichen die Güter unter sich. Ledig oder verheiratet bleiben die Engländerinen unter beständiger Vormundschaft. Es gibt keine vollkommen unabhängige Frau, als eine Witwe mit großem Vermögen.

Die Herrschaft der Männer über ihre Frauen ist unumschränkt. Die Gesetze treiben die Ansicht von der Unterwürfigkeit, die das Weib dem Manne schuldig ist, so weit, daß bei einem von beiden gemeinschaftlich begangenen Verbrechen die Frau keine Strafe, ja nicht einmal eine gerichtliche Untersuchung zu fürchten hat, da die Gesetze annehmen, sie sei aus Gehorsam gegen ihren Mann verbunden, sogar an seinen Verbrechen Theil zu nehmen. Bis auf Karl II. bestand ein Gesetz, das den Mann berechtigte, seine Frau zu schlagen, denn da er für ihre Handlungen verantwortlich ist, sagte man, so muß man ihm auch Gewalt lassen, sie in Furcht zu halten. Die gegenwärtigen Engländer, von besserer Gesittung als ihre Vorfahren, haben dieses Gesetz, das beiden Geschlechtern zur Unehre gereicht, verjähren lassen, allein bei dem gemeinen Volke, das altes Herkommen nicht leicht fahren läßt, wird dieß Gesetz noch oft erwähnt und noch öfters in Anwendung gebracht. Ein noch entehrenderes Gesetz erlaubte dem Manne, seine Frau zu verkaufen, wenn sie dazu ihre Einwilligung gab. Das Gesetz schreibt dabei vor, daß er sie dann mit einem Strick um den Hals auf den Markt führe, wie einen Ochsen oder Esel. Gewöhnlich ist der Käufer ein Liebhaber der Frau, oder Jemand,

der sie aus der Tyrannei ihres Mannes befreien will. Man hat diese barbarische Sitte noch bis in die neueste Zeit wiederholt gesehen. Um endlich dem Weibe seine Unterthanenpflicht gegen den Mann recht nachdrücklich einzuschärfen, besteht ein Gesetz, das die Ermordung eines Mannes durch seine Frau als eine Art Hochverrath mit einer geschärften Todesstrafe belegt.

---

10. Irländerinen.

Irische Heiraten. Bei der Verehelichung wird von den Irländern die Geldfrage als die Hauptsache angesehen, und es hat dieß den Nutzen, daß dadurch eine Veranlassung zur Sparsamkeit gegeben ist. Ich habe oft von jungen Mädchen, die in der Stadt dienen, sagen hören, daß sie noch nicht daran denken könnten, einen Mann zu bekommen, da sie noch nicht so viel erspart hätten, um ein Schwein zu kaufen. Als ich durch einen elenden Flecken zwischen Clonmel und Kilkenny kam, sah ich an dem Getümmel, welches dort herrschte, daß etwas Ungewöhnliches vorgehe. Ich blieb stehen vor einer Hütte, in welche einzudringen ein hübscher, aber von heftigem Zorn ergriffener junger Mensch sich vergeblich bemühte. Ich bat einen der Zuschauer um Erklärung dieser Szene. »Zwei junge Leute,« so erzählte man mir, »sollten an diesem Tage getraut werden. Die Braut war 16, der Bräutigam 19 Jahre alt, und sie paßten eben so gut ihrem Vermögen als ihrem Alter nach zu einander. Der Geliebte besaß ein Schwein und eine Hütte; die Schöne — einen Tisch, eine Decke, einen Schemel und einen eisernen Topf. Alles war in der besten Ordnung; die jungen Eheleute sollten bei dem Vater des Mädchens wohnen, bis die Wohnung des neuen Ehepaares so weit hergestellt, daß der Regen nicht mehr eindringen könne. Man hatte die Stolgebühren für den Pfarrer geliehen; die beiden Familien hatten so viel zusammengesteuert, um einen hinlänglichen Vorrath von Whisky zu kaufen, und der Glückstag war endlich für die Liebenden angebrochen. Aber ach! war jemals das Loos der wahren Liebe mit Friede gesegnet? Am Vorabend der Trauung entathmete des Bräutigams Schwein. Dieses betrübende Ereigniß veränderte völlig die Lage der Dinge. Der Verlobungs-Vertrag sprach es nicht aus: »daß Patrik die Schilah, sondern, daß Patrik, der Besitzer einer Hütte und eines Schweines, Schilah, die Eigenthümerin eines Schemels, eines Tisches, eines eisernen Topfes und einer Decke zur Frau bekommen sollte.« Nun aber Patriks Schwein nicht mehr lebte, und Patrik kein Schwein sonst besaß, war er nicht mehr der Patrik des Vertrages und sollte deßhalb Schilah nicht mehr zur Frau bekommen. Der Vater der Braut war unerbittlich; die Freunde des Bräutigams jammerten mit ihm, aber fanden das Benehmen des Vaters der strengen Gerechtigkeit gemäß. Patrik und Schilah waren die einzigen Unglücklichen.« In dem Augenblicke, wo ich vorüberkam, suchte Patrik in das Haus seiner Geliebten Eingang zu gewinnen, um seine Rechte geltend zu machen. Er forderte die Brüder seiner Schönen zum Kampfe heraus; er schrie: »Donner und Torf! Blut und Donner!« und mengte den Donner in alle Arten von Flüchen. Sein Benehmen wurde von allen Umstehenden heftig getadelt, und man fand es befremdlich, um nicht zu sagen anstößig, daß Schilah in der Hütte weinte, wo ihre Mutter sie bewachte. Hier, ich muß es zum Voraus bemerken, endet der romantische Theil meines Berichts, denn wenn Patrik eingewilligt hätte, auf einen Theil der Morgengabe seiner Zukünftigen zu verzichten, um das Gleichgewicht zwischen den respektiven Glücksgütern herzustellen, würde er ohne Mühe seine Braut erhalten haben. Was die Verzweiflung der Schilah betrifft, so ist zu melden, daß sie aufhörte, als ihr ein angemessenes Ehebündniß in Aussicht gestellt worden. Ein junger Mensch, der ein lebendiges Schwein besaß, bot sich dar, die Erbin zu heiraten, die er niemals gesehen, und mit großer Freude wurde sein Antrag von Schilah und ihren Eltern angenommen.

---

11. Die Italienerinen.

Ein echter Italiener hat ein starkes Genick, breite Schultern und Brust, Arme von sehr starken Nerven, Hüften und Schenkel von ungemein starken Knochen, dicke und derbe Waden und starkes Bart- und Haupthaar. Nirgends erblickt man die aufgedunsenen, nichtssagenden Gesichter Englands und des Nordens; sehr oft ist man genöthigt, bei dem Anblick eines Lastträgers oder Tagelöhners zu sich selbst zu sagen: »was hätte aus diesem Menschen werden können, wenn alle seine Anlagen ausgebildet, seine Fähigkeiten in Wirksamkeit gesetzt worden wären.« Winkelmann sagt deßhalb: »Der Kopf eines Italieners vom niedrigsten Pöbel könne in dem erhabensten historischen Gemälde angebracht werden, und unter den Frauen dieses Landes würde es nicht schwer sein, auch in dem geringsten Orte das Bild einer Juno zu finden.« »Von der weiblichen Hälfte,« sagt Hagemann, »läßt sich dieß nicht so allgemein behaupten. Unter den Landleuten (vorzüglich in der Campagna di Roma) sind die frühen Heiraten so gewöhnlich, die Arbeiten der Frauen so hart und mühselig, ihre meist aus Pflanzenstoffen bereitete Nahrung so kraftlos, und ihre Sorglosigkeit in Hinsicht der Sonnenhitze, der Luft und der Kleidung so groß, daß ihre schöne, natürliche Körperform schon vor ihrer völligen Entwickelung zu Grunde gerichtet wird. Hievon gibt es jedoch zahlreiche Ausnahmen, vorzüglich im Florenti-

nischen, wo man die reizendsten Bäuerinen erblickt, und in Dörfern, wo der Wohlstand größer ist. In Städten aber findet man die schönsten weiblichen Formen. Die allgemeinsten Kennzeichen der Italienerinen sind: eine schmale Stirn, starkes schwarzes oder dunkelbraunes Haar, große, feurige, ausdrucksvolle Augen, eine schöne Nase, die mit der Stirn das berühmte römische Profil bildet; ein kleiner Mund mit etwas aufgeworfenen Lippen, die gewöhnlich mit einem leichten sammtnen Anfluge schwarzer Haare besetzt sind; eine zarte, weiße Haut, mit nur schwach durchscheinender Röthe, und ein feiner, aber regelmäßiger Gliederbau.

Die Römerinen. Diese sind bekanntlich die größten Schönheiten des Erdkreises, oder anders zu sagen, unter den römischen Frauenzimmern gibt es bekanntlich die größten und regelmäßigsten Schönheiten. Ihre Haltung, ihr Gang erinnert an die Clelia und Cornelia; man sollte antike Statuen der Juno und Pallas zu sehen glauben, die von ihrem Piedestal heruntergestiegen sind und um ihre Tempel spazieren gehen. Rosen und Lilien färben die zarteste Haut mit dem sanftesten Anflug; ihr dunkles Haar flechten sie auf das zierlichste und geschmackvollste, und durch den räthselhaften Schleier schimmert das schönste Incarnat und ihre brennenden Augen. Ihre Kleider und Tücher legen sie meistentheils in wahrhaft antike Falten. Römisches Gesicht, Brust und Nacken sind anerkannt die schönsten, die es gibt. Sie tragen sich keineswegs sehr aufrecht, und scheinen dem Ausländer sogar etwas gebückt zu gehen, bald aber bemerkt man, daß diese Haltung der Schönheit weit angemessener sei, als ein steifes, grenadiermäßiges Einherschreiten.

12. Das weibliche Geschlecht in Korsika.

Die korsischen Frauen sind groß, schön und gut gebaut, und zeichnen sich in allen Ständen durch die Sorgfalt aus, welche sie auf ihren Anzug und ihren Putz verwenden. Die Männer sind im Durchschnitt klein, hager, verkrüppelt und eifersüchtig wie die Orientalen. Sobald ein Mädchen zum ersten Male das Abendmahl genossen hat, darf es nicht mehr allein aus dem Hause gehen; je älter die Mädchen werden, um so strenger wird die Aufsicht. Nicht minder streng werden die verheirateten Frauen gehütet. Mädchen und Frauen dürfen das Haus nur dann verlassen, wenn sie in die Kirche gehen oder einer Prozession folgen wollen, aber auch da werden sie selbst von dem Manne, dem Vater oder Bruder begleitet. Jeder Gang aus dem Hause wegen Wirthschafts-Angelegenheiten ist ihnen untersagt; dafür sorgen die Männer, die man deßhalb alle Morgen in den Städten auf den Markt gehen und das Eingekaufte in einem Taschentuche nach Hause tragen sieht.

13. Die Frauen in Spanien.

Der größte, der hervorstechendste Zug im spanischen Volkscharakter ist Treue gegen eingegangene Verpflichtungen, und ist es stets gewesen; dieser Zug bewährt sich durchgehends auch im Charakter des spanischen Weibes; es geschieht äußerst selten, daß eine spanische Frau ihre Pflicht verletzt, wenn sie geziemend behandelt, und nicht, wie zuweilen vorkommen mag, durch Vernachlässigung und schlechtes Beispiel zu einer andern Handlungsweise hingetrieben wird. In keinem Lande sind erfreulichere und musterhaftere Beispiele häuslichen und ehelichen Glückes zu finden, als in Spanien. In den bessern Familien werden die jungen Mädchen von Kindheit auf nur zu wackern Hausmüttern erzogen, und sie besitzen alle die ihrem Geschlechte natürlichen Talente in einem unübertroffenen Grade. In den Provinzen werden sie von Kindheit an dazu angehalten, hinter ihrer Mutter, wenn sich diese nach dem Markte begibt, um etwas einzukaufen, einher zu trippeln, und in den maurischen Städten kann man sie noch zur Stunde in der so malerischen Mantilla, als vollkommene Miniaturbilder der stattlichen Matrone, welcher sie folgen, einhergehen sehen. Sobald sie es im Stande sind, wird dieser Theil der Führung des Hauswesens ihnen übertragen, und so sieht man dort aller Orten noch ganz junge Mädchen aus den besten Familien mit den Handelsleuten feilschen und ihnen emsiglich zureden und zusetzen. Ihre Erziehung wird beinahe ganz im väterlichen Hause besorgt. Der Widerwille gegen öffentliche weibliche Erziehungs-Anstalten ist so groß, daß selbst in diesen drangvollen Zeitläuften wenige Familien sich entschließen würden, ihre Töchter hinein zu geben. Die jüngern Mädchen werden von den ältern Schwestern unterrichtet, und man kann stets und aller Orten sehen, wie die Mädchen, nachdem sie die ganze Nacht hindurch getanzt haben, den ganzen Tag hindurch, ohne die geringste übernächtige Mattigkeit und Verdrossenheit zu zeigen, mit dem Hauswesen oder weiblichen Arbeiten, namentlich mit Sticken, beschäftigt sind, womit sie unablässig umgehen. Sie sind, wenigstens der bessere Theil derselben, mit einem Worte vollendete Meisterinen in der Besorgung des häuslichen Wesens und Wirkens.

In vielen Punkten und Beziehungen sind der Charakter und die Sitten des spanischen Volkes, insbesondere der weiblichen Hälfte desselben, denen des italienischen schroff entgegengesetzt, obschon man vermuthen sollte, daß sie sich unter allen am meisten gleichen. In Toskana, welches doch eines der trefflichsten Länder Italiens ist, trat eine Gesellschaft von angesehenen

Frauen zu dem höchst löblichen Zwecke zusammen, die jungen Mädchen in den die Führung des Hauswesens im weitesten Umfange betreffenden Künsten, so wie selbe im nördlichen und mittlern Europa, besonders in Deutschland, geübt werden, zu unterweisen, um dadurch den gesellschaftlichen und sittlichen Zustand der toskanischen Frauenwelt zu verbessern. In Spanien wäre dieß ein durchaus überflüssiges Bemühen gewesen, weil dort, namentlich im Süden, jedwedes Haus vollendete Muster und Meisterinen in diesen Künsten aufzustellen vermag. (Von dieser Regel müssen jedoch die höhern Stände in der Hauptstadt des Königreichs ausgenommen werden.) In einem Gasthofe einer großen Stadt des südlichen Frankreichs, wo ich einst eine Nähnadel begehrte, mußte erst um eine solche in den Kramladen geschickt werden, weil kein weibliches Wesen im ganzen Hause ein solches Instrument besaß! In Spanien könnte etwas dergleichen durchaus nicht statt finden, denn vorzüglich im Süden (in Andalusien, Valencia u. s. f.) kann man Frauen aus den höchsten Ständen im Innern ihres Hauses im schönsten Anzuge, von ihren Zofen umgeben, auf echt antike Weise mit weiblichen Arbeiten beschäftigt sehen.

Diejenigen Frauen in Spanien, welche Einfluß in der Gesellschaft geltend machen, und deren wirkliche Leiterinen sind, üben große und strenge Zucht, und keiner Frau, deren Lebenswandel nicht unbescholten ist, wird Achtung gezollt. Dieses gilt von beiden Geschlechtern. Kein Mann, dessen Aufführung in sittlicher Hinsicht nicht tadellos ist, hat Einfluß oder wirkliches Gewicht. Nie wird in Spanien das Auge durch jene öffentlichen Verletzungen des sittlichen Anstandes beleidigt, denen man in andern Ländern bei den unglücklichen Geschöpfen, deren nähere Bezeichnung wir uns ersparen können, so häufig begegnet. Man kann an Einem Abend in London mehr abschreckende Laster sehen, als in ganz Spanien einen langen Zeitraum hindurch.

In Deutschland und England gibt man der Frau die Hand, aber man vertreibt sie von der Tafel, wenn man vergnügt sein will. In Frankreich küßt man sie auf die Wange, aber man überläßt ihr nicht den ersten Plaz im Theater. In Spanien ist man weder so vertraulich, noch so selbstsüchtig. Man nähert sich in Gesellschaft einer Frau nur dann, wenn man ihr nützlich sein kann. Will sie eine Treppe hinaufsteigen, so reicht man ihr nicht die Hand; tritt sie jedoch in die Kirche, so reicht man ihr das Weihwasser dar. Der Spanier lebt viel zu Hause. Er bedarf weder Schauspiele, noch Kasino's, noch Reisen. Aber alle seine Handlungen müssen durch die Blicke seiner Frau erwärmt werden, wie die Pflanzen durch die Strahlen der Sonne. Der Gatte schämt sich der niedrigsten Verrichtungen nicht, wenn er sich dadurch seiner Lebensgefährtin nur dienstfertig beweisen kann. Er wäscht und kleidet seine Kinder, besorgt die Küche, geht auf den Markt. Er nimmt die Hälfte der schwierigsten häuslichen Verrichtungen über sich. Keine öffentliche Lustbarkeit, selbst die Stiergefechte nicht ausgenommen, sind ausschließlich für die Männer bestimmt. Es ist nicht möglich, der eigenthümlichen Grazie der Spanierinen zu widerstehen, denn sie hat nichts gemein mit dem, was man im übrigen Europa mit diesem Namen belegt, es ist eine Grazie, die sich durch die Lebendigkeit der Einbildungskraft, durch epigrammatisches Salz in den Antworten, durch das Feuer der Blicke, durch eine weiche Haltung und die Eleganz der Bewegungen ausspricht; sie wird belebt durch jene unbeschreibliche Macht, ohne die es nichts Schönes, nichts Ansprechendes weder in der Natur, noch in der Kunst gibt, durch den Ausdruck. Nichts ist bei ihr berechnet, nichts studiert in der stummen und beredten Sprache ihres Auges. Was man in ihrem Auge liest, das steht in ihrem Herzen geschrieben.

Die Spanier pflegen ihre Kranken mit großer Sorgfalt, und keine Frau auf Erden übertrifft in diesem Theile ihres häuslichen Berufes an liebevollem Eifer und zarter Behandlung der Leidenden die wackere Spanierin. Eines Tages besuchte ich eine reiche und vornehme Familie, die stets im Besitze der ersten Staatsämter gewesen war. Die Frau vom Hause empfing mich in Negligée und entschuldigte sich wegen der Abwesenheit ihrer Tochter, indem sie mir sagte, ein alter Diener, der die ganze Familie erzogen habe, befände sich unwohl, und seine Tochter sei eben damit beschäftigt, ihm Blutegel zu setzen. Bald darauf erschien auch die Tochter, ein sehr reizendes und liebenswürdiges Mädchen, im schlichten Hauskleide. Sie berichtete ihrer Mutter mit leiser Stimme, die Blutegel hätten gesogen, und nahm dann wie gewöhnlich Theil an der Unterhaltung.

Die Madriderinen (las Madrileñas). Die Madrileña ist mehr unter, als über Mittelgröße, aber durchgängig vom herrlichsten Wuchse. Ihre vorzüglichste Sorgfalt wird jedoch dem Fuße gewidmet, denn nicht zufrieden mit dessen natürlicher Kleinheit und Schöne, bindet sie ihn noch mit schmalen Leinenbändern, um ihn noch zu verkleinern und ihm eine zierlichere Form zu ertheilen. Ihr Teint ist gewöhnlich blaß, ihre Zähne perlengleich, die Lippen roth, die Augen groß, schwarz und feurig; ihr Schritt ist kurz und rasch, aber zierlich, und das rastlose Spiel ihrer Hände und Arme, welche unablässig mit der Mantilla oder dem Fächer zu schaffen haben, bezeugt das ungeduldige Feuer ihres Temperaments. Während sie dahin wandelt, überblickt sie die sie rings umgebende männliche Welt mit ruhigem, aber sinnendem Auge; bist Du so glücklich, von ihr gekannt zu sein, so erblüht ein süßes Lächeln auf dem schönen Antlitz, die leuchtenden Augen blicken Dich freundlich an, und Dein Gruß wird mit einem einladenden Nicken des Fächers erwiedert.

14. Das schöne Geschlecht in Portugal.

Die Lissaboner Frauen kann man nicht anders als schön nennen. Ihr Haar, auf das sie gewöhnlich viele Sorgfalt verwenden, ist fast stets weich, dunkel und reich, und ihre schwarzen oder ganz dunkelbraunen Augen sind ausdrucksvoll und schwärmerisch. In Hinsicht des niedlichen und zartgebauten Fußes ste-

hen sie keiner Spanierin nach; sie wissen dieß aber auch recht gut, denn ihr vorzüglichster Stolz sind schöne Strümpfe und seidene Schuhe. — Die portugiesischen Damen sind mit dem dreißigsten Jahre alt, zu der Zeit, wo unsere Mädchen und Frauen erst in den schönsten Frühling treten, bereits abgeblüht und verwelkt. Ihre Haut ist zwar stets blaß, was in der Jugendblüte und bei voller Gesundheit nichts weniger als unangenehm aussieht, im Alter aber wird sie wahres Pergament; kurz, eine Portugiesin ist zwischen dem 15. und 25. Jahre ein liebenswürdiges, bezauberndes Geschöpf, das später durchaus nichts mehr besitzt, was Liebe erwecken könnte. Die portugiesischen Frauen zeichnen sich keineswegs durch Reinlichkeit aus. Die Putzsucht hat in aller Herzen so tiefe Wurzeln geschlagen, daß viele von sehr beschränktem Vermögen oder Einkommen sich und ihren Familien im eigentlichen Sinne jeden Genuß und jedes Vergnügen entziehen, um nur, wenn sie auf öffentlichen Spaziergängen, im Theater oder in der Messe erscheinen, Spitzen und Juwelen tragen zu können. Die meisten haben für einen besondern Tag einen besondern Anzug, der also jährlich nur einmal zum Vorschein kommt. Besitzt eine Lissabonerin keine reiche Garderobe, vielleicht nur einen Staatsanzug, so tauscht sie an einem Tage mit einer Freundin, die sich in demselben Verhältniß befindet, an dem zweiten mit einer andern, an dem dritten mit einer dritten und so fort ihre ganze Bekanntschaft durch, so daß man glauben muß, sie habe eine große Menge eleganter Anzüge.

15. Das schöne Geschlecht in Griechenland.

Nirgends genießen die Frauen weniger Achtung, als in Griechenland. Ihre Lage ist nicht verschieden von jener der Sklaven. Dieß Uebel, das sich nach und nach in den höhern Ständen vermindert, hat in den untern tiefe Wurzeln geschlagen. Man kann es als eine Folge der Knechtschaft betrachten, in welcher dieß Volk so lange geschmachtet. Der Grieche, der sich unter dem Joche des Türken beugen mußte, suchte sich dadurch zu entschädigen, daß er die verschiedenen Glieder seiner Familie auf eine barbarische Weise behandelte. In den Distrikten, wo die Griechen weniger unterdrückt wurden, war auch der Zustand der Frauen erträglicher. — Die Griechin unterscheidet sich nicht nur von der Italienerin und Orientalin durch ihr seelenvolles, herzinniges Wesen, durch ihren Verstand und ihr Talent, nein, sie unterscheidet sich auch durch ihre Häuslichkeit, Mutterliebe und stille, weibliche Zurückgezogenheit. Hätte ihnen die dreihundertjährige Barbarei nicht die Freiheit geraubt, wir würden sie eben sowohl als gebildete Frauen sehen, wie wir sie als Heldinen sahen.

Die Römerin ist eine majestätische, aber die Griechin eine seelenvolle, geistige Schönheit. Nirgends sind jedoch die Frauen schöner, als in dem alten Sparta (Lacedämon, Laconien); die alten und neuen Schriftsteller stimmen darin überein. Schon ein altes Orakel nennt die lacedämonischen Weiber die schönsten, und Homer gibt Sparta den Beinamen des »Schönweibigen.« Die neuesten Reisenden stimmen hier bei. Castellan findet in den Spartanerinen »das Ideal der Schönheit, das Abbild der Aphrodite« wieder. Im Allgemeinen sind die neugriechischen Frauen groß und wohlgebaut, haben sehr schöne Augen, sehr edle Züge und herrliche Zähne.

16. Die Türkinen.

Die Türken verachten das weibliche Geschlecht so sehr, daß sie die Frauen nicht einmal einer öffentlichen und feierlichen Bestrafung werth halten; wenn daher eine zum Tode verurtheilt wird, so stecken sie sie mit einem schweren Stein in einen Sack und werfen sie ohne Weiteres ins Meer. Diese Verachtung erklärt auch den Umstand, daß sich die sanft so heftigen Türken oft geduldig von Frauen mißhandeln lassen. Frauen, selbst Sklavinen, schlagen manchmal ihre Eigner, ohne daß sie sich darüber beklagen. Die Weiber laufen manchmal in Konstantinopel zusammen, wenn die Lebensmittel sehr theuer geworden sind, und schimpfen und schelten den obersten Polizeibeamten und selbst den Großvezier, die sich dieß so ruhig gefallen lassen, als krächzten Krähen um sie her.

Das ganze gesellschaftliche Leben der Türken zerfällt in zwei scharf geschiedene Hälften, in die weibliche und die männliche. Sitten, Gewohnheiten, Gegenstände der Unterhaltung und Vergnügungen sind bei beiden durchaus verschieden. Die Frauen in ihrem Harem tödten die Zeit auf eine eigene, nicht ganz unpoetische Art; sie sitzen auf Schaukeln und singen, erzählen sich Mährchen, schlafen, kauen Mastix und schlürfen eine Tasse Kaffeh nach der andern. Zwar haben sie vor unsern Christenfrauen etwas voraus: sie kennen keine Schmäh-Chronik und kein Fraubasengeschwätz; um sich aber für diesen Verlust zu entschädigen, lassen sie alte Frauen aus der Stadt zu sich kommen, die ihnen die Tages-Neuigkeiten erzählen müssen, z. B. daß eine Feuersbrunst in dem oder jenem Stadttheil ausgebrochen und 1000 Häuser mit 2000 Kaufläden in Asche gelegt habe; daß der Groß-Vezier ungekannt in der Stadt herumgegangen sei, daß er auch einer türkischen Dame begegnet, deren Ferradre (Mantel) weiter gewesen als der Yassak, d. h. die Kleiderordnung, erlaube, und daß er ihr denselben auf der Stelle habe zerreißen und die elegante Dame so weiter gehen lassen u. s. w.

Die bei allen Frauen der Welt selten fehlende
lntugend der Schwatzhaftigkeit hat hier eine weite
)eimat gefunden, und blüht in den Frauenzimmern des
)rients in üppiger, rauschender Fülle. Ja es soll so-
ar in einigen Harems alte Weiber geben, die den
ängern in dieser Kunst naiver Plauderei und interes-
anter Erzählungs-Manier förmlichen Unterricht erthei-
en. Der Mann des Orients spricht wenig, obgleich
r in wenigen Worten oft mehr Gehaltvolles sagt, wie
in Franzose mit einem Schwall von Redensarten. Da-
egen hört der Orientale gern lebhaft und angenehm
prechen, und in dieser Hinsicht will er bei seinen
frauen Befriedigung finden, und er findet sie auch
m Harem.

Der reiche Türke ist in seinem Harem gewöhnlich
üster, schweigsam und herrisch; an Scherz, Heiterkeit
ind häusliche Vertraulichkeit ist nicht zu denken. Auch
verläßt er den Harem so bald als möglich, um wieder
n seinen Selamlick zu gehen, wo er nur mit Männern
usammen ist, wo er Freunde empfängt und ihnen
Selam oder guten Tag sagt. Da verrichtet er sein
Bebet, kleidet sich an, trinkt seinen Kaffeh und raucht
ine Pfeife nach der andern. Hier besuchen ihn seine
Freunde und Bekannte, seine Schmarotzer und Lieblinge,
ier wird von öffentlichen und Privatgeschäften gespro-
hen, da werden sie auch verhandelt und abgemacht;
ier frühstückt er, hier ißt er zu Mittag und Abend,
urz, hier bringt er den größten Theil des Tages zu,
o lange er zu Hause ist. Manche Türken lassen zwi-
chen ihrem Harem und dem Selamlick eine große
Mauer aufrichten, wodurch in einem Hause zwei Häu-
er entstehen, das eine voll Leben und Thätigkeit, das
ndere still, düster und verschlossen. Die Kindererzie-
ung liegt den Frauen im Harem ob, den freien, wie
en Sklavinen, und hiernach kann man sich eine Vor-
tellung davon machen. Diese Weiber besitzen nicht nur
icht die geringste Kenntniß, den geringsten Unterricht,
e haben auch gar keinen Begriff von Erziehung. Da-
u kommt noch ihre Gleichgültigkeit gegen die Kinder,
nd diese ist wieder ganz erklärlich, denn die Zucht
ründet sich nicht, wie bei uns, auf Liebe zum Gatten,
uf seinen Beifall, seine Theilnahme an dem schwe-
en Geschäft.

Wohl nirgends stehen die Sitten, wie sich auch
ie Umstände und die Zeit verändern, so fest, wie im
)rient, und wenn auch der jetzige Sultan in neuester
eit Manches, und mit günstigem Erfolge, zu ändern
ersuchte, so hat er es doch nicht gewagt, an den ur-
lten Grundfesten des Herkommens und der Gewohn-
eiten zu rütteln. Die vor Kurzem durch die Zeitun-
en verbreiteten Nachrichten von den durch Sultan
Mahmud angeblich umgestalteten Harems-Verhältnissen
aben sich als Lügen und Mährchen erwiesen. Der
Harem des jetzigen türkischen Herrschers besteht noch
so, wie einst der des weiberliebenden Salomo, des
Xerxes, Darius und anderer morgenländischer Fürsten
bestand. — Die Religion erlaubt einem Moslem vier
Frauen mit bürgerlichem Kontrakt, und überdieß noch
so viel Sklavinen zu haben, als ihm sein Vermögens-
zustand gestattet; alle sind aber seine legitimen Frauen.
Dadurch entsteht eine unsägliche Verwirrung in seinem
Hauswesen. Reiche Moslems gehen auf den Markt,
um neue Frauen für ihren Harem zu kaufen. Hier
finden sie eine Menge Sklavinen, die aus Cirkassien
und Georgien weggeschleppt worden sind, überdieß auch
schöne Negerinen. Wenn sich auch eine Sklavin der
nähern Gunst ihres Herrn erfreut, so ist sie doch stets
nur Dienerin seiner wirklichen Gattinen. Ein ähnliches
Verhältniß, wie dieß im Harem der Reichen statt fin-
det, herrscht auch in dem des Sultans, wo aber die
Eigenthümlichkeit zu bemerken, daß dieser keine eigentli-
che, durch eine Ceremonie bekräftigte eheliche Verbin-
dung mit einem Weibe eingeht, sondern Lieblings-Skla-
vinen durch Ertheilung des Titels: Basche-Kadunen
zum Rang der Gebieterinen aller übrigen im Harem
befindlichen Individuen erhebt. Die Frauen im Harem,
ausgenommen die ausschließlich dafür bestimmten Skla-
vinen, treiben keine Art von ernster Arbeit, wenn man
dahin nicht etwa das Sticken rechnen wollte.

Es versteht sich, daß hier nur von den Frauen
höherer Stände die Rede ist; die ärmeren müssen na-
türlich eben so gut arbeiten, wie die Armen in Europa.
Ein zeitvertreibendes Hauptbedürfniß ist für die Damen
das Bad, dessen zu häufiger Genuß aber auch zugleich
Hauptursache des frühern Verfalls weiblicher Schönheit
ist. Die öffentlichen Bäder sind der Lieblingsaufenthalt
der Türkinen. Da häufige Abwaschungen ein Reli-
gionspunkt bei den Moslems sind, so ergreifen ihre
Frauen diesen Vorwand, um auszugehen und freie Luft
zu schöpfen. Manchmal, aber selten, gehen sie auch
auf den Markt, um da Einkäufe zu machen, die Bür-
gerfrauen zu Fuß, die vornehmen oder reichen Damen
auf Wagen, die von Ochsen oder Pferden gezogen
werden. Im Frühling und Sommer besuchen sie häu-
fig die öffentlichen Spaziergänge, aber immer ver-
schleiert und entfernt von den Männern. Langsam und
ungern gehen sie wieder nach Hause.

Die Heirat bei den Türken. Die Heirat
ist nach muselmännischem Gesetze der heiligste und wich-
tigste Vertrag, welchen der Mann schließen kann. Der
Mann, der sich vermält, ist Gott gefälliger, als der
Ledige mit allen seinen guten Werken. — Zur Gesetz-
lichkeit einer Heirat ist nothwendig: 1) Die Erklärung
beider Theile; 2) die Ceremonie nach der gesetzlichen
Vorschrift; 3) der Wille beider Theile, die Pflicht der

Ehe, d. i. die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes zu vollführen; 4) die Volljährigkeit und 5) die Freiheit des Willens. Der Bräutigam hat das Mißr, d. i. die Brautgabe, an die Eltern der Braut zu entrichten, die oft sehr bedeutend ist. Die Braut erhält keine Mitgabe, aber nach dem Tode der Eltern ist sie Erbin ihres gesetzlichen Antheils. Die Ceremonie vor dem Imam geschieht meist durch Stellvertretung, und erst einige Wochen darauf pflegt die Heirat selbst statt zu haben, deren Festlichkeiten vier Tage dauern. Ist aber die Braut eine Witwe, so pflegt die Heirat ohne viele Festlichkeiten zu geschehen. Es gibt kein Gesetz, welches Ehelosigkeit als eine Pflicht, oder auch nur als eine verdienstliche Handlung anempfiehlt. Jedes Mädchen, das volljährig und frei, kann auch frei über seine Hand entscheiden. Die Ehe gilt gewöhnlich für Lebzeiten; es kann jedoch der Mann von seiner Frau sich scheiden, sobald er es für gut achtet, hat aber in diesem Falle ein zweites Mal das Heiratgut zu entrichten.

Warum die Frauen der Muselmänner die Moschee nicht besuchen dürfen? Man sagt und glaubt gewöhnlich, die Muselmänner behaupteten, die Frauen hätten keine Seele. Dieß ist aber völlig unwahr. Ein maurischer Marabut oder Heiliger, den der englische Dichter Campbell darüber befragte, versicherte ihn, der Koran enthalte keine solche Lehre. Warum gestattet Ihr denn Euern jungen Frauen nicht, die Moschee zu besuchen? fragte Campbell. »Weil,« antwortete er, »der wachhabende Engel der Moschee in den Herzen der Männer eine menschliche Art der Verehrung entdecken könnte, welche den Ort entweihen würde.«

In Konstantinopel erschien am 18. Juli 1837 eine Verordnung, das Betragen der Frauen in den Straßen und auf Spaziergängen betreffend. Die türkischen Damen haben von nun an täglich anderthalb Stunden vor Sonnenuntergang nach Hause zurückzukehren. Den Schnittwaarenhändlern ist aufgetragen, alle jungen Ladendiener zu entfernen und ältere Personen anzustellen, auch dürfen die Frauen nicht mehr in das Innere der Gewölbe, der Apotheken, oder der Wohnungen der Kaufleute treten, sondern haben ihre Geschäfte von Außen abzuschließen; endlich ist es der Befehl Sr. Hoheit, daß in Zukunft keine Frauensperson mehr in einem Kaffehhause gefunden werde.

---

17. Die Frauen in Egypten.

Die Harems (Frauenwohnungen) sind keine unzugänglichen Heiligthümer mehr; europäische Damen, Aerzte und einige Kaufleute sind hineingedrungen, und wenn man auch die innigern Verhältnisse zwischen den Gatten nicht genau kennt, so kennt man doch die Wohnungen und ihre Einrichtungen. — Ein Harem mit zahlreichen weißen und schwarzen Sklavinen könnte nicht bestehen ohne eine strenge, geregelte Ordnung: über alle Frauen steht die gesetzmäßige Gattin, welcher die Herrschaft im Harem zukommt; sie führt die Aufsicht über alle Personen, die denselben bilden, Frauen und Kinder, sorgt für ihre Bedürfnisse, entscheidet Streitigkeiten, straft und belohnt. Sie ist gleichsam die Mutter dieser großen Familie. Aus Furcht, daß die Eifersucht Zank und Streit im Harem verbreite, bringt der Gatte, wenn er mehre rechtmäßige Frauen hat, sie niemals in einem Hause unter; jede hat ihre besondere Wohnung, ihre Dienerinen und Sklavinen. Nach der Königin des Harems kommen die Sklavinen, welche Kinder geboren haben und dadurch frei geworden sind. Ueber alle diese Frauen herrscht der schwarze Aufseher des Harems. Die Haremsfrauen sind sehr zuvorkommend, nehmen Europäerinen mit Freundlichkeit auf und machen eine Menge neugieriger Fragen über ihre Moden, ihre Lebensart, ihre Ehemänner und ihre Kinder, denn auf die Mutterschaft legen sie einen sehr hohen Werth; sobald sie nämlich Mütter geworden, ist ihnen, wenn sie auch die Liebe des Gemals verlieren, doch die Achtung gesichert, und sie werden für den Rest ihrer Tage im Harem mit großen Rücksichten behandelt. Es gibt freilich so zahlreiche Harems, daß die meisten Frauen ohne Kinder bleiben. Solche werden vom Pascha und andern Vornehmen häufig an ihre Günstlinge und Diener verheiratet, welche sich durch eine solche Gunst für sehr geehrt halten, und wohl hüten müssen, dieselbe auszuschlagen, weil sie dadurch ihren Gönner schwer beleidigen und sich einer sichern Ungnade aussetzen würden. Das Obige gilt jedoch nur von großen Harems zu 5 bis 600 Personen; es gibt aber sehr viele zu sieben oder acht, selbst nur zu drei oder vier Personen, deren Einrichtung weit einfacher ist. Diese bürgerlichen Harems sind meistens bloß in einem entlegenen Theil des Hauses, nicht in besondern Wohnungen, und der Gemal ist zugleich der Herr und der Aufseher.

Die Frauen Egyptens zerfallen in zwei große Klassen, die fremden und die eingebornen; die fremden sind meist Sklavinen aus Cirkassien, Georgien, Abyssinien, Kordofan, Sennaar u. s. w.; die eingebornen Frauen dagegen sind frei; dieß sind die Koptinen, Araberinen, Jüdinen und die durch langen Aufenthalt naturalisirten Türkinen, Armenierinen, Griechinen und Levantinerinen. Die europäischen Frauen sind die einzigen fremden, welche frei sind; auf der andern Seite finden sich in einigen Harems noch etliche Griechinen, die Ueberreste jener armen Kriegsgefangenen aus Morea, wo Sklavinen auf den Märkten Egyptens so wohlfeil wurden, daß man eine schöne Griechin für einige Büschel Zwiebeln kaufte. Der Türke muß in seinem Harem sehr gutmüthig und zärtlich sein, daß diese Frauen die reine Luft ihrer Berge und ihre Freiheit um die goldenen Gefängnisse, wo sie nur geliebt werden, vergessen konnten.

Man rechnet in Kairo und der Umgegend 1450 Harems vornehmer Moslems, die ungefähr 12,500 Frauen enthalten, davon zählen einige über 500 Frauen, andere nicht über 7 oder 8. Darunter sind 3200 freie türkische Frauen, 5600

georgische und cirkassische, 1800 schwarze, 1500 abyssinische und 400 griechische Sklavinen, zusammen 12,500. Ferner rechnet man in Alt-Cairo, Bulak und Neu-Cairo an freien Frauen 6000 Koptinen, 1500 Armenierinen, 1200 Jüdinen, 600 Griechinen, 500 Levantinerinen, 300 Europäerinen, 700 freie Almés, Gängerinen, Tänzerinen u. s. w. Außerdem findet man 4000 abyssinische, 700 schwarze Sklavinen und 59,000 verheiratete Fellahs *), zusammen 81,000.

(Ausland 1836, Nro. 220).

Der Harem des Vice-Königs von Egypten. Eine nordamerikanische Dame, die in Alexandria wohnt, erhielt auf einer Reise nach Kairo die seltene Erlaubniß, die Sultanin in dem Harem Mehemed Alis besuchen zu dürfen. Sie schildert ihren Besuch folgendermaßen: »Wir sind die einzigen Christen, die jemals in den Harem des Pascha's zugelassen wurden. Wir waren zweimal dort. Das erstemal war es ein kurzer Besuch, aber das zweitemal brachten wir den ganzen Tag darin zu. Am Thore wurden wir von einem Dutzend schwarzer Eunuchen empfangen, die uns bis an die Gartenthüre geleiteten, wo wir drei Mädchen fanden, die auf verschiedenen arabischen Instrumenten spielten, während zwei andere sangen und zwei tanzten. Alle waren prachtvoll in hochrothes und blaues, mit Gold gesticktes Tuch gekleidet, die weiten Pantalons fielen bis über die Knöchel herab, so daß nur ein Paar reich gestickte Pantoffeln hervorsah. Ein eng anschließendes Jäckchen ohne Aermel ließ oben an der Brust, wo es etwas offen war, ein Hemd von weißer oder blauer Gaze durchblicken; Aermel von demselben Stoffe, mit Goldflittern, hingen bauschig und faltenreich bis zum Ellenbogen herab. Auf dem Scheitel und an der Seite des Kopfes trugen die Mädchen große Diamanten. Eine Schärpe von Goldstoff, mit reichen goldenen Franzen, vollendete den Anzug. Diese hübschen Geschöpfe gingen uns nach dem Palastthore voran, wo uns mehre alte Bekannte, die Sultanin, ihre Ehrenmädchen und Dienerinen, wenigstens hundert an der Zahl, entgegenkamen.

Der Prunksaal, in den wir eingeführt wurden, war ein sehr großer, an Wänden und Estrich mit weißem Marmor ausgelegter Raum, in der Mitte ein 15 Fuß im Durchschnitt weites Bassin, worin das klarste Wasser sprang. Das Getäfel war reich bemalt und vergoldet. An der einen Seite des Saales zogen sich weißseidene, goldgestickte Ottomanen hin, und vor ihnen lag ein schöner persischer Teppich auf dem Boden ausgebreitet. Sobald wir Plaz genommen hatten, wurden uns Kaffeh und Pfeifen gereicht. Die Sultanin ist etwa 35 Jahre alt, und hat ein schönes Gesicht, aber der Ausdruck ihres Auges ist ernst. Ihr Kleid bestand in einem Challi, auf türkische Weise zugeschnitten, nur enger anschließend am Halse. Auf dem Kopfe trug sie eine ganz mit Diamanten übersäete anliegende Haube; um diese war ein gesticktes Tuch gewunden und am linken Ohre prangte ein Strauß übergroßer Diamanten. In den Ohren selbst hingen Diamanten in Tropfenform, groß wie die Spitze eines kleinen Fingers, und auch an ihrem kleinen Finger blitzte ein kostbarer Diamantring. Um uns standen die hundert Dienerinen in bunten Miedergewändern, alle, selbst die niedrigsten, den Kopf mit Diamantenschmuck bedeckt. Die Pfeifenröhre und die untern Gestelle der Kaffehtassen waren gleicherweise mit Edelsteinen reich besetzt. Einen solchen Glanz hatte ich nie zuvor gesehen. Eine Armenierin, welche Italienisch sprach, diente als Dolmetscherin. Unsere Handschuhe und Schnallen, überhaupt unser ganzer Anzug erregte die Verwunderung der Frauen. Wir wurden im ganzen Palast herumgeführt; der in allen seinen Theilen mit dem Staatssaale an Eleganz wetteiferte.

Um halb 12 Uhr geleitete uns die Sultanin hinab in das Empfangzimmer zum Speisen. Bei unserem Eintritt kamen uns Mädchen mit silbernen Becken entgegen; andere goßen aus silbernen Kannen Wasser über unsere Hände und wieder andere reichten uns die Tücher zum Abtrocknen. Mitten auf dem persischen Teppich stand jetzt ein kleiner Tisch, mit einem Tuche von Goldstoff bedeckt, darauf ein gegen drei Fuß im Durchschnitt großer Kredenzteller von Kristall. Er enthielt ein Gericht Schöpsenbraten. Der Pascha setzte sich zwischen meiner Mutter und mir nieder; außerdem nahmen mehre Hofdamen an der Mahlzeit Theil, darunter eine, die früher eine Sklavin des Pascha, jetzt an einen Obersten seines Heeres verheiratet ist. Das Porzellangeschirr war französisch, auch lagen schöne silberne Messer und Gabeln auf dem Tische, die aber der Pascha nicht zu gebrauchen wußte. Als wir niedersaßen, wurde Jeder von uns eine Serviette auf den Schooß und eine zweite goldgestickte über die rechte Schulter gelegt, eine dritte feinere ward zum Mundabwischen gegeben. Einige der Sklavinen fächelten uns Kühlung zu, einige reichten die verschiedenen Gerichte dar, andere hielten silberne Gießkannen u. s. w. Das Diner war uns fast zu weitläufig; wir zählten 39 verschiedene Speisen, die eine nach der andern servirt wurden, und von deren jeder wir etwas zu kosten genöthigt wurden. Und wie sonderbar wurden sie servirt! Die fünf ersten Gerichte bestanden aus Hammelfleisch, Reiß u. s. w., dann folgte etwas Süßes, Fisch und eingemachte Nüsse, und sofort bis zum 39. Gerichte, das aus gekochtem Reiß und saurer Buttermilch bestand. Die Kristallschüssel wurde dann hinweggenommen und eine silberne, mit Melonen, Pfir-

*) Mit diesem Namen bezeichnet man die gemeinen, doch freien Araber.

sichen, Trauben u. s. w. an deren Stelle aufgetragen. Als wir vom Tische aufstanden, knieten die Mädchen mit den Becken vor uns, und unsere Hände wurden wie zuvor gewaschen und dann zum Schlusse Pfeifen und Kaffeh gereicht.«

Während wir rauchten, zog sich die Sultanin zum Gebet zurück, was sie täglich fünfmal thut. Wer die jetzt folgende Szene gesehen hätte, der hätte sich eingebildet, wir seien unter eine Gesellschaft großer Kinder gerathen, so wurden wir herumgezogen und betastet und geliebkost, wobei Jede erklärte, wir gehörten ihr an und dürften mit keiner andern sprechen. Um 3 Uhr wollte man uns abholen; die Sultanin hielt uns aber fest und sagte: der Kapudan Pascha brauche nicht nach uns zu senden, so daß es 4 Uhr wurde, bis wir fortkamen. Wir bildeten einen großen Zug durch den Garten: voraus die musizirenden, tanzenden und singenden Mädchen; dann die Sultanin und wir selbst, wobei Sklavinen Fächer von Pfauenfedern über unsere Köpfe hielten; zuletzt das weibliche Gefolge. An der Gartenthüre wurde Scherbet gereicht, worauf wir unserer gastfreundlichen Sultanin ein herzliches Lebewohl sagten und der Obhut der Eunuchen übergeben wurden, die uns bis an den Wagen eskortirten.

Die jüdischen Frauen in Egypten. Die jüdischen Frauen in Egypten wissen im Innern ihres Hauses sich eine so achtunggebietende Stellung zu geben, daß sie fast auf gleicher Stufe mit ihren Männern stehen. Sie führen die Haushaltung ohne eine Aufsicht, und sind mehr die Gehilfinen als die Sklavinen ihrer Gatten. Die jüdische Frau versteht die Geldgeschäfte ausnehmend; sie verwaltet die Haushaltungskasse, bringt so viel ihr möglich für ihre persönliche Rechnung auf die Seite, und ist sehr bemüht, sich einen Schatz von Putz und Schmuckwaaren zusammenzubringen, worüber ihr Gatte kein Recht hat. Häufig kennt er den Werth desselben nicht, und manchmal ist ihm selbst sein Dasein ganz unbekannt. Die Frau ist viel eifriger, für sich und für ihre Garderobe, als für ihre Haushaltung einzukaufen. Daher sieht man häufig in halb verfallenen Häusern, mitten in unordentlich aussehenden und fast unmöblirten Zimmern die Frauen prächtig gekleidet sitzen, die nichts an ihrer Toilette gespart haben, keine Cashemir-Shawls, keine Goldstoffe, Diamanten und andere Edelsteine. Neben diesen geputzten Frauen, deren Kleidung einer Sultanin keine Schande machen würde, sieht man einen Mann, abgemagert durch Arbeit, hohläugig, mit gelben, dürren Fingern, in zerlumptem Gewande; ein alter, schmutzigschwarzer Turban, um seinen Kopf gewunden, hält kaum seine Haare zusammen, die in ungleichen Löckchen herunterhängen; seine Schuhe, die er am Eingang des Gemaches ausgezogen hat, sind schmutzig; sein Sacktuch ist ein Lumpen; sein indigofarbiges Hemd hat um seinen Hals einen blauen Streif gemacht, der das Ansehen eines Sklavenhalsbandes gibt. Das Erstaunen, das die Fremden über diesen seltsamen Kontrast zwischen Mann und Weib äußern, erwiedern die Juden mit der Erklärung, daß sie die Kleidung der Armuth anlegen müssen, um sich den Plackereien und Erpressungen der Regierung zu entziehen. Alle ihre Reichthümer stecken sie in den Putz ihrer Frauen. Kommt eine Geldverlegenheit, so können sie die Diamanten verkaufen, deren innerer Werth sich stets gleich bleibt, während der Werth der Münzen, die der Pascha schlagen läßt, alle Jahre wechselt. — Die Christen können mit weit weniger Gefahr das Innere ihrer Häuser verzieren und in der Nähe der Stadt einen Garten mit Bäumen und einem Bach kaufen, aber der Jude, argwöhnischer und der Tyrannei der Regierung mehr ausgesetzt, besitzt in der Regel nur ein schlechtes Haus, und sein ganzes Vermögen steckt häufig in den Edelsteinen, die das Haar seiner Gattin schmücken. Am Sonnabend sitzt diese, mit ihren prächtigsten Kleidern angethan, an dem Fenster, um die Spaziergänger zu sehen, die sich in das Labyrinth der engen Gäßchen des Judenquartiers verirren; 3 Fuß vor ihren Augen ist das Fenstergitter des gegenüberstehenden Hauses, und wenn sie gegen den Himmel sieht, erblickt sie nichts, als einen schmalen Streifen seines Blau's, das zwischen den Dächern durchscheint. Aber ihr Gatte ist bei ihr, stolz auf ihre Schönheit und Pracht; er liebt sie so sehr, als das Gold und die Edelsteine, von denen ihre Kleider blitzen.

Die jüdischen Frauen zeichnen sich vor allen andern orientalischen Frauen durch ihre eheliche Treue aus. Die Stärke ihres Glaubens und ihr hoher Nationalstolz schützen sie vor Verirrungen, die so häufig die Ruhe der Familien stören. Wenn sie von den muselmännischen und christlichen Frauen verachtet sind, so vergelten sie ihnen dieß reichlich. Sie würden sich für befleckt und entehrt halten, mit ihren fremden Unterdrückern näher zu verkehren. Die Schönheit der jüdischen Frauen im Orient ist merkwürdig; ihre Züge sind höchst regelmäßig; Majestät ruht auf ihrem Antlitz; ihre Augen sind schwarz und glänzend, ihr Wuchs ist schlank, alle ihre Bewegungen sind rasch und zeigen eine verführerische, wehmüthige Grazie. Aber wie allen Frauen des Orients, fehlt ihnen die Farbe, was vielleicht von ihrem zurückgezogenen Leben herrührt, das sie der Sonne nicht aussetzt. Die Männer haben bei Weitem nicht dieselbe Regelmäßigkeit der Züge. Man wirft den jüdischen Frauen nicht mit Unrecht vor, daß ihre Sorge für Ordnung und Reinlichkeit im Innern ihrer Wohnungen nicht sehr groß ist. Sie gebrauchen die Bäder weniger häufig, als die muselmännischen Frauen,

und man sieht sie häufig unordentlich und nachlässig gekleidet. Ihre Kinder sind häufig wegen ihres Schmutzes wirklich ekelhaft. Dieser Vorwurf der Unreinlichkeit und nachlässiger Bequemlichkeit kann übrigens sämmtlichen Frauen des Orients gemacht werden.

(Journal für Land- und Seereisen)

Die egyptischen Wasserträgerinen. »Die Frauengruppen,« — erzählt der englische Reisende Fuller — »welche Wasser aus dem Nile holen, machen einen auffallenden Zug in der Szenerie des Nils. Oft sieht man dreissig bis vierzig derselben in einer Reihe und regelmäßigen Zwischenräumen nach einander zu dem Flusse gehen, und von ihm kommen, jede mit einem Kruge auf dem Kopfe und einem andern auf der flachen Hand. Die Nothwendigkeit, das Gleichgewicht zu erhalten bei dieser Art Lästen zu tragen, wozu sie sich von Kindheit an gewöhnen, gibt diesen egyptischen Bäuerinen eine Sicherheit und Anmuth des Ganges, wie man dieses kaum in den Sälen unserer vornehmen Welt findet. Die aufrechte Haltung, die einfache Kleidung und schlanke, hohe Gestalt, die noch durch Krüge auf den Köpfen vergrößert wird, läßt sie von Weitem ganz klassisch erscheinen, kommt man aber diesen Najaden nahe, so findet man bleiche, schmutzige, abgezehrte Gestalten.

18. Verheiratung der Töchter in Abyssinien.

Die Bewohner von Amhara und Tigre kämmen und flechten das Haar ihrer zum Heiraten bestimmten Töchter, sobald sie die Mannbarkeit erreicht haben, welche hier mit dem 10ten oder 11ten Jahre eintritt, mit großer Sorgfalt, färben ihre Augenbraunen, Wimpern und Augenlieder mit Cohot, einer Substanz von der Schwärze des Ebenholzes, welche sie von den Egyptern einhandeln. Die Hände werden mit dem Safte einer knollenartigen Wurzel dunkelroth gefärbt. So geschmückt setzt sich die junge Sulamitin bei schönem Wetter auf ihre Thürschwelle und beschäftigt sich mit Spinnen oder Kornsichten. Von ihrer Mutter in allen kleinen Künsten der Koketterie unterrichtet, ermangelt sie nicht, den vorübergehenden jungen Leuten oder Fremden Blicke zuzuwerfen, die, wenn sie aus zwei großen, schwarzen, strahlenden Augen hervorschießen, ihre Wirkung nicht verfehlen, oder sie beglückt sie auch mit dem anmuthigen Lächeln, welches die natürliche Schamhaftigkeit ihres Alters noch reizender macht. Derjenige, dessen Herz diesen Angriffen nicht widerstehen kann, muß sich unmitelbar oder durch einen Dritten an die Eltern des Mädchens wenden und dasselbe zur Ehe begehren. Wird seine Bewerbung annehmlich gefunden, so gibt die Mutter ihrer Tochter zur Aussteuer bloß ein Hemde von Baumwollenzeug und ein anderes Stück Zeug, dessen Werth sich etwa auf 20 bis 25 fl. beläuft, wenn anders der Bewerber nicht begehrlicher ist. Die Braut macht sich dagegen anheischig, auf Kosten ihres Mannes die Wirthschafts-Angelegenheiten zu besorgen, doch bedingt sie sich aus, daß ihr Mann ihr eine Magd zum Holz- und Wassertragen, so wie zur Verrichtung der gröbern Arbeiten außer dem Hause halte. Ist nach einem dreitägigen Zusammenwohnen der junge Mann mit seiner Wahl zufrieden, so schickt er seinen Freunden ein in Hühnerblut getauchtes weißes Tuch, wo nicht, so gibt er seine Frau ihren Eltern zurück. Doch hiezu kommt es selten, und gewöhnlich behält der Mann zur Vermeidung von Aufsehen seine Frau und legt seine Unzufriedenheit nur dadurch an den Tag, daß er kein Huhn schlachtet, und den Eltern eine alte, magere Ziege, der er ein Ohr abgeschnitten hat, und ein Horn voll verdorbenem Honig zusendet; dieß ereignet sich öfters. Während der drei Probetage ißt die junge Frau Hühnersuppe und stark gewürzte Zwiebeln. Sie hofft dadurch sich die Herrschaft über ihren Mann zu sichern und einer beschämenden Zurücksendung vorzubeugen.

19. Die Jüdinen in Tanger.

Tanger (auf der Nordküste von Afrika, in Marokko) ist berühmt wegen der Schönheit seiner Jüdinen, die, obgleich Töchter von Sklaven, mit großer Achtung behandelt werden. Die Unverheirateten leben in einer förmlichen klösterlichen Abgeschiedenheit, und genießen keineswegs denselben Grad der Freiheit, wie die jungen maurischen Mädchen; sie dürfen im Gegentheil gar nicht ausgehen, und eine junge Jüdin kann 18 bis 20 Jahre alt geworden sein, ohne jemals auf den Straßen gesehen worden zu sein, oder jemals die Schwelle ihres Hauses überschritten zu haben, es müßte denn einmal in der Nacht heimlich geschehen sein, um die nächsten Nachbarn zu besuchen. Trotz dieser wahrhaft gefänglichen Haft, die noch strenger und unangenehmer durch die Enge der Häuser wird, welche nicht einmal Gärten haben, scheinen diese armen Geschöpfe immer glücklich und vergnügt, so wie niemals müssig zu sein. Dieser Zwang wird durch die Verbindung, welche die maurischen Häuser durch die platten Dächer oder Terrassen haben, welche ausschließlich für das schöne Geschlecht bestimmt sind, einigermaßen erträglicher. Nach ihrer Verheiratung genießen die Jüdinen einen weit höhern Grad der Freiheit, obgleich sie auch dann noch seltener auf den Straßen gesehen werden, als die maurischen Frauen, und sie die höhern Klassen einigermaßen darin nachahmen, daß sie das Gesicht mit einer Binde, die auf dem Kopfe angebracht wird, zum Theil verhüllen. Die Schönheit der Jüdinen macht sie oft zu Gegenstän-

den der Aufmerksamkeit der Mauren, die vor der Heirat mit ihren eigenen Frauen keine Verbindung unterhalten können, und die Beispiele sind nicht eben selten, daß die schönen Jüdinen ihren Glauben abschwören, um die Gattinen von Mauren werden zu können.

---

20. Opferung einer Jungfrau im Innern von Afrika.

Am Flusse Bonny in Afrika wird alle drei Jahre eine abergläubische Ceremonie gefeiert, die darin besteht, daß die Eingebornen die schönste Jungfrau, welche man finden kann, ihrem Jhu Jhu als Opfer anbieten, weil sie glauben, dadurch den bösen Geist sich geneigt zu machen. Das Opfer wird in einem Boote an die Mündung des Flusses geführt, wo das Mädchen nach einer einleitenden Feierlichkeit au das Ende eines Bretes treten muß und von da in den Fluß gestürzt wird. In wenigen Sekunden ist sie von den Haifischen verschlungen. Man bereitet die Unglückliche auf dieses Schicksal vor, das ihr mehr als die Quelle von Vergnügen als Schrecken erscheint, weil sie glaubt, sie komme sogleich in das Paradies und werde die Frau des Jhu Jhu. Nicht selten gibt das Mädchen gegen das Ende der Ceremonie laut ihre außerordentliche Freude zu erkennen. Ein englischer Schiffskapitän weigerte sich einmal gegen einen Eingebornen, diesem Schauspiele beizuwohnen. »Wie?« erwiederte der Schwarze, »was denkst Du? sie nun verheiratet mit Jhu Jhu, — erhalten große Häuser — größer als eines in Liverpool — viel Rum — viel Kleider — was soll ihr fehlen? — nichts.« Da die meisten Handelsschiffe, welche in diese Gegenden kommen, aus Liverpool, und einige der Eingebornen daselbst gewesen sind, so halten sie diese Stadt für das Höchste der Herrlichkeit und des Glanzes

In den civilisirten Ländern Europas kann sich eine Witwe die viele Kinder hat, nur schwer wieder verheiraten. In Kunhinga (Afrika) ereignet sich das Gegentheil; eine Frau findet um so leichter einen Mann, je mehr sie Kinder hat, weil diese für ihren Stiefvater arbeiten und für ihn verantwortlich sein müssen.

---

21. Armenierinen.

Die schönsten Gesichtszüge sieht man unter den Armenierinen (in Klein-Asien). Während die Männer dieses Volkes sich vor allen andern Morgenländern durch auffallend strengen Ausdruck in den langen, grauhärtigen Gesichtern auszeichnen, ist über das Antlitz der Frauen meist ein hoher Farbenschmelz verbreitet, und die glücklichsten, reichsten und anmuthigsten Formen vermälen sich in ihrem Antlitz sowohl, als in ihrer Gestalt. Die Haut ist durchsichtig, fleckenlos und weiß, wie Mandelblüten, — die Nase fein und gerade — die Wange schmächtig und edel — die Augenbrauen sind äußerst rein geschwungen, die Augen selbst voll warmer, inniger Glut. Im Anzug ist die Armenierin wenig von der Türkin verschieden. Sie verhüllt sich eben so sorgfältig, als diese, und ist oft nur dadurch von ihr zu unterscheiden, daß sie rothe Stiefelchen und Pantoffeln trägt, die Türkin aber gelbe.

---

22. Die Frauen in Persien.

In Persien werden die Frauen strenger bewacht, als sonst irgendwo. Die Eifersucht ist eine zügellose Leidenschaft. Die Perser rechtfertigen ihr Verfahren durch die Anführung eines Ausspruches ihres Gesetzgebers: »Bewahret Euren Glauben und Eure Weiber!« Um diesem Rathe noch mehr Gewicht zu geben, fügt man hinzu, daß der weise Mann, als er ihn ertheilte, dem Tode nahe war. Er benutzte seine letzten Augenblicke, um auf diese Weise seine erhabenen Lehren zusammenzufassen. Die Eifersucht der Perser geht so weit, daß sie ein Gezelt um das Grab ziehen, damit nicht einmal die Anwesenden den Körper der Frau sehen können, die man beerdigt. Es ist sehr schwer, von dem, was in den Harems in Persien vorgeht, etwas Sicheres zu erfahren. Man könnte sie eine unbekannte Welt nennen, was besonders auf die Harems im Palaste des Königs paßt. Es gibt dort, sagt man, Dienerinen für alle nothwendigen Bedürfnisse des Lebens, Schneiderinen, Schusterinen, Köchinen und betagte Mädchen, die die Heilkunst üben und Heilmittel bereiten; es gibt Moscheen und Begräbnißpläze; man findet endlich Alles, was eine Stadt gewährt, kurz ein Harem ist im Großen, was das größte Nonnenkloster im Kleinen ist. Verlassen die Frauen vom Stande in Persien ihre Wohnung und fahren sie in die Stadt, welches fast nur bei Nacht geschieht, so ziehen hundert Reiter vor ihnen her, und eine gleiche Anzahl hinter ihnen; diese schreien: »Curuk!« ein türkisches Wort, welches Verbot, Entfernung! bezeichnet, und womit sie andeuten wollen, daß Jedermann sich entferne, daß Niemand nahe komme. Dieser Ruf erregt Schrecken in Persien; man leistet demselben Folge, sobald man ihn nur einmal vernimmt. Jeder flieht, als ob die Pest sich nähere. Eunuchen zu Pferde, mit langen Stöcken in den Händen, ziehen zwischen diesen Reitern und Frauen, um Jeden zu schlagen, der sich nicht entfernt. Diese Züchtigung wird nach dem Range der Damen, die sie begleiten, mit größerer oder geringerer Wuth vollzogen. Sind es Frauen aus dem königlichen Serail, so steht das Leben jedes Mannes auf dem Spiele, der auf dem Wege oder in dem bezeichneten Raume, d. h. von dem Zuge bis zu dem Orte, wo man ihn erblicken kann, betroffen würde.

(Frau v. Freigangs Briefe über den Kaukasus u. Georgien.)

---

23. Das Weib in Indien.

Schwerlich kann es in irgend einem Lande der Welt vollkommnere Ideale weiblicher Schönheit geben, als in Indien. Der Reisende geräth in Erstaunen bei dem Anblick der reizenden Wesen, die dort an den Brunnen und Cisternen (Wasserbehältern) ihre Wasserkrüge füllen, oder in den Städten und Dörfern mit den niedrigsten Arbeiten beschäftigt sind. Selbst wenn der Schleier das Gesicht der Indierin verbirgt, ist ihm die edle, gebietende Gestalt in ihrer malerischen Umhüllung anziehend genug. Ihre Gewohnheit, von frühester Jugend an leichte Lasten auf dem Kopfe zu tragen, hat den guten Einfluß, daß die Brust sich bedeutend wölbt, die Haltung an Geradheit und alle Körperbewegungen an Freiheit gewinnen. Die indischen Frauen, obwohl meist von hohem Wuchse und selten unter Mittelgröße, sind durchgängig zart gebaut, und Hände und Füße nehmen sich aus, als wären sie dem Meißel eines griechischen Bildhauers entsprungen. Die Schönheit der Züge ist nicht minder allgemein, als die Schönheit des Wuchses; besonders ist es das dunkle, blitzende Gazellenauge, das schöne Alleineigenthum aller orientalischen Frauen, was einen unbeschreiblichen Eindruck macht. Ihr Teint zeigt viele Abschattungen, von der klaren Olivenfarbe der Süd-Italienerin bis zu der dunkelsten Bronzefarbe. Im südlichen Hindostan begegnet man sogar zuweilen einem blassen Schwarz. Die indischen Damen pflegen ihre natürliche Schönheit noch durch Kunst zu erhöhen, wobei sie jedoch häufig viel Geschmacklosigkeit zeigen, dergestalt, daß einige sogar ihre blendend schönen Zähne schwarz färben. Mit dem 25. Jahre fängt die Indierin an zu altern, und im 40. Jahre ist sie in der Regel eine Here an Widerwärtigkeit. Skeletartige Magerkeit oder übermäßige Wohlbeleibtheit ist ihr unvermeidliches Loos, sobald sie über den Frühling des Lebens hinaus ist. (Blätt. a. d. Gegenwart.)

Trauriges Loos der Hinduinen. Wenn der Grad von Achtung, in welcher bei einem Volke das Weib steht, einen Maßstab für die Bildung überhaupt abgibt, so müßten, darnach beurtheilt, die Hindus sich auf einer sehr niedrigen Stufe derselben befinden. Die roheste Behandlung wird der Frau zu Theil; bei dem geringsten Versehen muß sie sich bald die empfindlichsten Ruthenstreiche gefallen lassen, bald ihre Fußsohlen dem Bambusrohre preisgeben, und während dem Manne jeden Augenblick die Scheidung frei steht, kann sie nie die Bande lösen, durch die sie an ihn gebunden ist, oder Hilfe gegen die Qualen suchen, die er sie fühlen läßt, so oft ihn Laune, Leidenschaft, Rachsucht, Grausamkeit, Muthwillen reizen. Die Frau des Vornehmen verseufzet ihre Tage in den Mauern ihres Zenanahs (Frauenwohnung), ihres eng verschlossenen Gemaches, und nur die des Armen kann freie Luft athmen, da sie die schwersten Arbeiten übernehmen muß. Von einiger Ausbildung des Geistes ist bei dem Weibe hier nicht die Rede. Um mit einem Worte das harte Schicksal der indischen Frauen zu schildern, genügt jedoch schon die Bemerkung, daß sie mit ihren Gatten nicht essen dürfen. Die Vielweiberei herrscht allgemein, und in der höchsten Kaste der Braminen am meisten. Die zwei derselben zunächst stehenden Kasten finden sich geehrt, wenn ein Bramine eine ihrer Töchter zum Weibe nimmt, und dieß geschieht, sobald die Mitgift lockend ist, und um solche Mitgift oft zu erhalten, heiratet ein Bramine wohl 90 bis 100 Frauen, die er aber keines Blickes würdigt.

Nach der Meinung der Hindus ist eine Frau nicht der Mühe werth, daß man sich mit ihr abgibt, gegen sie braucht man die härtesten Ausdrücke. Der Soldat, der die Männer höflich auffordert, den Palankin (Tragsessel) eines Großen, vor dem er her geht, einen Durchgang zu eröffnen, theilt unter den Weibern, die ihm in den Weg kommen, Faustschläge und Fußtritte aus, ohne sie nur zu ersuchen, aus dem Wege zu gehen. Der Bischof Heber erzählt in seiner »Reise nach Kalkutta« folgenden traurigen Umstand, der zum Beweise dient, wie gering ein Hindu das Leben einer Frau achtet: »In einem Dorfe, einige englische Meilen von Ghazipour, war ein lebhafter Streit zwischen zwei kleinen Eigenthümern wegen der Nutznießung einiger Stücke Landes entstanden. Einer der streitenden Theile war ein Greis von wenigstens 70 Jahren, dessen Frau beinahe eben so alt war. Dieser Mann verlor den Prozeß: was that er nun? Er packte mit Hilfe seiner Kinder und einiger Anverwandten seine Frau, schleppte sie auf das Feld, um dessen Besitz er gestritten hatte, sperrte sie in eine Strohhütte ein und steckte diese in Brand. Nach dem religiösen Wahnglauben der Hindus sollte der Tod dieser Frau das Feld auf alle Zeiten verwünschen und verfluchen, und der Geist der Frau, der auf dem Felde herumirren sollte, auf immer den Gegner verhindern, von dem Gewinne des Prozesses Nutzen zu ziehen. Der Hindusrichter, der diese Sache der englischen Obrigkeit erzählte, setzte hinzu: »Dieß ist eine Familiensache, auch betrifft sie bloß eine alte Frau. Was konnte man wohl Besseres thun?«

In einem indischen Schauspiel findet sich eine Stelle, die das traurige Loos der hinduischen Frauen auf rührende Weise ausspricht.

Des Mannes Härte macht der armen Gattin
Das Haus verhaßt, quält ihr gepreßtes Herz
Mit gift'gen Pfeilen, läßt den Tod sie wünschen;
Dergleichen Treiben zwinget ja die Eltern
Zu weinen, wenn ein Mädchen wird geboren.

(Bilder-Magazin für allg. Weltkunde)

Sittlichkeit der indischen Frauen. Indien kann Hunderte, ja Tausende von Frauen aufweisen, die es vorzogen, durch Gift, Dolch oder Feuer ihr Dasein zu enden, ehe sie ein Leben führten, auf dem nur ein Schatten von Argwohn ruhte. In den neuern Zeiten haben zahlreiche Beispiele gelehrt, daß die Frauen Indiens noch derselben Opfer fähig sind, wie vor vielen Jahrhunderten. Fast jede vornehme Familie Hindostans rühmt sich eines oder mehrer weiblicher Vorfahren, welche die Ehre ihrer männlichen Verwandten auf Kosten ihres Lebens retteten. Wo ein Rückzug im Kriege durch die mitgenommenen Frauen behindert worden wäre, haben diese sich selbst geopfert.

Das Verbrennen der Witwen. In mehren Gegenden Indiens sind bekanntlich die Frauen bei Strafe der öffentlichen Verachtung dazu verpflichtet, sich nach dem Ableben ihrer Gatten dem Tode zu weihen und mit seinem Leichnam auf dem Scheiterhaufen verbrennen zu lassen. Dieser grausame Gebrauch hat seinen Ursprung in der übertriebenen Eifersucht der hinduischen Fürsten, welche in der Absicht, ihre zahlreichen Gattinnen zu verhindern, nach ihrem Tode sich anderweitig zu verheiraten, ihre Gewalt mißbrauchten und diesen verdammenswerthen Brauch einführten. Seit dem Jahre 1756, wo die Engländer ihre Macht in Indien fest begründet, haben sich mehr als 70,000 Witwen diesem grausamen Flammentode geopfert. Der Bramine Immtu, welcher in Bagnapora starb, hatte mehr als hundert Weiber; zwei und zwanzig opferten sich bei seinem Tode den Flammen auf seinem Scheiterhaufen. Das Feuer, sagt man, dauerte drei ganze Tage. Dieser Bramine hatte vier Schwestern geheiratet, von denen sich zwei mit verbrannten. Kurz vor dem Monat Dezember des Jahres 1829, zu der Zeit, wo der Gouverneur von Ostindien, Lord Bentinck, diesen schrecklichen Gebrauch abschaffte, hinterließ ein Rajah, als er starb, acht und zwanzig Frauen, welche alle seinen Scheiterhaufen bestiegen. Uebrigens ward diese wohlthätige Handlung des Lord Bentinck, als er durch Abschaffung dieses schrecklichen Herkommens die Menschlichkeit wieder in ihre Rechte setzte, von Millionen Hindus mit Enthusiasmus aufgenommen, eine Deputation Braminen an ihn abgeschickt, um dem General-Gouverneur ihre größte Zufriedenheit zu bezeugen, und die ganze Armee gab durch den lebhaftesten Beifall ihre Freude darüber zu erkennen. Schon vor dieser Zeit waren die Verbrennungen durch eine von den englischen Obrigkeiten vorgeschriebene Beschränkung vermindert worden. Wollte eine Witwe ihrem Manne auf den Scheiterhaufen folgen, so mußte sie diese Erklärung freiwillig vor dem Richter abgeben. Waren alle Bemühungen, sie von ihrem Vorsatze abzubringen, vergebens gewesen, so übertrug man einem Europäer die Aufsicht bei dem Opfer, damit, wenn der Anblick des Todes und die Furcht vor ihm die Unglückliche in ihrem Vorhaben wankend machten, die Braminen sie nicht zur Ausführung zwingen konnten. Diese Sinnesänderungen waren bei dem Scheiterhaufen sehr selten, weil die Priester die Witwen schon vorzubereiten wußten. Bald berauschten sie dieselben mit Opium oder geistigen Getränken, oder fanatisirten sie durch Aufzählung und Schilderung der Belohnungen, welche sie für das Opfer zu erwarten hätten. Uebrigens wußte die Unglückliche auch, daß, sollte ihr der Muth ausgehen, sie von da an zu einem Leben von Schande und Elend bestimmt sei. Sie wurde aus ihrer Kaste ausgestoßen, und nicht bloß für ehrlos erklärt, sondern sollte auch nach dem Aberglauben Pest, Krieg, Hungersnoth und alle Uebel über ihr Vaterland bringen. Man begreift nun wohl, daß bei solchen Täuschungen einer-, und einer großen Liebe zu dem jüngst verlornen Gatten andererseits, Witwen mit ruhigem Auge, mit heiterer Stirn und freudestrahlendem Gesichte den Scheiterhaufen besteigen konnten. Aber diese Frauen sind Ausnahmen. Von zwanzig so hingeopferten Witwen gaben wenigstens neunzehn nur dem ungestümsten Andringen der Braminen nach, und man sah sie bis zum letzten Augenblick gegen den Einfluß dieser Henker kämpfen.

Im Jahre 1822 wurde bei Bombay die Witwe eines Braminen mit großem Pomp und bei den Tönen zahlreicher Instrumente zu dem Scheiterhaufen geführt, auf welchem bereits der Leichnam ihres Gatten lag. Ihre Haltung war fest, ihr Antlitz ruhig, und als die englischen Beamten sie fragten, ob sie freiwillig sterbe, antwortete sie: »Ja, freiwillig!« Sichtbar war sie stolz darauf, die Christen so in Verlegenheit zu bringen, welche in dem Augenblicke an ihr zu zweifeln schienen, als die Gesänge der Braminen ihren Muth hoben. Auf ein gegebenes Zeichen näherte sie sich dem Feuer, das in Flammen aufzuschlagen begann, umarmte ihre Verwandten, nahm Abschied von den Anwesenden, vertheilte ihren Schmuck und ihre Kostbarkeiten unter die Freundinen und stürzte sich sodann halbnackt, von den Braminen aufgefordert, fast hineingestoßen, in die Flammen. Sie mußte großen Schmerz empfinden, denn sie machte sogleich eine Bewegung, wieder herauszukommen. Vergebens stürzte man den Holzstoß über sie; sie machte sich frei, sprang, am ganzen Körper verbrannt, aus den Flammen heraus und eilte dem Flusse zu. Die Braminen folgten ihr und führten sie, trotz dem Widerstande der anwesenden Engländer, in das Feuer zurück. Da begann ein Kampf zwischen dem Opfer und den Henkern. Die Menge schrie, die Europäer verlangten, man solle das Opfer verschieben, bis die Obrigkeit entschieden hätte. Um dem Streit ein

Ende zu machen, nahmen drei kräftige Braminen die Unglückliche auf die Arme und warfen sie mitten in die flammende Glut hinein. Sie wand sich da noch verzweiflungsvoll, und erhob sich, um zu entfliehen, sobald sie aber aus dem Feuerkreise herauskam, stießen sie die Braminen zurück und warfen ihr große brennende Scheitstücke an den Kopf. Dennoch gelang es ihr noch einmal, zu entfliehen und dem Flusse zuzulaufen, aber die Wuth der Priester erreichte auch den höchsten Punkt, vier derselben folgten ihr, tauchten ihr mit Gewalt den Kopf in das Wasser und suchten sie zu ertränken. Man mußte, um sie zu retten, Soldaten kommen lassen. Die Hauptschuldigen wurden in das Gefängniß gebracht, aber die arme Frau überlebte diese schrecklichen Grausamkeiten nicht; sie starb den nächsten Tag an ihren Wunden, verlassen von ihrer Familie und verflucht als eine Ehrlose von der ganzen Volksmasse.

Zu Behar hat noch im Jänner 1837 die Verbrennung einer Witwe statt gefunden. Die eigenen Verwandten des unglücklichen Weibes suchten sie vom Scheiterhaufen zurückzuhalten, und die Polizei schritt ein, um dem verbietenden Gesetze der englischen Regierung Kraft zu verschaffen, aber die Priesterpartei war zu stark, und die fürchterliche Ceremonie ging vor sich.

(Allgem. Ztg. 25. Mai 1837.)

Wenn der Fürst der Palinesen (Insel Bali bei Java) alt und kränklich wird, träumen mehre seiner Frauen, daß sie auserkoren seien, ihm im Tode zu folgen. Unter diesen wählt nun der alte Fürst diejenigen, welche er dieser Ehre für würdig achtet, und von diesem Augenblick an heben sie alle Gemeinschaft mit den übrigen Menschen auf und betrachten sich als dieser Erde nicht mehr angehörend. Wirklich weihen sich diese Opfer des blinden Fanatismus dem Feuertode in dem Augenblicke, wo die Leiche des Fürsten verbrannt wird, indem sie von einer erhabenen Kuppel in Gräben, welche mit dürren Reisern und Oel angefüllt und in Brand gesteckt sind, hinabspringen, nachdem sie noch durch ausdrucksvolle Geberden dem Nachfolger des verblichenen Fürsten gehuldigt haben. Das Volk sieht der schauderhaften Feierlichkeit mit unbegreiflicher Kaltsinnigkeit zu.

Eherechte in Kumaon. Nach dem in Kumaon (in Hindostan) gebräuchlichen Gesetze kauft ein Mann sich eine Frau, eben so, als wenn er über eine Kuh einen Handel schlöße; er kann sie auch (als eine Ehefrau, nicht als Sklavin) wieder verkaufen, oder sie für eine Zeit lang zu Pfand geben, wo dann das Besitzrecht auf den Pandleiher in der Art übergeht, daß die Frau nun mit diesem als Eheweib lebt. Stirbt ein Mann, so wird seine Witwe entweder seines jüngern Bruders Ehegenossin, oder des Mannes Familie kann sie auch nach Belieben verkaufen. Weiber und Kinder gelten daselbst so sehr als bloßes Eigenthum, daß sie, falls eines Mannes bewegliche Habe Schulden halber verkauft werden soll, stets mit in dem Verzeichniß derselben aufgeführt stehen. So lautete das in Kumaon gültige Gesetz, und es kamen, als die Briten von diesem Lande Besitz genommen hatten, vor die von diesen eingesetzten Gerichtshöfe sofort zahlreiche Klagen in Betreff der obigen Gebräuche, worunter nicht wenige auch wegen Entweichung der Weiber angestellt wurden, denn diese hatten oft, nachdem sie zwei oder drei Jahre lang verpfändet gewesen, an dem Pfandleiher mehr Gefallen gefunden, als an ihrem Eheherrn, und liefen daher, von diesem zurückgefordert, zu jenem wieder zurück. Einige dieser Prozesse waren recht belustigender Art, zu deren Verständniß jedoch vorher bemerkt werden muß, daß in Kumaon die Weiber nicht allein das Hauswesen, sondern auch die halbe Feldarbeit mit zu besorgen haben, was sie nun eben so werthvoll macht; kann daher ein Mann Geld genug zusammenbringen, um sich noch eine zweite Frau zu kaufen, so wird er auch sofort ein Stück Land mehr in Anbau nehmen. Es mögen hier nun noch ein Paar Beispiele von den fraglichen Prozessen folgen:

A bringt seine Klage also an: »Mein Herr, vor vier Jahren verpfändete ich meine Frau für 50 Rupien, und gab dem Pfandnehmer Besitzrecht über dieselbe; jetzt aber, da ich ihm das Geld zurückzahlen will, weigert er die Zurückgabe meiner Frau.« B excipirt dagegen: »Das beruht zwar ganz in der Wahrheit; als jedoch die Frau zu mir kam, war sie mager, halb verhungert und kaum noch zum Arbeiten tüchtig, jetzt dagegen ist sie bei guter Leibesbeschaffenheit und arbeitet für Zwei, wohl darf ich daher mit Recht auf einen Extralohn für meine Pflege Anspruch machen.« In Entweichungsfällen nehmen die Männer es mit der Sache oft sehr kaltblütig. So kommt ein Mann vor Gericht und spricht: »Euer Wohlehren, vor vier Jahren ist Punchum mit meiner Frau davon gelaufen und will sie mir nun nicht wieder zurückgeben! —« »Wie, schon vor vier Jahren? Warum habt Ihr denn nicht früher geklagt?« — »Das Warum ist leicht gesagt; während des ersten Jahres krepirte mir einer meiner Büffelochsen, und als ich mir einen andern dafür angeschafft hatte, war die Bestellzeit vorüber; im zweiten Jahre wanderte ich, Behufs einer kleinen Handels-Spekulation, ins Flachland; voriges Jahr hielt mich Punchum stets mit dem Versprechen hin, meine Frau zurückgeben zu wollen, und da er es nun nicht thun will, so komme ich jetzt, ihn zu verklagen.« Es springt in die Augen, daß da, wo solche abscheuliche Gebräuche existiren, das Gefühl der Liebe fast ganz unbekannt sein muß und die Bahn zu allen Arten von Liederlichkeit gebrochen war. Diesem ist jedoch nunmehr durch einen einzigen gesetzlichen Befehl Einhalt geschehen, kraft welchem der Verkauf und die Verpfändung von Ehefrauen abgeschafft, und jeder Witwe frei gestellt worden, ferner zu leben oder sich wieder zu verheiraten, wo oder mit wem es ihr gefällt.

(Bran's Miscellen.)

Die Frauen der Muselmänner in Indien. Die Frauenwohnung (Zenanah) besteht in jedem Hause aus einem länglichen Viereck, von dem drei Seiten durch Gebäude mit flachen Dächern, die vierte durch Küchen, Garderoben u. s. w. gebildet werden. Im Mittelpunkte ist der Hof. Der Unterstock der bewohnten

Theile ist um einige Fuß höher, als der Hof. Er ist mit Säulen versehen und hat ein flaches Dach, auf dem man sich ergehen kann. Die Fenster sind nur gegen den Hof gerichtet; nach allen übrigen Seiten sind dicke Mauern. Die Gemächer bestehen aus großen Sälen, in welchen Schränke oder kleine Kabinete die Ecken einnehmen. Es sind die alleinigen Punkte der Zenanahs, wo man Thüren sieht. Der Boden ist von festgeschlagener Erde, von Steinplatten oder von Ziegeln. Statt der Thüren und Fenster befinden sich dicke Vorhänge zwischen den Säulen; durch sie allein wird das Innere gegen Hitze und neugierige Blicke bewahrt. Der Fußboden in den Sälen ist mit Matten bedeckt, die aus großen Dattelblättern verfertigt werden. Man deckt darüber eine blaue oder weiße, in Indien fabrizirte Baumwollendecke, bekannt unter dem Namen Schotteringe. Ueber das Ganze wird eine weiße Baumwollendecke ausgebreitet, auf welche die Frauen sich setzen. Die Bettstellen stehen den Tag über längs den Wänden. Jeden Abend werden sie an den Ort gestellt, den man der Jahreszeit nach zum Schlafen am geeignetsten hält. Gewöhnlich trägt man sie in den Hof, der dort herrschenden Frische wegen. Ihre Gestalt ist überall dieselbe, nur ihre Größe ist verschieden. Sie erheben sich anderthalb Fuß über den Boden; die Füße sind rund und unten breit. Bei reichen Personen sind die Füße von Gold, von vergoldetem Silber, von Silber oder Email; bei den untern Ständen sind sie von lackirtem oder gemaltem Holz. Die Sklaven-Bettstellen sind ganz einfach, ohne alle Verzierung. Die Damen kleiden sich für die Nacht nicht anders. Sie schlafen in den Gewändern, welche sie am Tage getragen, und die sie so lange anbehalten, bis sie schmutzig oder abgenutzt sind. Den Deputtah (Schleier) allein legen sie ab, jedoch nur, wenn er mit Gold oder Silber durchwebt oder gestickt ist. Die Gebieterin des Hauses unterscheidet sich in den Zenanah durch den ihr ausschließlich vorbehaltenen Ehrenstuhl (Musnud). Dieses kostbare Geräth steht auf einem beinahe in der Mitte des Zimmers bei einer der Säulen ausgebreiteten Teppich. Sein gewöhnlicher Umfang beträgt 6 Quadratfuß. Der Reichthum des Stoffes, aus welchem er besteht, ist verschieden nach Vermögen und Rang der Personen. Er ist mit Goldtuch, mit Seidenzeug, mit Sammt oder Kalikot bedeckt. Mehre Kissen dienen als Stützpunkte für Ellenbogen, Knie u. s. w. Will eine Dame einer Person von gleichem oder untergeordnetem Range eine besondere Ehre erweisen, so ladet sie dieselbe ein, den Musnud mit ihr zu theilen. Ist die Frau, welche sie mit ihrem Besuche beehrt, von höherem Range, so tritt sie ihr ganz ihren Plaz ab und setzt sich zu ihren Füßen am Rande des Teppichs.

Die Vergnügungen der Frauen würden einem Fremden als bloße Kindereien erscheinen, bedächte er nicht sogleich, daß eben ihre tugendhafte Einfachheit das beste Zeugniß ihrer Sitten ablegt. Man irrt, wenn man glaubt, daß die Zurückgezogenheit, in der sie leben, sie unglücklich macht. Dieser Zustand scheint ihnen im Gegentheil sehr zu behagen. Ist es ihnen untersagt, Männer zu empfangen, die nicht verwandt mit ihrer Familie sind, so sind dagegen ihre weiblichen Bekanntschaften sehr ausgedehnt. Ausgezeichnete Damen haben oft zehn Gesellschafterinen, der Zahl ihrer Sklavinen nicht zu gedenken. Eine der Prinzessinen der königlichen Familie zu Lucknow hat in ihrem Dienste 200 bis 300 Frauen jedes Standes. Ein Zenanah, in welchem viele weibliche Dienerinen sich befinden, wird für ein Zeichen des Adels gehalten. Selbst wenig begüterte Frauen suchen wenigstens zwei Sklavinen zu haben. Vereinzelung ist ihnen unerträglich. Sie sind von Jugend auf an Gesellschaft gewöhnt. Ein anderes dringendes Bedürfniß für sie ist das Rauchen. Ihr Huka (Tabakspfeife) ist ihnen eben so lieb, als ihr Mann. Eines Muselmannes erste Gattin befindet sich immer an der Spitze des Zenanah. Es gilt jetzt als allgemeine Regel, nicht mehr Frauen zu nehmen, als man mit Anstand unterhalten kann. Das erste Kind ist immer des Vaters Erbe; die nachgebornen erhalten nur eine größere oder kleinere Summe, die für alle durchaus gleich ist.

Es gibt keine Frauenzimmer auf Erden, die eine größere Leidenschaft für Edelsteine und Kleinodien haben, als die Muselmänninen in Hindostan. Sie halten mehr auf Gediegenheit des Metalls, als auf Schönheit der Arbeit, der Gestalt und Farbe. Sie geben großen, farblosen oder unregelmäßigen Perlen vor andern vollkommen runden, weißen, aber kleineren den Vorzug. Ein großer Diamant, hat er gleich Flecken, ist ihnen lieber, als der prächtigste geschliffene Solitär.

(Hiezu die Abbildung.)

Seltsame Sitte bei einer Verlobung. Bei einem auf dem Himalaia wohnenden Hinduvolke muß jede Mutter bei der Verlobung ihrer Tochter dieser beide Ohren durchbohren. Bevor jedoch diese geheimnißvolle Ceremonie statt findet, muß die Mutter sich die ersten Glieder des dritten und vierten Fingers ihrer rechten Hand abhauen lassen. Der Mann, der diese Execution vornimmt, ist der Grobschmied des Ortes; dieser läßt die Frau ihre Hand auf den Ambos legen, setzt dann einen scharfen Meißel an die Gelenke beider Finger und haut sie mit einem schweren Hammer durch. Diese schmerzliche Operation erträgt das arme Weib mit so viel Gelassenheit, als ob man ihr nur die Nägel verschnitte. Mittelst einer breiartigen Salbe, die aus Kräutern bereitet und sogleich aufgelegt wird, heilen die Wunden in wenigen Tagen.

(Aus dem Oriental annual in d. Blätt. f. lit. Unterh. 1837.)

24. Die birmanischen Frauen.

Die birmanischen Frauen sind gut gebaut, zeichnen sich aber weder durch Größe, noch durch Schönheit besonders aus. Um ihr Aussehen zu verschönern, reiben sie das Gesicht, die Hände und den Busen mit einem Pulver aus Sandelholz und färben die Spitzen ihrer Nägel roth, vermindern aber ihre Schönheit durch das Kauen von Betel, der die Zähne schwärzt und dem Innern der Lippen und der Zunge ein ekelhaftes Aussehen gibt; außerdem haben sie stets den Cheroot, der aus gehacktem und in ein Teakblatt eingeschlagenen Tabak besteht, im Munde. Die außerordentlichste Idee von der Schönheit aber, welche mir in Birma aufgefallen ist, war die, die Mädchen zu gewöhnen, das Innere des Ellbogens nach Außen zu drehen, als wenn der Arm verrenkt wäre. Dieß ist das Höchste der Eleganz, und bei allen Statuen und Abbildungen von Frauen sind sie auf diese Art dargestellt. Als ich einst eine Frau mit einem so verdrehten Arme sah, untersuchte ich ihn, und fand, daß das Ellbogengelenk durch beständige Uebung so geschmeidig geworden war, daß es sich nach jeder Seite hin mit gleicher Leichtigkeit bewegte. Die alte Dame war außerordentlich stolz auf ihren krummen Arm, und schien sich durch die Aufmerksamkeit, welche ich demselben erwies, sehr geschmeichelt zu finden.

---

25. Die Weiber der Tudas.

Die Urbewohner der Neilgherrys (eigentlich Nilagiri, d. h. blaue Berge, von Nila, blau, und Giri, ein Berg), einem Gebirge in der vorderindischen Halbinsel, sind die Tudas, ein kleiner, von der übrigen Welt abgesonderter, in patriarchalischer Einfachheit lebender Volksstamm, dessen Körperbildung gleich beim ersten Anblick sehr einnehmend ist. Ihre über das Gewöhnliche hinausgehende Leibeslänge, ihr athletischer und ebenmäßiger Bau, so wie ihre offenen und ausdrucksvollen Züge führen unmittelbar zu dem Schluß, daß sie von einer ganz andern Rasse, als alle ihre Nachbarn sein müssen. Sie tragen nie eine Kopfbedeckung, wie auch immer das Wetter sein möge, sondern sie lassen das Haar 6 bis 7 Zoll lang wachsen. Vom Wirbel aus abgetheilt, bildet es ringsum natürliche Locken, so daß man es in einiger Entfernung eher für einen künstlichen Schmuck, als für die natürliche Zierde des Hauptes zu halten versucht wird. Auch das Barthaar genießt dieser Freiheit des Wachsthums, und ist, ausgenommen bei den Greisen, glänzend schwarz, und eben so weich, wie bei den Eingebornen des Tieflandes. Ein großes, volles und sprechendes Auge, eine römische Nase, schöne Zähne und gefällige Züge, zuweilen mit einem Anschein von großer Ernsthaftigkeit, aber gleich bereit, wieder in Heiterkeit und gute Laune überzugehen, sind natürliche Kennzeichen, welche die Tudas auffallend von allen andern Eingebornen Indiens unterscheiden.

Die Statur der Weiber steht zu der der Männer im richtigen Verhältniß; doch sind sie, vielleicht weil sie sich der Witterung weniger aussetzen, von lichterer Farbe. Strenge Weiblichkeit, aber denselben Ernst, wie die Männer, in ihren Zügen ausdrückend, lassen die meisten, besonders die jüngern, das schöne schwarze Haar in üppig vollen, langen Locken über den Hals und die Schultern hinabwallen. So bescheiden und zurückgezogen ihr Benehmen ist, so sind sie doch gänzlich frei von der widerlichen und sklavischen Furchtsamkeit, welche die meisten Frauen der Tiefländer besitzen. Sie tragen Halsbänder von geflochtenen Haaren oder schwarzem Draht, mit silbernen Schließen. Unmittelbar über dem Ellbogen tragen sie messingene Armbänder, doch sind die am rechten Arme viel breiter, als die am linken. Die Handgelenke umgeben silberne Bänder, und an den Fingern jeder Hand steckt eine Anzahl verschiedener Ringe. Mitten um den Leib tragen sie eine Art von Kette, entweder von Silber, oder von einer messingähnlichen Komposition. Das Oberkleid oder der Mantel sieht eben so aus, wie bei den Männern, wird aber anders umgeschlagen, und hüllt, da er bis auf die Füße reicht, den ganzen Leib ein, so daß die Frauen dadurch ein unweibliches und mumienähnliches Ansehen bekommen. Noch widriger wird diese Hülle durch die Unreinlichkeit beider Geschlechter. Die Tudas führen in jeder Hinsicht ein Hirtenleben; sie wohnen nicht in Städten oder Dörfern, sondern jede Familie, oder die vornehmsten Zweige jeder Familie leben abgesondert, und diese einzelnen Wohnpläze heißen Morrts; ein solches Morrt besteht, je nach der Größe der Familie, aus 4 bis 6 Wohnungen. Die Viehzucht der Tudas beschränkt sich bloß auf den Büffel; das gewöhnliche Rindvieh, auf welches die Bewohner des Tieflandes so großen Werth legen, wird nicht gehalten. Auch hat man keine Schweine, Schafe, Ziegen und kein Geflügel. Selbst der Hund ist kein gewöhnliches Hausthier, wohl aber haben sie eine kleine Art von Katzen, welche zur Vertilgung der zahlreichen und lästigen Ratten gehalten werden. Auch die Tudas gehören unter die wenigen Völker, bei denen die Vielmännerei eingeführt ist. Die Begräbnisse der Todten geschehen mit großen Feierlichkeiten, und es werden dabei mehre Büffel, sowohl von der Herde des Verstorbenen, als von denen seiner Verwandten und Freunde geopfert. (Sommers Taschenbuch.)

---

26. Die Siamesinen.

Im Häuslichen sind die Siamesen sanft; die Frau lebt bei ihnen nicht streng eingeschlossen, wie in andern

asiatischen Ländern. Selbst die Frauen des Königs fahren unverschleiert umher. Dieses Vorrecht der Freiheit ist aber auch das Einzige, dessen sich die Siamesinnen erfreuen, die zu einer mühseligen, niedrigen Stellung verurtheilt sind. Alle schweren Arbeiten ruhen auf ihnen; sie tragen Lasten, bebauen das Land, rudern die Fahrzeuge, hüten die Büffelherden, besorgen dabei das innere Hauswesen, und leiten sonach die ganze Wirthschaft, ohne daß der Mann die geringste Beschwerde dabei hätte. Dieser beträgt sich überall als Herr und Gebieter; er ißt allein, und die Frau muß ihn bedienen; sie und die Kinder dürfen ihren Hunger erst stillen, wenn sich der Mann gesättigt hat. Die Vielweiberei, die in Siam durch die Gesetze und die Religion anerkannt ist, wird nur von den Reichen und immer im Verhältniß zu ihrem Vermögen geübt. Der gegenwärtige König hat 300 Frauen, und sein Minister 40. Die Ehe ist in Siam eine rein bürgerliche Verbindung. Eine Braut wird ausgeboten wie eine Waare, und gehört dem, der sie kauft. Die Scheidung, welche sehr häufig vorkommt, wird leicht erhalten; es genügt die beiderseitige Einwilligung, worauf Jedes das Vermögen zurücknimmt, welches es etwa zugebracht hat.

(Mal. Reise um die Welt.)

27. Das weibliche Geschlecht in China.

Der Gedanke, daß das Weib nur für den Mann da sei, und kaum gleiche Natur mit ihm habe, ist bei den Chinesen tief gewurzelt. Ihr Gesetzgeber Confucius stellt die Frauen und Sklaven auf eine Stufe, und klagt, es sei eben so schwer, die ersten zu lenken, wie die letztern. Ein vollkommener Jüngling, der Held einer beliebten Erzählung, spricht die Meinung aus, zehn Töchter kämen in keinem Falle dem Werthe eines Sohnes gleich. Selbst die berühmte chinesische Schriftstellerin Pan-hoei-pan sucht ihr Geschlecht von einem geringern Stande zu überzeugen, und behauptet, es nähme die niedrigste Stelle in dem menschlichen Geschlechte ein, und die geringsten Beschäftigungen müßten ihm zugewiesen werden, wie sie es auch wirklich sind.

Ein chinesisches Mädchen erfährt von dem ersten Augenblick seiner Geburt an den traurigen Einfluß dieser Grundsätze. Wenn irgend eine vermeintliche Nothwendigkeit die Eltern zu dem Verbrechen des Kindermordes treibt, so wird eine Tochter als das Opfer gewählt, und diejenigen, welche diesem Schicksal entgehen, werden keineswegs mit derselben Zärtlichkeit wie die Knaben behandelt. In einem beliebten Werke heißt es:

Wenn ein Knabe geboren wird,
Schläft er im Bett,
Wird mit Kleidern angethan,
Spielt mit Juwelen,
Und sein Schrei ist prinzlich laut.
Aber wenn eine Tochter geboren wird,
Schläft sie auf dem Boden,
Wird in ein Tuch gehüllt,
Spielt mit einem Ziegel,
Ist weder des Bösen, noch des Guten fähig;
Sie darf nur an Zurichtung des Weines und der Speisen denken,
Und wie sie ihren Eltern keine Veranlassung zu Kummer geben will.

Sobald ein Mädchen 10 oder 12 Jahre alt geworden ist, wird sie in allen Familien von Stande ganz eingezogen gehalten. Ihr Gemach ist von diesem Augenblick an ihr einziger Aufenthaltsort, ihre Mutter und einige Freundinen ihre alleinige Gesellschaft, und sie darf, außer von ihren nächsten Verwandten, von keinem Manne gesehen werden. Einmal von einem jungen Liebhaber gesehen worden zu sein, wird für einen unvertilgbaren Flecken in ihrem Rufe gehalten. Eine Gesellschaft gehender Damen wird wie eine Prozession von Nonnen beschrieben. Es herrscht jener Gebrauch, das Gesicht zu verhüllen, nicht wie in den mahomedanischen Ländern, aber man scheint eine besondere Zurückhaltung in Hinsicht auf die Hände zu fühlen, welche durch außerordentlich lange Aermel versteckt werden. Der Philosoph Mencius wurde, als er auf der strengen Scheidung der Geschlechter bestand, durch die Frage gedrängt, ob er, wenn er seine Schwägerin ertrinken sähe, nicht ihre Hand fassen würde, um sie zu retten? Er antwortete, in einem solchen außerordentlichen Falle könnte wohl der Grundsatz der Schicklichkeit verletzt werden, aber eine allgemeine Regel dürfe durch einen solchen Fall nicht geprüft werden.

Es scheint indeß, als ob die schönen Bewohnerinnen der häuslichen Gefängnisse nicht ganz ohne Mittel wären, ihre Einsamkeit zu beleben. Bisweilen machen es ihnen zwei kunstreich angebrachte Spiegel möglich, alle Personen, welche ein- oder ausgehen, zu sehen, ohne sich selbst der Gefahr auszusetzen, gesehen zu werden. Eine Klasse von Frauenzimmern geht von Haus zu Haus, um die Eingeschlossenen durch Gesänge und Erzählungen zu unterhalten. Sie kündigen sich durch eine kleine Trommel an, wenn sie in die Außenhalle gelassen worden sind, und finden bald ihren Weg in die innern Gemächer. Die Damen bitten auch um die Erlaubniß, Wohlgerüche in den Pagoden verbrennen zu dürfen, und dabei müssen sich Gelegenheiten finden, zu sehen und gesehen zu werden. Auch bedenken sie sich nicht, in bedeckten Barken auf dem Wasser zu fahren. Selbst wenn Schauspiele in der großen Halle aufgeführt werden, stellen sich manche hinter ein Gitter, durch welches sie wohl einige Personen bemerken können, und gelegentliches Lachen zieht alle Augen dahin. Dieß wird indeß von strengen Moralisten durchaus ge-

mißbilligt und für das Merkmal einer entarteten Zeit gehalten.

Diese Abschließung von der Welt schwächt keineswegs den Eifer der Schönen, sich zu putzen; sie widmen dieser Beschäftigung einen großen Theil ihrer Zeit. Ihre Ideen von Liebenswürdigkeit sind eigenthümlich und oft phantastisch, namentlich halten sie eine zarte, schlanke Gestalt sehr hoch. Dieß zeigt sich vorzugsweise in ihren Versuchen, den Fuß unnatürlich klein zu machen, was sie durch Verhinderung des Wachsthums in der natürlichen Richtung bewirken. Von der Geburt an werden alle Zehen, mit Ausnahme der großen, unter die Fußsohle umgebogen, so daß in der Periode der Mannbarkeit der ganze Vordertheil des Fußes wie amputirt aussieht, während der übrige Theil zu einem unnatürlichen Umfange angeschwollen ist. Die Mütter, welche in jeder andern Hinsicht in Bezug auf ihre Töchter so sorglos sind, wenden einen außerordentlichen Fleiß auf das Schnüren des Fußes, und wachen streng über jeden Versuch des Kindes, sich von diesem schmerzhaften Drucke zu befreien. Sobald das Mädchen die Wichtigkeit des Gegenstandes einsehen lernt, unterwirft es sich gern dem unnatürlichen Märtyrerthum, um jenen Vorzug zu erlangen. Diese entstellten Theile werden die goldenen Lilien genannt, und wenn eine Dame jemals das Verbot übertritt, sich zu zeigen, so läßt sie zuerst ihre Füße sehen, als die am sichersten treffenden Pfeile, womit das Herz des Liebhabers bestürmt werden kann. Diese Füße zeigen übrigens den Rang derjenigen an, welche die Verstümmelung ertragen hat, denn die arbeitenden Klassen versuchen sie durchaus nicht, und bei andern, welche ihre Zeit nicht gänzlich zu ihrer Verfügung haben, würde die Bemühung nur unvollkommen belohnt werden. Einige haben diesen verderblichen Gebrauch der Eifersucht der Männer zugeschrieben, welche dadurch die Neigung herumzuschlendern hemmen wollten, welcher das Geschlecht so sehr zugethan sein soll, aber zu dieser Vermuthung ist wohl wenig Grund vorhanden. Die Gesetze schweigen über diese Sitte und überlassen sie ganz der Herrschaft der Mode. Sie hindert allerdings die Bewegung, selbst die schnelle Bewegung nicht. Le Comte versichert uns, »sie gehen und würden den ganzen Tag gehen.« Die kleine Basis, auf welcher sie sich bewegen, macht es aber unmöglich, daß Grazie in ihren Schritten sein kann, und gestattet nur einen hüpfenden und schwankenden Gang, welcher mit dem Watscheln einer Ente verglichen worden ist. Zu den Verschönerungsmitteln müssen wir auch das Schminken des Gesichts rechnen.

Heiratsgebräuche in China. Wenn ein junger Mann sein 16. oder 17., und ein Mädchen das 14. oder 15. Jahr erreicht hat, so beginnt eine schwere Sorge für die Eltern. Sie müssen sobald als möglich für sie einen Lebensgefährten finden, denn die Ehe und die Nachkommenschaft sind nach den chinesischen Begriffen die Punkte, von welchen alles Wohl abhängt. Ein Mann, der in seinem 20. Jahre noch keine Frau hat, gilt deßhalb fast für ein Wunder, während ein unverheiratetes 18jähriges Frauenzimmer sich beklagt und jammert, als befinde es sich in den traurigsten, entsetzlichsten Umständen. Die Sache beruht indeß keineswegs auf ihnen; die Regel und Sitte prägen es ihnen ein, daß sie einander nie gesehen, nicht die geringste Neigung zu einander gefaßt haben dürfen. Nach der Lehre des Liki dürfen die beiden jungen Leute nicht einmal die Namen von einander kennen, ehe man mit der Hauptsache im Reinen ist. Gewöhnlich geht der Antrag zuerst von dem Vater des jungen Mannes aus, doch kommen auch Beispiele vor, daß die Eröffnung von Seite des Mädchens gemacht wird, worin man durchaus nichts Unschickliches findet. Aber selbst die Eltern dürfen nicht direkt mit einander unterhandeln. Dieß würde fast für eben so unpassend gefunden werden, als wenn es die jungen Leute selbst thäten. Man sucht eine ältliche Frau aus, welche die gewöhnliche Vermittlerin in Ehesachen macht. Diese Frau nun bringt den Antrag an den Vater des Mädchens, und unterstützt ihn mit den Gründen, die sie für die überzeugendsten hält. Darauf zieht er die Sache in Berathung, und gibt, falls er die Verbindung annehmlich findet, seine förmliche Einwilligung durch die Uebergabe ihrer acht Buchstaben, welche das Jahr, den Monat, den Tag und die Stunde ihrer Geburt bezeichnen. Diese müssen einem Astrologen übergeben werden, der sie mit den Aspekten der Himmelskörper vergleicht, und den Ausspruch thut, ob die Verbindung eine glückliche sein wird, oder nicht. Hat die alte Frau von ihm einen günstigen Bericht erhalten, so zeigt sie ihn triumphirend den Eltern der Braut, und hält sich nun für berechtigt, von ihnen ein schriftliches Eheversprechen zu verlangen. Hat sie dieß bekommen, so schickt der Vater des Bräutigams die Geschenke, wobei sich gewöhnlich eine Summe Geld von der Größe befindet, daß die Verlobung eine Art Kauf wird. Es bleibt darauf nur noch der Hochzeitstag zu bestimmen übrig.

Die Verheiratung ist eine der wenigen Gelegenheiten, in denen der Chinese seine gewöhnlich ruhige Weise aufgibt, und sich bemühet, eine prahlende Pracht zu zeigen. Es strömen deßhalb von den Nachbarn Geschenke herbei. Dem Vater des Bräutigams schickt man Gänse, Wein und andere Materialien zu einer guten Mahlzeit. Die Braut erhält dagegen Nadeln, Armbänder, Schminke und Schönheitsmittel. Kommt die wichtige Stunde, so begibt sich die Braut in einen prachtvollen Tragstuhl oder Sänfte, während ein zahl-

reiches Gefolge mit ihren Kleidungsstücken und Schmucksachen, mit Fahnen und kostbaren Laternen, andere auf musikalischen Instrumenten spielend, die Straßen füllt und eine Masse von Zuschauern herbeilockt. Bei der Ankunft an dem Hause öffnet der Bräutigam, welcher an der Thüre wartet, die Sänfte, und sieht nun Diejenige zum erstenmale, welche seine Gefährtin im Leben sein soll. Nicht Wenige, die durch vortheilhafte Schilderungen getäuscht worden sind, schrecken bei dem Anblick der oder des Zukünftigen zurück, und dieser Augenblick, der von Allen mit Jubel begrüßt wird, ist für sie eine Zeit des Jammers. Einige, sagt man, schließen die Thüre sogar sogleich wieder zu, und verlangen, die Braut möge zurückgetragen werden, da sie lieber alle Kosten vergebens aufgewendet haben, als sich mit der verbinden wollen, welche sie eben erblickten.

Nachdem die Braut von zwei Mägden an die Thüre getragen worden ist, folgt sie ihrem Bräutigam in ein inneres Gemach, wo sie einander vier Verbeugungen machen und durch drei Becher sich an einander binden. Dieß hält man für den wesentlichsten Theil der Hochzeits-Ceremonie, und das Paar ist dann unwiderruflich verbunden. Ist diese Verbindung geschehen, so begeben sie sich bald wieder zu ihren Freunden, welche den Abend fröhlich verbringen. Diese Art Ehen zu schließen, gibt offenbar Gelegenheit zu Täuschungen, da es sehr leicht möglich ist, daß sich ein Mann an eine ganz andere Person gebunden sehen kann, als er erwartet hatte. Solche Betrügereien werden auch in den chinesischen Romanen nicht selten aufgeführt, und die Gesetze haben selbst Kenntniß davon genommen, indem sie dem Vater oder Vormunde acht Bambusstreiche zusprechen, welcher den Betrug geschehen ließ.

Die junge Frau findet, wie erzählt wird, ihre Lage bald keineswegs dadurch verbessert, daß sie das väterliche Haus verließ. Der Grad der Knechtschaft, in welchem sie sich dort befand, gilt für die Freiheit selbst im Vergleich mit der Sklaverei, in die sie nun eingetreten ist. Sie muß sich unbedingt Demjenigen unterwerfen, der sie nicht für seines Gleichen ansieht. Die schöne Pan-hoei-pan belehrt ihr Geschlecht: die Frauen wären ihren Männern einen Gehorsam schuldig, ohne Ausnahme von Zeit und Umständen, in allem und jedem Dinge. Er mag angenehm oder unangenehm sein, er ist ihr Haupt, ihr Herr und Gefährte, ihr Eins und Alles. Diese Unterwerfung könnte man noch für einigermaßen natürlich und von der Liebe gemildert ansehen, aber ein anderes Joch drückt noch schwerer und ist stärker. Die Schwiegermutter ist, so lange sie lebt, vollkommene Herrin im Hause, und darf die junge Frau wie eine Magd, ja selbst als Sklavin behandeln. Eine Schwiegertochter kann nichts ihr persönlich Zugehörendes besitzen, nichts, was sie weggeben oder nur verleihen dürfte; was sie als Geschenk erhält, muß sie der Schwiegermutter übergeben, und darf es nur bescheiden als Geschenk von derselben behalten, wenn sie es nicht annehmen wollte. Die Schwiegermutter kann, wenn einer ihrer Befehle nicht genau erfüllt wird, die Schwiegertochter nicht nur selbst strafen, sondern auch den Sohn auffordern, ihr Beispiel nachzuahmen. Selbst die Schwägerin maßt sich eine Herrschaft über die nun ins Haus Tretende an, die nach einem chinesischen Schriftsteller in dem Hause nichts sein darf, als ein Schatten oder Echo.

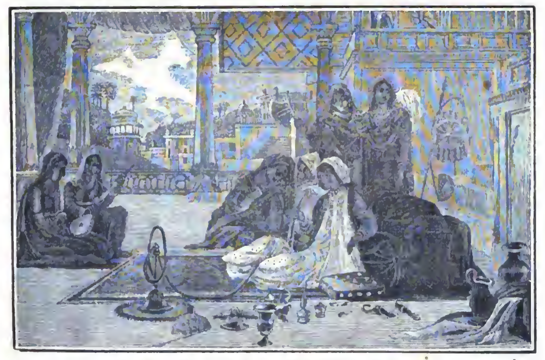
Oftmals schließen die Chinesen Ehebündnisse zwischen Kindern, die noch nicht einmal geboren sind, auf die Art nämlich, daß zwei schwangere Frauen einander das Versprechen geben, ihre Kinder, sofern sie verschiedenen Geschlechts sind, mit einander zu verheiraten, und um das Versprechen bindender zu machen, werden als Unterpfänder ein Ring und eine Spange für die Mutter einer Tochter und zwei Fächer von einer und derselben Gestalt und Farbe für die Mutter eines Sohnes niedergelegt. Diese getroffene Uebereinkunft läßt sich kaum wieder lösen. Ferner schreibt man den Heirats-Kontrakt auf ein Blatt Papier mit Goldschnitt und einem schönen Einbande. Nach der Geburt des Mädchens fügt man seinen Namen und den der Eltern und des Geburtsortes hinzu, und schickt nun das Buch an die Eltern des Knaben, welche denen des Mädchens ein ähnliches dagegen schicken. Sind auch diese Formalitäten vollzogen, so ist kein Rücktritt von einer oder der andern Seite mehr möglich, und die Heirat muß statt finden, den einzigen Fall ausgenommen, daß einer der zukünftigen Gatten aussätzig würde.

Der moralische Einfluß der Frauen in China ist für nichts zu achten. Die Chinesin, in der Einsamkeit geboren, muß darin leben und sterben. Das weibliche Geschlecht in China, obgleich mit einem schönen Aeußern, ist übrigens weit von den Idealen der Schönheit entfernt, deren sich andere Völker Asiens rühmen, wie in Indien, Georgien und besonders die reizenden Bewohnerinen des stolzen Kaukasus. Man trifft auch in China Frauenzimmer, vorzüglich Mantschurinen, die ohne irgend eine Hilfe von weißer oder rother Schminke so weiße Gesichter haben, daß man sie den reizendsten europäischen Mädchen gleichstellen kann. Aber von der andern Seite haben ihre nicht großen, obgleich übrigens schwarzen, flammenden Augen nicht jenes Zärtliche, jenes Ausdrucksvolle, welches in den großen blauen oder schwarzen Augen unserer Schönen strahlt.

In China geht die Achtung und Anhänglichkeit der Söhne an ihre Mutter bis zum wahren Götzendienste. Witwen können sich vom Neuen verheiraten, aber nur den Fall wenn sie keine Söhne haben ausgenommen, sieht man sie selten von dieser Freiheit Gebrauch machen. Der Witwenstand hat ohne Zweifel bei den Chinesen etwas Ehrwürdiges, denn die meisten, oft sehr schönen Monumente, welche man in diesen Ländern antrifft, sind zu Ehren von ihrem ersten Mann treu gebliebenen Witwen errichtet. Alle Vortheile, welche den Chinesinen den Witwenstand erträglich machen können, sind der von ihrem Manne geschiedenen Frau genommen; sie ist aller ihrer Rechte als Gattin und als Mutter beraubt, und dieses Urtheil wird gleichmäßig von beiden betheiligten Familien ausgesprochen; daher sind Fälle der Art höchst selten.

In den asiatischen Ländern sind nur die Frauen aus den höhern Ständen zur Einsamkeit verurtheilt, jene aus dem

Zum Artikel: »Das Weib« im Mähr. Wand. oder Vaterl. Pilg. 1840.



Die Frauenwohnungen der Muselmänner in Indien.
(S. 172.)

Zum Artikel: Skizzen u. Gemälde des Gewerbsfleißes ꝛc. im Mähr. Wand. od. Vaterl. Pilg. 1840.



Aufg. von W. Schuppler in Olmütz.

Sternberg, die Stadt der Weber.
(S. 345.)

Volke entgehen durch ihre Armuth solchen kostspieligen Vorsichtsmaßregeln, allein in China können die Frauen, was auch immer ihr Stand sein mag, nicht frei öffentlich erscheinen.

28. Eine japanische Hochzeit.

Am Hochzeitmorgen befiehlt die Sitte der Braut, ihr Angesicht möglichst zu entstellen. Die weißen glänzenden Zähne muß sie mit beizender Tinktur schwarz färben, die Augenbraunen werden ihr abgeschoren, die purpurrothen Lippen muß sie grün und die rosenrothen Wangen weiß farben, kurz, sie muß sich verhäßlichen, daß sie zum Erschrecken aussieht. Die Hochzeit wird gewöhnlich außerhalb der Stadt unter einem Zelte gefeiert. Während Braut und Bräutigam vor einem Altar stehen, auf welchem sich ein Götzenbild mit einem Hundskopfe (dem Symbole der Treue) befindet, liest der Priester die Trauungsformel ab. Dann nimmt die Braut eine Fackel, zündet sie auf dem Altare an und streckt sie dem Bräutigam entgegen, der sogleich die seinige daran anbrennt. Sind nun die beiden Fackeln in Brand, so erheben die Anwesenden ein lautes Freudengeschrei, und die Ehe ist geschlossen. Die gänzliche Schluß-Ceremonie besteht noch darin, daß alle Kleider, welche die junge Frau als Jungfrau getragen hat, ins Feuer geworfen und zu Asche verbrannt werden. Trotz diesen Unterwürfigkeits-Ceremonien begegnet in Japan der Mann seiner Gattin ununterbrochen mit der größten Hochachtung und der zartesten Aufmerksamkeit.

Die japanischen Frauen werden hauptsächlich gerühmt ihrer Geduld und der Geschicklichkeit halber, mit welcher sie das Hauswesen zu führen verstehen, welches letztere Geschäft bei dem Stolze des Mannes, der außer Besorgung des Amtes, auf welches seine Geburt ihn hinweist, allen Erwerb für den Lebensunterhalt verschmäht, oft mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden ist. Uebrigens behaupten die japanesischen Frauen die nämliche Stellung wie die europäischen; sie haben bei Festen den Vorsitz und sind die Zierde des häuslichen Mahles. Die Kunst, die Samsie oder Guitarre zu spielen, macht einen wesentlichen Theil der weiblichen Erziehung aus; ein Griff in ihre Saiten gibt das Zeichen, daß alle Förmlichkeit bei Seite zu setzen sei, und daß nun Thee, Sakki *) und gesellige Heiterkeit an die Reihe kommen.

29. Die Samojedinen.

Trotz der nomadischen Lebensart und der sie umgebenden furchtbaren Kälte des wilden Nordens, haben die Samojedinen doch sehr angenehme Gesichtszüge, und sehr viele von ihnen könnten nicht nur einer Hauptstadt zur Zierde, sondern auch Malern und Bildhauern als Modelle dienen: sie sind von mittlerem Wuchse, selten fett, aber alle munter und gesund. Der Grund hievon scheint kein anderer, als die oftmaligen Züge von einem Orte zum andern und der stete Aufenthalt in freier Luft. Sie haben keine besondern Namen, sondern man nennt sie bloß Großmutter, Frau, Mädchen, und man unterscheidet sie bloß durch den Zusatz, daß sie die Mutter, die erste oder zweite Frau, die Tochter u. s. w. von Diesem oder Jenem ist; manchmal werden sie auch durch Zahlen unterschieden. Diese Sitte, die Weiber nur mit einem allgemeinen Namen zu benennen, ist freilich für Juristen und verliebte Dichter sehr unbequem; aber die Samojeden haben keine Juristen, und obwohl sie den Werth der Schönheit wohl fühlen und zu schätzen wissen, so liegt doch bei ihnen glücklicherweise die Poesie in der Seele und nicht in schönen Reimen.

Ueber den Charakter der Weiber läßt sich nichts sagen, als daß die Männer sich große Mühe geben, sich ihnen mit reichem Putze und vorzüglichen Rennthieren gefällig zu erzeigen; man kann also glauben, daß es ihnen an Liebe nicht fehlen wird. Die Beschäftigung der Samojeden besteht fast bloß aus dem Fischfang am Ob und der Jagd wilder Thiere; in ihre Hütten gehen sie nur, um auszuruhen; alle übrigen Geschäfte der Wirthschaft fallen ausschließlich den Weibern anheim. Hieraus sieht man, daß die Vielweiberei bei den Samojeden auch einen ökonomischen Nutzen hat, und bei ihrer nomadischen Lebensart, wie es scheint, fast unentbehrlich ist, denn viele von ihnen haben Rennthiere zu Tausenden, deren Hegung, besonders zur Winterszeit, wenn sie Kälber werfen, von den Weibern besorgt wird; die Zubereitung der Fische, um sie aufbewahren zu können, das Gerben der Felle und eine Menge anderer Geschäfte könnte Eine Frau unmöglich allein versehen.

Bei den Samojeden muß der Mann immer als Kaufpreis für seine Frau eine gewisse Anzahl Rennthiere geben, je nach seinem Vermögen oder der Gewandtheit des Aiwuta oder Freiwerbers; zuweilen wird die Schönheit der Braut berücksichtigt. Ein Reicher bezahlt gewöhnlich 100 bis 150 Rennthiere, ein Mann von mittelmäßigem Vermögen etwa 50, ein Armer 10 bis 30. Ihrerseits bringt die Frau als Mitgift eine Hütte mit allen Haushaltungs-Geräthschaften und mehre Anzüge für sich selbst mit, deren Anzahl durch die der vom Manne gegebenen Rennthiere bestimmt wird: ein beladener Schlitten wird immer für 10 Rennthiere angeschlagen; darauf folgen allemal zwei andere Schlitten; die Braut fährt den einen, der andere enthält die Kleider für den Mann und Alles, was

*) Ein geistiges, aus Reis bereitetes Getränk, und zugleich das einzige berauschende, welches die Japaner haben.

er zur Jagd und zum Fischfange braucht. An jeden Schlitten ist eines der vom Manne gegebenen Rennthiere gespannt, und dieser behält sie.

30. Die Frauen Nordamerikas.

Unter einer größern Zahl junger amerikanischer Frauen eine einzige häßliche herauszufinden, dürfte in der That sehr schwer werden, keineswegs aber, unter einer kleinen Anzahl mehre Schönheiten zu finden. Ob sie gleich in lieblicher Fülle und blühender Gesichtsfarbe den deutschen Frauen nachstehen, so übertreffen sie dieselben doch an Gewandtheit, Feinheit und Zartheit.

Das Aeußere der Nordamerikanerinen ist gewöhnlich niedlich, selten jedoch großartig. Ihre Schultern sind gemeiniglich zu schmal und abfallend, ihre Brust nicht gehörig entwickelt, ihre Taille jedoch schlank und rund, Hüften und Knie sehr wohl gebildet, der Fuß jedoch, namentlich der Knöchel, nicht sonderlich klein und gut geformt, obschon im Durchschnitt hübscher als der Fuß des deutschen und englischen Frauenzimmers. Ihr Gang ist bei Weitem zierlicher als der der Engländerinen, welcher (wiewohl mit Ausnahmen) eigentlich ein unschönes Auf- und Niedertauchen ist, und eher einem mißlungenen Versuche zu galoppiren, als einem Gang ähnlich sieht. Der Teint der Nordamerikanerinen ist gemeiniglich zart und blaß, welche zarte Blässe selbst den Frauenzimmern der niedrigsten Stände einen gewissen Anstrich von Vornehmheit verleiht. Das deutsche und englische Frauengesicht wird daher in Nordamerika sogleich durch seine blühende Farbe kenntlich, und solche, meist erst kürzlich angelangte Rosenwangen sind ihrer Seltenheit in Amerika wegen dort stets eine noch angenehmere Begegnung als in Europa. Eine merkwürdige Thatsache ist ihre ungemeine Vorliebe für den Putz, die in den großen Städten der Union, vorzüglich in New-York sehr häufig, ja häufiger vielleicht als in irgend einem Lande der alten Welt in übertriebene Putz- und Prunksucht ausartet. Uebrigens haben sie einen gewissen angebornen Takt für das Kleidsame und wissen sich äußerst geschmackvoll anzuziehen. Kommt man unmittelbar aus Deutschland und besucht eine amerikanische Kirche, so wird man versucht, zu glauben, daß die Versammlung darin bloß aus höhern Ständen bestehe, und dieser Glaube wird auch dann nicht geschwächt, wenn man sie nach beendigtem Gottesdienste herauswallen sieht, ja die höchst zierliche Kleidung und der edle Anstand fast Aller erhebt denselben eher zur Gewißheit. Dieß ist nun natürlich nicht der Fall; die Versammlung ist eben so gemischt, wie anderswo, nur scheiden sich hier die Stände bei weitem nicht so schroff, wie in Europa. Hier geht eine ältliche Dame, in schweren Seidenstoff gekleidet, inmitten zweier schöner, ebenfalls sehr fein gekleideter junger Ladyes, die allem Anschein nach ihre Töchter oder doch nahe Verwandtinen sind, denn sie saßen in der Kirche neben ihr, und jetzt auf dem Wege spricht sie mit ihnen sehr traulich und freundlich. Wer sind sie nun? Die ältere Dame ist die Gattin eines großen Kaufmanns, der mit allen Welttheilen handelt, und die jüngern Ladyes? sind ihre beiden weißen Dienstmädchen. Sie begleiteten sie in die Kirche und aus der Kirche, helfen ihr im Hause beim Auskleiden und nehmen dann ihren Sitz neben ihr, dem Hausherrn und den etwaigen übrigen Gästen an der reich besetzten Tafel, die das schwarze Hausgesinde bereis servirt hatte.

Amerika ist das Paradies der Frauen. Sie genießen dort eine Herrschaft, eine Auszeichnung und Behandlung wie sonst nirgends. Aber die den amerikanischen Frauen als Regel eigene Sittenreinheit und Fülle weiblicher Tugenden aller Art sichert diese Vorzüge. Sie sind treue Gattinen, — skandalöse Ehegeschichten gehören hier zu den allerseltensten Ausnahmen — aber auch vortreffliche Hausfrauen, sehr liebevolle und pflichteifrige Mütter; man sieht die der untern Klasse zwar nicht leicht wie bei uns in Feld und Garten arbeiten, und wo man es sieht, kann man ziemlich sicher auf unmittelbare europäische Abkunft wetten; aber im Hause walten sie unverdrossen, und dessen ganze innere Einrichtung, so wie die Sorge für häusliche Kinderzucht bleibt ihnen ausschließlich überlassen. Groß ist dafür denn auch die Ehrerbietung und zarte Rücksicht, womit in Gesellschaft und bei jeder öffentlichen Erscheinung sie sich überall behandelt finden; es ist nicht, wie wohl in Europa, ritterliche Sitte, die sich um sie bemüht — es ist gleichsam ein fortlaufend ihnen gezollter Tribut von Achtung und Dankbarkeit. Mir scheint, sie müssen sich hier glücklicher fühlen, als in irgend einem andern Lande.

Die amerikanischen Mädchen, ziemlich früh entwickelt, haben dennoch, da sie gewöhnlich sehr früh heiraten, nur eine kurze, aber desto glücklichere Mädchenzeit. Unter dem Schutze der allgemeinen Sitte und ihrer eigenen verstattet man ihnen eine in Europa unerhörte Freiheit: sie gehen allein spazieren, schütteln die Hände, scherzen und lachen mit begegnenden männlichen Bekannten, gehen auf Bälle und in Mittagsgesellschaften ohne elterliche Begleitung. Ein Mißbrauch dieser Freiheit gehört zu den allerseltensten Ausnahmen. Aber man läßt sie auch in der Regel ganz nach Wahl und Neigung heiraten; nicht leicht mischen sich die Eltern überhaupt dabei ein; von Zwang ist vollends niemals die Rede, und in keinem Lande der Erde sind glückliche, wohl gepaarte Ehen mehr an der Tagesordnung.

Die amerikanischen Frauen haben im Ganzen einen gebildeten Geist, aber wenig Phantasie, mehr Verstand

als Gemüth. Ihre blauen Augen verrathen eine englische Abkunft und ihr schwarzes Haar den Einfluß heißer Sommer. Eine übermäßige Koketterie ist ein allen jungen Amerikanerinen gemeinsamer Zug und eine Folge ihrer Erziehung. Für jedes Mädchen, das über 16 Jahre alt ist, wird die Verheiratung das große Interesse des Lebens; bei uns wünscht sie die Jungfrau, in Amerika sucht sie dieselbe. Bei uns will die kokette Dame weniger sich verheiraten, als überhaupt gefallen, in Amerika will sie nur gefallen, um einen Mann zu bekommen. Bei uns ist die Koketterie eine Leidenschaft, in Amerika eine Berechnung. Bleibt das junge, engagirte *) Mädchen noch immer kokett, so geschieht dieses weniger aus Neigung als aus Klugheit, denn es gibt Beispiele, daß der Verlobte sein Wort brach; bisweilen sieht das Mädchen ein solches Unglück voraus, und bemüht sich, Herzen zu gewinnen, nicht um deren mehre auf einmal zu besitzen, sondern um das zu ersetzen, welches sie zu verlieren fürchtet.

Deutsche Frauen in Amerika. Jede Frau eines amerikanischen Bauers trägt einen Schleier und ist nach Pariser oder Londoner Moden gekleidet. Die deutschen Bauern mit ihren Weibern, z. B. aus Hechingen, die in ihrer einfachen Nationaltracht erscheinen, stechen dagegen gewaltig ab und werden wie Halbwilde angestaunt. Ueberhaupt scheinen die Amerikaner den deutschen Schönen nicht sonderlich gewogen zu sein. Was sie an ihnen vorzüglich mißfällig finden, sind die großen und breiten Füße und Hände, und ein Reisender, der von den schönen deutschen Mädchen mit Enthusiasmus sprach, wurde von den Inländern ins Gesicht verlacht.

---

31. Die Frauen von Lima.

Es gibt wohl keinen Ort auf der Erde, wo die Frauen freier und stärker sind als in Lima. Sie sind im Ganzen genommen größer und glücklicher organisirt als die Männer; mit 11 oder 12 Jahren sind sie gänzlich ausgebildet. Fast alle heiraten in diesem Alter.

Die Frauen von Lima sind im Ganzen genommen nicht schön, aber höchst anmuthig. Alle erfreuen sich einer schönen Farbe, frischer, rother Lippen, schöner, schwarzer, natürlich gelockter Haare und schwarzer Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Geist und Stolz; in diesem Ausdruck liegt der ganze Reiz ihrer Persönlichkeit vereint. Ganz eigen ist ihre Tracht: Lima ist die einzige Stadt in der Welt, wo diese jemals erschien. Vergebens hat man die ältesten Chroniken zu Rathe gezogen, um ihren Ursprung zu erforschen. Sie wurde zur Zeit der Entdeckung von Peru an Ort und Stelle vorgefunden. Dieses Kostüm wird Saya genannt und besteht aus einem Rock, nebst einer Art Sack, welcher die Schultern, Arme und den Kopf umhüllt und den man Menton nennt. Dieser Rock, der je nach Stand und Reichthum der Besitzerin aus gar verschiedenen Stoffen gemacht wird, ist von so außerordentlicher Arbeit, daß er mit Fug und Recht Anspruch auf einen Plaz in einer Raritäten-Sammlung hätte. Nur in Lima versteht man diese Kleidung zu verfertigen. Die Frauen dieser Stadt behaupten, daß man daselbst geboren sein müsse, um ein Schneider für solche Tracht sein zu können, und daß weder ein Chilene, noch ein aus Arequipa oder Cuzco Gebürtiger jemals fähig werden könne, eine Saya zu fälteln. Diese Behauptung beweist, wie sehr diese Kleidung von allen übrigen sich unterscheidet; es sei mithin gewagt, durch eine nähere Beschreibung einen kleinen Begriff davon zu geben. Um eine gewöhnliche Saya zu verfertigen, braucht man 12 bis 14 Ellen Atlas; zum Futter wird Florence oder ein sehr leichter Baumwollenzeug genommen. Aus diesen 14 Ellen Atlas macht der Schneider einen kleinen Rock, der von zwei Finger breit über den Hüften an bis auf die Knöchel herabreicht, und unten gerade die nöthige Weite hat, um einen Fuß vor den andern setzen und mit sehr kleinen Schritten gehen zu können. Man befindet sich also in diesem von oben bis unten in sehr kleine und so regelmäßige Falten gelegten Rock, daß es unmöglich ist, die Naht zu entdecken, wie in einer Scheide eingeengt. Diese Falten sind so fest genäht und geben dem Rock eine solche Nachhaltigkeit, daß es deren gibt, die 15 Jahre ausdauern, und doch noch Elasticität genug besitzen, um allen Formen sich anzuschmiegen und sich allen Bewegungen zu fügen. Die Frauen der guten Gesellschaft tragen eine Saya von schwarzem Atlas, elegante Damen aber auch von farbigem, als violett, kastanienbraun, dunkelgrün, dunkelbraun oder gestreift; niemals aber von hellen Farben, die den öffentlichen Mädchen vorbehalten sind. Das ganze Jahr hindurch gehen die Limanerinen in dieser Verhüllung aus. Es ist herkömmlich, daß jede Frau allein ausgehen kann, die meisten haben eine Negerin hinter sich, doch ist dieß keineswegs Bedingung.

*) Haben in den Vereinigten Staaten zwei Personen erkannt, daß sie für einander passen, so versprechen sie sich mit einander zu verbinden; sie engagiren einander, was durch eine Art Verlobung, aber ohne alle Feierlichkeit geschieht, die auch nicht bindet.

Der Jäger.

Jagdbilder — Jagdabenteuer.

Zur Charakteristik und Geographie der Jagden in allen Erdtheilen *).

---

1. Fang und Jagd verschiedener Thiere.

1. Das Leben des Jägers.

Der Werth des Jägers für die früheste menschliche Gesellschaft erhielt dadurch Bedeutung, daß er die reißenden Thiere zu bekämpfen und dadurch die Herden der Hirten, so wie ihn selbst zu schützen, eben so auch diejenigen Thiere zu erlegen hatte, welche die Früchte des Landmanns verwüsteten. Durch die Bekämpfung der schädlichen Thiere erwarb der Jäger sich mehr Verdienst, als durch die Erlegung des eßbaren Wildes, denn Fleisch lieferten allenfalls die Herden der Hirten, darum finden wir auch mehr die Thaten angeführt, welche den Raubthieren Schranken setzten, als die, welche das Wild nach unsern Begriffen verminderten. Wie ganz anders war der Jäger im rohen Zustand einer Nation, wie ist der jetzige Jäger im Vergleich mit jenem. Der Mann, welcher es unternahm, die reißenden Thiere in ihren Wildnissen aufzusuchen, mit ihnen gewissermaßen den Faustkampf einzugehen, mußte nicht allein listig und verschlagen, sondern auch kräftig sein, dem die Kraft war es, welche ihn gegen das Unterliegen schützen, ihn zum Sieger über die Bestien machen konnte. Gehen wir selbst auf unsere Vorfahren zurück, welche in ihren Urwäldern, mit ihren höchst unvollkommenen Waffen, den räuberischen Wolf, den Bären und Auerochsen erlegten; den flüchtigen Hirsch, das große Elenn wußten sie zu berücken und sich ihrer zu bemeistern. Die Stämme der Indianer in Nordamerika sind jetzt vielleicht hinsichtlich der Ausbildung ihrer Sinne und Wahrnehmungsgaben die vollendetsten Jäger. Wo kein Europäer die Spur des Wildes bemerkt, da spüren sie dem Wilde mit einer Sicherheit nach, welche nichts zu wünschen übrig läßt, sie übertreffen hierin gewiß viele unserer Hunde. Auf dem kürzesten Rasen verrathen einzelne gedrückte Grashalme ihnen die flüchtige Spur, ein beim Durchgehen des Wildes geknicktes, umgekehrtes Blatt ist hinreichend, ihnen zu zeigen, wohin das Wild sich wendete. Hiezu kommt ihr scharfes Auge, ihre Beobachtungsgabe jedes Gegenstandes, welche beide ihnen die geringste Veränderung der Farben verschiedener Körper sogleich verrathen, wodurch sie sehr oft in großer Ferne das Wild entdecken. Ihre Kunst des Beschleichens ist weit sicherer, als die des Europäers; sie bleiben, wenn es ihnen nöthig scheint, oft Viertelstunden lang in der unbequemsten Stellung, um das von ihnen nachgestellte Wild zu täuschen.

Schwieriger noch ist die Kunst der sogenannten Bekrüppers am Vorgebirge der guten Hoffnung. Der Amerikaner hat Bäume und Sträuche, welche ihn bedecken, dieser die freie, strauch- und baumlose Ebene, auf welcher er sich seiner aufgefundenen Beute nähert. Auf dem Bauche liegend, das Gewehr vor sich hinschiebend, den Kopf nur so weit in die Höhe gerichtet, als nöthig ist, den Gegenstand seiner Wünsche zu sehen, kriecht er, einer Schlange gleich, auf dem Bauche. Bei der geringsten Bewegung des Wildes bleibt er ohne alle Bewegung liegen, so daß dieses, dadurch getäuscht, ihn für etwas Lebloses hält. Hat er sich nun nahe genug herangebracht, dann erst gebraucht er sein Gewehr zum Schuß. Daß diese Jagd sehr mühsam sein muß, ist leicht zu denken, da bei den ungeheuern Ebenen dieses Heranschleichen oft in der Entfernung von mehren tausend Schritten erfolgen und stets mit der größten Aufmerksamkeit und Sorgfalt vollzogen werden muß.

Im Mittelalter bediente man sich bis zur Erfindung des Schießpulvers der Armbrüste, welche einen vervollkommneten Bogen darstellen. Mit welcher Sicherheit man selbige zu gebrauchen wußte, davon ist die Tell'sche That ein redender Beweis. Doch gute Schützen hat es immer gegeben, so lange man sich der

---

*) Ueber Jagd und Fang verschiedener Thiere s. m. die Jahrg. 1837, S. 138, — 1836, S. 231, — 1834, S. 213, — 1833, S. 67, — 1832, S. 232, — 1828, S. 128.

Geschosse, von welcher Art und Einrichtung selbige auch sein mochten, bediente. Der Grieche, dessen Pfeil für des Macedoniers Philipp Auge bestimmt war, wußte gewiß seinen Bogen zu handhaben. Ja, man erzählt sogar, daß ein alter Bataver einst bei einer Uebung einen Pfeil vom Bogen schnellte, den zweiten auflegte und damit den ersten noch fliegenden traf. Mehre asiatische Völker, welche sich jetzt noch des Bogens bedienen, fehlen die größern Vögel im Fluge nicht. Seitdem das Schießpulver zur Jagd verwendet wird, ist eine neue Epoche für den Jäger eingetreten, es kommt nicht mehr auf die Kraft, sondern nur auf die Geschicklichkeit an, sein Gewehr zu führen; hat er diese, so ist er so ziemlich seiner Beute gewiß, denn keines der frühern Geschosse war so fernhin tödtend als unsere Büchsen und Karabiner. Es gehören aber zu einem vollkommenen Jäger immer noch die frühern Eigenschaften, ein gesunder Körper, gutes Auge und Ohr und zu manchen Zeiten viel Geduld und Ausdauer, sowohl in der Erwartung als Verfolgung des Wildes. Wenn der Jäger früher in seinem Geschäfte vollkommener ausgebildet war, als jetzt, so ist dieß nicht zu bewundern, denn er hatte weit mehr Gelegenheit, zur Vollkommenheit zu gelangen, indem es viel mehr zu jagen gab. Man hat überhaupt seit längerer Zeit eine allgemeine Abnahme aller Arten von Federwild bemerkt, und es ist dieß auch kein Wunder, wenn man nur der Sache auf den Grund geht. In Gegenden, wo vor 50 bis 60 und 80 Jahren die schönsten Enten- und Schnepfenjagden (Becassinen) waren, wo oft in einem Tage, durch einige Jäger mit guten Hunden, hundert junge Enten erlegt wurden, wird jetzt der schönste Weizen erzielt. Man gibt im Allgemeinen als Grund dieser Erscheinung Abgrabungen und Trockenlegung der Brüche an, und auch die mehr trockenen Jahre überhaupt. Dann aber ist es bekannt, daß diese Schnepfen in Schweden, Norwegen und Rußland vorzüglich nisten; früher achtete man dieselben dort nicht, jetzt aber hat man sie als ein schmackhaftes Wild kennen gelernt und trachtet ihnen nach. Gleiche Bewandtniß hat es mit den Waldschnepfen und Krammetsvögeln, überhaupt den Drosselarten.

Schon sehr früh ist der Hund der treue Gefährte des Jägers gewesen, sein Gebrauch verliert sich in die Zeiten der mündlichen Sagen. Schon die von allen Jägern verehrte Diana hat zu ihrer Begleitung zwei Hunde, welche ihr Pan, der Arkadier, schenkte, als sie sein Gebiet betrat. Beweis genug, daß schon die ältesten Griechen sich derselben zur Jagd bedienten. Im deutschen Mittelalter, wo der Fürst und der Adel sich zu ihrem Vergnügen vorzugsweise mit der Jagd beschäftigten, wo der Rüde vom Burgherrn unzertrennlich war, hatte man dieselben mehr zum Fangen des Wildes. Es ist dieß aber sehr leicht begreiflich, ihre Geschosse waren nicht so rasch als die unsrigen, die Wälder dicker, daher unwegsamer, sie mußten daher die Jagd auf eine andere Art ausüben als wir.

Die Lebensart des eigentlichen Jägers, nicht Dilettanten, gehört zu den angenehmsten, aber auch zu den anstrengendsten Beschäftigungen. Sein steter Aufenthalt in der freien Natur, im Holze, diesem herrlichen Laubdache, welches die Lebensluft aushaucht, stärkt und stählt Glieder und Nerven, welches nothwendig ist, um bei gutem fröhlichem Muthe die Anstrengungen zu ertragen, welche mit der Ausübung seines Berufes verbunden sind. Die stete Bewegung und Beschäftigung erhält ihn munter und gesund, schützt ihn vor Langeweile, so wie der immerwährende Aufenthalt in der atmosphärischen Luft ihn unempfindlich gegen deren Abwechslungen macht und sehr viel zur Erhaltung seiner Gesundheit beiträgt. Daher findet man auch viele alte Jäger, welche noch kräftige Menschen sind; noch mehre würden auf diese Vorzüge Ansprüche machen können, wenn sie in den jüngern Jahren, verleitet durch das Beispiel ihrer ältern Kameraden, nicht glaubten, daß sie zur Stärkung ihrer Kräfte Branntwein trinken müßten. Die meisten Jäger glauben, ohne diesen schädlichen Trank den Anstrengungen der Jagd nicht widerstehen, die Abwechslungen von Hitze, Kälte und Nässe nicht ertragen zu können. Dieß ist ein thörichter Wahn, erzeugt durch das Vorurtheil, daß der Branntwein, so wie überhaupt alle geistigen Getränke, den Körper stärkten, da sie doch gerade das Gegentheil bewirken. Sie regen für eine kurze Zeit sowohl die physischen als geistigen Kräfte auf, erschlaffen aber nachher, wenn der Spiritus verraucht ist, desto mehr. Daher entsteht denn ein Zittern der Glieder in spätern oder jüngern Jahren schon, welches jeden Tag so lange anhält, bis der Körper wieder durch den Geist des Branntweins gestärkt ist. Gewiß, mancher unserer Leser wird ein Original kennen, welches zu diesem Gemälde gesessen zu haben scheint. — Nach allen gemachten Betrachtungen kannten die Völker der neuen Welt, wohin wir hier nicht allein Amerika, sondern auch Südindien rechnen wollen, den Branntwein eben so wenig, als überhaupt berauschende Getränke. Die Indianer in Nordamerika lernten dieses Getränk durch die Europäer kennen; da es ihnen einen erhöhten Lebensreiz zu geben schien, so gewöhnten sie sich an dasselbe sehr bald und es wurde eines ihrer größten Bedürfnisse. Seitdem aber werden dieselben weit mehr durch Krankheiten heimgesucht, ihre Kräfte haben abgenommen, und ihre Lebensdauer ist dadurch verkürzt, woraus denn wohl mit Gewißheit geschlossen werden kann, daß der Branntwein und überhaupt die geistigen Getränke, nicht zur Verlängerung des Lebens beitragen, auch eben so wenig geeignet sind,

den Körper zu stärken; Gründe genug, diesen Geträn- ken zu entsagen.

2. Die Löwenjagd in Afrika.

In der Provinz Oran wird, seitdem die Franzosen von ihr Besitz genommen, eifriger als je die Löwenjagd getrieben. Der Löwe meidet nach Möglichkeit jeden Kampf mit dem Menschen, er verbirgt sich in den dichtesten Gebüschen; sobald er sich aber von den Jägern entdeckt und verfolgt sieht, sucht er einen freien, zum Kampfe vortheilhaften Plaz aus und erwartet sie festen Fußes, in ruhiger Haltung. Die Jäger nähern sich demselben mit Vorsicht; auf Flintenschußweite gekommen, wenden sie die Pferde in einer jener des Thieres entgegengesetzten Richtung, kehren sich auf ihrem Sattel um, zielen und schießen; kaum ist aber der Schuß abgefeuert, so jagen sie mit Blitzesschnelle davon, denn so ruhig der Löwe auf sich zielen ließ, so wüthend stürzt er darnach auf seinen Angreifer, und nur die Schnelligkeit des Pferdes kann den Jäger retten. Wenn jedoch der Löwe auf seinem Wege einem zu Fuß gehenden Menschen begegnet, so entwickelt er dabei seinen ganzen Verstand und seinen Scharfsinn. Er nähert sich dem Reisenden, ohne ihn anzurühren, und betrachtet ihn aufmerksam, als wollte er sich von seiner Unerschrockenheit überzeugen; er unterzieht auch wirklich den Muth des Wanderers den schwierigsten Proben. Er beriecht letzteren von allen Seiten, geht bald an, bald neben ihm einher, und bisweilen legt er sich in einiger Entfernung quer über den Weg, um zu sehen, ob ihm der Reisende ausweichen werde. Dann kehrt er wieder in die Nähe desselben und stößt sanft an ihn an; er blickt ihm sofort ins Gesicht, unter fröhlichen Sprüngen, und leckt ihm sogar die Wangen. Wenn aber während dieser furchtbaren Proben der Reisende ein gewisses Zittern verräth, gegen einen Stein stolpert, oder im Mindesten wankt, versetzt ihm der Löwe einen heftigen Schlag auf die Schulter und wirft ihn auf den Boden. Er tritt dann um einige Schritte von dem Plaze zurück, auf welchem der arme Wanderer umfiel, und fährt fort, ihn aufmerksam zu betrachten. Sieht er nun, daß er vom Schrecken so ergriffen ist, daß er keine Bewegung machen kann, so stürzt sich das Thier auf ihn und zerreißt ihn. Hat dagegen der Mensch alle diese fürchterlichen Vertraulichkeiten herzhaft aufgenommen, und sich zeitweise in ein kosendes Spiel eingelassen, so begleitet ihn derselbe unter muntern Sätzen so lange, bis er entweder vom Weg ermattet, oder von der Einförmigkeit des Spielens gelangweilt, rasch dem Menschen den Rücken zukehrt und sich in den Gesträuchen verliert.

Die Mauren begnügen sich nicht damit, den Löwen zu jagen, sondern sie unterhalten sich auch manchmal damit, die jungen Löwen zu entwenden; ein Unternehmen, welches eben so viel Geschicklichkeit als Unerschrockenheit fordert. So rühmte sich Einer, daß ihm diese Art von Unternehmen mehrmals gelungen wäre. Indem wir das wieder erzählen, was er gesagt hat, erklären wir im Voraus, daß wir dabei nicht Augenzeuge gewesen, und es uns eben nicht überraschen wird, wenn einige unserer Leser seine Erzählung für eine Fabel halten. Es geht bei der Jagd wie in der Literatur:

»Sehr unwahrscheinlich ist sehr oft das Wahre.«

Kurz, da ist im Auszuge, was er erzählte: Es ist nicht schwer, die Orte zu erkennen, wo die Löwen ihre Jungen niederlegen, denn es geschieht immer in den Höhlen der rauhesten Felsen, oder in Dornendickichten. Die zahlreichen Fährten ihrer Branken, die, immer nach derselben Richtung hingehend, gar bald einen Fußsteig bilden, können keinen Zweifel über den Weg übrig lassen. Andere Zeichen der Nähe einer Löwenresidenz sind noch die Ueberreste der Jagd, Spuren vergossenen Schweißes auf dem Wege von einer erwürgten Gazelle, Flocken Wolle, welche ein armes Schäfchen, halbtodt in das Raubnest seines Henkers geschleppt, an den Dornen hängen ließ; allein diese letzten Zeichen verdienen kein besonderes Zutrauen, denn sie können ganz eben so gut die Nachbarschaft eines Tigers, eines Leoparden oder eines Panthers anzeigen, obgleich es selten geschieht, daß sich ein geübtes Auge darin täuscht. Jeder geschickte Jäger weiß überdieß, daß die Eltern der jungen Löwen niemals zugleich ihre Nachkommenschaft verlassen, sondern daß immer einer von beiden dabei wacht, wenn der andere auf Beute ausgeht. Dieses geschieht wechselweis ziemlich regelmäßig, jedoch kann man sich nur durch lange Beobachtungen, von einem Verstecke in der Umgegend aus, über die Reihenfolge der Wache versichern, wobei der Beobachter jeden Augenblick Gefahr läuft, sich entdeckt und durch einen Schlag mit der Tatze für seine zudringliche Neugier bestraft zu sehen. Ich begab mich zu Pferde so nahe als möglich dahin; ich stieg ab, und nachdem ich mein Thier in einem Dornendickicht angebunden hatte, schlich ich mit nackten Füßen bis zum Eingang der Höhle vor, indem ich mich kaum athmend zwischen den Pflanzen und Steinen hindurchwand, denn das geringste Geräusch konnte mich verrathen. Mit vorgebogenem Leibe warf ich einen begierigen, forschenden Blick in das Halbdunkel des Innern. Vier Junge! Das ist viel Glück. — Ich schickte mich an, hineinzudringen; das verdammte Thier, welches Wache hielt, erhebt sich und wendet sich nach mir hin. . . Das war Unglück! keine Mähne — es ist eine Löwin! — Fruchtlose Mühe, denn die Löwin schließt niemals die Augen, und jeder Mensch, den sie um ihre Jungen umherstreichen sähe, würde sogleich

in Stücke zerrissen werden. Was war nun zu thun? sich auf das Schnellste zurückziehen und in der Nachbarschaft warten, bis der Vater kommt, sie abzulösen; denn weniger wachsam oder einfältiger, schläft er, wenn er satt ist, einen ziemlich guten Schlaf, so daß man sich ihm nähern kann, ohne daß er erwacht. So machte ich es, und nach einigen Stunden Wartens ergriff ich zwei kleine Löwen und wickelte sie in meinen Mantel; der eine davon hatte ziemlich starke Krallen und zerriß mir die Brust, ohne daß ich zu mucksen wagte, denn ich war in der Höhle. Dann ging es in gestrecktem Galopp bis zum Lager — wo ich Zeit genug hatte, mich meines Raubes zu rühmen.

---

3. Bengalische Eberjagden.

Die in den Waldungen und Dschengeln (Gebüschen) des nördlichen Indiens hausenden Eber stehen denen in Bengalen an Größe und Muth weit nach. Der bengalische Eber ist sehr kurz angebunden und greift die Jäger, die ihn nur im Geringsten reizen, unverzüglich an. Der Hallohruf, welcher die Flucht des schmächtigen nordindischen Ebers nur noch mehr beflügeln würde, wird von dem stämmigen bengalischen Eber als eine Unbild sofort durch einen wüthenden Ansturz geahndet, und sogar durch das bloße Schwenken des Hutes oder der Mütze läßt sich dieses äußerst reizbare Thier in Harnisch und zum Angriff bringen. Der bengalischen Eberjagd muß unbestreitbar die Palme des Weidwerkes, als das Weidwerk aller Weidwerke, zuerkannt werden. Wenige, welche Gelegenheit gehabt haben, der Tiger- und Eberjagd in ihrer größten Vollkommenheit obzuliegen, werden schwanken, welcher von beiden sie den Kranz zusprechen sollen. Bei der erstern, welche herkömmlichermaßen zu Elephant und nie zu Pferde betrieben wird, fühlt sich der Jäger auf seinem hohen, gegen 10 Fuß über den Erdboden erhabenen Sitz, im Haudah, verhältnißmäßig sicher, und stößt ihm ja ein Unfall zu, so liegt die Schuld gewöhnlich an dem üblen Benehmen des Elephanten, oder an der Zaghaftigkeit des Mohauts, dessen Lage allerdings, einen wüthenden Tiger vor und einen schlechten Schützen hinter sich, nicht beneidenswerth ist. Bei der Eberjagd hingegen hängt der Weidmann lediglich von seiner eigenen Geschicklichkeit ab. Um einige Aussicht auf Auszeichnung zu haben, muß er den festen Schluß und scharfen Blick und Takt eines geübten Fuchsjägers, das Auge eines Falkenbeizers, den Arm eines Lanzenreiters, und vor Allem ein Roß besitzen, welches behende, thätig, kühn und gut dressirt ist. Die Kunst, dem tollen Rennen eines indischen Ebers durch ein Dickicht zu folgen, läßt sich nur durch große Erfahrung erlangen. Der bengalische Eber bricht auf seiner Flucht durch das dichteste Stachelgehege so leicht, als ob es ein junger Zaun wäre, setzt mit der Springkraft eines Sechszehnenders über einen 15 Fuß breiten Graben, und stößt er auf eine noch so abschüssige, halsbrechende Schlucht, so ist er in einem Nu hinein und wieder heraus, daß dem kühnsten Wildschweinsjäger Sehen und Hören dabei vergeht, vorzüglich wenn er bedenkt, was er nie außer Acht lassen darf, daß er im Nachtheil gegen den Fuchsjäger, selbst bei einer Kirchthurmjagd, eine scharfschneidige Waffe in der Hand hält, die leicht seinem Roß und bei einem Fall sogar ihm selbst gefährlich werden mag. Zu Kalkutta bestand früher ein förmlicher Eberjagd-Verein, welcher der Zelt-Klubb hieß, und allwöchentlich in den ungefähr 10 deutsche Meilen von dieser Hauptstadt gelegenen Dschengeln diesem edlen Weidwerke obzuliegen pflegte. Die beinahe gänzliche Vertilgung des Schwarzwildes in diesem Strich von Bengalen hat auch die Auflösung dieses Klubbs herbeigeführt.

---

4. Hirschjagd mit dem Tschihte (Leoparden) in Indien.

Bei meiner im Juni 1835 erfolgten Ankunft zu Bombay, erzählt ein Engländer, konnte leider, des bereits eingetretenen Südwest-Monsuns halber, an Eberjagden nicht mehr gedacht werden; der neue Statthalter von Bombay aber, Sir Robert Grant, der sich eben zu Puneh (Hauptstadt des Dekkan und vormalige Residenz des Peischwa) aufhielt, äußerte, er könne mich nicht fortlassen, ohne mir wenigstens das Schauspiel einer Jagd mit dem Tschihte zu gewähren, um mir einen Beweis von der außerordentlichen Abrichtungskunst zu geben, mittelst welcher ein so wildes Thier zur Antilopen- und Hirschjagd dressirt wird. Eine solche Jagd wurde nun am 6. und 7. Juli 1835 veranstaltet, wobei unser reisender Weidmann, wie er mit vieler Selbstgefälligkeit erzählt, einen der Lady Grant gehörigen arabischen Grauschimmel ritt, und der Gouverneur selbst Theil daran nahm. Am ersten Tage legte sich der Jagdleopard, nachdem er sich bereits ganz in der Nähe eines Rudels befand, und es nur noch eines einzigen Satzes von seiner Seite bedurfte, plötzlich nieder und ließ das Wild entrinnen. Die Ursache davon war, daß er bereits einige Stunden vorher eine Antilope verzehrt hatte. Bei einem zweiten Versuche zeigte er eben so wenig Jagdlust. Am zweiten Tage gelang es den Jägern, sich einem Rudel bis auf 200 Klaftern zu nähern, worauf das Tschihte losgebunden wurde. Als es vom Hikerrih herabsprang, schaute es mürrisch um sich, und ging, nachdem es das Rudel mit seinen wilden Blicken erspäht hatte, ruhig über das frisch gepflanzte Feld hin, bis die Herde in Bewegung gerieth; nun setzte es sich in Trab, sprang im trefflichsten Style

über ein Nellah und befand sich bald mitten unter der nach allen Seiten hin flüchtenden Herde. Es erkor sich einen stattlichen Bock (den einzigen, der sich darunter befand) zum Opfer und streckte ihn durch einen einzigen Griff mit der Tatze zu Boden. Niemand, der nicht selbst einer solchen Jagd beigewohnt hat, vermag sich eine Vorstellung von der ungestümen Hast zu machen, womit das Tschihte, wenn es einmal von der Herde erblickt worden ist, dahin saust. Die Behendigkeit und nie fehlende Sicherheit, womit es seine drei oder vier letzten Sätze vollführt, sind unglaublich, und das Merkwürdigste dabei ist, daß es die Antilope oder den Hirsch überwältigt, ohne daß auch nur ein Zeichen von Gewalt an dem unglücklichen Thiere wahrzunehmen ist. Es faßt dasselbe dicht unter der Kehle, und es ist im Nu leblos. So wie das Tschihte sich nicht selten launisch und nicht aufgelegt zur Jagd bezeugt, so zeigt es auch öfter keine Lust, seine Beute fahren zu lassen, ohne sie jedoch sonst zu berühren. Ein solcher Umstand ereignete sich auch bei einer dieser Jagden, wo das Tschihte die Hirschkuh, die es erbeutet hatte, durchaus nicht eher fahren ließ, als bis ihm sein Wärter den Ziemer eines vorher von ihm erlegten Wildes gab, und selbst dann noch nicht ohne große Schwierigkeit zur Aufgebung seiner Beute vermocht werden konnte.

5. Bärenjagd in den Kalksteinhöhlen im Staate Missouri.

Zu den im nördlichen Amerika üblichen Jagden gehört auch die des Bären während seines Winterschlafes in den Kalksteinhöhlen im nordamerikanischen Staate Missouri. Schon das Hinaufsteigen bis in die Mündung solcher gewöhnlich äußerst engen Höhlen bedarf vieler Vorsicht. Der Bär schläft übrigens so fest, daß man selbst mit einem Lichte versehen sich dicht bis an seinen Kessel schleichen kann; auch vernimmt der geübte Jäger sehr leicht das tiefe Athemholen und den starken Herzschlag desselben. Weniger als vier bis fünf Schützen schleichen sich selten in eine solche von einem Bären zum Winterschlaf gewählte Höhle; auch ist es selten, daß sich mehr als ein Thier darin aufhält, weil die Bären zwar im Herbst gesellschaftlich zusammenwohnen, im Winter aber stets sich zu trennen pflegen. Sind die Jäger bis dicht an das Lager gekommen, so hebt einer die Fackel in die Höhe und die übrigen geben Feuer, wodurch in dem engen, eingeschlossenen Raum die Fackel nothwendig auslöscht. Es versteht sich von selbst, mit welcher Vorsicht die Schützen ihr Ziel fassen müssen, indem der Bär, wenn er nur verwundet wird, ihnen leicht gefährlich werden kann. Auch nur ganz vollkommen geübte Jäger treiben diese Jagd, die in solchen Felsengegenden, wo der Bär noch häufig vorhanden, sehr ergiebig ausfällt.

6. Jagd der Kängurus.

Außer den Kängurus trifft man in Vandiemensland kein vierfüßiges Thier an; diese sind aber sehr zahlreich, und ihre Jagd gewährt in den Morgen- und Abendstunden, wo sie in Gesellschaft weilen, manche Unterhaltung. Selten gelingt es, sie mit der Flinte zu erreichen; sie werden meistens von eigends dazu abgerichteten Hunden erlegt, die ihnen durch Gebüsch, über Moor und Heide folgen. Von einer Anhöhe aus gewährt diese Jagd einen interessanten Anblick; zuweilen verschwindet das Wild plötzlich in ein Gebüsch, und wenn es nur **einen** Verfolger hat, entkommt es glücklich, sind jedoch deren mehre, so umstellen diese den Ort, und das geängstigte Thier sucht nun wieder das Weite. Man hat geglaubt, der starke Schwanz des Känguru diene ihm dazu, sich beim Laufen, was eigentlich ein fortwährendes Springen ist, damit fortzuschnellen; doch dem ist nicht so; der Schwanz ist beim Laufe horizontal ausgestreckt, und nicht selten ergreifen die Hunde das Thier bei diesem Theile, meist aber am Schenkel, wodurch es sogleich zu Boden stürzt; hier entsteht oft ein sehr hartnäckiger Kampf, indem das Känguru mit den Hinterklauen seinen Gegner umklammert, ihm mit den scharfen Krallen gewaltig zusetzt und nicht selten die Maulwinkel ihm weit aufschlitzt. Die Hunde bleiben jedoch stets Sieger; sie geben bei der Rückkehr bald zu erkennen, ob sie Beute erlegt haben, denn meist geschieht dieß in weiter Entfernung von dem Orte, wo sie das Wild aufgejagt, und geleiten dann den Jäger nach der Stelle.

Der brauchbarste Theil des Thieres ist das Fell, das gegerbt ein sehr sanftes Schuhleder gibt. Das Fleisch ist zwar genießbar, aber durchaus nicht schmackhaft; es enthält keine Spur von Fett und wird selbst nach mehrtägigem Hängen nicht mürber. Der Schwanz ist sehr wohlschmeckend; er enthält eine Menge Sehnen, die beim Einkochen sich in eine gallertartige Substanz verwandeln; solche Suppen sind eine wahre Delikatesse. Das Känguru in Vandiemensland ist weit kleiner, als das von Neuholland; es wiegt selten über 40 Pfd.

(Schayer über Vandiemensland.)

7. Die Seehundsjäger in Vandiemensland.

Die Seehundsjäger sind meist Leute von der rohesten Art, oft desperate Menschen, die, an eine unabhängige Lebensweise gewöhnt, in ihrem Berufe unsäglichen Widerwärtigkeiten und Gefahren bloßgestellt, schwer im Zaume zu halten sind, wenn sie ans Land kommen und einen guten Tag leben wollen. Der Seehundsfang ist ein nicht ganz unbedeutender Zweig der Spekulation, da die Felle in England gut bezahlt werden und selbst hier 8 bis 10 fl. C. M. das Stück gelten. Die Beschäftigung ist jedoch äußerst beschwerlich. Die beste Gelegenheit, diese Thiere zu tödten, gewährt die Zeit, wenn sie Junge werfen, zu welchem Zwecke sie

scharenweise auf Klippen sich niederlassen. Hier werden sie nun von den Jägern mit starken Keulen niedergemacht, die sie sehr geschickt zu gebrauchen wissen und das Thier auf den ersten Schlag tödten. Eine solche Metzelei dauert oft mehre Stunden, da die Thiere bei ihren Jungen aushalten, und nicht eher an Flucht denken, als bis es zu spät ist. Die Beute wird dann vom Plaze geräumt, die Felle vom Fleische gelöst und eingesalzen, in welchem Zustande sie sich lange halten. Die von den Seehunden am stärksten besuchten Punkte sind nackte Klippen, auf denen weder Trinkwasser noch Brennholz zu finden ist, und hier müssen denn die Jäger wochenlang ausdauern. Sie leben gewöhnlich unter einem Leinwandzelte und gebrauchen das Fleisch der Seehunde als Brennmaterial; bei heftigen Winden aber können sie gar kein Feuer erhalten, und nicht selten brechen die Wellen über ihre Wohnung. Oft gehen ihnen die Lebensmittel aus, bevor ihnen frische Vorräthe zugeführt werden können, da bei stürmischem Wetter selbst kleinere Boote sich ihrem Aufenthalt nicht zu nähern wagen. Sie haben dann mit Hunger und Durst zu kämpfen und versuchen die gewagtesten Mittel, die Küste zu erreichen.

(Schayer über Vandiemensland.)

8. Der Jäger im Leibe eines Bären.

»Eines Tages wäre ich,« erzählt ein englischer Kapitän, »bei lebendigem Leibe fast von Füchsen aufgefressen worden, und das in höchst sonderbarer Weise. Damals war ich Steuermann auf einem Grönlandsfahrer; drei Monate hatten wir schon auf dem Fischerei-Revier zugebracht und bereits 12 Fische am Bord. Weil wir fanden, daß die Sache gut ging, machten wir unsere Eisanker auf einem großen Eisberge fest, schwammen mit diesem auf und nieder, und fingen Fische, wenn uns welche in den Wurf kamen. Eines Morgens, als wir eben mit dem Aufschneiden eines Fanges fertig geworden waren, rief der Späher oben vom Mastkorbe herab, daß eine große Polarbärin mit ihrem Jungen zum Eisberge herüber schwimme, gegen dessen Seite, etwa eine halbe Meile von uns entfernt, das Gerippe eines Wallfisches von den Wellen angestoßen wurde. Weil wir nichts zu thun hatten, brachen sogleich sieben von uns auf, um Jagd zu machen; wir hatten uns früher schon vorgenommen, die Füchse zu verfolgen, die sich ebenfalls zu hunderten auf dem Eisberge gesammelt hatten, um vom todten Wallfische zu zehren. Es war völlige Windstille; bald trafen wir die Bärin, die anfangs entfliehen wollte; weil aber ihr Junges nicht so schnell über das Eis fortkommen konnte, als die Alte, wandte diese um und hielt Stand. Wir erschoßen ihr Junges, um sich ihrer zu versichern, und das gelang uns dermaßen, daß sie uns nicht verlassen wollte, bis entweder sie selber oder wir im Kampfe umgekommen wären. Nie werde ich ihr klagendes Gebrumme über dem Jungen vergessen, als dieses bluttriefend auf dem Eise lag und wir Kugel nach Kugel in die Mutter schoßen. Zuletzt wandte die sich herum, brüllte und heulte furchtbar und flog mit feuersprühenden Augen auf uns ein. Wir empfingen sie dicht geschlossen, unsere Picken auf ihre Brust gerichtet; die Bärin war aber so groß und stark, daß sie uns sämmtlich zurücktrieb, und zwei von uns fielen dabei nieder; glücklicherweise hielten die Uebrigen Stand, und weil sie nun aufrecht stand, jagten wir ihr drei Kugeln in die Brust, welche sie niederwarfen. In meinem Leben habe ich kein so großes Thier gesehen; ich möchte es nicht größer angeben, als es wirklich war, doch das kann ich behaupten, daß mancher fette Ochs auf Smithfield-Markt nicht zwei Drittheil vom Gewichte dieser Bärin enthalten möchte. Wir hatten einige Mühe, sie vollends zu tödten, und während wir noch damit beschäftigt waren, sprangen Windstöße von Norden auf und es fiel dichter Schnee. Die Matrosen stimmten dafür, sogleich zum Schiffe zurückzukehren, was auch gewiß das klügste Beginnen für uns Alle gewesen wäre; ich aber glaubte, der Schneesturm würde in kurzer Zeit überwehen, und weil ich ein so schönes Fell ungern verlieren wollte, beschloß ich, das Thier abzuhäuten, denn das wußte ich, verließen wir es nur auf ein paar Stunden, so würden die Füchse, die zum todten Wallfisch nicht gelangen konnten, weil der immer noch auf den Wellen trieb, alsbald die Bärin und ihr Junges aufzehren, und dann waren diese Felle gar nichts werth. Die andern kehrten zum Schiffe zurück; der Sturm trieb den Schnee in so dichten Massen nieder, daß sie ihren Weg verfehlten und das Fahrzeug nie gefunden haben würden, hätte man nicht fortwährend die Glocke darauf gezogen, um ihnen dadurch die Richtung zu erkennen zu geben. Was mich betrifft, so ward ich bald inne, daß ich einen Narrenstreich begangen; der Sturm wehte nicht über, sondern wurde immer heftiger und die Schneeflocken dicker; bevor ich den vierten Theil des Felles gelöst haben mochte, fühlte ich mich vor Kälte erstarrt, konnte nicht zum Schiffe zurück und hatte die Aussicht, todt zu frieren, bevor der Sturm aufhörte. Indeß erkannte ich bald, worin meine einzige Rettung bestehen möchte; ich hatte das Bauchfell der Bärin abgezogen, sie jedoch nicht aufgeschnitten, dieß that ich jetzt, zog ihre Eingeweide heraus und suchte dann in ihren Leib zu kriechen, in welchem ich liegen konnte, und nachdem ich die Oeffnung wieder zugemacht hatte, befand ich mich hier ganz warm und behaglich, weil die thierische Wärme noch nicht erkaltet war.

Durch diesen Umstand rettete ich ganz unbezweifelt mein Leben, und ich habe gehört, daß die französischen

Soldaten auf ihrem unglücklichen Feldzuge in Rußland das Nämliche thaten, indem sie ihre Pferde tödteten, um sich im Innern derselben gegen das furchtbare Unwetter zu schützen. Kaum mochte ich eine halbe Stunde so gelegen haben, als ich aus gewissem Reißen und Zerren an meinem neu erfundenen Orkanhause erkannte, daß die Füchse in Arbeit seien, und das war nur zu wahr. Hunderte von ihnen mußten versammelt sein, denn in allen Richtungen ward geschmauset, und einige von ihnen schoben ihre scharfen Nasen in die Oeffnung, durch welche ich eingekrochen war; es gelang jedoch, mein Messer zu ziehen und ihnen die Nasen abzuschneiden, sobald mich einer berührte, denn sonst würden sie mich in ganz kurzer Zeit aufgefressen haben. Sie waren in so großer Anzahl und so heißhungrig, daß sie bald durch der Bärin dickes Fell drangen und das Fleisch abzureißen begannen. Meine Furcht, von ihnen aufgezehrt zu werden, war im Grunde nicht sehr stark, vielmehr meinte ich, daß wenn ich nur aufspränge und mich zeigte, sie alle entfliehen würden. — Gleichwohl ist das gar nicht zu behaupten; einige Hundert ausgehungerte Teufel fassen Muth, wenn sie sich zusammen wissen; meine Bestürzung war damals hauptsächlich die, daß sie mein Obdach gegen das Unwetter verschlängen und daß ich also vor Kälte umkommen müßte; außerdem besorgte ich auch noch, daß mir hin und wieder Stücke ausgebissen werden könnten, was mich nothwendig zwingen mußte, meinen Schutzwinkel zu verlassen. Endlich brach Tageslicht durch den obern Theil des todten Körpers herein, und mich schützten nur noch des Thieres Rippen, zwischen denen die Füchse zuweilen ihre Schnauzen durchschoben und an meinem seehundsledernen Koller zupften. Eben fiel mir ein, ich wollte laut aufschreien, um sie zu verjagen, als ich den Schall von 10 bis 12 abgefeuerten Musketen vernahm; einige der Kugeln drangen auch in den todten Körper, trafen mich aber glücklicherweise nicht. Augenblicklich rief ich mein Hallo! so laut ich nur konnte, und so wie die Leute mich hörten, unterließen sie ihr Feuern. Sie hatten auf die Füchse geschossen, denn daß ich im Bären stecke, hätten sie sich nicht träumen lassen. Mein Bruder, ebenfalls Steuermann auf dem nämlichen Schiffe, der den ersten Zug nicht mitgemacht hatte, wollte sich diesem anschließen, der in der Absicht ausging, mich zu suchen, wiewohl wenig Hoffnung vorhanden zu sein schien, mich lebendig aufzufinden. Sobald der mich gewahrte, umklammerte er mich mit seinen Armen, — so voller Blut ich auch war.«

---

9. Die Straußenjagd in Afrika.

Straußhetzen gehören zu den Lieblingsvergnügungen edler Araber, und gewähren, von fern mit angesehen, das interessanteste Schauspiel. Selbst in weitester Ausdehnung verschwindet der jagende Zug selten völlig aus dem Gesichtskreis oder kehrt doch bald in diesen wieder zurück. Aber nicht immer ist es das Vergnügen allein; soll es vielmehr auch ein habsüchtiges Vielerlegen gelten, dann versieht sich der ausziehende Arabertrupp wohl auf 8 Tage lang mit Lebensmitteln, womit nachziehende Kamehle beladen werden. Nach allen Richtungen hin wird die starre Wüste durchreist und Halt gemacht, sobald ein Straußtrupp sich zeigt. Dieser wird nun in tiefer Stille umkreiset, bis die Steige ausgespürt werden, auf welchen die Strauße gegen Abend zu den Tränk- oder Weideplätzen ziehen. Da lagern sich die Jäger im Hinterhalt und feuern im gleichen Moment ihre Röhre auf die sorglos hinschreitenden Vögel ab. Einige stürzen auf der Stelle und die verwundeten werden verfolgt. In den Monaten der größten Hitze (Jänner bis Ende März) läßt der Strauß sich bald ermüden. Durst und Sonnenbrand entkräften in dieser Zeit schon von selbst jedes Geschöpf. Aber die Straußjäger tränken, bevor sie zur Hetze anreiten, erst ihre Pferde, und der schmachtende Vogel erliegt bald. Niemals zwar wird auch das schnellste Pferd den langbeinigen Vogel im Laufe überholen, aber früher als jenes ermüdet dieser und sucht dann selbst das Gebüsch zu erreichen, worin er, eingeschlüpft, sich für gesichert hält. Der Araber reitet nicht hinein, er sitzt vielmehr ab, koppelt sein Roß und spürt nun behutsam den verdeckten Vogel auf, der fast immer in diesem Fall dem Blei seines langen Rohes erliegt. Findet er ihn nicht sonderlich schön befiedert, aber vielleicht um so fetter, so hängt er ihn zum Heimschleppen mit den Füßen am Sattel auf, denn es herrscht der Glaube, daß, so fortgeschleift, im Fette ganz besondere Heilkräfte sich entwickeln.

In völlig kahler Wüste richtet ein einzelner Araber, wie gut er auch beritten ist, mit dem Strauß nichts aus. Selbst den flüchtigsten Nachstellungen ganzer Beduinenhorden würde der gehetzte Vogel entgehen, liefe er immer geradehin auf der ebenen Fläche fort. Wie aber das Wild überhaupt nicht gern allzuweit vom heimatlichen Boden auf der Flucht sich entfernt, so sucht auch der Strauß auf gewohnter Gegend zu bleiben; die Verfolgenden hingegen, gleich den Windhunden coupirend, beeilen sich, will der Strauß eine Bogenschwenkung machen, ihm zuvorzukommen. Gelingt es nicht bis Abend, den Vogel abzumatten, so rasten sie über Nacht und stärken die Rosse mit Trank und Fütterung, worauf sie sich durch Nachzügler vorgesehen haben. So, mit erfrischten Kräften, suchen sie am

frühesten Morgen den Flüchtling wieder auf, bis er, mehr noch von Hunger und Durst, als durchs Hetzen abgequält, endlich den Kopf unter den Flügel steckt und stumpfsinnig sich stellt. Nun läßt er sich geduldig niederschlagen. Zum schnellern Fortkommen bedient sich der Strauß der Flügel nicht, wohl aber spannt er sie flüchtend, daß der Wind sich darin fange, als Segel, besonders jedoch zu Schwenkungen. Will er nach rechts sich wenden, so druckt er den linken und nach links den rechten Flügel an. Eine Fabel ist es übrigens, wie die Naturkunde deren noch gar viele hat, daß er auf der Flucht mit den Zehen Steine aufraffe und hinter sich seinen Verfolgern entgegenschleudert. Wohl mag im scharfen Lauf vom Gerölle der Wüste mancher Stein hinten wegfliegen, aber an ein absichtliches Werfen ist nicht zu denken. Die Kaffern und Hottentotten lieben es, in großen Scharen Straußjagden, nach Art der Kesseltreiben, anzustellen. Haben sie einen Straußtrupp gehörig eingekreiset, so rücken sie, den Ring immer mehr und mehr verengend, darauf an. Setzen die Vögel sich endlich zum Durchbrechen in Flucht, so suchen die Wilden mit Keulen, Pfeilen, Hassagaien und Kugeln die Flüchtenden zu erlegen. Wehe aber dem, der vom flüchtenden Strauß einen Fuß- oder Flügelschlag erhält! Noch von Glück hat der Geschlagene zu sagen, geht es mit bloßem Arm-, Bein- oder Rippenbruch ab. Die Buschmänner verstehen es, selbst in ganz freier Ebene, den Strauß überlistend zu beschleichen. Mit einer Straußhaut bedeckt, ahmen sie geschickt die Manieren und besonders die Kopf- und Halsbewegungen des Vogels nach, bis sie nahe genug gekommen sind, mit Erfolg den vergifteten Pfeil vom Bogen abzuschnellen, den sie unter einem Flügel versteckt mit sich führen. Jeder erlegte Strauß wird entweder abgerupft, oder zum Verkauf der vollständigen Haut abgebalgt. Das Gebinde abgerupfter Federn hat einen Preis von 6 bis 12 Thalern, eine vollständige Haut aber wird, namentlich in Kairo, bis 50 Thaler hoch, in der Gegend des alten Cyrene hingegen nur bis 40 Thaler hoch bezahlt. Ein Jude ist dort allein zum Ankauf und weitern Verkauf privilegirt, wofür er dem machthabenden Pascha zwar ein starkes Pachtgeld entrichten muß, aber auch mit raffinirten Kniffen sich zehnfach schadlos zu halten weiß. Auf zwangfreien Handelsplätzen wird eine rohe gute Schwungfeder mit 1/3 bis zu einem ganzen Thaler und das ganze Pfund durchschnittlich mit 15 Thalern bezahlt.

---

10. Vogelfang auf den Faröer-Inseln.

In ungeheurer Menge nisten und brüten auf diesen im Nordwesten von Schottland gelegenen und zu Dänemark gehörigen Inseln, an bestimmten Orten, welche die Eingebornen Vogelberge nennen, nicht allein Eidergänse, Meven, wilde Gänse und Enten, sondern auch Alken, Lunde, Lomvien u. a. m. Man hat sehr von einander abweichende Hypothesen (Meinungen) aufgestellt, warum die Vögel gerade diese und jene Felsen zum Brutplaze wählen, da an andern Orten eine eben so gute Gelegenheit dazu vorhanden ist. Boje hält dafür, daß Nahrung, die dort vorzüglich häufig zu finden ist, der Grund sei; Faber, daß Heimats- und Gesellschaftstrieb sie bestimme. Der letztern Meinung trete ich bei, glaube aber als Hauptursache die Lage der Vogelberge selbst mit anführen zu müssen. Auf Faröe befinden sich wenigstens 25 Vogelberge, welche sämmtlich nach Westen und Nordwesten liegen. Nicht einen einzigen habe ich nach Osten zu bemerkt, obgleich eben so gute Pläze zum Brüten dort zu finden sind. Diese Erscheinung hängt meiner Ansicht nach damit zusammen, daß fast alle Seevögel gern gegen den Wind fliegen, besonders auffliegen. Westwinde sind die gewöhnlichsten auf Faröe, daher erheben sie sich gegen den Wind und suchen die See; überfällt sie aber ein Sturm, so sind sie nicht in Gefahr, verschlagen zu werden, sondern suchen mit dem Winde den Brutplaz zu erreichen.

In der Regel befindet dieser sich auch an Stellen, wo in den Felsen Buchten oder vielmehr Wölbungen vorhanden sind, so daß der Wind nur dann sie fassen kann, wenn er gerade von vorn hereinsteht, wogegen Seitenwinde durch die Wölbung gebrochen werden. Wie sehr die Seevögel bei der Wahl ihrer Brutpläze auf Schutz vor dem Winde sehen, davon gibt der Vogelberg bei Westmannhavn, auf der westlichen Seite von Stromöe, den klarsten Beweis. Vor einer senkrechten Felswand der Insel steht eine zweite, von der ersten durch einen engen Kanal ganz isolirte schmale. Hier sind die Vögel von allen Winden geschützt, weßhalb auch dieser Berg der besuchteste ist. Die Ordnung ist diese: den obersten Plaz nehmen die Lunde und larus marinus (Mantelmeve) ein, dann kommt auf einem Absatze, wo Gras wächst, larus argentatus; nun die große Kolonie der Alken und Lomvien, ziemlich weit nach unten die der Riddas, larus tridactilus (Wintermeve); ganz unten auf den Felsen, die von der See bespült werden, sitzen die Skavven, Teisten und die jungen, nicht brutfähigen Alken und Lummen. Bis jetzt ist es noch immer zweifelhaft gewesen, wo sich die jungen Vögel dieser Arten aufhalten; die meisten vermutheten, sie wären in großen Scharen auf der See zu finden. Das Letztere ist auch sehr häufig der Fall, doch selten in weiterer Entfernung vom Lande, als einige Meilen; gewöhnlich aber sitzen sie unter den Brutpläzen und sind für alte Vögel gehalten worden, weil man nicht wußte, daß sie nach dem ersten Winter das Kleid der Alten anlegen. Der Papageitaucher, mormon fratercula, auf Faröisch Lund, ist der hier am weitesten verbreitete Vogel. Er nistet auf allen

Inseln, isolirt und in großen Gesellschaften, in den Vogelbergen und weit entfernt von ihnen. Wo nicht zu harte Dammerde gefunden wird, wo die Felsen so verwittert sind, daß er mit seinen scharfen Klauen sein Loch graben kann, wo die Natur tiefe Höhlungen gebildet hat, da kann man hier sicher darauf rechnen, den Lund zu finden, aber nur hart an der See, niemals mitten im Lande. Sein Nest ist gern nahe unter der Oberfläche des Rasens zu finden, so daß ich mehremale gesehen habe, daß die Färinger von oben hineingruben, wenn seine Höhle zu tief war, als daß sie den Vogel mit der Hand erreichen konnten. Ist dieß geschehen, so muß die Oeffnung sorgfältig wieder verschlossen werden, weil sonst kein Lund, der den Zugwind durchaus nicht vertragen kann, wieder sein Nest hier machen würde. Dieses besteht nur aus einer runden Höhlung, daß mehre Vögel sich darin umdrehen können; das eine weiße, lichtgrau gesprenkelte Ei liegt auf dem platten Boden. Beide Geschlechter brüten, doch findet man nicht leicht zwei Alte in einer Höhle. Während der eine brütet, sucht der andere Nahrung dicht unter den Felsen. Des Abends kommen sie sämmtlich gern an das Tageslicht und sonnen sich, wobei sie eine Stimme hören lassen, wie die eines gähnenden Menschen aa haah, sonst stoßen sie ein dem des Alken ähnliches orr aus. In großen Scharen sitzen sie dann auf den Felsblöcken in nicht sehr aufrechter Stellung, sobald sie aber sich bewegen, wobei der Kopf oft sehr komische Drehungen vornimmt, oder auf etwas Ungewöhnliches aufmerksam werden, richten sie sich auf und stehen auf dem Fuße. Der einzelne Vogel ist sehr scheu und schwer zu erlegen, weil er beständig taucht; ist aber eine Gesellschaft von mehrern beisammen, so geht es ihnen, wie den Menschen, einer verläßt sich auf den andern und ist sehr dreist, oft dummdreist. Es sieht höchst komisch aus, wenn man auf eine Schar Lunde zufährt und dazwischen schießt. Im Augenblick sind alle verschwunden, tauchen aber, wahrscheinlich aus Neugier, gleich wieder, und gewöhnlich ganz nahe bei dem Boote auf, worüber sie dann so erschrecken, daß sie in größter Eile wieder unter das Wasser schießen. Wenn seine Person angegriffen wird, ist er sehr böse, sein Junges vertheidigt er aber nicht. Ich habe mehrmals gesehen, daß er in den vorgehaltenen Arm oder Stock so heftig biß, daß er daran hängen blieb, wobei er stark knurrte. Sein Flug ist sehr rasch und dem einer Biene zu vergleichen. Wenn er sich aus der Luft in das Wasser herabläßt, geschieht dieß zuerst mit dem Kopfe, so daß sein Schwimmen mit einem kurzen Untertauchen anfängt. Unter dem Wasser gebraucht er die Flügel zum Rudern, welche noch oberhalb des Wassers geöffnet werden. Wie ungemein häufig diese Art auf Farö ist, kann man daraus schließen, daß von einem Dreng, einer kleinen abgesondert im Meere liegenden Klippe, 2400 Lunde in einem Jahre genommen, und daß während drei Tagen auf Store Dimon 5000 alte Lunde mit den Eiern aus ihren Löchern gezogen wurden. Dennoch klagten die Färinger über das allgemeine Abnehmen der Vögel. Früher wurden auf lille Dimon wenigstens 7000 gefangen, jetzt kaum 2000. Ein einziger Mann hat mit der Fleistange an einem Tage dort an 950 Vögel gefangen.

Fast sämmtliche Seevögel auf Farö sind Nahrungsmittel der Bewohner, mit Ausnahme der Meven, Raubmeven und der Cormorane. Alle übrigen, insbesondere die Alken, Lomvien, Lunde, werden sowohl frisch gegessen, als auch eingesalzen und getrocknet. Im Mai leben die Bewohner mancher Insel von den Eiern der Seevögel und der Lunde. Nur die Noth kann aber den Menschen zwingen, nicht allein diese schlechte Speise zu genießen, sondern den meistentheils gefährlichen Vogelfang zu unternehmen. Um einige dieser erbärmlichen Mahlzeiten muß sich der Färinger über 100 Faden an einem Seile herablassen, auf Felsen gehen, wo der Raum, den die Füße einnehmen können, kaum einen Fuß breit ist, von der See aus Klippen ersteigen, wobei ein Fehltritt oder das Losbröckeln eines Steines augenblicklichen Tod herbeiführt. Leider werden auch alljährlich mehre Menschen ein Opfer dieses gefährlichen Gewerbes, daher der Färinger, der in den Vogelberg fährt, von allen seinen Bekannten feierlich Abschied nimmt auf Nimmerwiedersehen. Ich war natürlicherweise sehr begierig darauf, Augenzeuge dieses Vogelfanges zu sein, und bot den Leuten mehrmals Geld an, daß sie mir an der Linie Vögel aus dem Berge holen sollten; allein für Geld setzt der Färinger sein Leben nicht in Gefahr, und erst im Juni, als ich auf Store Dimon war, glückte es mir, daß ein Bauer seinen Knechten befahl, in den Berg zu gehen. Man fängt hier die genannten Seevögelarten auf dreierlei Weise, mit der Linie, vom Boote aus und mit der Fleistange. Die letztere Methode ist die einfachste und nicht gefährlich, erfordert aber doch einige Geschicklichkeit. Der Vogelfänger rudert mit seinem Boote unter die Vogelberge und zu den Stellen hin, wo die jungen Vögel auf den Klippen an der See sitzen, nur mit seiner Fleistange versehen. An einer 10 bis 12 Fuß langen, anderthalb Zoll dicken, rundgehobelten Stange ist ein Stück gekrümmtes Horn eben befestigt. An jedem Ende des Horns befinden sich zwei Löcher, durch welche wieder zwei gekrümmte, 4 Fuß lange schmale Stöcke gesteckt werden, so daß diese an der Stange zusammentreffen und dort mit Bindfaden befestigt werden können. Die äußersten Spitzen dieser Stöcke werden durch ein starkes Band straff angezogen, daß sie etwa 2 Fuß von einander entfernt bleiben. Zwischen diese wird ein

schlappes Netz gespannt, welches aus großen Maschen besteht und meistentheils aus Wolle gestrickt ist. Da die Vögel in der Brutzeit wenig scheu sind, so lassen sie sich gewöhnlich im Sitzen das Netz überwerfen, stecken sogleich den Kopf in die Maschen, um in das Wasser zu kommen und sind gefangen. Man tödtet sie durch die Trennung des Atlas vom Hinterhaupte, wozu ein eigener Griff gehört, den ich mir nie habe zu eigen machen können. Gefährlicher ist die zweite Methode, bei der auch die Fleistange gebraucht wird, die Leute aber, die auf den Fang ausgehen, die Felsen vom Boote aus ersteigen und die Vögel im Fluge fangen müssen. Zu diesem Fang vereinigen sich gern ihrer vier. Zwei bleiben unten im Boote und sammeln die herabgeworfenen Vögel auf, die andern beiden unternehmen das gefährliche Wagstück. Beide verbinden sich durch ein 50 bis 60 Fuß langes Tau, das sie an dem Hosenquarder befestigen und bewaffnen sich mit der Fleistange. Nun steigt der erste aus dem Boote auf den Felsen, der zweite setzt ihm ein kleines Bret, das an einer langen Stange befestigt ist, unter den Hintern und schiebt ihn bis zu einem Absatze hinauf, wo er festen Fuß fassen kann. Von hier hilft der erste dem zweiten vermittelst des Strickes zu sich herauf. Nun schiebt der erste den zweiten höher, und so hilft einer dem andern wechselweise, bis sie zu den Absätzen gelangt sind, wo die Vögel brüten. Auf diesen schwer zu ersteigenden Pläzen, wo Menschen ein den Vögeln fremder Anblick sind, können die kühnen Kletterer ihre Beute mit den Händen ergreifen und tödten, ohne daß die erschreckten Thiere zu entfliehen versuchen. Ist der Absatz gut gelegen, so daß viele Vögel daran vorbeifliegen, so glückt es dem Vogelfänger oft in einem Schlage mit der Fleistange zwei bis drei Vögel auf einmal im Fluge zu fangen, und in Zeit von einigen Stunden mehre Hunderte in die See seinen Gefährten zuzuwerfen. Beim Herabsteigen geht es umgekehrt, wie bei dem Heraufsteigen, der, welcher durch den obenstehenden am Seil gehalten wird, läßt sich zuerst hinab und hilft dem andern durch die Stange. Hiebei geschieht es aber nicht selten, daß der, welcher klettert, ausgleitet, oder daß der Felsen unter ihm zerbröckelt und er niederstürzt, dann muß der obenstehende festen Fuß behalten, oder beide liegen zerschellt in der See.

Die gewöhnlichste und die reichste Ausbeute gewährende Weise ist die, durch Herablassen am Seile zu den Nestplätzen in den großen Vogelbergen zu gelangen. Ein 3 Zoll dickes, 600 bis 1200 Fuß langes Tau wird am Gürtel des Vogelmannes (Fuglemand) befestigt. Außerdem hat er einen Sitz, der aus breiten zusammengenähten wollenen Bändern besteht, welcher ebenfalls an dem Stricke befestigt ist. Am Rande des senkrechten Felsens wird nun ein Stück Holz gelegt, damit der Strick von dem Gestein nicht zerschnitten werde, und über dieses lassen sechs Mann den Vogelfänger an der Bergwand herabgleiten. Neben dem dicken Tau läuft eine dünne Linie herab, mit welcher den obenstehenden, die ihren Gefährten bald aus den Augen verlieren, Zeichen gegeben werden. Es soll eine eigene Geschicklichkeit, welche nicht viele auf Farö besitzen, dazu gehören, das Herumdrehen des Taues zu verhindern. Der Unerfahrene wird in der Luft wie ein Kreisel herumgewirbelt und verunglückt dann leicht. Sobald der Mann zu den Absätzen gelangt ist, wo die Vögel nisten, läßt er das Tau ab und befestigt es an einen Stein, damit es nicht entschlüpfe, und nun beginnt seine Arbeit. Wenn er die Vögel getödtet hat, welche er mit den Händen ergreifen kann, nimmt er seine Fleistange zur Hand und fängt die vorbeifliegenden in dem Netze mit großer Geschicklichkeit, so daß er bei stillem Wetter leicht mehre Hunderte zu dem Boote, das unter dem Felsen liegt, hinabwerfen kann. Oftmals trifft es sich, daß der Absatz, wo die Vögel nisten, in einer kleinen Höhle oder auf einem Hammer befindlich ist, der nicht über den Felsen hervorragt, sondern sich in diesen vertieft. Dann versetzt sich der Vogelfänger vermittelst seiner Fleistange in eine Perpendikular-Schwingung, bis er einen solchen Schwung erhalten hat, daß er festen Fuß fassen kann. Er ist auf solche Weise im Stande, sich eine Schwingung von 40 bis 50 Fuß zu geben. Sollte der Absatz noch tiefer liegen, so befestigt der Mann sich an eine zweite Linie, die er zu dem Boote herabläßt, durch welche er einen Schwung von 100 Fuß erlangen kann. Nach vollbrachter Arbeit ziehen die Gefährten ihn wieder herauf. Diese Art des Vogelfanges ist bei weitem die gefährlichste. Selbst die größte Vorsicht kann es doch oft nicht vermeiden, daß der Strick nicht reißen könnte, es kann ein Stein sich losreißen und den Unglücklichen zerschmettern, was während meiner Anwesenheit auf Wideröe sich zutrug; der Mann kann bei der Schwingung den festen Standpunkt verfehlen und gegen die Felswand geschleudert werden; er kann auf den Felsabsätzen das Gleichgewicht verlieren und in die See stürzen; mit einem Worte, es ist die gefährlichste Beschäftigung, die man sich denken kann. Bei nicht sehr hohen Felswänden befestigt der Färinger seinen Strick auch wohl nur mit einem Pflock und läßt sich ohne fremde Hilfe herab. Die Lunde, mormon fratercula, werden mit weniger Gefahr aus ihren Löchern mit der Hand oder mit einem Haken gezogen, doch pflegt der Weg zu ihnen gefährlich zu sein. Ich bin zweimal auf einem Felsabsatze in den Vogelberg gegangen, der etwa 1 Fuß breit war, unter mir eine senkrechte Felswand von 600 Fuß und über mir eine solche, an welche ich mich zur Noth mit der Schulter lehnen konnte. Doch solchen Weg betritt der Färinger

mit einer Sicherheit, die nur beständige Uebung hervorbringen kann. Als ich das erstemal mich an einer solchen lebensgefährlichen Stelle befand, konnte ich nur mit Mühe den Schwindel unterdrücken, den ich sonst nicht kenne, nachdem ich aber ein Vierteljahr hier gewesen war, sah ich mit der größten Ruhe den Felsstücken nach, welche ich über lothrechte Felswände von 1000 Fuß Höhe in die See stürzte, ohne daß sie ein einziges Mal die Wand berührt hätten. Als ich einen Färinger zu bewegen suchte, sich in den Vogelberg herabzulassen, versprach er dieß, wenn ich es nachmachen wollte. Weil ich es noch nie gesehen hatte, wurde die Wißbegierde oder Neugier zu mächtig, und ich sagte es zu. Da legten sich aber die anwesenden Färinger ins Mittel, und behaupteten, es sei durchaus für mich unmöglich, und so unterblieb die Sache.

(C. J. Graba's Tagebuch a. einer Reise n. Faröe.)

11. Fang wilder Tauben.

Im südlichen Frankreich, im Departement der Ober-Pyrenäen, in der Nähe von Bagneres-Bigorre, erhebt sich eine Bergkette, Palombieres, die deßhalb von besonderem Interesse für den Natur- und Jagdfreund ist, weil auf derselben viele wilde Tauben gefangen werden. Die Holztaube ist es nämlich, die auf ihren Zügen nach Afrika gegen Ende des Sommers, wo sie die Pyrenäen passirt, hier in Netzen gefangen wird und eine bedeutende Ausbeute liefert. Die Netze werden zwischen Bäumen ausgespannt und dehnen sich über mehr als eine Stunde aus. In kleinen Hütten am Fuße der Bäume verbergen sich die mit dem Fange beschäftigten Menschen. Auf kleine Entfernungen von dem Fluge der Tauben sind sehr hohe, ganz astlose Bäume mit hölzernen Staffeln, in der Art von Zimmermannsleitern, versehen; an ihrem äußersten Ende birgt eine kleine, hochstehende Hütte den Jäger, der den Flug der Tauben gewissermaßen beherrscht. So wie sie unter ihm vorüber fliegen, sucht er sie durch ein herabworfenes Holz, in Form eines Jagdspießes, zu schrecken, was gelingt. Die Tauben fliegen sogleich niedrig, streichen am Boden hin und fallen zu Hunderten in die Netze, aus denen man sie heraus nimmt und durch Eindrückung des Hinterkopfes mit den Zähnen tödtet. Sie werden 6 bis 7 Kreuzer das Stück verkauft, weit versendet und sind ein beträchtlicher Handelsartikel.

(Forst- und Jagdztg. 1838.)

12. Jagd auf Repphühner in den la Plata-Staaten in Südamerika.

Der Engländer Robertson erzählt über diese eigenthümliche Art zu jagen, die nicht Jedem noch hinlänglich bekannt sein könnte: »Vom Repphühnerschießen hat wohl Jeder gehört, aber das Fangen war mir neu. Wir gingen etwa 500 Schritt von dem Hause, von zwei Dienern zu Pferde begleitet, jeder mit einer kleinen Peitsche in der Hand. Bald sahen wir ein Volk Repphühner, die mit ihren Köpfchen aus dem Grase hervorguckten; die Diener ritten näher, lehnten sich ein wenig über die Pferde hinüber, und fingen an, einen großen Kreis um die Vögel herum zu beschreiben, die mit ängstlichen Blicken ihren Bewegungen folgten. Nach und nach verengte sich der magische Zirkel, und die verzauberten Repphühner fürchteten mehr und mehr, sich ihm durch Aufschwirren zu entziehen. Als endlich die Diener ganz dicht heran waren, knallten sie auf einmal mit ihren Peitschen darauf los, reihten die getroffenen Thiere an eine Schnur, und so kamen wir nach einer Viertelstunde mit einem Dutzend Repphühner wieder zurück.« An einer zweiten Stelle erzählt er: »Von dem Aufseher und acht Dienern begleitet, brachen wir von dem Gute auf, und überall schwirrten Repphühner unter unsern Füßen auf und hüpften Antilopen vorüber. Auf einmal flog ein großes Repphuhn *) auf, und nun begann die lauteste und lustigste Jagd, die ich je erlebt. Schneller wie bei einer englischen Fuchsjagd folgten wir dem Flug des Repphuhns, von welchem das Adlerauge der Indianer sich nicht einen Augenblick abwendete, bis es sich nach etwa 3 Minuten herunterließ. Augenblicklich stürzten die Hunde zu der Stelle hin und verfolgten das nun laufende Repphuhn, die Reiter im langsamen Trabe ihnen nach. Da man jeden Augenblick erwartete, das Repphuhn würde wieder auffliegen, war Alles in außerordentlicher Aufregung und athemloser Spannung. Endlich flog es wieder auf; doch der zweite Flug war kürzer und schwächer, als der erste, noch kürzer der dritte, worauf es sich dann ganz erschöpft seinen Verfolgern ergab. — Sechs große Repphühner hatten wir auf diese Art gefangen, als wir einen Strauß aufjagten und das Zeichen zur Verfolgung desselben gegeben ward. Fort eilten oder vielmehr flogen die Indianer, jetzt nicht mehr hinter einem in dichtem Grase unsichtbaren Vogel her, sondern einem, der mit dem Kopfe und zornigem Auge darüber hinausragte und mit Hilfe der ausgespannten Flügel so schnell vor uns herlief, daß er in einer Stunde 16 Meilen hätte zurücklegen müssen. Aber schon nach einer halben Stunde kam der vorderste der indianischen Diener ihm nahe genug, um mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit und Zierlichkeit ihm seine Bolas um den Kopf zu schnellen und ihn zu Boden zu reißen, wo er vollends todt gemacht, seiner Federn beraubt wurde und dann den Geiern zur Beute blieb.

*) Dieser Vogel, dessen Jagd zu den ergötzlichsten gehört, führt vorzugsweise den Namen perdris grand. Vielleicht ließe er sich nach Europa versetzen.

13. Wachteljagd in Frankreich.

In England kennt man die Wachteljagd fast gar nicht; in Frankreich ist sie desto beliebter. Oft möchte man glauben, diese Vögel hätten keine Kraft zur weitern Flucht, und doch überfliegen sie den endlosen Ozean, steuern nach den Küsten von Afrika, suchen den nächsten Weg nach Indien, und kehren wieder zurück nach Europa. Im Laufe des Maimonats langen die Wachteln an den Küsten des mittelländischen Meeres an; von der Anstrengung ihrer langen Reise ermüdet, streichen sie meist niedrig und erheben sich nur mit Mühe; da werden sie von dichten Schwärmen verfolgender Jäger, selbst Knaben, ja sogar Kindern, mordlustig empfangen; alle stellen den unglücklichen Ankömmlingen nach mit Netzen, Flinten und Waffen jeder Art. Wachteln mit Hunden zu jagen, ist ein mißliches Geschäft. Diese List verdirbt bald den besten englischen Jagdhund; denn sie eilen dem Hunde voran, dann schnell rückwärts sich wendend, folgen sie ihm oftmals, statt von ihm verfolgt zu werden. Nichts bringt den Hund so leicht außer Fassung, als eben diese List es thut, denn sie verleitet den Hund bald, rasch zuzufahren, worauf der Vogel natürlich mit seinen Flügeln das Weite sucht. Wiederholt sich dieses, so wird der Hund auch leicht anderes Geflügel verfehlen. Da sie außerordentlich zarthäutig sind, so muß man ihnen immer etwa 90 Fuß Schußweite gönnen; wer in geringern Abständen nach Wachteln feuert, verdirbt dem Koch die Arbeit. Sie fliegen selten in größerer Anzahl auf; höchstens ein Dutzend kann man auf Kleeäckern oder Stoppelfeldern auf wenige Quadratruthen Fläche erlegen, denn sie steigen nie auf einmal, und das Feuern stört die übrigen nicht sonderlich.

Kein größeres Vergnügen kenne ich, als einen Tag lang auf einer offenen Ebene, in Frankreich mit Wachteln dicht besetzt, jagend zubringen zu können. Wem das Glück einigermaßen wohl will, der kann leicht 15 bis 20 Paar in seiner Jagdtasche heimbringen. Im September treten sie ihre Reise nach Afrika an; von da nach Indien und den Inseln des südlichen Ozeans, nach Neuseeland und weiter. Die wir gestern sahen, sind heute nicht mehr hier, aber ein frischer Zug ist über Nacht gekommen, und dieser verläßt uns nach kurzer Rast noch an demselben Abend. Jeder Zug nimmt den kürzesten Weg nach der Küste des Mittelmeeres, wo sie einige Tage verweilen. Sie scheinen es vorher zu wissen, daß ihnen ein weiterer Flug bevorsteht, und deßwegen suchen sie reichliches Futter, nicht aus Freßlust, sondern aus Vorsorge wegen der folgenden Entbehrung.

An der spanischen Küste zwischen Barcelona und Tarragona belustigen sich die Bewohner im Februar mit der Wachteljagd auf eine ganz eigene Art. Zu dieser Zeit kommen nämlich jene Zugvögel aus Afrika nach Europa zurück, und halten dabei genau die dortigen Landungsplätze zwischen dem Franколi und dem Llobregat am Gestade des Meeres ein. Wolken ähnlich ziehen viele Tausende von Wachteln in ihrem Fluge über die weite Wasserfläche, sind aber bei ihrer Ankunft so ermattet, daß sie nicht sogleich wieder weiter kommen können, und es daher sehr leicht ist, sie mit Röhrchen oder mit fischbeinernen Stäben auf einen Hieb zu tödten. Kommt nun eine solche Wolke angezogen, so lauft Alles dem Landungsplatze zu, und das unbarmherzigste Gemetzel beginnt. Man muß sich aber hierbei beeilen, denn in wenigen Minuten haben die Wachteln schon wieder so viel Kräfte gesammelt, um sich zerstreuen und den Mörderhänden entfliehen zu können. Doch hat man bei diesen Jagden Zeit zum Ausruhen, denn es vergehen nicht nur Stunden, sondern halbe Tage, ohne daß ein solcher Flug ankommt, und will es das Ungefähr, daß mehre derselben zusammentreffen, und während die Gesellschaft sich mit der einen beschäftigt, zwei oder drei dergleichen Massen von Vögeln in Distanzen von einer Viertel- und halben Stunde sich niederlassen, so ist diese Beute auch sicher verloren, wenn nicht Jäger genug sind, um die lange Meeresküste ganz zu besetzen. Einem nicht recht flüchtigen Läufer wäre zu rathen, von diesen Jagden wegzubleiben, wozu überdieß einige Erfahrung gehört, wenn Reise und Mühe nicht verloren sein sollen, denn bemerkt man vermittelst guter Perspektive einmal einen solchen Flug Wachteln in der Ferne, so muß man auch beurtheilen können, wo derselbe sich niederläßt und diesem Orte zueilen, damit Jäger und Wachteln gleichzeitig eintreffen. Ist dieß nun der Fall, so gibt es dann auf 3 bis 4 Minuten Arbeit die Fülle. Man darf nur zuhauen, immer fällt eine der mühsam aufsteigenden Wachteln aus der Luft, bis endlich die verschont gebliebenen entfliegen. Diese Jagden, die sich einzig auf den Golf von Catalonien beschränken, und bei denen weder ein Hund, noch eine Jagdflinte mitgenommen werden darf, bieten Vergnügen und viel Interessantes dar und geben, sie mögen nun gewinnreich oder leer ausfallen — gewöhnlich den daran Theilnehmenden mehre Wochen Stoff zur Unterhaltung. (Forst- und Jagdztg.)

14. Lerchenschießen in der Gegend von Rom.

Ein Vergnügen des römischen Adels im Oktober ist das Lerchen- und Wachtelschießen. Die großen Ebenen östlich und südlich von Rom, lauter Weizenland, enthalten eine ungeheure Menge von Lerchen und Wachteln. Im Herbst vereinigen sich die Lerchen, junge und alte, in zahllosen Scharen, ungerechnet die, welche sich einzeln in den Stoppeln finden. Eine Gesellschaft von Herren und Damen, die sich das Vergnügen eines Lerchenschießens im Großen machen will, versorgt sich mit einem Zelte, Vorrath von Wein, Maccaronen, Schinken, Brod ꝛc., nebst Kohlen und Kochgeräthschaften. Jede Person nimmt oft bis 6 Flinten mit sich, die auf einen Rechen in der Nähe des Zeltes vor den Besitzer gelegt werden. Ein Bedienter muß die Gewehre so schnell als möglich laden. Zum Anlocken der Lerchen in die Nähe des Zeltes bedient man sich zweier Methoden. Erstens eines runden Kastens in der Gestalt eines Querdurch-

schnittes eines Kegels, dessen Seiten, die einen Winkel von 45 Grad haben, rund herum mit mehren Stücken Spiegelglas belegt sind. Der abgestumpfte Kegel wird auf eine etwa 6 Fuß hohe Stange befestigt, und entweder durch einen Strick oder durch ein Rad gedreht. Das Blitzen der Spiegel in der Sonne lockt die Lerchen herbei, welche über der Maschine schweben; sobald einige weggeschossen sind, eilen andere mit merkwürdiger Ausdauer herbei. Eine Eule ist jedoch das beste Anlockungsmittel. Man befestigt eine Rappierklinge auf einen Pfahl, den man in einer Entfernung von 30 Ellen vor dem Zelte in die Erde einschlägt. Auf der Spitze der Klinge ist ein Kistchen angebracht, und auf dieses setzt man die mit einem Strickchen angebundene Eule. Indem man nun oft an dem Stricke zieht, vibrirt die Klinge, und die Eule muß, um sich darauf zu halten, fortwährend die Flügel ausbreiten. Jede Lerche nun, welche diesen flatternden Nachtvogel erblickt, fliegt nach demselben hin und schwebt mit gellendem Geschrei über ihm. Die Schützen, Herren und Damen, haben unterdeß nichts zu thun, als so schnell zu schießen, als ihre Diener nur immer die Gewehre laden können. Zerstreuen sich die Lerchen auf einige Minuten, so kehren sie doch darauf meist in größerer Anzahl zurück. Ein anderer und sehr unterhaltender Theil dieses Vergnügens ist das Verzehren der erlegten Lerchen. Die Geschicklichkeit des Koches liefert mehre Gerichte von ganz verschiedenem Ansehen. Eine nettgebräunte salamanderte Pastete von Maccaroni, mit Lerchen und Trüffeln, Pilzen und Anchovies gefüllt, ist eines der besten Lerchengerichte. Ein anderes Gericht sind die lodole arrabiate, die man erhält, wenn man die Lerchen ganz mit klein geschnittenen Schinken und Weintrauben oder Rosinen in eine Schmorpfanne thut und über einem raschen Feuer bratet. Sie schmecken so vortrefflich, wie auch so zugerichtete Wachteln und Staare.

2. Skizzen aus dem Leben des Jägers.

15. Der Alpenjäger.

»Unter der Reihe von Erinnerungen, Abenteuern, Charakterzügen und Ereignissen,« — erzählt der verdienstvolle vaterländische Schriftsteller F. C. Weidmann, — »welche mir auf meinen Streifzügen durch unsere Alpenwelt vorkamen, erscheint mir die Begebenheit, welche ich hier den Lesern mittheilen will, durch den ihr ganz eigenthümlichen romantischen Geist als besonders merkwürdig. Ihre Wahrhaftigkeit ist verbürgt, und da der Held des Ereignisses noch lebt, so kann sich Jeder, der den schönen Wallfahrtsort Maria Zell besucht, in dessen Nähe sich die Begebenheit zutrug, davon überzeugen. Unter den vier Alpenjägern, welchen die Beaufsichtigung der Reviere Sr. kaiserl. Hoheit, des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Johann anvertraut ist, befindet sich einer, Namens Adam Rosenblattl. Derselbe saß eines Abends (1821) in seiner Hütte, als sein Gefährte, der Jäger Annerl (Andreas Weninger), dessen Hütte im Höllboden steht, zu ihm kam, ihn zu besuchen. Adam war eben im Begriff aufzubrechen, um auf der Hochweichsel, einem mächtigen Gemsgebirge von beinahe 7000 Fuß Höhe, dessen Füße in dem romantischen Weichselboden, einem der herrlichsten Alpenthäler der obern Steiermark, wurzeln, nach Wilddieben zu spähen, da er seit mehren Tagen die Anwesenheit solch unbefugter, räuberischer Schützen bemerkt haben wollte. Annerl erbot sich, ihn zu begleiten, und die beiden Männer machten sich ungefähr um 6 Uhr Abends auf den Weg.

Im freundschaftlichen Gespräche stiegen die wackern Aelpler den Hochwald hinan, und waren kaum in den höhern Revieren angelangt, als ihnen ein Gemsbock in den Schuß kam, den sie sofort erlegten. Sie setzten sich dann hin, das Thier aufzubrechen, und waren eben mit dieser Arbeit beschäftigt, da raschelt es in den Klippen, Fußtritte erschallen, und — die Anwesenheit der Jäger nicht ahnend, tritt rasch ein junger Aelpler, eben der gesuchte Wildschütze, den Zeugen des strafbaren Beginnens, die geladene Büchse und ein Stück gefällten Wildes auf dem Rücken, aus den Felswänden auf die Hochebene heraus. Bei dem Anblick der Jäger bleibt er betroffen stehen. Die Jäger raffen sich schnell empor, ergreifen die Büchsen, und Adam, als der nächste, tritt dem Burschen kühn entgegen, sich seines Gewehres zu bemächtigen und ihn festzunehmen. Der Wildschütz, der das Gewehr gesenkt hatte, so daß die Mündung des Laufes dem Jäger gerade entgegengerichtet war, drückt los, und Adam stürzt, tödtlich getroffen, in einem Strome von Blut zu Boden. Die mörderische Kugel war in der Mitte der Brust eingedrungen, durchbohrte ihn und nahm am Rückgrathe ihren Ausweg. Mit dem Rufe: »Gott sei mir gnädig und barmherzig!« sank der Getroffene in die Arme des herbeigestürzten Annerl, der ihn sanft auf den Rasen legte, wüthend sein Gewehr erhob, und auf den Wildschützen anlegend (welcher, seit der Schuß gefallen war, regungslos, gleich einer Bildsäule, stand und auch nicht den mindesten Versuch zur Flucht machte) ausrief: »Sag, soll ich den Hund nie-

derschießen?« worauf der Verwundete flehentlich bat, es nicht zu thun. Adam, aus dessen eigenem Munde ich später diese Details vernahm, versicherte mich, es sei in diesem Augenblick in seinem Innersten die Ueberzeugung erwacht, wenn der Mörder von Annerl erschossen würde, so sei auch für ihn keine Rettung, indessen er im entgegengesetzten Falle doch vielleicht noch am Leben erhalten bleiben könne. Er wußte sich keine Rechenschaft zu geben, warum gerade diese Idee in jenem entsetzlichen Augenblicke so lebendig in ihm geworden sei; sie scheint mir aber in psychologischer Hinsicht höchst merkwürdig und interessant; Annerl warf nun das Gewehr weg, kniete zu Adam nieder, suchte das Blut zu stillen, welches stromweise aus der Wunde drang, und fragte mit Thränen, was er denn für ihn thun könne. »Ich fühle,« sprach der Verwundete, »daß ich zum Tode getroffen bin, ich glaube kaum, daß ich die Alpe mehr lebend verlassen werde, und meine Seele lechzt darnach, mich mit meinem Gott zu versöhnen. Lauf hinab, lieber Bruder, nach Maria Zell, suche mir einen Priester, der meine Beichte hört und mir das Sakrament reicht. Ich hoffe noch so lange auszudauern, bis Du zurückkehrest.« — »O, könnte ich hinfliegen, Dir diesen Trost zu bringen,« rief Annerl, »aber ich soll Dich verlassen, jetzt in Deiner Todesnoth, in der hereinbrechenden Nacht, allein in dieser Wildniß! Und was mache ich mit dem Burschen?« »Den laß bei mir,« stöhnte Adam. »Wie, Deinem Mörder soll ich Dich vertrauen?« »Sei ruhig,« seufzte der Verwundete, »siehst Du nicht, daß er wie zermalmt und stumm dasteht? Der thut mir nichts zu Leide! O eile, lieber Bruder, die Stunden sind kostbar!« Da raffte Annerl seine Waffen zusammen und stürzte hinab die Felsenpfade wie eine gescheuchte Gemse, wie vom Sturme getrieben.

In beflügelter Eile erreichte er den Thalboden, rief im Vorüberlaufen die Schreckensnachricht der Gattin des Verwundeten zu, welche von Verzweiflung ergriffen, ihren Säugling auf dem Arme, in die Nacht hinausstürzte, den Gatten am beschriebenen Orte zu suchen, vielleicht ihn schon todt zu finden. Eben so rief Annerl auf dem Brandhofe, wo sich eben Se. kaiserliche Hoheit, der durchlauchtigste Besitzer, selbst befand, mit der Schreckensnachricht Alles in Allarm, und flog dann mehr als er ging, nach Maria Zell, den Priester zu holen. Auf dem Brandhofe selbst setzte sich auf Befehl des Erzherzogs Alles in Bewegung. Man eilte in allen Richtungen auf die Hochweichsel, den Verwundeten zu suchen und ihm Stärkung zu bringen. Während dieß im Thale vorging, lag auf der einsamen Höhe der tödtlich Verwundete auf dem von seinem Blute gefärbten Rasen, neben ihm der Raubschütze, mit genäßtem Auge sein Opfer betrachtend, ihn seiner Reue versichernd, und wie er fast bewußtlos den unglücklichen Schuß gethan habe. So verflossen Stunden, dem von dem glühenden Schmerz der Todeswunde Gepeinigten eine Ewigkeit. Im Abendroth flammten die hohen Felsenzinnen der Alpen, aus dem Thale herauf scholl das Glöcklein, welches die Aelpler zum Abendsegen rief; die heilige Stille des Abends senkte sich immer feierlicher auf Flur und Wald. Endlich erlosch das Abendroth, die Mondscheibe stieg auf und goß ihr Silber auf die bleichen Felsenhörner. Die Sternennacht breitete ihren Mantel aus, und Millionen Lichter funkelten am tiefblauen Firmament, der Nachtthau benetzte die mit kaltem Schweiß bedeckte Stirn des Verwundeten. Gegen 8 Uhr Abends hatte ihn die tödtliche Kugel getroffen; vier ewig lange Stunden waren seitdem verstrichen, schon ging es gegen Mitternacht, und noch immer erschien Annerl nicht mit dem ersehnten Priester. Immer schwächer fühlte sich Adam, immer lebendiger ward in dem Unglücklichen die Ueberzeugung, seine letzte Stunde sei nahe, da faßte er krampfhaft die Hand des neben ihm sitzenden Raubschützen und stöhnte: »Höre mich an! Ich fühle, daß ich nicht ausdauern werde, bis Annerl von Zell zurückkommt. Ich erinnere mich aber, gehört zu haben, daß man in der Todesnoth auch einem Laien beichten könne. Ich will Dir beichten, und verzeihe Dir Deine That unter der Bedingung, daß Du diese meine Beicht in Zell abtragen willst.« Auf das Innerste erschüttert und in Thränen ausbrechend, neigte sich der Wildschütze hin und schwur bei allen Heiligen, er wolle Alles thun, was Adam von ihm erheische. Und nun kniete er hin neben dem Verwundeten, legte seinen blutenden Leib in seinen Schooß, und der Verwundete beichtete seinem Mörder! Einen feierlichern, rührendern Moment hatte die ernste Mitternacht wohl noch nie auf den Alpen geschaut. »Und nun verlaß mich,« sprach Adam, »bedecke mich mit Deinem Wettermantel, eile nach dem Gnadenorte, trage meine Beichte ab und suche dann Dein Heil in der Flucht. Mit diesem Händedrucke nimm meine Verzeihung!« Sprachlos hing der Wildschütze an dem Halse seines Opfers, that dann, wie ihm geheißen und floh hinab in das dichte Dunkel des Hochwaldes.

Da lag nun der arme Verwundete, allein, hilflos, zwischen Bewußtsein und den wirren Phantasien des heftigsten Wundfiebers, in der Alpenwüste. Immer mehr fühlte er seine Kraft erlöschen und der brennendste Durst quälte ihn. Aber bald gesellten sich zu seinen körperlichen Leiden auch psychische. Annerl war mit dem Priester so schnell als möglich von Zell herbeigeeilt, die Leute vom Brandhofe waren ebenfalls schon auf dem Berge und im Walde angelangt. Bei der großen Ausdehnung des Gebirges und dem Umstande, daß Annerl in der Bestürzung sich den Plaz nicht genau gemerkt hatte, wo er den Verwundeten zurückließ, geschah es, daß man trotz des angestrengtesten Eifers die ganze

Nacht vergebens suchte, ohne den Plaz auffinden zu können, wo der Verwundete lag. Dieser, unfähig, ein Zeichen zu geben, mußte sehen, wie schon bald nach Mitternacht sich der tiefer liegende Wald belebte, wie die ihn Suchenden mit Fackeln ihn durchkreuzten, er hörte ihren Ruf, er hörte sogar den Ruf seines jammernden Weibes, und in diesen Momenten erreichten seine körperlichen und geistigen Leiden den höchsten Grad. So verging die ganze Nacht, ja der ganze Morgen, und erst um 11 Uhr des andern Tages, also beinahe 14 Stunden nach der Verwundung, gelang es, den Unglücklichen zu finden. Er schwamm in seinem Blute, aber eben diese ungeheure Verblutung war, nach der Aussage der Aerzte, denen man ihn übergab, zu seinem Heile, ohne diese hätte er nicht gerettet werden mögen.

Das Zusammentreffen mit seinem Weibe, die mit ihrem Säugling jammernd in seine Arme stürzte, so wie mit seinen Gefährten und Bekannten, die alle in dichten Zügen hinaufgeeilt waren, gab ein herzzerreißendes Bild. Auf einer schnell zusammengefügten Tragbahre ward er nun sorgsam, nachdem er vorher noch alle Tröstungen der Religion empfangen hatte, hinabgeschafft. Am Brandhofe angelangt, trat sein hoher Gebieter zu ihm, mit jener Milde, die dem angebeteten Fürstenhause, unter dessen Szepter wir leben, in allen Mitgliedern desselben eigenthümlich ist, Worte des Trostes und der Erhebung zu ihm sprechend, in der Versicherung, für die verlassenen Seinigen zu sorgen. So brachte man ihn zu seiner Hütte, und es geschah das Unerwartete: Die sorgliche Pflege rettete ihn, der wackere Mann ward seiner Familie erhalten. Die rasch durchschlagende Kugel hatte keinen edlern Theil verletzt. Doch war die Kur lang und schmerzlich. Monate lang war er an das Siechbett gefesselt, abermals Monate währte es, bis die gänzlich erschöpften Kräfte sich wieder belebten; doch der Herbst verging und der Winter, der Frühling lösete die Schneedecke der Alpen, und als sein belebender Hauch den Rasen wieder grün färbte und die Blumen ins Leben rief, da trat auch der wackere Adam, auf seinen Stab gestützt, wieder vor seine Hütte und grüßte das Frühroth auf den Alpenspitzen. Da zog auch er hinab nach Maria Zell, an der Hand seiner treuen Pflegerin, seines geliebten Weibes, und die Glücklichen knieten am Altar der Gnadenmutter und dankten der Gütigen mit Freudenthränen für das wiedergeschenkte Leben. Der Wildschütze, welcher seine Beichte richtig in Maria Zell abgetragen hatte, ward später in Lilienfeld ergriffen und büßte auf der Festung seine That. Seine Strafzeit ward verkürzt durch die unausgesetzten Bitten des wackern Adam selbst. Seitdem zurückgekehrt in seine Heimat, führt er einen tadellosen Wandel, und oft sieht man Adam mit ihm in traulichem Gespräch. Nicht eine Spur von Groll blieb zurück in der Seele des biedern Aelplers. Eine desto unvergänglichere Erinnerung an das schreckliche Ereigniß trägt er an seinem Körper; die Wunde ließ an der Brust eine Narbe zurück, in die man zwei Finger legen kann. Doch erfreut er sich einer ungestörten Gesundheit und die Verwundung ließ keinerlei Folge zurück. Als eine Merkwürdigkeit darf auch angeführt werden, daß einer der Maler Seiner kaiserl. Hoheit in Wiener Neustadt eben beschäftigt war, das Bild Adams für die Sammlungen Sr. kaiserl. Hoheit zu radiren, als die Nachricht eintraf, derselbe sei erschossen worden. Der Künstler fügte der Unterschrift des Namens diesen Nachsatz bei, und so existirt nun dieses Blatt mit der Unterschrift: »Adam Rosenblattl, Alpenjäger Sr. kaiserlichen Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Johann. Erschossen auf der Hochweichsel von einem Raubschützen am 21. August 1821«; während Adam noch lebt und auf allen Gemsjagden rüstig unter den Schützen steht. Wer den wackern Jäger kennen lernen, seine Wunde sehen und die einfache Erzählung der Begebenheit aus seinem Munde hören will, der begebe sich des Sonntags von Zell nach dem benachbarten Kirchlein »in der Wegscheid,« dort finden sich zum Gottesdienst alle Aelpler der Umgegend und gewöhnlich auch die Alpenjäger Sr. kaiserlichen Hoheit ein. Der Anblick dieser Versammlung ist an und für sich so malerisch, daß der kleine Ausflug gewiß Niemand gereuen wird. Mir selbst schien, wie gesagt, diese Begebenheit so reich an wahrhaft romantischem Geiste, daß ich glaube, den Lesern durch die Mittheilung derselben eine der Theilnahme nicht unwürdige Gabe gebracht zu haben.

---

16. Der Gemsjäger.

»Geh nicht zur Jagd! ich sah im Traum Dich heute
Zerschmettert liegen auf dem Felsgestein,
Und einem Adler dientest Du zur Beute,
Er schlug die scharfen Fänge in Dich ein.
Geh nicht zur Jagd! gib mir die Tasche wieder
Und häng' den Stutzen an die Bretterwand,
Ich sing' Dir eines Deiner Lieblingslieder,
Des Schweizers Sehnsucht nach dem Heimatland.«

»»Laß mich, mein Weib, bald wird der Morgen grauen,
Es sucht das Gemsthier seinen Weideplaz;
Bald kräht der Hahn, das Frühroth muß ich schauen
Weit in der Höh', auf scheoffem Felsenplaz.
Doch kehr' ich bald mit reicher Beute wieder
Und häng' den Stutzen an die Bretterwand.
Dann singst Du mir das liebste meiner Lieder,
Des Schweizers Sehnsucht nach dem Heimatland.««

Er eilt hinweg aus seiner niedern Hütte
Und läßt sein treues Weib in Angst zurück;
Zur Alpenspitze lenkt er seine Schritte,
Es schärft das Schneelicht seinen hellen Blick.

Er schreitet fort auf wohlbekannten Pfaden,
Auf sicherm Gang, der zu der Fläche führt,
Den seine flinken Füße oft betraten,
Wenn er des Gemsthiers Fährte abgespürt.

Doch bald ist Gang und sich'rer Pfad zu Ende,
Es hemmt der Bergspalt seinen raschen Lauf:
Jetzt helfen seine narbenreichen Hände
Beim Klettern ihm mit voller Kraft hinauf.
Auf einen Felsblock, der im Wege lieget,
Am jähen Abhang schwindelnd führt der Steg,
Doch jedes Hinderniß wird schnell besieget,
Und unermüdet bahnt er sich den Weg.

Und über weit geborst'ne, schroffe Klippen
Bringt, wohlberechnet, ihn der sich're Sprung,
Den Alpstock bohrt er in die Felsenrippen,
Und freudig glückt ihm der gewagte Sprung;
Wo selbst die Gemsen nur mit Zagen schreiten,
Der Gletscher droht, der schwarze Abgrund klafft,
Und wo die Tiefen trüg'risch sich bekleiden,
Führt ihn der Jagdlust-wilde Leidenschaft.

Und endlich hat er eine Wand erklommen,
Weit dehnt sich aus ein schneeiges Gefild,
Den Stutzen hat er gleich zur Hand genommen,
Denn vor ihm geht das längst ersehnte Wild.
Behutsam lugt er durch die Felsenritzen,
Daß ihn die alte Wachgeis nicht erspäht,
Die, um die scheue Herde zu beschützen,
Auf einem schlanken Felsenzinken steht.

Die andern weiden harmlos von dem Grase,
Das kärglich hier den rauhen Boden deckt,
Das sie hinunterlockt zu süßem Fraße,
Und nähern sich dem Jäger unerschreckt.
Jetzt hat er eine sich zum Schuß ersehen
Und faßt sie gut auf's sichere Visir,
Es zuckt die Hand, — es wiederhall'n die Höhen,
Zum Tod getroffen sinkt das schlanke Thier!

Die Wachgeis pfeift, die Schar fleucht schnell von hinnen
Bis wo der Firnen ewig Eis erblinkt,
Dem Blei des Schützen eilig zu entrinnen,
Indeß der Jäger zu dem Thiere springt,
Daß er des Kniegelenkes Flechten trenne;
Dann bindet er mit einem starken Strick
Die Läufe fest, damit er's tragen könne,
Und wirft es sich auf Schulter und Genick.

Nun eilt er heimwärts auf denselben Pfaden,
Die bei der Sterne Schein sein Fuß betrat,
Voll rüst'gen Muth's, da tüchtig er beladen
Mit reichem Lohn für seine kühne That.
Er freuet sich, daß er zur Jagd gegangen,
Daß ihn nicht hemmte seines Weibes Fleh'n.
Ja, er verlacht ihr sorgenvolles Bangen,
Denn bald wird er im sichern Thale steh'n.

Da plötzlich braust's und donnert's durch die Lüfte
Und gräßlich heult es nach der Wiederhall,
Erbebend sieht er über Fels und Klüfte
Sich wälzen der Lawine Riesenfall.
Sein eig'ner Schuß erweckte ihre Schrecken,
Unrettbar fühlt er sich verloren hier.
Sie brüllt heran und ihre Massen decken
Den Alpensohn und das erlegte Thier.

Vergebens harrt sein Weib, er kehre wieder;
Es schwindet Tag und Nacht — der Winter hin,
Der holde Frühling kehrt zur Erde nieder,
Es schmilzt der Schnee und kleidet Alles grün;
Da zog ein Hirt aus schroffen Felsenstücken
Die Ueberreste eines Menschen vor,
Ein Gemsbock hing dem Leichnam auf dem Rücken
Und in dem Arm hielt er ein Feuerrohr.

Feodor Löwe.

17. Die Biberfänger.

Das Biberfangen in Nordamerika ist ein gefahrvoller Dienst, und jetzt mehr als sonst, denn die Indianer haben, seitdem sie gewohnt geworden sind, mit den Pelzhändlern zu handeln, den Werth der Biber kennen gelernt. Sie sehen die Biberfänger daher für Wilddiebe an, die ihnen den Reichthum ihrer Ströme stehlen und sich in ihren Markt mischen. Sie nehmen daher keinen Anstand, den einzelnen Biberfänger umzubringen, so einen Mitbewerber zu vernichten und sich seines Raubes zu bemächtigen. Mit Bedauern fügen wir überdieß hinzu, daß diese Feindseligkeiten in vielen Fällen durch die Aufreizung von Pelzhändlern herbeigeführt wurden, die ihre Nebenbuhler benachtheiligen wollten, die aber öfters selbst die Früchte des angestifteten Unheils ernteten. Wenn zwei Trapper (Biberfänger) an einem ansehnlichen Flusse auf den Biberfang ausgehen wollen, so ist ihre Verfahrungsweise diese, daß sie ihre Pferde in einem abgelegenen Thale unterbringen, wo sie unbemerkt grasen können. Dann bauen sie sich eine kleine Hütte, höhlen sich einen kleinen Kahn aus dem Stamme eines Baumwollholzbaumes aus, und in diesem fahren sie Abends ganz in der Stille tappend am Ufer hin und legen ihre Fallen. Diese suchen sie auf dieselbe stille Weise Morgens vor Tagesanbruch wieder auf. Wenn sie einen Biber fangen, dann nehmen sie ihn mit nach Hause, ziehen ihn ab, spannen das Fell auf Stäbe und essen sein Fleisch. Vor dem Feuer aufgehängt, dreht er sich durch sein eigenes Gewicht und bratet sich ganz vorzüglich; sein Schwanz ist der Leckerbissen des Biberfängers; er wird abgeschnitten, auf die Spitze eines Stockes gesteckt und gebraten. Man hält ihn selbst für einen größern Leckerbissen, als die Büffelzungen und Markknochen. Bei all der Stille und Vorsicht können die armen Biberfänger nicht immer dem Falkenblick ihrer Feinde entgehen. Ihre Spur ist vielleicht meilenweit entdeckt und verfolgt worden; man hat den Rauch ihrer Feuer aus ihrem heimlichen Thale vielleicht aufsteigen sehen, oder die Wilden, deren Geruch beinahe eben so scharf wie ihr Gesicht ist, haben ihn gerochen. Bisweilen werden sie überfallen, wenn sie ihre Fallen legen wollen; zu andern Zeiten werden sie durch das schreckliche Kriegsgeschrei aus dem Schlafe geweckt, oder es zischt ihnen

vielleicht mitten in einem Biberbanket eine Kugel oder ein Pfeil um das Ohr. Auf diese Weise werden sie bisweilen hingerafft, und man erfährt nichts mehr von ihnen, bis man vielleicht zufällig ihre Gebeine auffindet, die in irgend einer Schlucht bleichen, oder an den Ufern eines namenlosen Flusses, der von dieser Zeit an ihren Namen erhält. Viele der kleinen Ströme jenseits des Gebirges verewigen auf diese Weise die Namen der unglücklichen Biberfänger, die an ihren Ufern ermordet worden sind.

---

18. Ein Klapperschlangenjäger.

Unter den ersten Ansiedlern in der Nähe der grünen Berge von Vermont (Nordamerika) lebte ein Mann, der, sehr für das Land eingenommen, mit seinem jungen hübschen Weibe sich daselbst niederließ. Sie lebten da ungefähr ein Jahr, und alle Hindernisse, die Ansiedlern entgegenstehen, waren fast überwunden. Sie fingen an, sich ihrer Arbeit zu erfreuen und fanden ihre Wohnung ganz erträglich. Die Indianer wurden nicht mehr gefürchtet und die wilden Thiere des Waldes durch die sichere Büchse des Mannes abgehalten. Die einzige Gefahr, welcher sie noch ausgesetzt blieben, war die, von Klapperschlangen gebissen zu werden, die sich in großer Menge in der Nähe befanden. Einige Personen hatten das Unglück gehabt, in Folge solcher Bisse sterben zu müssen. Eines Tages ging der Mann mit seiner Frau auf die Jagd in den Wald. Das Wetter war herrlich, aber die Sonne schoß glühende Strahlen herab. Die junge Frau wurde endlich müde, und setzte sich, um auszuruhen, bis zur Rückkehr ihres Mannes, auf einen Baumast. Der Mann verfolgte unterdeß die Fährte eines Hirsches, und kletterte von Felsen zu Felsen, um in die grüne Ebene am Fuße des Gebirges zu gelangen. Mit einemmale sah er eine ungewöhnlich große Klapperschlange vor sich liegen. Erschrocken blieb er stehen und betrachtete aufmerksam das gefährliche Thier, welches nur einige wenige Schritte von ihm zu überlegen schien, ob es einen Sprung in den Abgrund hinunter wagen solle. Plötzlich bog es seinen langen Körper und richtete, wie um Gnade zu bitten, ein Paar Augen auf den Mann, in welchen keine Spur von Haß und Grausamkeit, sondern nur Sanftmuth und Freundlichkeit lag. Es war etwas so Außerordentliches und so Rührendes in den Bewegungen des Thieres, daß der Mann schweigend und unbeweglich stehen blieb. Die Schlange schillerte in den schönsten Farben, welche von Grün in Purpur und Gold verschwammen. Unbemerkt kam sie näher und näher; es ließ sich eine seltsame Musik hören, nicht unähnlich den schmelzenden Tönen der Nachtigall, und das Thier verschwand, ohne daß er wußte, wohin. Er glaubte anfänglich sich in einer Welt von geheimnißvollen Farben, welche bald heller, bald dunkler wurden und dann vom Neuen in magischem Licht auflebten. Harmonie entzückte noch immer sein Ohr. Schweiß bedeckte seine Stirn, sein Körper bebte, als ob ihn das Fieber schüttelte und die Füße versagten ihm den Dienst. »Ist es ein Traum?« rief er aus, »was hält mich hier zurück?« Er strengte sich an, um hinwegzukommen, aber seine Füße waren fast erstarrt, und wie an den Felsen angeschlossen. Der Unglückliche war bezaubert. Da erreichte ein anderer Ton sein Ohr, eine menschliche, traurige, wehklagende Stimme. Zweimal hörte er sie, aber er konnte sich nicht rühren. Eine weiße Frauengestalt ergriff ihn am Arm, und ihr Athem erweckte ihn mit einem Male aus seinem Zaubertraum. Musik und Farbenglanz verschwanden. Um seine Füße ringelte sich die Klapperschlange mit feurigen Augen und zischender Zunge. Sein erschrockenes Weib lag an seiner Brust. Eine Sekunde später wurden sie von der Schlange angegriffen. Die Frau war das erste Opfer. Das Gift verbreitete sich mit Gedankenschnelle, und ihre Klagen zeigten dem unglücklichen Mann bald das Schicksal an, das auch ihn erwarte. Halb rasend stürzte er fort, und trat auf die Schlange, die nun wegzuschleichen versuchte. Seine Rache war erst befriedigt, als er sie zerschmettert und an den rauhen Felsen in Stücke zerschlagen hatte. Die Leiden seiner sterbenden Frau riefen ihn zu ihr. Entsetzt untersuchte er die schwarzblaue Wunde, die mit jedem Augenblick dunkler und dunkler wurde. Sie waren weit entfernt von ihrem Hause und irgend einer menschlichen Wohnung, aber doch wanderten sie Hand in Hand eine Strecke fort, bis die quälenden Schmerzen die Frau besinnungslos auf die Erde warfen. Obgleich sehr erschöpft, nahm sie der Mann auf die Arme, trug sie an einen kleinen Bach und erfrischte sie mit dem kühlen Wasser desselben. Sie erholte sich ein wenig, hatte aber nicht die Kraft, den Kopf zu erheben, der bewegungslos auf ihrer Brust ruhte. So vergingen Stunden, und kein menschliches Wesen erschien zum Beistande des unglücklichen Paares. Einsam, in einem endlosen Walde, wartete er auf ihren Tod, betete mit ihr und sah sie verscheiden. Von diesem Augenblick an dachte der Witwer nur an Rache, und gelobte mit einem entsetzlichen Eide, sein noch übriges Leben der Vertilgung der Klapperschlange, dieser Geißel der Menschen, zu widmen. Er hielt seinen Eid getreu bis an den Tod. Tausende von Schlangen fielen unter seinen Streichen. Er war deßhalb nur unter dem Namen der Klapperschlangenjäger bekannt. Vor einigen Jahren sah ich den grauen Alten, und werde nie die Thränen vergessen, die er bei der Erinnerung an seine junge Frau vergoß.

(Amerikanische Sage.)

---

19. Henrick, der Jäger.

Kapitän Alexander erzählt in seiner Entdeckungsreise ins Innere von Afrika, daß er im Lande der großen Namaquas einen Mann dieses Volkes, Namens Henrick Buys, fand, der so schnell laufen konnte, daß er Zebras zu Fuße jagte, sie erreichte und mit einem Messer niederstieß. Seine Erzählung von ihm ist folgende: Am 13. März Abends kam Henrick, um mich zu besuchen; er ist ein hagerer, athletisch gebauter Namaqua von 40 Jahren, 6 Fuß 8 Zoll groß, mit niederer, doch etwas adlerartig geformter Nase und vorstehenden Zähnen, die jedoch von seinen Lippen bedeckt waren; um seinen Mund spielte ein gutmüthiges Lächeln, und sein Gesicht drückte Freundlichkeit und Verstand aus. Er war gut gebaut, mit hoher Brust, schlanker Taille und muskulösen Armen und Beinen, jedoch ohne mehr Fleisch, als gerade nöthig war, um seiner Gestalt vollkommene Symmetrie zu geben. Seine Füße waren klein, wie gewöhnlich bei den Namaquas, aber seine Hacke war auffallend hoch und erhob sich sogar in eine Art von Knopf in der Mitte. Dieses mag seine erstaunliche Kraft als Läufer vermehrt haben. Wenn es ihm an Pulver zu fehlen begann, nahm er sein Jagdmesser in die linke Hand, denn er war links, und ging nach einem Plaz in der Nähe seiner Wohnung, wo er wußte, daß Zebras weideten, und suchte sie auf, um sie zu verfolgen. Auf den Zehen gehend, mit einem elastischen, springenden Schritt, legte er etwa 5 englische Meilen in einer Stunde zurück, und suchte, während er über die Ebene hineilte, nach Fußspuren auf dem Boden, da die Abdrücke des geschlossenen Hufes der Zebras in dem Sande sich leicht bemerken lassen. Sobald Henrick eine Herde solcher Thiere grasen sah, hielt er an, entledigte sich aller Kleidungsstücke, die ihm lästig werden konnten, selbst seiner Mütze von Leopardenfell, und schlich sich so nahe heran, als er konnte, ohne bemerkt zu werden. Doch das wachsame Auge des Hengstes entdeckt den Jäger, sobald er das ihn bergende Gebüsch verläßt, gibt das Zeichen und die ganze Herde jagt davon. Henrick, ohne gleich Anfangs sich aufs Aeußerste anzustrengen, folgt ihnen; die Zebras halten an, um zu grasen, Henrick aber läuft gleich einem Rennpferde auf sie los, fort stürmen sie abermals, schnaubend die gestreiften Köpfe in der Luft schüttelnd und die leichten maulthierartigen Schweife wedelnd. Der Jäger läßt nicht einen Augenblick ab von seiner Verfolgung, springt über Steine und Gebüsche und andere Hindernisse hinweg, nach 3 oder 4 englischen Meilen ist er vollkommen im Wind, der Boden scheint unter ihm zu fliegen, und er ist jetzt, wie er sich ausdrückte, nicht mehr im Stande, den Himmel von der Erde zu unterscheiden. Die Zebras halten an und grasen wie zuvor, aber dieses ist jetzt nur noch für Augenblicke, denn ihr Feind ist hart hinter ihnen, treibt sie gegen einen steilen Felsen, wo sie einen Augenblick über den Weg zur Flucht unschlüssig sind. Da ist Henrick unter ihnen, faßt eines von der gestreiften Herde am Schweif und wirft zugleich sich mit dem ganzen Gewicht des Körpers gegen den Boden. Das Zebra fällt auf die Seite, worauf Henrick ihm sogleich das Messer in die Brust stößt und es dann wieder aufstehen und fortrennen läßt; eine kurze Zeit setzt es noch seinen Lauf fort, bleibt aber dann allmälich, durch den Blutverlust geschwächt, zurück, die übrige Herde wartet dann einen Augenblick, aber Henrick ist abermals zur Stelle, wiederholt seinen Stoß, und wenn auch dieser noch nicht hinreicht, so streckt ein dritter gewiß das Thier leblos zu Boden. Der glückliche Jäger kehrt sodann in seine Hütte zurück und schickt seine Leute mit Packochsen aus, um die Beute heimzubringen.

Sein ältester Sohn, Jan, thut es ihm jetzt an Schnelligkeit gleich, was, wie der Vater sagt, nicht der Fall sein würde, wenn er nicht vor einiger Zeit eine Schußwunde in den linken Arm erhalten hätte. Kürzlich verfolgten beide eine Anzahl Giraffen, kamen hart an drei derselben heran, und der Vater sagt seinem Sohn, er solle ihm helfen die letzte niederstoßen; Jan aber erwiederte: nein, wir wollen die erste und größte anfallen. Dieses geschah auch, und nach einiger hitzigen Verfolgung wurde die erste denn auch wirklich getödtet. Es ist wahr, daß man mit Pferden Zebras und Giraffen einholen kann, immerhin ist es zum Erstaunen, daß Henrick Buys und sein Sohn im Stande sind, es Pferden gleich zu thun, und so zu zeigen, was ein Mann durch Mäßigkeit und Uebung erreichen kann.

---

20. Ein berühmter englischer Jäger.

Der heutige Jäger in England ist ein wahrer Fashionable (Modemann); in seinem Anzuge und an seinen Pferden zeigt er Luxus und Pracht; seine Piqueurs sind zahlreich und seine Hundeställe gleichen Palästen. Es ist nicht mehr die sonstige Gutmüthigkeit und Natürlichkeit; sein Benehmen ist artig aber kalt. Der Jäger vor 20 Jahren war ganz einfach, aber offen und frei; jagte er, so geschah es des Vergnügens der Jagd wegen; an seinem Tische herrschte die Fröhlichkeit; die Weine waren vielleicht nicht so ausgesucht, aber sie flossen in Strömen. Vielleicht ist es für die jetzige Generation nicht ohne Interesse, hier die Schilderung eines berühmten Jägers aus der alten Zeit zu entwerfen, des Herrn Hastings. »Hastings, geboren in Woodlands in der Grafschaft Southampton, war Sohn, Bruder und Oheim der Grafen von Huntington. Er war untersetzt, hatte kräftige Gliedmaßen, einen von rothem Haar starrenden Kopf und alle seine

Kleidungsstücke waren neu nicht 5 Pfd. Sterl. werth; sie hatten eine grüne Farbe. Sein Haus stand nach der alten Sitte in der Mitte eines großen Parks mit Hirschen und Kaninchen, fischreichen Teichen und hochstämmigen Bäumen. Die Meuten des Herrn Hastings waren die zahlreichsten im Lande; er hatte sie von allen Arten: Bulldogs, Dachshunde, Hühnerhunde, Windspiele und Pudel; einige jagten den Hasen, andere den Eber, einige waren nur zur Kaninchenjagd bestimmt und andere zur Wolfs-, Hirsch- und Fuchsjagd. Er hatte auch Falken mit langen und kurzen Flügeln, und da er leidenschaftlich den Fischfang liebte, so besaß er auch Netze aller Art. Der Ort, wo er wohnte, und die Gunst, in der er bei seinen Nachbarn stand, erlaubten ihm, seine Steckenpferde zu reiten, wie er wollte. Die Reviere von Christ-Church und New-Forest grenzten an sein Schloß; er hatte das Fisch- und Jagdrecht auf allem Besitzthum der Pächter, wo er Hirsche, Füchse, Süßwasser und Seefische fand. Aber darauf beschränkten sich die Vergnügungen des Herrn Hastings nicht; er hatte auch für das schöne Geschlecht eine besondere Vorliebe, und 10 Meilen in die Runde gab es keine Frau unter 40 Jahren, die nicht in mehr oder weniger vertrautem Verhältniß mit ihm gestanden hätte. Diese Vorliebe hatte seiner Beliebtheit keinen Eintrag gethan, im Gegentheil dieselbe nur erhöht, denn er sprach mit den Männern, Brüdern und Vätern immer freundlich und nahm sie in seiner Wohnung gut auf, wo sie stets Rindfleisch, Pudding und Bier fanden.

Diese Wohnung war sehr merkwürdig. In der Halle befand sich eine große Menge von Falken und Hunden. Abgenagte Knochen bedeckten den Fußboden; die Decke war mit Fuchsfellen belegt, und an den Wänden hie und da sah man Katzenfelle und Hundepeitschen. Das Sprachzimmer bildete ein schön möblirtes Viereck. Hier lagen stets vor dem Feuer zwei bis drei prächtige Jagdhunde nebst einigen andern, und auf zwei Stühlen neben dem Kamine schliefen friedlich mehre junge Katzen, die der Baronet nicht gern stören ließ. In dieser Hinsicht war seine Reizbarkeit groß; seine Liebe für diese Thiere ging so weit, daß er stets drei bis vier Katzen an seinem Tische hatte; sie fraßen oft mit von seinem Teller, und wenn sie ein Stück anrühren wollten, das nicht für sie bestimmt war, so wurde es ihnen durch einen Schlag auf das Mäulchen mit einem Stöckchen angedeutet, das immer neben ihm auf dem Tische lag. An den großen breiten Fenstern dieses Zimmers hingen seine Pfeile, sein Bogen und sein Jagdanzug, und in jeder Ecke stand ein Vorrath von Angelruthen und Jagdflinten. Ein Tisch mit Austernschalen stand vor dem Kamin. Hastings liebte die Austern ausnehmend und aß von Anfang des Jahres bis zu Ende desselben täglich zweimal dergleichen. Neben und vor dem Austerntische befanden sich zwei Tischchen und ein Pult voll Kirchenbücher, Fischhaken und Klingeln, und in der Mitte sah man zwei oder drei graue Hüte, deren oberer nestförmiger Theil voll Fasaneneier war, denn Hastings hielt viele Fasanen. Am Ende des Zimmers führte eine Thür in den Keller, da lag das Bier und der Wein. Der Keller war gut gefüllt, obgleich Hastings sehr mäßig für seine Zeit lebte. Gegenüber führte eine andere Thür in eine alte Kapelle, die Hastings in eine Speisekammer verwandelt hatte. Hier hingen an der Decke und an den Wänden Wildpret, Schinken und Stücke kalten Fleisches.

Hastings war einer der bekanntesten Gastronomen (Wohlschmecker) seiner Zeit und sein Tisch immer wohl besetzt, aber es kostete ihm wenig, denn alles Wildpret schoß er selbst, und er brauchte nur Rind- und Schöpsenfleisch zu kaufen. Eben so war es mit den Fischen, die er fast eben so sehr liebte wie die Austern; alles was davon auf seinen Tisch kam hatte er selbst gefangen. Uebrigens war er ein guter Gesellschafter, sah sich gern unter seinen Nachbarn und lud sie regelmäßig einmal in der Woche zu sich. Dann trat er, seinen Gästen zu Ehren, etwas aus den Grenzen seiner gewöhnlichen Mäßigkeit heraus und trank sich gern einen kleinen Haarbeutel. Gewöhnlich wenn er allein war, trank er nur ein paar Gläser Wein, außer einer Kanne Bier. Hastings war edelmüthig, gastfrei und freundlich gegen Jedermann; sein einziger Fehler war seine Hitze und seine Barschheit; er prügelte seine Leute ohne Barmherzigkeit und behandelte sie wie Hurkinder und Hahnreis, was er freilich besser wissen mußte, als irgend Jemand. Hastings erreichte dabei ein Alter von hundert Jahren und jagte den Hirsch noch in seinem achtzigsten Jahre.« Die jetzigen Jäger dürften schwerlich ein so langes Leben erreichen.

(Blätter aus der Gegenwart.)

Die Jagdbarkeit in verschiedenen Ländern.

21. Die kaiserlichen Jagden um Wien.

Die kaiserlichen Jagden um Wien sind durch Ausdehnung, Mannichfaltigkeit und Wildreichthum vielleicht einzig in Europa. In England mag es mit größerem Aufwand von Seite der Jagdveranstaltungen, mit mehr origineller Weise von Seiten der Jäger selbst zugehen. Der Wildstand aber um Wien, seine sorgfältige Hege und Pflege wird nirgends übertroffen. Da die Jagden nicht nur eine übliche Herbstbelustigung des Hofes sind, sondern auch fremde hohe Gäste, wie erst neulich der Prinz August von Preußen und der russische Thronfolger, mit Vorliebe daran Theil zu nehmen pflegen, so dürfte nicht uninteressant sein, hier eine Skizze von ihnen zu liefern. Sämmtliche kaiserliche Jagden um Wien werden von vier Forstmeisterämtern, Larenburg, Prater, Auhof und Wolkersdorf, dirigirt. Das erstere enthält 23 Jagd-Reviere, das zweite 4, das dritte, nebst seinen weit entlegenen Jagdbezirken und den Thiergarten, und das letzte 16 Jagdbarkeiten. Die Hofjagden beginnen im Juli mit dem Abschießen der jagdbaren Hirsche, welche in der Mitte des September in die Brunst treten, wo dann die Hasenjagden anfangen. Auf Rothwild werden sowohl gesperrte Jagden, als auch freie Klopfpürschen gemacht. Die Parforcejagd wurde unter Kaiser Franz I. abgeschafft; Hirschjagden finden im Prater, in der Brigittenau, im Thiergarten und bei Aspern statt; in den andern Bezirken ist nur einzelnes Abschießen durch die Erzherzoge üblich. Der Hochwildstand im Prater beläuft sich auf 1500 bis 1600 Hirsche. Es wird daselbst alle zwei Jahre von dem Kaiser im August eine gesperrte Jagd abgehalten, wo gewöhnlich gegen 50 Stück erlegt werden. In der Brigittenau gibt es nur Wechselwild, worauf alljährlich von den Erzherzogen eine Hofjagd abgehalten wird. Im Jahre 1795 hatte die letzte Schweinsjagd im Prater, der früher nur als Thiergarten betrachtet wurde, statt. Der eigentliche Thiergarten liegt im Forstmeisteramte Auhof. Hier gehören zu den interessantesten Jagden, wozu auch dem Publikum theilweise der Zutritt gestattet ist, die auf Wildschweine. Sie beginnen im November und enden mit Neujahr. Es werden Tribunen errichtet für die Zuseher — welche Eintrittskarten haben müssen — und hiebei 300 bis 400 Stücke Wild abgeschossen. Der mit allen Wildarten besetzte Thiergarten hat einen Umfang von 6 Meilen; im Jahre 1782 wurde er mit einer Mauer umgeben. Es sind drei kaiserliche Thiergartenjäger daselbst stationirt, welche selten im Jahre und nur bei äußerster Nothwendigkeit ihr Revier verlassen. Das Rothwild wird mit gutem Heu, gelben und weißen Rüben, wilden Kastanien und Hafer, das Schwarzwild mit Mais und Gerste gefüttert. Das Forstmeisteramt Wolkersdorf unterhält meistens Hasen und Fasanen, dann Füchse, die geraume Zeit vorher durch Pferdeäser angelockt und dann Treibjagden auf sie veranstaltet werden, meistens zum Jagdschlusse im Jänner und Februar.

22. Die Jagd in Frankreich.

Wie steht es mit der Jagd in Frankreich? wie jagt man dort, was jagt man, wie war es früher, wie ist es jetzt, wie wird es sein? Gleich meine Herren, nur eine kleine Geduld, lassen Sie mich gefälligst etwas weit ausholen, wir werden bald auf die Gegenwart kommen und sogar den Jagdliebhabern Frankreichs die Zukunft prophezeien. Vor der ersten Revolution, wir sagen vor 1789, hatten Jäger und Jagdliebhaber im großen schönen Frankreich gute Zeiten, herrliche Tage. Die Jagdgerechtigkeit war in dem Besitz der Krone und der Grundbesitzer. Wild war vollauf und überall, in den Feldern und Wäldern, in den Gebirgen, in Gehägen und Parks; außer Hirschen, Rehen, Schweinen, Hasen, Füchsen und allerlei Geflügel wurden Wölfe, Bären und Luchse gejagt. Die Jagdgesetze waren streng, die hohen Herren unerbittlich, lebenslängliche Kettenstrafe, mindestens jahrelanges Gefängniß stand dem Wilddiebe bevor. Die Bauern waren übel daran, sie mußten alle Lasten tragen. Im Laufe der ersten Revolution wurden alle socialen (gesellschaftlichen) Verhältnisse Frankreichs, alle Gesetze umgestoßen, so auch die Jagdgesetze. Von nun an galten keine bevorzugten Stände, keine Jagdgerechtigkeit mehr, jeder Franzose war vor dem Gesetze gleich, jeder konnte jagen und schießen, fangen und vertilgen, wie er wollte und konnte. Alles wurde Jäger, das lang entbehrte Vergnügen, die Ueberhäufung des Wildes spornten und nöthigten zur Jagd und Vertilgung. Die Jagdlust ward bald in dem Maße übergroß, als das Wild abnahm. Ein Gesetz steuerte dem eigenmächtigen, übertriebenen Jagen; nur zu gewissen Zeiten und für die Entrichtung einer gewissen Summe durfte der Franzose fortan die Jagdgerechtigkeit üben. Das Hochwild war beinahe schon vertilgt, die Wälder waren meist gefällt, die Gehäge niedergerissen, die Parks konfiszirt und vereinzelt, nur wenig niedere Jagd, Wölfe, bisweilen ein Bär und ein Luchs, waren noch vorhanden. Dasselbe galt und blieb unter dem Konsulat, unter dem Kaiserthum, unter der Restauration, dasselbe gilt ungefähr noch jetzt. Der große königliche Jäger Karl X. bewilligte zwar einige Vorrechte und viele reservirte Reviere, legte Gehäge an, schonte und ließ hohe und niedere Jagd schonen, aber die Jagdgesetze bestehen wie unter Napoleon und Ludwig XVIII. Große Grund-

eigenthümer legten wieder Gehäge und Thiergarten an, kauften mit Mühe und Kosten nahe und fern Hirsche, Rehe und wilde Schweine auf; Fasanerien entstanden; größere und kleinere Reviere wurden gegen Entschädigungen Liebhabern, Eigenthümern und Pächtern gesichert.

Zur Zeit kann in Frankreich Jeder jagen; er muß diese Vergünstigung jedoch alljährlich nachsuchen, einen porte d'armes (Erlaubnißschein zur Führung von Waffen) lösen und 15 Franks bezahlen. Mit dem porte d'armes in der Tasche, der Flinte auf dem Rücken, der Jagdtasche an der Seite kann man ganz Frankreich vom Mittelmeere bis zum Ozean, von dem Rhein bis zu den Pyrenäen durchziehen; ich wünsche gute Jagd! Mancher möchte seine Jagdreisen unternehmen und mit leerer Weidtasche heimkehren. Nur in den reservirten Terrains, in einigen Forsten, in Gehägen und Thiergarten findet Ihr Hochwild, niederes Wild aber dort sonst nur selten, denn wie soll es existiren, wie sich vermehren? Zwar darf nicht zu allen Zeiten gejagt werden, gewöhnlich nur vom 1. September bis Mitte Winters, aber wie wird dann auch gejagt, da bleibt nichts verschont, nicht die trächtige Häsin, kein Huhn, Alles, was vor das Rohr kommt, fällt, wenn es nämlich getroffen wird. Wer kümmert sich da um die Jagd, um das Vergnügen im nächsten Jahre? Keiner schont, Alle vernichten; geht es noch lange so fort, so wird man gar nicht mehr von Jagd in Frankreich sprechen können. Der 1. September ist gewöhnlich der Tag, an welchem in Frankreich die Jagd eröffnet wird. Dann zieht Alles aus, was Schießgewehr hat, Viele mit, Viele ohne porte d'armes, die Letzteren werden, wenn nicht in den ersten Tagen, so doch in der Regel bei wiederholten Defraudationen von den zahllosen Gensd'armen und Feldhütern entdeckt und zur Verantwortlichkeit gezogen. Der 1. September ist ein Freudentag für Jäger und Lateiner *), ein fetter Tag für die Gensd'armen und Feldhüter, ein trauriger Tag für Hasen und Hühner, für Vögel und Hunde, oft für den Schützen selbst. Schon lange vorher werden Vorkehrungen getroffen, portes d'armes gelöst, Flinten gekauft, getauscht und geputzt, das Jagdzeug in Stand gesetzt, Hunde dressirt und erhandelt. Der Jäger versieht sich mit Schuhen und ledernen Kamaschen, mit Mütze, Pulver und Blei, der Braconnier borgt ein Gewehr, einen porte d'armes, einen Hund, gewöhnlich auch Pulver und Blei; mit dem Morgen des 1. Septembers zieht die Schar aus, bedeckt Feld und Wald, Thal und Berg, schießt und schreit, läuft sich müde und verscheucht und vertreibt das wenige Wild. Am geräuschvollsten bietet sich dieß Treiben in der Nähe der Hauptstadt; Paris schließt Alles in sich — alle Künste, Wissenschaften, Vergnügungen und Gewerke — sollten die Jäger fehlen?!

Ein Fremder in Paris und in ganz Frankreich, so wie der Franzose und Pariser, der nicht ansäßig und genau bekannt ist, muß, um einen porte d'armes zu erlangen, zwei Bürgen oder eine bedeutende Kaution stellen.

*) Lateiner, ein Provinzialism im nördlichen jagdkundigen Deutschland. Mit diesem Namen werden schlechte Schützen, Sonntagsschützen, besonders Anfänger und junge Leute bezeichnet. Im Französischen möchte Braconnier entsprechen, welches Wort jedoch neben der Bedeutung eines schlechten Schützen noch die eines Wilddiebes und Desjenigen hat, der auf den Anstand geht und von einem Versteck aus schießt.

---

23. Die Jagd in Portugal.

In Portugal besteht bezüglich der Jagd volle Ungebundenheit und Unbeschränktheit, denn Jeder kann schießen was und wo es ihm beliebt. Allein diese große Jagdfreiheit scheint ein Hauptgrund zu sein, daß es so wenige Jagdliebhaber, wahre Jäger, gibt und von dem echten Weidmannshandwerke in ganz Portugall keine Spur zu finden ist, denn die Jagden in den königlichen Gehägen und Thiergärten von Villa Vicosa, Mafra und Salvaterra, wo in frühern Jahren die königliche Familie sich damit vergnügte, nicht sowohl Jagden als Metzeleien unter den eingepferchten Thieren, meistens zahmem Dammwilde, anzurichten, können wohl nicht als Orte betrachtet werden, wo das edle Weidwerk nach Regel und Brauch ausgeübt wird. Außer diesen Wildgärten wird Alles niedergeschossen, was der Zufall nur vor das Gewehr bringt, und zu jeder Jahreszeit das Wild, feist oder mager, oder gerade in der Satz- und Brütezeit begriffen, gejagt, weßhalb auch schon längst das Roth- und Dammwild außerhalb den genannten Thiergärten in ganz Portugal ausgerottet ist. Wildschweine kommen nur noch in einigen Gegenden vor, wo ausgedehnte Tannenwaldungen sind, besonders aber in dem Walde von Leiria. Die Jagd im ganzen Lande ist daher eigentlich nur auf Repphühner (die rothen) und Kaninchen beschränkt, denn selbst Hasen sind nicht zahlreich und kommen nur in den ebenen Steppengegenden der Provinz Alemtejo etwas häufig vor, in den Gebirgsgegenden nur höchst selten, und eben so selten in den fruchtbaren Thälern des Tajo und Mondego; sie scheinen nicht so sehr fruchtbar zu sein wie in andern Ländern. Zur Hühnerjagd bedient man sich des Hühnerhundes, selten jedoch, und fast nur einzig zu Lissabon und Porto, findet man dressirte Hunde. Der Provinzjäger ist eben auch kein großer Schütze und gibt sich mehr mit dem Fangen als mit dem Schießen ab, besonders aber liebt er die Kaninchenjagd leidenschaftlich; in manchen Gegenden ist dieses Wild in unzähliger Menge vorhanden. Zu dieser Jagd bedient man sich der Bracken. Oft werden 20 Hunde paarweise aneinander gekoppelt und mit einem gut abgerichteten Frettchen, in einer runden Korkbüchse an

einem Riemen auf dem Rücken hängend, nebst gestrickten Beutelnetzen und einem großen mit Eisen beschlagenen Stocke auf der Schulter, zieht der Jäger aus. Im Jagdreviere angekommen, läßt er die Hunde los, die denn auch bald die Kaninchen aufstöbern und laut jagend bis zu ihrem Bau verfolgen. So wie das Kaninchen in den Bau gekrochen, werden die Hunde still, ein Zeichen, daß die Beute gewiß ist. Die frische Spur zeigt die Röhre, wo es eingekrochen, und da nun viele solcher Röhren vorhanden sind, die zu einem gemeinschaftlichen Bau gehören, so steckt der Jäger vor die gangbarsten die Beutelnetze und läßt das Frettchen, welches ein kleines Schellchen am Halse hängen hat, einkriechen; es dauert nicht lange, so flüchten alle Kaninchen vor ihrem Feinde, und das Freie suchend, springen sie in die Beutel. Auf diese Art fängt ein Jäger oft 20 bis 30 Kaninchen an einem Tage, welche in Lissabon mit 6 bis 8 Groschen bezahlt werden.

Jagdgeschichtliche Notizen — Jagdanekdoten.

Jägerlieder.

24. Jährliche Ausgaben eines englischen Fuchsjägers.

Vierzehn Pferde	4550	Thlr.
Unterhaltung der Hunde, 50 Koppel	1180	—
Pulver, Blei ꝛc.	337	—
Abgaben	780	—
Lohn für Hundewächter und Domestiken	1365	—
Maschinen und Instrumente	520	—
Sättel ꝛc.	650	—
Beschlagen der Pferde, Roßarzt ꝛc.	650	—
Kauf junger Hunde	650	—
Wetten des Jägers	1950	—
Summe	14520	Thlr.

25. **Was ein Jagdgehäge koste?** Ein englischer Gutsbesitzer ließ summiren, wie viel ihm jährlich die Erhaltung seiner Jagd und seines Wildgehäges koste. Es kamen mehr als 400 Pfund heraus. »Und bei all dem,« sprach er zu sich, »habe ich nimmer einen Wildbraten in der Küche, wenn ich gern einen haben möchte.« »Nimmer,« bejahte sein Oekonomierath. »So müssen wir also einen andern Weg einschlagen. Mir kommt ein glorreicher Gedanke! Ich werde bald mehr Wildpret haben, als irgend ein Gutsbesitzer in England.« Auf der Stelle lohnte er alle seine Jäger und Gehägehüter ab. »Was wollen Sie thun?« fragte sein Rath. »Ich werde Wilddieb auf meinem eigenen Grund und Boden werden.« Er ließ nun einer Rotte von sechs bekannten Wilddieben nachspüren und erhielt gegen sein Ehrenwort, daß er den Wilddieben kein Haar krümmen werde, eine Unterredung mit dem Anführer derselben. Der Kerl kam zu ihm. »Giles Grimjaw,« sagte er, »ich gebe Dir und Deinen Gesellen Freiheit und Recht, bei Tag und bei Nacht beliebig auf meinen Besitzungen zu wilddieben.« Der Kerl wies sich ungläubig. »Unter der Bedingung,« fuhr er fort, »daß Du mich jederzeit reichlich mit Wildpret versorgst.« Der Kerl grinste vor Entzücken. »Und daß mir,« schloß er, »meine Aecker und Zäune nicht ruinirt werden.« Noch an demselben Morgen wollte Grimjaw mit den Genossen die Zäune wieder herstellen und dieselben für beständig in gutem Zustande erhalten. »Gut,« sagte der Gutsbesitzer, »doch merke Dir's — nur Ihr Sechs dürft, keine andere Rotte darf auf meinem Gebiete jagen.« Der Kerl meinte, er möchte den doch sehen, der das wagen würde. So hatte der Gutsbesitzer die Bursche mit Leib und Seele an sich geknüpft — sie hätten ihr Leben für ihn hingegeben. »Ich verlange nichts von Dir, Giles,« setzte er hinzu, »als eine ehrenvolle Erfüllung Deiner Zusagen. Meine Speisekammer ist eben jetzt trübselig leer.« Der Kerl ging so vergnügt, als ob ihm eine Meierei geschenkt worden wäre. Und das war auch ein wirkliches Ausrotten der Wilddieberei. Durch diesen Kniff hatte er sechs Halunken in eben so viele rührige und unbesoldete Gehäghüter umgewandelt und war eben so reich an Wildpret aller Art, als er von den meisten seiner gutsherrlichen Nachbarn wegen dieses Schrittes gehaßt wurde; ja sie klagten sogar, daß seine Sechs bisweilen sehr verderblich in *ihren* Gehägen, anstatt auf dem *seinigen* streiften.

26. **Jagdbuch Karls X.** Dieser berühmte königliche Jäger sol im Laufe eines Jahres 8 bis 10000 und der Herzog von Angouleme 7 bis 8000 Stück Wild erlegt haben.

27. **Jagden in Tyrol.** Im Verlaufe des Jahres 1835 sind in der Provinz Tyrol und Vorarlberg nachstehende Raubthiere erlegt worden: Im Kreise Trient 14 Bären und 3 Wölfe; im Kreise Botzen 4 Bären und 1 Wolf; im Kreise Imst 4 Wölfe und 1 Bär; im Kreise Roveredo 2 Bären und 2 Wölfe; im Kreise Schwatz 2 Bären; im Ganzen 23 Bären und 10 Wölfe, wofür von der Landesstelle 945 fl. C. M. angewiesen wurden. Im Jahre 1833 wurden 27 Bären, 6 Wölfe, 2 Luchse, im Jahre 1834 16 Bären, 5 Wölfe, 1 Luchs erlegt.

28. Würtemberg war früher eines der reichsten Länder an Wild aller Gattungen. Unter der Regierung des Herzogs Karl sind bei der zu Ehren des Großfürsten Paul von Rußland Anno 1782 veranstalteten Jagd über 6000 Stück Hoch- und Rehwild und gegen 2600 Sauen eingefangen worden. Unweit Ludwigsburg gegen Heilbronn zu schoß man in einem Kesseljagen zwischen 6 bis 7000 Hasen.

29. Erblichkeit des Instinkts der Jagdhunde. Ein Engländer hat vor Kurzem Beobachtungen über Erblichkeit des thierischen Instinkts mitgetheilt. Ein junger Dachshund, dessen Eltern auf den Iltisfang abgerichtet, und ein junger Wachtelhund, dessen Vorfahren zur Schnepfenjagd gebraucht worden waren, waren mit einander aufgewachsen. Als sie zum erstenmal ihre natürliche Beute gewahrten, verfolgten sie diese mit großer Hitze, ohne daß der eine sich um die Beute seines Gefährten bekümmerte. Die Beobachtung wiederholte sich bei mehren Wachtelhunden, die noch ganz unerfahren, fast eben so geschickt die Schnepfen auffanden, als ihre sorgfältig dressirten Väter. Ein junger Vorstehhund, dessen Eltern abgerichtet worden waren, das verwundete Wild zu suchen und zurückzubringen, leistete gleich gut denselben Dienst.

Ein großer Metzgerhund war ein so leidenschaftlicher Liebhaber von Käse, Butter und Milch, daß er dafür alles Fleisch stehen ließ. In der schönen Jahreszeit legte er sich hinter einen Eckstein, wo er auf die mit ihren Butterbrotschnitten, oder mit Käsestückchen in die Schule gehenden Kinder laurte. Sobald er ein solches erblickte, sprang er mit fürchterlichem Gebell und Geheul auf und erschreckte das Kind dadurch so sehr, daß es auf seiner eiligen Flucht Brod und Käse fallen ließ. Der Hund erfaßte nun ganz gemächlich seine Beute, verzehrte sie mit augenscheinlichem Wohlbehagen und nahm sodann wieder seinen Posten hinter dem Eckstein ein. Man versicherte, er sei von einer Hündin geworfen worden, die man zur Bewachung einer großen Butter- und Käsebereitungsanstalt gebrauchte, wo sie nie anderes Futter als die davon herrührenden Abgänge erhielt.

30. Wilde Hunde in Kuba. Das Museum in Paris hat durch Herrn Alexander Eyries zwei kleine wilde Hunde von der Insel Kuba erhalten. Diese Thiere haben eine sehr lange Schnauze und den Schweinsborsten ähnliche Haare. Die Auffindung dieser Thiere in den Wäldern der Insel Kuba macht dem Streite der akademischen Gelehrten ein Ende, welche behaupteten, Columbus habe auf dieser Insel gar keine Hunde sehen können, indem daselbst gar keine vorhanden und die in seinem Reisebericht erwähnten Thiere nichts anderes als Schakals gewesen seien.

31. Eine gezähmte Löwin. Im Schlosse von Neuilly (bei Paris) befindet sich eine kleine gezähmte Löwin, welche dem Prinzen von Joinville gehört und die er aus Brasilien mitbrachte. Sie geht ganz frei herum, und damit sie sich nicht langweilt, gab man ihr zwei kleine Affen zu Gefährten, mit denen sie auch beständig spielt.

32. Großer Königsadler. Am Thuner-See, in d. Schweiz, wurde am 16. August 1838 in den Felsen des Stockhorns von geschickten Schützen ein Königsadler von seltener Größe entdeckt und geschossen. Er war über 3 Fuß groß und mit ausgespannten Flügeln über 10 Fuß breit. Es war wahrscheinlich derselbe, welcher im März 1837 und 1838 in der Gegend von St. Maurice in Wallis gesehen wurde und dort mehre Kinder getödtet und gefressen hatte, verfolgt worden war, aber entkam, so daß bei der Entdeckung seines ungeheuern Nestes in den Felsen der Dent du Midi nur seine zwei Jungen gefunden wurden, die nach guten Nachrichten zwar erst 6 bis 7 Wochen alt waren, aber doch 2 Fuß in der Höhe und auch in voller Ausdehnung maßen. Das erste Kind, das durch ihn umkam, war ein Mädchen von 7 bis 8 Jahren, das die Eltern in den Wald schickten, um Blätter zur Streu zu suchen. Das Kind kam nicht wieder, und nach einigen Tagen fand man an einer freien Stelle des Waldes seine Schuhe, einen Theil seiner Kleider und dabei einige Adlerfedern. Im Jahre 1838 verschwand in derselben Gegend ein kleines Kind, das am Waldrand Blumen pflückte. Auch dieses kam nicht wieder, und man fand an der Stelle, wo es zuletzt gesehen worden, einen Schuh und einen Theil der Strümpfe. Ein Kinderschuh soll in dem Adlernest auf dem Stockhorn gefunden worden sein. Wäre dieß, so hat der Adler wohl das Kind 15 bis 16 Schweizer Stunden weit durch die Luft auf den Stockhorn geführt, wenn er damit in gerader Linie von der Gegend von St. Maurice über das waadtländische Oberland und das bernische Saanenland und Simmerthal weggeflogen ist. Als die Walliser Jäger nach vielem Suchen das Adlernest an der Dent du Midi entdeckten, war die Adlermutter abwesend und sie fanden nur die beiden Jungen.

Bei einer am 13. November 1837 in dem Riether Forst bei Stettin gehaltenen Treibjagd, an der verschiedene angesehene Jagdliebhaber aus Stettin Theil genommen haben, ward ein Adler erster Größe, beschäftigt, die letzten Reste eines erbeuteten Hasen zu verspeisen, von einem Treiber überrascht, ergriffen und der zahlreichen Jägerschar lebendig und unverletzt vorgeführt, welche sogleich Standrecht über den Verbrecher hielt. Es dürfte ein Fall ohne Gleichen sein, daß ein so schöner, mit so feinen Organen ausgestatteter Vogel sich der Atzung so blind überließ, um die eigene Sicherheit in so hohem Grade zu vernachlässigen. Nicht minder merkwürdig und gewagt ist die lebendige Ergreifung eines so muskelkräftigen, mit dreifacher Waffe versehenen Gegners; der Versuch dürfte nicht öfter gelingen. (Der Humorist 1837.)

33. Die Biber in Preußen. In Rücksicht auf das Vorkommen des Bibers in Preußen, sind in den preußischen Provinzialblättern einige Dokumente zur Sprache gekommen. Ein vom König Friedrich 1768 erlassenes Patent empfiehlt die Schonung der Biber und ihrer Bauten aufs strengste. Gleichwohl nahm die Zahl der Biber durch die fortschreitende Landeskultur seit Anfang des 18. Jahrhunderts bedeutend ab. Im Jahre 1800 gab es noch zwei Biberbaue bei Liebemühl im Nettlow-See, und in den Gewässern von Inse standen ihre Baue vor 20 bis 30 Jahren so dicht, daß sie den Durchgang der Kähne hinderten. In der Nähe von Kaimen, beim Dorfe Dunau, hatten sie in einem Bache Dämme aufgeführt, welche 1742 zerstört wurden. Jetzt zeigen sich nur selten einzelne Biber.

(Dr. Wiegmanns Archiv für Naturgeschichte 1837.)

34. Rettung eines Hasen. Bei der letzten Ueberschwemmung der Weser im Hoyaschen hatte das Wild aus den Niederungen sich, so gut es anging, nach den höhern Stellen zurückgezogen; nur ein verspä-

teter Hase hatte kein anderes Schutzmittel gefunden, um dem immer mehr steigenden Wasser zu entgehen, als sich auf eine Kopfweide zu flüchten. Hier sah den Hasen ein Bauer sitzen, und es wandelte ihm die Lust an, sich desselben zu bemächtigen, er bestieg daher eine Mulde und ruderte zu der Kopfweide hin. Der Hase, die nahe Gefahr ahnend, hielt sich zum Sprunge bereit, und der Bauer in der Hitze des Fanges stand in der Mulde auf und betrat mit dem einen Fuße den Kopf der Weide, gab aber zu seinem Unglück mit dem andern Fuße der Mulde einen solchen Stoß, daß diese zurück aufs Wasser trieb und sich weit von der Weide entfernte; in demselben Augenblick aber, wo die Mulde den Stoß empfing, griff der Bauer nach dem Hasen, und dieser, in der Angst einen Satz machend, springt zufällig in die Mulde und ist so gerettet. Diese, mit dem still darauf sitzenden Hasen, treibt fort, und der Bauer sitzt wohlbehalten auf der Kopfweide.

35. Trauriges Ende eines Hasen. Ein glaubwürdiger Weidmann schoß einst im freien Felde nach einem Hasen und hetzte solchen. Plötzlich war der Hase sammt dem Hunde vor den Augen des Jägers verschwunden. Lange suchte der Schütze umher, ohne eine Spur des unsichtbar gewordenen Paares zu finden, bis er endlich die Ruthe des Hundes aus einer einzelnen frischen Fuchsröhre hervorragen sah. Mit Mühe zog er den Hund hervor, stopfte dann die Röhre zu, ging heim und holte Hacke und Spaten, um den Hasen auszugraben, da er ganz richtig vermuthete, daß sich derselbe in die Röhre geflüchtet habe. Da die Röhre nicht tief hineinging, so war die Arbeit leicht und bald geschehen, doch wie erstaunte unser Weidmann, als er keinen Hasen, sondern — einen Fuchs fand, welcher den armen Flüchtling, wahrscheinlich denkend, wie bist du hereingekommen und hast doch kein hochzeitlich Kleid an? — bereits größtentheils verzehrt hatte! — Dreimal unglücklicher Lampe! so in die Klemme zu kommen.

> Erst geschossen, dann gehetzt;
> Kaum entflohen dieser Noth,
> Neuen Qualen ausgesetzt,
> Endlich jammervollen Tod!

Wahrlich, für einen Hasen des Unglücks zu viel auf einmal!

36. Merkwürdiger Dachsfang. In einem ziemlich entlegenen kaiserlichen Reviere des Wienerwaldes ereignete sich im Spätherbste 1831 der merkwürdige Fall, daß sechs Dachse aus einem sehr wenig ausgedehnten Bau ausgenommen wurden, worunter nur eine Fee (Dachsin) und fünf Niede (Dachse) waren. Hievon wurden vier lebend erhalten; zwei, wahrscheinlich durch das ängstliche Zusammendrücken der Dachse selbst erstickt, wurden von den Hunden bereits verendet hervorgezogen. Zur Erklärung dieses seltenen Fanges mag der Umstand dienen, daß aus einem nahe gelegenen andern Baue Dachse durch Aufreißen des Baues von Wilddieben, welche jedoch, durch Felsen und schwieriges Graben gehindert, ihren Zweck nicht erreichen konnten, versprengt wurden und sich wahrscheinlicher Weise zum Theil nach dem nächstgelegenen flüchteten, wodurch sie zwar den Nachstellungen der Frevler entgingen, aber desto eher eine Beute des Jägers wurden. Zugleich ist dieser Fall ein neuer Beweis, daß die Dachse in Polyandrie leben, da selbst unter sechs Dachsen nur eine Dachsin war.

37. Ein guter Schütze. Bei einem Besuche, welchen August II., König von Polen und Churfürst von Sachsen, im Juni 1728 bei dem König von Preußen, Friedrich Wilhelm I, abstattete, und wo die Jagd die Hauptunterhaltung ausmachte, rühmte sich August, einen Leibschützen zu haben, dem es Niemand gleich thue. Nun kannte Friedrich Wilhelm einen Lieutenant, Namens Brink, als einen unübertrefflichen Schützen. Diesen stellte er dem sächsischen Leibjäger entgegen, dessen Meisterschaft darin bestand, daß er mit der Büchse auf 400 Schritt in einen aufgesteckten Pfahl drei Kugeln so aufeinander schoß, daß keine auch nur ein Haar breit seitwärts streifte. Brink that ihm dieß augenblicklich nach; dann stellte er in derselben Entfernung seinen Degen auf und schoß drei Kugeln so gegen dessen Schneide, daß sie sich genau in zwei gleiche Theile spalteten. Diesen Schuß versuchte der Sachse umsonst nachzuthun.

(Försters Geschichte Friedrich Wilhelms I.)

38. Merkwürdige Schüsse. Bei einem in den vordern Harzbergen des Reviers Hohausen angestellten Treiben nach Sauen zeigte sich, als die Treiber schon ziemlich nahe herangerückt waren und vermuthen ließen, daß keine Sauen mehr vorkommen würden, dem jetzigen Forstrath B. zu F. ein Fuchs, der im Trabe an einem steinigen Abhange hindurch nach einer nahen Dickung eilen wollte. B. rief ihn an und streckte ihn mit seiner einfachen Büchse in dem Augenblick, wo er stutzte, zu Boden, worauf er, da er nicht daran zweifelte, den Fuchs gut durchgeschossen zu haben, ruhig seine Büchse wieder lud, und dann hinaufging, um Reinecke herbeizuholen. Bei demselben angelangt, war es ihm höchst auffallend, nicht sogleich die Schußwunde zu entdecken, und er untersuchte daher den Fuchs mit der größten Aufmerksamkeit, konnte aber demungeachtet weiter nichts entdecken, als einen kleinen Wulst unter der Kehle. — Der Fuchs wurde nun, um zu sehen, ob die Kugel ihm gar keinen Schaden zugefügt habe, höchst sorgfältig vor der ganzen Jagdgesellschaft abgestreift, und es fand sich, wie schon bemerkt, nur ein mit vielem geronnenen Schweiße unterlaufener Wulst am Halse, als die einzige Ursache seines Todes, vor. B. behauptete, daß dieser Wulst unmöglich von der Kugel herrühren könne, weil diese mit Gewißheit ein Loch gemacht haben würde, sondern daß derselbe durch etwas von der Kugel dorthin Geschleudertes hervorgebracht sein müsse. Man untersuchte deßhalb den Anschuß nochmals sehr genau, und fand, daß die Kugel auf einen Stein geschlagen war, diesen zersprengt und ein Stück davon an die Kehle des davon getödteten Fuchses geschleudert hatte.

Vor mehren Jahren erlegte ein Landmann von Kiebingen (Revier und Oberamt Rottenburg in Würtemberg) in einer mondhellen Nacht, Morgens 2 Uhr, auf einer Sandbank im Neckar zwei Fischottern auf einen Schuß. Er nahm sein Bett auf den Anstand mit, um sich gegen eine Kälte von 25 Grad zu schützen.

Der Jäger Franz ging früher als gewöhnlich von der Abendpürsche heim. Sein Weg führte ihn am Pfarrteiche vorüber, der fast ganz von Hochholz umschlossen war. — Auf der Mitte des Teiches bewegte sich etwas Dunkelfarbiges. Einige Millionen Menschen würden vorübergegangen sein, ohne in so weiter Entfernung dieses kaum faustgroße Ding erkannt zu haben, aber Franz, dessen Auge so scharf ist, daß er in stockfinsterer Nacht auf viertausend Schritte einen Rammler von einer Häsin unterscheiden kann, hatte diesen kleinen Punkt kaum erblickt, als er in ihm eine Stockente erkannte, und zwar einen Entvogel. Die Pürschbüchse mußte ohnehin entladen werden, und da Franz ein so geübter Schütze ist, daß er in warmen Sommernächten zu seinem Privatvergnügen die Fledermäuse mit Kugeln schießt, so legte er an, zielte anderthalb Sekunden und drückte ab. — Er sah deutlich, daß die Kugel von der Ente hinweg am Wasserspiegel abprallte und er hörte sie am Ufer einschlagen, gerade so als wie in einen weichen Gegenstand. — Schon glaubend, er habe die Ente gefehlt, wollte er mißmuthig abgehen, als er zu seiner Freude sah, wie die Ente zu fludern anfing — ein sicheres Zeichen, daß er ihr das Kreuz gekrellt hatte — dann langsam aufstieg, aber am jenseitigen Ufer herabfiel. Der Teich sollte umgangen werden, um die Ente zu holen, — aber Franz, im Wassertreten eben so geschickt, wie im Schießen, ging ohne Bedenken in den Teich und trat sich durch die 3/4 Meilen lange Wasserfläche fast mit trockenem Fuße durch. Dicht am Ufer lag die Ente in den letzten Zügen — und einige Schritte von ihr hinweg ein Kapitalhirsch von 74 3/4 Enden — durch das Herz geschossen — verendet — auf deutsch — mausetodt. Das kam von der am Wasser auffahrenden und jenseits im Hirsche einschlagenden Kugel. — Vor Freude jauchzend, kollerte er den Hirsch auf die andere Seite — ein Hase lag unter dem Hirsch — platt wie eine Wanze; der Hirsch war gerade auf ihn gefallen, als er, von der Kugel durchbohrt, niederstürzte; er hatte den armen Hasen breit gedrückt, wie ein Biegelbret. »Nein, das geht ins Blaue!« schrie Franz auf — schlug vor Erstaunen die Hände über dem Kopfe zusammen, und — eine Waldschnepfe zappelte in seinen Händen; sie war so niedrig und so recht a Tempo gestrichen, daß sie ihm gerade beim Zusammenschlagen der Hände dazwischen kam. Es ist merkwürdig, welches Glück oft die Jäger haben, aber noch merkwürdiger ist der Umstand, daß noch nie ein Jäger gelogen hat.

(Der Jäger 1838.)

Die Zeitung »Baltimore Republicane versichert ganz ernsthaft, ein geschickter Jäger, H. F. Dunbur, von Baltimore, habe am 25. Februar mit einem Schusse hundert fünf und zwanzig wilde Tauben erlegt. O Münchhausen, was bist Du im Vergleich mit den Yankee-Schützen!?

39. Ein Jägerstückchen. Im vierten Jahrgang von Sylvans Jahrbuch für Forstmänner, Jäger 2c., erzählt der nun verstorbene Forstrath Fischer Folgendes: »Als ich im Jahre 1807 Forstbeamter zu Mosbach am Neckar war, schlich sich zu Obrigheim am Neckar ein alter Fuchs bei später Dämmerung in einen offenen, nicht etwa am Rande, sondern in der Mitte des Dorfes liegenden, ziemlich bevölkerten Gänsestall und fing alsbald unter den jungen Bewohnern desselben zu würgen an. Auf das erbärmliche Geschrei der zum Theil nur halb befiederten Gänschen eilte sogleich die Pflegerin derselben, ein altes Mütterchen, in voller Herzensangst an die Stallthüre und erblickte zu ihrer größten Bestürzung die meisten ihrer würdigen Eleven schon dahin gewürgt, allein Meister Reinecke, diesesmal nicht der schlaue, sondern der dummdreiste, sah sich sogleich auch den Ausweg versperrt. Er hüpfte deßhalb aus Leibeskräften an den Wänden empor; die alte Gans-Gouvernante, in der Meinung, es sei noch ein lebendiges Pflegekind, fuhr auf denselben los, erwischte ihn mit der Schürze und brachte ihn ängstlich ihrem alten, an der Hausthür harrenden Eheherrn mit den rührenden Worten: »Nimm die einzige noch lebende Gans von allen.« Als nun der Alte das vermeintliche Gänschen nehmen wollte, erhielt er zwei derbe, durchdringende Bisse und ließ mit einem starken Schrei, äußerst erschrocken, den Herrn Urian wieder laufen.«

40. Ein Wilddieb. An einem Winterabend verließ der Revierförster K. zu G. seine Wohnung, um auf die Hasenjagd zu gehen und zugleich Jagdfrevler zu beschleichen. Um wegen des liegenden Schnees nicht bemerkt zu werden, zog er über seine Kleider ein weißes Hemd an und wendete das weiße Futter seiner Mütze nach Außen. Er trug eine geladene Doppelflinte bei sich. Dahin schreitend, trat ihm plötzlich eine in einen dunkeln Mantel gehüllte Gestalt entgegen, welche ihn nicht bemerkt haben mußte, da sie ihm so nahe kam, daß er die Flinte, welche die Gestalt unter dem Arme trug, hätte ergreifen können; in diesem Augenblick erkannte er in der Gestalt den ihm aus einem frühern Anlaß bekannten, berüchtigten Wilddieb S. von K., dessen Flinte er mit dem Zuruf ergriff: »S., lege die Flinte ab und ergib Dich!« Der Angerufene riß seine Flinte an sich, trat einen Schritt zurück und schlug so schnell auf seinen Gegner an, daß dieser nicht mehr Zeit hatte, sein Gewehr an den Kopf zu bringen, sondern dieses, in der Mitte des Leibes haltend, losschießen mußte. In dem nämlichen Augenblick, fast noch früher, schoß der Wilddieb seine Flinte auf den Forstbeamten ab, stürzte aber, von dessen Schuß schwer getroffen, zusammen. Letzterer gleichfalls verwundet, eilte nach Hause, wo es sich zeigte, daß er an dem einen Arm durch eine tiefe Streifwunde, welche in schiefer Richtung von unten nach oben eingedrungen war, daher die Schrote durchfuhren, verwundet war. Der Körper des Wilddiebes wurde entseelt an der Stelle gefunden, wo er hingefallen war. Es zeigte sich einige Verletzung durch Zerschmetterung des Schenkelknochens und Zerreißung der Schenkelarterie, die durch schnelle Verblutung tödtlich ward. Denkwürdig ist es, daß es fast

dieselbe Stelle war, wo der Wilddieb einige Jahre vorher den nämlichen Forstbeamten, der ihn über einem Jagdfrevel betroffen, schwer mißhandelt hatte. Letzterer wurde, da er im Zustande der Nothwehr gehandelt hatte, vom großherzogl. Hofgericht freigesprochen.

(Der Jäger 1838.)

41. **Strafe gegen die Wilddiebe in älterer Zeit.** Ein ausführliches Forst- und Jagdgesetz für Frankreich wurde bekanntlich von Franz I. im Jahre 1515 erlassen; es wird darin bezüglich des Wildfrevels festgesetzt, daß wer auf der Jagd und dem Fange großen Wildes betreten wird, beim ersten Falle 250 Franks als Strafe zu erlegen hat, und wenn er dieselbe nicht bezahlen kann, so lange mit Ruthen gehauen wird, bis Blut fließt; im Wiederholungsfalle wird der Wilddieb unter anhaltenden Ruthenstreichen um die Wälder und eingehägten Distrikte, worin er gefrevelt hat, geführt und 15 Stunden weit davon verbannt; im dritten Falle kommt der Frevler auf die Galeere oder wird nach vorheriger körperlicher Züchtigung aus dem Reiche verbannt und sein Vermögen konfiszirt. Nicht mit Unrecht sagt daher ein gleichzeitiger Schriftsteller, Duret: »Die Ordonnanzen unserer Könige nehmen es manchmal viel strenger mit der Tödtung eines Thieres, als mit der eines Menschen, und der Mörder findet Gnade, während es ein nicht verzeihbares Verbrechen ist, einen Hirsch zu schießen.«

---

42. Im Walde.

Munt'res Herz, frischer Sinn
Ist Gewinn:
Fröhlich geht's durch Büsche hin.
Weicht die Nacht,
Auf zur Jagd! auf zur Jagd!
Wenn der rothe Morgen lacht!
Waldgesang,
Hörnerklang,
Hörnerklang und Waldgesang
Tönt das Jagdrevier entlang.

Meiner Liebsten Stimm' ist schön,
Wenn ihr lockendes Getön
Durch des Waldes Dämm'rung bricht;
Aber höher schwillt die Brust,
Herz klopft dann nach Jägerlust,
Wenn des Waldhorns Stimme spricht;
Ist dein Herz dir matt und bang,
Schnell erfrischt' es Waldgesang,
Waldgesang und Hörnerklang!

Tieck.

---

43. Der Jäger Abschied.

Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl, den Meister will ich loben,
So lang' noch meine Stimm' erschallt.
Lebe wohl,
Lebe wohl, du schöner Wald!

Tief die Welt verworren schallt,
Oben einsam Rehe grasen,
Und wir ziehen fort und blasen,
Daß es tausendfach verhallt.
Lebe wohl,
Lebe wohl, du schöner Wald!

Banner, der so kühle wallt!
Unter deinen grünen Wogen
Hast du treu es auferzogen.
Frommer Sagen Aufenthalt!
Lebe wohl,
Lebe wohl, du schöner Wald!

Was wir still gelobt im Wald,
Wollen's draußen ehrlich halten,
Ewig bleiben treu die Alten:
Deutsch Panier, das rauschend wallt,
Lebe wohl!
Schirm dich Gott, du schöner Wald!

J. v. Eichendorf.

---

44. Jägers Brauch.

Die Büchse knallt,
Das Hüfthorn schallt,
Piffpaff! trarah!
Der Jäger jagt im grünen Wald,
Piffpaff! trarah!
Auch uns lockt manches Reh herbei,
Doch schießen wir nicht mit Pulver und Blei,
Piffpaff! trarah!
Juchheisa sa sa!
Trarah!

Dem Hörnerklang,
Dem Vogelsang,
Tiriti! trarah!
Lauscht Jägers Ohr den Busch entlang,
Tiriti! trarah!
Wer frägt noch, ob die Lerche singt,
Wo laut ein schäumender Becher klingt?
Klingling! trarah!
Juchheisa sa sa!
Trarah!

Der grüne Gesell,
Ihn dürstet schnell:
Gluckgluck! trarah!
Da bückt er sich nieder zum klaren Quell,
Gluckgluck! trarah!
Ei, ei! wer möchte so thöricht sein!
Wir trinken lieber vom gold'nen Wein.
Schenkt ein! trarah!
Juchheisa sa sa!
Trarah!

Sieht er im Hain
Ein Mägdelein:
Juchhei! trarah!
So küßt er bei Sonnen- und Mondenschein,
Juchhei! trarah!
Ihr lieblichen Schönen! das thun wir auch;
Da folgen wir alle des Jägers Brauch.
Juchhei! trarah!
Juchheisa sa sa!
Trarah!

Wilhelm Gerhard.

---

45. Der Bergjäger.

Am steilen Abgrund führt mein Gang
Ins hohe Bergrevier,
Dort such' ich Tag und Nächte lang
Das schlaue Gemsenthier.

Wo über mir der Adler schwebt
Und unten, meilenweit,
Der tiefe Strom sein Felsbett gräbt
In wilder Einsamkeit.

Da steh' ich oft mit heiterm Muth,
Den Stutzen in dem Arm,
Und schwinge meinen grünen Hut
Und schwing' und sing' mich warm.

Wenn Sankt Hubertus, mir geneigt,
Den Gemsbock hat gestellt,
Und von dem heißen Blei erreicht
Die schlanke Beute fällt,

Dann eil' ich heimwärts, trage schnell
Durch Firsten ohne Zahl,
Durch Gletscher-Eis und Schneegeröll,
Das Thier hinab ins Thal,

Und Abends um des Liebchens Haus
Schleich ich beim Mondenschein,
Zum Fenster schaut sie dann heraus
Und läßt den Liebsten ein.

Doch früh, eh' noch der Tag erwacht,
Geht's wieder nach der Höh';
Weit über mir die Sternenpracht
Und um mich Berg' und Schnee.

Mir ist so eng im niedern Thal,
Als läg' ich in der Gruft;
Doch rasch entflieht die arge Qual,
Umweht mit Gletscherluft.

Dann hebt sich freudig meine Brust,
Leicht wird mein freier Sinn,
Ich fühl' es leicht mit Herzenslust,
Daß ich ein Jäger bin.

Feodor Löwe.

46. Jägerlied beim Schnepfenstrich.

Nach dem alten Weidmannsmotto:

Reminiscere, habt achte.
Oculi, Schnepfen hie.
Lätare, der wahre.
Judica, auch noch da.
Palmarum, tralarum.

Holla, Gesellen! frisch auf, habt acht!
Hinaus durch die Wälder geschlichen;
Der Winter entschwindet, der Lenz erwacht,
Es kommen die Schnepfen gestrichen.
Auf dem Schnepfenstrich ein glücklicher Schuß,
Das ist des Weidmanns schönster Gruß.

Jetzt gilt es ein wack'rer Schütze zu sein,
Am Sonntage Reminiscere,
Da streichen die Schnepfen, da fallen sie ein
Im Wald; wo die düstere Föhre
Das nied're Ginstergesträuche bedeckt,
Da liegen sie einsam im Dickicht versteckt.

Wohl lohnet noch spärliche Beute die Müh',
Nur wenige lassen sich finden;
Doch später am Sonntage Oculi,
Bei günstig wehenden Winden,
Da weilt kein Schütze vergebens am Hang,
Sie streichen häufig das Thal entlang.

Und wenn nun der Frühling mit mildem Hauch
Die knospenden Zweige durchsäuselt,
Und an der Weid' und am Haselnußstrauch
Das goldige Kätzchen sich kräuselt,
Am Sonntag Lätare, im Dickicht am Moor,
Da brauche der Schütze das treffende Rohr.

Doch unstät ist dieses Nomadengeschlecht,
Sie halten nicht länger im Walde.
Kein Klima ist ihnen behaglich und recht,
Das wärmere nicht und das kalte.
Am Sonntage Judica werden nicht viel
Dem rüstigen Schützen sich bieten zum Ziel.

Und wer noch bis jetzt keine Schnepfe belauscht
Und träg in der Klause gesessen,
Der mag, bis der Herbstwind die Zweige durchrauscht,
Nur die Lust an dem Weidwerk vergessen,
Am Sonntag Palmarum verlieren sie sich,
Und vorbei ist der lockende Schnepfenstrich.

D'rum frisch, Kameraden, ins Dickicht hinaus
Und das Weidwerk lustig betrieben!
Die Schnepfen streichen, sie halten nicht aus:
Frisch auf, eh' die letzten zerstieben!
Eine Schnepfe zu schießen im Fluge schnell,
Das adelt den rüstigen Weidgesell.

C. Merck.

47. Der letzte Hirsch.

Ich folgte einst in dunkeln Schlägen
Nur mir bekannten Jägerwegen;
Der Morgen frisch, das Blätterrauschen
Schien mit dem Waldgeist auszutauschen
Gar sonderbare tiefe Worte;
War nicht geheuer an dem Orte.

Und als ich über eine Klinge
Vorsichtig mich hinüberschwinge,
Naht aus des Waldes dunkler Mitte
Ein schlanker Hirsch mit flücht'gem Tritte,
Nicht scheu, wie sonst wohl Hirsche pflegen,
Mit edlem Trotze mir entgegen.

Das war kein schüchternes Verhoffen,
Er blickte nach mir, unbetroffen,
Stolz hob er seine Prachtgewichter,
Die klaren, treuen Augenlichter
Auf mir mit stillem Vorwurf ruhten,
Das kühlte meine Jägergluten.

Des Hirsches innerste Gedanken
Gar schwer auf meine Seele sanken,
Er sprach: »Ich irr' ohne Genossen
Im leeren Wald, werd' ich erschossen,
So schlägt dein Rohr die Todeswunde
Dem letzten Hirsch weit in der Runde.

Oft hört' ich eure Büchsen knallen,
Sah alle meine Lieben fallen;
Nun irre ich allein in Trauern
In diesen öden Waldesschauern,
Hab' noch den bittern Schmerz im Sterben:
Für meine Wälder keine Erben.

Mir sprach der Wind, daß über'm Meere
Ein Land voll edlem Hochwild wäre,
Das, von den Menschen abgeschieden,
Genießt den süßen Waldesfrieden;
Dort fühle ich mich hingezogen,
Fort, fort, durch dunkle Meereswogen.«

Da tönte ferneher das Jagen,
Die Hunde hatten angeschlagen,
Der Hirsch sprang auf in wilden Fluchten,
Davon durch Steingeröll und Schluchten.
Mich grüßten, als ich ihn sah wenden,
Zum letzten Male zwanzig Enden.

Alexander, Graf von Würtemberg.

Das Historienfach.

Geschichtliche Skizzen — Charakterzüge — Erzählungen — Anekdoten — Witzfunken — Lachstoff — Kuriositäten *).

Berühmte und merkwürdige Zeitgenossen. Lebens- und Charakter-Skizzen.

1. Kaiser Franz I. vor Pontachin. — Kaiser Franz I. hatte schon in früher Jugend Beweise jener Standhaftigkeit und Ausdauer, die ihn stets charakterisirte und im Unglück nie verzagen machte, gegeben. Ein glänzendes Beispiel hievon gab er in der Schlacht von Pontachin, in den Niederlanden, am 22. Mai 1794, wo Pichegrü den Prinzen Coburg einen harten Kampf bestehen ließ, und ohne die persönlichen Anstrengungen des Kaisers, welcher 12 Stunden ununterbrochen zu Pferde saß und unaufhörlich die Truppen zur letzten Kraftanstrengung und Ausdauer ermunterte, die Truppen vor Ermüdung kaum mehr Stand gehalten haben würden. »Muth, meine lieben Kinder!« rief er ihnen zu, »noch einige Anstrengung, und der Sieg ist unser! Muth! wir werden bald Hilfe bekommen, die Engländer nahen schon!« York kam wirklich, nahm das Dorf Pontachin mit Sturm, und die einbrechende Nacht endigte eine Schlacht, welche 20,000 Menschen das Leben kostete und nach welcher kein Theil einen Schuh Terrain gewonnen oder verloren hatte. Ohne den moralischen Eindruck der persönlichen Ermunterung des Monarchen wäre die Schlacht verloren gegangen, so sehr waren die Kräfte der Soldaten schon abgespannt.

(Oesterr. Zuschauer 1838.)

---

2. Se. Heiligkeit, der gegenwärtig regierende Papst Gregor XVI. — ist 73 Jahre alt, wiewohl er deren kaum mehr als 60 zeigt; er ist von kräftiger Gesundheit und verspricht noch viele Jahre zum Besten der Kirche zu leben. Seine Sanftmuth, man möchte fast sagen, seine Fröhlichkeit, mildert den Eindruck, den jeder Gläubige beim Anblick des Oberhauptes der katholischen Christenheit natürlich empfindet. Als ein tiefer Theolog, ausgezeichneter Gelehrter und Mann von Geschmack, sorgt er eben so sehr für den Glanz der Religion, als für jenen der Wissenschaften und der Künste. Der Christ findet an ihm seinen Vater und der Künstler seinen Beschützer. Die dem Scheine nach einander entgegengesetztesten Tugenden finden sich bei ihm so vereint, daß er mit der bemerkenswerthesten Gleichgültigkeit von der einen zur andern übergeht; er kann mit einem Kinde liebreich scherzen, und es im Nothfall verlassen, um eben so gelassen dem gewaltigsten Gegner der Wahrheit entgegen zu treten. Gregor XVI. gehörte vor seiner Erhöhung zum Camaldulenser-Orden, dessen strenge Lebensweise er größtentheils beibehielt. Derjenige, dessen ehrwürdiges Haupt von einer dreifachen Krone geschmückt wird, ruht an der Seite eines prachtvollen Himmelbettes, auf einem bescheidenen Bettgestelle, worin sich nur ein Strohsack befindet. Seine Lebensweise gleicht jener eines unbemittelten Edelmanns. Man erzählt, daß, als bei seiner Thronbesteigung der Haushofmeister sich bei ihm erkundigte, wie viele Gerichte er nunmehr bei der Tafel haben wolle, Gregor geantwortet habe: »Glaubt Ihr denn, es habe sich auch mein Nahrungsbedürfniß geändert?« Eine seiner Verwandten, deren Tochter sich zu verehelichen im Begriff stand, hätte gewünscht, nach Rom zu kommen, damit die Trauung durch ihn vollzogen werde. »Sie hat den Pfarrer im Orte, das genügt,« lautete Gregors Bescheid. Der Plaz des Groß-Bailli des Malteserordens war erledigt. Man begab sich in corpore zu Sr. Heiligkeit, mit der Bitte, Sie möchten über diese, 5000 römische Scudi tragende, Stelle zu Gunsten eines Ihrer Angehörigen (man bezeichnete damit einen Neffen) verfügen. »Ich nehme die Stelle mit Vergnügen an,« erwiederte der Papst, — »und zwar für den würdigen Kardinal Odeschalci« — Wiewohl also Gregor XVI. durch seine milde Freigebigkeit bekannt ist, so gibt er darin dennoch seinen Verwandten nicht den mindesten Vorzug; denn seine Familie ist sein Volk, seine Kinder die Armen und seine Brüder die

---

(*Bis 1839 hatte der Wanderer oder Pilger in allen 28 Jahrgängen bereits 5680 Nummern oder Artikel unter vorstehender Aufschrift mitgebracht

Christen. Das Wenige, das er vom Staate bezieht, fließt nie in seine Kasse, denn bevor es noch dahin gelangen könnte, wird es unter die Dürftigen vertheilt.

Diese Skizze gibt der gelehrte Procurator des Trappisten-Ordens in Frankreich, P. Geramb; eine Schilderung der Lebensweise des Papstes Gregor XVI. von einem Amerikaner, gaben wir im Jahrg. 1837, S. 262.

Die Kleidung des Papstes. — Der Papst trägt in seinem Palaste einen Chorrock von weißem Tuch und ein Chorhemd von feiner Leinwand. Auf den Schultern hat er eine Mazzetta, eine Art Kaputze von rothem Sammt, mit Hermelin gefüttert und auf dem Kopfe einen Camauro, eine große Mütze, die bis über die Ohren reicht. Im Winter ist der Camauro von rothem Sammt, wie die Mazzetta, ebenfalls mit Hermelin gefüttert; im Sommer ist die Mazzetta von karmoisinrothem Moiré. Die Schuhe sind je nach der Jahreszeit, entweder von rothem Tuch mit Gold gestickt oder von rothem Maroquin, mit einem in der Mitte darauf gestickten Kreuze. Er ändert weder die Farbe, noch die Form dieser Kleidungsstücke, außer während der Advent- und der Fastenzeit; dann trägt er einen Chorrock von weißer Wolle. Von dem Sonnabend der heiligen Woche an bis zum nächsten Sonnabend trägt er eine Mazzetta und einen Camauro von weißem Damast. Verläßt er seinen Palast, so legt er eine Stola um. Er besitzt zwei Arten Pontificalgewänder, die eine, wenn er Messe liest und die zweite zu andern öffentlichen Feierlichkeiten. Wenn er Messe liest, gibt man ihm die Soutane, die Sandalen, das Chorhemd, das Amiktum, die Alba, einen Gürtel von Seide und Gold, das Kreuz auf die Brust, die Stola, die Manipula, zwei Tunicas, die Kasel oder das Meßgewand, das Pallium, die Mitra und Handschuhe mit einem in der Mitte darauf gestickten Kreuze. Dieser Schmuck ist von Gold- oder Silberstoff und die Farbe je nach der Feierlichkeit verschieden. Er hält das Amt als Papst und mit der Mitra auf dem Haupte nur in der Weihnachtsnacht, zu welcher Zeit er einen Kapouchonmantel von rothem Sammet trägt, und in der heiligen Woche in einem Tuchmantel. Ueber der Mitra hat er stets eine weiße Mütze. Der heilige Vater erscheint in seiner gewöhnlichen Tracht in allen Konsistorien, außer in dem ersten nach seiner Wahl, wobei er in der Mitra erscheint. Zu bemerken ist hier auch, daß, so oft er die Mitra trägt, Kardinäle paarweise vor ihm gehen, voran die Kardinal-Diakonen, dann die Kardinal-Priester und zuletzt die Kardinal-Bischöfe; in den Konsistorien, wo er weder die Mitra noch die Tiara trägt, ist die Ordnung umgekehrt, indem zuerst die Kardinal-Bischöfe ꝛc. gehen. Der Papst trägt immer graue Strümpfe und nicht rothe, wie man gewöhnlich sagt. Bisweilen legt er auch bürgerliche Kleidung an und geht inkognito in Rom umher. Oft verräth er sich aber durch das Spenden seines Segens und er wird dann im Triumph in seinen Palast begleitet. (Der Humorist 1839.)

3. Kaspar Graf von Sternberg. — Das Vaterland und die Wissenschaft hat im Jahre 1838 einen schmerzlichen Verlust erlitten durch den Tod des Grafen Kaspar von Sternberg, Sr. k. k. apostolischen Majestät wirklichen geheimen Rath und Kämmerer, Großkreuz des österr. Leopoldordens, Präsident des vaterländischen Museums im Königreich Böhmen und Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften ꝛc. Der edle Graf verschied auf seinem Schlosse Brzezina in Böhmen am 20. Dezember um 10 Uhr Abends in seinem 79. Lebensjahre in Folge des Schlagflusses. Der Verblichene gehörte der jüngern böhmischen Linie des Sternberg'schen Geschlechtes an, das sich sechs Jahrhunderte hindurch um sein Vaterland hohe Verdienste erworben und selbst in der Geschichte Europas einen Plaz voll Ehre und Ruhm eingenommen hatte. Von den Hunderten der Edlen ist der in der Königinhofer Handschrift so hoch gestellte Held Jaroslaw Sternberg gewiß Jedermann bekannt. Er schlug die Macht der Tataren am 25. Juni 1241 bei Olmütz nieder und setzte so ihren verheerenden Eroberungen gegen Westen ein Ziel. Was der Ahnherr Jaroslaw auf dem Felde der Ehre, das war Graf Kaspar Sternberg auf dem Felde der Wissenschaften. Er hat sich in der neuesten Kulturgeschichte Böhmens ein bleibendes Denkmal und in der Literatur der Naturwissenschaften einen europäischen Ruhm erworben.

Er war am 6. Jänner 1761 zu Prag geboren. Nachdem der talentvolle Knabe im Hause seines Vaters (Johann Nep. Grafen von Sternberg, k. k. Geheimrath und Landes-Unterkämmerer der königl. Leibgedingstädte) unter der Leitung des gelehrten Historikers Pelzel die erste Erziehung erhalten hatte, und, zum geistlichen Stande bestimmt, mit reichen Präbenden der Domkapitel zu Freising und Regensburg betheilt worden war, wurde er 1779 in das deutsche Kollegium zu Rom abgeschickt, um daselbst die Theologie zu vollenden. Nach dreijährigen Studien kehrte Sternberg von Rom nach Regensburg zurück. Im Jahre 1786 trat er zu Regensburg und 1787 zu Freising als Capitular ein und wurde bald nachher vom Fürstbischof Maximilian Prokop zum Hof- und Kammerrath beider Hochstifte ernannt. Der Hang für die Naturgeschichte, die ihn von Jugend auf anzog, konnte durch die vielen Berufsgeschäfte nicht unterdrückt werden, vielmehr war dieses Studium in allen zu erübrigenden Stunden seine Beschäftigung und eigentlich seine Unterhaltung. Er trat in die botanische Gesellschaft zu Regensburg, die er durch liberale Mittheilung neu belebte. Die Kriegs-

ereignisse störten indessen häufig die literarischen Arbeiten, weil sie ihm anderwärtige Geschäfte verursachten. So mußte er 1800 zu General Moreau zuerst ins Hauptquartier zu Augsburg und später in jenes zu Salzburg reisen, um wegen Verminderung der ausgeschriebenen Kriegssteuer zu unterhandeln, die auch auf seine Verwendung bedeutend herabgesetzt wurde. Durch allseitige wissenschaftliche Bildung, biedern Wandel und persönliche Liebenswürdigkeit zeichnete er sich bald so vortheilhaft aus, daß ihm in kurzer Zeit mehre der wichtigsten Würden von Seite des Fürsten Primas, Dalberg, anvertraut wurden. Er bekleidete die Würde eines Vicepräsidenten der Landesdirektion in Regensburg, und es wurde ihm die Leitung aller wissenschaftlichen Anstalten, die mit raschem Schritt emporstrebten, übergeben. Er kaufte einen Theil der alten Festungswerke der Stadt, ließ dort einen botanischen Garten anlegen und ein geräumiges Haus sammt Glas- und Treibhäusern erbauen. Hier hielt er Vorlesungen über die Physiognomie der Pflanzen nach Alexander von Humboldts Ansichten; die botanischen Sitzungen wurden im Sommer im Gartensaale gehalten, hier wurde auch die Einweihung des Kepler'schen Monuments, das der Fürst Primas diesem Garten gegenüber errichten ließ, feierlich begangen. Die Stelle eines Präsidenten der Sustentations-Kommission für die jenseitige rheinische Geistlichkeit wurde auch Sternberg übertragen, nachdem sie Graf Friedrich von Stadion abgelegt hatte. Im Winter 1805 bis 6 begleitete er den Fürsten Primas nach Paris. Die emsige Benützung der dort aufgehäuften Bildungsschätze und der belehrende Umgang mit den berühmtesten Naturforschern Frankreichs wirkten auch bald als befruchtender Strahl auf die vollständige Reife seines reichbegabten Talents, und als Sternberg aus Galliens Hauptstadt wieder nach Regensburg zurückgekehrt war, gaben mehre nahe hintereinander erschienene Reiseskizzen die hinreichendsten Belege von seiner literarischen Tüchtigkeit. Doch der Drang der Umstände vergrößerte sich mit jedem Tage, die Lage Deutschlands und jene von Regensburg wurden immer bedenklicher. Von der Unmöglichkeit der Ausführung großer Plane überzeugt, und Manches ahnend, das die Zeit bewährt hat, sandte er im Frühjahr 1807 seine Resignation der Landesdirektions-Vicepräsidentenstelle an den Fürst Primas nach Aschaffenburg, die auf wiederholtes Andringen im September angenommen wurde.

Von diesem Zeitpunkte an lebte er ausschließlich den Wissenschaften und stellte sich die möglichste Förderung derselben in seinem Vaterlande Böhmen zur besondern Aufgabe seiner fruchtbaren Thätigkeit, zu welchem Ende er sich von jener Zeit an auch häufig zu Prag selbst oder auf seinen Gütern in Böhmen aufhielt. Sein Geist, sein unermüdeter Eifer ließen ihn jede Schwierigkeit überwinden; sein Herz dagegen wendete die Früchte seiner rastlosen Thätigkeit liebevoll dem Vaterlande zu. So trat Böhmens heilbringende Anstalt, die Privatgesellschaft patriotischer Kunstfreunde mit der damit verbundenen Akademie der bildenden Künste durch Franz Grafen von Sternberg und durch ihn ins Leben, so erhielt das vaterländische Museum in Prag, das unter den Auspicien des erhabenen Patrioten Franz Graf Kolowrat so herrlich entstand, von ihm 4000 Bände naturhistorischer Werke, 500 Bohemica und alle seine Sammlungen, unter welchen die nach geognostischen Zeitperioden geordnete Petrefakten-Sammlung einzig in ihrer Art ist. Wahrlich ein königliches Geschenk, das Kunstkenner nahe an 100,000 fl. C. M. werth schätzen. Aber nicht nur den Anstalten, auch vielen Künstlern, Gelehrten und Schriftstellern wendete Graf Kaspar großmüthig seine Unterstützung zu und förderte auf diesem Wege das Fortschreiten der Künste und Wissenschaften in seinem Vaterlande. Unter so segensreichem Wirken für Wissenschaft, Kunst und Vaterland verbreitete sich Sternbergs Ruhm weit hin über alle Länder Europas, und hochgestellt und gefeiert wurde er von Allen, die ihn kannten, und wer kannte ihn nicht? Mehre Monarchen beehrten ihn mit Vertrauen und Auszeichnungen, und von ihm läßt sich im vollen Sinn der Worte erzählen: »Könige wünschten seine Belehrung und zwei Kaiser fragten ihn um Rath.« In seinem hohen Alter noch voll Kraft und Energie fungirte er im Jahre 1836 als stellvertretender Oberstkämmerer bei der Krönung Ihrer Majestäten des Königs und der Königin von Böhmen — und ein Jahr später begrüßte ihn die Versammlung der deutschen Naturforscher zu Prag als ihren Präsidenten. Mit jugendlichem Feuer und höchster Begeisterung trug er als Präsident der Versammlung die Eröffnungsrede vor, worin er die Gründung und spätern Schicksale der fast 500jährigen Prager Universität in lichtvoller Darstellung enthüllte, und die aus allen Theilen Europas versammelten Freunde der Wissenschaft mit dem innigsten, aus tiefster Seele gehauchten Willkommen begrüßte:

> Seien Sie uns herzlich willkommen am Moldau-Strand!
> Willkommen in der alten geschichtlichen Praga,
> Willkommen in der nahe 500jährigen Carolina!

Allmälich traten von dieser Zeit an mehre Körpergebrechen deutlicher hervor, besonders fühlte sich der Unermüdete durch die zunehmende Schwäche der Sehkraft und des Gehörs in seiner gewohnten Thätigkeit gehemmt, und obgleich ein längerer Aufenthalt im freundlichen Alpenbade Gastein die unvermeidlichen Folgen seines hohen Alters theilweise milderte, kehrten dieselben dennoch bald, mit neuen Uebeln gepaart, in schmerzlicher Steigerung wieder, und ein abermaliger

Schlagfluß endigte am 20. Dezember 1838 sein theures Leben. Die wärmste Anhänglichkeit an alle vaterländischen Interessen, feste Konsequenz und männliches Beharren in Vollführung alles Guten, vereint mit wohlthätiger Milde und der würdevollsten Herablassung, bezeichneten seinen erhabenen Charakter, während zugleich die umfassendste, überall dem praktischen Leben zugewendete Wissenschaftlichkeit seinen Geist adelte und eine alles leere Gepränge beseitigende, echt religiöse Frömmigkeit allen seinen Handlungen das unverkennbare Siegel höherer Weihe aufdrückte. Gehen wir seine einzelnen wissenschaftlichen Leistungen durch, überblicken wir seine vielen hinterlassenen Schriften, so treten uns in selben allenthalben die sprechendsten Belege für des Verewigten hohen Beruf zum würdigen Priester echter Naturforschung deutlich entgegen. Nicht allein auf jene liebliche Flora, welche die hochragenden Häupter unserer Alpen mit dem lieblichsten Blumenschmuck umgürtet, war sein forschendes Auge gerichtet, nicht nur die üppigen Thäler der tirolischen und baierischen Hochlande, die rebenumschlungenen Hügel an den lachenden Ufern der Adria und das mährchenreiche Dunkel des Böhmerwaldes fanden in ihm ihren erklärenden Dolmetsch, bis in die geheimsten Tiefen der Erdrinde selbst drang sein enträthselnder Forscherblick und weckte dort mit der belebenden Prometheusflamme seines ahnenden Geistes jene versteinten Giganten-Stämme zur Wiederauferstehung, welche einst, in der Urzeit unseres Sterns, als riesiger Hochwald über demselben gewogt, später durch allgewaltige Feuerkriege in mächtige Tiefen begraben, und so durch Jahrtausende den Blicken der begabtesten Forscher verborgen geblieben waren. Das vorzüglichste unter den Werken, welche Graf Kaspar von Sternberg geschrieben, ist der Versuch einer geognostisch-botanischen Darstellung der Flora der Vorwelt (Prag 1825, Fol.) und die Geschichte der böhmischen Bergwerke (Prag 1837, 8.) In beiden zeigt er als Verfasser einen durchdringenden Geist, eine tiefe Gelehrsamkeit und bietet darin Männern vom Fache reiche Ausbeute dar.

---

4. Anton Ritter von Prokesch-Osten. — Ist am 10. Dezember 1795 zu Grätz in Steiermark geboren *). Prokesch zeigte eine ungewöhnliche geistige Entwickelung, so daß er in seinem 5ten Jahre schon eine Menge geschichtlicher, naturhistorischer, besonders aber dichterischer Werke gelesen hatte. Er legte auch in verhältnißmäßig frühem Alter die öffentlichen Studien mit Einschluß der Rechtswissenschaften in seiner Vaterstadt mit Auszeichnung zurück. Der Hang zur Dichtkunst blieb vorwaltend; bis zum Herbst 1813, wo ihn der allgemeine Enthusiasmus zur Armee trieb, hatte er Hunderte von Poesien, ein Heldengedicht »die Makkabäer« und ein paar Trauerspiele, geschrieben, Leistungen, von denen einige seiner Jugendfreunde nur ein Stück retteten, da er selbe späterhin, wo er sie habhaft werden konnte, vertilgte. Gedruckt ist aus dieser Epoche nichts als ein Gedicht auf Körners Tod im Grätzer Aufmerksamen. Was sich aus dieser ersten Jugend-Epoche hat erheben lassen, beschränkt sich darauf, daß Prokesch neben den Studien die Entwickelung des Körpers nicht verabsäumte; er war ein munterer Schwimmer, Schlittschuhläufer und Reiter; ein warmer Freund seiner Freunde. Entscheidenden Einfluß auf ihn nahm seit 1808 der Professor Franz Julius Schneller, damals selbst in der Blüte des Lebens und mit seltenen Eigenschaften des Herzens und Geistes, mit großem Wissen und einer belebenden Wärme für Kunst und Wissenschaft begabt. Er hatte den 13jährigen Prokesch bei Gelegenheit einer Rede, welche dieser bei der akademischen Preisvertheilung hielt, so lieb gewonnen, daß beide von diesem Augenblick an im Herzen nicht mehr getrennt wurden. Sie wurden sich auch verwandt, denn Schneller heiratete die Stiefmutter seines Lieblings. Im Herbste 1813 bewarb sich Prokesch um eine Fähnrichstelle im Regiment Jordis und machte die schweren Kriege gegen Napoleon in Deutschland und Frankreich mit. Er machte dabei eine kecke Fahrt über den eisbedeckten Rhein und überfiel, nur von Wenigen begleitet, einen sechsfach stärkern französischen Posten; vertheidigte ein anderes Mal mit 60 Mann, wovon er die Hälfte verlor, eine Brücke über den Kanal Napoleon gegen mehr als 800 Mann, bis sein Regiment gesammelt war, und bewies bei jeder Gelegenheit in seinem kleinen Wirkungskreise Muth und Einsicht. Der Umstand, daß nach dem ersten Pariser Frieden seine Brigade nach Mainz verlegt wurde, hinderte ihn, den Entschluß auszuführen, mit dem er in das Militär getreten war, nämlich nach beendigtem Kriege auf die Advokatur sich zu verlegen. Er machte den Feldzug von 1815, erhielt den ehrenvollen Auftrag von Paris, der Prinzessin Hermine von Anhalt-Bernburg-Schaumburg, die mit den Erzherzog Palatinus von Ungarn verlobt war, das Brautkleid zu überbringen und wurde im Büreau des Erzherzogs Karl, damaligen Militär- und Civil-Gouverneur von Mainz, verwendet, bis er im Juni 1816 mit seinem Regimente nach Linz in Garnison kam.

Der Aufenthalt am Rhein bestärkte die dichterische und wissenschaftliche Richtung in ihm. Aus seinen Briefen aus dieser Epoche geht hervor, daß er eine erstaunliche Menge von Büchern mitten im Taumel des Krieges und häufiger militärischer Beschäftigungen las;

---

*) Sein Vater war von Kaiser Joseph II. persönlich gekannt und geschätzt, und genoß als Staatsgüter-Inspektor eines ausgezeichneten Rufes; er zog sich späterhin auf seine Herrschaft Ge[illegible]ttendorf im Mürzthale zurück und starb dort am [illegible]3. Dezember [illegible].

eine große Vorliebe hatte er für Jean Paul Friedrich Richter, und schrieb mehre Erzählungen in dessen Style, die er in einem Lesezirkel zu Mainz vorlas; auch übersetzte er Wallensteins Lager in gereimte englische Verse. In Linz verweilte er nur wenige Monate. Eine ausführliche Arbeit über Lalande'sche und andere Formeln aus der höhern Mathematik verschaffte ihm die Professur dieser Wissenschaft in der Kadettenschule zu Olmütz, der er durch zwei Jahre vorstand, dann aber von dem Feldmarschall Fürsten Karl von Schwarzenberg nach Wien berufen und dessen Person zugetheilt wurde. In dieser Zeit schrieb er viele Aufsätze für den Hesperus und andere wissenschaftliche Journale, insbesondere für die österreichisch-militärische Zeitschrift die Schlachten von Ligny, Quatrebras und Waterloo, über den Kosaken und dessen Brauchbarkeit im Felde u. m. a. Aufsätze, welche durch Styl und Darstellung ihm viele Freunde und einen Namen in der literarischen Welt machten. Er lebte damals im Kreise von Künstlern und Schriftstellern und arbeitete an ein paar größeren geschichtlichen Werken, die in dem k. k. Kriegsarchive niedergelegt wurden. 1820 begleitete er den Feldmarschall Fürsten von Schwarzenberg nach Prag und Leipzig und harrte bis zu dessen Tode bei ihm aus. Er legte den Tribut inniger Verehrung für diesen vaterländischen Helden durch die Denkwürdigkeiten aus dessen Leben (Wien 1822) an den Tag; ein Werk, zum Theil unter geodetischen Arbeiten in den Karpaten geschrieben, zu welchen er als Offizier des Generalstabs 1821 verwendet wurde.

Im Frühling 1823 ging er als Hauptmann in das Infanterie-Regiment Prinz Leopold von Sizilien nach Triest. 1824 aber trieb ihn sein Verlangen nach Griechenland und Asien. Er glühte für Griechenland mit jugendlicher Wärme, aber schon seine ersten Briefe verriethen, wie weit seine Erfahrungen an Ort und Stelle von den Uebertreibungen abwichen, an denen damals Europa krank lag. Während seiner Reise nach Konstantinopel besuchte er das Feld von Troja. 1824 auf einem englischen Schiffe nach Smyrna zurückkehrend, gerieth er in große Gefahr, indem das Schiff das Feuer der Dardanellenschlösser auf sich zog und dann durch mehrtägigen Sturm an der Küste von Methymne hart mitgenommen wurde. Dennoch besuchte er im Dezember das Feld von Troja wieder, ging im Jänner 1825 nach Kreta, bereiste diese herrliche, damals eben aus der schrecklichsten Verheerung hervorgegangene Insel und stieg in das Labyrinth nieder, dann ging er nach Syra und den andern Cykladen, wurde durch Sturm von Pathmos nach Paros verschlagen, besuchte die berühmten Marmorgruben, fiel auf Antiparos in die Hände der Seeräuber, aus denen er sich glücklich loswand und in ihrer Gesellschaft sogar in die Tropfsteinhöhlen sich hinunterließ, welche schon die Alten viel besprochen haben. Ende Februar überfiel ihn abermals ein Sturm in den Gewässern von Ispaan, der ihn an den Rand des Unterganges brachte. Darauf besuchte er Ephesus und die jonische Küste, ging im April nach der Morea und über den Isthmus nach Athen, besuchte Aegina, Hydra und einige andere Inseln, im Juni die westliche Hälfte von Kreta, die Westküste von Morea, Zante, im Juli abermals einige Cykladen und Scio, wurde von dort krank nach Athen gebracht, wo er ein paar Monate verweilte, dann aber nach Sicyon und Arkadien ging und einen Theil des Herbstes in Nauplia zubrachte. Er war mit Koletti, Maurokordato, Trikupi und mit andern Häuptern des Landes in naher Berührung und nahm thätigen Theil für die Partie der Regierung und Ordnung. Im Spätherbste ging er nach Lesbos, um sich vom Fieber zu befreien, durchritt Lydien, Phrygien, Mysien und Bythinien, brachte das Frühjahr 1826 wieder in Konstantinopel zu, machte Ausflüge ins schwarze Meer, besuhr die Silbergruben in Ida, durchwanderte das ganze Gebirge dieses Namens, Pergamus und die Insel Lesbos in ihrer ganzen Ausdehnung.

Im September 1826 ging er nach Egypten und Nubien, kam bis an die großen Katarakte und schiffte diejenigen von Syene herab. Im März 1827 war er wieder in Kairo, wo ihn Mehemed Ali mit vieler Auszeichnung behandelte. Dort traf ihn seine Ernennung zum Chef des Generalstabes der k. k. Eskadre. Er ging also in dieser Eigenschaft und als Marine-Major nach Rhodus und Kos, ließ sich zu Halikarnassos aussetzen und ritt zu Lande nach Smyrna zurück. Er führte nun die politischen Geschäfte der Eskadre, die eine große Thätigkeit gegen den Seeraub entwickelte, bewirkte im Frühjahr 1828 die Auswechslung griechischer und egyptischer Gefangener, wofür Graf Capodistria sowhl als Ibrahim Pascha ihm durch in den öffentlichen Blättern bekannt gewordene Schreiben dankten. Im April 1829 wurde er für verloren gehalten, da sein Fahrzeug durch einen gewaltigen Ouragan in der Nähe von Scio umgeworfen und beschädigt wurde; er rettete sich aber nach Cap Sigri auf Lesbos, ging dann nach Jean d'Acre, wo er die Freizügigkeit der Christen unterhandelte und die österreichische Fahne im Konsulate dieser Stadt, wo sie zuerst gegründet worden war, gegen die Anmaßungen des Abdallah-Pascha wieder aufpflanzen machte, bereiste das heilige Land und Cypern, dann den obern Theil von Syrien und Haleb. Von seiner Regierung zum Residenten in Griechenland bestimmt, kehrte er 1830 nach siebenjähriger Abwesenheit nach Wien zurück.

Prokesch hatte sich in der Levante durch seine vielen Bekanntschaften und durch seine Geschäftsführung einen rühmlichen Namen erworben. Er machte in der gefährlichsten Zeit, wo der Seeraub eine ungeheure Ausdehnung und einen grausamen Charakter genommen hatte, sich durch ungewöhnlich gewagte Fahrten bekannt, indem er mehrmals Strecken von 100 und mehr Meilen in offenen Booten zurücklegte. Viele Familien in Smyrna, Syrien, Candia und in Griechenland danken ihm ihre und der Ihrigen Freiheit. Zur Belohnung seiner Verdienste gab ihm Kaiser Franz nach seiner Zurückkunft das Prädikat: »Ritter von Osten.« Im Juni 1830 kam Prokesch in seiner Vaterstadt in Berührung mit dem Herzog von Reichstadt. 1831 wurde Prokesch zur Führung der diplomatischen Korrespondenz nach Bologna und 1832 in Geschäften der k. k. Besatzungstruppen der Legation nach Rom gesendet. Im Februar 1833 erhielt er eine Sendung an Mehemed Ali und half zu Alexandria den Frieden mit dem Sultan vermitteln. Zurückgekommen im September desselben Jahres wurde er nach Münchengrätz berufen, wo die Zusammenkunft der Monarchen statt fand, am 29. Juli 1834 aber zum bevollmächtigten Minister in Griechenland ernannt, wohin er wenige Wochen darauf abging. 1835 erhielt Prokesch die Beförderung als Oberst im Infanterie-Regiment Prinz Hohenlohe-Langenburg, in welchem er Oberstlieutenant war, und im nämlichen Jahre das Kommandeurkreuz des königl. griechischen Ordens vom Erlöser. Prokesch ist auch Ritter des österr. kaiserl. Leopoldordens, des russ. kais. St. Annenordens 2. Klasse (in Brillanten), des päpstlichen Ordens des heiligen Gregor des Großen und des schwedischen Schwert-Ordens. Der Kirchen-Administrationsrath der Katholiken in Athen, welcher sich im November 1835 gebildet, stellte ihn als Präsidenten an seine Spitze.

Zu seinen vorzüglichsten Schriften gehören: »Erinnerungen aus Egypten und Kleinasien, 1831, — Reise ins heilige Land, 1831, — das Land zwischen den Katarakten des Nil, 1832, — Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient, Stuttgart 1836.« *)

Die Blätter für literarische Unterhaltung geben in einer Recension über die »Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Oriente« von Ritter Prokesch von Osten folgendes interessante Bild dieses verdienten österreichischen Staatsmannes und Schriftstellers: »Der Ritter Prokesch ist einer der liebenswürdigsten Reisenden, von denen die neuere Literatur zu erzählen hat. Er ist österreichischer Oberst, Ritter, Diplomat, Seeoffizier, dabei Schriftsteller in mehren Fächern und ein durch längern Aufenthalt in verschiedenen Ländern Europas vielfach gebildeter Mann. Aber von allen diesen Vorzügen und Auszeichnungen erfahren seine Leser nichts, sie haben es bloß mit dem Menschen zu thun. Seine Seele erglüht für alles Große und Schöne, er betrachtet mit Begeisterung die erhabenen Ueberreste der griechischen Vorwelt; er schwärmt wie ein aufblühender Jüngling in schönen Gegenden und herrlichen Aussichten und verherrlicht sie durch gelungene Dichtungen. Dabei ist er ein rüstiger und gewandter Reisender. Unter den furchtbarsten Schrecken eines Meersturms bewahrt er sich Gleichmuth und Ruhe; auf gefährlichen Klippen verläßt den Klimmenden nicht die Geistesgegenwart; in der Herberge der Seeräuber weiß er durch Muth und Entschlossenheit den ihm ganz fremden Menschen zu imponiren und zaghaften Frauen in der gefährlichsten Lage durch echte Ritterlichkeit Schutz und Schirm gegen die Türken zu verleihen. Tagelange Entbehrung von Speise, Uebermaß an Schnee und Nässe; die schneidendste Abwechslung der Lebensweise vermögen ihn kaum zu berühren; er dankt dieß, wie er selbst sagt, den rüstigen Thaten seiner Jugend und den Gefährten, die ihn lehrten, die Winterstürme zu durchziehen, sich auf der Eisbahn zu schwingen, Alpen zu besteigen und die Gebirgswälder ohne Führer zu durchwandern. — Eine edle Sentimentalität ist dabei ein hervorstechender Zug in diesen Briefen, die dadurch in einem sehr starken Kontraste mit den Briefen des berühmten Verstorbenen stehen.«

Ueber seine Persönlichkeit äußert sich Herr von Arnim (in seiner Reise durch Apulien rc. nach Athen, S. 45): »Den Ritter Prokesch kennen wohl Viele persönlich nicht, aber wer ihn einmal kennt, wird ihn wohl nie vergessen; zum wenigsten kann ich versichern, daß wenn ich alle die Namen Derjenigen hätte aufzeichnen sollen, welche mir Empfehlungen voller Wärme an ihn aufgetragen, ich ein eigenes Portefeuille hätte haben müssen. Er war so eben mit Fürst Pückler von Marathon zurückgekommen, und die wenigen Abende, welche ich noch in Athen zubrachte, verflogen uns Beiden in seinem Hause unter den lehrreichsten, belebtesten Gesprächen. Seine Kenntniß von Griechenland, veranlaßt durch seinen langen amtlichen Aufenthalt in den griechischen Gewässern, war mir ein Schatz von Belehrung, den ich thesaurirt habe, so viel nur möglich.«

---

5. Der Dichtergreis Tiedge (geb. 1752.) — Das Haus und der Garten Elisa's von der Recke, versteckt, aber reizend am Elbufer in Dresdens Neustadt gelegen, einfach, aber mit Geschmack eingerichtet, ist Tiedge's Eigenthum, und fällt erst nach seinem Tode zurück an die Erben der edlen Erblasserin. Männliche und weibliche Dienerschaft ist ihm bestellt, täglich deckt sich sein Tisch ihm, der jedesmal Raum hat und besetzt

*) Oesterr. National-Encyklopädie, 4 Bd.

ist für sechs Tischgenossen, die der Herr des Hauses auserwählt aus der Zahl seiner Verehrer. Für seine Gesundheit wacht ein aufmerksamer Arzt. — Sehnt er sich nach dem Genuße des Reichthums der Natur, so winkt er, und zwei fromme, aber nicht muthlose Pferde entführen ihn dem Drucke der städtischen Luft. Zur Nahrung seines Geistes theilt Alles, was er für diesen gedeihlich erachtet, ein Buchhändler ihm mit. — Solch ein Leben lebt Tiedge — vielleicht der einzige Mensch auf Erden, dem so zu leben vergönnt ist; gewiß aber der Einzige, der so über alle Mängel des Lebens hinweg gehoben zu werden verdient. Nichts, was das Loos eines Greises beneidenswerth machen kann, gebricht dem seinigen, nichts als — ein Kreis kräftiger Enkel und blühender Enkelinen. — Doch, an den Himmel soll, nicht an die Erde, seine Liebe ihn fesseln; er soll jeder Sorge überhoben sein, auch der, die eine geliebte Fessel ist zwischen dem Leben und dem Lebenden; er soll das Leben eines Engels leben mitten unter den Menschen. — Nicht soll man einst an seinem Grabe klagen: »Die Seinigen haben ihn verloren!« sondern triumphiren soll man: »Gewonnen haben die Seinigen ihn!«

---

6. Christliche Demuth. — Unter verschiedenen Anordnungen, die der verewigte Bischof von Fünfkirchen, Ignaz Freiherr von Szepessy in seinem letzten Willen gemacht hatte, lieset man Folgendes zum Beweise seiner christlichen Demuth: »Mein Sarg werde aus weichem Holz gemacht und schwarz angestrichen; es soll nur zweimal geläutet werden, nämlich nach meinem Verscheiden und bei dem Begräbniß; Wachskerzen sollen nicht ausgetheilt werden; es sollen keine Fackeln brennen, kein Leichenfest und keine Leichenrede gehalten werden.« Seine Bücher hat er der bischöflichen Bibliothek, die er schon bei seinen Lebzeiten zum allgemeinen Gebrauch eröffnet hatte, vermacht: ferner dem Erlauer Seminarium 2000 und dem dortigen Lyceum 1000 fl. C. M.; seinen Verwandten sein Silber-Service, zwei Kreuze mit goldenen Ketten und zwei Ringe; alles übrige Geld aber soll zu dem Fonde des durch ihn gegründeten Fünfkirchner Lyceums geschlagen werden.

---

7. Ausdauernde Thatkraft. — Livingston, der berühmte Rechtsgelehrte Nordamerikas, arbeitete viele Jahre an seinem berühmten Strafgesetzbuche. Als 1824 Alles zum Druck beendet war, verwendete er eine letzte Nacht darauf, um nachzusehen, ob in seiner Handschrift nichts mehr fehle. Kaum war er in seinem Bette, um der so bedürftigen Ruhe zu genießen, welche das Bewußtsein der Vollendung einer großen und nützlichen Arbeit ihm gewähren mußte, als der Ruf: Feuer! Feuer! ihn wieder wach schreckte. Sein Arbeitszimmer stand in hellen Flammen. Alle seine Papiere wurden davon verzehrt; man konnte nicht eine Zeile retten. Im ersten Augenblick war er wie zermalmt. Aber schon am nächsten Morgen hatte er seine Arbeit aufs Neue begonnen. Zwei Jahre nach diesem Ereigniß konnte er der Gesetzgebung von Louisiana sein durch die wiederholte Aufmerksamkeit, welche er darauf zu verwenden sich genöthigt gesehen, wesentlich verbessertes Werk vorlegen. (Livingston wurde 1831 Staatssekretär und 1833 amerikanischer Gesandter in Frankreich. Er starb 1838.)

---

8. Dr. Bowditch. — Die Vereinigten Staaten haben vor einigen Monaten ihren größten Gelehrten verloren, Dr. Bowditch. Das große wissenschaftliche Werk desselben war eine Uebersetzung von Laplaces Mechanique Celeste (die Mechanik des Himmels), mit einem großen erklärenden Kommentar, der den Werth jenes Werkes außerordentlich erhöht. Es wurde in 4 Quartbänden, jeder zu 1000 Seiten, vollendet. Das Edinburgh Rewiew (eine in Edinburgh in Schottland erscheinende kritische Zeitschrift) bemerkte, als der erste Band davon erschien, es lebten in Europa höchst wahrscheinlich nicht 12 Personen, welche dasselbe nur lesen (und verstehen) könnten. Dieses Werk konnte ihn nun zwar berühmt, aber nicht zu dem allgemein bekannten Manne machen, der er war. Dieß wurde er durch seinen Practical Navigator (der praktische Seemann), das beste Werk der Art, das wahrscheinlich jemals geschrieben worden ist. Es wird in der amerikanischen Marine allgemein und in der englischen meist benutzt. Es erschien i. J. 1800, als der Verfasser im 23. Jahre stand. Vorher hatte er sich durch mehre lange Reisen in verschiedenen untergeordneten Stellungen ausgezeichnet. Die Idee dazu gab ihm die Durchsicht von Hamilton Moores bekanntem Navigator. Wie sehr er dazu geeignet war, ein solches Werk selbst zu schreiben, kann man daraus abnehmen, daß er in den zwei Ausgaben von Moore, die er besorgte, über 8000 Fehler verbesserte. Einige derselben waren hochwichtig, wie denn bei keiner wissenschaftlichen Arbeit Genauigkeit so unumgänglich nöthig ist. Man weiß, daß in Folge eines Fehlers in Moores Buche mehre Schiffe zu Grunde gegangen sind. Die Amerikaner, die seinen Werth würdigen, wollen ihrem großen Landsmann ein Denkmal auf dem Kirchhofe von Mount Auburn errichten.

(Blätter a. d. Gegenw. 1838.)

---

9. Ole Bull. — Dieser große Violinspieler ist zu Bergen in Norwegen am 5. Februar 1810 geboren. Schon in seinem dritten Jahre zeigte sich sein großes musikalisches Talent. Sein Oheim, ein ausge-

zeichneter Violoncellist, gab ihm eine kleine Geige, und auf dieser spielte der merkwürdige Knabe bald alle Melodien, die er auf der Straße singen und leiern hörte, wobei es indeß zu bemerken ist, daß er sorgfältig die gehörten falschen Töne verbesserte, welche seine Lehrer, wenn man anders die Straßenmusikanten so nennen will, ihm vorspielten. In seinem sechsten Jahre schon ward er für fähig gehalten, in einem Quartett von Pleyel mitzuwirken. Bald darauf mußte er indeß, dem Willen seines Vaters zufolge, das Studium der Musik aufgeben und sich zu dem des geistlichen Standes vorbereiten, nämlich sich mit der lateinischen, griechischen und italienischen Sprache beschäftigen. Seine Lehrer bemerkten bald, daß die Musik den Hauptbestandtheil seines geistigen Seins ausmache, und nahmen ihm daher seine Geige. Er war genöthigt, bis zum Jahre 1828 seine Studien auf der Universität zu Christiania fortzusetzen. Da ergab es sich, daß der Musikdirektor des Theaters plötzlich erkrankte, und da die Fertigkeit unseres jungen Studenten auf der Geige allgemein bekannt war, ward er ersucht, für einen Abend dessen Stelle zu ersetzen. So groß war sein Triumph an diesem Abend, daß ihm, als der Musikdirektor wenige Tage darauf starb, dessen Amt auf immer übertragen wurde. Nach Beendigung seiner Universitätsstudien trieb ihn das Verlangen, den berühmten Spohr kennen zu lernen, nach Cassel, und er stellte sich ihm ohne weitere Empfehlung vor. Dieser Komponist empfing ihn indeß sehr kalt — und beide blieben sich einander fremd; ja Spohrs Benehmen machte ihm auf kurze Zeit die Musik fast zuwider, so daß er den Entschluß faßte, sich dem Studium der Jurisprudenz zu widmen, zu welchem Ende er sich nach Göttingen begab. Hier gab er sich ganz der Rechtswissenschaft hin, bis er erfuhr, daß von Dilettanten ein Konzert zum Besten der Armen gegeben werden solle. Seine Leidenschaft für die Musik erwachte aufs Neue; er mußte dabei sein. Das Konzert fand zu Minden statt, und Ole Bull leistete darin Ausgezeichnetes; ein Wortwechsel indeß, in welchen er mit einem der Mitwirkenden gerieth, führte ein Duell herbei, in dem der junge Norweger seinen Gegner schwer verwundete und das seine Flucht veranlaßte. Er kehrte nach Christiania zurück und begab sich gleich am Abend seiner Ankunft ins Theater. Seine Anwesenheit ward sogleich bekannt, und alsobald erscholl laut der allgemeine Ruf, daß er die Leitung des Orchesters wieder übernehmen möge. Geschmeichelt von dieser Aufforderung gab der junge Künstler nach, und unter lautem Jubelruf nahm er seinen frühern Sitz wieder ein. Nachdem er eine Zeitlang zu Christiania geweilt, besuchte Ole Bull alle vorzüglichen Städte Norwegens und schiffte sich endlich von Drontheim nach seiner Vaterstadt Bergen ein. Nach einer beschwerlichen Reise langte er dort an und übernahm während seiner Anwesenheit, die ein Jahr währte, die Leitung des Orchesters im dortigen Theater.

Darauf begab er sich nach Paris, wo er im Jahre 1832 anlangte, gerade als die Cholera dort am heftigsten wüthete. Er bezog ein Privat-Logis, als er aber eines Tages von einem Gange, den er unternommen, um wegen eines zu gebenden Konzertes die nöthigen Erkundigungen einzuziehen, nach Hause zurückkehrte, überzeugte er sich, daß man ihn ganz und gar ausgeplündert habe, und daß er nichts besitze, als was er auf dem Leibe trug. Seine Geige war fort, wie seine ganze Barschaft, und als er seinem Hauswirth darüber Vorwürfe machte, bemerkte dieser ohne Weiteres, daß seine Wohnung bereits an Jemand anders vermiethet sei und daß er nicht mehr hineinkönne. Es muß bemerkt werden, daß der Künstler damals der französischen Sprache nicht mächtig war und in ganz Paris keinen Menschen kannte, den er in seiner unglücklichen Lage zu Rathe ziehen konnte. Verzweiflungsvoll durchstrich er drei Tage und drei Nächte das große Paris, und aller Mittel beraubt, sich Nahrung zu verschaffen, war er nahe daran, sein Leben in der Seine zu beenden. Endlich fand er indeß Aufnahme in dem Hause einer ältlichen Frau, welche ihn wie ihren eigenen Sohn behandelte. Der Zufall führte ihm einige Bekanntschaften zu; er ward in den Stand gesetzt, ein Konzert zu geben, und errang sich in demselben den stürmischsten Beifall. Bald darauf hörte er Paganini in einem der Konzerte, welche dieser Meister in Paris gab. Er fühlte sich von sprachloser Bewunderung hingerissen und von Paganinis Zauberspiel so angeregt, daß er von jetzt Tag und Nacht darüber nachsann, ob es nicht möglich sei, der Geige noch mehr zu entlocken. Aus diesem unausgesetzten Streben, bei welchem er sich fast keine Zeit ließ, Nahrung zu sich zu nehmen, entstand seine gegenwärtige Spielweise. Jetzt schien das Schicksal ihm günstiger zu lächeln; er begab sich nach der Schweiz, ließ sich dort in den vorzüglichsten Städten hören, und reiste dann nach Venedig, Mailand und Triest, wo er ebenfalls Konzerte gab. Erst nach einigem Aufenthalt in der letztgenannten Stadt aber gelang es ihm, seiner Geige jenen Ton zu entlocken, den selbst Paganini nicht hervorzubringen vermochte. Dieser Ton gleicht vollkommen dem eines ausgebildeten Sängers und brachte in einem Konzerte in Triest eine wahrhaft elektrische Wirkung hervor. Dieser Triumph begeisterte sein Streben, und bald war er im Stande, auf seinem Instrumente allein ein Quartett vortragen zu können. Von da begab er sich nach Bologna, wo sein Zauberspiel Alles zur staunendsten Bewunderung hinriß, und

wo er am Tage nach seinem Konzert zum Mitgliede der philharmonischen Gesellschaft ernannt wurde. Von jetzt an begleiteten den herrlichen Meister Triumphe auf Triumphe; er durchzog ganz Italien, Frankreich und England, und überall, wo sich sein Wunderbogen regte, fühlten sich die Zuhörer von einem sprachlosen Entzücken hingerissen. Im Frühjahre 1839 unternahm er eine Reise durch den österr. Kaiserstaat und gab zuerst in Brünn am 11. März unter großem enthusiastischen Beifall ein Konzert, und am 21. zu Wien; dann zu Pesth, Preßburg, Linz und andern Orten.

10. Der chinesische Kaiser. — Es ist jetzt 18 Jahre her, daß Tao-Kwang den Thron von China bestieg. Es ist schwer, von diesem guten alten Mann ein wahres Gemälde zu entwerfen, denn er lebt ausnehmend zurückgezogen, und die Verleumdung selbst hat bis jetzt auch noch nicht einen Flecken auf seinen Charakter geworfen. Nach der allgemeinen Meinung hat er einen vortrefflichen Privatcharakter und hält sein Haus in guter Ordnung, scheint aber wenig Talent für öffentliche Angelegenheiten zu besitzen, sich jedoch auch wenig damit zu befassen. Indeß war er bisher immer glücklich in der Wahl seiner Minister. Diese scheinen keine großen Staatsmänner zu sein, kennen aber die Wünsche ihres Herrn genau und erfüllen diese, indem sie die Ruhe des Reiches aufrecht erhalten. Tao Kwang hat nicht in stürmischen Zeiten gelebt, seine Geduld und Klugheit sind nicht auf die Probe gestellt worden, und er würde wohl wahrscheinlich auch die Probe nicht aushalten. Seine Regierung wird von seinen chinesischen Unterthanen nicht für glücklich gehalten, indem kaum ein Jahr verstrich, das nicht durch Ueberschwemmungen, Erdbeben oder Hungersnoth ausgezeichnet gewesen wäre.

Die Tagesbeschäftigung des Kaisers von China ist folgende: Des Morgens sehr früh, aber zu der ihm bestimmten Stunde tritt der Eunuch mit einer Laterne in des Kaisers Schlafzimmer, um ihn zu wecken. Der Monarch steht nun auf, kleidet sich an und trinkt seinen Thee. Um halb 5 Uhr tritt er ins Kabinet. Der Eunuch bringt ihm die eingegangenen Schriften, welche von den obern Behörden in Peking den dienstthuenden Mandarinen übergeben worden sind, oder die aus den Provinzen von den Gouverneuren oder Generalen eingesendet wurden. Der Kaiser liest alle. Bei den minder wichtigen macht er nur einen Bug in eine Ecke oder einen Strich mit dem Nagel. Dieß ist seine Antwort darauf, denn diese Zeichen dienen den Mitgliedern des Kabinets zur Richtschnur und demnach setzen sie mit rother Tinte den Beschluß des Kaisers auf die Schrift. Darauf läßt sich der Monarch die Leute rufen, die er in Geschäften sprechen will. Bei Anbruch des Tages geht er in den Thronsaal und nimmt dort seinen Sitz, um den Mandarinen, die Stellen erhalten haben, oder abgesetzt worden sind, Audienz zu ertheilen. Die großen Säle des Palastes haben keine Vorzimmer. Sie sind alle nach Süden gewendet. In der Mitte sind breite Flügelthüren, die offen bleiben, so lange der Monarch gegenwärtig ist; ihnen gegenüber steht der Thron an die Mauer gelehnt. Zu beiden Seiten stehen die dienstthuenden Mandarinen. Wer dem Kaiser vorgestellt wird, wirft sich auf die Knie, wendet aber dabei das Gesicht gegen den Thron. Und wenn sich der Kaiser niedersetzt, müssen alle auf ein vom Ceremonienmeister gegebenes Zeichen dreimal die gewöhnliche dreifache Prosternation (Niederwerfung) machen. Hierauf liest Jeder einen kurzen Abriß seines Lebens, die Chinesen in ihrer Sprache, die Mongolen im Mandschu. Die Militärmandarinen müssen außerdem mit fünf Pfeilen nach dem Ziele schießen. Manchmal richtet der Kaiser Fragen über mancherlei Gegenstände an die vorgestellten Mandarinen. Seine Fragen und die Antworten werden dann laut von den Leibwachen wiederholt. Sehr vornehme oder ihm genau bekannte Personen ruft der Kaiser wohl zu sich an den Thron und unterhält sich insbesondere mit ihnen. Diese Audienzen haben, wie gesagt, für die neu angestellten Mandarinen so gut statt — denn diese sollen sich für die empfangene Gnade bedanken — wie für die abgesetzten und entlassenen, denn sie sollen dabei die Gerechtigkeit des kaiserlichen Willens erkennen und darthun, daß sie darüber nicht unwillig sind. Um 7 Uhr ist diese Audienz zu Ende. Nun verläßt der Kaiser den Thronsaal und zieht sich in die dahinter liegenden Gemächer zurück, wo er gewöhnlich unter mancherlei Beschäftigungen bis zur Tafel verweilt. Hier bringt man ihm auch sein Mittagessen. Er ißt allein, weil er keinen seines Gleichen hat. Seine Gemalin und seine Favoritinen wohnen besonders und jede hat ihren eigenen Haushalt. Auf des Kaisers Tafel kommen nur Speisen, wie sie das Gesetz vorschreibt und wie sie die Jahreszeit mit sich bringt. Daher kommen da nie Gemüse oder Früchte vor, die im Treibhaus gezogen sind. Die übrig bleibenden Schüsseln schickt er den dienstthuenden Mandarinen. Da aber der Geschmack des Kaisers allein entscheidet, was ihm für Schüsseln mit Sorgfalt bereitet werden, so ist alles Uebrige nur bis zur Hälfte gekocht. Wenn daher die gesendeten Schüsseln bei den Mandarinen ankommen, so machen diese schnell die drei herkömmlichen Kniebeugungen und Niederwerfungen und überlassen sie dann ihren Domestiken.

Nach der Tafel kann der Kaiser Mittagsruhe halten oder sich mit häuslichen Angelegenheiten beschäftigen. Nachher verfügt er sich wieder ins Kabinet, um jene Schriften zu lesen, die genauer Entscheidung

bedürfen. Die ersten Mandarinen der Ministerien sind Tag und Nacht in der Nähe des kaiserlichen Kabinets, um dem Monarchen auf Erfordern die nöthigen, ihr Departement betreffenden Aufklärungen zu geben. Da der Kaiser auch wissen will, wer die dienstthuenden Mandarinen sind, so muß jeder beim Eintritt in die Kabinetsgemächer ein Täfelchen mit seinem Namen und seiner Stelle bei dem Eunuchen abgeben. Um Ordnung zu halten, hat jeder Verwaltungszweig einen bestimmten Tag und Stunde, um seine Bittschriften zu überreichen. Gegen Abend ruht der Kaiser in seiner Familie von den Geschäften aus. Manchmal geht er im Garten spazieren, manchmal nimmt er an den Frauenzirkeln seiner Gemalin Theil und sieht da auf ihrer Tafel seltene Früchte, die er aber nach dem Gesetz nicht essen darf, denn er ist an die Jahreszeiten gebunden. Nach Sonnenuntergang legt er sich zur Ruhe nieder, die in Frühlings- und Sommerszeit nicht ohne Unterbrechung für ihn ist. Oft wacht er in der Nacht auf und fragt dann den wachhabenden Eunuchen, wo der Wind herkomme und ob man Wolken sehe. So wichtig ist ihm der Regen, denn in einem so bevölkerten Lande ist die Trockenheit gefährlich und beunruhigend. So gleicht ein Tag des Kaisers dem andern, ausgenommen die Feste, die eben auch nicht zahlreich sind. Die längste Ruhezeit fällt ums neue Jahr, denn da fangen die Feste zehn Tage vor dem Jahreswechsel an und dauern dreißig Tage. Gleich Anfangs werden alle Behörden geschlossen und der gewöhnliche Geschäftslauf hört ganz auf. Nur für ganz außerordentliche Fälle sind weiß gelassene Vollmachten im Gebrauch.

Der Geburtstag des Kaisers ist ein Fest am Hofe, das sieben Tage dauert, d bei gibt es Gastmahle und theatralische Darstellungen. Die vorzüglichsten Mandarinen werden dazu einer nach dem andern auf besondern Befehl des Kaisers eingeladen. Der Monarch speiset auch hier, wie gewöhnlich, allein. Die Gäste essen an benachbarten Tischen auf der Seite, von wo sie den Vorstellungen zusehen. Sobald der Kaiser den Mandarinen sagen läßt, daß er krank sei, wird sogleich ein außerordentlicher höchster Regentschaftsrath für die Geschäfte ernannt, und Aerzte werden zum Kaiser geschickt. Nun entsteht große Bewegung unter den Großen des Reiches und es bilden sich Parteien für und wider den muthmaßlichen Thronerben, wiewohl deßhalb ein Reichsgrundgesetz besteht. Darum verbirgt der Kaiser so lange wie möglich nicht nur Unpäßlichkeiten, sondern auch ernstliche Krankheiten. Nach den bestehenden Reichsgesetzen darf der Kaiser seinen Palast nicht verlassen, denn darin wird er wie die Weltseele betrachtet. Deßhalb muß er im Mittelpunkt unbeweglich bleiben und von da seine Strahlen überall aussenden. Der Besuch des Tempels und der kaiserlichen Begräbnisse, um da Opfer darzubringen, die Reise nach Jy-ho oder Gehol, ein Lustschloß jenseits der großen Mauer, wo der Kaiser wilde Thiere jagt, sind ausdrücklich durch die Gesetze bestimmt. Zeit und Ceremoniell ist festgesetzt. So irrig ist es, den Kaiser von China wie den unbeschränktesten Herrscher der Erde zu betrachten; im Gegentheil, ihn binden überall Gesetze, Etikette und Herkommen, selbst bei seinen Vergnügungen. Nach dem Reglement des Oberceremonien-Kollegiums wird das Betragen der Mandarinen sehr streng beobachtet. Nach diesem Gesetz ist es ihnen nicht erlaubt, ohne große Noth das Gebäude der Administration zu verlassen, wo sie wohnen. Nur die Mandarinen der Hauptstadt wohnen in ihren eigenen oder in gemietheten Häusern.

---

11. Der Patriarch von Santa Fé. — Im Hause des Don Luis Aldao zu Santa Fé, in den la Plata-Staaten in Südamerika, lernte ich, erzählt der Engländer Robertson, Francisko Candioti kennen, den beschützenden Genius des Ortes, der seinen Reichthum hauptsächlich seinem Unternehmungsgeist und seinem Fleiße verdankt. Er ist Herr von 300 Quadratseemeilen Land, Besitzer von 250,000 Stück Hornvieh, 300,000 Pferden und Maulthieren und mehr als einer halben Million Dollars, die in Goldmünzen, aus Peru eingeführt, in seinen Koffern liegen. Ich sah ihn auf dem schönsten Pferde sitzen, das ich hier gesehen, und die ganze Erscheinung, Roß und Reiter, boten etwas so Glänzendes und Vollendetes in seiner Art, daß gewiß nicht leicht Aehnliches in Südamerika zu finden sein möchte. Dabei lag in seinem ganzen Wesen die edelste Einfachheit und prunkloseste Höflichkeit, weil er zu hoch in seiner Sphäre stand, um Mitbewerber zu fürchten, und zu unabhängig war, um bloß äußern Vorzügen sich zu beugen. Nicht ohne Interesse ist es gewiß, diesen Patriarchen von Santa Fé und seine glückliche Laufbahn im Leben zu verfolgen. Als er in seiner Jugend mit einer Anzahl Maulthieren nach Peru zog, sah Candioti, wie unzureichend dort die Anzahl dieser nützlichen Thiere sei, sowohl zum Fortschaffen von Erz und Waaren, als zum Reisen durch ein felsiges und ödes Land. Nach Santa Fé zurückgekehrt, wandte der kluge Spekulant die 10,000 Dollars, die er bei seiner Reise eingenommen, zum Ankauf eines Gutes an, und beschloß, seine Hauptaufmerksamkeit auf die Zucht der Maulthiere zur Ausfuhr nach Peru zu verwenden. Von da an machte er alljährlich eine Reise dorthin, eine immer vortheilhafter wie die andere, und wandte, so wie er in seine Vaterstadt zurückkehrte, den Gewinn jedes Jahres zum Ankauf von neuen Gütern, die an die alten stießen, an. Zu der Zeit wurde in Südamerika beim Ankauf eines Gutes nicht sowohl die Anzahl der Aecker, als vielmehr die der in demselben befindlichen Pferde und Rinder bezahlt. Der Durchschnittspreis war für ein Stück Rindvieh 1 Gulden, für ein Pferd 4 Groschen. Ein Gut von etwa 5 Seemeilen in der Länge und 2 1/2 in der Breite, mochte im Durchschnitt 8000 Stück Hornvieh enthalten, die ungefähr 5300 Thaler werth waren, und 15,000 Pferde zu 2500 Thalern. Außerdem rechnete man noch zwischen 6 und 700 Tha-

ter für die darauf befindlichen Gebäude. Wenn man nun bedenkt, daß Candioti's Reisen nach Peru alle Jahre einträglicher wurden und ihn in den Stand setzten, endlich alle Jahre wohl drei oder vier solche Güter zu kaufen, so ist sein unermeßlicher Reichthum und ansehnliches Ländergebiet nicht mehr zu verwundern. Mehre andere Familien von Santa Fé folgten seinem Beispiele, wenn auch nur im Kleinen, und so versorgte endlich die Stadt ganz Peru mit Maulthieren. Candioti's Art, mit seiner jährlichen Karavane von 5 bis 6000 Maulthieren nach Peru zu wandern, war folgende: Nachdem er sie aus seinen Gütern auf der Ostseite des Parana unter Aufsicht vieler Hirten hatte über den Fluß schwimmen und in die Nähe von Santa Fé bringen lassen, belud er 30 bis 40 ungeheure Wagen mit den in Peru am meisten gesuchten Waaren, nahm 500 zahme Ochsen als Relais vor diesen Wagen mit, nebst 40 bis 50 handfesten Hirten, und wandte sich dann, mit eigenen Augen das Ganze leitend und bewachend, nach Santiago, Tucuman und Salta, Cordova links lassend. Das mit Gras bewachsene und von Strömen reich bewässerte Land gewährte seinem Vieh überall hinreichenden Unterhalt, und auch der seiner Leute kostete ihm nicht einen Pfennig. Außer seinen Zugochsen hatte er noch viele andere zum Schlachten bei sich, und weder er, noch seine Leute hielten andere Vorräthe für nöthig, als Rindfleisch, Maté, Salz, Wasser und Wassermelonen. Letztere fanden sie überall umsonst, und Salz und Maté waren sehr wohlfeil. Sobald die Karavane irgendwo Halt machte, wurden die Zugochsen ausgespannt, und sämmtliche Thiere freigelassen, um in der Ebene zu weiden; die eine Hälfte der Knechte ritt fortwährend um sie her, um sie zusammen zu halten, indeß die andere sich entweder beschäftigte, Feuer auf dem Rasen anzumachen, Rindfleisch zu braten, Wasser zum Maté zu sieden und Melonen zu essen, oder sich unter die Wagen zum Ausruhen hinlegte. Zu einer bestimmten Stunde wurden die Ausgeruhten abgeschickt, um die andern abzulösen, und wenn Menschen und Thiere gesättigt waren und sich ausgeruht hatten, so brach die Karavane wieder auf. Bei mondhellen Nächten reisten sie die Nacht hindurch und ruhten während der heißen Stunden, aber in dunkeln Nächten mußten sie natürlich anhalten, zündeten eine Menge Feuer an und hielten genaue Wache über die Thiere. Auch hiebei war Candioti die Seele des Ganzen. Er schlief weniger als irgend einer seiner Hirten und war immer der Letzte, der sich niederlegte und der Erste, der aufstand. Regelmäßig stand er zu Mitternacht und außerdem noch zu irgend einer Stunde der Nacht oder des Morgens auf, um nachzusehen, ob die Wachen gehörig abgelöst und das Vieh nicht zusammengehalten würde. Die ganze Anordnung des beweglichen Lagers wurde höchst regelmäßig beobachtet, weil er selbst so genaue Aufsicht darüber führte. Er verzieh einem Hirten Trunkenheit, Grobheit, wenn er nur nachher deßhalb sich entschuldigte, Spiel und selbst Diebstahl, aber nie verzieh er einem, den er schlafend fand zu einer Zeit, wo er hätte wachen sollen.

Es wurden mir manche spaßhafte Anekdoten über diese seine gewohnte Wachsamkeit erzählt, und es kam zuletzt so weit, daß er es für eine Art Schande hielt, von Jemand schlafend gefunden zu werden. Zwei seiner Freunde wollten ihn einmal überrumpeln und besuchten ihn, der eine um 2 Uhr Morgens, der andere um 3 an verschiedenen Tagen. »Sennor Don Francisko,« sagte der Erste, indem er an seine Thür klopfte, »schlaft Ihr?« Er mochte wohl geschlafen haben, dennoch war er gleich aufgewacht und antwortete: »Nein, ich dachte eben daran, weßhalb wohl die Maulthierherde so lange ausbleibe?« Sogleich machte er Feuer, zündete ein Licht an und öffnete mit einer Cigarre im Munde dem Freunde die Thür. Dieser hielt eine Entschuldigung wegen des unzeitigen Besuches für nöthig, aber Candioti ließ ihn nicht ausreden und sagte: »Ihr wißt ja, daß es mir einerlei ist, in der Nacht oder am Tage Besuch zu bekommen.« Der andere Freund fand ihn, wie er sagte, eben im Begriff, sich ein Pferd satteln zu lassen, um nach einem der Güter zu reiten. Ich wurde Sennor Candioti vorgestellt und machte meine Verbeugung mit aller einem so patriarchalischen Potentaten gebührenden Achtung. Seine Sitten waren so einfach und sein Benehmen gegen Andere eben so höflich und eben so wenig prahlerisch, als seine Ansprüche auf höhern Reichthum und größeres Ansehen allgemein anerkannt waren. Er blieb auf seinem Pferde sitzen und schwatzte vertraulich mit Allen umher. Hie und da zündete er seine Cigarre an, indem er mit Stahl und Stein Feuer schlug an einem Zunder in einer polirten Hornbüchse, die mit Silber eingelegt war, und deren Deckel oder vielmehr Löscher an einer goldenen Kette hing. Ich konnte nicht umhin, seine ausgezeichnet schönen Züge und seine würdige Haltung zu bewundern. Sein Anzug war, nach Styl und Sitte des Landes, prachtvoll. Sein Poncho (eine Art Mantel) war in Peru gemacht, und nicht nur aus dem reichsten Stoffe, sondern auch auf weißem Grunde prächtig gestickt. Unterhalb desselben trug er eine Jacke vom feinsten indischen Tuch, darunter eine weißseidene Weste, die, wie sein Poncho, schön gestickt und mit kleinen goldenen Knöpfen geziert war, die jeder an einem kleinen Kettchen von demselben Metall hingen. Er trug keine Halsbinde, und Kragen und Vordertheil seines Hemdes zeigten auf feinem französischen Cambrick die reichsten Proben von Tambourarbeit, die man nur immer in Paraguay haben konnte. Seine untere Klei-

dung bestand aus schwarzem Sammet, war an den Knien offen und gleich der Weste mit Goldknöpfen geziert, die an kleinen Kettchen hingen und augenscheinlich nie für die Knopflöcher bestimmt waren. Unter diesem Theil seiner Kleidung sahen die befranzten und tambourirten Enden von Hosen von dem schönsten Paraguaytuch hervor. Sie waren so weit wie türkische Hosen, weiß, wie der gefallene Schnee, und reichten bis an die Waden hinab, gerade weit genug, um ein Paar braune, in Peru aus der besten Vicognewolle fabrizirte Strümpfe sehen zu lassen. Die Stiefel aus jungen Pferdefüßen (potro) schlotterten um Fuß und Knöchel und waren oben übergeschlagen, daß sie wie Halbstiefel aussahen. An diesen Stiefeln hingen ein Paar unmäßig große, hellpolirte Silbersporen. Zu Vollendung seines Anzugs trug der fürstliche Gaucho einen großen peruanischen Strohhut mit einem schwarzen Sammetbande. Um den Leib trug er eine karmoisinrothe seidene Schärpe, in welcher ein mächtiges Messer in einer Marokkoscheide stak, woraus ein massiv silberner Handgriff hervorsah.

So prachtvoll der Anzug des Reiters war, so übertraf ihn doch wo möglich noch die Ausstattung des Pferdes. Hier war Alles Silber, vortrefflich gearbeitet und kunstvoll eingelegt. Der Sattelknopf, das Kopfstück des Zaums waren mit dem kostbaren Metall bedeckt, die Zügel mit Buckeln geschmückt und an den Steigbügeln muß sich alle Kunst des besten peruanischen Silberschmieds erschöpft haben, um wenigstens 10 Pfund reines Silber daran zu verarbeiten. So stellte sich Sennor Don Francisko Candioti, der Patriarch von Santa Fé, dar. Candioti hat nur eine eheliche Tochter, die Erbin seines unermeßlichen Vermögens. Einmal speiste ich bei ihm und fand ein sehr reichliches Mahl, und Alles, was nur irgend an Geräthen von Silber sein konnte, Schüsseln, Teller u. s. w., war von diesem Metall, dabei aber war kein Teppich im ganzen Hause zu sehen, die Stühle waren ganz gewöhnlich von Binsen geflochten, die Tische von glatten Bretern, nicht einmal angestrichen, die Betten ausgespannte Stangen, mit einer Haut als Boden, und von Bett- oder Fenstervorhängen war gar nicht die Rede. Auch im Essen und Trinken war er eben so einfach und schien überhaupt nur in seinem Element zu sein, wenn er zu Pferde saß. Eine Feder nahm er nicht leicht anders in die Hand, als um seine Unterschrift zu schreiben, und nie fiel es ihm ein, in ein Buch zu sehen, was, wie er behauptete, nur für Priester und Advokaten sich gehöre. (Bran's Miscellen 1838)

---

12. Merkwürdige Schuldner. — James Swan, ein amerikanischer Kaufmann, wurde am 28. Juli 1808 wegen einer Summe von 625,640 Franken in das Gefängniß von St. Pelagie in Paris gebracht und kam bei der Oeffnung desselben am 28. Juli 1830 wieder heraus, war somit 22 Jahre lang ununterbrochen darin gewesen. Swan, der ein Vermögen von 3 oder 4 Millionen besaß, hätte bezahlen können, allein er wollte nicht, indem er angab, er schulde höchstens 6 bis 7000 Franken, und beschloß, wenn es darauf ankäme, lieber sein ganzes Leben im Gefängniß zuzubringen, als sich einem seiner Ansicht nach ungerechten Spruche zu fügen. Seine erste Sorge bestand darin, seiner Frau und seinen Kindern förmlich zu erklären, daß er sie bis auf den letzten Heller enterben würde, wenn sie das Unglück haben sollten, seine sogenannten Schulden zu bezahlen. Hierauf bezog er seine Haft auf fürstlichem Fuß. Er miethete in der Straße La Clé, St. Pelagie gegenüber, eine vollständige Wohnung mit Stallung und Remise, so daß er selbst seine Freunde und Freundinen und seine Küche unterbringen konnte. Seine Freunde, zu deren Verfügung er zwei Wagen gestellt hatte, mußten für ihn spazieren gehen, durch die Stadt fahren, die Bälle besuchen und bei allen ersten Repräsentationen gegenwärtig sein. James Swan war ein seltsames Original; er betrachtete die Menschheit mit einem herausfordernden Blick. In sich selbst konsequent, wollte er drei Tage nach seiner Freilassung wieder in sein Gefängniß zurück, allein er wurde am 31. Juli in der Straße Echiquier, wo er sich für den Augenblick einen Aufenthalt gewählt hatte, von einem Blutschlage getroffen.

Die Gründe des Herrn Ouvrard — des bekannten Pariser Bankiers — in diesem Schuldgefängnisse zu bleiben, waren anderer Beschaffenheit; er sagte nicht, er sei nichts schuldig, allein er wollte nichts bezahlen, auch konnte bei ihm, als Franzosen, die Prüfung nicht über 5 Jahre dauern. Auch er führte zu St. Pelagie eine fürstliche Lebensweise; um zu seiner Wohnung noch ein Zimmer zu bekommen, bezahlte er die Schuld eines ehrbaren Gefangenen, seines Nachbarn. Als er eines Tages den Finanzminister Herrn von Villele bei sich zu Tische empfing und dieser ihm zuredete, er möchte seine Angelegenheiten mit Seguin ins Reine bringen, antwortete ihm Ouvrard: »Donnerwetter, mein Herr! Sie haben gut davon reden; ich bin hier für 5 Millionen und auf 5 Jahre, ich gewinne daher hier jährlich eine Million; wenn Sie eine einträglichere und sichrere Spekulation wissen, so gebe ich diese auf und bezahle Morgen meine Schulden.«

Nach James Swan und Ouvrard wird sowohl wegen seiner gesellschaftlichen Stellung, als wegen der Summe, wegen welcher er verhaftet war, der Fürst von . . . . erwähnt, der am 27. September 1830 wegen viermalhundert und einigen Tausend Franken ins Gefängniß gebracht wurde. Ein Irrthum eines Geschäftsmannes veranlaßte, daß es ihm gegen Ende November 1836 an Unterhaltsmitteln fehlte, weßhalb

er natürlich entlassen wurde. An demselben Tage erschien er auf dem Balkon der Variétés, wo man ihn noch jeden Abend sehen kann, wenn er nicht auf dem im Palais Royal ist.

---

13. Der Seemann. — Der russische Schriftsteller Bulgarin erzählt folgende, wenig bekannte That eines edlen Jünglings: Unter den Passagieren des Dampfbootes von Helsingfors, auf dem ich fuhr, bemerkte ich einen jungen Mann von schönem Aeußern, der auf dem Verdeck umherspazierte und das Meer so zärtlich wie eine Geliebte anblickte. Auf seiner Weste sah man ein blaues Band, fast 2 Zoll breit, dessen Enden sich in der Tasche befanden. »Dieß ist gewiß ein Seemann,« sagte ich zu meinem Nachbar. »Ja, und noch dazu ein ausgezeichneter,« erwiederte er; »wissen Sie, was er an dem Bande trägt?« setzte er hinzu. »Eine Uhr?« — »Nein, ein Ehrenzeichen!« »Wie, in der Tasche?« — »Ja, weil es ihm von dem englischen philanthropischen Frauenverein, also von Privatleuten gegeben wurde. Von diesem Ereigniß waren die englischen und schwedischen Blätter voll, es ist aber vergessen, wie Alles vergessen wird. Dieser junge Mann ist Otto Reinhold Spunf, aus Abo gebürtig; seine Leidenschaft zum Meere veranlaßte ihn, sich in seinem 12ten Jahre als Schiffsjunge auf einem finnischen Kauffahrteischiffe zu verdingen. Einstmals, nach einem heftigen Sturme im atlantischen Ozean, sah man vom Schiff aus in der Ferne etwas daher schwimmen, das keineswegs einem Schiffe glich; bald entdeckte man durch das Fernrohr, daß es dennoch ein Schiff, aber umgestürzt sei und daß einige Menschen auf dem Kiele säßen. Die See ging hoch, der Wind steif und konträr, und den Unglücklichen Hilfe zu bringen war schwierig. Der 12jährige Spunf erbot sich, in einem vierrudrigen Boote allein hinzufahren, setzte ein Segel auf und flog über die Wellen dahin. Lange lavirte er, bis er zu dem umgestürzten Schiffe gelangte, und mit großer Mühe und Gefahr rettete er fünf Menschen, die schon aufs Aeußerste gebracht waren. In einem furchtbaren Sturme verlor das Schiff Steuer und Masten und legte sich auf die Seite; es war mit Holz beladen, und dieß rettete dasselbe vor dem Untersinken. Neun Menschen retteten sich auf die äußere Seite des Schiffes, aber die Lebensmittel waren versunken, und bald überwältigten Hunger und Durst die Unglücklichen. In der äußersten Verzweiflung entschlossen sie sich, einen nach dem andern zu tödten und sich von Menschenfleisch zu nähren. Zwei Wochen blieben sie in dieser schrecklichen Lage, und als Spunf sie rettete, waren bereits zwei Menschen verzehrt und zwei andere an Entkräftung gestorben. Man kann sich die Freude dieser Unglücklichen und namentlich Desjenigen denken, an dem die Reihe gewesen wäre, zu sterben und im Magen seiner Gefährten begraben zu werden! Für diese That erhielt Spunf das Ehrenzeichen und trägt dasselbe in der Tasche! Das Vaterland belohnte Spunf reichlich; es gab ihm Bildung. Er wurde in die Seeschule von Abo aufgenommen und verließ dieselbe als Steuermann, welche Stellung er jetzt mit Ehre und Eifer erfüllt.«

Historische Skizzen und Erzählungen — Berichte und Sagen aus der Vorzeit.

14. Beisetzung der irdischen Ueberreste des Königs Johann von Böhmen. — Am 26. August 1838 war es in der romantischen Umgebung des 1 1/2 Stunde von der Kreisstadt Saarburg gelegenen Dörfchens Castel an der Saar ungemein lebhaft. Man erwartete die irdischen Ueberreste des Königs Johann von Böhmen, welche bisher eine Stätte und Asyl bei dem Fabrikeigenthümer Boch-Buschmann in Mettlach gefunden hatten, und nunmehr in die durch Munifizenz Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen von Preußen auf sinnige Weise in eine Kapelle umgewandelte Klause, das vormals römische Standlager, unsern Castel feierlich beigesetzt werden sollten. Es war dazu der Tag gewählt, an welchem König Johann vor beinahe 500 Jahren (im Jahre 1346) einen rühmlichen Tod in der Schlacht bei Crecy gefunden hatte. Der dazu beauftragte Regierungsrath Nobiling war Tags vorher nach Mettlach abgegangen, um den königlichen Leichnam von Herrn Boch-Buschmann zu übernehmen und denselben nach Castel, seiner neuen Ruhestätte, zu begleiten. Schon früh Morgens waren die Höhen von Castel von vielen Einwohnern dieser Gegend, von Saarburg und von Trier belebt, welche die Feierlichkeit herbeigezogen hatte. Gegen 11 Uhr Morgens wurde ein Schiff, welches man die Saar langsam hinabfahren und sich dem Landungsplatze bei Stadt, unterhalb Castel, nähern sah, von den auf der Höhe aufgestellten Pöllern begrüßt. Es trug den königlichen Leichnam und seine Begleitung, den Regierungsrath Nobiling, den Fabrikeigenthümer Boch-Buschmann von Mettlach und den Grafen von Villers von Burg Esch, welcher der Feierlichkeit beizuwohnen gewünscht hatte. Bei Stadt wurde die königliche Leiche gelandet und von hier aus bis zur Kapelle der Klause von Castel von vier jungen Männern aus Castel und einer gleichen Anzahl aus Saarburg, welche sich freiwillig dazu erboten hatten, abwechselnd getragen. Auf der Höhe oberhalb der Stadt wurde dieselbe von dem Regierungs-Präsidenten

von Ladenberg, dem Landrathe des Kreises von Cohausen und dem Bürgermeister Scheuer, so wie der Geistlichkeit, dem hiesigen Domkapitular Möller, den Dom-Vikaren Blattau und Schneider, den Pastoren Herber von Castel, Göbel und Serrig und dem Vikar Lehnen aus Saarburg empfangen und bis in die Kirche von Castel geleitet. Hier auf dem freien Plaze erfolgte die erste Einsegnung, und der Domkapitular Möller hielt eine der Feier entsprechende Rede. Sodann wurde die Leiche in die Kapelle der Klause getragen. Die Kapelle ist in gothischem Style auf den Resten des vormaligen römischen Standlagers aufgeführt und durch farbige Fenster, die ein mattes Licht in diese ernste Stätte werfen, erhellt. In der Mitte der Kapelle gewahrt man einen marmornen Sarkophag, auf dem sich eine eherne Platte befindet, in welcher in lateinischer Sprache eine biographische Skizze des Lebens Königs Johann von Böhmen eingegraben ist. Bei dieser Stelle angekommen, übergab Herr Boch-Buschmann dem Regierungspräsidenten von Ladenberg den Schlüssel zu dem Sarge, in welchem sich die königlichen Ueberreste bisher befanden, worauf solche, nachdem der Sarg geöffnet, von dem Herrn Boch-Buschmann und dem Grafen von Villers, welche dieselben schon früher mehrfach gesehen hatten, so weit als möglich rekognoscirt wurden. Der Sarg wurde sodann verschlossen, und nachdem der Sarkophag vorher in üblicher Art geweiht worden war, in denselben unter den vorgeschriebenen Ceremonien gesetzt, worauf die Einsegnung der königl. Leiche und die Verschließung des Sarkophags erfolgte. (Frankf. Bl.)

---

15. Kriegerehre. — Unter den vielen Tapfern, welche sich in den Befreiungskriegen rühmlichst ausgezeichnet haben, verdient auch der damalige Oberlieutenant von den Szekler-Husaren, Thomas Tokan, erwähnt zu werden, den das Glück vorzüglich begünstigte, indem es sich fügte, daß einer der ruhmgekrönten Anführer der Verbündeten, der Held Fürst von Wrede, selbst Zeuge seines hohen Muthes war. Während der Schlacht bei Hanau, am 31. Oktober 1813, war Oberlieutenant Tokan mit einem Zuge Szekler Husaren bei Hanau aufgestellt. Nachmittags wurde der Befehl zur Bestürmung der Stadt gegeben. Ein Bataillon Jäger rückte unter dem heftigsten feindlichen Feuer vor, welchem der kommandirende General von Wrede, an dessen Seite sich Tokan mit seinen Husaren befand, auf dem Fuß nachfolgte. Man drang auf das Aschaffenburger Thor zu, aber die Brücke war so verrammelt, daß es dem kommandirenden General und den ihn begleitenden Husaren unmöglich ward, über dieselbe vorwärts zu kommen. Oberlieutenant Tokan sprang vom Pferde, eilte den Balken zu, welche den Zugang verwehrten, legte selbst Hand an das Werk, und leitete diese höchst gefährliche Arbeit unter dem lebhaften Feuer des Feindes so geschickt, daß es ihm in kurzer Zeit gelang, mit seinen Husaren über die Brücke zu kommen und sich auf dem Stadtplaze mit den vordringenden Jägern zu vereinigen. Der Feind leistete noch immer heftigen Widerstand und hemmte das schnelle Vorrücken der braven Jäger. Fürst Wrede eilte indessen dem Frankfurter Thore zu, auf welches sich die zurückziehenden Feinde geworfen hatten. Ihre große Anzahl verachtend, sprengte Tokan mit seinen Husaren unter sie hinein, tödtete viele derselben und brachte zwei Generale und einen Obersten gefangen zurück. Die Brücke bei dem Frankfurter Thore war erstritten. Fürst von Wrede, der immer zugegen war, erlaubte dem Oberlieutenant Tokan, den Feind noch weiter zu verfolgen. Tokan hatte bereits die Brücke über die Kinzing passirt, als ihn eine starke feindliche Infanterie-Kolonne zwang, umzukehren, wo er dem Fürsten Wrede das Heranrücken eines zahlreichen Feindes meldete. Tokan erhielt den Befehl, die Grenadiere, welche sich bereits in der Stadt befanden, eiligst gegen die Brücke vorzuführen. In kurzer Zeit hatte er eine ziemliche Anzahl dieser Braven um sich versammelt und eilte zu Fuß an ihrer Spitze der Brücke zu, als sie alle ein höchst trauriger Anblick erschütterte: man trug eben den vielgeliebten kommandirenden General schwer verwundet zurück. Es kostete dem Oberlieutenant Tokan Mühe, die betroffenen Soldaten an die gefährdete Brücke vorzuführen, einen so tiefen Eindruck hatte das Unglück, welches ihren Oberbefehlshaber getroffen hatte, auf sie gemacht. Doch Tokans Beispiel und kraftvolle Worte entflammten seine Grenadiere von Neuem; sie eilten der Brücke zu und standen wie eine unerschütterliche Mauer dem vordringenden Feinde entgegen. Tokan hielt dort mit seinen Braven so lange aus, bis ihn neu angekommene Grenadiere ablösten, worauf er zu seinem Regiment zurückkehrte, welches indessen bis zum Frankfurter Thore vorgerückt war. Seine Durchlaucht, der Fürst von Wrede, beehrte den tapfern Tokan mit folgendem Schreiben:

Hanau den . . . November 1813.

Euer Wohlgeboren Schreiben vom 6. habe ich erhalten und erkenne das tapfere Betragen in seinem ganzen Umfange, welches Hochdieselben mit dem Ihnen am 31. v. M. anvertrauten Zuge bewiesen haben. Ich werde es mir zur angenehmen Pflicht machen, für jene Belohnung Sorge zu tragen, auf welche Euer Wohlgeboren durch Ihr ausgezeichnetes Benehmen an jenem Tage sich den gerechtesten Anspruch erworben haben, der ich die Ehre habe mit aller Hochachtung zu sein

Euer Wohlgeboren

ergebenster
Wrede,
General der Kavallerie.

(Oesterr. Morgenbl.)

---

16. Prinz Eugen, der edle Ritter.

Zelte, Posten, Werda-Rufer!
Lust'ge Nacht am Donauufer!
Pferde steh'n im Kreis umher,
Angebunden an den Pflöcken;
An den engen Sattelböcken
Hangen Karabiner schwer.

Um das Feuer auf der Erde,
Vor den Hufen seiner Pferde
Liegt das östreich'sche Piket.
Auf dem Mantel liegt ein Jeder;
Von den Tschako's weht die Feder,
Leut'nant würfelt und Kornet.

Neben seinem wilden Schecken
Ruht auf einer woll'nen Decken
Der Trompeter ganz allein:
Laßt die Knöchel, laßt die Karten!
Kaiserliche Feldstandarten
Wird ein Reiterlied erfreu'n!

Vor acht Tagen die Affaire
Hab' ich, zu Nutz dem ganzen Heere,
In gehör'gen Reim gebracht;
Selber auch gesetzt die Noten;
D'rum, ihr Weißen und ihr Rothen!
Merket auf und gebet Acht!

Und er singt die neue Weise
Einmal, zweimal, dreimal leise
Denen Reitersleuten vor;
Und wie er zum letzten Male
Endet, bricht mit einem Male
Los der volle, kräft'ge Chor:

»Prinz Eugen, der edle Ritter!«
Hei, das klang wie Ungewitter
Weit ins Türkenlager hin.
Der Trompeter thät den Schnurbart streichen,
Und sich auf die Seite schleichen
Zu der Marketenderin.

Freiligrath.

17. Die Buchstaben AT der Althane. — Das in mehren Linien noch blühende, altherrliche Grafengeschlecht der Althane, wovon auch ein besonderer Vorstadtgrund zu Wien seinen Namen erhalten hat, stammt ursprünglich aus Schwaben und kam im 15. Jahrhundert nach Oesterreich. Es hat mit den Freiherren von Than, den Schenken zu Winterstetten und den Reichsgrafen Truchseß zu Waldburg einen Stammvater in dem Grafen von Than und Winterstetten, der schon um das Jahr 680 in Schwaben seines Reichthums und seiner Tapferkeit wegen berühmt war. Aus diesem Hause stritt Herr Dietmar von Than mit Herzog Leopold dem Glorreichen von Oesterreich in Palästina wider die Ungläubigen und war so glücklich, dem Herzog bei der blutigen Belagerung der Stadt Ptolomais das Leben zu retten. Er wurde von dem deutschen Kriegsvolke im christlichen Heere dieser wackern That wegen und ob seiner außerordentlichen Tapferkeit in einem so hohen Alter, worin er damals schon stand, der tapfere alte Than genannt. Herzog Leopold bezeugte sich auch dankbar gegen seinen Retter und ertheilte ihm zum ewigen Gedächtniß seiner That sein eigenes herzoglich österreichisches Wappen, nämlich den roth und weißen Bindenschild mit den Buchstaben seines Kriegsnamens AT (Alt-Than) und oben mit dem Herzogshut geziert. — Sein Sohn Konrad pflanzte den edlen Stamm fort und nahm auch den Namen Althan an. Wir können von diesem Geschlechte nicht scheiden, ohne von der berühmten Althanischen Goldburg eine Erwähnung zu machen. Sie war das prachtvollste Schloß in Oesterreich, sowohl hinsichtlich der äußern, als der innern Ausstattung und liegt bei dem Dorfe Murstetten, eine Stunde von der Poststation Perschling entfernt. Das Schloß war die Schöpfung des überreichen Grafen Gundacker von Althan, der dabei einen beispiellosen Aufwand an den Tag gelegt hatte. Das Schloß verdiente den Namen Goldburg und bot einen sonderbaren Gegensatz mit der Benennung des Dorfes Murstetten dar, die von der örtlichen Lage — einer Stätte auf Moorgrund (Murstätten oder sumpfige Stätte) abgeleitet wird. Eine Volkssage bringt aber die Entstehung des Namens der Goldburg mit einem Steinbilde in Verbindung, das noch bei den Trümmern des Schlosses zu sehen ist. Unter einem Bogen der hohen Brücke, welche aus dem hintern Schlosse nach einem Theile des großen Gartens führte, befindet sich eine künstliche Grotte, in deren Hintergrund ein steinerner Hund von mittlerer Größe auf einem Kasten liegt. Dieser Hund soll hier einen verborgenen reichen Schatz entdeckt haben, der aus einer vollen Goldkiste bestand, wovon die Goldburg zum Theil erbaut wurde. Mit Entrüstung muß berichtet werden, daß dieses herrliche Schloß erst im Jahre 1809 von den Franzosen muthwillig zerstört worden ist.

(Oesterr. Morgenblatt.)

18. Der Kalbskopf der Kälberharte.

Von Realis.

Er theilte Brod und Bissen
An arme Kranke aus,
Und trocknete die Kissen
In jedem Dorf und Haus.

Das im 16. Jahrhundert erloschene österreichische Adelsgeschlecht der Herren von Kälberhart (Kelberhart, Kälberhardt) zu Grafenwerdt und Strannersdorf wird zu den ältesten des Landes gezählt. Sie hatten ihren Hauptsitz im Schlosse zu Kälberhart, bei dem gleichnamigen Dörfchen, drei Stunden von Melk entlegen. Von diesem alten Schlosse ist noch ein Theil, wovon auf dessen vormalige Ausdehnung geschlossen werden kann, vorhanden. Nach den Excerpten des Duelius zeigte das Wappen dieses Hauses einen aufwärts gekehrten Kalbskopf von natürlicher Farbe in einem lasurblauen Schilde; oben über einem geschlossenen Stechhelm stand ebenfalls ein solcher Kopf zwischen zwei blauen und silbernen Büffelhörnern aufgerichtet. Wie dieser Kalbs-

kopf in das Wappen und die Familie der Kälberharte zu dem Adelstande gekommen, mag nachfolgende Tradition, die schon ihres moralischen Inhalts wegen mitgetheilt zu werden verdient, erklären.

Hartwig, oder in der Volkssprache Hertel Kelberharter war im Jahre 1389 nach vorhandenen schriftlichen Zeugnissen Diener und Amtmann des reichen und mächtigen Herrn Friedrich von Walser auf seinem Besitzthume zu Eirotsfeld. Hertel Kelberharter war ein treuer Diener und gewissenhafter Beamter, den sein Herr mit Recht »der erbare Manne« nannte, auch besaß er dessen volles Vertrauen. Nach einer lebensgefährlichen, aber glücklich überstandenen Krankheit des Herrn von Walser erbat sich Hertel die Bewilligung, den armen und kranken Unterthanen der Herrschaft eine milde Gabe oder ein erquickendes Mahl als frommes Dankopfer für die Genesung des geliebten Grundherrn verabreichen zu dürfen. Herr von Walser gestattete die Verabfolgung von 30 Maß Wein und eben so viel Broten und einer gleichen Zahl Pfunde Kalbfleisches, und versprach seinem Amtmann, diese Gabe so lange fortzusetzen, als ihm der Himmel die Gesundheit verleihen würde. Durch drei Jahre wurde diese Anordnung beobachtet, nach dieser Zeit aber war Herr von Walser in den Wirbel der Weltbegebenheiten gerathen und hatte sein Versprechen rein vergessen. Vor seiner Abreise hatte er auch deßhalb seinem Amtmann keine Verhaltungsbefehle hinterlassen, und auf eine von diesem gemachte schriftliche Anfrage keinen Bescheid ertheilt. So verstrich eine Reihe von Jahren, die Herr Friedrich an dem Hoflager zubrachte, ohne sein Schloß Eirotsfeld betreten zu haben. Doch auch diese Stunde kam, und während dieser Anwesenheit Walsers traf auch der Jahrestag, an welchem er einstens seine Genesung mit Wohlthun gefeiert hatte. Als Walser am Vorabend mit seiner Familie und seinen Freunden sich zur Tafel gesetzt hatte, wurde zu seinem Erstaunen auf einer großen Schüssel ein kunstreich gezierter und eben so zubereiteter Kalbskopf aufgetragen. Walser ließ seinen Hertel herbeirufen, und erhielt auf seine Frage nach der Ursache dieses unerwarteten Gerichtes die Antwort: es sei der Kopf des Thieres, das am kommenden Jahrestage seiner überstandenen Krankheit den Armen gespendet werden würde. Dem Herrn von Walser gefiel diese Mahnung sehr, und sein Wohlgefallen mit Hertels Benehmen stieg auf das Höchste, als er erfuhr, daß dieser durch die ganze Zeit aus eigenen Mitteln die Armengabe geleistet habe, »damit der gerechte Himmel ja das werthe leibliche Wohlsein seines Herrn schützen und schirmen möge.« Herr von Walser brachte diese Handlung zu den Ohren des Landesfürsten. »Das ist ein Mann von adeligem Gemüth,« sagte dieser zu Walser, »darum verdient er und sein Geschlecht auch von adeligem Geblüte zu sein; er führe den Kalbskopf im Wappen, er erinnere Hertels Nachkommen an die edle Gesinnung ihres Stammherrn.« Hertels Geschlecht blühte durch drei Jahrhunderte und erwarb beträchtliche Besitzungen im V. O. W. W. Walsers Armenspende geschah regelmäßig; in der Folge wurde sogar die kirchliche Licenz erwirkt, den armen Kranken auch dann die Fleischportion als Labung darreichen zu dürfen, wenn der Jahrestag mit einem Fasttage zusammentraf. Das nicht weit von Kälberhart liegende Dörfchen Fleischessen (auch Fleischessing), das mit diesem Dorf ehemals zur Herrschaft Kälberhart gehörte, soll davon den Namen erhalten und bis auf den heutigen Tag beibehalten haben.

(Oesterr. Morgenbl.)

---

19. Die Prokopsfichten; des Hussitenkrieges Grabmal. — Am 30. Mai 1434 geschah die Schlacht, die dem 19jährigen entsetzlichen Hussitenkriege im Blute der Taboriten und der beiden Prokope ein Ende machte durch das Heer der böhmischen Stände unter Meinhard von Neuhaus und Heinrich Ptaczek von Lippa beim Dörfchen Lipan bei Kaurzim und Böhmischbrod. — Wititz, die Pfarrkirche von Lipan, feiert noch das Dankfest an jedem 30. Mai. — Die beiden Prokope ruhten neben einander im Gärtchen einer urstarken hohen Fichte, die erst vor wenigen Jahren zu Grunde ging, aus der aber mehre junge entsprossen, die noch zu sehen sind. Zu dieser tragischen Riesenfichte pilgerte öfters der edle Mäcen, Graf Franz von Sternberg, und der große Altmeister der Slavisten, Abbé Joseph Dobrowský, zwei Männer, der innigsten Liebe und Verehrung würdig.

20. Parteiwuth. — Eine spoletanische Chronik berichtet folgenden Zug blinder Parteiwuth: »Während die Ghibellinen eines Tages alle Häuser ihrer Gegner anzündeten, sah eine Frau von der guelfischen Partei ihren ghibellinisch gesinnten Bruder mit der Fackel in der Hand auf ihr Haus zukommen, um auch dieses in Brand zu stecken. Sie stieg, ihre beiden Kinder auf den Armen, auf den Thurm des rings von den Gegnern umstellten und bald in Flammen auflodernden Gebäudes, für die Unmündigen und für sich um Gnade flehend. Da rief der grausame Bruder ihr zu, die junge Brut in die Flammen hinabzuwerfen, dann solle ihr Leben geschont werden. Die Mutterliebe überwog jede andere Empfindung: Die Heldenmüthige verbrannte mit ihren Kindern zugleich.« (Blätter f. lit. Unterhalt.)

---

21. Der Streit um die Jungfrau. — Als im Jahre 1326 die Lithauer in Preußen einbrachen,

befand sich unter den Gefangenen auch eine adelige Jungfrau von hoher Schönheit, um deren Besitz zwei von den Bojaren so in Hader geriethen, daß sie auf Leben und Tod darum zu kämpfen beschloßen. Dieß ersah von ungefähr der Lithauer oberste Feldhauptmann, David von Garthen, des Großfürsten Gedimin Marschall. Den verdroß es sehr, daß um ein gefangen Weib zwei tapfere Helden sich selbst unter einander verderben sollten, legte sich bald dazwischen, sagend, sie sollten ihm die Sache anheimstellen, und als sie nun beide darein gewilligt, hieb er die Jungfrau vor ihrem Angesicht mitten von einander und sprach: es möge nun Jeder von ihnen ein Stück und also zugleich einer so viel als der andere von der begehrten Maid hinnehmen.

22. Eine Szene aus der französischen Revolution. — In dem blutigen Drama, welches während der Revolution in Nantes aufgeführt wurde, kamen mitunter rührende Szenen vor. Eine Mutter wird mit ihren fünf Töchtern auf den Richtplaz geführt, wo sich eine stumme Menge drängt. Die Stellen um das Schaffot herum sind besetzt; sie müssen eine halbe Stunde lang warten und Queue machen. Die Mutter ermuthigt ihre Töchter durch Wort und Beispiel und fordert sie endlich auf, einen Psalm anzustimmen. Das umherstehende Volk wird von dem frommen Gesange der jungen, unschuldigen Opfer gerührt; der Henker selbst fühlt Erbarmen, vollstreckt jedoch die gegebenen Befehle, allein zwei Tage nachher hatten ihn Reue und Entsetzen zu Tode gefoltert.

23. Aga Mohammed Khan Kadschar, der Gründer der jetzigen Dynastie in Persien. — Dieser war sehr grausam. Indeß kann nur ein kraftvoller Tyrann, wie Aga Mohammed Khan, einem Reiche wie Persien Glück bringen; denn nur Wenige, wie der Adel am Hof und die hohen Beamten, fühlen die Wirkungen seiner Tyrannei, während die Masse des Volkes, sicher in ihrer Dunkelheit, ihn hauptsächlich nur als den Bewahrer der öffentlichen Ruhe und Sicherheit kennt. Sein Andenken ist daher gesegnet, bis auf diesen Tag, weil er das Landvolk beschützte und die Räuber auf den Straßen, wie die habsüchtigen Beamten unerbittlich bestrafte und verfolgte. Die Perser erzählen oft eine Anekdote, welche seinen Charakter in dieser Beziehung bezeichnet. Während einer Reise trennte er sich von seinem Gefolge, näherte sich einem Bauer, der einen mit Früchten beladenen Esel zu Markte trieb, und befahl ihm im gewöhnlichen Tone eines persischen Soldaten, ihm eine Hand voll zu geben. Der Bauer weigerte sich, worauf der König vom Pferde stieg und einen Theil der Früchte mit Gewalt zu nehmen suchte. Der Bauer widersetzte sich, schwang seinen Knittel und rief aus: »O, Du Hundssohn! ist Aga Mohammed Khan todt, daß Du mich zu berauben wagst! Beim Haupte des Königs, wenn Aga Mohammed Khan noch lebt, sollst Du morgen aus einem Mörser geschossen werden!« Das Folgende läßt sich denken: Der König war sehr erfreut, gab sich zu erkennen und beschenkte den Bauer.

Eine zweite Anekdote, welche seinen Charakter in ein anderes Licht setzt, mag hier gleichfalls ihren Plaz finden. Ein gewisser Distrikt hatte sich empört, und Aga Mohammed Khan befahl seinem Minister, Mirza Scheft, einige Dutzend Augen auszureißen und ihm zu bringen. Man verfährt dabei auf eine äußerst rohe Weise: das Opfer wird auf den Rücken geworfen; ein Soldat, oder sonst wer immer, faßt ihn an der Brust und schneidet ihm mit seinem Messer oder Dolch die Augen aus. Der Minister legte die Augen auf eine Schüssel und brachte sie dem König. Aga Mohammed Khan betrachtete sie eine Zeitlang, zog dann den Dolch und begann die Augen zu zählen, indem er sie mit der Spitze eines nach dem andern bei Seite schob. Unzufrieden wandte er sich zu seinem Minister, und sagte: »Bei dem einigen großen Gott, Mirza Scheft, wenn ein Auge hier fehlt, sollen die Deinen die Zahl voll machen!«

24. Prinz Olav, der Schneider. — In dem Städtchen Falkenau, zwischen Eger und Elbogen in Böhmen, lebte in den Tagen König Wenzels des Faulen ein ehrsamer Schneider, gewöhnlich Meister Wolf geheißen, der sich mit den Seinen nothdürftig nährte und die Achtung seiner Mitbürger genoß. Außer mehren Töchtern war ihm ein Sohn geboren worden, den er Heinrich nennen ließ und in dem er eine Stütze seines Alters zu sehen hoffte. Der arme Vater! Er hatte sich sehr geirrt. Der Knabe wuchs heran. Er galt bald zur Freude seiner Mutter für den schönsten Knaben in Falkenau. Sein zartes Gesicht mit sanften Zügen, blauen Augen und lockigem Haupthaar zierte einen schlanken Körper, der, je älter er wurde, an Kraft und Wohlgestalt zunahm. Doch nichts weniger als diesem gefälligen Aeußern entsprach sein Inneres. In früher Jugend keimte das Samenkorn der Bosheit in seinem Herzen und schoß darin üppig empor. Den Vorzug, den ihm die alte Mutter überall gab, glaubte er von jedem Andern auch fordern zu können, natürlich aber wurde der Sohn eines armen Schneiders mit seiner Anmaßung bald zurecht gewiesen. Der Spott seiner Mitgespielen lastete auf ihm, sie nannten ihn neckend den Schneiderprinzen, den Ziegen-Kavalier, Fürst Geißbock etc. und schloßen ihn von ihren jugendlichen Spielen aus, weil er darin immer hatte den Ton angeben wollen. Das verwundete sein eitles Herz. Nie mehr ging er mit jenen Knaben um, sondern schloß sich an andere, bis auch diese aus gleichen Ursachen sich von ihm trennten. Der Vater hielt ihn nun an, die

löbliche Kunst der Schneiderei zu erlernen. Das behagte aber dem eiteln Heinrich nicht, eben so wenig wollte er unter die Kriegsknechte gehen, weil er nicht sofort Feldoberster sein konnte; es mochte ihm wohl auch an Muth dazu gefehlt haben. Der alte Wolf mußte nun sehr oft zur Strenge seine Zuflucht nehmen und ihm mittelst derselben die Nadel regieren lehren. Hiezu kam, daß Heinrichs Mutter starb und ihm nicht mehr die Stange halten konnte.

Als Heinrich ungefähr 20 Jahre alt und bereits Geselle war, drang er in seinen Vater, ihm sein Häuschen abzutreten. Das war aber Wolfs Gedanke gar nicht. »Du bist noch zu jung, Heinze,« sagte er dann zu ihm: »davon kann erst in einigen Jahren die Rede sein, übrigens habe ich nicht Lust, meinen Sterbekittel bei lebendigem Leibe anzuziehen.« Heinrich faßte nun tiefen Groll gegen seinen Vater, den er aber sorgfältig verbarg. Um diese Zeit war es, daß er die Tochter eines reichen Mälzers, der in Falkenau wohnte, auf dem Tanzboden kennen lernte. Elsbeth, so hieß sie, war zwar in Falkenau geboren, doch in dem nicht weit entfernten Elbogen bei einer Verwandten erzogen worden, und nun als eine heiratsmäßige Dirne in ihren Geburtsort zurückgekommen. Der schöne, wohlgewachsene Heinrich behagte ihr; doch ihrem Vater behagte ihr Umgang mit dem Schneiderprinzen, wie er Jenen nannte, keineswegs. »Ich habe schon für Dich gewählt,« sprach er zu ihr, »und Du wirst wohl thun, den Sohn des Schöppen Berndt als Deinen Bräutigam zu betrachten.« Elsbeth fügte sich nach und nach, und beschloß, ihre Gedanken auf Heinrich fahren zu lassen. Dieser hatte nun seinem Vater die Abtretung des Häuschens abzutrotzen gesucht; vergebens. Der alte Wolf verweigerte sie standhaft, und erklärte ihm in festem Tone, daß er ihn, wenn er ihm noch einmal mit dieser Forderung käme, von dem einstigen Kindestheil ausschließen würde. Es kam nun zu einem lebhaften Wortwechsel mit dem Vater, der ihn endlich vor die Thüre stieß und ihm sein Brod anderwärts zu suchen gebot. Fluchend stand Heinrich vor dem Hause. Tiefer Groll entwickelte sich in seinem Herzen. Da beschloß er erst zu dem Mälzer zu gehen und diesen um die Hand seiner Tochter zu bitten. Da bekomme ich Geld mit, dachte er, und dann kann ich schon meines Vaters lachen.

Er kam zu Elsbeths Vater und entdeckte ihm sein Anliegen. Doch Jener sagte ihm geradezu, Elsbeth sei mit des Schöppen Berndt Sohn verlobt, und er selbst sei nimmermehr gewillt, einen Schneiderprinzen zum Eidam zu haben, der nicht nur noch kein Meister sei, sondern auch, wie es bekannt wäre, mit seinem eigenen Vater in Unfrieden lebe. Schwer gereizt entfernte sich Heinrich. Rachebrütend irrte er den übrigen Tag auf den Feldern umher. Endlich hatte er einen Plan gefaßt. »Nun gut,« sagte er zu sich, »darf ich in meines Vaters Hause nicht fürder wohnen, noch in Elsbeths Kämmerlein als Bräutigam eingehen, so soll dieß auch kein Anderer können.« Die Nacht kam heran. Mit brennbaren Sachen versehen, legte Heinrich sowohl in dem Hause seines Vaters, wie in jenem des Mälzers Feuer an und ergriff die Flucht. Ehe er noch bei Egers Mauern angelangt war, zeigte sich dem Zurückblickenden an dem glühenden Himmel, daß seine teuflische Rache gelungen und Falkenau ein Raub der Flammen geworden sei. Ja wohl war sein schwarzer Plan gelungen! Zwar hatte der alte Wolf sich und seine Tochter aus den Flammen gerettet, doch Elsbeth, unter deren Schlafkammer er das Feuer angelegt hatte, wurde so beschädigt, daß sie nach wenigen Tagen starb. Ein großer Theil des Städtchens war am folgenden Morgen in einen Schutthaufen verwandelt. Man muthmaßte wohl, wer der Brandstifter sein müsse, allein seine schnelle Flucht hatte ihn dem Schwerte der Gerechtigkeit entrückt.

Heinrich irrte nun heimatlos und unstät in der Fremde umher; bald wußte er, indem er sich als Pilger ausgab, die Herzen Leichtgläubiger zu Gaben zu bewegen, bald durch andere ähnliche Mittel fortzukommen; doch nie verließ ihn die Furie des Gewissens, die sein Inneres zerfleischte. So kam er endlich nach Preußen. In der Herberge eines Dorfes bei Graudenz überfiel ihn eine schwere Krankheit. Seine Wirthe waren so gutmüthige Leute, daß sie den armen Pilger, wofür er sich ausgab, sorglich pflegten, und hoch darüber erfreut waren, als sie vernahmen, der vermeinte Pilger sei wieder auf dem Wege zur Besserung. In diesen Tagen herrschte die nordische Semiramis, die Königin Margareth, Witwe K. Hakons, über die Reiche Norwegen, Dänemark und Schweden. Die ersten beiden Reiche hatte sie zuerst als Vormünderin ihres Sohnes Olav regiert und war ihm, als dieser im Jahre 1381 gestorben, in der Regierung gefolgt. Die Schlacht bei Fall-Köping in Westgothland (2. September 1388), in welcher der schwedische König Albert nebst seinem Sohne Erich in ihre Gefangenschaft gerieth, verhalf ihr zum Besitz Schwedens. Doch die Stände dieses Reiches sträubten sich gewaltig unter ihrem Szepter, ohne jedoch ihr Joch abschütteln zu können. So war es denn auch natürlich, daß manche sonderbare Gerüchte von ihr unter den Schweden im Schwunge gingen. Besonders hatte sich die Sage ausgebreitet, sie habe ihren Sohn Olav, um selbst regieren zu können, zu Rothschild hinrichten lassen, wie denn wieder Andere wollten, daß die gedungenen Mörder, von der herrlichen Gestalt Olavs gerührt, ihm gegen das Versprechen, daß er sofort unerkannt bleiben und das Reich verlassen wolle, das Leben gelassen hätten, und der Prinz daher noch

unter den Lebenden wandle. Gerüchte, die sich modelten und änderten, und zuletzt trotz den mannichfaltigen Zusätzen nicht nur in Schweden, sondern auch in den beiden andern Königreichen Glauben fanden. So stand es im Jahre 1402, als eines Abends einige Kaufleute von Nyköping auf ihrer Rückreise aus Deutschland in die Gegend von Graudenz kamen und in dem Wirthshause, wo eben Heinrich krank darnieder lag, Herberge nahmen. Mancherlei erzählten sie dem neugierigen Wirthe, und dieser wieder ihnen. Auch die sonderbaren Gerüchte von Olavs Tod und seinem Leben wurden ein Stoff des vertraulichen Gesprächs. Da sagte der Wirth auf einmal: »Da habe ich einen armen Pilgersmann im Hause, der, siech von Rom zurückgekommen, bei mir seine Wiedergenesung abwartet. Es ist ein eigenes Ding um diesen Kranken, der ist gewiß nicht, was er scheint! — Ich hoffe gar seltsame Dinge zu hören, wenn er wieder hergestellt sein wird. Wenn er in der Fieberhitze ohne Bewußtsein lag, sprach er unter andern mir unverständlichen Reden auch die Worte Prinz und Rache aus.« »Sehr seltsam!« sagte Swen, einer der Kaufleute: »ei, zeigt uns doch diesen Mann.« — Der Wirth führte sie nun zu des Kranken Bette, der eben schlief. Ein Blick auf ihn, und wie versteinert standen die Kaufleute da. »Himmel! das ist ja Olav Hakonson, der Dänen und Norwegens König!« lispelten sie dem erschrockenen Wirthe zu. Schweigend gingen sie zurück, geboten dem Wirthe, Niemanden diese Entdeckung zu offenbaren, und begaben sich eilends weiter, nachdem sie dem Wirthe eine große Summe Geldes zur bessern Pflege des vermeinten Prinzen zurückgelassen und mit ihm Mehres abgesprochen hatten. Heinrich erholte sich bei der sorgfältigern Wartung zusehends. Als er endlich genesen war, fiel ihm der Wirth zu Füßen, und dankte ihm für das Glück, sein Haus mit seinem Aufenthalte beehrt zu haben! — Heinrich stand da, wie aus den Wolken geworfen. »Da irrt Ihr Euch, guter Alter!« nahm er endlich das Wort: »ich bin ein armer Mann, der die heiligen Orte besucht hat, um für seine Sünden Ablaß zu finden.« Doch als der Wirth hieran nicht glauben wollte, ihm erzählte, er sei bereits durch schwedische Kaufleute erkannt worden, und die Großen des Reiches harrten nur seiner Ankunft, um ihn gegen seine Mutter zu schützen und ihn wieder auf den Thron zu setzen, bewog ihn endlich seine angeborne Eitelkeit und thörichte Hoffnung, die ihm aufgedrungene Rolle zu spielen.

Indessen hatte sich durch die vorgenannten Kaufleute unter den dänischen und schwedischen Mißvergnügten der Ruf verbreitet, der König Olav sei wiedergefunden. Scharenweise kamen sie zu ihm, und getäuscht durch seine Aehnlichkeit und sein Betragen, ehrten sie in ihm den längstverstorbenen Prinzen. Sie führten ihn nun nach Danzig, wo er, durch sie unterstützt, einen fürstlichen Hof hielt, Räthe ernannte, Münzen prägen und sich ein dänisches Reichssiegel stechen ließ. Hierauf schrieb er mehrmals an die Königin Margareth, als an seine Mutter: durch sonderbare Schicksale sei er am Leben erhalten worden, und hätte gern sein Versprechen, unbekannt und dürftig zu bleiben, gehalten, wenn ihn nicht der Papst von seinem Eide entbunden und ihm befohlen hätte, sein väterliches Reich wieder zu erobern. Die Königin, hierüber aufs Höchste verwundert, schrieb an Konrad von Jungingen, damaligen Hochmeister des deutschen Ordens in Preußen: »Er möchte ihr den Mann schicken, der sich ihren Sohn nenne, indem sie ihn, wenn sie ihn dafür erkennen würde, mit Freuden aufnehmen wolle.« Der Hochmeister, obgleich er mit ihr, der Insel Gothland wegen, in Unfrieden lebte, weit entfernt, sich dieser Gelegenheit zu bedienen und seiner Feindin wehe zu thun, entschloß sich hiezu. Der Afterprinz ward nun auf seine Verfügung durch einige Ordensritter nach Calmar in Smaland gebracht, wo die Königin residirte. Hier löste sich das Räthsel, indem es sich ergab, der vermeinte Prinz sei nicht nur kein Däne, sondern auch selbst der dänischen Sprache unkundig. So wie man dieß heraus hatte, zwang man ihm durch die Folter das Bekenntniß ab, er sei eigentlich ein Böhme und nur zu diesem Abenteuer genöthigt worden, da ihn Jedermann und endlich er sich selbst für einen König gehalten. Margarethe ließ nun Gericht über ihn halten, und genehmigte das Urtheil, als man ihn zum Feuertode verdammte. Nächst dem Calmar-Sund ward ein großer Scheiterhaufen errichtet, an den alle Briefe, die Heinrich an die Königin geschrieben, angehängt wurden; er selbst wurde endlich gekrönt mitten im Scheiterhaufen an einen Block geschlossen und verbrannt, wie er Falkenau verbrannt hatte. Alle Kleinodien, die er der Leichtgläubigkeit der schwedischen Mißvergnügten abgewonnen, so wie alles Geld, das er mit sich gebracht hatte, gab die Königin den Mönchen eines nahen Klosters, damit sie für das Heil seiner Seele beten möchten. Die Königin behielt nichts, als sein Reichssiegel, welches sie zerschlagen ließ.

---

25. Die Zauberlampe. — Im Umfange der Herrschaft Kammerburg, im Kaurzimer Kreise Böhmens, eine halbe Stunde von Kammerburg, am linken Ufer der Sazawa im Walde Horzalka, sind auf einem ansehnlichen Hügel noch bis jetzt die mächtigen Ueberreste der vormaligen Burg Dub zu schauen. Die Ruinen sind gegenwärtig bloß unter dem Namen Stara Duba oder Hluska bekannt. Der Burgfrieden war von beträchtlichem Umfange. Er begriff vierzehn Ortschaften,

zwei Höfe, sechszehn Dörfer, vier Mühlen und andere Realitäten. Der Tradition nach soll diese Burg von einem heidnischen Wladiken zur Zeit der Regierung Libussens erbaut und dem neu erbauten Schlosse von einer nahe stehenden ungeheuern Eiche der Name Dub gegeben worden sein. An diese Sage reiht sich eine andere im Munde des Volkes.

Im Anfang des 13. Jahrhunderts besaß diese Burg Milohnĕw, ein Abkömmling des ersten Erbauers. Als noch sein Vater lebte, war er in fremden Landen umhergezogen, um sich in der Ritterschaft zu üben; er war auch unter den Rittern, die im Jahre 1217 den König Andreas von Ungarn auf seinem Kreuzzuge nach Palästina begleiteten. Er erwarb sich in dem gleichwohl fruchtlosem Angriffe auf den Berg Tabor den Ruhm eines tapfern Kriegers und blieb fortwährend in der Gesellschaft des Königs, als dieser über Kleinasien, Konstantinopel und die Bulgarei heimwärts eilte. Während des Königs längerem gezwungenen Aufenthalte in der Bulgarei bei dem dortigen Fürsten Johann Asan, ging Milohnĕw mit einem vornehmen Bulgaren öfters auf die Bärenjagd. Immer war Milohnĕw glücklich, und dadurch ward er auch immer kühner, so daß ihm Bogoris, sein Jagdfreund, seine Tollkühnheit verwies. Einst, als beide wieder der Jagdlust nachgingen und sich im Waldes-Dickicht getrennt hatten, zeigte sich ein ungeheurer Bär. Freudigen Muthes eilte der tapfere Böhme mit dem wohlgeschärften Speere auf das Unthier los; aber nicht hinreichend war der Stoß, das wilde Thier zu erlegen, das nun, sich verwundet fühlend, alle seine Kräfte wider seinen Verfolger zusammenraffte. Sicher hätte er hier den Geist aufgegeben, wäre nicht Bogoris herbeigeeilt, der dem Ungethüm den Fang gab und seinen Genossen rettete. Der große Blutverlust hatte ihn so geschwächt, daß er von den herbeigerufenen Dienern heimgetragen werden mußte. Der gastfreie Bogoris ließ den Verwundeten in sein Haus bringen und übergab ihn der Pflege seiner in der Heilkunde wohlerfahrenen Tochter Ladika. Eifrig war diese um ihn bemüht. Ganze Nächte hindurch wachte sie an seinem Lager und innigst freute sie sich, als das heftige Wundfieber allgemach schwand und Milohnĕw's volles Bewußtsein zurückkehrte. Hier, gefesselt an sein Siechbett, mußte der sonst wilde Jüngling mit den sanfteren Tugenden des jungfräulichen Lebens bekannter werden. Die rührende Theilnahme, der rege, dienende Eifer, die erheiternde Vertraulichkeit und dennoch bei allem dem ein gewisser zarter Stolz, der sich mit Sittsamkeit und Klugheit vereinigte. Die Stunde für sein Herz schlug; die Dankbarkeit bahnte der Liebe den Weg. Noch ehe er das Siechbett verlassen konnte, hatten sich beide die Gefühle ihres Herzens gestanden.

Einst, als Abends Ladika bei ihm war, wies Milohnĕw auf die vor ihm stehende Lampe. Sie war von Erz, gestaltet wie ein Becher. Der Stiel der Lampe stellte zwölf Männer vor, die mit ihren Händen eine Halbkugel hielten, deren Außenseite, so wie jene des Randes, mit allerlei verwundersamen Charakteren bezeichnet war. Aber die Gestalten der Männer waren verschieden; das Antlitz des einen war hold und gütig, aber der folgende nimmer so hold anzusehen, und so stieg die Häßlichkeit in den Gesichtszügen der Figuren, bis auf den letzten, dessen schreckliches Antlitz Grausen erregte. »Sage mir doch, Ladika!« sprach Milohnĕw zu ihr, »sage mir doch, was bedeutet die wunderliche Form der Lampe? Als ich noch im Wundfieber lag und manchmal dahin blickte, schienen diese Gestalten zu leben und mich anzureden, ja sogar schien es mir einmal, als ob sie alle in sinnverwirrenden Kreisen getanzt und so widerlich gelacht hätten, daß ich ohnmächtig vor Entsetzen auf das Bett zurücksank.« — »Ach, Lieber,« entgegnete sie, »frage doch nicht, was ich Dir nicht sagen kann; nur so viel wisse, daß sie von meiner Mutter für ihren größten Schatz gehalten wurde. Dich wird die Lampe nicht mehr ängstigen, wenn sie es ja einmal gethan hat, so war es ein Versehen von mir. Doch, Milohnĕw, wenn Du mir wohl willst, so frage nimmer nach der Lampe.« Und Alles gelobte der Böhme dem schönen, innig bittenden Mädchen, das in heißer Liebesglut bald alle Wünsche des ungestümen Jünglings gewährte. König Andreas war indeß mit Johann Asan richtig geworden und in sein durch innere Unruhe bewegtes Königreich zurückgekehrt, während der böhmische Jüngling von seinen Wunden noch nicht hergestellt war. — Nun, da er genesen, blieb er, ohnehin nicht mehr an den Dienst des Königs gefesselt, noch einige Zeit bei Bogoris, mit dem er nach wie vor dem Weidwerke nachhing, obwohl Bogoris gegen ihn scherzhaft bemerkte, daß der frühere Muth etwas kühler geworden sei, nachdem ihn jener Bär darüber gut belehrt habe. Bogoris hatte wohl Recht, denn so sehr viel Vergnügen, wie ehedem, fand Milohnĕw nicht mehr an der Jagd; er zog es nun vor, lieber in Ladika's Augen sich zu spiegeln. Einst begleitete er Bogoris zu einem Schmause, den ein Jagdgenosse gab. Hier trank man aus einem silbernen Becher sich einander zu, dessen Schale jedoch aus einem menschlichen Hirnschädel bestand. Als aber die Reihe an Milohnĕw kam, ergriff ihn ein Grausen, und unwillkürlich wies er ihn von sich hinweg. Alle Andern zogen den Säbel, aber Bogoris stellte sich wie ein Schild vor Milohnĕw. »Halt!« rief er ihnen zu: »Vergesset nicht, daß er ein Fremdling ist und ihm manche unserer Sitten ungewöhnlich dünken, auch in ihm wohl Widerwillen erregen müssen.« Auf dieß und dergleichen Zureden beruhigten sich wohl

die Uebrigen, aber kein anderer Becher kam zum Vorschein, und schwergekränkt kehrte Milohnĕw, dem während des Gelages kein Tropfen Weines ward, mit Bogoris zurück.

Während des Weges, der durch dunkle Wälder führte, suchte ihm der Bulgare begreiflich zu machen, daß es dort zu Lande eine große Ehre sei, Gäste aus dem Hirnschädel eines berühmten Feindes zu bewirthen; daß er daher durch seine Weigerung, daraus zu trinken, eine große Ehrenbezeugung mit der größten Beleidigung vergolten habe. — »Sonderbar,« erwiederte Milohnĕw, »doch des Sonderbaren habe ich zu viel in Eurer Heimat erlebt. Eben jetzt erinnert mich jener gräßliche Becher an eine Lampe, die mir in Eurem Hause grausame Phantasien vor die Augen zauberte.« — »Allerdings habt Ihr Recht,« entgegnete Bogoris, »ein seltsames Wesen ist es mit dieser Lampe! Weiß ich doch selbst nicht, was die klug und seltsam gebildeten Figuren darauf zu bedeuten haben! Ist es doch auch mein Eigenthum nicht, sondern ein Vermächtniß meines verstorbenen Weibes an Ladika, die sich besser, denn ich darauf versteht.« — »Es wollte ihm fast bedünken,« meinte der böhmische Ritter, »als sei die Lampe noch viel unerhörter und grausenbringender, als der Becher, und könnte wohl gar eine Zauberlampe sein.« — »Das möchte ich selbst meinen,« sprach Bogoris, »stammt doch die Mutter meines Weibes von Asla, der alten, großen Zauberfürstin ab. Oft sah ich sie, wie sie wundersame und unverständliche Sprüche aussprach und dann in der Flamme der Lampe den Geist ihrer Mutter zu sehen vorgab; thut es doch jetzt auch meine Tochter, die, seitdem sie dieses seltsame Spiel treibt, dem Haushalte mit sinniger Klugheit vorsteht, daß Alles, was sie will, ihr gelingt!« — »Also Herenbrut!« murmelte Milohnĕw in sich hinein, bis zum Herzen erkaltend, aus dem er das Bild der schönen Ladika drängte, in der er sofort nur eine Zauberin erblickte, die ihn durch des Teufels Macht bethört hatte.

Am andern Morgen schon nahm er Abschied von Bogoris, der sich nicht wenig über den schnellen Aufbruch wunderte und sich vergebens ihn zurückzuhalten bemühte. Schon hatte er das Roß bestiegen, ohne ein Geleit anzunehmen, als Ladika weinend hervorstürzte, und ihn flehend bat, nur einen Tag noch zu weilen. Ungern stieg er ab. Dankbarkeit, Zärtlichkeit und unnennbares Grauen stritten in ihm. Er weilte den Tag über noch bei Bogoris. Auf den wiederholten Wink Ladikens folgte er ihr auf ihr Kämmerlein, wo sie ihm unter den heftigsten Thränen Vorwürfe über seine Kälte und die Entdeckung machte, daß sie sich Mutter fühle. Die rührenden Bitten bewegten noch einmal den Ritter. Er schwor ihr, daß er sie liebe, daß er gewiß wieder kommen und sie als Braut heimführen werde. Sie ließ sich besänftigen. »Aber,« sagte sie, »kommt Ihr nicht binnen zwei Monaten, so wißt, daß ich dem Zorne meines Vaters nicht entgangen bin und Euch meine Rache, selbst über das Grab hinaus, verfolgen wird.« Er beruhigte sie hierüber, und so ging der übrige Tag in freundlicher Vertraulichkeit vorüber, und am Morgen schied er, gelobend, bald wieder zu kommen, mit herzlicher Innigkeit von dannen.

Glücklich kam Milohnĕw an dem Hofe des Ungarnkönigs an; doch nicht lange weilte er daselbst; er eilte nach seiner Heimat zurück, wo er bald darauf nach seinem Vater den Besitz der Burg Dub antrat. Schon als er die Bulgarei im Rücken hatte, war die noch einmal aufgeloderte Liebe in seinem Herzen erloschen und Abscheu gegen Ladika hatte darin Plaz genommen. In wenigen Wochen hatte er sie beinahe ganz vergessen; nur Träume mahnten ihn dann und wann an seinen Schwur; wenn er aber erwachte, so glaubte er jedesmal nur seine Vermuthung bestätigt, daß Ladika eine Zauberin sei. Durch dieß Letztere tröstete und beruhigte er sich auch, als ihm in einer Nacht Ladika, eine klaffende Wunde in ihrer Brust, ein todtes Kindlein in den Armen, erschien, und ihm ihre Lampe, erloschen, mit den Worten hinreichte: »Da nimm, da Du nicht mein Gatte werden wolltest, mußt Du mein Erbe sein!« Freilich war dieß nur ein Traum, aber er wiederholte sich dreimal und ängstigte ihn jedesmal dergestalt, daß ihn der Morgen stets halbtodt wieder fand.

Indeß vergingen Jahre. Milohnĕw freite nun die Tochter eines benachbarten Burgherrn und erhielt sie zur Gattin. An dem Tage, als er sie in Dub einführte, fanden sich alle ihre Gespielinen, Verwandte und Nachbarn in der Burg ein, von denen jede der neuen Burgfrau ein kleines Geschenk darreichte. Unter andern Frauen trat auch eine andere schöne, bleiche Jungfrau zur Gattin Milohnĕws heran und überreichte ihr eine eherne, kunstreich gearbeitete Lampe, und während Bertha, so hieß Milohnĕws Gemalin, diese Gabe sich verwundernd besah, war die Geberin verschwunden. Als Bertha wieder mit ihrem Gatten allein war, zeigte sie ihm auch die Lampe; aber der muthige Milohnĕw ward bei diesem Anblick fast ohnmächtig. Es war Ladika's Lampe; er konnte nicht zweifeln. Bertha entsetzte sich über die plötzliche Bläſſe ihres Mannes, und fragte ihn um die Ursache. »Es ist nichts,« entgegnete er, »als die häßlichen Figuren an der Lampe hier, die wohl verdient, weggeworfen zu werden.« — »Ei, nicht doch!« sprach sie, »sah ich doch sobald nicht so etwas wunderbar künstlich Gearbeitetes; je mehr ich es anblicke, desto mehr gefällt mir die gefällige Form.« Milohnĕw bat, beschwor sie, die Lampe zu vernichten, oder in den alten Schloßbrunnen zu werfen; aber eben dieses bestimmte sie, die Lampe nur noch schöner zu finden; ja

obgleich sichtbarer Verdruß die Stirn Milohnêws umwölkte, sie füllte sie Abends sogar mit Oel und zündete sie an. »Das ist doch so schön, so erquickend für's Auge, die Farbenpracht, die in dem Flämmchen spielt,« so sprach sie, in die Flamme hineinblickend. Zufällig blickte ebenfalls Milohnêw hin, und aus dem Flämmchen sah er, klein und größer werdend, das Schattenbild Ladikens und ihres Kindleins hervorschweben, und dabei grinsten ihn die eilf Männlein am Stiele der Lampe höhnisch und drohend an. Immer schien es ihm, als riefen sie ihm zu: »Hast uns fliehen wollen, da sind wir und bleiben bei Dir!« So quälte es ihn die ganze, ewig lange Nacht hindurch. Am andern Morgen nahm er sie heimlich seiner Gattin weg und vergrub sie; aber Abends stand sie wieder vor seinem Bette. Bald warf er sie in den Schloßbrunnen oder in den Weiher, bald gab er sie dem Schmiede, sie zu zerschlagen, kurz, was er auch that, der Lampe ward er nimmer los; Abends stand sie jedesmal unversehrt an ihrer vorigen Stelle und jede Nacht quälten ihn die gräßlichen Gesichter. Er vertraute nun seiner Gattin sein Leiden und die Ursachen desselben. So unglaublich ihr auch dieß vorkam, so hatte sie doch Mitleid mit dem Gequälten, und beide beriethen sich, wie diesem Unheil zu begegnen sei? Aber nie konnten sie Mittel finden, das Werkzeug ihrer Unruhe zu vernichten; endlich kamen sie darin überein, das Gemach, wo die Lampe sich befand, nicht mehr zu betreten. Dieß Mittel schien einige Zeit hindurch von guter Wirkung zu sein, denn Milohnêw fühlte sich von allen Phantasien und Gesichtern befreit; doch nicht lange dauerte es, so begann die Plage neuerdings, aber es hatte eine andere Bewandtniß damit. Bertha war sehr herrschsüchtig und ließ ihrem Gatten das Joch der Ehe immer merklicher fühlen. Oft raffte sich wohl Milohnêw zusammen und wollte den Herrn im Hause spielen, aber Bertha eilte dann in das Zimmer, wo die Lampe stand, zündete sie an, und dann ging für Milohnêw wieder eine Qual an, der er zu erliegen glaubte. Allenthalben, wohin er ging, oder wo er stand, umschwebten ihn dann die Gestalten der zwölf Männlein wie Plagegeister, und dieß dauerte so lange, bis auf sein Bitten sie wieder die Lampe auslöschte. So ward er allgemach ihr Sklave, bis er vor Gram und Verdruß erkrankte und starb. Ehe er verschied, hatte er gesagt: »Von mir sollst Du nun die Lampe zum Erbe haben.« Nun kam die Reihe an sie, bis sie sich in einem Anfall von Wahnsinn von den Zinnen der Burg herabstürzte. Das Schloß, besonders aber jenes Zimmer, ward nun ein von allen Nachbarn, ja selbst von Schatzgräbern und Räubern geflohener Tummelplaz wilder Gespenster, in deren Mitte die Schattengestalten Ladikens, Berthens und Milohnêws umherschwebten. Erst im Jahre 1420 befreite ein frommer Priester, den der Burgherr Wanke von Dub und seine Gemalin Margaretha von Richemburg zu diesem Ende herbeiriefen, die Burg von dem argen Spuck. Der Priester schritt, fromme Gebete hersagend, an der Spitze der gesammten Burgbewohner durch die sämmtlichen Gemächer des Schlosses, zuletzt aber in jenes Gemach, wo die Lampe stand, und das man schon verschiedene Male hatte zumauern lassen, ohne von dem Spuck befreit zu werden. Die Lampe wurde mit Oel gefüllt, das Licht angezündet und von dem frommen Manne beschworen. Da erlosch urplötzlich das Licht, und die Lampe zersprang in tausend und tausend Trümmer. So erzählt das Volk bis auf den heutigen Tag. Von dieser Zeit an kehrte zwar die Ruhe zurück, doch noch lange scheuten sich die Burgbewohner, jenes Gemach zu besuchen. Als Margaretha von Richemburg dieses Schloß im Jahre 1429 an Berchta von Krawarz, Gemalin Zdenkos von Sternberg, verkauft hatte, ließ letztere dieses Zimmer in eine Kapelle umgestalten und daselbst für die Ruhe Milohnêws und Berthas Messen lesen; — als aber im Jahre 1443 Bohuz von Postupitz die Burg von den Brüdern Buzko, Mrasso, Przech und Zdebor von Bozegowitz erkauft hatte, zog er diese Stiftung ein, so wie auch bald darauf das Schloß selbst ein öder Schutthaufen wurde, der noch vor wenigen Jahren von den Umwohnern für den Aufenthalt böser Geister gehalten ward.

26. Der Löwe. — Nach dem Tode des berühmten Herzogs von Friedland, Albrecht von Wallenstein (14. Hornung des Jahres 1634 zu Eger) zerstreuten sich jene Offiziere und Kriegsobersten, die sich bisher eines vertraulichern Umgangs mit jenem Feldherrn erfreut hatten, so wie dessen Hausbediente, und suchten eine ungewisse Sicherheit in der Flucht. Es glückte nicht Allen. Der alte Johann Baptista Senni, dessen astrologische Träumereien so viel Einfluß auf den Herzog gehabt hatten, entzog sich gleichfalls durch eine schnelle Entweichung den Nachstellungen Buttlers, und suchte sich durch die österreichischen Erblande nach Italien, seiner Heimat, durchzustehlen. Durch Baiern oder den Pilsner Kreis den Weg zu nehmen, dünkte ihm gefährlich, da ihm wohl bekannt war, daß daselbst jene kaiserlichen Truppen, die neuerlich wieder in Eid und Pflicht genommen worden waren, kantonirten, und ihm, dem berüchtigten Sternseher Waldsteins, auf seiner Flucht eben nicht förderlich sein würden. Er beschloß daher, vorerst seinen Weg durch Mähren zu nehmen, und sich allenfalls in diesem Lande so lange verborgen zu halten, bis er mit mehrer Sicherheit seinen Fuß würde weiter setzen können. Auf dem Schlosse zu Trebitsch wohnte dazumal Maximilian, Graf von Waldstein, der von der Ermordung seines Verwandten, des Herzogs

von Friedland, bereits Kunde erhalten hatte, als Senni vor ihm erschien und für einige Zeit um Schutz und Obdach bat. Freundlich nahm ihn Waldstein auf und ehrte ihn dankbar als den ehemaligen Vertrauten des Herzogs, der dem Hause Waldstein so viel Glanz verliehen hatte, und nur durch sein Bestreben, das Ansehen desselben zu steigern, gefallen war.

Graf Waldstein war ein leidenschaftlicher Jäger. Jeder seiner Nachbarn, der an dem Weidwerk Geschmack fand, war ihm willkommen; seine weitläufigen Forsten waren mit Wild reichlich versehen, er selbst sehr gastfreundschaftlich. Kein Wunder, daß er sich immer von einem Kränzlein wackerer, wohlgemuther Jagdfreunde umgeben sah. Dazumal hielt sich der Freiherr Karl von Würben bei seinem Freunde und Lehrer, Wilhelm Chraustenský von Malowar, in dem Schlosse zu Deutsch-Rodoletz auf. — Chraustenský war ein leidenschaftlicher Weidmann, noch mehr aber sein Zögling Karl. Beide fehlten nie, wenn Graf Waldstein eine große Jagd veranstaltete. Eines Abends, als sie nach einer Jagd im Schlosse zu Trebitsch ihre Ausbeute frohen Muthes verzehrten und der häufig genossene Wein die Zungen gelöst hatte, begann man den anwesenden Senni darüber aufzuziehen, daß Alles, was er früher dem Friedländer von Hoheit, Ruhm und Macht in den Kopf gesetzt habe, wohl nicht in den Sternen zu lesen gewesen sein müsse, da sich diese Verheißungen so gar schlecht bewährt hätten. Lange hörte Senni den leisen Spott geduldig an, zumal da er sah, daß Waldstein sein Mißvergnügen über diese Wendung des Gesprächs sichtlich merken ließ; doch als die Gäste, ohne auf des Grafen Unmuth zu achten, in ihren Anspielungen fortfuhren, und ihm sogar merken ließen, er möge allein Schuld an dem Tode des Herzogs sein, den er, durch trügerische Prophezeiungen verblendet, seinem Untergange näher gebracht habe, da konnte Senni sich nicht mehr halten. Mit finsterem Ernste erhob er sich und warnte sie, sich der frevelvollen Aeußerung zu enthalten. »Ich habe,« fügte er hinzu, »nie etwas Anderes dem Herzog verkündet, was ich nicht aus der Sterne Fügung entnommen hätte; Alles traf ein, denn meine Kunst ruht nicht auf gebrechlichen Stützen. Ort und Zeit gestalten des Sterblichen Schicksal wohl, aber nur die Form, nicht die Masse: Diese bleibt unveränderlich, und des Menschen Bemühungen, diese umzustalten, werden nie durch Erfolg gekrönt. Der Gestirne Lauf warnt nicht, er bestimmt. Nur dem hellen, unverschleierten Auge ist es lesbar; der Herzog aber glaubte Alles zu sehen, ohne den Schleier des Ehrgeizes von seinen Augen abzunehmen: so konnte er nur zu sehen glauben, was seine inneren Wünsche sprachen. Sein Unglück, sein unabänderliches Schicksal wußte ich vorher, ich sagt' es ihm, nicht warnend, nur bedauernd, denn Warnen half hier nimmer. Ich hieß ein alter Träumer dann, doch wenn ich den glücklichen Ausgang eines Treffens vorher verkündigte, so war ich der weise, kluge Senni.«

Die meisten Gäste waren während Senni's Aeußerung nachdenkend geworden, nur der junge Würben nicht. »Pah!« rief er aus: »Jetzt sollen wir wohl glauben, was Du über Geschehenes sagst: Das Geschichtenerzählen paßt nicht für Dich, alter Lügenprophet! Und bist Du wirklich so unfehlbar, wie Du vorgibst, so sage mir doch einmal, wie und wann ich einmal aus dem Lande der Lebendigen scheiden werde.« Unwillig winkte Chraustenský seinem Zögling, doch dieser ließ nicht ab, in Senni zu dringen. Vergebens stellte dieser ihm vor, wie wohlthätig die Vorsehung handle, indem sie dem Menschen die Zukunft verberge. Der junge Würben wurde nur kecker dadurch gemacht, und als Senni sah, daß auch die meisten Gäste dem Junker beizustimmen begannen, und den Wunsch äußerten, der Astrolog möchte sein Begehren erfüllen, so gab er endlich nach, und verhieß es, ihm zu einer gewählten Stunde das Horoskop zu stellen. Getreulich, aber besorgt, sagte Chraustenský dem Sternseher die Stunde, den Tag und das Jahr, wenn der Junker geboren wurde; muthig reichte dieser seine Hand ihm dar, als Senni auch diese besehen wollte. Bedenklich schüttelte Senni das Haupt; die Linien schienen ihm eben nicht zu gefallen. Indeß blieb er stumm, bis die gewählte Stunde kam, wo er in den Sternen lesen wollte. Stillschweigend entfernte sich nun Senni und ging allein. Nur von einem Diener begleitet, bestieg er den Schloßthurm, wo er die Gestirne besah und Vorrichtungen vornahm, die dem unwissenden Diener Zauber-Ceremonien schienen. Endlich kam Senni wieder in den Speisesaal zurück. »Nun, was ist es?« rief ihm Würben fragend entgegen, und zugleich mit ihm umringten auch die Uebrigen den Astrologen, dessen düsterer Blick eben nichts Erfreuliches zu verkündigen schien. »Fragt mich nicht, Junker!« entgegnete bittend Senni dem jungen Würben, »das, was ich Euch sagen kann, muß Eure Ruhe vergiften.« — »Nein!« fuhr Würben auf, »nicht umsonst sollst Du uns, alter Rabe, aufmerksam gemacht haben! Sage nun gerade heraus, was Du in meiner Hand und in den Sternen gelesen haben willst. Ich fürchte mich vor den fernen Gestirnen nicht, und wegen meiner Ruhe magst Du vollkommen unbesorgt bleiben.« — Nach vielen vergeblichen Versuchen, den Junker zu beschwichtigen, sagte er endlich: »Nun wohlan, es sei! So wisset denn, daß Ihr keine vollen drei Jahre mehr leben, — und so wunderbar mir auch selbst dieses vorkömmt — im dritten Jahre, hier in Mähren, Euren Tod durch einen Löwen finden werdet.« Kaum hatte es Senni ausgesprochen, als fast Alle einstimmig in ein lautes Gelächter ausbrachen. »Glaubt Ihr denn,

Senni,« sagte der Graf Waldstein: »daß wir über das Meer schiffen und aus den Morgenländern einen Löwen herholen werden; nein, da irrt Ihr Euch: bei uns gibt es noch Wildschweine, Hirsche und Rehe und allenfalls Bären und Luchse genug, als daß wir uns gelüsten ließen, erst dort ein neues Wild aufzuspüren. Wenn der Würben die Beute eines Löwen werden soll, so kann er sich wohl ein hohes Alter versprechen.« — »Und sollte uns auch ein Leu die Ehre seines Besuches gönnen,« setzte Würben hinzu, »so soll er es wohl erfahren, daß er es mit wackern Weidmännern zu thun haben wird.« Solche und noch mehre Sticheleien mußte nun Senni hören; er entfernte sich endlich stillschweigend. Schon am andern Tage setzte er seinen Wanderstab weiter. Nie hat man wieder etwas von ihm gehört. Indessen hatte diese Prophezeiung auf Chraustensky einen tiefen Eindruck gemacht. Er hatte viel in der Welt erfahren und Manches erlebt, das ans Unglaubliche grenzte; immer besorgter ward er für das Leben seines Zöglings, der seinerseits bald ganz Senni und die Vorhersagung vergessen hatte und sich nach wie vor mit Jagd erlustigte.

Das Jahr 1637 rückte heran. Chraustensky schrieb nun an den Vater seines Zöglings und theilte ihm auch jene Vorhersagung Sennis mit. Jener war ein Mann, der bei vielen Kenntnissen dennoch Glauben an übernatürliche Künste nährte und daher durch diese Nachricht sehr beunruhigt wurde: er beschwor daher Chraustensky, seinem Sohne nicht nur für den Lauf dieses Jahres alle Jagden zu untersagen, sondern ihn auch während dieser Zeit nicht aus dem Schlosse gehen zu lassen. Würben war wüthend über den Entschluß seines Vaters, und versuchte mehr als einmal, diesen zu umgehen; doch der besorgte Chraustensky war viel zu aufmerksam, als daß er ihn hätte entschlüpfen lassen. Mit wundem Herzen — es that ihm weh, seinen geliebten Zögling hart zu behandeln — gebrauchte er Strenge gegen ihn, und um alle seine Versuche, sich zu einem sonstigen Jagdgenossen zu flüchten, ganz zu vereiteln, wies er ihm zwei wohl vergitterte Zimmer im Schlosse zur Wohnung an, die von Außen versperrt gehalten wurden. Man hat zahllose Beispiele, daß, wo die Liebe zur Jagd einmal in dem Menschen feste Wurzel gefaßt hat, sie zur unbezähmbaren Leidenschaft wird, daß in Jagdfreunden, wenn sie sich gehindert sehen, ihrem Lieblingshange zu folgen, der bloße Anblick einer Flinte, eines Jagdgemäldes, das Gespräch über das edle Weidwerk ein gewisses wohlthuendes Gefühl erweckt. Dieß wußte Chraustensky, selbst ein leidenschaftlicher Jäger, nur gar zu gut. Er hatte dafür gesorgt, daß solche Gegenstände in das Zimmer des Junkers kamen. Jagdbücher lagen auf den Tischen umher, Jagdgemälde und Waffen aller Art hingen an den Wänden, und Hirschköpfe mit ungeheuern Geweihen drängten sich aus der Mauer hervor. Rüden und Windspiele weilten stets bei ihm und muntere Jäger erzählten dem armen Gefangenen bis tief in die Nacht hinein lustige Jagdgeschichten oder die Ereignisse auf ihrer letzten Jagd. So war Alles bemüht, den Eingekerkerten in seiner Haft zu erheitern; doch Niemanden gelang dieses so gut als Kunigunden, einer Base Chraustensky's. Schon früher hatte Karl das schöne Mädchen kennen gelernt, war oft an ihrer Seite in den Forst gezogen und hatte Gelegenheit gehabt, ihre Gewandtheit zu bewundern. — Jetzt kam sie öfters mit ihrem Vetter zu Karl, brachte manche Stunde bei ihm zu, und bei ihrem Anblick schwand auch jede Spur von Gram aus seinem Antlitz. Schon neigte sich das Jahr 1637 seinem Ende zu, dem sich Karl so sehr entgegensehnte, denn mit dem Ablauf desselben sollte ihm wieder die Freiheit zurückgegeben werden; doch anders hatte es das Schicksal beschlossen; er sollte sich nicht mehr im Waldesdunkel erlustigen! Einst, es waren noch zwei Monate bis zu seinem 24. Geburtstage — weckte ihn am frühen Morgen ein fröhliches Jagdgeschrei und Hörnerton. Er eilte an das Fenster, und erblickte seinen Freund Chraustensky in der Mitte mehrer Jagdfreunde, die ihn Abends mit ihrem Besuche überrascht hatten. Man schickte sich zu einer Treibjagd an und schrie den Tag nach alter Sitte jägerlich aus. »Wohlauf, wohlauf, wohlauf!« so hieß es, »die Faulen und Trägen heut Zeit gern länger lägen; — wohlauf, wohlauf, wohlauf Herren und Frauen, laßt uns heut ein edlen Hirsch beschauen rc.« Ungeduldig liefen die Rüden um die sich sammelnden Jäger; endlich waren alle beisammen, bis zuletzt auch Jene, die einst Karls Herz gerührt hatte, auf einem stolzen Schimmel heranritt, neben ihr ein stattlicher Jüngling, den er nicht kannte; beide folgten der Jagdgesellschaft in das Holz. Karln hatte das Herz gepocht, als er die Anstalten zur Jagd ersah; der Schmerz, von diesem Vergnügen ausgeschlossen zu sein, engte seine Brust; doch wie ward es ihm erst, als er sie, die er wie sein Ich liebte, im fröhlich vertraulichen Gespräch mit dem Unbekannten dahinsprengen sah, ohne daß sie nach seinem Fenster aufgeblickt hätte. — Lange lieh der Schmerz ihm keine Worte, er rannte wie unsinnig in seinem Gemache umher und fluchte über sich und sein Schicksal. Die Furien der Eifersucht zernagten sein Herz eben so sehr, als ihn die Sehnsucht nach seiner Erlösung quälte. Wie er so, mit dem Schicksal hadernd, in seinem Zimmer mit starken Schritten auf- und abging, fiel ihm das große Wappenschild unter dem an der Wand hängenden Porträt Maximilians von Waldstein ins Auge. Vier Löwen waren hier im quadrirten Schilde einander gegenüber gestellt. Bei dem Anblick dieser Thiere brach er noch mehr in Wuth aus. Mit den

Worten: »Verfluchtes Thiergeschlecht, du bist es, das mein Dasein so elend macht!« schlug er mit kräftiger Hand nach einem der gemalten Löwen; doch nicht ungerächt. Ein hinter dem Gemälde in der Wand befestigter Nagel verwundete ihn tief in seine Hand. Klein schien die Verletzung; Karl bemerkte sie fast nicht und fuhr fort zu toben. Endlich kam der Abend heran, die Jagdgesellschaft kam wieder, und mit ihr auch Karls Geliebte. Sie selbst kam auf Karls Zimmer und brachte den Unbekannten mit, der ihr Bruder war. Karl, beschämt verstummend, lebte einige selige Tage und vergaß, daß er noch drei Monate in seiner Haft zu bleiben habe. Es mochten acht Tage vorüber sein, als er des Vorfalls mit dem gemalten Löwen erwähnte und dabei erzählte, daß er, sonderbar genug, erst jetzt einen heftigen Schmerz an der verletzten Hand fühle; Niemand fand dieß ungewöhnlich. Kaum nahm man sich die Mühe, ihm einige Hilfsmittel anzurathen, die das unbedeutende Uebel bald verdrängen würden. Der Schmerz vermehrte sich von Tag zu Tag; die Hand ward schwarz; der Dorfbarbier, der jetzt zu Hilfe gerufen wurde, als es schon zu spät war, salbaderte umsonst. Der Brand, der die Hand ergriffen hatte, griff weiter um sich, und der Dorfbader gestand endlich, nur Gott könne hier helfen. Nach wenigen Tagen erlosch der blühende Jüngling, von Allen beweint. Karls Vater konnte nach der erhaltenen Nachricht nie mehr ein Gemälde sehen, wo ein Löwe abgebildet war, ohne daß ein heftiger Schmerz sein Herz durchzuckte, und wenn Chraustensky in der Folge Jagdgelage hielt, erwähnte er des durch eine seltsame Fügung so früh verblichenen Jünglings und seiner Jagdliebe nie, ohne daß eine Thräne des tiefsten Leides in seinem Auge glänzte.

27. Entstehung des Lotto. — Ueber die Entstehung dieses Spieles erzählt man Folgendes: Die Republik Genua hatte jährlich aus 90 Nobili 5 Senatoren zu erwählen. Um keinen der Candidaten zurück zu setzen, hatte der hohe Rath einstimmig beschlossen, die Wahl dem Zufall anheim zu stellen. Die Namen der 90 wählbaren Nobili wurden auf einzelne Zettel geschrieben, zuerst in einen Topf (seminario) und später in ein Glücksrad geworfen, woraus eine Jungfrau, der man die Augen verband, fünf Namen zog. Einer der Nobili, Namens Benedetto Gentile, hatte die andern zu Wetten aufgemuntert, welche von den Neunzig gezogen werden würden. Durch diese Wetten, welche Signor Gentile alle übernommen hatte, soll sich mancher Reiche gänzlich ruinirt haben, denn sie verloren fast immer. Der Name Gentile war niemals herausgekommen, was im Volke den Aberglauben erweckt hatte, daß er und sein Name, zur Strafe seiner höllischen Erfindung, vom Teufel geholt worden sei. Späterhin wurden die Namen in Zahlen umgewandelt, und so entstand die Zahlenlotterie, die sich nach und nach durch ganz Europa verbreitete.

28. Die Hasenritter. — Die Könige von Frankreich pflegten ehemals vor dem Anfang einer Schlacht eine Anzahl Personen zu Rittern zu schlagen, ein Geschäft, welches vielleicht passender nach Beendigung der Schlacht und nach gegebenem Beweise von Tapferkeit geschehen wäre. Einst schlug Philipp VI. im Angesicht der englischen Armee viele zu Rittern, aber die erwartete Schlacht unterblieb, und es geschah weiter nichts, als daß ein Hase zwischen beiden Armeen durchlief. Man nannte die neuen Ritter spottweise Hasenritter. (Oesterr. Zuschauer Okt. 1838.)

29. Die Taube zeigt einen Schatz. — Als Herzog Heinrich von Breslau die Stadt Krakau erobert hatte, ging er in den Münster daselbst, kniete als ein frommer Mann vor dem Altar unserer Frauen nieder und dankte ihr, daß sie ihm Gnade erzeugt und sein Leid in Freude verwandelt hätte. Als er nun aufgestanden war, erblickte er eine Taube, sah ihrem Flug nach, und bemerkte, wie sie sich über einen Pfeiler auf das Gesims eines Bogens setzte. Dann nahm er wahr, wie sie mit dem Schnabel in die Mauer pickte und mit den Füßen Mörtel und Steine hinter sich schob. Bald darauf lag unten ein Goldstück, das herabgefallen war. Der Herzog nahm es auf und sprach: »das hat die Taube herausgestochen, deß sollte leicht noch mehr da sein.« Alsbald ließ er eine Leiter holen und schickte nach einem Maurer, der sollt sehen, was sich oben fände. Der Maurer stieg hinauf, nahm den Meißel in die Hand, und bei dem ersten Schlag in die Wand entdeckte er, daß da ein großer Schatz von Gold lag. Da rief er: »Herr gebt mir einen guten Lohn, hier liegt des glänzenden Goldes unmaßen viel.« Der Herzog ließ die Mauer aufbrechen und den Hort herabnehmen, den Gott ihm gab. Als man es wog, waren es fünfzigtausend Mark.

Beispiele seltener Tugenden — Bilder aus dem Leben — Erzählungen — Vorfälle.

30. Der Priester in seinem Berufe. — Der jüngere Bruder des französischen Barons Estélan war Missionär. Das Schiff, auf dem er nach China gehen wollte, scheiterte Angesichts der Insel Pulo Penang an einer unter dem Wasser verborgenen Klippe, bei gutem Winde und ruhigem Meer, durch die Bosheit eines Malaien, den man als Lootse an Bord genommen hatte, und der es mit vollen Segeln in diesen Klippen-Archipelagus hatte einlaufen lassen und sich dann in seinem Lootsenboot davon machte. Das Schiff sank mit jeder Minute einen Fuß tiefer; die Schaluppe konnte höchstens 32 Personen fassen, und auf dem Schiffe waren 42 Menschen zu retten; man hatte so wenig Zeit als Mittel, ein Floß zu bauen, und der Kapitän befahl daher, daß man um die Rettung loosen solle. Der Kapitän — er hieß Magon von Boisgorin — war ein Ehrenmann, den die Besatzung nicht bewegen konnte, mit in die Schaluppe zu steigen. »Ein

Kapitän darf sein Schiff nicht verlassen!« sagte er — »ich bin Euer Kapitän und der älteste von Euch Allen. Macht, daß Ihr fortkommt, meine Kinder, und sucht nur vor allen Andern den Pater Estélan zu retten.« Das Loos hatte den jungen Missionär begünstigt, allein er erklärte, daß er, gleich dem Kapitän, entschlossen sei, das Schiff nicht zu verlassen. »Schifft ihn gegen seinen Willen mit ein!« rief der Kapitän, »und vergeßt nicht, daß er apostolischer Vikar ist und dem Bischof von Synitus ein Breve des Papstes zu überbringen hat. Geben Sie mir schnell noch die Absolution, ehrwürdiger Vater — und nun Ihr Bursche, fort in die Schaluppe! sputet Euch, meinem letzten Befehl zu gehorchen!« Nichts vermochte den festen Entschluß des Missionärs zu erschüttern, und die Schaluppe war kaum 40 Klafter weit vom Schiffe entfernt, als dieses in die Fluten versank und von einem furchtbaren kreiselnden Wirbel verschlungen wurde. Die Mehrzahl der Gescheiterten erschien nach einigen Minuten wieder auf der Oberfläche des Wassers, und die Geretteten in der Schaluppe sahen nun, wie der Vater Estélan unermüdlich von dem Einen zum Andern schwamm und sie in seine Arme faßte, um sie zum Tode einzusegnen und ihnen ein letztes Trostwort zuzusprechen. Er gab ihnen die Absolution und legte sie dann auf die Welle nieder, die statt des Leichentuches über sie hinrollte, um zu einem andern Unglücklichen hinzuschwimmen und ihm denselben geistlichen Beistand zu gewähren. Gott selbst schien ihn zu dieser erhabenen Ausdauer in der Uebung seines geistlichen Berufes zu stärken. Die Gewißheit seines eigenen nahen und unvermeidlichen Todes störte ihn nicht darin, und die Zeugen dieses Auftrittes haben ausgesagt, daß er selbst der neunte und der letzte war, den die Flut verschlang. (Denkw. der Marquise von Crequy). Schön erzählt Herder diesen Vorfall:

Der Schiffbruch.

Mitten in des Weltmeers wilden Wellen
Scheiterte das Schiff. Die Edlen retten
Sich im Fahrzeug. »Wo ist Don Alonso?«
Riefen sie. (Er war des Schiffes Priester.)
»Reiset wohl, ihr Freunde meines Lebens.
Bruder! Oheim! (sprach er von dem Borde.)
Meine Pflicht beginnt; die Eure endet.«
Und er eilt hinunter in des Schiffes
Kammern, seine Sterbenden zu trösten,
Höret ihre Sünden, ihre Buße,
Ihr Gebet, und wehret der Verzweiflung,
Labet sie und geht mit ihnen unter.
Welch ein Geist war größer? Jenes Cato,
Der im Zorne sich die Wunden aufriß,
Oder dieses Priesters, der, den Pflichten
Seines Amtes treu, im Meer ersinket?

---

31. Heldenmüthige Aufopferung.

Die stille Tugend ist oft um so viel erhabener, weil sie nicht nach Anderer Beifall, sondern blos nach ihrem eigenen guten Zeugnisse strebt, und des Gerechten Gewissen ist ihm statt der Lobsprüche der Welt.

Rousseau.

Die französische Akademie zu Paris hielt, wie alljährlich, ihre große Sitzung am 9. August 1838, dem Jahrestage der Thronbesteigung Ludwig Philipps. In dieser jährlichen Sitzung werden außer den literarischen auch Tugendpreise vertheilt, welche Monthyon gestiftet. Herr Salvandy erstattete folgenden Bericht über die Tugendpreise: Pierre Guillot zu Nantes hat einen Preis von 4000 Franks bekommen. Der Mann ist arm, ernährt einen kranken Vater und eine Schwester mit ihren drei Kindern. Das wäre schon genug, ihm Anspruch auf einen Preis Monthyons zu bahnen, allein das ist das Geringste. Auf einem Dampfboote hat Guillot zwei Kindern mit Lebensgefahr das Leben gerettet; die Société industrielle zu Nantes ließ ihn deßhalb in ihre Mitte bescheiden, und nun mußte man ihm das Geständniß seiner oft herrlichen Thaten wie durch ein Verhör auspressen: »Zu Ancenis haben Sie eine Feuersbrunst gelöscht, und wären beinahe ums Leben gekommen.« »»Das war nichts! es sind, glaube ich, schon vier Jahre her.«« — »Bei dunkler Nacht haben Sie eine Frau aus der Loire gerissen, und dann zu Nantes, und dann wieder an der Brücke de Ce?«

Nun kommt Louis Brune, Hafenarbeiter zu Rouen, der nicht weniger als 43 Personen aus dem Wasser gezogen und nie von den Geretteten eine Belohnung angenommen. Medaillen besitzt er so viele, daß man ihm nichts mehr zu schicken wußte, als das Ehrenkreuz. Die Stadt Rouen, von welcher er kein Geld annehmen wollte, hat ihm ein Haus am Ufer der Seine bauen lassen und seine Frau und Kinder adoptirt. Die Akademie bestimmte ihm einen Preis von 3000 Franks.

Jean Marie Georges verdient eine besondere Erwähnung; er war Holzhändler und reich, schlechte Menschen haben ihn zu Grunde gerichtet; nun muß er als gemeiner Schiffsknecht sein Brod verdienen: Menschenhaß könnte man ihm wohl verzeihen; er hat bis jetzt 34 Menschen vom Tode gerettet!

Die interessanteste Geschichte ist aber folgende: Die Tochter des letzten Herzogs von Sully hatte ihrem Manne, dem Marquis d' Aubespine, ein ungeheures Vermögen zugebracht. Durch schlechte Haushaltung gerieth die Familie in Verfall und verlor Alles. Zu Chambrond bei Nogent le Rotru wohnt ein Schreiner, Namens Alexander Martin, dessen Familie bei dem Herrn von Aubespine in Diensten gewesen. Er selbst hatte seine Erziehung dem Marquis von Aubespine, ehemals Oberst des Regiments der Königin, zu verdanken, bei dem er 35 Jahre lang Bedienter gewesen.

Zuletzt mußte das Familienschloß Villebon veräußert werden. Der Marquis behielt sich drei Leibrenten vor: 2400 Frank für seinen Sohn Louis, 600 Franks für sich und 400 Frank für Martin. Nach dem Tode des Marquis zog sich Martin in den Schooß seiner Familie zurück, verlor bald darauf seine Leibrente, welche die Gläubiger in Beschlag nahmen, und lebte vom Ertrag seines Handwerkes. Am 16. Jänner 1830 geht seine Thür auf; der Sohn seines Herrn, der Graf Aubespine, tritt bei ihm ein mit seinen drei Kindern: Angelika, 5 Jahre alt; Josephine, 4 Jahre, und Louis, 18 Monate alt. Martin hatte 3 Kinder; seine älteste Tochter und seine Frau verdienten zusammen 24 Sous, Martin verdiente 30 Sous; mit diesem Gelde erziehen sie die Familie, welche ihnen die Vorsehung gesendet. Und was ein wahrhaft großes Gemüth verkündet, Martin behandelte die Kinder mit derselben Ehrerbietung, als zur Zeit ihres Reichthums; er bedient sie bei Tische, er ißt mit seiner Familie schwarzes Brot, das weiße Brot überläßt er den Kindern seiner Herrschaft. Die Geschichte wurde allmälich ruchbar; die Nonnen zu St. Paul, ja die Stadt Chartres nahmen die beiden Mädchen zu sich. Zur Erziehung des jungen Ludwig schickte das Hospitium von Nogent le Rotrou, welches durch Sully ausgestattet wurde und wo er begraben ist, einige Summen. Also, bemerkte treffend Herr Salvandy, von dem Reichthum des Ministers und Freundes Heinrichs IV. ist seinen Nachkommen nichts geworden, als ein Theil Desjenigen, was er den Armen gegeben. Louis Philipp läßt den jungen Louis d'Aubespine im College Henri IV. erziehen; er war bei der Sitzung zugegen nebst dem biedern Martin, dem ein Preis von 3000 Franken zuerkannt worden ist. »Vergessen Sie nicht,« sagte der Minister dem Herrn Louis Aubespine, »vergessen Sie nicht, daß Sie bis zu Sully hinaufsteigen müssen, um einen Namen in Ihrer Familie zu finden, der nicht durch den Namen Martin verdunkelt werde.«

(Oesterr. Zuschauer, Septemb. 1838.)

32. Graf Pejacsewics. — Das Dampfschiff Franz I. blieb bei der Fahrt von Pesth nach Semlin, am 26. März, bei Földvar stehen, um einige Reisende ans Land zu setzen. Zu diesem Ende kam ein Kahn mit drei Ruderern, welcher umstürzte und wodurch die drei Ruderer in die Donau fielen. Zwei davon hielten sich an das Räderwerk des Dampfschiffes, der dritte aber rang mit den Wellen, jeden Augenblick seinen Untergang erwartend. Das sah ein anständig gekleideter, mit dem Dampfschiff Reisender, von schönem und edlem Aeußern. Voraussetzend die Gefahr, die dem Unglücklichen jeden Augenblick drohte, warf er den Rock und Hut von sich, sprang unerschrocken in die Fluten der Donau, schwamm schnell zu dem mit den Wellen Ringenden und rettete ihn zur allgemeinen Freude der Zuseher. — Er kehrte in das Dampfschiff zurück, überzog seine Wäsche und lehnte jeden Dank ab — denn er fand ja seinen schönsten Lohn in seiner edelmüthigen Handlung. Und dieser edle Mann ist unser Landsmann — Graf Johann Nepomuk Pejacsevics.

33. Menschenfreund und Menschenfeind.

(Bilder nach dem Leben gezeichnet.)

Erstes Bild. Es war eine bitter kalte Nacht im Monat Januar, nur wenige, vor Kälte zitternde Fußgänger zeigten sich in den Straßen der Residenz. Der die Stadt durchschneidende Fluß war mit Eis bedeckt, ein scharfer Nordostwind machte Alles erstarren. Die Glocke verkündete von der Kathedrale herab die eilfte Stunde, ihr Schall schien in der eisigen Luft zu zittern und dahinzusterben; aber aufmerksam horchte auf denselben eine Gestalt, die, am Ufer des Flusses an einen Baum gelehnt, verzweiflungsvoll auf die hohen, dunklen Mauern des öffentlichen Gefängnisses blickte, die sich, wie ihr eigenes dunkles Verhängniß, im Schatten der Nacht grauenvoll vor ihr erhoben. Es war die Gestalt eines Weibes. Bei dem Schalle der Glocke schien sie zusammenzuschrecken, sie wankte weiter — hemmte aber gleich darauf wieder ihre Schritte. »Drei Wochen erst sind dahin von dem langen, langen Jahre, das verstreichen muß, bis ich ihn wiedersehen soll,« stöhnte sie aus schwer beklommener Brust, »ich werde das Ende dieses Jahres nicht erleben — ich fühle es, ich kann es nicht!« — Und sie zog ihren dünnen, abgetragenen Mantel noch dichter um sich, denn der Wind pfiff jetzt noch schärfer als bisher. Unter ihrer armseligen Bedeckung hervor drang das Winseln eines Kindes; sie bemühte sich vergebens, es zu beschwichtigen, bis die Leiden des Kleinen ihr Mutterherz zermalmten. »Was kann ich für Dich thun, du armes Kind,« jammerte sie, — »Dich muß frieren, denn ich bin kalt wie Eis — wie soll ich uns helfen? Ich habe den ganzen Tag über gehungert — ich habe keine Nahrung Dir zu reichen! Es wäre besser für uns Beide, könnten wir in einer Nacht wie diese in Schlaf versinken, wir würden nimmermehr erwachen.« Und erschöpft sank sie an der Straßenecke zusammen. Das Gewinsel des Kindes schwieg eine kurze Zeit, und sie schien bemüht, den Schlaf zu suchen; vergebens, denn plötzlich fuhr sie empor: »Er wird seine Freiheit wieder erhalten!« rief sie, »die bittere Erfahrung, die ihm geworden, wird heilsam auf ihn einwirken, er wird nicht mehr das Spielwerk elender Bösewichter sein. Wenn nur irgend ein Menschenfreund meine traurige Geschichte hören und mir auf eine kurze Zeit Beistand leisten wollte,

Alles könnte noch gut werden. Ich muß also den Kampf mit meinem Kummer bestehen, darf mich nicht der Verzweiflung hingeben, selbst hier nicht, vor den Kerkermauern, die meinen Gatten, den Vater meines Kindes, umschließen.« Sie ging nun weiter, so schnell es ihre erschöpften Kräfte gestatteten und erreichte den Eingang der nächsten Gasse. Ein alter Herr schritt an ihr vorüber in einem warmen Pelz und trefflich gegen die Kälte geschützt. Trotz dem aber belästigte ihn der scharfe Wind; er fing an heftig zu husten, und war genöthigt, seine Schritte zu hemmen. Das arme Weib näherte sich ihm schüchtern: »Lieber Herr,« flehte sie, »blicken Sie menschenfreundlich auf zwei unglückliche Wesen, die in dieser eiskalten Nacht kein Obdach haben!« Der alte Herr im warmen Pelz gab keine Antwort, sondern setzte seinen Weg fort; die Unglückliche raffte ihren ganzen Muth zusammen, sie folgte jammernd und wehklagend. Der alte Herr winkte mit der Hand, daß sie zurückbleiben sollte; sie blieb endlich stehen, stöhnte tief auf und blickte dem Grausamen nach, der sie auf diese Weise abgewiesen. Der alte Herr hatte jetzt die Thüre eines altmodischen Hauses erreicht; er zog die Klingel. Bevor aber die Thüre geöffnet werden konnte, befand sich das verzweiflungsvolle Weib neuerdings ihm zur Seite. »Um des Erlösers willen, sein Sie barmherzig, lieber Herr!« flehte sie, »ich habe kein Obdach — uns hungert — hier dieß unglückliche Kind.« — »Fort, fort mit Euch!« schrie der alte Herr. Sie sank vor ihm nieder auf die Knie, er lächelte bitter; »lauter Lug und Trug,« murmelte er, und neuerdings zog er die Klingel. Eine alte Magd öffnete. »Martha,« gebot der alte Herr, indem er ins Haus trat, »übergebt dieß Bettelweib der Scharwache!« Dieser Befehl aber ward nicht erfüllt, die Thür wurde augenblicklich geschlossen; das Geräusch von Schlössern und Riegeln ward vernehmbar — und als der Tag anbrach fand man auf den Stufen dieses Hauses ein Weib mit einem Kinde in den Armen — beide erfroren!

Zweites Bild. Es war ein warmer Frühlingsmorgen, die Fruchtbäume standen in vollster Blüte; die Vögel zwitscherten lustig auf den knospenden Hecken; die Fenster eines eleganten Landhauses standen geöffnet, und aus der Thür trat mit hellem Gesicht ein junger Mann, um den reizenden Morgen zu genießen. Er winkte einem Bedienten, händigte ihm Geld ein, und gebot ihm, es der armen Witwe des Fischers zu bringen, welcher vor einigen Tagen bei der Ausübung seines Geschäfts sein Leben einbüßte. Darauf näherte er sich seinem Gärtner, »nun bist Du jetzt zufrieden?« fragte er freundlich. »Wie sollte ich nicht, bester Herr,« lautete die Antwort, »ich werde Zeitlebens den Tag segnen, der mich hieher führte; hätten Sie sich nicht unserer angenommen, ich und die Meinigen wären vielleicht Hungers gestorben.« Mit frohem Herzen sprang dann der menschenfreundliche junge Mann in einen leichten Kahn und ruderte fröhlich den Fluß hinab; dann warf er sich auf sein Lieblingsroß, ritt zur nahe gelegenen Stadt, trat in eines der besuchtesten Kaffehhäuser, und forschte in den öffentlichen Blättern nicht etwa nach politischen Neuigkeiten, sondern nach Anzeigen von Hilfsbedürftigen, denen Beistand zu leisten seine größte Freude ausmachte. So verbrachte der menschenfreundliche junge Mann mehre Jahre seiner Jugend, ja selbst bis in die ersten Jahre seines männlichen Alters noch waren Wohlthun und Freude spenden seine liebsten Beschäftigungen. — Ueberzeugt, daß sein edles Wirken allgemeine Würdigung gefunden, schwelgte er in dem seligen Gefühl, daß der Same seiner Wohlthaten in den Herzen der durch ihn Geretteten und Geholfenen zur schönsten Frucht der Erkenntlichkeit reifen werde, gab er sich der frohen Hoffnung hin, für die Opfer, die er der Menschheit gebracht, Belohnung in ihrer Anerkennung zu finden. So verloren wir ihn aus den Augen. Wir haben den jungen, menschenfreundlichen Mann mit dem offenen, wohlwollenden Gemüthe wieder gefunden als jenen alten, hartherzigen Mann im warmen Pelze, der in der eisigen, kalten Winternacht die unglückliche hungernde Mutter sammt ihrem Kinde von seiner Thüre stieß. — Lebenserfahrungen hatten diese traurige Umwandlung veranlaßt.

---

34. Der schlafende Savoyardenknabe *).

(Aus dem Tagebuche eines Reisenden.)

> » — — — — Er schlief.
> Doch nicht den Schlaf, der ihn zum
> Elend wieder rief: Sein Schlaf war
> Sanft und Droben sein Erwachen.«

Der herumziehende freund- und obdachlose Savoyardenknabe hat zu jeder Zeit mein Mitgefühl und Mitleid rege gemacht. In jedem Lande, zu jeder Jahreszeit sind diese armen Wanderer nur der Gegenstand des innigsten Mitleids und Erbarmens in den Augen der Menschen, die für das Elend Anderer ein Herz haben. Sogar in den düstern Bergen ihres Vaterlandes scheinen sie als Ausgestoßene bezeichnet und jede jugendliche Stirne mit dem Brandmal Kains gestempelt, und dennoch haben sie weder einen Bruder getödtet, noch ihrer kleinen Welt ein neues Verbrechen gelehrt. In der Wiege, an der Mutterbrust schon zur Verbannung verdammt, erwacht in ihren jugendlichen Herzen nur selten die Liebe zur Heimat, zum häuslichen Herd; keine Hoffnung auf bessere Tage erhellt den mit

*) Ueber die Savoyarden sehe man den Jahrg. 1836. S. 63 ff.

Dornen und Mühen besäeten Pfad ihres elenden Daseins, und dennoch liegen in diesen verwahrlosten Herzen Keime der schönsten Gefühle, die des edelsten Menschen würdig wären. O daß die Menschheit weniger an sich selbst und mehr an die Rettung, an die Veredlung ihrer unglücklichen Mitmenschen dächte! Tausende würden zu einem thatenreichen, nützlichen Leben heranwachsen, wo jetzt Tausende in einem Dasein voll Schande und Elend dahinschmachten. Kein tröstendes Wort ertönt auf dem Pfade des unglücklichen Savoyardenknaben, der seinem heimatlichen Herde den Rücken wendet, um den Gefahren einer volkreichen Wüste zu trotzen, die sich unendlich hoffnungslos vor seinem thränenfeuchten Auge ausbreitet. Keine Freude wartet seiner, keine liebende Hand, die am Abend die bleiche Wange ihm streichelt, oder das Brennen der fieberhaft glühenden Stirne kühlt! O! wer sollte da nicht fühlen, wenn er den armen Bettelbuben sieht, und die Töne des Frohsinns hört, die ihm die Verzweiflung oder der Hunger auspressen! Wer könnte ihn da wohl, ohne grausam zu sein, mit harten Worten zurückweisen, wenn er flehend die schwarzen Augen auf uns heftet und seine Lippen, krampfhaft zuckend, lautlos sich zur Bitte regen? Namentlich in der strengen Kälte des Winters erliegen diese armen Wesen der zweifachen Qual des Hungers und des Frostes. Die mit Eis und Schnee bedeckten Straßen verwunden ihre müden Füße; der scharfe Wind dringt durch die kaum ihre Blöße bedeckenden Lumpen und macht ihnen das Herz erstarren. Zerstreut liegen sie niedergekauert auf dem harten Schnee, greifen mit zitternden Fingern in ihre zersprungenen Leiern und lächeln dem Vorübergehenden ihr Lächeln der Verzweiflung zu, oder singen mit herzerstarrender Lustigkeit die Weisen ihres Vaterlandes. Aber die Kälte nimmt zu, und auch die Herzen der Menschen scheinen zu erfrieren, nur selten noch wird dem armen Wanderer eine Gabe zugeworfen. Mit jedem Tage werden die Armen stiller und lautloser, Husten und Brustübel suchen sie heim, ihre unbedeckten Glieder werden steif und angeschwollen; nur ihre Gefährten, die Murmelthiere, weißen Mäuse und Affen, theilen die Leiden ihrer unglücklichen Herren. Doch auch diese werden endlich gefühllos: die Murmelthiere rollen sich zusammen, die Mäuse wollen nicht mehr in ihren Käfigen herumlaufen, und die Affen scheinen erstarrt.

Unter diesen Unglücklichen zog besonders einer, der mit einer Leier und einem Affen sein Brot erbettelte, meine Aufmerksamkeit auf sich, da er sich gewöhnlich jeden Morgen, meiner Wohnung gegenüber, in die Vorhalle eines unbewohnten Hauses lagerte und den ganzen Tag in dieser Stellung zubrachte. Kaum brach der Tag heran, und kaum war der kalte Nebel gewichen, so hörte ich auch schon die mißklingenden Töne seiner Leier, und zuweilen drang auch ein Wort des klagenden Gesanges, womit er seine Musik begleitete, zu mir herüber. Abends, wenn es dämmerte und die Straßen einsamer wurden, verhallten Musik und Gesang, und der unglückliche Knabe erhob sich mühsam von seinem harten Sitze und schlich zitternd wahrscheinlich einer jener Nachtherbergen zu, die in London so häufig sind, und in denen der Arme für einige Pence ein Strohlager und einen Bissen trockenen Brodes findet. Meine Theilnahme für dieses arme, verlassene Wesen nahm mit jedem Tage zu, aber mit jedem Tage bemerkte ich auch, daß der arme Knabe mühsamer die Straße entlang schlich und seine Augen glanzloser und seine Wangen blässer wurden. Schon mehre Male hatte ich ihn zu mir rufen lassen, und ihm angeboten, sein Loos leichter zu machen, aber da die Trennung von seinen Leidensgefährten eine unerläßliche Bedingung war, wies er mein Anerbieten zurück und drückte jedesmal trauernd seinen vernunftlosen Freund ans Herz, als ob er sich nicht von ihm scheiden könne. Er schien jedoch für das Mitleid, welches ich für seine Lage an den Tag legte, erkenntlich zu sein, und von nun an spielte er jeden Morgen und jeden Abend sein Liedchen vor der Thüre meiner Wohnung und winkte mir wehmuthsvoll zu, wenn er mich zufällig hinter der Gardine gewahrte. So schlich ein Tag dem andern nach, als ich eines Morgens, beim Frühstück sitzend, die Stimmen zweier Savoyarden hörte, die, von einer Leier begleitet, eines jener einfachen Lieder ihres Vaterlandes sangen. Neugierde trieb mich ans Fenster, und ich erblickte meinen Savoyarden-Knaben, der einen andern an der Hand hielt, und vereint mit demselben mir ein Morgenständchen brachte. Es ist so selten, daß man zwei jener armen Bettler zusammen sieht, daß ich unwillkürlich zu ihnen heraustrat, um mich nach der Ursache ihres Zusammenseins zu erkundigen, worauf mir der ältere, nämlich jener, den ich schon so lange beobachtete, antwortete: es sei dieses ein kleiner Landsmann von ihm, dem gestern sein einziges Erwerbsmittel, sein Affe, gestorben sei, und mit dem er von heute an sein Brot theilen wolle; er sei wohl krank, aber Hunger sei noch bitterer als Krankheit, und er wolle ihn daher so lange mitnehmen, bis er wieder besser geworden sei und dann sein Brot wieder besser allein verdienen könne. Die so theilnehmend ausgesprochenen Worte, die Bewegung der Herzlichkeit, womit er seinen kleinen Landsmann an sich drückte, rührten mich tief, und ich faßte den festen Vorsatz, für diese beiden Unglücklichen zu sorgen. Ein unerwartetes Ereigniß zwang mich jedoch an demselben Tage noch, mich auf einige Tage von London zu entfernen; die Eile, womit ich meine Abreise betreiben mußte, ließ mir kaum Zeit, um die nöthigsten Vorkehrungen zu treffen, und erst,

als ich ruhig in der Kutsche saß, fiel mir mein Vorsatz, das Schicksal jener kranken Wanderer zu erleichtern, wieder ein. Einige Tage Verzug, dachte ich, werden zwar die Leiden jener Unglücklichen verlängern, allein die Hilfe soll ihnen doch nicht lange ausbleiben.

Nach Verlauf einiger Tage kam ich Abends spät von meiner oben erwähnten Reise zurück; der Schein des Mondes erhellte unsicher die beschneiten Straßen, und der feuchte Frost trieb mich zu schnellen Schritten. Hastig setzte ich den Thürklopfer meiner Wohnung in Bewegung, ging fest auftretend an der Schwelle auf und nieder, um meine erstarrten Glieder wieder zu erwärmen, und war eben im Begriff ins Haus zu treten, als ein tiefer Seufzer mein Ohr erreichte; ich blieb stehen, sah mich um, und erblickte in der Vorhalle des gegenüber liegenden Hauses eine dunkle Gestalt, dicht zusammengekauert. Schnell war ich auf der andern Seite der Straße und stand bald neben meinem Savoyardenknaben. Er schien so tief in Schmerz versunken, daß er meine Schritte nicht gehört hatte, als ich ihn aber beim Namen rief, erhob er den Kopf, sah mich lange durchdringend an und ließ ihn dann wieder in den Schooß sinken. »Wo ist Dein Freund?« frug ich den armen Trauernden. »Ich habe keinen Freund mehr, als wie diesen,« antwortete er, auf den Affen zeigend, der vor der Kälte Schutz an dem Herzen seines Herrn suchte. »Wo ist denn Dein Freund geblieben?« frug ich hierauf. »Ich weiß es nicht, ich denke ja nicht an ihn,« antwortete er, und ein neues, heftiges Schluchzen, welches seine Worte unterbrach, sagte mir nur zu deutlich, daß er an ihn dachte. »Es ist wohl traurig für Dich, Deinen Freund verloren zu haben,« sagte ich, »aber Du mußt jetzt für Dich sorgen; Weinen kann und wird Dir nicht helfen, und überdieß ist es ja so besser für ihn; er ist aus allem Elend und —« Ich würde in meinen Trostgründen fortgefahren haben, hätte mich nicht der kleine Unglückliche mit einem Blicke angesehen, der mir nur zu deutlich sagte, wie wenig ich seinen Schmerz verstände; er schüttelte den Kopf, und große Thränen rollten über seine Wangen, als ich ihm theilnehmend die Hand reichte. Dann suchte ich ihn zu bereden, seine Herberge jetzt aufzusuchen und nahm ihm das Versprechen ab, Morgen früh gleich zu mir zu kommen. Er nickte wehmüthig, ja, küßte mir die Hand, und nahm die kleine Gabe, die ich ihm reichte, dankend an. So schieden wir.

Kaum tagte jedoch der Morgen, als ich sonderbar verwirrte Töne einer Leier vernahm, aber keine Stimme sang das gewohnte Lied dazu. Ich sprang auf, eilte ans Fenster und erblickte den Savoyarden an der gewöhnlichen Stelle, er schien zu schlafen, denn sein Körper lag regungslos auf einem Theil der Leier, die fortfuhr, grauenerweckende, zerrissene Mißtöne auszuhauchen. Dieses sonderbare, mich mit einer düstern Ahnung erfüllende Schauspiel trieb mich hinab auf die Straße; dort lag der arme Wanderer, die Augen geisterhaft geöffnet, die Thräne erstarrt auf seiner Wange und die Hände wie zum Gebet gefaltet. Der Affe kauerte grinsend hinter seinem Herrn, wühlte mit der einen Hand in den schwarzen Locken desselben und drehte mit unglaublicher Schnelle mit der andern die Leier. Ich trat näher, glaubend, der Savoyarde schlafe; — ja, er schlief, aber den Todesschlaf! Eine Thräne verdunkelte mein Auge, nicht dem Schicksal dieses Armen, denn ihm war jetzt geholfen, aber ich weinte sie Denen, die noch hilflos umher irren und deren Leiden noch nicht vollzählig sind! Die Leiche des kleinen Savoyarden ließ ich zur Ruhe tragen, ein namenloses Kreuz bezeichnet die Stätte. Die kleine Summe Geldes, die man bei ihm fand, wurde unter seine Leidensgefährten vertheilt, wahrscheinlich war sie von dem Entschlafenen für die Seinigen bestimmt worden; ach! vielleicht blickt noch jetzt der alte Vater den Pfad entlang, der ihm den Sohn zurück soll führen, vielleicht wird täglich noch die Mutter das heilige Buch für ihren Liebling jetzt befragen! Ihr wißt es nicht, daß er in fremder Erde ruht, und daß zu Euch er nimmer wiederkehren wird! Friede seiner Asche!

---

35. Der Bettler.

Ich will in dieser Rinne sterben,
  Bin alt und siech genug dazu;
Sie mögen mich betrunken schelten;
  Mir recht! sie lassen mich in Ruh.
Die werfen mir noch ein'ge Groschen,
  Die wenden ab ihr Angesicht;
Ja, eilt nur, eilt zu euern Festen,
  Zum Sterben brauch' ich euch doch nicht.

Vor Alter muß ich also sterben,
  Man stirbt vor Hunger nicht zumal;
Ich hofft' in meinen alten Tagen
  Zuletzt noch auf ein Hospital.
So viel des Elends gibt's im Volke,
  Man kommt euch nirgends mehr hinein;
Die Straße war ja meine Wiege,
  Sie mag mein Sterbebett auch sein.

Ich hätte freilich stehlen können;
  Mir schien zu betteln minder hart;
Ich habe höchstens nur am Wege
  Ein paar Kartoffeln ausgescharrt;
Und immer, aller Orten steckte
  Der Menschen Macht mich dennoch ein,
Mir raubend meine einz'ge Habe —
  Du, Gottes Sonne, bist ja mein.

Ihr hättet mich erdrücken sollen,
  Wie ich das Licht der Welt erblickt,
Ihr hättet mich erziehen sollen,
  Wie sich's für einen Menschen schickt;
Ich wäre nicht der Wurm geworden,
  Den ihr euch abzuwehren sucht;
Ich hätt' euch brüderlich geholfen
  Und euch im Tode nicht geflucht.

36. **Eine Szene aus Englands Hauptstadt.** — Die Lady Farwing und ihre Tochter Emilie fuhren rasch durch die Regentstraße hin. An einer Ecke ließ Emilie schnell das Wagenfenster hinab und rief: »Siehst Du dort das arme Kind? — ach Mutter, sieh nur, ist es nicht ein Engel?« — Die Lady wandte sich ab und antwortete schaudernd: »Ein Todesengel; sieh nicht hin, solch einen Anblick wird man oft lange nicht wieder los!« Emilie lehnte sich in die Ecke, und sprach in sich hinein: »Du hast Recht, Mutter, ja ein Todesengel!« Lange blickte sie stumm vor sich hin. »Was fehlt Dir, Emilie?« fragte die Mutter nach einiger Zeit. »O, Mutter,« antwortete Emilie, indem ein glühendes Roth sich über ihr Gesicht ergoß, »schon seit Wochen will mir das Bild jenes armen Kindes nicht aus den Gedanken! Wenn wir um diese Ecke biegen ist mir's, als rief die Arme: »Rette mich, Emilie, Du kannst es!« »Wenn Du jedem Bettelkinde helfen wolltest,« antwortete die Lady, »so würdest Du selbst bald das Mitleid der Vorübergehenden ansprechen müssen.« »Mutter!« rief Emilie in einem Tone zwischen Vorwurf und Bitte, und ein heller Thränenstrom schoß über ihre Wangen. »Mein Gott, wie bist Du aufgeregt!« sprach erschrocken die Lady, und schloß ihr Kind in den Arm, »hier hast Du eine Guinee; John soll, wenn wir zurückfahren, sie dem armen Kinde geben.« Dankbar drückte Emilie die Hand ihrer Mutter ans Herz. Als Emilie in dem Vorzimmer des Sir Simson Gelegenheit fand, suchte sie den alten Bedienten John zu überreden, an der Ecke halten zu lassen, wo das arme Kind stehe; ihre Schmeichelreden gewannen bald den Sieg über Johns Einwendungen, und herzhaft pochte sie an das Wagenfenster, als sie zurückfuhren und an der Ecke angekommen waren. Der Wagen hielt; John öffnete den Schlag, und noch ehe die Mutter es sich versah, war Emilie herausgesprungen und eilte auf das arme, bleiche Kind zu. Die Lady folgte halb gezwungen nach; doch als sie nun näher trat und die arme Kleine genauer betrachtete, fühlte sie sich von eben so schmerzlichem Mitleid ergriffen, als Emilie, die schweigend, mit thränendem Auge vor dem bleichen Kinde stand.

Es war ein Mädchen von ungefähr 12 Jahren; seltsam stach das schwarzseidene Mäntelchen gegen den übrigen Anzug ab; einzelne dunkle Locken stahlen sich unter dem schmutzigen Tuche hervor, womit der Kopf des Kindes umwunden war. Tiefblaue, eingefallene Augen funkelten unter der edlen Stirn und selbst die blassen Wangen, die schmalen, trockenen Lippen, welche kaum die schönsten Zähne bedeckten, konnten die Schönheit nicht verdunkeln, mit welcher dieß unglückliche Geschöpf geschmückt war. Ein Ausdruck von unaussprechlichem Elende und unsäglichem Jammer lag in ihren flehenden Blicken; kein Vorübergehender betrachtete das bleiche Kind ohne Theilnahme, das, unbeweglich, wie aus Marmor, jeden Tag mit seiner Begleiterin an derselben Stelle stand. Diese war ein altes, verkrüppeltes, mit schmutzigen Lumpen bedecktes Scheusal. Ihr eingetrocknetes, verzerrtes Gesicht schien den Tummelplaz aller Laster abzuspiegeln, und unausgesetzt flogen ihre kleinen stechenden Augen umher, von dem Antlitz des Kindes auf die Mienen Vorübergehender, und wo sie einem Strahle von Hoffnung begegnete, dahin streckte sie ihre knöcherne, zitternde Hand, mit widerlich heiserer Stimme rufend: »Eine blöde Taubstumme — habt Erbarmen um Gotteswillen!!« Mit solchen Worten sprach sie auch jetzt Emilien an, als sie das Goldstück in deren Hand sah; doch diese wandte sich voll Abscheu von ihr weg, trat vor das Kind und sprach: »Da nimm, armes Geschöpf!« Das aber sah sie mit einem langen Blicke an und regte sich nicht. »So nimm doch,« bat Emilie. »Gebt es mir, schöne Miß, ich bin die Großmutter!« kreischte die Alte, sich herandrängend, indem sie nach dem Goldstück faßte. »Nein, nein!« rief Emilie voll Entsetzen; »rührt mich nicht an, nur dem Kinde will ich's geben.« »Sie nimmt es nicht,« murmelte die Alte mit einem satanischen Lächeln. »Warum?« fragte Emilie erstaunt. Da brach das Weib in einen Strom von Thränen aus, geberdete sich wie eine Verzweifelnde, und erzählte den Damen, was sie mit diesem störrischen, unglückseligen Geschöpfe zu leiden habe. Oft wäre sie von einem bösen Geiste besessen, da schlüge sie um sich und laufe ihr gar davon, sie müsse ganz London durchirren, bis sie dieselbe halb verhungert wieder finde. Dann im Gegentheil gäbe sie oft mondenlang kein Zeichen des Lebens von sich, als daß sie esse und schlafe, sonst aber stehe sie unbeweglich, und dann bringe sie keine Gewalt auf Erden dazu, auch nur einen Schritt zu gehen, oder Hand und Fuß zu rühren. In solch einem Zustande befinde sie sich jetzt schon seit mehren Wochen, und da müßte sie, die Großmutter, das taubstumme Mädchen jeden Morgen hieher und des Abends nach Hause tragen, wenn sie nicht verhungern wollte. Die Alte hatte so rührend und mit so vieler Wahrheit erzählt, daß das Mitleid der Lady sich ihr gänzlich zuwandte.

Während dieser Zeit hatten sich viele Neugierige versammelt, darüber verwundert, daß zwei elegant gekleidete Damen, deren Wagen nahe bei hielt, sich mit einer Bettlerin in ein Gespräch eingelassen hatten. Um den Blicken der Neugierigen zu entgehen, sagte die Lady daher zu Emilien, daß sie der Alten das Geld geben solle, und schon wollte Emilie den Befehl ihrer Mutter erfüllen, als sie noch einen Blick auf das arme Kind warf, und nun einen Strom von Thränen und einen verzweiflungsvollen Blick bemerkte, der ihren schon

aufgehobenen Fuß fesselte. »Bei Gott, Mutter! das Kind ist nicht störrisch; glaube der Alten nicht, sieh, wie es zittert und weint.« Ein dankbarer Blick aus den Augen des Mädchens streifte ihr Gesicht. »Mutter, sie ist auch nicht taub, sie versteht uns,« sprach sie weiter, trat rasch hinzu, und nach ihrem Arme fassend, rief sie: »Armes Geschöpf, was ist mit Dir, kann ich Dir helfen?« Die Alte eilte dazwischen und bestrebte sich, Emiliens Hand loszureißen, doch diese ließ nicht von der Kleinen ab, welche plötzlich aufschrie: Sauvez moi! sauvez moi! (Helfet, helfet mir) und hing leblos an der Mauer. Das schwarze Mäntelchen war durch das Bestreben der Alten, Emiliens Hand wegzureißen, heruntergeglitten, und es zeigte sich nun, daß die Hände der Unglücklichen auf den Rücken gebunden und mit Stricken an einen Haken in der Mauer befestigt waren. Als der Bediente die Stricke löste und die Kleine hoch heben wollte, fand es sich, daß auch die Füße an einem Blocke festgebunden waren, der unter ihren Kleidern verborgen war. Die Alte wollte entfliehen, doch die Umstehenden ergriffen sie, und als man nun an den Handgelenken des Mädchens unzählige Wunden von Nadelstichen entdeckte, da stieg die Wuth des haufenweis versammelten Pöbels so, daß nur durch das zufällige Erscheinen eines Constablers (Polizeidieners) das Leben der Alten gerettet wurde. Unter dem lauten Jubel des Volkes ward das noch immer ohnmächtige Mädchen in den Wagen der Lady getragen, die sich sträubende Emilie gleichfalls, und selbst Lady Farwing mußte sich's zum erstenmale gefallen lassen, sich von Matrosen und Straßenjungen bedient zu sehen. Der Constabler führte die Alte ins Gefängniß, und man glaubt einem Verbrechen auf die Spur zu kommen.

---

37. Kindes-Gehorsam.

(Chinesische Romanze.)

Kan-Tschu war ein wilder Knabe,
Gut von Herzen, stark im Naschen,
Manchmal diebisch, wie ein Rabe,
Aber höflich, stets gewaschen;
Selber seinen Zopf sich strählend,
Kleine Füße, kleine Hände,
Blumenreich den Ausdruck wählend,
Doch ein Wildfang ohne Ende.

Ach, was hat der Mandarine,
Der sein Vater, nicht für Mühe,
Daß ihm, hilft kein Blick der Miene,
Flugs das Bambusrohr erziehe!
Soll er mit dem Pinsel schreiben
Oder Seidenwürmer füttern,
Immer muß der Stock ihn treiben;
Der kann ihn allein erschüttern.

Kan-Tschu flieht. Er flieht nach Westen,
Selig in der Freiheit Wonne,
Schlummert unter Maulbeerästen,
Bis ihn weckt die Morgensonne;
Bis ihn wecken Trommeln, Pfeifen
Von vorüberzieh'nden Truppen,
Die ihn als Rekruten greifen
Und mit Harnisch überschuppen.

Hinter der Chinesen Grenze,
In den Steppen der Mongolen,
Sind noch schönste Lorbeerkränze
Für die Tapferkeit zu holen.
Kan-Tschu vom Kamehle mördert
Unterm Feind erst mit dem Bogen,
Aber bald wird er befördert
Und zur Reiterei gezogen.

Auf dem Roß mit Schild und Lanze
Ficht und sticht er unerschrocken,
Hüpft zum Kampfe wie zum Tanze,
Wo die meisten Feinde hocken;
Säbelt, schießt im vollen Jagen
Vorwärts, rückwärts, immer Sieger,
Bald sieht man ihn überragen
Alle kaiserlichen Krieger.

Kan-Tschu steigt. Ein ganz Geschwader
Traut man seinem Löwenmuthe,
Eine blut'ge Feuerader,
Eine Schlachtkometenruthe,
Ringsumzüngelnd, brennend, sengend,
Furchtbar allen Feindesheeren,
Und den Führer aufwärts drängend
Zu den allerhöchsten Ehren.

Endlich ihren Göttern fluchend,
All zersprengt in ihren Scharen
Und die fernsten Steppen suchend
Flieh'n Mongolen und Tataren.
Kan-Tschu, der den Feind geschlagen,
Trägt den Marschallsstab in Handen,
Wird von Stadt zu Stadt getragen,
Ruhmgekrönt in allen Landen.

Auf die Gassen streut man Zweige,
Blumen, Teppiche, Geschenke,
Alles eilt sich, daß man zeige,
Wie ein Volk des Ruhms gedenke.
Pfauenfedern schickt der Kaiser,
Goldgestickte Ehrenkleider,
Mandarinen, Wegesweiser,
Und den kaiserlichen Schneider.

Aber zu dem Ruhm und Preise
Blickt nur einer stumm und traurig,
Kan-Tschu, den ein Aengsten leise,
Eine Bangniß, schwarz und schaurig
Ueberschleicht, ein bös Gewissen,
Daß sein Vater, statt zu segnen,
Ihm in Peking mit gewissen
Dingen möchte gar begegnen.

Mit dem schmerzlichsten Entsagen
Naht er sich dem Vaterhause,
Hoch im Palankin getragen,
Ringsumschwirrt vom Volksgebrause;
Ach, er sieht die Thüre offen —
Sieht den Vater, drohend, zornig,
Bückt sich, und wird flugs getroffen
Von dem Stocke, hart und dornig.

Unter einer trüben Wolke
Schläge, die herniederregnet,
Krümmt sich da vor allem Volke
Er, den Gott so hoch gesegnet!
Seht den tollen Mandarinen
Im Gefühl der Vaterrechte,
Wie er wüthet, daß er Pinen
Blutig hier in Lorbeern flechte!

Endlich ruht die Faust des Alten,
Kan-Tschu winkt in bittern Zähren,
Daß sie nunmehr weiter wallten
Von dem Herd so strenger Lehren,
Läßt sich auf die Sänfte richten,
Während dieses Reich der Mitte
Alle preisen, wo in Züchten
Throne noch die alte Sitte.

K. G.

---

38. **Eine Geschichte zum Fürchten.** — Es war in Polen, begann ein junger, deutscher Reisender seine Erzählung. Kaum war die Hälfte der Zeit verstrichen, welche unsere Eltern uns zu einem Besuch auf dem Schlosse der Frau von B. bewilligt hatten, als wir die traurige Nachricht erhielten, daß unser Vater plötzlich sehr krank geworden sei. Die Klagen dieser Dame, uns sobald zu verlieren, und die Betrübniß meiner Schwester Anna, welche von jener schon als die Braut ihres Sohnes, meines besten Freundes, betrachtet wurde, konnten uns nicht zurückhalten, vielmehr entschlossen wir uns, auf der Stelle abzureisen und auch die ganze Nacht hindurch zu fahren, da es aufgehört hatte zu schneien und der Mond schien; auch hatten wir in dem alten Jäger meines Vaters einen zuverlässigen Kutscher. In unsere Pelze gehüllt und mit Mundvorrath versehen, stiegen wir in unsern Schlitten, worin Leo — so hieß der Sohn der Frau von B. — so gern einen Plaz mit eingenommen hätte, wenn er nicht von der mütterlichen Liebe zurückgehalten worden wäre. Vor Einbruch der Nacht erreichten wir den großen Wald, welcher uns von dem väterlichen Hause trennte, und der sich nach Litthauen hin erstreckt, wo er sich mit den ungeheuern Wäldern dieses Landes vereinigt. Der Weg, den wir verfolgten, war so breit, daß das Mondlicht durch die Bäume dringen konnte und unsere Bahn erhellte, aber die Menge Schnee- und Eishügel machten die Fahrt so beschwerlich, daß unsere Pferde sehr ermüdet wurden und wir nicht so schnell vorwärts konnten, als wir gewünscht hätten. Es herrschte ein tiefes Stillschweigen um uns her, das nur durch den Trab der Pferde und durch das Schnarchen der Kammerjungfer unterbrochen wurde. Meine Gedanken waren bei meinem kranken Vater, denn ich konnte mir nicht verhehlen, daß er bei seinem hohen Alter in großer Gefahr sein könne, ja daß sie wirklich vorhanden sein müsse, weil er uns sonst vor der zur Rückkehr bestimmten Zeit nicht würde haben abholen lassen. Anna fühlte sich ihrerseits nicht aufgelegt, das Stillschweigen zu brechen. Ihr Inneres war zwischen zwei Empfindungen getheilt, denn wir näherten uns immer mehr dem Gegenstand ihrer kindlichen Liebe, während wir uns mehr und mehr von dem trennten, zu welchem sie ein zärtlicheres Gefühl hinzog. Es war bereits Mitternacht herbeigekommen, und nichts Ungewöhnliches hatte unsere Reise unterbrochen, als plötzlich unsere Pferde eine ungewohnte Unruhe zeigten; sie holten tief Athem und fingen an, viel rascher zu laufen, ohne auf das Zureden und die Peitsche des Kutschers zu hören. Es waren Pferde, die wir schon seit mehren Jahren besaßen und die nur durch etwas Außergewöhnliches aus ihrem gewohnten Geleise gebracht werden konnten; sie schienen ängstlich, drehten den Kopf oft um, und es war, als ob sie durch eine unsichtbare Macht zur Verdoppelung ihrer Schnelligkeit angetrieben würden. Bald wurden ihre Schritte noch schneller, und Rosco, so hieß unser Kutscher, sah sich genöthigt, ihnen einige Lehren zu geben, worauf sie zwar gehorchten, aber mit dem größten Widerwillen. Anna war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß sie den Pferden nur die geringste Aufmerksamkeit geschenkt hätte, aber ich, der ihre Gewohnheiten kannte, ich fühlte mich ganz sonderbar aufgeregt und dachte, es müsse sich etwas ganz Besonderes zutragen. Da schien der alte Rosco plötzlich auf einen eigenen Gedanken zu kommen; — er sah sich oft, fast bei jedem Schritte, um, spannte mit der größten Aufmerksamkeit das Ohr und ließ mit einemmale die Zügel nach, so daß die Pferde nun ihrem Instinkt folgten und sich sogleich in Galopp setzten. Da ich auf dem Rücksitz saß, drehte ich mich um und mein Mund war dicht an dem Ohre des Kutschers. »Was hast Du, Rosco?« fragte ich diesen so leise, daß es Anna nicht hören konnte. »Du scheinst ängstlich und theilst die Unruhe der Pferde, eine Unruhe, die mir ganz unerklärlich ist.« Der Alte besann sich einen Augenblick, dann antwortete er mir eben so leise: »Ich fürchte, die Wölfe sind uns auf der Spur, die Kälte hat sie aus den Wäldern getrieben, der Hunger führt sie uns zu, und wir sind verloren, wenn die Schnelligkeit der Pferde uns nicht rettet!« Ich bin ein Mann, der den Tod unter schrecklichen Gestalten gesehen hat, aber weder der Lärm der Schlachten, noch die mörderischen Batterien haben mir einen solchen Schrecken eingeflößt, als diese Worte. Mein erster Gedanke war Anna, ich sah schon ihre schönen, zarten Glieder von den wüthenden Thieren zerrissen. Man hat oft erzählt, mit welcher Schnelligkeit und Ausdauer die Wölfe ihre Beute verfolgen. Wenn unsere Pferde nicht unterlagen, so wurden wir gerettet, aber es war mir im Geiste schon gewiß, daß ihre Kräfte durch die Beharrlichkeit der Wölfe erschöpft und wir ihre Opfer werden würden. Ich hatte einen Hirschfänger, eine Flinte und zwei Pistolen bei mir, aber mein Vorrath an Pulver und Blei war sehr gering und reichte kaum aus, um einige unserer Verfolger zu erlegen, welche gewöhnlich in Haufen von Hunderten ihre nächtlichen Angriffe unternehmen. Während dem trieb der alte Rosco die Pferde unaufhörlich zur Eile; er hatte dieses indessen nicht einmal nöthig, denn der

natürliche Instinkt dieser armen Thiere ließ sie die Gefahr besser erkennen, als wir dieß vermochten.

Ich war beständig beschäftigt, hinter uns in die Ferne zu sehen und suchte durch die Stille der Nacht das geringste Geräusch zu entdecken, welches uns die schreckliche Gewißheit unseres Schicksals geben mußte. Rosco hatte ein feineres Gesicht und ein schärferes Gehör, als ich, und plötzlich rief er mir zu: »Sie kommen! sie kommen! Hören Sie nicht ihr Geheul und ihr Schnauben? Der schwarze Klump dort, der sich da unten fortbewegt, ist ein Haufen von wenigstens hundert.« In diesem Augenblick erkannte ich, was das scharfe Gesicht Roscos zuerst entdeckt hatte. Eine ungeheure und dichte Masse bewegte sich auf eine schauerliche Weise fort und näherte sich immer mehr und mehr, sie schien über die Schneefläche herzufliegen, man konnte ihrem Laufe mit den Augen kaum folgen, und indessen kam sie so nahe, daß sie drohte, unsere Pferde, deren Kräfte bedeutend nachließen, zu erreichen und zu überholen. Wilde, schreckliche Töne durchdrangen die Luft; ausgestoßen aus der Tiefe der Brust, glichen sie bald einem Grunzen, bald dem dumpfen, schmerzlichen Wehklagen eines in Gefahr schwebenden Menschen, der die lauten Klagen mit Gewalt unterdrücken will. Anna wußte bis jetzt noch nichts von Furcht, Alles, was sich seither zugetragen, war nicht im Stande, sie aus ihren Träumen von den nahen Ereignissen im väterlichen Hause und von den fernern, in welchen vorzüglich das Bild ihres heißgeliebten Leo vor ihre Seele trat, zu wecken. Länger konnte ich sie aber in dieser glücklichen Unbekanntschaft mit der uns drohenden Gefahr nicht lassen, denn schon unterschied ich die einzelnen Gruppen dieser wüthenden Thiere, schon eilten mehre der großen Masse voran, schon näherten sie sich auf Schußweite unserem Schlitten. Ich erhob meine Flinte und legte auf das erste der Ungeheuer an. »Bücke Dich!« rief ich aus, und Anna erwachte wie aus einem tiefen Schlafe. Sie blickte mich an, als wollte sie mich fragen, aber sie las auch sogleich in meinen Mienen, daß jetzt nicht der Augenblick zu Auseinandersetzungen sei, und bückte instinktmäßig den Kopf und die Brust. Der Schuß traf den ersten und größten der Wölfe in den Kopf; er stürzte zusammen. Von dem Lärm war die Kammerjungfer aufgewacht; sie erhob ein gewaltiges Geschrei, weil sie glaubte, wir wären von Räubern angefallen. »Es sind nur Wölfe!« rief der alte Rosco mit einer fürchterlichen Kaltblütigkeit aus, »sie zerreißen, wen sie in ihre Klauen kriegen. — Von einem Feinde haben wir uns befreit, aber hundert andere bleiben uns zur Seite, bis sie uns...« Hier hielt er inne, und wollte uns nicht weiter mit der schrecklichen Lage bekannt machen, worin wir uns befanden. Von dem Schuß belebt, eilten die Pferde mit neuen Kräften vorwärts, während die Wölfe bei dem todten Körper Halt machten. »Das wird sie nicht lange aufhalten,« murmelte Rosco, »ich kenne sie, bald werden sie von Neuem hinter uns sein, und unsere Pferde müssen unterliegen.« Jetzt hatte ich Gelegenheit, Annas Geistesstärke zu bewundern; sie war einzig mit der Kammerjungfer beschäftigt, sie tröstete sie, sprach ihr Muth zu, und ermahnte sie vor Allem, dem zu vertrauen, dessen Wille allein die wilden Thiere bändigen kann. Sie warf sich im Schlitten auf die Knie nieder, die Kammerjungfer folgte ihrem Beispiel, aber die letztere vermochte nicht, ihre Gedanken zum Gebet zu sammeln, sie brachte nur Angstrufe und Klagetöne hervor und verwünschte die unglückselige Reise. Dagegen strahlte Annas schönes, vom Mondlicht beleuchtetes Antlitz wie eine Glorie; sie blickte, die Hände gefaltet, gen Himmel, und betete mit halblauter Stimme in größter Fassung. Ihr Anblick ermuthigte mich wieder und gab mir einige Hoffnung. Ich lud von Neuem mein Gewehr und hielt es bereit. Die Pferde thaten ihr Möglichstes, um ihren blutdürstigen Verfolgern zu entrinnen. Aber in demselben Augenblick hörten wir wieder das Geschrei des Haufens, und bald erblickte ich einige derselben, welche die übrigen überflügelten und auf uns zukamen. Ein zweiter Schuß streckte den dreistesten zu Boden, und ich hoffte nochmals, Zeit zu gewinnen und, begünstigt von dem öftern Halt der Thiere bei den Kadavern, das Ende des Waldes oder eine schützende Wohnung zu erreichen.

Aber ach! wie sehr hatte ich mich verrechnet! Dießmal hielten sich die Wölfe nur einige Augenblicke auf, um ihren todten Kameraden zu verschlingen, und ich hatte kaum Zeit, wieder zu laden, als sie schon wieder hinter uns waren. »Das hilft Alles nichts,« zischelte mir Rosco zu, »bald werden die Pferde erliegen, und dann sind wir verloren.« In der That bemerkte man schon ein Nachlassen ihrer Kräfte, ihr Athem wurde kurz, ihr Lauf unsicher, sie thaten Alles, was sie vermochten, weil sie wußten, daß nur die größte Eile sie retten konnte, aber ihre Kräfte schwanden immer mehr und mehr. Schon öfters war bald das eine, bald das andere gestürzt, und nur eine verzweifelte Anstrengung brachte es jedesmal zum Stehen. Wir befanden uns in einer fürchterlichen Lage. Ich zitterte, nicht für mein Leben, aber für das meiner Anna. Noch mehrmals tödtete ich einige dieser Ungeheuer, aber nichts konnte sie in ihrem Laufe mehr hemmen; sie waren schon ganz nahe hinter uns, ihr Schnauben wurde immer deutlicher, ich konnte schon ihre blutigen Rachen, ihre schrecklichen Zähne, ihre lang herunterhängenden brennenden Zungen und ihre feuersprühenden Augen erkennen. Und welche Menge! welche entsetzliche Anzahl!... Mein Pulver war zu Ende und ich hatte

keine andere Waffen zur Vertheidigung weiter, als meine Pistolen, die noch nicht abgeschossen waren, meinen Hirschfänger und den Kolben meiner Flinte. Rosco wußte das Alles. »Es bleibt uns noch eine Hoffnung,« sagte er, »ich erinnere mich, bei der Herreise ein von den Jägern verlassenes Häuschen bemerkt zu haben, das nicht mehr weit von hier entfernt sein kann. Wenn es möglich ist, dieß zu erreichen, so sind wir für den Augenblick gerettet, sonst zerreißen uns die Wölfe und stillen ihren Heißhunger mit unseren Leichen. Herr!« fuhr er mit zitternder Stimme fort, »wenn es dahin kommen sollte, dann — Sie haben noch ein Paar geladene Pistolen — ach! dann seien Sie barmherzig und bereiten Sie dem guten Fräulein ein schnelles Ende, statt des langsamen und grausamen Todes unter den Zähnen der Wölfe.« Mit Entsetzen betrachtete ich den alten Diener, eine Thräne rollte über seine gefurchten Wangen und er machte ein Zeichen mit dem Kopfe, um den schrecklichen Sinn seiner Worte zu bekräftigen. Niemals werde ich diesen Augenblick vergessen. Eine eisige Kälte durchrieselte mir Mark und Bein, ich betrachtete die liebliche und herrliche Gestalt meiner Schwester und richtete verzweifelnd die Augen gen Himmel; es schien mir, als müsse von Oben Rettung kommen über dieses reine und fromme Wesen, welches bei seiner Ergebenheit in den Willen des Ewigen alle Gefahren vergaß, die es umgaben. Da sahen wir plötzlich von beiden Seiten unsere blutgierigen Feinde wieder herannahen, und ich merkte nur zu gut, daß sie den Inhalt des Schlittens spürten, ihn jedoch vorerst untersuchen wollten, bevor sie ihn anzugreifen wagten. In dieser schrecklichen Nacht verzweifelte ich an Gott und an der Vorsehung. In meiner Linken hielt ich ein Pistol, und mit unsichern Blicken suchte ich am Kopfe meiner Schwester die Stelle, wo der Tod sie am sichersten und am schnellsten erreiche. Ich war kein Mensch mehr, ich bildete mir ein, ein Ungeheuer der Wüste zu sein, ausersehen, diese Beute andern Thieren meines Geschlechts zu entreißen. Meine Rechte hatte unwillkürlich den Hirschfänger gefaßt, eine blutige Wolke schwebte vor meinen Augen, und daneben erblickte ich Anna, welche betete, ich erblickte die gierigen Wölfe und die weite Schneefläche. In diesem Augenblick nahte sich dem Schlitten eines der Ungeheuer und suchte mit einem fürchterlichen Sprunge hineinzukommen, aber von meinem Degen getroffen, stürzte es zusammen. Anna fiel neben der Kammerjungfer, die schon lange ohne Bewußtsein war, in Ohnmacht. »Gut gemacht!« rief der alte Rosco mit starker Stimme, »schonen Sie Ihr Pulver und brauchen Sie den Hirschfänger und den Flintenkolben! — Schon sehe ich das Häuschen! Halten Sie den Kampf nur noch einige Augenblicke aus und wir sind gerettet!« Da fiel der blutige Schleier von meinen Augen und meine Sinne kehrten zurück; Rosco peitschte ohne Erbarmen auf die Pferde, und die armen Thiere machten noch einen letzten Versuch. Sie schienen einzusehen, daß es der letzte Dienst sei, den sie ihren Herrn erweisen sollten, und sie wollten ihre letzten Kräfte daran setzen. Ich hatte indeß das Pistol in meine Rocktasche gesteckt und stand aufrecht, mit emporgehobenem Kolben im Schlitten. War es nun diese drohende Stellung, die auf unsere Verfolger einen unerwarteten Eindruck hervorbrachte, oder war es der schnelle Lauf unserer Pferde? Wahr ist, daß sie in einer kleinen Entfernung hinter uns blieben, und wir einen Vorsprung gewannen, der, war er auch noch so unbedeutend, unschätzbar war. Ich blickte um mich, und entdeckte ganz nahe vor uns das Häuschen, dessen Thüre offen stand. Rosco erhob ein Freudengeschrei. Im Nu hielt er mit aller Kraft die Pferde an, sprang vom Bocke und rief: »Wir sind da! wir sind da! Aber schnell, schnell, keine Zeit verloren!« Und schon hatte Anna mit großer Geistesgegenwart den Schlitten verlassen und war in das Häuschen gestürzt; ihr folgte Rosco, die Kammerjungfer, die noch immer ohne Besinnung war, auf den Armen tragend; ich war der Letzte. Beim Eintreten riß mir der alte Diener mit großer Hast das Gewehr aus der Hand und eilte damit wieder hinaus. Ich war ganz verdutzt, und sah, ihn mit den Augen verfolgend, wie die Wölfe in unermeßlicher Anzahl da waren und im Augenblick bei uns sein mußten. »Rosco,« rief ich aus, »setze dein Leben nicht aufs Spiel!« Aber seine Absicht war schon erreicht. Mit zwei Peitschenhieben hatte er die Pferde wieder in Galopp gesetzt, und er kehrte zurück in demselben Augenblicke, wo zwei der blutgierigen Thiere auf das Häuschen losstürzten. Er schlug sie beide mit dem Kolben zu Boden, sprang in die Hütte und verriegelte hinter sich die starke Eichenthüre.

Es war die höchste Zeit. Vergebens wäre es, wollte ich das Gefühl beschreiben, das mich damals durchdrang. Viele Jahre sind seitdem verflossen, viele Ereignisse haben sich indessen zugetragen, wovon das Gemüth tief ergriffen worden, aber nichts gleicht dem, was ich in diesem Moment empfand. Die reinste Freude, meine geliebte Schwester außer Gefahr zu wissen, durchdrang mich, aber zugleich kam ich mir auch vor wie ein Verbrecher, daß ich an der Allmacht und der Größe Gottes verzweifeln konnte; ich fühlte mich zu ihm hingezogen, und dennoch unwürdig seiner Gnade. Ich war von der bittersten Reue ergriffen und wagte nicht, Anna anzureden, deren Vertrauen auf Gott nicht gewankt hatte, und die jetzt mit fester Stimme ein Dankgebet an ihn richtete. Das Geheul der Wölfe vor der wohlverwahrten Thür riß mich endlich aus meinen Betrachtungen, ich sammelte meine Gedanken und suchte mein

Gebet mit dem meiner Schwester zu vereinigen, was mir so wohlthat, daß ich bald ganz ruhig wurde und mich überzeugte, Gott werde mir diesen Mangel an Vertrauen verzeihen, den nur die Größe der Gefahr in mir hervorgebracht hatte. Als Rosco die Pferde zum Laufen gebracht, die einzige Möglichkeit, sie vielleicht zu retten, hatte er die Besonnenheit gehabt, die brennende Laterne aus dem Schlitten zu nehmen, und sie in dem schützenden Hause aufzuhängen. Während nun das Geheul der Wölfe sich draußen hören ließ, während diese gegen die Thür sprangen und nach den Fenstern zu klettern suchten, die mit starken Laden versehen waren, untersuchten wir das Innere unseres Aufenthalts und die Gegenstände, die um uns herum waren. Wir entdeckten nur nackte steinerne Mauern; an der einen Seite stand eine steinerne Bank, in einer Ecke lag etwas halb verfaultes Stroh, daneben aber befand sich ein kostbarer Schatz, nämlich ein Haufen Holz, hinreichend, um uns 24 Stunden lang gegen die eisige Kälte zu schützen. Der alte Diener säumte keinen Augenblick, er nahm einige Stücke Holz, und bald loderte in der Mitte des Häuschens ein wohlthuendes Feuer. Der Rauch stieg zur Decke empor, und verlor sich durch eine der Oeffnungen des Daches, welche gewöhnlich in den Jagdhäuschen angebracht werden. Ich athmete jetzt freier und betrachtete mit mehr Ruhe meine geliebte Schwester, die, auf der Bank sitzend, beschäftigt war, die Kammerjungfer ins Leben zurückzurufen. Einige geistige Tropfen brachten sie endlich wieder zu sich, und wir setzten uns um das Feuer, dessen Wärme uns sehr wohl that.

Während wir unsere schrecklichen Feinde vor der Thür vernahmen, wünschten wir uns Glück zu unserer Rettung. Die Kammerjungfer, welche sich von ihrer Ohnmacht vollends erholt hatte, begann jetzt mit einer unglaublichen Geläufigkeit der Zunge Alles zu erzählen, was sie ausgestanden und wie sie jeden Augenblick gefürchtet hätte, es werde eines der wüthenden Thiere in den Schlitten springen und uns mit einemmale verschlingen. Ich hielt Annas Hand, unsere Blicke begegneten sich und wir konnten die freudigste Bewegung über unsere Befreiung darin lesen. Nur der alte Rosco schien unempfindlich über die Rettung, die der Himmel uns geschenkt hatte. Er warf finstere Blicke in das flackernde Feuer, seine Stirn war düster, und von Zeit zu Zeit schüttelte er mit dem Kopfe. Ich achtete nicht weiter darauf, ich war zu glücklich. Mit einemmale hörten wir von Außen einen durchdringenden Schrei und blickten uns ängstlich an. Die Stärke des Schreies zeigte uns an, daß er nicht von einem Menschen ausgestoßen, aber ich kannte auch kein Thier, dem er eigenthümlich war. Er verstummte bald, aber die schreckliche Klage, welche er ausdrückte, hallte noch lange Zeit in unseren Ohren fort. »Herr!« unterbrach Rosco die Stille, »dieser fürchterliche Schrei kündet uns den Tod Ihres Lieblingspferdes an; oft habe ich diesen Ton in den Schlachten gehört; nur junge und starke Pferde bringen ihn hervor, die bis zum letzten Moment mit größter Anstrengung gegen den Tod ankämpfen. Ich wette, die Stute hat weniger ausgestanden, aber gewiß ist es, daß die armen Thiere eine Beute der Wölfe geworden, die noch bei ihnen sind und uns so noch einen Augenblick Ruhe lassen; aber bald werden sie hungriger und blutgieriger zurückkehren.« Der alte Diener sprach die Wahrheit; sie kamen zurück und fingen ihre Angriffe auf das Häuschen von Neuem an; wir konnten sogar bemerken, daß ihre Wuth sich noch vermehrt hatte; denn sie machten den Versuch, an der schrägen Mauer hinaufzuklettern und das Dach zu ersteigen. Wir waren in fürchterlicher Erwartung. Unsere Augen waren auf die Oeffnung des Daches gerichtet, und man konnte, wenn ein Windstoß den Rauch vertrieb, den hellen, gestirnten Himmel erkennen. In diesem Augenblick fiel die Kammerjungfer, nach der Oeffnung zeigend, wieder in Ohnmacht. Unsere Blicke dorthin gerichtet, entdeckten wir daselbst eine schreckliche Erscheinung: vier Wolfsköpfe mit ihren noch blutigen Rachen. Durch den Rauch hindurch glichen sie unterirdischen Dämonen, fabelhaften Ungeheuern. Nur Rosco allein behielt seine Geistesgegenwart; er warf ein Bündel Reisig in die Flamme und sagte: »Wir haben von diesen dort nichts zu befürchten, sie scheuen das Feuer, sie sind geblendet und erkennen uns nicht.« Aber mit einemmale ließ sich ein schreckliches Geprassel vernehmen. Drei der Thiere verschwanden in dem Augenblick, wo der Theil des Daches, der nur von Holz war, unter dem vierten zusammenbrach, und dieser stürzte mitten in das Feuer. »Zurück!« schrie der alte Rosco, »schießen Sie,« rief er mir zu, »aber treffen Sie gut!« Ich schoß, und zugleich machte Rosco dem Thiere mit einem Kolbenschlag vollends das Garaus. Wir trugen es vom Feuer hinweg, wo sein Blut einen dicken und stinkenden Dampf verbreitet hatte, und legten es in eine Ecke. Rosco meinte: »Das ist wahrscheinlich der einzige Versuch dieser Art, den wir während der Nacht zu fürchten hatten, aber der Tag,« fuhr er fort, »der Tag wird uns mehr dieser Gäste zuführen, die wir nicht tödten können!« Diese Worte hatte nur ich gehört, und ich fragte ihn halblaut, was er von dem Tag befürchte, da ich die Hoffnung hegte, daß mit der Morgenröthe die Wölfe unsern Zufluchtsort verlassen und sich in das Innere der Wälder zurückziehen würden. »Und wenn dieß auch wirklich so wäre,« antwortete er traurig, »was würde uns das helfen? Die Pferde sind todt, und wie würde ein so schwaches Wesen, wie Fräulein Anna, zu Fuß das Ende des Wal-

des erreichen können? Die Nacht wird uns von Neuem überraschen, und die Wölfe wissen nur zu gut uns wiederzufinden. Aber auch diese Hoffnung ist umsonst, wo die Wölfe in so großer Zahl sich versammeln, da fürchten sie auch das Tageslicht nicht. So lange unser Holzvorrath dauert, wird uns das Feuer vor einem Anfall von obenher schützen, aber bei Tage macht die Flamme keinen großen Eindruck auf sie. Wir müssen unsern ganzen Muth, alle unsere Kräfte für die nächsten Ereignisse zusammennehmen, um die Damen und uns bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Aber das Alles wird nichts helfen,« fügte er mit weicher Stimme hinzu.

Meine einzige, auf den Anbruch des Tages gesetzte Hoffnung war also zerstört, unser Verderben schien mir jetzt gewiß, und Verzweiflung bemächtigte sich meiner. In der größten Angst, Anna möge meinen Zustand begreifen, und wünschend, daß sie so lange wie möglich die kurze Ruhe, die uns noch jetzt übrig blieb, genießen möge, nahte ich ihr. Sie war eingeschlafen und ruhte sanft wie ein Friedensengel, wie ein Kind, das die Gefahren nicht kennt, die es umgeben. Sie lächelte im Schlaf; das drang mir tief ins Herz. Der alte Rosco fuhr schweigend fort, das Feuer zu unterhalten. Er hatte Recht gehabt; keines der Thiere ließ sich wieder an der Oeffnung des Daches blicken, aber ihr Kratzen an der Thüre, ihr Geschrei und Geheul dauerte die ganze Nacht fort. Ehe Rosco mir seine Gedanken mitgetheilt hatte, war mein einziger Wunsch der Tag, jetzt wünschte ich, die Nacht möge kein Ende nehmen. Thörichter Wunsch! Was hätten wir Anderes dabei gewonnen, als daß der Hunger statt der Rachen der Wölfe uns langsam umgebracht hätte! Schon fingen die Sterne an zu verschwinden, und der gefürchtete Tag erschien. Der Augenblick, wo Rosco's Prophezeiung in Erfüllung gehen sollte, nahte heran; die Ungethüme, vom Tageslicht ermuthigt, kletterten wohl zu Zwanzigen auf das Dach, das schon im Begriff war, unter ihrer Last einzubrechen. Anna schlummerte noch immer; ich dankte Gott dafür. In dieser äußersten Noth, als alle Hoffnung verschwunden war, hörten wir plötzlich mehr als 50 Flintenschüsse; Jagdruf und Hundegebell traf unser Ohr; die Frauen erhoben sich, unsere Verfolger stürzten vom Dache herab und entflohen unter gräßlichem Geheul. Vorsichtig öffnete Rosco die Thür und rief sogleich: »Die Wölfe sind schon fern, so eben kommen Jäger aus dem Walde!« Wir stürzten aus dem Häuschen. Wir hatten unsere Freiheit wieder und mit ihr den Genuß der Erde, die Pracht des Himmels! Die Quelle des Lebens erfreute sich in uns beim Einathmen der Morgenluft. Jetzt sahen wir unsern Retter an der Spitze einer Menge Jäger herannahen; es war Leo von B... Wer könnte diesen Moment malen! Außer mir und trunken vor Freude stürzte ich in seine Arme, denn ich wußte meine heißgeliebte Schwester, geschmückt mit allen Reizen der Tugend und der Schönheit, gerettet und wohlbehalten an meiner Seite. Mit einem himmlischen Lächeln drückte sie Leo die Hand, die dieser an seine Lippen preßte. Während nun seine Begleiter die Wölfe in die Wälder verfolgten, theilten wir Leo mit, was wir erlitten hatten, und er erzählte uns dagegen, wie er zu so gelegener Zeit zu unserer Rettung gekommen sei. In dem Schlosse seiner Mutter war die Nachricht verbreitet worden, daß aus den ungeheuern Wäldern Lithauens ein großer Haufen Wölfe hervorgebrochen und in den Wald eingefallen sei, durch den unser Weg führe. Es hatten sich schon mehre Unglücksfälle ereignet, und die Bewohner der ganzen Umgegend hatten sich vereinigt, Jagd auf sie zu machen. Leo gerieth in die größte Unruhe; er sammelte sogleich alle Männer, die Waffen tragen konnten, und zog aus in dem Augenblick, wo andere Gutsbesitzer mit ihren Bauern in gleicher Absicht ankamen. Zwar gedachten diese nicht eher auf die Jagd zu gehen, als bis es Tag geworden, aber die Beredsamkeit Leos, womit er unsere wahrscheinliche Gefahr schilderte, trug über sie und die Aengstlichkeit seiner Mutter den Sieg davon. »So, meine theuern Freunde,« schloß er, »bin ich so glücklich gewesen, etwas zu Eurer Rettung beizutragen.« Hiemit endete der junge Deutsche seine Geschichte.

(Blätter a. d. Gegenw. 1838.)

39. Die schöne Amerikanerin. — Die Gesellschaft hatte sich im Park zerstreut. Ich war in der Nähe eines Gartenhauses stehen geblieben, von wo man zugleich die Schatten von St. Cloud und die launischen Krümmungen der Seine übersehen konnte; da bemerkte ich unten am Fußwege den Dr. Miller, der auf mich zukam. Es ist dieß ein vor einigen Monaten nach Europa gekommener Amerikaner, welcher diesen Morgen dem Herrn Heinrich Varin, bei dem wir uns befanden, vorgestellt worden war. Ich hatte einige Stunden früher eine lange Unterredung mit ihm gehabt, während welcher ich ihn als einen Mann von ausgezeichnetem Werthe kennen lernte. Ich empfing ihn daher auf das Freundschaftlichste und mit frohem Lächeln an der Thüre des Gartenhauses, wo ich stand.

Nach einiger Zeit drangen lebhafte und lachende Stimmen bis zu uns herauf; ich beugte mich vor und sah die jungen Damen, mit denen wir den Tag über zusammen gewesen waren, unten auf der Wiese. »Wie ist der Name jener Frau im weißen Kleide, welche Herr Heinrich Varin führt?« fragte der Amerikaner. »Frau von Larcy.« »Ist sie schon lange in Frankreich?« »Ich weiß gar nicht, daß sie irgend wo anders gewohnt hätte.« »Kennen Sie sie?« »Wie man

sich so in der großen Welt kennt; ich treffe sie stets bei Herrn Varin, wenn ich zu diesem komme.« »Wahrhaftig,« erwiederte der Doktor mit einem tiefen Blicke auf mich, »es schien mir, sie wäre hier zu Hause.« Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken; er schüttelte den Kopf. »Wie konnte Herr Varin seine junge Frau so schnell verlassen?« fuhr er fort, »sieht er nicht, daß sie vor Eifersucht beinahe stirbt.« Ich zuckte traurig die Achseln. »Und wer konnte der Frau von Larcy eine solche Gewalt über Ihren Freund verleihen?« »Haben Sie nicht gesehen, wie schön diese Frau ist? Als man sie Ihnen vorstellte, schienen Sie selbst überrascht und gerührt durch diese Schönheit, denn Sie bebten zusammen.«

Der Doktor antwortete hierauf nicht. Er schien etwas tief zu überlegen. Inzwischen rückte die Nacht herbei; einige Spaziergänger gesellten sich zu uns und so kehrten wir mit einander in den Salon zurück; die Damen befanden sich bereits dort, und die Unterhaltung war allgemein. Doktor Miller hatte bei Seite in der Nähe eines Fensters Plaz genommen, von wo er fortwährend die Frau von Larcy betrachtete. Es wäre schwer zu sagen gewesen, welches Gefühl bei dieser aufmerksamen Prüfung eigentlich bei ihm vorherrschte; die Züge des Doktors hellten sich einen Augenblick auf, wie wenn alle Zweifel in ihm geschwunden wären; darauf erschien wieder die düstere Wolke der Ungewißheit auf denselben; manchmal senkte er das Haupt, hörte die Frau von Larcy sprechen, ohne sie zu sehen, und schien auf ihre Betonung zu horchen; auch beobachtete er genau die Bewegung ihrer Lippen, und sah gleichsam zu, wie ihre Worte sich bildeten und von ihr ausgesprochen wurden. Frau von Larcy hatte Anfangs diese ausforschende Beobachtung nicht bemerkt; endlich aber gewahrte sie es und schien genirt dadurch; sie wandte sich ab, um derselben zu entgehen, und hörte plötzlich auf zu sprechen. Von dem Augenblick an, wo sie die Rolle der Schweigenden übernahm, stockte auch das Gespräch und hörte nach und nach ganz auf. Varin, beunruhigt durch diese plötzliche Laune, versuchte vergebens, dasselbe wieder aufzunehmen; nachdem er sich umsonst bemüht, schlug er vor, Whist zu spielen, was aber allgemein nicht angenommen wurde. Man schlug eine Lektüre vor, ohne jedoch über das zu lesende Buch einig werden zu können. »Wäre nur Courcy hier,« rief Varin, »er würde uns von seiner Reise nach Afrika und seinen Abenteuern auf dem Atlas erzählen.« »In Beziehung auf Reisen und Abenteuer,« fiel ich hier ein, »empfehle ich Ihnen Herrn Dr. Miller.« »Wahrhaftig, Doktor, Sie erzählen uns etwas,« sprach Varin. Miller verbeugte sich und wollte sich entschuldigen. »Nur keine Entschuldigungen,« rief ich aus, »Sie haben mich diesen Morgen nur zu sehr interessirt, als daß ich Ihnen diesen Abend Gnade ertheilen sollte, also frisch, mein Herr, noch eine von jenen Geschichten, die Sie so gut erzählen.« Der Doktor lächelte. »Ich besinne mich in der That vergebens,« sagte er. Hierauf begann er wieder, gleichsam, als hätte ihn ein Lichtstrahl durchdrungen: »Ich irre mich; eine fällt mir ein, die ich Ihnen mittheilen werde: die Handlung trug sich vor meinen Augen zu, und ich kann für die Wahrheit meiner Angaben sicher stehen.« Voll Neugierde setzte man sich näher um den Doktor, der seine Erzählung folgendermaßen begann:

Vor ungefähr 6 Jahren kam ich zu New-Orleans *) an, wohin mich meine Geschäfte geführt hatten; es war dieß das erstemal, daß ich die nördlichen Staaten Nordamerikas verließ, und somit war ich ganz erstaunt über den fremdartigen Anblick, welchen die französische Stadt gewährte; die Frauen liefen durch die Straßen, bedeckt mit einem spanischen Schleier, oder bloßen Hauptes, indem sie ihre langen, mit farbigen Bändern geschmückten Haare über ihre Schultern herabhängen ließen. Eine unermeßliche Bevölkerung von Negern trieb sich, ein gräßliches Französisch, wie ich es noch nie gehört hatte, sprechend, in allen Richtungen umher; die öffentlichen Pläze wimmelten von Fremden in allen Trachten; allenthalben ein tobendes Durcheinander, eine Freiheit in der Haltung und im Gange, wie ich nie Aehnliches gesehen hatte. Die Natur selbst war hier etwas weniger ernst und weniger züchtig, als in den nördlichen Staaten; Alles zeugte gleichsam von einem sinnlichen Reichthum. Mitten in dem grünen Sumpf, aus welchem sich New-Orleans erhebt, hat es das Ansehen eines mitten in Blumengärten erbauten Venedigs; ein schmaler, auf einem Damme erbauter Weg führt von der Stadt zu dem See Pontchartrain. Blaue Lilien und Gesträuche aus den Tropenländern dehnen sich wie ein tausendfarbiger Teppich an einem Sumpfe hin aus; graues Moos, geschmückt mit der Purpurlilie wie mit Wimpeln, schwimmt auf dem Wasser umher, während sich grüne Schlangen, gleich Lianen, an den Zweigen der Lorbeerbäume schaukeln. Da und dort gewahrt man einen Neger, der auf einem Floß oder einem kleinen Nachen aus einem Cypressengebüsche hervorkommt und durch das blühende Schilf hin gleitet. Hier steht eine rohe Hütte, dort ein altes französisches Haus, von dessen Balkon schöne junge, weiß gekleidete Mädchen herabsehen. Der stets mit einem Walde von Masten bedeckte Mississippi fließt über dem Niveau der Stadt und scheint sich mitleidig zurückzuhalten, um sie nicht zu verschlingen; er dehnt sich so weit hin aus, daß die Tausende von Schiffen auf ihm den an einem

*) Hauptstadt des Staates Louisiana (Vereinigte Staaten von Nordamerika.)

unermeßlichen Horizont zerstreut umherliegenden Gestirnen gleichen. Die Luft ist immer brennend heiß; jeden Abend ertönt der Donner mit Blitzen und bildet am Horizont feurige Wasserfälle; es liegt in der Atmosphäre gleichsam ein entnervender Wohlgeruch, der wie ein wollüstiges Gift durch die Adern strömt. Ueberrascht und beinahe erschreckt über diese neuen Eindrücke, beschloß ich, durch Nachdenken und Einsamkeit dieselben zu bekämpfen. Ich hatte Briefe an die vornehmsten Einwohner, gab jedoch keinen derselben ab, und beschäftigte mich ausschließlich mit den Angelegenheiten, die mich hieher geführt hatten. Ich wohnte am Ufer des Marais und am Eingang des Weges, der zum See führt, ganz in der Nähe der hübschen Wohnung einer französischen Witwe. Madame Lalorie hatte sich dreimal verheiratet, und ihre Gatten, die nach einer kurzen Ehe gestorben waren, hatten ihr ein bedeutendes Vermögen hinterlassen. Sie war bekannt durch ihre Anmuth, ihre Eleganz und ihren Verstand; ohne sie war keine Versammlung glänzend, kein Fest vollständig. Ich hatte sie einmal bei einem französischen Rheder, in dessen Haus ich eingeführt war, getroffen, wo ihr Anblick ein beinahe schmerzliches Gefühl in mir erregte. Schön war diese Frau, allein diese Schönheit war eine fremdartige und so zu sagen bösartige. Ich weiß nicht, welch eine furchtbare Rohheit sich unter ihren weichen Formen verbarg; ihr klares, blaues Auge hatte eine schneidende Starrheit, vor welcher man den Blick senken mußte; auch flößte das Lächeln ihrer rosenfarbenen Lippen, anstatt Vertrauen zu erregen, eine gewisse Zurückhaltung ein. Alles um sie her schien übrigens von einer instinktmäßigen Furcht beherrscht zu sein. Ihre Töchter, blasse und traurige Kinder, an denen ein unbekanntes Uebel zehrte, erhoben in ihrer Gegenwart niemals ihre Blicke. Wenn sie die Hand ausstreckte, um ihre Lockenköpfe zu streicheln, so beugten diese sich mit ängstlichem Zittern. Ich sah, wie andere Kinder sie vergebens einluden, mit ihnen zu springen und zu spielen; die Töchter der Madame Lalorie verstanden nicht zu spielen. Sie hielten sich aus Gewohnheit immer zur Seite, gleichsam durch ein Gefühl, sich zu vertheidigen, an einander gedrängt, stumme und unruhige Blicke umher werfend. Dieser stumme Schrecken theilte sich Allen mit, die in die Nähe der Madame Lalorie kamen. Bei alledem war kein eigentlicher Grund dazu vorhanden; sie bewies sich bei allen Gelegenheiten zärtlich gegen ihre Kinder, wohlwollend gegen ihre Sklaven und wandte sich stets sanft und mit dem freundlichsten Tone an dieselben. Man hörte niemals einen Verweis aus ihrem Munde; sie lächelte Allen freundlich zu, indem sie stets vertrauliche Namen und schmeichelnde Reden gebrauchte. Ich hatte ein einziges Mal bei dem französischen Rheder mit ihr zu Mittag gespeist, und bemerkte bei der Gelegenheit, daß, sobald sie die köstlichen Weine, die man uns vorsetzte, mit den Lippen berührt hatte, sie das Glas mit einem Lächeln voll Güte über ihre Achsel hinweg ihrem Neger reichte. Inzwischen zeichneten sich ihre vielen Sklaven unter allen übrigen durch ihre Magerkeit und ihr niedergeschlagenes Wesen aus. Wenn man sie mit ihrem düstern und leidenden Aussehen in der Umgebung ihrer anmuthigen Herrin sah, so hätte man sie für Verbrecher, verurtheilt, einem Engel zu dienen, halten können. Ein Einziger, der Kutscher, strahlte mitten in diesem Haufen von hagern und scheuen Menschen von Gesundheit; vergebens fragte man sich nach dem Grunde dieses Unterschieds; sein Wohlbefinden war eben so sehr ein Geheimniß, wie das schlechte Aussehen seiner Gefährten.

Alle diese Umstände, die mir nach und nach absichtslos mitgetheilt wurden, machten meine Neugierde aufs Aeußerste rege. Madame Lalorie hatte gleich beim ersten Zusammentreffen einen tiefen Eindruck auf mich gemacht; ohne Zweifel mußte das Leben dieser Frau irgend ein besonderes Geheimniß in sich tragen. An dem von mir bewohnten Hause befand sich eine Terrasse, auf welche ich mich jeden Abend begab, und von wo man die Aussicht auf ihre Wohnung hatte. Oftmals hatten sich meine Blicke gegen diese gewendet, nach einem Zeichen spähend, das mir errathen helfen konnte, was dieselbe verbarg; allein in der Wohnung der schönen Witwe war Alles still und ruhig. Ein einziges Mal sah ich, daß Madame Lalorie in einen im Garten gelegenen Pavillon trat, von wo ich ein dumpfes Stöhnen zu vernehmen glaubte; bald aber erschien die junge Frau wieder, ruhig und mit lächelnder Miene; sie ging an den Beeten hin und richtete die vom Regen abgeknickten Blumen auf, dann kehrte sie wie träumend und in abgemessenen Schritten zurück, eine Magnolienrose entblätternd. Durch Zufall hatte ich eine alte Negerin der Madame Lalorie, Namens Rachel, kennen gelernt, deren Enkel mich manchmal besuchte; es war dieß ein Kind von seltener Schönheit und vielem Verstand; ich versuchte, dasselbe in den Wahrheiten unserer Religion zu unterrichten. Mingo liebte mich, und ich selbst fühlte mich sehr zu ihm hingezogen. Ich versuchte zwei oder dreimal bei Gelegenheiten, wo ich ihn niedergeschlagen fand, einige Fragen über seine Herrin zu machen; allein das Kind schwieg; Rachel, die ich auch nebenher fragte, konnte oder wollte mir ebenfalls nichts sagen. Ich fing an zu glauben, meine Einbildungskraft habe mich getäuscht, und ich hörte somit auf, meine Aufmerksamkeit auf die französische Wohnung zu richten. Eines Abends jedoch blieb ich länger als gewöhnlich auf der Terrasse. Die Luft war brennend heiß, und ich sog mit wahrer Begierde die vom Fluß her wehende Abendluft ein; am

Himmel funkelten die Sterne; bei dieser Ruhe der Nacht drang das geringste Geräusch bis zu mir. Ich lehnte an dem Geländer des Belvederes, in meine Träumereien versunken, als ein durchdringender Schrei mich zusammenschaudernd aus diesen weckte. Ich erhob den Kopf; zwei ähnliche Ausrufungen ertönten rasch auf einander. In demselben Augenblick gewahrte ich zwei Schattengestalten im Garten der Madame Lalorie, die schnell vorübergingen. Die eine derselben, schlank und in einem weißen Kleide, hatte in der Hand eine Waffe, die ich nicht erkennen konnte, und schien die andere, welche floh, zu verfolgen. Ich sah, wie beide in die Wohnung stürzten, deren erleuchtete Fenster mitten in der Nacht glänzten, und die Treppen hinanstiegen. Auf diese Weise gingen sie von Stockwerk zu Stockwerk, auf einmal erschien die stets verfolgte dunkle Gestalt auf der Terrasse. Ich sah, wie sie sich über das Geländer hinausbog; ich hörte einen Schrei, dann ein dumpfes und mattes Geräusch, wie wenn ein Körper zerschmettert wird, und hierauf war Alles still! . . . der weiße Schatten stand nahe bei der Gallerie und schaute mit Ruhe hinab. Bald sah ich sie wieder hinabsteigen. In der Wohnung entstand eine Bewegung von einigen Minuten; Lichter liefen von einem Zimmer ins andere; endlich kamen vier Sklaven mit Laternen in der Hand langsam heraus; unter der Terrasse hoben sie etwas Ungestaltetes auf und trugen es stillschweigend tiefer in den Garten; man grub in der Erde, das Grab wurde gefüllt, die Sklaven kehrten zurück und Alles ward wieder stumm und still. Ich hatte diesen Auftritt mit Schauder und Schrecken angesehen, die Nacht brachte ich in einer Art fieberhaftem Zustande zu. Als ich am folgenden Tage ausging, saß Rachel unter der Thür der französischen Wohnung mit gefalteten Händen und das Haupt auf die Knie niedergebeugt. Ich rief ihr zweimal, ohne von ihr gehört zu werden. »Bist Du krank, Rachel?« rief ich ihr endlich zu. Die alte Negerin schüttelte den Kopf. »Was ist Dir denn geschehen?« Sie antwortete nicht. Ich blickte um mich her. »Wo ist Mingo?« fragte ich hierauf. Bei diesem Namen stieß Rachel einen Schrei aus, mit einem Sprung war sie auf und stampfte die Erde unter ihren Füßen mit einer gräßlichen Miene: »Hier, hier,« schrie sie, »mein Kind mit geschlossenen Augen!« Und mit beiden Händen das Angesicht bedeckend, kehrte sie in das Haus zurück.

Nun war mir Alles klar. Ich ging zu einem mir verwandten amerikanischen Pflanzer und erzählte ihm, was ich gesehen; er führte mich zur Obrigkeit, der ich ebenfalls meine Erklärung abgab. Am selben Tage noch wurde eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet. Was dieselbe enthüllte, weiß ich nicht, indem es der französischen Partei gelang, die Sache zu unterdrücken; man wußte bloß, daß die Handlung ungesetzmäßiger Grausamkeit durch die Aussagen von neun Sklaven der Madame Lalorie bewiesen wurde; jene wurden hierauf konfiszirt und am folgenden Sonntag zum Vortheil des Staates verkauft. Ich wurde bei der Sache weder als Zeuge vernommen, noch überhaupt mein Name dabei genannt. Madame Lalorie, die mich anderwärts gesehen hatte, ohne mich zu bemerken, und mich nicht kannte, wußte es nicht, welchen Theil ich daran genommen hatte. Ich vermied es sorgfältig, ihr zu begegnen; der Anblick dieser Frau machte mir übel; ich glaubte sie noch zu sehen, wie sie Mingo verfolgte und mit Kälte dessen Leichnam am Fuße des Belvedere betrachtete. Sechs Monate waren inzwischen verflossen, und die Gerüchte, welche einen Augenblick über die Härte der jungen Witwe gegen ihre Sklaven im Umlauf waren, hatten sich gelegt. Ihr Salon war wieder so gesucht als je und stand der ganzen vornehmen Welt von New-Orleans offen; das Haus war wegen seines Glanzes und seiner reichen Geselligkeit berühmt; sie war fortwährend von Bewunderern umgeben, und wenn es je aus Zufall Einer wagte, von dem Vergangenen zu sprechen, so erhob man sogleich Zweifel, hielt die bekannte Milde der jungen Witwe entgegen, pries ihr einnehmendes Wesen, und behandelte endlich die albernen Anklagen, denen sie ausgesetzt war, als reine Schmähsucht. So standen die Sachen, als plötzlich eines Tages die Sturmglocke ertönte; in der Wohnung der Madame Lalorie war Feuer ausgebrochen. Alles eilte sogleich dahin; durch den Lärmen benachrichtigt, schloß auch ich mich der Menge an. Das Feuer war in den Seitengebäuden der Wohnung, wo sich die Küchen befanden, ausgebrochen; in dem Augenblick, wo wir in den Garten traten, schlugen die Flammen durch das Dach, welches auch zusammenstürzte. Auf dem Platze selbst war gar nichts vorhanden, um das Umsichgreifen des Feuers zu hindern; man erwartete die Feuerspritzen, die noch nicht angelangt waren. Aller Augen waren auf das brennende Gebäude gerichtet, als man plötzlich mitten aus den Flammen ein großes Geschrei vernahm; ein Fenster wurde geöffnet, an welchem ein Weib erschien, es war Rachel, welche ihre Arme mit drohender Wuth hin und her bewegte. Bei ihrem Anblick hatte sich ein Ausruf des Schreckens erhoben, und durch eine unwillkürliche Bewegung näherte sich die Menge dem Gebäude. Allein die Flammen verhinderten jeden Zugang. Inzwischen hatte sich Rachel zum Fenster herausgelehnt und rief, auf den Brand zeigend, der sich bereits bis zum Wohnhaus erstreckte: »Herrin verbrennt, Mingo gerächt, ich gerächt, alle Schwarzen gerächt!« dabei schlug sie mit einem wahnsinnigen Gelächter in die Hände. Gleich darauf sank sie erschöpft zusammen. Während der Zeit

wurde eine Leiter herbeigebracht; man stellte sie an das Fenster, und ein junger Mann bestieg sie unerschrocken. Als er zu der alten Negerin gelangt war, wollte er sie aufheben, was ihm jedoch nicht gelang. »Sie ist angekettet!« rief er sogleich. »Ja, ja, arme Schwarze seit 6 Monaten an den Herd angekettet,« stammelte Rachel! . . . »Herrin wollen, daß arme Rachel gute Mittagessen für sie machen. . . Aber Rachel hat zu heiß, Rachel denkt an Mingo, Rachel hat das Feuer angelegt, um zu sterben!« In dem Augenblick ergriffen die Flammen das Fenster, so daß der junge Mann gezwungen ward, herabzusteigen; wir sahen, wie sich die Alte mit einem Ausruf des Schmerzes wieder erhob, wie sie sich mitten in den Flammen zusammenkrümmte, dann zurückfiel und verschwand. Tiefer Schauder und Schrecken hatte die Menge ergriffen, man fing an, Verwünschungen auszustoßen, als die Feuerspritzen eintrafen. Der Brand, dem man keinen Einhalt thun konnte, ergriff bereits die benachbarten Gebäude. Der Wind trieb die Flammen schnell gegen das Dach eines einzeln stehenden und sorgfältig verschlossenen Pavillons, der in kleiner Entfernung stand. Die Menge drängte nach zwei Seiten, da erschien Madame Lalorie selbst am Fenster des Hauses; sie war bleich, und ihre Hand, die sie auf den Balkon stützte, zitterte etwas. Es erhob sich ein Gemurmel; hierauf trat wieder Stillschweigen ein. »Die Schlüssel!« rief man von allen Seiten. »Laßt den Pavillon brennen, meine Herren,« sprach die junge Frau mit unruhigem Tone. Allein die Menge hörte nicht. »Die Schlüssel! die Schlüssel!« wiederholten hundert Stimmen. »Ich habe sie nicht.« »So schlage man die Thüren ein!« Die Thüren fielen, es entstand eine Bewegung, darauf erscholl ein langes Gemurmel. Madame Lalorie hatte sich eilends zurückgezogen. Da ich in der Nähe des Pavillons gestanden hatte, so war ich einer der Ersten, der in denselben eintrat. Wenn ich tausend Jahre leben sollte, so würde ich niemals das Schauspiel vergessen, das sich meinen Augen darbot. In einem niedern und finstern Saal waren im Kreise neun Pfeiler errichtet: an den zwei erstern hingen Leichname, die bereits zu Gerippen geworden waren; an die sieben übrigen waren Sklaven angekettet; einigen waren die Hände über dem Kopfe zusammengebunden, andere lagen zusammengekrümmt da, unfähig sich wieder aufzurichten; mehre waren mit einem Halseisen um den Hals in ewiger Unbeweglichkeit an den Pfeiler angeschlossen. Sie hatten keine Spur menschlichen Aussehens mehr. Ihre Körper bestanden aus Einer ungeheuern Wunde, auf welcher die Ruthenstreiche tiefe Furchen gebildet hatten. Mitten in dem durch die Pfeiler gebildeten Kreise erhob sich eine Estrade, welche geschickt so stand, daß die Streiche besser treffen konnten, und die noch feucht von röthlichem Kothe war. Ein in Blut getränkter Riemen aus Ochsenhaut war hier aufgehangen. Nachdem die erste Ueberraschung vorüber war, eilte man, die sieben noch lebenden Sklaven von ihren Ketten zu befreien, und sie an die Luft zu bringen; zwei starben in unsern Händen, als sie das Tageslicht erblickten. Die andern, die noch etwas Kraft besaßen, konnten auf die an sie gestellten Fragen antworten. Wir erfuhren nun, daß diese neun Sklaven, wovon nur noch sieben lebten, dieselben waren, welche man der Witwe konfiszirt hatte, und die vor 6 Monaten auf Rechnung des Staates verkauft worden waren. In der Absicht, sich wegen ihrer Geständnisse an ihnen zu rächen, hatte Madame Lalorie sie wieder kaufen und heimlich in ihr Haus bringen lassen; seit 6 Monaten hielt sie dieselben in diesem Pavillon eingeschlossen, wo sie zu deren Marter Alles hatte einrichten lassen. Jeden Morgen übte diese zierliche und schwächliche Frau von der blutigen Estrade herab ihre unersättliche Rache selbst aus; sobald sie die Ruthe einmal in der Hand hatte, bemächtigte sich ihrer eine Art freudiger Wuth, ihre Kräfte lebten beim Anblick der Wunden und beim Geruch des Blutes neu auf; sie empfand eine wahre Lust dabei, wenn das Fleisch durch die Hiebe braun und blau wurde, wenn die Glieder zusammenschrumpften, wenn das Leben sich noch rührte und unter ihren Streichen erlosch; sie gab sich der Freude hin, ihre Schlachtopfer tausendmal zu tödten, das Leben wieder erwachen zu sehen, um es wieder tausendmal zu vernichten. Furchtbare Verrücktheit, welche nur den Schmerz Anderer liebte und nur in dem Todeskampf Anderer Freude empfand.

Stillschweigend hatte Anfangs die Menge alle diese Angaben der Sklaven mit angehört; bald aber machte sich der Unwille, den die Neugierde einen Augenblick in Schranken gehalten hatte, Luft. Nachdem sich der Lärm über das Vorgefallene verbreitet hatte, sahen sich die von allen Seiten der Stadt herbeigelaufenen Neger mit düstern Blicken an, und die Weißen, erschreckt bei dem Gedanken an die Aeußerungen, die eine solche Entdeckung herbeiführen konnte, sprachen ihren Unwillen laut aus. Schon wurden die Drohungen ausdrücklicher und direkter. Mit jedem Augenblick nahm die Menschenmasse zu, so daß man von dem Hause bis zum Marais nichts sah, als ein Meer beunruhigter Köpfe. Schon war Mordgeschrei ertönt; die Erbittertsten suchten sich, entschlossen, mit Gewalt in die Wohnung einzudringen, einen Durchgang bis zu derselben zu öffnen, da öffneten sich auf einmal die beiden Flügel der großen Einfahrt, und es erscheint der Wagen der Madame Lalorie. Der Kutscher sitzt auf seinem Bocke, mit seiner Livree angethan, während die junge Kreolin in ihrem reichsten Anzug, mit ruhigem Antlitz und lächelndem Munde an ihrem gewohnten Platze sitzt und nachlässig an einem

Heliotropen-Bouquet riecht. Bei diesem Anblick verstummt das Geschrei, der Lärm hört auf, Alles bleibt einen Augenblick starr vor Staunen. Dieß benutzt der schwarze Kutscher; er theilt die Menge, fährt vorwärts und ist längst über diese hinaus, als sich in der Ferne ein Lärm erhebt. Sobald der erste Augenblick der Ueberraschung vorüber war, ärgerte man sich über eine solche Keckheit und will die anmaßende Equipage anhalten; allein diese hat bereits den schmalen Hafendamm erreicht, der zum See Pontchartrain führt. Ihm den Weg abzuschneiden, ist unmöglich; der Sumpf bietet ein unübersteigbares Hinderniß; sie verfolgen, ist unnütz, denn sie hat einen Vorsprung und die Pferde fliegen wie ein Blitz! Dennoch versuchten es die Wüthendsten, Alles vergebens. Als sie am See ankamen, hatte Madame Lalorie eine Barke mit einem Verdeck gemiethet, deren Segel bereits am fernen Horizont verschwanden! Nur der Wagen war am Ufer des Sees zurückgeblieben, an ihm ließ sich nun die Wuth des Volkes aus. Er wurde in Stücke geschlagen und die Pferde niedergestochen. Als man zu New-Orleans erfuhr, daß die Französin entkommen sei, zog die Menge nach ihrer Wohnung, die in einigen Stunden zerstört ward.

Mit steigender Aufmerksamkeit hatte man der Erzählung des Doktors zugehört. Als er geendigt, rief Jedermann: »Und was ist aus dieser schrecklichen Frau geworden?« »Gestern wußte ich dieß noch nicht,« antwortete der Doktor. »Und heute? »Heute? Heute habe ich sie gesehen.« »Was sagen Sie?« »Sie ist hier.« Zehn Ausrufungen geschahen zu gleicher Zeit, und Alle standen auf. Während der Erzählung des Doktors war es Nacht und stockfinster geworden. Es trat ein Augenblick des Schreckens ein. Jetzt trat ein Diener mit Lichtern herein; Alle suchten sich gegenseitig mit den Augen und mit einem gewissen Zweifel und ängstlicher Neugierde auf. »Mein Herr,« rief Varin außer sich, auf Miller losstürzend, »reden Sie um Gotteswillen! Vollenden Sie!« Statt aller Antwort zeigte ihm der Doktor den Plaz der Frau von Larcy, der leer war. In demselben Augenblick hörte man einen Wagen fahren; man eilt ans Fenster . . . ., eine offene, von einem Neger geleitete Kalesche fuhr rasch unten am Balkon vorüber, darin saß ruhig und stolz Frau von Larcy, einen Heliotropenstrauß in der Hand.

---

40. Kapitän Brady. — Bravertown (Biberstadt) in Nordamerika verdankt seinen Namen der großen Menge von Bibern, welche man ehemals dort fand. Hier heißt ein steiler Berg der Bradyberg und erhielt diesen Namen von dem muthigen Kapitän Brady. — Der Kapitän Samuel Brady war einer jener muthigen Männer, deren Namen die Geschichte bewahren wird, und der Roman benutzen könnte. Seine Schönheit und Kraft machten ihn bei den Grenzbewohnern eben so beliebt, als bei den Indianern gefürchtet. Die Jagd war sein Lieblingsvergnügen, und oft wagte er sich allein in die Wälder und an die Ufer der Ströme, das damals so zahlreiche Wild zu verfolgen. Bei einem dieser Ausflüge wurde er in der Nähe des Biberflusses von den Indianern überrascht und zum Gefangenen gemacht. Ihn mit einem Schuß oder Tomahawk zu tödten, wäre eine unzureichende Rache gewesen. Diese konnte sich nur sättigen durch eine langsame Feuerqual, in Gegenwart des ganzen Stammes. Der Kapitän Brady ward also in das Dorf der Indianer geführt, anderthalb Meilen von der Mündung des Flusses, wo man ein Feuer anzündete. Hier ward der Gefangene seiner Bande entledigt, entkleidet und von den Indianern und ihren Weibern und Kindern unter allen erdenklichen Verwünschungen umtanzt. Mitten unter diesem Lärm näherte sich die Frau eines Häuptlings dem Kapitän zu dicht, ein Kind auf ihren Armen tragend; instinktmäßig und blitzschnell ergriff er das Kind und warf es in die Flammen; augenblicklich stürzten alle dorthin, um es zu retten, und Brady benutzte die Verwirrung, riß sich empor, warf Alles auf seinem Wege nieder, und flüchtete sich, die Indianer auf den Fersen, in ein Dickicht. Er erstieg die steile Seite des Berges, ohne von dem auf ihn gerichteten Kugelhagel erreicht zu werden, eilte den Abhang schnell hinunter und entzog sich durch seine Kenntniß des Landes den Nachforschungen der Feinde.

Einige Jahre später gerieth Brady bei der Verfolgung eines Indianerhaufens in die Nähe überlegener Feinde. Vergebens bemühte er sich, ihnen zu entschlüpfen; von Rachedurst angefeuert, hielten sie seine Spur fest und ließen alle seine Gefährten entkommen, um auf ihn allein alle Aufmerksamkeit zu heften. Sie verfolgten ihn wie ein wildes Thier und trieben ihn endlich auf einer sehr großen, von den Krümmungen des gewundenen Flusses (Cuyahoga) gebildeten Halbinsel in die Enge. Ungeachtet die Landzunge mehrere Meilen breit war, ward der Kapitän doch bis an den Rand des Flusses getrieben. In dieser verzweifelten Lage richtete Brady, welcher alle Bewegungen des Flusses kannte, wie ein Bauer die Fußstege zu seiner Hütte, seinen Weg nach einer Stelle, wo das Wasser zwischen zwei Felsenwänden hinläuft, deren Spitzen, einander näher als die Grundflächen, nicht über 20 Fuß von einander abstehen. Das Wasser stürzt sich mit Wuth durch diese Schnelle, während er eine Strecke oberwärts in einem Spiegel von gegen 25 Klaftern Breite fließt. Am Rande des Abgrundes sieht Brady seine Verfolger dicht hinter sich, und da er das Loos kennt, welches ihn erwartet, sammelt er alle seine Kräfte zu einer ungeheuern Anstrengung und setzt in

einem Sprunge auf das andere Ufer hinüber, wo er zwischen Gras und Gesträuch niederfällt. Vergebens schießt der erstaunte Hause ihm nach; er erklettert die Anhöhe vollends, und obgleich leicht am Schenkel verwundet, gewinnt er einen Vorsprung. Bald aber waren die unermüdlichen Feinde ihm wieder auf der Spur, und schon sah er den Augenblick herannahen, wo er in ihrer Gewalt sein würde, als er den glücklichen Einfall hatte, sich in einen kleinen, jetzt nach ihm benannten See zu begeben und bis zu einer hundertjährigen entwurzelten Eiche hinzuschwimmen, deren Zweige ihn verbargen. Die Indianer fanden die Stelle, wo er ins Wasser gestiegen war, und kamen auch einmal der Eiche nahe, aber sie fanden den Versteckten nicht, und Brady, den sie ertrunken glaubten, gelangte endlich ganz erschöpft wieder in seine Wohnung. Die Spalte, wo er übersetzte, wird als Brady's Sprung noch heute gezeigt.

---

41. Das Blutbad im Urwalde. — Schon oft hatte ich mir, wenn ich von den Schatten der Nacht überrascht worden, vorgenommen, nur bei Tage die Wälder (Nordamerikas) zu durchreisen; denn selbst zur Mittagstunde ist der stille, düstere Wald hinreichend traurig und melancholisch, sogar für den eifrigsten Freund der Einsamkeit. Die Straße, welche ich bereiste, war neu für mich, und überhaupt eine neue, denn sie war erst im vorigen Jahre eröffnet worden. Zwei meiner Freunde, die diesen Weg im vergangenen Herbst zu bereisen versucht hatten, waren so gütig gewesen, mich mit einer Reiseskizze zu versehen, welche die Namen der wenigen Ansiedler enthielt, die daselbst anzutreffen, so wie die in Bausch und Bogen berechneten Entfernungen zwischen den respektiven Wohnungen. Bisher nun war es mir gelungen, treu an meinem Plane zu halten, und gerade als die abendlichen Schatten das tiefe Thal zu verhüllen begannen, das am Fuße des wilden und hohen Pachonoberges liegt, näherte ich mich der einsamen Hütte, die auf meiner Reisekarte als der Ort bezeichnet war, wo ich die Nacht zubringen sollte. Obgleich ich noch nie in dieser Gegend gewesen war, so galt mir doch das Blockhaus, welches ich jetzt erblickte, gewissermaßen als alte Bekanntschaft — denn so armselig, einsam und freudlos es zu sein schien, hatte es doch einen Namen in der Geschichte dieses Landstriches erworben. Die hölzernen Wände waren vom Wetter und den Angriffen eines halben Jahrhunderts geschwärzt und morsch, und die darauf bezüglichen Traditionen (Ueberlieferungen) kannte jedes Kind in der fernsten Ansiedlerhütte. Ein gewisser Larner, so erzählt man, hatte sich hier angesiedelt, lange zuvor, ehe eines der Thäler in den südlichen Distrikten des Landes (jetzt voll von Menschen) einen weißen Bewohner zählte. Was den kühnen Mann bewog, sich und seine junge Familie in der Wildniß zu begraben, fern von allen weißhäutigen Menschen, wie die Indianer zu sagen pflegen, ist schwer zu begreifen. Auf seinem Marsche nach diesem abgeschlossenen Kessel war er gewiß durch manches Thal gekommen, das fruchtbaren Boden mit heiterem Klima vereinigte; allein er nahm mit seinem Weibe, nebst vier bis fünf Kindern, und begleitet von einem jüngeren Bruder, Besitz von der höchsten Spitze eines Gebirgsthales und baute daselbst das düstere Haus, welches vor mir lag. Dessen nahe, günstige Lage am Gebirge war vielleicht der Hauptbeweggrund, sich hier anzusiedeln, denn Larner war ein eifriger, kühner Jäger. Auch waren in dieser Nachbarschaft gewiß mehr Wölfe und Panther, als irgend anderswo, und außerdem eine Menge Rothwild, mit großer Mannichfaltigkeit Wildprets kleinerer Gattung. Ihre ganze Zeit widmeten sie jedoch keineswegs der Jagd, denn nach 20jährigem Aufenthalte hatten sie mehre Acker Feld ganz von Bäumen gereinigt und bauten darauf mehr Getreide, als die Familie verzehren konnte.

Um diese Zeit war es, als eines Tages zwei indianische Krieger zu ihnen kamen, welche die Larners benachrichtigten, daß, wenn ihnen an ihrer Sicherheit und Leben gelegen, sie ohne Weiteres die Hütte und Gegend fliehen müßten, die sie so lange bewohnt. Diese Kundschaft, welche mit anscheinend größter Aufrichtigkeit ausgerichtet wurde, ward nicht sehr beachtet. Eines Tages, kurze Zeit nach dem Besuche der beiden Krieger, kehrte der jüngere der Brüder von einer Excursion (Ausfluge) nach den Gebirgen zurück, mit der beunruhigenden Nachricht, daß er unterwegs auf die Spur eines Zuges Indianer gestoßen sei, auch glaubte er aus der Menge von Fußstapfen schließen zu müssen, daß ihre Zahl nicht unbeträchtlich sei. Ferner berichtete er, daß er vom Gipfel eines Hügels sorgfältig die ringsum liegenden Wälder ins Auge gefaßt, aber weder Rauch aus der grünen Blätterdecke emporsteigen gesehen, der ihre Jagdfeuer verkündet, noch auch den ganzen Tag über den Wiederhall ihrer Schüsse vernommen habe. Die Bewohner der Hütte, welche mit der Schlauheit des indianischen Charakters bekannt waren, wurden durch diesen Bericht nicht wenig besorgt, und die einsame Familie beschloß, jede mögliche Vorsicht anzuwenden. Ihre Gewehre bestanden aus drei Büchsen, von denen jeder der Brüder eine nahm, und die dritte der älteste Sohn, ein kräftiger Jüngling von 19 Jahren. Es ward ausgemacht, daß sie während der Nacht Wache halten sollten, indem die Brüder und der Sohn abwechselnd die Runde um das Haus machten; auch löschte man alles Feuer im Hause, noch ehe es dunkel wurde. Als einige Stunden nach Mitternacht gerade

der Vater der Familie die Wache hielt, glaubte er zu bemerken, daß etwas Glänzendes, wie ein Feuerfunke, sich langsam über die kleine Wiese und in der Richtung nach dem Hause zu bewege; als es näher kam, konnte er deutlich einen nackten Indianer unterscheiden. Ueber die Absicht desselben, nämlich das Haus in Brand zu stecken, konnte gar kein Zweifel obwalten, und da durch die versengenden Strahlen der Julisonne Alles ausgedorrt war, konnte ein einziger gut geschleuderter Feuerbrand die ärmliche Hütte in wenigen Minuten der Flammenwuth preisgeben. Eilig schlich Larner ins obere Geschoß; es war ein ängstlicher, kritischer Augenblick. Litt er, daß der Schurke den Feuerbrand warf, so waren sie alle in kurzer Zeit verbrannt, oder ohne Barmherzigkeit von den andern, wahrscheinlich ganz in der Nähe lauernden Henkern ermordet. Schoß er, so erwartete sichere Rache sie alle, und in beiden Fällen drohte der Familie trauriger Untergang. Genug, er schoß, und lange, ehe der Wiederhall in den nahe liegenden Bergen verstummte, hatte der Indianer mit einem ungeheuern Sprunge in die Luft den Todesschrei ausgestoßen. Der Knall der Büchse rief augenblicklich die ganze Familie zusammen, der er natürlich den ganzen Vorfall erzählte. Nun entstanden Zweifel, ob die Indianer unter dem Schutze der noch herrschenden Finsterniß oder mit dem rückkehrenden Tageslicht ihre Angriffe beginnen würden. Das Letztere fand statt, und kaum war der Morgen angebrochen, als sie auch schon nach den verschiedenen Fenstern und Oeffnungen und überallhin zu feuern begannen, wo irgend sie nur die Bewohner zu treffen wähnten. Dieser Plan war jedoch nicht von großer Wirkung. Nur eines der kleineren Kinder erhielt eine Todeswunde, die übrigen kamen fürs Erste unbeschädigt davon. Nun hatte aber der hintere Theil des Hauses keine Oeffnung; und da die Indianer den Plan, auf die Fenster und Oeffnungen zu feuern, nicht erfolgreich fanden, so beschlossen sie, einen Umweg durch den ringsum liegenden Wald zu machen, und von da aus den nicht vertheidigten Theil der Wohnung anzugreifen. Auf diesen Plan waren die Belagerten jedoch gefaßt; denn kaum hatte das Feuern aufgehört, als die Larners sogleich eine solche Bewegung vermutheten. Mit leichter Mühe machten nun die beiden Brüder kleine Oeffnungen in das mit Schindeln bedeckte Dach, und als die Angreifenden aus dem hinter dem Hause gelegenen Walde hervorkamen, wurden die beiden Anführer augenblicklich niedergestreckt. Doch ungeschreckt stürzten die Uebrigen weiter, und ehe noch die beiden Brüder ihre Gewehre wieder laden konnten, stand bereits ein Haufe Wilder unter dem Schutz des Hauses. Aber auch der Sohn war nicht müssig gewesen, und sich mit halber Länge aus dem Eckfenster biegend, war es ihm gelungen, auf die Heranstürmenden zu feuern, von denen einer ins Gras beißen mußte. Doch was half das Alles? Denn augenblicklich konnten die Indianer das Haus in Brand stecken und Alle, die darin waren, lebendig verbrennen. Deßhalb entschlossen sich die Brüder, auf der Stelle mit der ganzen Familie das Haus zu verlassen und in die Wälder zu flüchten. Dieser Plan aber war fast Allen unheilbringend, denn ehe sie noch die kleine lichte Strecke bis zum Walde passirt hatten, waren bereits die beiden Brüder nebst drei Kindern theils getödtet, theils tödtlich verwundet. Den ältesten Sohn hatte sich ein hoher, kräftiger Indianer zum Opfer ersehen, der ihn denn auch unermüdlich verfolgte. Jeder von ihnen war mit einer Büchse bewaffnet, jedoch gönnte sich Keiner so lange Zeit, um zu feuern. Als nun der junge Larner sah, daß der Indianer unaufhaltsam den Vorsprung gewinnen müsse, denn er selbst war durch eine Kugel leicht am Knie verwundet, ersann er eine List, die ihn auch wirklich rettete. Da nämlich mehre von denen, die das Haus umzingelten, von Zeit zu Zeit auf die nach den Wäldern Fliehenden schoßen, so that der junge Larner, als habe eine Kugel ihn getroffen und fiel zwischen die langen Halme. Auch der Indianer, der eine List seines erkorenen Opfers ahnte, legte sich schleunigst platt auf den Boden; da Jener aber ruhig liegen blieb, erhob er sich vorsichtig auf die Knie, um den Ort zu erspähen, wo der junge Larner gestürzt war. Kaum sah dieß der tapfere Jüngling, welcher auf diesen Fall sein Gewehr bereits in Ordnung gebracht hatte, als er auf den Indianer schoß und ihm glücklich den Hirnschädel zerschmetterte. Mit Wiederladen hielt er sich nicht auf, sondern eilte trotz seines schmerzhaften Knies in den nahe vor ihm liegenden Wald. Kaum aber hatte er einen schützenden Baumstamm erreicht, als er sein Gewehr wieder lud, und während dessen zu seiner Beruhigung bemerkte, daß keiner der Indianer ihn verfolge. Mehre derselben waren beschäftigt, seinen Vater, Onkel, einen jüngern Bruder und zwei Schwestern zu skalpiren, während andere die Verfolgung seiner Mutter und ältesten Schwester, denen es gelungen war, den Wald zu erreichen, eifrigst betrieben.

Zwei Nächte lang fuhr er fort, tiefer in den Wald zu flüchten, sich bei Tage in irgend einen hohlen Baumstamm versteckend. Endlich erreichte er ausgehungert und ermüdet ein fernes Ansiedlerdorf am Flusse Delaware, deren Bewohner sich unmittelbar bewaffneten, und mit ihm nach dem grauenvollen Orte aufbrachen, wo man Alle, die ihm so werth und theuer gewesen, geschlachtet hatte. Als man den Plaz erreicht hatte, entdeckte man auch sogleich die Leichen von neun Indianern, der beiden Larners und der Kinder der Familie, mit Ausnahme der ältesten Tochter und der

Frau des einen Larner. Daß die Letzterwähnten von den übrig gebliebenen Indianern mit hinweggeschleppt worden waren, ging offenbar aus dem Umstande hervor, daß ihre Leichen nirgends aufgefunden werden konnten. Noch drei Tage blieben diese Ansiedler, welche dem jungen Larner ihre Hilfe spenden wollten, in der Nähe des blutigen Schauplazes, aber Mutter und Tochter kehrten nicht wieder. Von dieser Zeit an blieb Haus und Plaz mehre Jahre verödet; allein, nachdem der junge Larner geheiratet, nahmen er und sein Weib wieder Besitz von der einsamen blutbefleckten Wohnung. Die Stämme der Indianer hatten sich weit weggezogen bis in die Nähe der Seen Seneca und Ciaaga, so daß von diesen wilden, barbarischen Nachbarn so leicht keine Gefahr zu befürchten war.

Jahre verflossen und brachten mit sich eine neue Generation dieser Familie; aber über 20 Jahre vergingen ohne irgend eine Spur der vermißten weiblichen Mitglieder. Um diese Zeit ließen sich einige Ansiedler aus dem Theile des Landes, den die Larners ursprünglich bewohnten, in der Nähe der obengenannten Seen nieder, wo sie in Frieden und Eintracht mit ihren Nachbarn, den Indianern, lebten, und von diesen erfuhren sie denn auch das Schicksal der vermißten Mutter und Tochter. Sie sagten aus, Jene seien verfolgt und im Walde bald gefangen genommen worden, und obgleich sie nicht anders vorwärts gingen, als wenn man sie mit Gewalt weiter schleppte, so legte man auf diese Art doch zwei Tagreisen zurück. Allein man fand diese Weise so unbequem, daß, als die Indianer die Höhlen im Moosegebirge erreichten, Rath gepflogen wurde über ihre Gefangenen, und ihr Tod beschlossen ward. Sie wurden dem barbarischen Gebrauch zufolge mit dem Tomahawk getödtet, und an der Stelle, wo dieß geschehen, müßten auch noch ihre Skelete zu finden sein. Diese Nachricht ward einige Zeit später dem allein überlebenden Sohne und Bruder überbracht, der, die erste Gelegenheit benutzend, in Begleitung von drei Freunden sich nach dem Moosegebirge aufmachte, die den weißen Männern bisher durchaus unbekannten Höhlen durchsuchte, und die beiden Skelete auch wirklich fand — ganz in der Lage und Stellung, in welcher sie der Tomahawk ihrer Mörder niedergeschmettert hatte. Diese Skelete schaffte man nun mit Sorgfalt und Mühe nach der Wohnung des Sohnes, der sie in dasselbe Grab legte, wo die modernden Gebeine der dahingeschiedenen Lieben der Verwesung entgegengingen. Zu der Zeit, wo ich die einsame Wohnung besuchte, war der Sohn, welcher dem Familienblutbad entronnen war, noch immer der Besitzer derselben. Freilich war er jetzt ein silberhaariger Greis, aber noch immer nahm er zuweilen das Gewehr zur Hand, um in den Wäldern zu jagen. Auch er war Vater einer Familie von Söhnen und Töchtern, die nun alle herangewachsen und bis auf ein Mitglied verheiratet und angesiedelt waren, eins oder zwei in seinem eigenen Distrikt, während die andern sich nach dem fernen Westen hingezogen hatten. Dem Alten selbst wird hohe Verehrung gezollt, und wohl kaum kehrt ein einsamer Wanderer in seine Hütte ein, dem er nicht das traurige Schicksal seiner Familie erzählt.

---

42. Zauber der Schönheit. — Lancelot von Letorières war ein armer Edelmann, der in der Welt nichts als einen Rock und einen Gott besaß, und dem doch, weil er charmant war, bald alle Annehmlichkeiten des Lebens in reichster Fülle zu Gebot standen. Sein Onkel, der Abbé Vighon, hatte ihm in dem Kollegium du Plessis eine Freistelle verschafft, allein er fand bald, daß die Schulstunden zu lang und die Erholungsstunden zu kurz waren, und verließ daher, ohne ein Wort zu sagen, die Schule. Nun war die Straße seine Heimat und ein elender Hausboden sein einziges Obdach; wenn ihn hungerte oder fror, so ging er spazieren, um sich zu zerstreuen und war dabei der glücklichste Junge in der ganzen Welt. Seine Freunde la Poupelinière und Boulainvilliers erzählten oft, daß er einst an einem Wintertage vor dem strömenden Regen in einem Thorwege Schutz suchte. Ein Fiaker fuhr vorbei, der Kutscher erblickte ihn und hielt still. »Soll ich Sie nicht, mein Herr, nach der andern Seite der Gosse hinüberfahren?« fragte er. »Nein,« antwortete Lancelot ziemlich traurig, »ich habe meine Ursachen, dieß Anerbieten nicht anzunehmen.« — »Sagen Sie mir nur, wenn ich Sie weiter fahren soll, ich will Sie hinbringen, wohin Sie wollen.« — »Ich wollte in den Gallerien des Justizpalastes spazieren gehen; allein ich will erst den Regen abwarten.« — »Warum das?« »Weil ich kein Geld habe, und nun laßt mich in Ruhe.« — »Man soll nicht sagen, mein Herr,« rief der Kutscher, indem er vom Bocke sprang und den Schlag des Wagens öffnete, »daß ich einen so hübschen jungen Herrn hier in dem schlechten Wetter habe stehen und sich erkälten lassen, um 24 Sous willen; mein Weg führt mich vor dem Justizpalast vorbei, und ich werde Sie vor der Thür des Speisehauses zum heiligen Petrus absetzen.« Vor der Thür dieses berühmten Speisehauses hielt er still, nahm ehrerbietig den Hut ab, als er den Schlag öffnete, und bat den Jüngling, einen Louisd'or anzunehmen. — »Sie werden da drinnen,« sagte er ihm, »andere junge Herren finden, mit denen Sie vielleicht gern eine kleine Partie machen möchten; mein Fiaker hat die Nummer 144, und Sie können mich aufsuchen und mir das Geld wiedergeben, wenn es Ihnen beliebt.« Dieser Lohnkutscher hieß Sicard; er war ein sehr ehrlicher Mann, und wurde später auf Herrn v. Letorières Empfehlung

Kutscher bei der Prinzessin Adelaide von Frankreich. Wenn man ihn wegen seines Betragens gegen Herrn v. Letorières rühmte, antwortete er immer: Jeder Andere würde für einen so allerliebsten jungen Herrn dasselbe gethan haben; er habe ja ganz wie ein Engel ausgesehen.

Ein andermal war die Frau seines Schneiders ungeduldig geworden, weil er ihrem Manne schon lange 400 Franken schuldig war und schalt mit diesen, daß er so schwach und so nachsichtig gegen den Herrn »Charmant« sei, denn diesen Spottnamen hatte man ihn im Hause des Schneiders gegeben. — »Du hast nie den Muth, ihm Haare auf den Zähnen zu zeigen,« sagte sie; »ich will aber selbst mit der Rechnung zu ihm gehen, und dann soll er sehen, daß ich mich nicht so mit schönen Redensarten abspeisen lasse; er soll blechen, oder — ich mache mir nichts aus seiner Schönheit, Geld will, Geld muß ich haben!» Als sie wieder nach Hause kam, fragte ihr Mann, was sie denn von dem Herrn Charmant bekommen habe. — »Ach, laß mich zufrieden, antwortete sie — er spielte gerade Guitarre, als ich zu ihm kam, und sang dazu, und das kleidete ihn so allerliebst, daß ich es nicht über das Herz bringen konnte, ihn zu quälen.« »Und wo ist denn das Geld, das Du bei Herrn St. Clair abholen wolltest?« — »Lieber Freund, das mußt Du doch noch mit auf seine Rechnung setzen; es sind dann statt 20 Louisd'or 29. — Er sah so melancholisch aus, daß ich selbst nicht weiß, wie es kam, allein ich habe sie, gegen seinen Willen, auf seinem Tische liegen lassen.«

Herr v. Letorières reichte, sobald er 20 Jahre alt geworden war, seinen Stammbaum ein, um von Herrn Cherin ein Zeugniß zu erhalten, daß er courfähig (hoffähig) sei, und ging von ihm weg, in dem Garten von Versailles spazieren, wo er von dem König bemerkt wurde und ihm auffiel. Einige von den Hofleuten erkundigten sich nach dem schönen jungen Mann, und der König fragte seinen Rath Cherin: »Aus welcher Familie ist der junge Edelmann, der sich Herr von Letorières nennt?« Der Rath antwortete, daß er kaum courfähig sein werde, weil — »Er ist charmant,« unterbrach ihn der König, »und ich erlaube, daß er mir als Vicomte vorgestellt wird.« Von diesem Augenblick an, sah man den Herrn Vicomte von Letorières viel bei Hofe. Die Feen, die ihn bei seiner Geburt begabt hatten, bewährten fortdauernd die Macht ihres Zaubers. Hatte er einen Prozeß, so gewann er ihn; wurde er vor das Tribunal des Ehrengerichts geladen, so wurden seine Gegner entschieden jedesmal dazu verurtheilt, ihm Abbitte zu leisten, und man schrieb dieß allgemein der Anmuth und dem Anstand zu, mit dem er vor den Herren Marschällen erschien und sich vertheidigte. »Er gleicht der Schlange des irdischen Paradieses,« sagte Herr v. Beaumont, der Erzbischof von Paris von ihm, »und wenn er je vor unserem geistlichen Gericht erscheinen müßte, so würde ich ihn in eine Kutte mit einer Kapuze über den Kopf verhüllen lassen, denn wenn man ihn sieht, hat er immer schon im Voraus gewonnenes Spiel.« Er flößte allgemein ein solches Wohlwollen und eine solche Theilnahme ein, daß das Publikum zuweilen auf den Einfall gerieth, ihm bei seinem Erscheinen im Schauspielhause zu applaudiren. Ich habe dieß selbst im Jahre 1772 in einem Konzerte mit erlebt; er war damals gerade von einer tüchtigen Wunde geheilt, die er in einem Zweikampf mit dem Grafen von Melün erhalten hatte, und als er das Klatschen vernahm, stand er auf, trat an den Rand seiner Loge vor und sah sich erstaunt im ganzen Saale um, wem es gelte, als ob es ihm gar nicht einfalle zu glauben, daß man ihn gleich einem königlichen Prinzen oder einem berühmten Dichter so empfangen könne. Man fand dieß Benehmen, so wie Alles was er that, vortrefflich und rühmte es als einen Beweis des feinsten Taktes. Seine Augen hatten einen ganz eigenen feuchten Glanz und strahlten tausendmal heller als alle seine Diamanten, und ich muß gestehen, daß ich nie etwas Schöneres gesehen habe, als ihn an diesem Abend. Man liest in mehren Denkwürdigkeiten aus jener Zeit, daß dieser liebreizende Mann an den Blattern gestorben sei.

(Denkwürdigk. d. Marquise v. Crequy.)

43. Ein geistreicher Narr. — Einer der sonderbarsten Menschen, eines jener halb gutmüthigen, halb böswilligen Individuen, die durch ihre närrischen Eigenthümlichkeiten sich auszeichnen, und die man gewöhnlich »Originale« nennt, war der vor Kurzem in seinem Schlosse Villiers sur Arge verstorbene Grimond de la Reyniere, Verfasser des bekannten »Almanach des Gourmands« (Almanach der Gutschmecker). Von der Natur mehr als stiefmütterlich ausgestattet, war nichts zurückstoßender als sein Aeußeres, besonders für die, welche ihn erst seit seinem beginnenden Alter kennen gelernt. Er hatte die unförmlichsten Klumpfüße, welche man sich denken kann. Seine linke Hand bestand aus einer Art Kralle, mit langen, gekrümmten Nägeln besetzt. Die rechte Hand war ebenfalls stark gebogen und mit starken Nägeln versehen, doch jedenfalls besser ausgebildet, als die andere. Sie hatte in der Mitte einen ziemlich tiefen Einschnitt, worin er die Feder legte, mit der er jedoch mehr kritzelte als Buchstaben zu Stande brachte. Seine Nase war sehr groß, scharf hervorspringend und hatte genau das Ansehen eines Papageienschnabels. Ueberhaupt war Alles in seiner Person eben so seltsam als auffallend und widerlich. Hinsichts des Verstandes konnte jedoch Niemand

lebhafter, heiterer, spaßhafter und geistreicher sein als gerade dieser körperlich so unförmlich gebildete Mann. Seine Unterhaltung war höchst angenehm und belustigend, nicht selten aber äußerst satyrisch. Er hatte Alles gesehen, Alles gelesen, von Allem sein nota bene genommen. Ueber Menschen und Dinge sprach er sich mit der richtig treffenden Zuversicht aus, die tiefes Nachdenken, genaues Studium, Weltkenntniß und Umsicht, verbunden mit einem von Natur zur sorgfältigsten Beobachtung und Erörterung geneigten Geiste geltend zu machen vermögen.

Während den 15 letzten Jahren seines Lebens wohnte Grimond in seinem kleinen Schlosse, wo er 9 Monate hintereinander für Jedermann unzugänglich und unsichtbar blieb, selbst für seine Bedienten, die ihm Speise und Trank auf einer Drehscheibe, wie man sich derselben in Klöstern bedient, zukommen lassen mußten. Verlangte er etwas, so schrieb er seine Befehle auf ein Blatt. Die Antwort mußte ihm ebenfalls schriftlich ertheilt werden. Seine Neigung zur Kochkunst und das Vergnügen, welches sie ihm gewährte, artete bei ihm beinahe in Wahnsinn aus. Manchmal kochte er vom Morgen bis zum Abend, ersann neue Gerichte und bereitete sie selbst. Ein Saal und ein Nebenzimmer war von ihm in einen Gewürzladen verwandelt worden, worin er selbst verkaufte und seinen Kunden für 6 Liards (2 Kreuzer) Pfeffer oder Zimmt zuwog. Er verkaufte auch gedruckten Kattun und maß ihn den Leuten vor. Derselbe Mann, der in einem solchen Falle nicht einen Heller von seinem voraus festgestellten Preise sich hätte abmarkten lassen, warf bei andern Gelegenheiten mit vollen Händen Geld um sich und machte seiner Pfarrkirche silberne Geräthe und andere Gegenstände von großem Werthe zum Geschenk. Wir haben schon gesagt, daß er viele Jahre hindurch 9 Monate sich verborgen hielt und Niemand zu sich ließ. Die drei übrigen Monate hielt er fast immer offene Tafel und lud, gleich dem Reichen im Evangelium, Krethi und Plethi, untermischt mit sehr anständigen Leuten, zu seinen Mahlzeiten ein. Nicht selten hielt er indeß die Eingangsthüren seines Hauses verschlossen, weßhalb die Gäste auf Leitern über die Mauern steigen oder durch ein unter derselben angebrachtes Loch schlüpfen und zu den Fenstern hereinklettern mußten, oder die Einladung bestimmte die Mahlzeitstunde um halb sieben Uhr, und um die Eßlust seiner Gäste recht zu schärfen, ließ er sie bis halb 10 Uhr warten. Das Mittags- oder vielmehr das Abendessen wurde Schüssel um Schüssel aufgetragen, nach den von ihm selbst geltend gemachten Regeln der Feinschmeckerkunst. Es dauerte bis um Mitternacht. Nichts Komischeres, Geistvolleres und Närrischeres als was Grimond unter solchen Umständen in Rede stellte und vorzubringen wußte, vorzüglich wenn er sich einer Gesellschaft gegenüber befand, die seine satyrischen Witze zu begreifen im Stande war. Die auserlesensten Weine, der beste Champagner und Bordeaux-Lafitte floßen stromweis, vermischt mit den feinsten Anspielungen, den glücklichsten Calembours und den heitersten Geistesspielen.

Indeß ließ es der Wirth seinen Gästen am kritischen Augenblicke dennoch nicht fehlen. Sein Schloß lag vereinzelt und war mehr oder weniger von den Wohnstätten der Eingeladenen entfernt. Da nun das Mittagessen bis tief in die Nacht gedauert, konnten nur die, welche in ihren Kutschen gekommen waren, daran denken, sich nach Hause zu begeben. Die andern mußten sich darein schicken, auf Matratzen, die man in einem großen Saale ausgebreitet, die Ruhe zu suchen, ohne sie finden zu können. Grimond hatte nämlich unter dem Getäfel in fast allen seinen Wohnzimmern verborgene Oeffnungen anbringen und die Fußboden und Decken mit Fallthüren und andern Vorkehrungen versehen lassen, wodurch er seinen Gästen mehr als einen Possen spielen konnte. In einigen Alkoven standen die Bettstellen auf einem Räderwerk, wodurch man sie willkürlich zu erheben, schräg oder gar aufrecht zu stellen und plötzlich wieder zu senken vermochte. Andere konnten, durch dasselbe Mittel, aus einem Gemache in ein anderes versetzt werden, und bei seinem Erwachen fand man sich, statt in seinem Schlafzimmer, im Saal, oder an einem andern Orte, den man zu seiner Ruhestätte freiwillig nicht gewählt haben würde. Es geschah nicht selten, zur größten Belustigung der Anwesenden, daß eine alte Dame in Gesellschaft eines Dragoneroffiziers sich befand, oder daß sie wenigstens mit einem Stück seines Anzuges bekleidet am Morgen in der Gesellschaft erschien. Oft auch hatten die im Schlosse Villiers Uebernachtenden entsetzliche Erscheinungen, bestehend in Ungeheuern jeder Art, oder sie wurden, durch unter ihrem Lager hinweggeleitete Ketten, von elektrischen Schlägen getroffen, hörten furchtbare Stimmen, die durch neben ihnen aus der Wand hervorbrechende Sprachröhre hart an ihrem Ohr erschallten und waren noch vielen andern Unannehmlichkeiten ausgesetzt, wovon die der Schallleiter, durch die Grimond Alles deutlich vernahm, was von seinen Gästen in ihren Schlafzimmern gesprochen wurde, nicht die geringfügigsten oder ungefährlichsten waren.

---

44. Doppelte Rettung. — In dem sogenannten Kapuzinerbade in Paris soll letzthin der Zufall auf merkwürdige Art gespielt haben. Ein junger Mann, der unlängst aus Amerika angekommen, dem aber in Paris kein Versuch, sein Glück zu machen, gelungen ist, war in die tiefste Entmuthigung verfallen; ohne Eltern, ohne Freunde, ohne Gönner, fast ohne einen

Erwerbszweig, der nur das tägliche Brot gibt, und an dem Punkte angekommen, wo man dem Hungertode nahe ist, verkauft er seine Uhr und entschließt sich, nur noch einen Tag zu leben; aber dieser Tag soll noch ein glücklicher sein, er will alle Genüsse in demselben zusammendrängen, die ihm fehlten, so lange er lebte. Er überzählt sein Geld und findet es hinreichend, einen Spaziergang zu machen, eine gute Mahlzeit zu halten, in die Oper zu gehen und an der geliebten Musik sich zu erfreuen und dann durch den Dolch oder im Wasser zu sterben, je nachdem er durch die Musik gestimmt werden würde. Nachdem dieser Plan entworfen ist, drängt er jeden unangenehmen Gedanken von sich und nimmt sich vor, noch ein Stück von dem Leben zu genießen, ehe er dasselbe verlasse. Zuerst in das Bad, aber in ein Bad mit allen Genüssen, wie sie das Kapuzinerbad gewährt. »Die Luft ist freilich mild und lau,« dachte er bei sich, als er in der Badeanstalt angekommen war, — — — »aber es hilft nichts, ich muß doch sterben.« Dieser traurige Gedanke wird indeß durch ein Geräusch in seiner Nähe unterbrochen; ein alter Mann war auf den Marmorstufen ausgeglitten und gefallen, und hatte sich dabei den Fuß so sehr verrenkt, daß er nicht wieder aufstehen konnte. Der junge Mann fühlte sogleich, daß er noch eine gute That verrichten könne, ehe er sterbe; er eilt also zum Beistande des Unbekannten hinzu, beeilt sich, denselben nach Hause zu begleiten, und liest, indem er ihm verschiedene Kleinigkeiten, die ihm aus der Tasche gefallen, wieder hineinsteckt, mit Verwunderung seinen eigenen Namen auf einer Visitenkarte. Sollte der Mann vielleicht ein Verwandter sein, den die Vorsehung ihm sende, um ihn am Leben zu erhalten? Seine Familie stammte aus Paris, und es wäre wohl möglich, daß ein Glied derselben dem Verbannten in der neuen Welt unbekannt geblieben. Die ersten Worte, welche die beiden Fremden mit einander in der Wohnung des Alten sprachen, bestätigten diese Hoffnung; es war ein unverheirateter, edelgesinnter und reicher Oheim, der auf diese Weise seinen einzigen Neffen fand; der Eine war erfreut, noch zu leben, und der Andere entzückt, nicht sterben zu müssen, und Beide segneten ihren Gang ins Bad.

---

45. Ein vornehmer Bettler. — Es gibt in diesem Augenblick in London, am Strand (sagen die englischen Zeitungen), einen Bettler vom Stande, der ganz auf dieselbe Weise sich um ein Geschenk bewirbt, wie andere ein solches zu machen pflegen. Gibt man ihm ein Stück Scheidemünze, so greift er ein wenig an den Hut. Bei einem halben Schilling schwebt ein beschützendes Lächeln um seine Lippen, bei einem ganzen Schilling grüßt er freundlich mit der Hand und bei einer halben Krone oder mehr macht er eine höchst anständige Verbeugung, während er die ihm zugeworfene Kupfermünze entweder sogleich verächtlich fallen läßt, oder sie dem ersten besten zerlumpten Bettler gibt, der ihm in den Weg kommt. Er ist immer sehr sorgfältig und mit Geschmack gekleidet, im feinsten Tuch und mit der weißesten Wäsche. Letzthin, als unerwartet Regenwetter eintrat, brachte ihm ein recht hübsches junges Dienstmädchen nach der Stelle, wo er sich gewöhnlich aufzuhalten pflegt, einen großen, fast ganz neuen seidenen Regenschirm, den der Mann majestätisch aufspannte, um sich mit gemessenen Schritten zu einer Mahlzeit zu begeben, die wahrscheinlich besser war, als die vieler von Denen, die er um Almosen angesprochen und von denen er solche empfangen. Man versichert, daß er von dem Ertrage seiner Gewerbthätigkeit ein hübsches Landhaus in der Nähe von London gekauft. — Vor länger als 20 Jahren gab es auch in Paris auf dem Boulevard Montmartre einen Bettler dieser Art, der bei seinem Tode ein bares Vermögen von mehr als 100,000 Fr. hinterlassen hat.

---

46. Omnia mea mecum porto. — Der Almackklub zu London ist das Stelldichein der vornehmen Welt. Von einem Ausschuß von sieben Damen wird zu Anfang jedes Jahres die unwiderrufliche Liste derjenigen Männer entworfen, denen der Zutritt im Klubb zu gestatten ist. Den Erstgebornen großer und reicher Familien wird auf dieser Liste gewöhnlich der erste Rang eingeräumt. Aber insofern nicht überwiegende Beweggründe sich geltend machen, werden alle die, welche im Laufe des verflossenen Jahres sich nicht verheiratet haben, ohne Erbarmen für das nächste ausgeschlossen. Unter den Opfern der in Rede stehenden weiblichen Gerechtigkeitspflege befindet sich auch ein etwa 27jähriger Lord Bl****, der aus Scham und Unwillen über den ihm widerfahrenen Schimpf über Hals und Kopf seine vaterländische Insel verlassen. Er befindet sich jezt in Paris, wo er sich durch die höchst eigenthümliche Sonderbarkeit seines Benehmens auszeichnet. Wir wollen nur einen Zug desselben mittheilen, der nicht zu den am wenigsten auffallenden und pikanten gehört. Nach langem vergeblichen Suchen nach einer Wohnung in einem Gasthofe oder Privathause, wo er alle die Bequemlichkeiten verlangte, welche er in seiner reichen und glänzenden Behausung zu London gelassen, wollte er endlich kein anderes Obdach mehr haben, als seine Kutsche. Er ließ sich zu diesem Zwecke eine solche einrichten, die sehr geräumig ist und die ihm gleichzeitig als Schlaf-, Arbeits- und Speisezimmer, wie als Empfangsaal dient. Seine Kutsche enthält sein Alles, und als neuer Bias darf er wohl sagen: »Alles rollt mit mir.« Es hat in Paris nie einen unermüdlichern Nachforscher gegeben, als Lord Bl****. Die große Hauptstadt wird von ihm vom Morgen bis zum Abend in allen Richtungen durchstreift. Er beobachtet jeden Gegenstand aufs genaueste und verweilt mit seiner Kutsche tagelang vor verschiedenen Gebäuden, um sie abzuzeichnen. Es würde zu lang sein, alle die Vortheile anzuführen, welche eine solche Lebensweise ihm verschafft, wie die qui pro quo, welche sie nach sich zieht. Die meisten Klagen der Bewohner einer großen Stadt, über die große Entfernung von ihrer Wohnung, die Mühe dahin zu gelangen, die Zeitversäumniß, welche ihr Hin- und Hergehen oder Fahren nothwendigerweise nach sich zieht, wie über belästigende Besuche rc. haben für ihn keinen Sinn. Wo er sich auch befinden mag, ist die Distanz zwischen der Speise- und Kaffehwirthschaft und seinem Hause nur die bis zu seiner Kutsche. Der so oft wiederholte Wunsch: »Wie gern möchte ich in meinem Bette sein,« wird von ihm eben so schnell befriedigt als ausgesprochen. Man kann sich das Erstaunen seiner Landsleute und Bekannten denken, die von seiner Einkehr im Hotel Meurice unterrichtet,

dort nach ihm fragen und die Antwort erhalten: Er durchirre seit zwei oder drei Monaten Paris und die Umgegend in einer dunkelgrünen Kutsche, welche die Nummer 2005 trage, und es lasse sich unmöglich bestimmen, wo er anzutreffen sei, indem er, ein neuer Ueberall und Nirgends, mit seinem Wagen bald die Nacht im Freien, bald unter irgend einem Schoppen oder in einer Remise zubringe, und heute hier, morgen dort sei. Letzthin klopfte sein Kammerdiener, der gewöhnlich hinter der Kutsche in einem ziemlich bequemen Behälter kampirt, ziemlich früh an die Thür eines Notars. »Mein Herr möchte sich gern bei Ihnen über einige Rechtspunkte Raths erholen,« sagte er. »Ich lasse ihn bitten, sich zu mir zu bemühen,« entgegnete der Andere. »Entschuldigen Sie,« fuhr der Diener fort, »mein Herr ist noch in seinem Bette vor Ihrer Hausthür.« Man kann sich denken, welch Erstaunen eine solche Erklärung veranlassen mußte.

(Maltens neueste Weltkunde.)

---

47. Fanatische Ausdauer. — Mistriß Postans erzählt in ihren Skizzen aus Cutsch folgendes merkwürdige Beispiel: »Ein jetzt in Bombai befindlicher Fanatiker nahm einen kleinen Zweig von einem Tulsibaume, pflanzte ihn in einen Topf, stellte diesen auf seine Hand und hielt ihn über den Kopf. In dieser Stellung blieb er 5 Jahre. Der Tulsizweig ist zu einer schönen Staude herangewachsen, die Muskeln des Armes sind steif und straff geworden, die Nägel sind herausgewachsen und krümmen sich spiralähnlich nach unten, der Fanatiker aber schläft, ißt, trinkt, und scheint über dem öffentlichen Beifall seine Stellung und das Schmerzliche derselben ganz vergessen zu haben.» (Ausland, Dezember 1838.)

---

48. Ein Türke hatte einen Tscherkessenhäuptling aus dem östlichen Kaukasus in die Gewalt des russischen Oberanführers gebracht. Der Tscherkesse, der ein ausgezeichneter Krieger war und dem Feinde vielen Schaden zugefügt hatte, wurde von den Russen erschossen. Der Türke flüchtete sich mit dem Prämienertrag seiner Verrätherei nach Konstantinopel, wo er, um sicherer zu sein, Namen und Wohnung wechselte. Nach einigen Monaten jedoch fand man eines Morgens die Leiche des Mannes und die Leichen seiner Familie, furchtbar verstümmelt, auf der Gasse liegen. Niemand wußte, wer den Mord begangen, Niemand, wie und wohin der Mörder entkommen sein könne. Doch der tscherkessische Dolch, der in der Kehle des Verräthers steckte, zeigte deutlich, daß ein Rächer aus dem Kaukasus das Blutbad angerichtet habe. (So erzählt Edmund Spencer in seinen »Travels in the western Caucasus.«)

---

49. Ein reicher Ruderer. — Mit Verschwendung sich hineinrudern, ist keine Kunst, sich aber durch Oekonomie 100,000 Pfd. Sterl. (d. i. 941,000 fl. C. M.) herausrudern, ist das schönste Loblied des Sparsystems. Ein solches Sümmchen hat der kürzlich in London verstorbene Ruderer der Königin, F. F. Hay, seinem Sohne hinterlassen. Unter drei Regierungen hatte der Mann gedient, und König Georg III., Georg IV. und den König Wilhelm häufig gerudert, ein Geschäft, das mehr Ehrensache als einträglich ist.

---

50. Karategin. — Als den größten lebenden Schauspieler Rußlands nennt man Karategin in St. Petersburg. Ein trefflicher deutscher Schauspieler, der seine Kunst versteht, behauptet, daß Karategin in Europa nicht seines Gleichen habe; seine Stimme besitze eine wahrhaft immense, niederdonnernde und haarsträubende Gewalt. Karategin war ehemals Oberst und trat aus innerer Neigung zur Bühne über. Seine Gage beläuft sich auf 15,000 Thaler, aber er hat außerdem noch Mühewaltungen am Theater, die ihm reichlich bezahlt werden. Man sieht, daß Karategin in jeder Rücksicht außer alle Concurrenz tritt. Er ist auch Schriftsteller und bearbeitet nationale Stoffe.

---

51. Die englische Staatslotterie wurde gezogen, in welcher das große Loos jetzt 100,000 Pfd. Sterl. beträgt. Alle Loose kamen heraus. Es waren nur noch zwei in der Ziehung; auf eines mußte der Hauptgewinnst, auf das andere eine Niete fallen, da rief ein Engländer den Ziehenden »Halt!« Er erklärte, daß eines von den beiden Loosen das seinige sei, und bat um Benennung des Inhabers des zweiten, noch nicht gezogenen Looses, um diesem vorzuschlagen, daß sie die Ziehung aufheben und den Hauptgewinnst theilen wollten. Die anwesenden Haupt-Collekteurs schlugen in ihren Listen nach. Der Eigenthümer des andern Looses war der Bankier *** in W. Der Engländer bat die Lotterie-Direktion, mit der Ziehung dieser beiden Loose so lange Anstand zu nehmen, bis er dem Bankier seinen Vorschlag gemacht habe. Man willigte in dieses Gesuch. Der Brite eilte nach W. und legte seinen Theilungsplan dem Bankier vor. Dieser hörte den Vorschlag ruhig an, bedauerte den Engländer, daß er sich inkommodirt habe und äußerte, daß dem Garg der Lotterie sich in den Weg stellen, eben so viel heiße, als dem Glücke vorgreifen. Er stellte eine gerichtliche Erklärung aus, daß er auf der regelmäßigen Fortsetzung der Ziehung beharre und schickte damit den Engländer nach Hause. Die Lotterie wurde gezogen, und das Loos fiel auf den Bankier. Der Engländer hatte nicht nur 50,000 Pfund verloren und die Reisekosten eingebüßt, er mußte auch dem Bankier die Verzugszinsen vom Tage der eigentlichen Ziehung an vergüten. Wer auch diese Geschichte erfuhr, Jeder wünschte das große Loos dem Engländer, und doch legte das Schicksal diese bedeutende Summe Glücksgut in die Hände des Gewinnsüchtigen, des Mannes, der dem Andern nichts gönnte, der die Billigkeit vergaß und auf dem Rechte beharrte, dem armen Briten auch noch die Verzugszinsen abzupressen. — Wahrhaftig, es wird dem armen Sterblichen oft schwer, das Schicksal gerecht zu nennen!

Randglossen — Anekdoten — drollige Antworten — Rhapsodien — Kuriositäten.

52. Wahrheit. — In einer heitern Gegend von Süddeutschland hatte Jemand den Einfall, eine Zeitschrift zu gründen, welche einzig und allein der Wahrheit leben und sterben sollte. Es kam aber nicht dahin, daß die bizarre Idee mit ihrem Stachelgewande Eingang im bürgerlichen Leben finden und sich festsetzen konnte. Indem es darauf angelegt war, uns ein wahres Wort zu sagen, hielt schon die Zusage nicht Wort. Aber nicht die Wahrheit, in deren Besitz der Mensch zu sein glaube, macht den Werth des Menschen, sondern die aufrichtige Mühe, zur Wahrheit zu gelangen. Und hielte Gott in seiner Rechten die Wahrheit, in seiner Linken das aufrichtige, wenn schon hintergangene Streben nach Wahrheit und spräche: »Wähle!« demüthig würd' ich ihm in die Linke fallen und rufen: »Vater, gib! die reine Wahrheit ist ja nur für Dich!«

53. Zu Kaltenherberg, einer isolirten Poststation auf der Südseite des an der großen Landstraße, 6 Stunden von Basel, liegenden, durch hitzige Gefechte zwischen Erzherzog Karl und Moreau bekannten Schliengener Berges hielt ein Bauer mit zwei Oechslein, die an einen schwerbeladenen Wagen gespannt waren. Er glaubte nicht, daß sie im Stande sein würden, die Last über den steilen, hohen Berg zu ziehen und suchte Vorspann. »Einstweilen,« dachte er, »mögen meine Oechslein ruhen und Kräfte sammeln.« Dergleichen Dinge gehen aber gewöhnlich nicht sehr schnell, man frägt, unterredet sich, marktet, — und was die Hauptsache ist, man trinkt einen Schoppen Wein und allenfalls auch mehr. So auch damals. Endlich war Alles besorgt und ausgemacht, der Bauer trat aus dem Hause auf die Straße, sah nach seinen Oechslein und fand sie nicht. Die Spur verfolgend, lief er bergan — und immer bergan — stets weiter und weiter, und fand immer keine Oechslein. Sie können doch mit ihrer schweren Last nicht auf- und davon gegangen sein, dachte er, und lief endlich bis auf die Höhe des Berges — siehe, da standen die Oechslein, ruhig und still, als warteten sie sein und wollten einstweilen nur die schöne Aussicht genießen. Während ihr Herr und Meister geschwatzt, gezaudert und getrunken, hatten sie sich zum Zeitvertreib in Bewegung gesetzt und langsamen, aber ununterbrochenen Schrittes ein Werk vollbracht, das man ihnen weder zugetraut, noch zugemuthet hatte. Was hier Ochsen thaten, scheint mir für Menschen sehr lehrreich zu sein.

54. Furcht vor dem Tode. — Die Alten sagten nicht einmal gern: »er ist gestorben,« sondern bloß, »es ist ihm etwas Menschliches widerfahren.« Die Todesfurcht ist gesunden Menschen natürlich, selbst Thiere scheuen das Todte, und nur die Hundetreue macht zuweilen eine Ausnahme. Menschen, die man übrigens groß nennt, hatten oft eine ausgezeichnete Furcht vor dem Tode, vielleicht Beweis zugleich ihres Glückes und ihrer Thätigkeit. Katharina II. reiste während der Hoftrauer auf ihre Lustschlösser; Fürst Kaunitz, der große Staatsmann, vertrug sich schlecht mit den Geschäften des Todes. In seinem Hause starben Personen, ohne daß er ein Wort davon erfahren durfte. Als Kaiser Leopold gestorben war, getraute sich Niemand, ihm dessen Tod zu melden. Ein geheimer Rath kam endlich mit Papieren zum Unterschreiben, und sagte dabei weiter nichts, als: »der Kaiser unterschreibt nicht mehr.« — Kaunitz unterschrieb und sagte kein Wort.

(Theatztg.)

55. Die Form, auch die scheinbar unbedeutendste, wirkt oft unglaublich auf die Sache. Ich kenne einen Amtmann, der mit einem wohlweisen Magistrate seines Städtchens viel zu thun hat. Will er, daß eine Proposition keine großen Schwierigkeiten finde, so bestellt er eine Sitzung ohne Mäntel, will er hingegen eine ponderose Deliberation, Bedenklichkeiten, Anstände, so läßt er die Herren Senatoren gravitätisch in Mänteln erscheinen.

In Edenkoben, jenseits Rheins, saß ich in dem vordern größern Wirthszimmer, und die Thüre in ein zweites, wo die Notabeln des Ortes einzutreten pflegten, stand offen. Hier sagt man »gute Obed,« und dort drin »guten Abend,« bemerkte mir ein lustiger Kamerad im Zwillichkittel, indem er auf die Herrenstube deutete.

56. Hühneraugen, ein Beweis der Freiheit. — Bei einem Besuch des vorigen Königs von England, damals noch Prinz Wilhelm Heinrich, auf der westindischen Insel Insel Antigua, traf die Miliz Vorbereitungen, um Sr. königlichen Hoheit zu zeigen, mit wie wenigen Fehlern sie auf preußische Weise zu exerziren wüßte. Den Morgen stellten sich die Truppen zur Musterung in Drill-Pantalons und scharlachrothen Jacken, deren bloßer Anblick in diesem heißen Klima schon ein Scharlachfieber erzeugen könnte, ganz gewaffnet und gerüstet, um zu der für den Abend bestimmten Revue vollends einexercirt zu werden. Während die Linie sich bildete, hörte mein Vater den Sergeanten des schwarzen Regiments den Befehl geben, der seit undenklichen Zeiten bei aller westindischen Miliz üblich war:

»Alle die unter Euch, welche barfuß sind, treten ins hinterste Glied.« Sogleich beschloß mein Vater, der es für unschicklich hielt, daß ein königlicher Prinz Revüe über unbeschuhte Truppen halten solle, dem Mangel der schwarzen Krieger abzuhelfen. Er ließ sie daher vor seinem Waarenlager aufmarschiren und ihre breiten Füße in Schuhe pressen, mit denen er sie beschenkte. Da die Meisten derselben Guineafüße hatten, d. h. große Zehen, die weit von den Füßen abstehen, so mußte das Einzwängen derselben in Schuhe ihnen nicht wenig Schmerzen verursachen. Dennoch jauchzten sie dem großmüthigen Brigadier Arundell lauten Dank zu, weil sie wußten, daß sie von Schuhen Hühneraugen bekommen, und diese sich ihnen einmal nützlich erweisen könnten, um zu beweisen, daß sie freien Standes wären. In frühern Kriegen nämlich, wenn in diesen Seen Kauffahrteischiffe gefangen wurden, gab es oft an Bord viele Schwarze und Mulatten. Fanden sich nun unter diesen welche, die Leichdornen an den Füßen hatten, so galten sie als Freie und wurden als Kriegsgefangene behandelt. Die aber, denen es unglücklicherweise daran fehlte, galten dafür, als hätten sie nie Schuhe getragen, die auf diesen Inseln den Sklaven nicht gestattet sind, und so wurden sie ohne Weiteres auf der ersten befreundeten oder neutralen Insel zum Vortheil derer, die sie gefangen hatten, als Sklaven verkauft.

(Bran's Miszellen 1838.)

57. Mittel gegen Podagra. — Der Franzose Tavernier, ein ehemaliger Juwelier, der sich durch seine Reisen einen Ruf erwarb, litt stark am Podagra. Als er sich in Egypten befand, verlangte ein Aga von ihm, er solle sich den Kopf des Pascha von Kairo, der eben in einem Sack nach Konstantinopel geschickt werden mußte, ansehen. Tavernier wollte nicht; es kam zwischen ihm und dem Aga zum Streit, in dessen Folge ihm der wüthende Türke die Bastonade geben ließ. An dieses abscheuliche Abenteuer dachte indeß Tavernier später mit Vergnügen, denn die nachdrückliche Bearbeitung der Fußsohlen hatte ihn gänzlich vom Podagra geheilt; trotz dem wird wohl kein Arzt dieß Mittel verordnen.

58. Ehrlichkeit. — Ein zu St. Petersburg angekommener General schickte nach einem Tischlermeister, um ihm eine Reise-Chatoulle zur Reparatur zu geben. Er nahm in Gegenwart des Tischlers sowohl die in derselben befindlichen Papiere, als auch die übrigen Sachen aus der Chatoulle. Nach zwei oder drei Tagen erscheint der Tischlermeister wieder beim General und fragt: ob auch Alles aus der Chatoulle herausgenommen sei? »Ohne Zweifel,« erhält er zur Antwort, »Du bist ja selbst Zeuge gewesen.« Statt der Antwort nimmt der Tischler 4000 Rubel Assignaten aus der Tasche und sagt: »Hier dieß Geld gehört Euer Excellenz, ich habe es in einem geheimen Fache Ihrer Chatoulle gefunden.« Der General, obgleich er sich dieser Summe erinnerte, hatte geglaubt, daß sie sich an einem andern Ort befände. Die Redlichkeit des Tischlers rührt den General aufs Tiefste, und zwar um so mehr, da dieser sich nicht entschließen will, das ihm von dem General dafür angebotene Geschenk anzunehmen. Endlich ließ er sich durch anhaltendes Zureden bewegen, ein kleines Zeichen der Erkenntlichkeit anzunehmen.

59. Dr. Benjamin Franklin schrieb an einen Engländer, der in Paris in großer Geldverlegenheit war und in sein Vaterland zurückkehren wollte, folgenden Brief: »Ich übersende Ihnen hiemit 10 Louisd'or. Ich denke nicht daran, diese Summe zu verschenken; ich will sie Ihnen nur leihen. Da Sie in Ihr Vaterland zurückkehren, so kann es nicht fehlen, daß irgend eine nützliche Thätigkeit Sie in den Stand setze, alle Ihre Schulden zu bezahlen. Treffen Sie dann mit Jemand zusammen, der sich in Ihrer jetzigen Verlegenheit befindet, so tragen Sie Ihre Schuld gegen mich ab, indem Sie demselben jene Summe unter der nämlichen Bedingung leihen. Auf solche Weise wird das Geld noch durch manche Hand gehen, ehe es auf einen schlechten Menschen trifft, der sein Fortschreiten hemmt. Es ist dieß eine meiner Arten, viel Gutes mit geringen Mitteln zu thun. Ich bin nicht im Stande, zu wohlthätigen Zwecken viel aufzuwenden, und so bin ich genöthigt, zu überlegen, um so viel als möglich mit meinen geringen Mitteln zu vollbringen.

60. Dem unglücklichen Murat ward, als er König von Neapel war, eines Tages während seiner Toilette eine kostbare, reich mit Edelsteinen besetzte Uhr entwendet. Sein vertrauter Kammerdiener bemerkte ihm flüsternd, daß die Uhr durchaus von einem der anwesenden Kavaliere gestohlen sein müsse, fügte aber hinzu, daß der Dieb alsobald verrathen sein würde, da es gleich Mittag sei, und die Uhr, gleich einer Wanduhr, die Stunde mit lautem Schlage angäbe. Der großmüthige Murat entließ unter einem Vorwande augenblicklich alle Anwesenden.

61. Der englische Invalid. — Der Marschall Soult besuchte in London einige Fabriken und wurde von den Arbeitern mit Jubel empfangen, die ihm Sträußer boten. Alle waren sonntäglich geschmückt, und der Marschall beschenkte sie reichlich, indem er sagte, er müsse den Leuten doch wenigstens die weißen Handschuhe bezahlen, welche sie seinetwegen angezogen hätten. Einer der Arbeiter hörte diese Worte und sagte: »Mylord, mir brauchen Sie keine Handschuhe zu

geben, denn Sie haben mir beide Hände genommen, die ich in Toulouse ließ.« Dabei zeigte er seine verstümmelten Hände, mit denen er jedoch noch einige Arbeiten verrichten konnte. — »Wenn dieß so ist, mein tapferer Held,« antwortete der Marschall, »so muß ich Dich anders bedenken; Du besitzest Deine Beine noch, da, kaufe Dir Strümpfe.« Und er gab ihm eine Banknote von 5 Pfd. Sterl. (Der Humorist 1838.)

62. Die Bäcker in Lyon baten einst den Polizeidirektor Dugas, den Preis des Brodes erhöhen zu dürfen. Dieser fertigte sie damit ab, er wolle sich die Sache noch überlegen. Beim Weggehen legten sie unvermerkt einen Beutel mit 200 Louisd'or auf seinen Tisch. Als sie nach einigen Tagen wieder anfragten, erhielten sie folgenden Bescheid: »Ich habe mich gefreut über die 200 Louisd'or, die Ihr doch wohl nur zu dem Zwecke auf meinen Tisch hingelegt habt, daß ich sie an die Armen vertheile, und da ich mich überzeugt habe, daß Ihr jetzt schon so bedeutende Almosen geben könnt, so halte ich es nicht für nöthig, zum Nachtheil der Armen den Preis des Brodes erhöhen zu lassen.«

63. Der ausgezeichnete russische Novellendichter und Dramatiker, Gogel, hatte von dem Verleger seiner Werke bedeutende Summen erhalten, die er dazu verwendete, sich auf Reisen zu zerstreuen. (Gegenwärtig befindet er sich in Rom). Bald waren die Summen verschwunden, und eine tüchtige Quantität Schulden dazu gemacht. In dieser Verlegenheit schrieb er an Zukowski, den Erzieher des Kronprinzen von Rußland, und bat ihn um 7000 Rubel. Dieser Brief war so voll echten Humors, daß sich Zukowski nicht enthalten konnte, ihn seinem Zögling und dann dem Kaiser selbst vorzulesen. Nachdem man genug gelacht und bewundert hatte, wurde Zukowski von Sr. Majestät gefragt, ob er ihm das Geld schon geschickt habe. — »Noch nicht.« — »Nun, so senden Sie es ihm, ich nehme es auf mich, und wenn er noch einen solchen Brief schreibt, so soll er 14,000 Rubel bekommen. (Berl. Modenspiegel 1838.)

64. Ein Offizier, der kein Vermögen hatte, und doch eine Mutter und Schwester unterstützte, legte sich auf die Schriftstellerei, um mit derselben etwas zu verdienen. Er schrieb gut und meistens humoristische Aufsätze, bei denen es nicht an Belehrung fehlte. Der König des Landes hatte in den Zeitschriften viele derselben gelesen und sie hatten seinen Beifall gefunden. Bei einer Revue des Regiments sprach er den Offizier an und sagte: »Sie treiben Schriftstellerei und haben recht artige Sachen geliefert, aber nichts Bedeutendes, Großes, ein Werk, ein ganzes Werk.« Der Offizier verbeugte sich und versetzte: »Wenn Euer Majestät so gnädig wären, mir zu erlauben, Höchstderoselben ein Werk zu widmen, so würde ich Alles aufbieten, ein würdiges zu verfassen.« — Der König gab die Erlaubniß zu der erbetenen Widmung, und als etwa sechs Monate vergangen waren, erhielt er auch einen zierlich gebundenen Band von einem Werke des talentvollen Offiziers, welches jeder Erwartung entsprach. — Der König ließ nun seinerseits auch einen Bücherband verfertigen, und statt des schriftstellerischen Inhalts enthielt er 1000 fl. in Banknoten. — Als der Offizier dieses ausgezeichnete Werk des Königs erhielt, ermangelte er nicht, sich auf das Ehrerbietigste und Freudenreichste zu bedanken, und verfertigte einen zweiten Band zu dem ersten, den er gleichfalls dem König zumittelte. — Bei der nächsten Revue wandte sich der König zu dem Offizier und sagte: »Wie hat Ihnen mein Werkchen gefallen?« — »O Euer Majestät,« versetzte dieser, »dasselbe übertrifft jedes andere, es ist ganz vortrefflich und läßt nur einen Wunsch übrig — die Fortsetzung.« Der König lächelte — und in etwa 4 Wochen darauf erhielt der Offizier wieder einen Band mit 1500 fl., aber zu Ende des Einbandes stand geschrieben: »Zweiter und letzter Band.«

65. Der bekannte Astronom des Seeberges, Herr von Zach, war eine Zeit lang der Verfasser des astronomischen Theiles vom Gothaischen Kalender und galt darum bei den Landleuten der Umgegend für den Wettermacher. Es hatte in einem heißen Sommer lange nicht geregnet, und man befürchtete schon eine Mißernte. Als nun Herr von Zach vom Seeberge herab nach dem nahegelegenen Dorfe Siebleben spazieren gegangen war, hatten ihm die Bewohner des Dorfes aufgelauert und verlangten umgestüm von ihm, daß er in Kürze einen Regen schaffen sollte. Obgleich Herr von Zach den Bauern die Unstatthaftigkeit ihres Ansinnens vorstellte, so wurden diese nur um so zudringlicher, und er entkam ihren Drohungen nur dadurch, daß er versprach, daß noch heute ein Regen kommen solle. Und wirklich stellte sich ein solcher bald ein, ungeachtet keine Aussicht dazu vorhanden war. Es zogen sich ganz unerwartet Gewitterwolken zusammen und gossen einen erquickenden Regen über die dürstenden Felder. Seit dieser Zeit stieg das Ansehen des Herrn von Zach als Wettermacher noch mehr, und nur mit Mühe konnte er sich ähnlichen Bestellungen entziehen.

66. Kürzlich faßte ein Pariser Buchhändler den Plan, eine neue Uebersetzung der Hoffmann'schen Werke herauszugeben. Er wandte sich zu dem Ende an einen Schriftsteller, dessen philologische Kenntnisse ihn von mehren Seiten gerühmt worden waren, und nachdem er ihm über den Umfang des Werkes mitgetheilt hatte,

ließ er ihn sogleich zur Arbeit schreiten. Einige Tage darauf brachte der Uebersetzer dem Buchhändler den Anfang seiner Arbeit; es erhob sich eine Schwierigkeit, und es kam darauf an, den deutschen Text zu vergleichen. Der Buchhändler, der einige Worte deutsch verstand, öffnete Hoffmanns Werk, und nachdem er den Philologen um Nachsicht gebeten hatte, versuchte er, ihm seine Zweifel auseinander zu setzen. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er sah, daß der Uebersetzer in Verlegenheit gerieth, stotterte und endlich eingestand, daß er der deutschen Sprache selbst nicht mächtig sei. Natürlich ward der Kontrakt sogleich aufgehoben, und der Buchhändler nahm zu einem andern Uebersetzer seine Zuflucht. Durch Erfahrung klüger gemacht, zog er aber erst nähere Erkundigungen ein, und erfuhr, daß der Gelehrte, an den er sich jetzt wenden wollte, schon mehre Werke aus dem Deutschen vortrefflich übersetzt habe. Er hatte auch im Anfang alle Ursache, mit ihm zufrieden zu sein; aber eines Tages, als er sich in Berathung mit diesem ausgezeichneten Philologen befand, kam der erste Uebersetzer in Begleitung eines sehr einfachen und ärmlich gekleideten Mannes. Sie wollten den Buchhändler zum Schiedsrichter in einer Streitigkeit anrufen, denn der arme Teufel war ein Deutscher, der für den ersten Uebersetzer gearbeitet hatte und sich jetzt über den Preis nicht mit ihm einigen konnte. Kaum hatten sie Plaz genommen, als der Deutsche, den neben dem Buchhändler sitzenden zweiten Uebersetzer gewahr werdend, schnell aufstand und ihm eine tiefe Verbeugung machte. »Ah', Sie kennen den Herrn?« fragte der Buchhändler. »Das will ich meinen,« erwiederte der Deutsche, »ich setze für ihn die Uebersetzung fort, die ich für diesen Herrn angefangen hatte.«

---

67. **Die Etikette.** — In Rastadt vor dem Gasthaus zum goldenen Kreuz, zur Zeit des Kongresses, arbeiteten vier stattliche Herren daran, einen Wagen zu besteigen. Sie arbeiteten daran, denn nachdem endlich, nach Erschöpfung aller Höflichkeitsformen, zwei hineingekommen waren, fing nun im Innern der Maschine ein neuer Kampf an, während die zwei andern am Kutschenschlag den alten immer noch fortsetzten. Da ging denn doch einem kleinen Jungen die Geduld aus. Er gab Zeichen der Bewegung mit Händen und Füßen, an Menschen und Pferde, und rief wiederholt so laut er konnte: »Hist in Gottes Namen! Hist in Gottes Namen!« Von allen Seiten erschallte Gelächter, und die unwillkürliche Satyre eines Kindes machte plötzlich dem Possenspiel der Etikette ein Ende. — Der Zufall nahm bei Einsteigen und Sitzen sein Recht ein und die Pferde setzten sich in bemessenen Trab.

---

68. **Koketterie.** — Auf eine ganz besondere Art zeichnete sich die Hofdame der Frau Herzogin von Chartres, die Gräfin Blot von Chauvigni, aus. Man konnte keinen feinern, auserlesenern Geschmack haben, als sie! Und nie war eine Frau so ätherisch, so sinnreich zart und empfindsam, wie sie. »Man könnte sie nicht nur für eine von den drei Grazien halten,« schrieb der Herzog von Orleans an die alte Damville, »sondern sie ist auch ein unerschöpflicher Brunnen von Kenntnissen und Gelehrsamkeit. Sie ist so schlank, daß man sie mit zehn Fingern umspannen und sie übers Knie durchbrechen könnte. Es ist nur Schade, daß sie beinahe ganz Geist ist und nur so eine Art von fast durchsichtigem Körper hat. Die andern Frauen erscheinen alle gegen sie so handfest, daß sie sich davor schämen.« Die Frau Gräfin würde sich geschämt haben, Suppe zu essen, und um keinen Preis hätte sie ein Paar Tropfen Wein, auch nicht unter Wasser, getrunken. Wie hätte sie sich so alltäglich, so gemein zeigen können, Wein zu trinken, und nun vollends ein Stück Braten oder ein frisches Ei zu essen! Nein, zu solcher groben irdischen Nahrung konnte sie sich nicht herablassen! Ein Viertelchen von einer Apfelsine, eine halb Dutzend Erdbeeren, ein kleines Stückchen Gebackenes — und dann ein Bischen mit Wasser getaufter Milch — doch nur Schafmilch, nur von derselben Milch, von der sich die sanften, unschuldigen Lämmer ernähren — es war ihr unerklärlich, wie Frauen so unzart sein konnten, Kuhmilch zu trinken, Milch, mit der man junge Ochsen aufzieht! Welch ein Gräuel! Wie kann man nur mit einem großen gehörnten Thier, mit einer Kuh, freiwillig eine Art von Verhältniß eingehen und sie gewissermaßen zu seiner Amme machen! Und das noch dazu Frauen, die eigentlich so zart wie die Nymphen der Fabel über Grashalmen dahin schweben sollten, ohne sie zu beugen! — »Warum,« fragte sie eines Tages Herrn von Büffon, »warum hat es die Natur, wenn es nun einmal Milch geben sollte, nicht so eingerichtet, daß die Tauben gemolken werden können?« — Er rieth ihr lachend, künftig nur Mandelmilch zu trinken. Auf Reisen oder bei ungewöhnlichen Vorfällen ließ aber doch die Gräfin etwas von ihrer ätherischen Lebensweise nach, und man hat es sogar erlebt, daß sie sich dazu verstand, etwas von einem Taubenflügel zu essen, den man für sie in Salatblättern gedünstet hatte. Taubenfleisch war noch das einzige Fleisch, das sie im Nothfall essen konnte. Hühnerfleisch war ihr schon zu schwer und zu nahrhaft, und alles andere Geflügel und Wildpret schmeckte, wie sie behauptete, männlich. Sie war ganz von der Blumennatur zarter Weiblichkeit durchdrungen und kam sich selbst wie eine Blume vor. Mußte ihr da nicht Kohl und Rüben, Blutwurst und Rindfleisch, Schöpsenbraten und Plumpudding ein Gräuel sein? Die Gräfin hatte ein kleines

Hündchen (sie haßte das Wort **Hund** viel zu sehr, um es je über ihre Lippen zu bringen) — dieß Hündchen war ein Wunder von Zartgefühl und Verstand, so daß man noch nie seines Gleichen gesehen hatte; sein größter Vorzug bestand aber darin, daß es, wie die Gräfin sagte, nur von Phlogisticum — wir andern armen Leute hätten gesagt von der Luft — lebte. Frau von Blot glaubte keinem lebenden Wesen ein größeres Lob beilegen zu können, als wenn sie von ihm sagte, daß es nicht esse, und ihre eigene Magerkeit schien ihren Anspruch auf ein solches Lob zu bestätigen. »Ungreifbar ist sie immer gewesen,« sagte der Marschall von Richelieu von ihr, »aber nun fängt sie auch an, unsichtbar zu werden.« — Auch starb sie im 28. Jahre an der Auszehrung, und nie würde die strenge Zucht eines Trappistenklosters einem armen Wesen solche Kasteiungen und Entbehrungen auflegen, wie diese Frau sich aus schlecht verstandener Koketterie und falscher Eleganz selbst auferlegt hatte.

(Merkwürdigkeiten der Marquise von Crequy.)

---

69. Die Liebe nach Sicht. — Als neulich ein Postwagen auf der ersten Station von Dublin aus anhielt, ritt zu gleicher Zeit ein englischer Offizier in den Hof. Die Passagiere stiegen aus, und auf den Offizier machte ein junges Mädchen sogleich einen tiefen Eindruck. Er kam in das Frühstückzimmer, behandelte die junge Dame mit der größten Aufmerksamkeit und langweilte sie und ihre Begleiterin auf auffallende Art. Endlich fuhr die Post weiter, und die junge Dame glaubte nun von ihrem zudringlichen Verehrer befreit zu sein, aber sie irrte sich. In wenigen Minuten kam der Offizier in vollem Gallop dem Postwagen nach und holte denselben in kurzer Zeit ein. Er ritt an das Fenster des Wagens, redete die Dame von Neuem an und sagte ihr, er habe nur so lange gezögert, um ein frisches Pferd zu nehmen, und sei entschlossen, ihr zu folgen, um zu erfahren, wo sie wohne, da sie es ihm durchaus nicht sagen wolle. Diese Zudringlichkeit war der jungen Dame sehr unangenehm, da sie die Sache aber nicht ändern konnte, so saß sie schweigend da und antwortete dem Offizier nicht weiter. Troz dem redete dieser fortwährend in sie hinein, was bei der Lebhaftigkeit seines feurigen Pferdes keine kleine Aufgabe war. Es kam so weit, daß das Pferd sich bäumte, und Alles versuchte, seinen Reiter abzuwerfen. Da der Offizier troz dem seinen Plaz an dem Wagenfenster behaupten wollte, so bemerkte einer der Passagiere, der bis dahin ganz ruhig dagesessen hatte, wenn der Offizier wünsche, in den Wagen zu kommen, so wolle er ihm seinen Siz ablassen und sein Pferd unterdeß reiten. Der Offizier war über diesen Vorschlag entzückt, und die Pläze wurden sogleich gewechselt; der tapfere Soldat empfahl seinem Stellvertreter recht sorgfältig zu reiten. Der Wagen rollte weiter und der Reiter ritt schüchtern nach; das Pferd schien ihn ganz in seiner Gewalt zu haben, denn es galoppirte bald vor, bald zurück und der Reiter saß so ängstlich darauf, daß Alle um ihn besorgt wurden, der Offizier aber laut darüber lachte. Endlich kam man in eine ziemlich weite Ebene, das Pferd fing an zu schnauben, prallte mit einem Male herum und schoß quer über das Thal. Der Offizier und die andern Passagiere sahen ihm nach, und erwarteten jeden Augenblick, den ungeschickten Reiter herunterfallen zu sehen. Dieß geschah jedoch keineswegs; der Reiter saß jetzt ganz fest, ja er schien das Pferd nun völlig in seiner Gewalt zu haben, und als er eine Anhöhe erreicht hatte, drehte er sich nach dem Wagen um, nahm seine Müze mit vielen Verneigungen ab und jagte dann davon. So ergab es sich klar, daß der Fremde mit dem Pferde durchging. Der Offizier hatte allen Geschmack am fernern Courmachen verloren und kehrte beschämt von der nächsten Station aus zurück.

(Allgem. Leipz. Modenztg. 1838.)

---

70. Ein neues salomonisches Urtheil. — Zwei von England nach Botanybai (der engl. Verbrecherkolonie in Australien) deportirte Frauen erschienen letzthin vor dem Friedensrichter zu Sidney, seinen Entscheid in Anspruch nehmend in einer Sache, worauf sie viel Wichtigkeit zu legen schienen. Beide behaupteten nämlich, daß ein etwa halbjähriges Kind jeder von ihnen gehöre. Die eine machte ihr Besitzungs-, die andere ihr Eigenthumsrecht geltend, betheuernd, das Kind sei ihr böslicher Weise entwendet worden. Zeugen für und wider ließen den Richter in großer Ungewißheit. Auf einmal begann das Kind zu schreien; die Frau, welche es bisher bei sich gehabt, bemühte sich vergebens, es zu beruhigen. Darauf ergriff es die andere, legte es an ihre Brust und gab ihm zu trinken, ein Verfahren, das sogleich den besten Erfolg hatte. Bei näherer Untersuchung ergab es sich nun, daß die wirkliche Mutter, der man ihr Kind entführt, allein Milch hatte. Die andere, solchergestalt eines Kinderdiebstahls überführt, bekam eine Tracht Peitschenhiebe und wurde eingesperrt.

---

71. Verzweiflung einer verlassenen Braut. — Vor Kurzem brachte eine junge hübsche Indianerin bei dem Häuptling ihres Stammes eine Klage gegen ihren treulosen Verlobten vor. Sie berichtete, daß, als sie sich kaum bereit erklärt habe, ihn zu heiraten, der junge Mann sich von ihr abwandte, um ein anderes Weib zu nehmen. Ein großer Rath ward gehalten. Die junge Indianerin führte ihre Sache selbst, und brachte zur Begründung ihrer Klage vor, daß der junge Krieger ihren Wigwam (Hütte) häufig besuchte, daß er einen großen Theil von dem Tabak ihres Vaters aufgeraucht und dessen Wildpret nach Möglichkeit verspeist habe. Auch brachte sie mehre Dinge zum Vorschein, nämlich drei Büschel Federn, einige Ellen Flanell, drei Fuchsschwänze und eine Hirnschale, welche sie sämmtlich als ein Pfand der Treue von ihm empfangen zu haben vorgab. Der junge Mann erwiederte mit dem Wesen eines modernen Roués, daß er mit der Klägerin nie von Ehe gesprochen und daß er den Wigwam ihres Vaters nur dann besucht habe, wenn er gerade nichts Besseres zu

thun hatte, nämlich wenn es keine Biber zu fangen oder keine Büffel zu tödten gab. In Betreff der Geschenke erklärte er, daß er sie keineswegs als Pfänder der Treue, sondern aus bloßer Höflichkeit gespendet habe. Als er seine Rede schloß, stieß die Klägerin einen lauten Schrei aus und sank ohnmächtig in die Arme ihrer Mutter. Das Urtheil lautete: Daß der Beklagte der Klägerin als Ersatz eine gelbe Feder, ein Geschmeide, welches er in seiner Nase trug, und ein Dutzend Biberfelle einhändigen solle. Kaum war diese Sentenz ausgesprochen, als die junge, hübsche Klägerin aus ihrer Ohnmacht plötzlich wieder erwachte, lustig emporsprang, in die Hände klatschte und fröhlich und guter Dinge ausrief: »Jetzt kann ich mich nach einem andern Manne umsehen.«

---

72. Nur keine Frau. — Prosper Gautier kassirte 100 Franken bei seinem Meister ein. Unterwegs traf er einen alten Kameraden, dem er Bescheid that, und als sie das Wirthshaus verließen, merkte Prosper, daß er des Guten zu viel gethan habe. Er fühlt Schlaf, macht nicht lange Umstände und legt sich auf einen Balken auf einem sehr besuchten Trottoir. Er schnarchte schon, als ein Frauenzimmer zu ihm trat, und ihn am Arme zupfte. »He! Trunkenbold!« rief sie und sah wie eine Verzweifelte aus. Einige Vorübergehende bemerkten dieß und fragten sie, was sie von ihm wolle. »Es ist ja mein Mann,« antwortete sie, »und da er unser Geld in der Tasche hat, so könnte man es ihm leicht nehmen.« »So bewahrt es selbst!« rief man ihr zu. Ein Polizeiagent, der dazu kam, half ihr das Geld aus Prospers Tasche nehmen. Sie blieb noch lange bei ihm stehen, endlich verschwand sie. Als Prosper erwachte und nach seinem Gelde fragte, antwortete man ihm, seine Frau habe es aufbewahrt. »Meine Frau!« rief er, »bin ich denn ein Adam geworden, daß eine Eva aus meinen Rippen gestiegen, während ich geschlafen habe? Ich habe nie eine Frau gehabt.« »So sind Sie betrogen,« sagte ihm der Nachbar. »Gut,« antwortete Jener, »aber wenigstens habe ich doch keine Frau. Nur keine Frau!«

---

73. Man muß nicht Alles sagen, was man weiß. — Ein Arbeiter in der St. Antons-Vorstadt in Paris, der seiner außerordentlichen Leibesstärke wegen eine gewisse Berühmtheit sich erworben, und dem seine Mitgenossen deßhalb den Beinamen Stier gegeben, befand sich vor einiger Zeit mit mehren seiner Bekannten bei einem Weinschenker, wo sie sich ihrem Ausdruck nach etwas zu Gute thaten. Durch das edle Traubenblut von Suresne offenherzig gemacht, erzählten sie sich gegenseitig ihre eigenen lockern Streiche und die Anderer. Der Stier lachte eben aus vollem Halse über ein verliebtes Abenteuer, dessen Opfer dem Anschein nach einer seiner nicht anwesenden Freunde geworden, als ein Dritter, der sich über die ungestüme Lache ärgerte, um sie zum Schweigen zu bringen, einige Anspielungen auf die Tugend der Ehehälfte des neuen Simson sich erlaubte, die, eben weil sie gegründet waren, diesen um so mehr entrüsteten. Er ergriff den unklugen Schwätzer, warf ihn zu Boden und gerbte ihn so wacker mit seinen gewaltigen Fäusten, bis er, um Gnade flehend, alles Gesagte förmlich widerrief. Bald zermalmt sich erhebend, beschwerte er sich später auf's Bitterste über die herkulische Flegelhaftigkeit seines Gegners, der, was doch Jedermann wisse, nicht gelten lassen wolle. Statt allen Trostes lachten seine Kameraden ihn aus, mit den Worten ihn zurechtweisend: »Wer hat Dir den Gedanken eingegeben, dem Stier zu hinterbringen, daß er Hörner trägt?«

---

74. Von den Annehmlichkeiten, Schulden zu haben. — Ein junger Mann hatte in einigen Jahren ein großes Erbe durchgebracht, galt im 25sten Jahre für den elegantesten jungen Herrn, war aber auch arm geworden; nur die Aussicht auf den Tod eines Oheims war ihm geblieben, der jedoch einen wahrhaft homerischen Magen besaß und noch gar nicht alt war. Alphons (so hieß der junge Mann) half sich mit dem Gelde anderer Leute, was Anfangs gar nicht schwer war, denn so lange er noch für reich galt, standen ihm alle Börsen offen, bald aber fiel er den Wucherern in die Hände. Er hatte kaum 20,000 Franks erhalten und dagegen Wechsel im Belaufe von 200,000 Franks ausgestellt; die Diener des Handelsgerichts lauerten ihm bereits auf und seine Freunde zogen sich von ihm zurück. Darüber ärgerte er sich und wurde krank. Wer sollte es glauben, diese Krankheit rettete ihn. Seine Gläubiger hielten eine Zusammenkunft; Alphons war ihre einzige Hypothek, und sie mußten Alles aufwenden, um nur diese zu erhalten. So kam es, daß er in seiner Krankheit auf das Zärtlichste von seinen Gläubigern gepflegt wurde. Auch hatte diese gute Pflege die erwartete Wirkung; sein Zustand besserte sich, doch meinten die Aerzte, er werde nicht eher ganz hergestellt werden, bis er sich einige Zeit in Italien aufgehalten habe. Die Gläubiger mußten dieß einsehen; sie trugen also die Reisekosten. Vor Kurzem nun ist Alphons aus Italien vollkommen genesen zurückgekommen; während seiner Abwesenheit söhnten sie seinen Oheim mit ihm aus, und in voriger Woche verheiratete er sich mit einem jungen Mädchen von unermeßlichem Vermögen — der Mündel eines Mannes, dem er 50,000 Franks schuldig war. (Allgem. Leipz. Modenztg. 1838.)

---

75. Rechtfertigung. — Vor einigen Wochen erschien ein Matrose, Namens Green, vor dem Gericht von Old Bailey, unter der Anklage, bei dem letzten Jahrmarkt in Greenwich drei kleine Mandelkuchen gestohlen zu haben. Sechs Zeugen erklärten, ihn auf der That ergriffen zu haben. »Meine Herren Geschwornen,« sprach darauf der Angeklagte in feierlichem Tone, »ich weiß nicht, warum ich hier bin. Fünfzehn Jahre zwei Monate und vier Tage habe ich dem Vaterlande treu und ehrenvoll als Soldat und Matrose gedient, und mein Vaterland beschuldigt mich, drei Mandelkuchen gestohlen zu haben! Da es die Zeugen eidlich behaupten, so muß man ihnen wohl glauben. Man hat die drei Kuchen in meiner Hand gefunden, aber wie sind sie dahin gekommen? Meine Rechtfertigung wird vollständig sein. Erstens, meine Herren Geschwornen, esse ich nie Mandelkuchen, denn mein Magen verträgt sie nicht; dann (der Angeklagte legt die Hand aufs Herz und erhebt seine Stimme zum tragischsten Tone: — —

tiefes Schweigen), dann war ich seit vierzehn Wochen betrunken.« (Alles lacht.) Troz dieser Vertheidigung wurde er zu dreimonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt.

(Allgem. Leipz. Modenztg. 1838.)

---

76. **Philosophischer Trost.** — Der bekannte Däne Holberg erzählt in seinen Briefen unter Andern auch Folgendes: »Ein Kaiser von Japan war in dem Zeichen des Hundes geboren und hegte deßhalb eine besondere Vorliebe für die Hunde. Unter andern befahl er, daß jeder gestorbene Hund von dem Eigenthümer mit seinen Händen an den Begräbnißplaz getragen werden sollte. Einst traf ein Philosoph auf einen solchen Hundebesitzer, der sich höchlich beschwerte, zu einem so unwürdigen Geschäft gezwungen zu sein. »Laßt uns,« entgegnete der Philosoph, »vielmehr dem Himmel danken, daß Seine Majestät nicht im Zeichen des Pferdes geboren sind, denn es würde uns noch viel härter ankommen, ein Pferd auf solche Weise hinauszutragen.«

(Oesterr. Zuschauer, 1838.)

---

77. **Höfische Antwort.** — »Quoi donc!« rief ein junger Dauphin (Erbprinz von Frankreich) seinem Lehrer zu, als irgend ein Buch eines Königs erwähnte, der gestorben war — »Quoi donc, les Rois meurent ils?« (Auch Könige sterben?) »Quelque fois, Monseigneur« (manchesmal), war die vorsichtige und höfische Erwiederung.

---

78. **Triftiger Grund.** — Ein ältlicher Mann wollte noch einmal heiraten. Auf dem Punkte, ein noch ziemlich jugendliches Frauenzimmer zu erkiesen, und — nach allgemeinem Erachten mit ihr eine angemessene Wahl zu treffen, brach er plözlich ab und ließ die Verbindung fallen. Nur einige Worte, die dem Mädchen arglos entfielen, bewirkten diese räthselhafte schnelle Aenderung. Von einem Kanarienvogel, den es seit einiger Zeit hatte, sagte es, daß es sich von ihm losmachen werde. »Warum wollen Sie das hübsche Thierchen aufgeben, das Ihnen bisher so werth war?« »Ei, er pfeift nicht,« antwortete sie in einem Tone, als wenn sich bei diesem Umstande der Abschied von selbst verstände.

---

79. **Bestrafung.** — Das Trappistenkloster der Grande Chartreuse in Paris ist der Gegenstand eines neugierigen Frauenbesuchs gewesen, indem Madam Dejacet dasselbe in einer Verkleidung in Augenschein nahm. Eine andere Dame hat dasselbe versucht, jedoch wurde sie sehr bald erkannt, und die Mönche wiesen sie auf eine Art hinaus, die man unter diesen Umständen sogar eine feine Galanterie nennen könnte. Als die Verkleidete nämlich in einem Saale Plaz genommen hatte, brachte ihr einer der Mönche einen Fingerhut, Zwirn und Nähnadeln und bat sie, sich die Zeit mit Nähen zu vertreiben. Diese Zeichensprache wurde natürlich sogleich verstanden und die Besucherin zog sich verwirrt und beschämt zurück.

---

80. Karl Friedrich, bei dessen Andenken der Badener gerne verweilt, ärgerte sich, wenn man die Nachtigallen, besonders in seinen schönen Schloßgärten, nicht gewähren ließ. Ein Hofgärtner, Namens Saul, ließ sie einfangen. Mit diesem war er eines Tages im Garten. Da ließ sich eine Nachtigall hören. Karl Friedrich fragte denselben: »Weiß Er, was die Nachtigall singt?« »Nein, gnädigster Herr.« — »Sie singt: Saul! Saul! was verfolgst Du mich?« Nun ließ der Hofgärtner die Nachtigallen in Ruhe.

---

81. In Baltimore lebt ein Sohn des Prinzen Hieronymus **Buonaparte**, aus der Ehe mit Miß Paterson, als Advokat. Kürzlich errang er in einer sehr verwickelten Sache seinem Klienten den Sieg, so daß dieser am Schluß der Sitzung ausrief: »Herr **Buonaparte**, Sie wissen die Prozesse eben so zu gewinnen, wie einst Ihr Oheim die Schlachten!«

(Theaterztg.)

---

82. **Die Mendelssohns.** — Der berühmte Komponist Felix Mendelssohn ist der Enkel des Philosophen Mendelssohn. Sein in der Mitte zwischen zwei berühmten Namen stehender Vater soll gesagt haben: »Was bin ich selbst? Als ich jung war, hieß ich immer nur der Sohn Moses Mendelssohns; seit ich alt bin, heiße ich immer nur der Vater Felix Mendelssohns.«

---

83. Der Abbé von Voisenon begab sich, als er seinen Tod nahen fühlte, auf das Schloß seiner Familie, um, wie er sagte, seinem Leichenzug einen weiten Weg zu ersparen. Als man ihm den bleiernen Sarg brachte, den er selbst bestellt hatte, sprach er lächelnd, zu seinem weinenden Kammerdiener gewandt: »**Den** Oberrock, Schelm, wirst Du mir nicht stehlen.«

(Originalien 1838.)

---

84. Zu dem Geburtstage der Gräfin S... hatte sich eine Gesellschaft geistreicher Herren bei der Mittagstafel eingefunden. Unter mehren der Feier des Tages gewidmeten Reden und Toasten hatte auch ein junger, talentvoller Dichter ein Sonnett der Festeskönigin überreicht. »Ein scharmantes Gedicht,« sprach die Gehuldigte. »Und wer ist der Autor desselben?« Bescheiden deutet der Dichter auf sein Herz, welche stumme Geberde ihm einen holden Blick der schönen Gräfin gewinnt. Beim Champagner reichte der im Gedränge übergangene Sänger sein Glas dem dienenden Truchseß mit den Worten: »Auch dem Autor einen Labetrunk!« — »Dem Autor?« fragte lächelnd die liebenswürdige Wirthin. »Schenkt

Ihr Herz auch Champagner?« — »Leidenschaftlich gern,« entgegnete der Dichter, »denn ich trag es stets auf den Lippen.« (Posaune 1838.)

---

85. Ein reicher Emporkömmling, ein vormaliger Viehhändler, welcher gern für belesen gelten wollte, trat in einen Buchladen, in welchem sich gerade der bekannte Satyriker Th. H. Friedrich befand. Er kramte unter den Büchern, gab sich ein gelehrtes Ansehen, schlug endlich ein philosophisches Werk auf, las, drängte sich an Friedrich und sprach zu diesem, indem er auf eine Stelle deutete: »Wie merkwürdig sind doch hier diese Worte:« »Wer freien Menschen befehlen will, muß selbst frei sein.« »Das ist ja ein barer Unsinn,« lächelte der Satyriker, »das klingt ja gerade so, als wenn man sagen wollte: Wer mit Ochsen gehandelt hat, muß selbst ein Ochse sein.« (Originalien 1838.)

---

86. Drei junge Leute, schön gekleidet, in halb fashionabler Tournüre, stellten sich an einen Plaz in Brüssel, wo eine Prozession vorüber kam. Bei Annäherung des Thronhimmels blieben sie mit bedecktem Kopfe, kecker Stirn und Lächeln auf den Lippen stehen. Auf ein Zeichen des Pfarrers, die Kopfbedeckung abzunehmen, schrien sie: »Herr Pfarrer, wir sind Philosophen!« — »Nein!« antwortete der Pfarrer mit größter Ruhe. »Nein, meine Herren, Sie sind keine Philosophen, ich kenne Sie wohl, Sie sind Schneider!« Auf diese Antwort suchten unsere Philosophen in aller Sitte und ganz verblüfft das Weite. (Der Humorist 1838.)

---

87. Um das Jahr 1790 traten viele junge Männer aus den ersten Familien nach dem Beispiel des Herzogs von Clarence, des spätern Königs Wilhelm IV., in den Seedienst. Ein Schiff besonders hatte sehr viele derselben an Bord. Die Jüngern mußten das Fockmastsegel einziehen. Eines Tages, als sie dieß auch thun sollten, rief ihnen der Kapitän zu: »Mylords und Gentlemen, ihr hochgebornen Jungen auf der Fockmaststange, rollt das Segel zusammen, oder Euch soll ein — —«

---

88. »Warum,« sagte der Abbé von Motignon, Coadjutor von Lisieux, zu der Aufseherin seines Hühnerhofes, »bist Du nicht so klug, meine Puter eben so theuer zu verkaufen, wie die Papageien, die nur halb so groß sind, und die man das Stück mit 4 Louisd'or bezahlt?« »Ja, sehen Sie, gnädiger Herr, die Puter, die reden nicht, wie die Papchen.« »Dummes Ding,« antwortete er zornig, »wenn meine Puter nicht reden, so denken sie dafür desto mehr!«

---

89. Auf einem bedeutenden Theater sollte Griseldis aufgeführt werden. Die Bärenhaut, welche Percival trägt, fehlte. Man suchte überall und fand sie nicht. Endlich sagte ein Witzbold: »Schicken Sie doch zu dem Regisseur, Herrn N, der hat ja die ganze Zeit darauf gelegen.«

---

90. Ein Schiffsarzt sagte zu einem andern: Soll ich Ihnen mein Werk: De Pestium et Pestilentiarum schicken? Der andere, ein witziger Kopf, wies das Anerbieten ab, indem er versicherte, »daß zur Zeit die Schiffsapotheke hinlänglich mit Brechpulver versehen wäre.«

---

91. Am Krankenbette einer jungen Frau, die in Fieberphantasien lag, saßen die Herren Doktoren X. und Y. und konsultirten über den Krankheitsfall. Die Patientin richtete sich plötzlich auf und rief: »Der Herr Doktor X. ist ein Esel.« — »Sehen Sie, Herr Collega,« sagte Doktor Y. im Tone der Ueberlegenheit zu dem andern, »hate ich nicht recht, wenn ich behaupte, die Kranke habe lichte Augenblicke?«

---

92. Ein Doktor der Arzneikunde und ein Doktor der Rechte stritten um ihren wissenschaftlichen Rang. »Der meinige ist der älteste,« sagte der Jurist, »denn Kain erschlug den Abel, und dieß war der erste Kriminalfall.« »Wohl wahr,« entgegnete der Arzt, »aber älter ist die Wegnahme einer Rippe von dem Urvater Adam, und dieß war eine Operation.«

---

93. Der reiche Exdirektor Rewbel kam bald nach Auflösung der Direktorialregierung in Frankreich krank und äußerst leidend nach Plombières. Er ward von Gicht- und Steinschmerzen gequält. In einem der heftigsten Anfälle sagte er zum Arzte: »Ich leide Höllenschmerzen.« Der Arzt, ein bekannter Sarkast, erwiederte trocken: »Wie? Jetzt schon?«

---

94. Karl Friedrich von Baden besah den sehr wohlgelegenen und vortrefflich unterhaltenen Garten des ehemaligen Forstverwalters B. zu Pforzheim. Er bewunderte besonders das herrliche Obst an den Spalieren und sagte: »So habe ich es nicht in meinen Gärten.« »Ganz natürlich, Euer Durchlaucht, ich habe aber auch die Morgensonne den ganzen Tag vom Morgen bis zum Abend.« »So hab' ich sie nun freilich nicht,« war Karl Friedrichs Antwort.

---

95. Ein sehr korpulenter Herr saß im Parket. Ein fader Witzling, der, um an ihm vorüber zu kommen, sich drängen mußte, bemerkte spöttelnd: »Wahrlich, mein Herr, wenn man eine so außerordentliche Fülle besitzt, sollte man nicht hieher kommen.« »Entschuldigen Sie,« lächelte Jener, »es ist nicht Jedermanns Sache flach zu sein.«

---

96. In den Schauspielhäusern zu Paris ist es Sitte, daß wenn Jemand seinen Plaz im Parterre verläßt, er an die Lehne seines Sitzes, um denselben sich zu sichern, sein Schnupftuch bindet. Ein junger Mensch hatte dieß unlängst bei einer Vorstellung ebenfalls befolgt, aber ein Engländer dessen Plaz während seiner Abwesenheit eingenommen. Der erste Inhaber desselben reklamirte ihn bei seiner Rückkehr; der Brite wollte sich nicht dazu verstehen; es entstand darüber ein Wortwechsel, in welchem sich der von seinem Sitz Verdrängte auf sein Recht dazu durch sein Schnupftuch und auf die Entscheidung der zunächst befindlichen Zuschauer berief: daß ein solches Schnupftuch immer respektirt werde. Viele der Zuschauer des Parterres bestätigten die Wahrheit dieser Behauptung mit dem Zusatze: sie zweifelten nun nicht, daß der Engländer den widerrechtlich eingenommenen Plaz räumen würde. Dieser verstand sich jetzt dazu, aber indem er ihm den ersten Inhaber überließ, sagte er ihm mit sarkastischer Kälte: »Ich konn-

te mir nicht vorstellen, daß hier zu Lande ein schmutziger Laffen einen Gentleman repräsentirt.«

97. In einer vielbesuchten Barbierstube erhält man nach Abnahme der Kinnbeschwerde und Erlegung eines halben Silbergroschens noch obendrein ein kleines Schnäpschen als Geschenk kredenzt. — Ein schlichter Landmann tritt bei Regenwetter dort ein, läßt sich vom Barte befreien und erhält die gewöhnliche Gratifikation, die ihm, an der Kolik leidend, wohl behagt. Da jedoch das längst ersehnte Benetzen mit der Essenz unserer vaterländischen, jetzt sehr theuern Ananas — schlechtweg Kartoffel genannt, ihm gar zu wohl mundete, hält derselbe sich ein Weilchen auf, und um nicht müßig zu sein, fordert er sich gegen Bezahlung noch ein Schnäpschen. Dieses wird ihm jedoch mit dem Bemerken verweigert: man sei hier nicht befugt, Schnaps zu verkaufen, worauf der Schmachtende entgegnete: »O, dann barbieren Sie mich doch rasch noch einmal, bevor mir der Durst vergeht.«

98. Ein Reisender in einer kleinen amerikanischen Stadt tobte gegen den Aufwärter: »Was machst Du, schwarzer Schurke!« rief er zornig, »schon zweimal hast Du mich geweckt, um mir zu sagen, daß das Frühstück fertig sei, und da ich nicht darauf höre, weil ich noch schlafen will, ziehst Du mir das Betttuch herunter?« »Ich kann nicht anders, lieber Herr!« erwiederte gelassen der Neger, »es soll als Tischtuch gebraucht werden.«

99. Auf der Insel Moritz hatte ein Neger an dem Tische seines Herrn gehört, wenn man Bankerott mache, gebe man höchstens die Hälfte von dem, was man schuldig sei, und er nahm sich sogleich vor, diese treffliche Sache auch zu versuchen, da er auf keine Weise mehr verdienen könnte. Er stahl deßhalb das gesammte, sehr bedeutende Silbergeschirr, verschloß es in einen Koffer und versteckte denselben in einen Brunnen, in welchem sich kein Wasser befand. Lange suchte man nach dem Silbergeschirr und dem Neger, bis man ihn endlich unten im Brunnen auf dem Koffer sitzen sah. »Was machst Du da mit meinem Silberzeuge?« fragte ihn der Herr. — »Herr,« antwortete der Neger in seinem Kauderwelsch, »ich mache Bankerott, wir wollen theilen, die Hälfte für Dich und die Hälfte für mich.«

100. Ein Reisender erzählt: »Zwischen Rastadt und Karlsruhe blies der Postillon so erbärmlich, daß die Vögel hätten aus der Luft fallen mögen. Man stellte ihn über seine zerreißende Musik zur Rede. Aber vermuthlich um uns den langweiligen Weg zu verkürzen, blies er dem ungeachtet alle Augenblicke, bis ihn endlich der eine meiner Reisegefährten aus Ungeduld einige mehr spaßhafte als ernstliche Schläge versetzte. »Nicht mich müssen Sie ausklopfen, mein Herr, sondern mein Posthorn, wenn Sie etwas verstehen — dieses ist voll Höhlen und Buckel, und wenn diese ausgeklopft sind, wird es besser gehen.« Hiebei zeigte er das Horn, erklärte die Sache und erhielt für sein etwas beschämendes Benehmen ein aufgebessertes Trinkgeld.«

101. In einer der jüngsten Versammlungen der Pariser Zuchtpolizei, einen Diebstahl betreffend, betheuerte eine Zeugin ihre Aussage, indem sie sich zum Tribunal wandte, mit den Worten: Ich habe es so gewiß gesehen, wie Sie, meine Herren, gute Christen und rechtschaffene Männer sind. »Sie irren,« bemerkte ihr der Advokat des Königs, Herr Anspach, welcher Jude ist. Dieses Intermezzo erregte eine mehre Minuten lang dauernde Heiterkeit im Tribunal und unter den Zuhörern.

102. Ein bekannter Geizhals applaudirte ohne Unterlaß während eines rührenden Familienstücks, worin Edelmuth und hochherzige Freigebigkeit eine Hauptrolle spielten. »Freigebigkeit ist so schwer,« sagte er, »ich weiß das von mir selbst, daß ich diese Tugend selbst auf der Bühne bewundere.«

103. Der berühmte geistreiche Dichter B. besaß einen Sohn von sehr beschränktem Verstande, welcher seinen Vater fortwährend um die Erlaubniß auf Reisen gehen zu dürfen quälte, und unablässig sein Verlangen aussprach, die Welt zu sehen. — »Ich habe nichts dagegen, daß Du die Welt siehst,« entgegnete B. eines Tages, »aber ich möchte nicht gern, daß die Welt Dich sehe, mein Sohn.«

104. Jemand pries die Reize einer nichts weniger als schönen Dame. »Warum machen Sie Ihre Ansprüche auf dieselben nicht geltend?« fragte ihn ein Anderer. — »Mit welchem Rechte könnte ich das?« — »Nach dem Völkerrechte, als der erste Entdecker derselben.«

105. »Wie sehr häßlich ist doch Herr M.« rief Frau von B., »es ist nicht zum Aushalten.« »Der Meinung bin ich nicht,« versetzte ein Witzling, »es kommt nur darauf an, von welcher Seite man ihn ansieht.« »Und von welcher Seite muß man ihn betrachten?« »Immer von der andern,« lautete die Antwort.

106. »Nun, Freundchen,« sprach A. zu einem Bekannten, welcher erst kurze Zeit verheiratet war, — »wie gefällt Dir der Ehestand?« — »So, so,« war die Antwort. — »Doch warte nur,« — entgegnete Ersterer, — »es kann sich noch ändern, denn nach den Flitterwochen werden die Weiber oft gerade das Gegentheil von dem, was sie scheinen.« »So!« erwiederte dieser erfreut, — »so darf ich dem dauerndsten Eheglück entgegen sehen.«

107. Ein sehr geduldiger Mann, dem seine Frau in allen Stücken widersprach, sagte einst, als dieß gerade wieder geschah, zu ihr: »Nun, laß es nur sein, mein Kind, ich weiß doch, daß ich ein gutes Weib habe.« — »Den Teufel hast Du!« rief die Frau in der Hitze des Gefechts.

108. Ein Landmann ward bei der Landwehr zum Korporal ernannt. Seine Frau besprach sich mit ihm über diese Standeserhebung, und meinte, ihre Kinder dürften jetzt nicht mehr mit den Nachbarkindern spielen. — »Nicht wahr, Vater,« fragte einer der Knaben eifrig, »wir sind jetzt alle Korporäle?« — »Halts Maul, Junge!« schalt die Mutter, »hier im Hause ist Niemand Korporal als der Vater und ich.«

109. In einem Familienkreise wurde an einem Winterabende am traulichen Kamin eine schauerliche Schatzgräbergeschichte erzählt. Den Zuhörern standen die Haare zu Berge, aber ein kleines Mädchen kicherte beständig. »Warum lachst Du denn,« fragte die Mutter, »weißt Du auch, was ein Schatz ist?« — »Ei freilich,« erwiederte das kleine Mädchen, »der Köchin ihr Musketier!«

110. Ein ungeduldiger Gläubiger überlief seinen Schuldner Tag für Tag, um einen kleinen Schuldenrest einzutreiben, konnte denselben jedoch nie zu Hause treffen. Nach langem Ablaufen endlich — fand er seinen Schuldner in Positur vor einem Porträtmaler sitzen. »Sie sehen, ich kann Sie für den Augenblick nicht befriedigen,« sprach dieser, »ich werde sonst nicht getroffen.« »Steh'n Sie immerhin auf,« nahm Jener das Wort, »ich habe mich überzeugt, daß Sie sehr schwer zu treffen sind.«

111. Ein Bettler bat um eine Gabe. — »Schämt Euch,« schalt der Angesprochene, »Ihr seid stark und robust, warum arbeitet Ihr nicht?« — »Ach mein Herr,« entgegnete der Bettler, »Sie würden mich so nicht fragen, wenn Sie wüßten, wie faul ich bin.«

112. Jemand stellte den Satz auf, die Menschheit bestehe aus zwei Klassen von Spitzbuben, von denen die eine gehängt werde. »Apropos,« unterbrach ihn ein Anwesender, »zu welcher Klasse zählen Sie sich?«

113. Ein Krämer berichtete seiner Frau, daß des Krieges wegen der Preis des Talges bedeutend gestiegen sei. »Mein Gott!« fragte die Frau, »haben die Armeen sich denn bei Licht geschlagen?«

114. Ein Gelehrter sagte zu einem schwäbischen Bauer, daß keine Arbeit schwerer sei, als Kopfarbeit. »Ja,« antwortete der Bauer, »ich seh's an meinen Ochsen, die g'häben sich allemal und schütteln die Köpfe, wenn ich sie vom Joch spanne.«

115. Bei der Abend-Visitation in einer Kaserne trat der wachthabende Offizier in die Stube, wo er zwar Stimmen hörte, aber keine Lampe brennend fand. »Seid Ihr Alle da?« Jeder antwortete: »Ja.« »Was macht Ihr denn hier im Finstern?« »Herr Hauptmann,« nahm einer das Wort, »der Gefreite Müller erzählt Gespenstergeschichten und wir Andern fürchten uns.«

116. Ein dicker pommerscher Schlächter ließ auf einem Schilde sich selbst abkonterfeien, wie er eben einen Ochsen todtschlägt. Er zeigte das fertige Schild seinem Hausnachbar mit der Frage: »Ob er auch gut getroffen sei.« Dieser antwortete: »J, nun ja, Herr Gevatter, Ihr seid gut getroffen, aber wer soll denn der Mann sind, der neben Euch steht?«

117. Bei einem großen Feuer in Berlin hatten sich mehre Spritzenleute heimlich entfernt, um in einem nahegelegenen Branntweinladen Stärkung zu suchen. Ein Polizeikommissär suchte sie auf und traf die Säumigen im genannten Laden, als eben das Trinken im besten Zuge war. Er fuhr sie mit den Worten an: »Heißt das spritzen, Ihr Schlingels?« — »Ne, Herr Kumzarius, det heeßt löschen,« war die Antwort.

118 Einem Journalisten wurde von einer galanten Dame ihr Stammbuch überreicht, um darin ein Denksprüchlein einzuschreiben. Beim Durchblättern fand er bei den meisten Namen zum Andenken eine Haarlocke mit einem Fädchen festgenäht. Er sann nicht lange und schrieb:

»In diesem Buch weiß man die Freundschaft recht zu fassen,
Den Namen nicht allein, hier muß man Haare lassen.«

Vaterl. Pilger 1840.

119. Ein Professor wurde von den Primanern ausgetrommelt. Ohne ärgerlich zu scheinen, sagte er: »Gut, gut, ich weiß schon längst, daß hier mehr Beine als Köpfe sind!« Es ward ruhig.

120. Ein Poltron in H. war in einer der letztvergangenen Nächte auf der Straße bestohlen worden, und als man ihm rieth, für die Zukunft Pistolen zu sich zu stecken, antwortete er: »Damit mir die auch weggenommen werden? Ich bedanke mich.«

121. Jemand rühmte sich, daß er seine Zeit sehr gut anzuwenden wisse, und erzählte einem Freunde, daß er niemals spazieren gehe, ohne ein Buch bei sich zu haben. »Sehr wohl,« erwiederte der Freund hierauf, »dieß ist die beste Manier, ohne Nutzen zu lesen, und ohne Vergnügen spazieren zu gehen.«

122. Ein Projektenmacher wollte einen Kapitalisten zu einer neuen Unternehmung bereden. »Ich gebe Ihnen mein Wort,« rief er, »wenn Sie nur ein 50,000 Thälerchen zu verlieren haben, werden wir Beide recht gute Geschäfte machen.«

123. »Heda! wer kann schwimmen?« rief ein Mann, der über die Themse wollte — und gleich umringten ihn die Schiffer und schrieen: »ich, Herr, ich!« Einer nur blieb in der Ferne stehen. »Kannst Du nicht schwimmen?« fragte ihn der Mann. »Nein, Herr!« antwortete der Schiffer. »Nun, dann fahr mich über.«

124. »Wie viel Todte?« fragte der Hospital-Arzt. — »Neun.« »Ich habe doch für zehn Medizin gegeben.« — »Ja, einer hat nicht einnehmen wollen.«

125. Jemand ging über einen Gottesacker, sah den Todtengräber beschäftigt, ein Grab zu graben, und fragte denselben, da er ihn kannte: »Wie geht es mit dem Geschäfte?« »Sehr todt,« war die Antwort.

126. Ich habe immer mit Ergötzen gelesen, was Julius Cäsar dem Haruspex zurief, der ihm Schlimmes weissagte, weil er in dem Opferthier kein Herz gefunden hatte: »Du konntest Erfreulicheres prophezeien, wenn Du wolltest, muß es denn sogleich ein Wunder sein, wenn ein Stück Vieh kein Herz hat.«

127. Wir dummen Buben konnten den Lauf der Erde um die Sonne nicht recht begreifen. Da fragte uns unser Lehrer, was natürlicher sei, daß sich das Feuer um den Braten oder der Braten um das Feuer drehe? Ein Bratenwender war uns klar, mithin auch das Sonnensystem.

128. Ein französischer neuer Schriftsteller vergleicht die Sonne mit einem goldnen Nagel, den ein kühner Tapezierer in die Himmelsdecke eingeschlagen.

129. Ein Araber antwortete auf die Frage, welches der beste Sitz in der Welt sei: »der Rücken eines flüchtigen Renners.« Hätte der Frager sich an Jonathan (Spitzname der Nordamerikaner) gewandt, so würde dieser geantwortet haben: »ein galoppirender Klepper.«

130. Tressan war sehr satyrisch und sagte bei jeder Gelegenheit beißende Sarkasmen, gewöhnlich aber bedauerte er es nachher und suchte den Unglimpf durch übertriebene Schmeicheleien wieder gut zu machen. Der Chevalier Beauveau war einst bei einem solchen Auftritt gegenwärtig und rief aus: »Seht da eine Wespe, die sich in Syrup ersäuft.«

131. Ein Araber, der in Marseille die Quarantäne halten mußte, rief aus: »Das menschliche Leben ist die Quarantäne des Paradieses!« und man fand diesen Ausspruch so treffend, daß man ihn in goldenen Buchstaben als Inschrift über die Quarantäne-Anstalt selbst gesetzt hat.

132. Das Militär in ** wurde sehr karg gekleidet. Ein Soldat stand Schildwache und sprach mit Jemanden von seinem Dienst. »Wenn Einer,« sagte er unter Anderem, »6 Monate in diesem Dienste ist, so kann er in der ganzen Welt als Schneider fortkommen.« — Ein Anderer begegnete seinem Kameraden auf der Straße; er that, als könne er ihn nicht recht erkennen, betrachtete ihn von Oben bis Unten und brach endlich in die Worte aus: »Bist Du's, Brüderchen, wir haben uns so lange nicht gesehen, auch hätte ich Dich wahrhaftig nicht erkannt, wenn Du nicht den nämlichen Hut aufhättest, den Du schon vor 20 Jahren getragen hast.«

133. Ein Gänsehirt wünschte sich, König von Frankreich zu sein, und auf die Frage, was er dann thun würde, antwortete er: »Ich würde meine Gänse zu Pferde hüten.«

134. Das Bonmotisiren war in der Schreckenszeit, wo es zur Guillotine ging, wie in Frankreich Alles, zur Mode geworden. Ein ehrlicher Mann konnte sich dadurch gar nicht mehr auszeichnen, denn der niedrigste Lump, der verächtlichste Bube ward auf dem Schaffot witzig: Dantons Bonmot ist gräßlich. Als einer seiner Gefährten ihn vor der Hinrichtung umarmen wollte, wies er ihn zurück und sagte: »Laß gut sein, unsere Köpfe kommen ja doch gleich im Sacke zusammen.«

135. Einige der gewöhnlichen Ausdrücke der Chinesen sind ziemlich spitzig und sarkastisch genug. Einen viel Lärm machenden, aber Niemand etwas zu Leide thuenden Mann nennen sie einen Papiertiger. Ueberschätzt sich Jemand selbst zu sehr, so vergleichen sie ihn mit einer Ratte, welche in eine Wagschale fällt und sich wiegen will. Einen Verschwender vergleichen sie mit einer Rakete, die auf einmal zerplatzt. Diejenigen, welche ihre Mildthätigkeit Entfernten bezeugen, aber ihre Familie vernachlässigen, hängen, wie sie sich ausdrücken, eine Laterne an eine hohe Stange, so daß man dieselbe zwar weit sieht, sie aber unten umher nicht leuchtet.

136. Bei der Kopulation eines Schusters, der sechs Weiber gehabt hatte, und sich mit dem siebenten trauen ließ, wählte der Geistliche zur Traurede folgenden Text: »Aus sechs Trübsalen hat Dich der Herr errettet, und in dem siebenten wird Dich kein Unfall treffen.«

137. In einem Blatte stand neulich folgende Korrespondenz eines Arztes: »Die Operation gelang uns aufs Vollkommenste und wir hatten unsern Zweck erreicht. Acht Tage darauf starb der Patient.«

138. Ein Chorist wurde Nachts aus dem Bette gerufen, um ein Ständchen mitzusingen. Er öffnete das Fenster und rief hinunter: »Nicht um die Schätze Indiens!« »Machen Sie keine Narrenspossen,« antworteten die Untenstehenden, »der Mann bekommt einen Kronenthaler.« In einigen Augenblicken war der Chorist da.

139. Zwiegespräch. »Brüderchen, wollen wir eenen nehmen?«

»Nein, Brüderchen, ich trinke niemals keenen Branntwein nich. och ist heute mein Bruder gestorben, da nehme ich ohnedieß keenen — och komm ich eben aus der Schenke, wo ich eenen genommen habe — ich trinke niemals keenen Branntwein nich.«

140. Im nordamerikanischen Staate Connecticut fand folgendes Zeugenverhör statt:

Richter: Kennt Ihr diesen Mann?

Zeuge: Ja, Eure Herrlichkeit.

Richter: Was wißt Ihr von seinem Charakter?

Zeuge: Er ist gut und schlimm, wie man es haben will.

Richter: Was meint Ihr damit?

Zeuge: Ich will damit sagen: gegen Gott ist er gerade, gegen die Menschen aber gedreht. Im amerikanischen Dialekt: good ward straight, but manward twistical.

141. Ein kleiner Knabe las in einem frommen Buche: »O Herr, wo du nicht bist, ist unser Tischler.« Der ganze Fehler lag nur in der Betonung, es hieß: »O Herr, wo du nicht bist, ist unser Tisch leer.«

142. Was ist die Liebe? — Einem jungen Genfer Professor ward die Frage: Was ist die Liebe? zur Beantwortung aufgegeben. Er sann ein oder zwei Minuten lang nach, zählte leise vor sich etwas an seinen Fingern ab, und sagte dann, es sei ein zweisilbiges Wort, das aus drei Selbstlauten und zwei Mitlauten bestehe.

143. Der im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts lebende Staatsrath Camus konnte gewisse Leute nicht leiden, die immer mit glatter Zunge und gekrümmtem Rücken an den Tafeln der Großen schmausten; er nannte sie Krüge, die bloß untertauchen, um sich zu füllen.

144. Ein Londoner Journal berichtet von einem Verbrecher, welcher bei dem Versuche zum Selbstmorde sich gefährlich verwundet hatte: »Er ist jetzt außer Gefahr und wird Morgen hingerichtet werden.«

145. Der Inhaber eines Sargmagazins in einer der Straßen Londons hatte in seinem Hause Zimmer zu vermiethen. Er befestigte die Anzeige für das Publikum an einem der ausgestellten Särge und man las darauf: »Wohnungen für einzelne Herren.«

146. »Ich hab' in Gedanken,« sagte ein Kentuckyer — »unsere Kentucky-Pferde werden Euch in Erstaunen setzen. Die sind allmächtige Ausgreifer im Trabe, thun's 'nen Nordwester-Wind jähling zuvor. Einmal nahm ich 'nen Engländer in meinem Gig nach Allabama-Land mit hinauf, und da sagt er: »Was ist denn das für ein großer Kirchhof, durch den wir fahren?« Ich antwortete ihm: »Fremdling, ich berechne, es ist nichts Anders, als die Meilensteine, denen wir so schnick vorbeifahren. Einmal hatt' ich aber ein Pferd, und ich erwarte, das war noch ein guten Theil rascher als jenes. Ich habe angesehen, daß ein Blitzstrahl es eine gute halbe Stunde umherjagte und es doch nicht einholen konnte.«

147. Ein Schulmeister in einer kleinen Stadt ward zur Verantwortung gezogen, weil er mehre Knaben gemißhandelt hatte. Er vertheidigte sich schriftlich und begann seine Auseinandersetzung mit den Worten: »Der Beruf eines Lehrers ist gleich der Aufgabe eines Mannes, der aus rohen Marmorblöcken Bildsäulen verfertigt. Nur dadurch, daß er den plumpen Stein mit Macht behauet, gedeihet dieser zum Kunstwerke. Also muß auch der Lehrer die ihm anvertrauten Knäblein allen Ernstes und Fleißes behauen u. s. w.«

148. Ein bekannter Schriftsteller charakterisirte die Münchner, die bekanntlich das Bier lieben, auf folgende witzige Weise: »Wenn der Münchner des Morgens aufsteht, ist er ein Bierfaß, und wenn er des Abends zu Bette geht, ein Faß Bier.«

149. »Ist das Verbum »Schlagen« thätig oder leidend?« fragte ein Dorfschullehrer, die Ruthe schwingend, einen zitternden Schüler. »Für Sie, Herr Lehrer,« sprach das Kind weinend, »ist's thätig, für mich leidend.«

150. Eine englische Zeitung meldet unter der Aufschrift: »Fortschritt der Intelligenz. Ein Schneider in der Regentstreet ladet in einer Zeitung lusttragende Artisten (alias Gesellen) ein, sich bei ihm zwischen den Perioden der Erfrischung, bestehend aus Frühstük, Diner, Thee und Souper, mit Arbeit zu divertiren.«

151. Der bischöflich Straßburgische Amtmann B., der seine Geschäfte sehr summarisch behandelte, pflegte zu den benachbarten Badischen Beamten in N. zu sagen: »Bei Eurem Oberamt bringt man nicht in ein Zimmer, was Ihr jährlich schreibt, und wir bei unserem Amt brauchen kaum ein Buch Papier jährlich. Und wann die Heuet kommt, so machen wir Heu, und wann die Ernte kommt, so ernten wir, und wann der Herbst kommt, so herbsten wir; alles so gut wie Ihr.«

152. Ein Bärenführer starb auf seinem Zuge durchs Schwabenland. Der Bär wurde konfiszirt und der Führer auf Kosten einer Stiftung beerdigt. Ein Rechenmann wollte die Kosten des Bären von denen des Bärenführers genau separirt wissen, weil sie auf verschiedene Kassen fielen. Die wegen des Bärenführers waren bescheinigt, nicht aber jene wegen des Bären. Er machte also das Notamen, warum nicht auch diese letztern attestirt seien. Da antwortete der Rechner: »Bär ist Rechnens und Schreibens unerfahren.«

153. Recept zu dem Zeugniß eines Dienstmädchens, wie es wirklich jüngst ausgestellt wurde. Es lautete: »Anna Clementine Aurelie, gebürtig aus Tanzhausen, hat ein Jahr — weniger 9 Monate — bei mir in Diensten gestanden, und sich in dieser Zeit fleißig — an der Hausthüre, genügsam — in der Arbeit, sorgsam — für sich selbst, geschwind — im Ausreden, freundlich — gegen Mannspersonen, treu ihren Liebhabern und ehrlich — wenn Alles verschlossen — bezeuget.«

154. Daß die Lust nach Amerika auszuwandern in unserm Welttheile so sehr überhand nimmt, das liegt lediglich in den Kartoffeln, welche bekanntlich aus jenem Lande stammen. Wir essen deren zu viel, und der in uns dadurch erweckte Kartoffelgeist ist weiter nichts, als das Heimweh der Kartoffeln selbst, welches uns durch den Genuß derselben mitgetheilt wird.

155. In einem Buche ist zu lesen: »Es ist zwar kein Kreuzzug für sich allein von erwünschtem Erfolg gewesen, aber alle zusammen haben Erfolg gehabt und würden ohne Zweifel auch den erwünschten gehabt haben, wenn er nicht vereitelt worden wäre.«

156. In London hat sich eine Gesellschaft von Dichtern gebildet, deren Stücke ausgepocht wurden. Der lebenslängliche Präsident derselben rühmt sich stolz, daß in einer siebenjährigen Laufbahn sein dauerhaftestes Werk ein Melodram war, in welchem alle Leute bis zum 4ten Akte blieben, weil sie im ersten schon eingeschlafen waren.

157. Neue Erfindungen. — In England, da einmal alle merkwürdigen Maschinen in England erfunden werden, wurden in einem Vereine folgende merkwürdige Gegenstände vorgezeigt. Professor Querspeer zeigte ein elegantes Modell einer tragbaren Eisenbahn in einem grünen Etui für die Westentasche. Wen nman dieses schöne Instrument unter den Stiefeln anschnallt, kann man in einer Stunde 10 Meilen weit zu Fuße gehen. Der Erfinder glaubt das Instrument besonders Gelehrten und andern Personen empfehlen zu können, die viel sitzen und nicht viel Zeit zum Spazierengehen haben, indem sie mit Hilfe desselben in der kürzesten Zeit die weitesten Fußreisen auf höchst bequeme Weise würden machen können.

Ein Professor Hochherr bat hierauf die Anwesenden, ihre Aufmerksamkeit seinem neuen Aktien-Barometer zu schenken. Dieses Instrument sah höchst elegant aus und wurde auf der Rückseite durch Schnuren dirigirt, wie die Puppen in einem Puppentheater. Dem Quecksilber war durch eine höchst sinnreiche Vorrichtung die Möglichkeit gegeben, daß, sobald Direktoren einer Aktien-Gesellschaft mit zu verkaufenden Aktien sich dahinter stellten, das Instrument auf wenig Kosten und große Dividende zeigte, während, sobald die Direktoren Aktien kaufen wollten, der Barometer auf große Kosten und geringe Dividende wies. Der Erfinder versicherte, die Maschine sei schon vielfältig gebraucht worden und es wären viele Bestellungen auf dergleichen kostbare Barometer eingegangen.

Unterdeß war ein Professor angekommen, welcher das Modell zu einer Rettungsleiter bei Feuersbrünsten vorzeigte. Diese Leiter kann in wenigstens einer halben Stunde angelegt werden und mittelst derselben können die jüngsten und schwächsten Personen, sobald sie nur einige Minuten in einem Fenster zu stehen vermögen, ohne auf die Straße hinunter zu fallen, gerettet werden. Der Professor erzählte, die Zahl der Knaben, die er am Tage versuchsweise, wenn kein Feuer gewesen, gerettet habe, sei fast unglaublich. Sobald in seinem Wohnorte eine Feuersbrunst ausgebrochen sei, habe er sich den nächsten Tag mit seiner Leiter an Ort und Stelle begeben und durch Versuche vor vielen Menschen gezeigt, wie viele Personen hätten aus den Flammen gerettet werden können.

---

158. Reithandbuch für junge Damen. — Seitdem die junge Königin Viktoria regiert, ist unter den englischen Damen die Liebhaberei, Spazierritte zu machen, noch viel verbreiteter, als früher. Alles bemüht sich jetzt, so und nicht anders zu Pferde zu sitzen, wie es die anmuthige Königin thut, und um dieß noch rascher und besser begreiflich zu machen, ist kürzlich ein eigenes Lehrbuch unter dem Titel: »The young Lady's equestrain Manual« erschienen. Dasselbe begnügt sich nicht, den kühnen britischen Amazonen Anleitungen nach der neuesten Reitmethode zu ertheilen, sondern belehrt sie auch über die Geschichte der Reitkunst bei den englischen Damen überhaupt. Wir erfahren daraus unter Anderem, daß bis zur Zeit der Königin Elisabeth die Frauen eben so zu Pferde gesessen haben, wie noch heut zu Tage die Männer. Erst die jungfräuliche Königin hat den einseitigen Sattel in Mode gebracht.

---

159. Das Paradies. — Im bairischen Kreise Unterfranken liegt das Dorf Kleinbrach, in welchem nach ämtlicher Erklärung, »seit Menschengedenken kein einziges uneheliches Kind, keine wegen Unsittlichkeit und Arbeitscheu angeklagte Person, kein Bettler und kein Armer zu finden gewesen.« Dieses Dorf muß wohl sehr, sehr klein sein.

---

160. Die Zeit der Spottmünzen ist ziemlich vorüber, indeß hat neulich ein Gläubiger in Paris den Einfall gehabt, eine Medaille von Blei mit dem Namen seines saumseligen Schuldners und dem Datum der Schuld prägen zu lassen. Der Schuldner ist einer der berümtesten Romandichter neuerer Zeit.

---

161. Nutzen der Telegraphen. — Der Telegraph von Curhaven hat sich neulich auf eine Weise nützlich gemacht, an die bei Errichtung desselben wohl nicht gedacht wurde. Es ging nämlich ein junger Mensch, der sich vermittelst Nachahmung der Unterschrift seiner Prinzipale eine Summe Geldes verschafft hatte, mit einem Dampfschiffe nach England, ehe solches aber Curhaven erreicht hatte, war er schon durch die Hamburger Polizei bei der dortigen Behörde requirirt; er wurde sogleich bei seiner Ankunft verhaftet und unter Eskorte zurückgeschickt.

---

162. Im Jahre 1776 waren in Paris viereckige Hüte Mode, bald darauf zweieckige. Runde Hüte, nach englischer Art, kamen noch in demselben Jahre auf. — Der alte Herzog von Richelieu jagte seinen Kammerdiener fort, weil er ihm einen viereckigen hingelegt hatte, als die zweieckigen schon seit mehr als 24 Stunden Mode waren.

---

163. Die spanischen Guerilleros rühmen sich einer großen Sicherheit im Schießen. Vor einiger Zeit befenden sich zwei im Hinterhalte an einer Straße; ein Offizier von der Armee der Königin kam heran, und zwei Flintenschüsse knallten zu gleicher Zeit. Der Offizier war todt. Beide Guerilleros rühmten sich, ihn erschossen zu haben. »Wohin zieltest Du?« fragte der eine den andern. »Nach dem Herzen; und Du?« — »Nach dem Auge.« Man untersuchte den Leichnam; er war in das Herz und in das Auge getroffen.

---

164. Eigenheit Skinners. — Der bekannte englische Major und Reisende, Thomas Skinner, soll (laut der »Literary Gazette«) jetzt unter allen Engländern die wunderlichsten Marotten zeigen. So z. B. pflegt er mit unsäglicher Zärtlichkeit einen Blumenstock aus Indien, den er tagtäglich mit einem Fingerhut voll Gangeswasser begießt, wovon er eine Masse Krüge mit von der Reise gebracht. Ferner läßt er seine Nägel ungeheuer lang und spitz wachsen, wohl zum Beweis, daß er in Ostindien gewesen. Er will wenigstens eben so vornehm scheinen, als ein vornehmer Indier, dessen Nägel die Stelle seines Stammbaums vertreten.

---

165. Die Betteljuden in Konstantinopel wenden sich selten an Fremde, und wenn sie andere Juden ansprechen, strecken sie die Hand aus mit den Worten: »Das Meinige.« Dieses stolze Benehmen unter Lum-

pen hat etwas Auffallendes. Um so vielen Forderungen genug zu thun, haben die Juden ein eigenes Mittel erfunden. Sie haben den kleinsten Münzwerth der Hauptstadt noch verkleinert; ein Para wird in drei kleine Kupferstücke getheilt, die dem Bettler jedoch, bei dem geringen Preise der Lebensmittel, immer noch genug gewähren.

166. Es ist außerordentlich, wie bindend und anziehend ein gemeinsames Vaterland auswärts ist. »Sind keine Böblinger da?« rief ein ehrlicher Schwabe, als er zu Batavia ans Land stieg. Böblingen ist ein kleines würtembergisches Landstädtchen, das auf mancher Karte gar nicht bemerkt ist.

167. Der deutsche Student. — »Unvergeßlich sind mir,« erzählt Hofrath Reinbeck in seinem Werke »Ernst und Laune,« »zwei Pommeraner, die ich mehrmals im Fürstenkeller zu Jena sah. Sie waren die leibhaften Bilder vollkommener alter Bursche; als solche stellten sie sich mit selbstgenügsamem Stolze dar, und so betrachtete man sie mit einer Art von Verehrung. Ich war ein junges Füchslein (so heißt man die jungen Ankömmlinge) und durfte solche Größe nur in ehrerbietiger Ferne anstaunen. Ganz allein an einem langen Tische, am äußersten Ende, saßen sie gewöhnlich Abends einander gegenüber — im vorgerückten Studentenalter von beiläufig 24 Jahren, ernsten, imperturbablen Blicks, mit großen Adlernasen und weit geschlitzten Mäulern. Sie nahmen nur von sich Notiz — Wirth und Kellner kannten die Bedienung, die sie verlangten, so lange sie da saßen, und jene verloren deßhalb kein Wort. Nur sich sahen sie an, nur für sich hatten sie Sprache, die aber nur in abgebrochenen, seltenen Lauten bestand, weil keiner den andern in seiner hohen Selbstbetrachtung stören wollte. Jeder hatte auf den glattgekämmten Haaren eine hart anliegende, schwarzlederne Mütze, die eigentlich wie ein Netz aussah, so sehr war sie von dem hundertmal ertönten Landesvater *) durchstochen. Der Körper war bis auf die Knöchel von einem grauen Ueberrocke bedeckt, dessen sichtbare Löcher die Qualität des alten Burschen schon von Weitem ankündigten. Die Szene hat zwei Akte, einen, wobei bloß Bier getrunken und aus einer meerschaumenen, dunkelbraunen Pfeife geraucht wird, und einen andern, wobei das Bier nicht sowohl durch Tabakrauch, als durch Speise gewürzt wird. Ich wähle den letztern, als den reichhaltigern. So wie sie ihren gewohnten Plaz eingenommen haben, setzt der Aufwärter beiden zwei große, mit Bier gefüllte Commersgläser hin — hiezu wird stillschweigend geraucht und wenn jeder seine zwei Gläser wenigstens zweimal geleert hat (denn sie trinken immer zugleich und setzen nie an, ohne zu leeren), so bringt der Kellner eine stattliche Schüssel mit dampfenden Kartoffeln und Salz. Langsam, ernst und gravitätisch greift man in die Kartoffeln, und während man sie expedirt, werden etwa von Viertelstunde zu Viertelstunde die Commersgläser stillschweigend und unaufgefordert gefüllt — sodann allemal gleichzeitig von jedem das eine in die linke, das andere in die rechte Hand genommen und jedes nach einander, ohne Absatz, ausgeleert. Man muß sich nicht vorstellen, daß dieß ein gewöhnlicher Akt des Trinkens sei, wie man ihn bei andern Menschen sieht — das ist, wie wenn man an einem gut angelegten Kanal die Schleusse öffnet und das Wasser in kompakten vollen Massen hineinströmen läßt — jedes Glas braucht nur einen einzigen perpendikulären Fall und wird stets im rechten Mundwinkel angesetzt, so daß dieser von dem unzählbaren Gebrauche sich bereits sichtbar hinunter gezogen hat, gerade, als wenn den Trinker der Schlag gerührt hätte. So oft dieser wichtige Akt vorfällt, also beiläufig alle Viertelstunden, erschallen beiderseits aus nassem Biermaul und mit lauter, pathetischer Stimme ganz langsam die Worte: »Prosit, Herr Bruder, das wirkt!« und dann tritt wieder das stille Konsumtionsgeschäft an den Kartoffeln ein — und so geht es ungefähr sechsmal fort, wo jeder seine Portion in zweifachem Betreff zu sich genommen hat. Die Bereitung zum Abzug geschieht durch das Füllen der Pfeifen — sie werden angezündet, und nun treten beide, die Nächstumstehenden still begrüßend, Arm in Arm wortlos ab — von spezieller Zeche ist keine Rede, der Wirth notirt den Betrag und pumpt (kreditirt) bis zum nächsten Wechsel *), denn es wäre grober Verstoß gegen alle Burschenehre, wenn solchen respektabeln Subjekten im öffentlichen Conseß Geld abgefordert würde. So ging es während meines kurzen Aufenthalts in Jena ungefähr alle Tage, und gewiß so lange, als noch einiges Geld floß, und man muß nicht glauben, daß dieß verdorbene, schlechte Subjekte waren — nein, es waren ernste, fleißige Männer, tüchtige Theologen, über eigentliche Studentenstreiche längst hinaus, die aber die akademische Freiheit bei Kartoffeln und schlechtem Bier jedem andern Lebensverhältniß vorzogen, und sie daher in der von ihnen ausgedachten Reinheit so lange als möglich genießen wollten.

168. Die englische Mode führt ihre Diener häufig zu Extravaganzen, die man kaum begreifen kann. Vor einigen Jahren war z. B. im Westende Londons eine kleine Straße, Bondstreet, genannt, und von den besten Buchhändlern Londons bewohnt, in Mode gekom-

*) So heißt ein Studentenlied, wobei man den Landesvater leben läßt und die Mütze an den Degen steckt.

*) So heißt der periodische Geldbezug der Studenten.

men. Wer auf den Titel Gentleman Anspruch machen wollte, mußte Tag für Tag Schlag 4 Uhr in Bondstreet vom Pferde steigen, und zwar mit Stiefeln, die von einem gelblichen Kothe angespritzt sein mußten, welcher nur an einem ziemlich entfernten Promenadeorte zu finden war. Dorthin gingen alle eleganten Cavalcaden. Wer nicht genug Muße oder hinreichend schöne Pferde hatte, um diesen Cavalcaden zu folgen, wagte nicht, sich mit seinen unbespritzten Stiefeln in Bondstreet zu zeigen. Was geschah? Ein Spekulant öffnete einige Schritte von Bondstreet ein Depot dieses fashionablen Kothes, und die Dandies zweiten Ranges ließen sich dort ihre Stiefel bespritzen, so wie sie selbe zu andern Zeiten wichsen ließen. Als aber diese List entdeckt wurde, kamen die Bespritzten und Bondstreet aus der Mode.

---

169. Am 1. September 1838 wurde vor dem Pariser königl. Gerichtshof ein Prozeß verhandelt, in welchem ein Herr von Baincourt, der von seinem Vater 600,000 Fr. und ein kostbares Mobiliar geerbt hatte, außerdem ein kleines Grundstück verlangte, welches sein Vater bei Lebzeiten der Amme seines Sohnes geschenkt hatte und das höchstens 3500 Franks werth war. Der Kläger wurde in dessen Vormund abgewiesen. Der Präsident erklärte den Prozeß für eine Schande. Der Advokat des Vormundes erwiederte, es sei keine Schande, wenn ein Vormund die Rechte seines Mündels wahre. Präsident: »Und doch sage ich laut, es ist eine Schande. Ich habe kein solches Vermögen, als ihr Klient, aber ich habe kleine Kinder, ich habe alle meine Ammen bezahlt und ihnen nachher noch Geschenke gemacht; es ist eine Schande, daß Ihr Klient bei einer solchen Klage in Frankreich einen Advokaten gefunden hat.« Der Gerichtshof ging in größter Aufregung auseinander.

---

170. Eine merkwürdige Thatsache ist, daß gerade die ausgezeichnetsten Geister, die Fürsten der englischen Literatur, ihre Bildung keiner gelehrten Schule zu verdanken haben. So unter den Dichtern: Shakespeare, Butler, Pope, Spenser, Swift, Thomson, Goldsmith, Beaumont, Fletcher, Ben Johnson, Burns u. A. Ferner unter den Gelehrten, Philosophen, Geschichtschreibern rc.: Newton, Bentley, Dr. Lardner, Hemstead, Saunderson, Simpson, Clarendon, Hume, Robertson, Jenner, Brown, Harvey, Davy, Faraday, Lord Bacon, Schaftsbury, Hobbes. Unter den Feldherrn und Staatsmännern hatten auch Marlborough, Clise, General Wolfe, Lord Burleigh, Cromwell, Hampden, Sir Walter Raleigh, Sir William Temple, Burke, Pitt u. A. keine gelehrte Schulbildung genossen. Welch eine Gallerie von ausgezeichneten Menschen. Das Resultat davon ist wohl, daß das Genie sich oft selbst Bahn macht, und daß die Schule durch ihre Formen es noch häufiger tödtet und zu Mittelwaare macht.

---

171. Napoleon pflegte zu sagen: »Wenn ich eine gute Kopfarbeit brauche, so wähle ich, so seltsam es auch scheinen mag, stets einen Mann mit einer langen Nase, vorausgesetzt, daß er die nöthige Bildung besitzt. Sein Athem ist kühn und frei, und sein Gehirn, wie seine Lunge und sein Herz, kalt und klar. In meiner Menschenbeobachtung habe ich fast unveränderlich gefunden, daß eine lange Nase und ein guter Kopf mit einander verbunden sind.« Daher lassen sich gute Köpfe so leicht bei der Nase herumführen.

(Der Humorist 1838.)

---

172. Victor Hugo sagt in der Vorrede zu seinen »Oden« sehr treffend: »Der Dichter soll nur ein Muster haben, die Natur, einen Führer, die Wahrheit. Nicht mit dem, was geschrieben ist, soll er schreiben, sondern mit seiner Seele und mit seinem Herzen. Von allen Büchern, welche in den Händen der Menschen sich befinden, sollen nur zwei durch ihn studirt werden: Homer und die Bibel, und zwar deßwegen, weil diese beiden ehrwürdigen Bücher, die ersten ihrer Zeit und ihrem Werth nach, sie, die fast so alt sind, wie die Welt, selbst zwei Welten für den Gedanken sind. Man findet in ihnen gewissermaßen die ganze Schöpfung aus ihrem doppelten Gesichtspunkt betrachtet; im Homer durch den Genius des Menschen, in der Bibel durch den Geist Gottes.« — Sehr schön gesagt; aber ist es nicht gerade die französische Literatur, die dieß am wenigsten befolgt?

---

173. »Es gibt,« äußerte einst der verstorbene Satyriker Th. Friedrich, »drei Dinge, die ich stets sehr liebte, obgleich ich sie niemals verstanden habe: Die Musik, die Malerei und — die Weiber.«

---

174. »Wo denken Sie hin« — schreibt Voltaire an d'Alembert — »wenn Sie behaupten, die Wissenschaften seien uns mehr, als irgend einer andern Nation schuldig? Wir haben keine Schiebkarre erfunden.«.

---

175. »Nie,« sagte Pope — »sollten wir erröthen, einzugestehen, daß wir Unrecht gehabt haben; denn wir beweisen durch das Geständniß selbst ja immer, daß wir vernünftiger geworden.«

---

176. Seltsam, daß das Zeichen der Rechner für mehr, überhaupt für eine Hinzuzählung + ganz gleich ist dem Zeichen der Geschichtschreiber für todt, — nämlich auch †.

Spiegelbilder.

Belehrung und Warnung in Beispielen.

Warnungstafeln *).

A. Unglücksfälle durch Natur-Ereignisse.

Bergeinstürze — Erdfälle.

1. Zu Dees-Akna, in Siebenbürgen, stürzte am 30. März 1839 in der Morgendämmerung der oberhalb der neu bearbeiteten Ferdinands-Grube befindliche Berg ein und verschüttete die mit ungeheuern Unkosten eröffnete, in guten Stand versetzte neue Grube. Durch die Sorgfalt des dasigen k Salzamtes wurden die Gebäude zwar vom Verderben gerettet, doch ist dieß ein sehr geringer Ersatz für den der Grube zugekommenen großen Schaden. Seit jener Zeit drohen noch zwei aufgelassene Gruben einzustürzen.

2. Am 3. April 1839 löste in einem Schachte des Kupfer- und Bleibergwerkes der Werlauer Gewerkschaft, im preuß. Regierungsbezirk Coblenz, eine bedeutende Masse von Steinen und Erde sich ab und verschüttete sechs Bergleute, die jedoch von andern in der Nähe befindlichen Arbeitern sogleich aus dem Schutte herausgezogen wurden. Einer der Verunglückten, der 23jährige Peter Retzman aus Carbach, war auf der Stelle todt geblieben, die übrigen, unter denen 4 Familienväter (einer derselben mit 6 Kindern), haben alle bedeutende Beschädigungen erlitten.

3. Am 14. Juni 1838 brach ein ungeheurer Felssturz über die Gemeinde von Giznin in Piemont nieder. Eine beträchtliche Menge Wein- und Ackerland, wie auch Gebäude, wurden unter den Ruinen begraben. Glücklicherweise ward kein Menschenleben durch dieses furchtbare Natur-Ereigniß vernichtet.

4. Von dem unfern des Dorfes Pfaffendorf gelegenen Pfaffensteine bei Königstein in Sachsen trennte sich am 2. Oktober 1838 gegen Mittag eine 100 Ellen hohe und 30 Ellen breite, steile Felsenwand los, stürzte unter donnerähnlichem Krachen und Erregung einer undurchdringlichen Staubwolke herab und überschüttete mit ihren Trümmern eine Waldfläche von ungefähr 1 1/2 Scheffel Land gänzlich. Von den unter den Steinmassen vergrabenen Bäumen ist keine Spur mehr zu sehen, indem sich mehre Klafter hohe Trümmer darüber gethürmt; nur an beiden Seiten der Bahn, welche die Steinblöcke bedecken, zeugen zersplitterte und ausgewurzelte Stämme, nebst weithin geschleuderten Steinstücken von der Gewalt des erfolgten Sturzes. Allerdings war der erwähnte Sturz früher oder später schon zu befürchten gewesen, indem durch Herausgrabung einer Schicht lockern, weißen Sandes, welche die Basis des festen Felsens bildete, derselbe zum großen Theil unterminirt war, und nur der gütigen Vorsehung ist es zu danken, daß kein Menschenleben dabei zu beklagen ist, obgleich man unvorsichtig genug noch die nächste Zeit vorher Sand aus jener Höhle geholt hat. — Uebrigens steht zu befürchten, daß vielleicht in Kurzem auf derselben Stelle eine eben so große Felsenwand nachfolgt, welche sich schon durch einen mächtigen Riß in ihrer ganzen Länge von der Hauptbasis losgetrennt hat, und nur noch von einem unbedeutenden Felsenstück zusammengehalten wird.

5. Bei Dunkirk, unweit Northwich, in der Grafschaft Chester in England, ist im Oktober 1838 ein Erdfall in der Ausdehnung von einem Morgen und bis zu einer Tiefe von 40 bis 60 Fuß erfolgt. Es befindet sich auf dieser Stelle, 150 Fuß unter der Oberfläche, eine über 40 Fuß mächtige Ader von Steinsalz, die wie gewöhnlich ausgebeutet wurde, ehe man zu der untern Ader in einer Tiefe von 300 Fuß einen Schacht abteufte. Schon seit einiger Zeit hatte man die zur Unterstützung der obern Erdschicht nöthigen Vesten wan-

*) Nachtrag zu den Ein Tausend Neun Hundert Vierundsechzig Fällen und Lehr-, Trauer- und Warnungsgeschichten, welche in den frühern Jahrgängen (von 1814 bis 1839) erzählt wurden.

kend gefunden; die Arbeiten hatten jedoch bis zum 20. Oktober fortgedauert; am 22. Oktober aber weigerten sich die Werkleute, ihre Arbeit fortzusetzen, weil man ein dumpfes Geräusch unter der Oberfläche vernahm. Am folgenden Morgen versuchten einige Arbeiter, einen Eimer in den Wasserschacht hinabzulassen, es zeigte sich aber, daß die Planke auf einer Seite desselben gewichen war, und der Eimer nicht bis in die Tiefe hinabgehen konnte. Ehe man noch die nahe Gefahr ahnte, stürzte mit furchtbarem Getöse die Erde ein, die umliegenden Arbeitsgebäude nebst zwei bewohnten kleinen Häusern wurden in den Abgrund gerissen und mit denselben 12 Menschen, die bald von den Trümmern überschüttet wurden. Nur einige entkamen wie durch ein Wunder. Die Erschütterung war so groß, daß sie in Northwich wie ein Erdbeben empfunden wurde Einige der Verschütteten wurden mit großer Mühe gerettet, von den übrigen fand man nur die Leichen.

(Der Adler 1838.)

Gewitterstürme — Blitzschläge.

6. Der Sturm vom 6. Jänner 1839. — Der Sturm, welcher vom 6. bis zum 8. Jänner 1839 an den englischen Küsten wüthete, war nach allen Schilderungen der furchtbarste, den man in diesem Jahrhundert erlebt hat. Die ganze westliche Küste von Irland und England wurde von den furchtbarsten Ereignissen heimgesucht. In und um Liverpool sind auf 100 Menschen umgekommen, und der Werth des dort auf dem Lande verwüsteten Eigenthums ward auf eine Mill. Pfund Sterl. angegeben. Viele Schiffe sind theils gescheitert, theils schwer beschädigt worden. Das Dampfschiff Viktoria, welches, von einem geschickten, unternehmenden Kapitän befehligt, am 7. Jänner früh in See stach, hat auf 100 Menschen gerettet. In Dumfries sind einige hundert Häuser stark beschädigt worden. Vor Allen aber war Dublin ein Schauplaz der Verheerung. Mehre Straßen sind theils durch den Orkan, theils durch Feuersbrunst gänzlich verheert worden und bieten den Anblick einer erstürmten Stadt dar. Während des Sturmes war der Himmel zuweilen von schwarzen Wolken bedeckt, welche die Schrecknisse des furchtbaren Schauspiels erhöhten, und wenn der Orkan sie auseinander jagte, war der Anblick des Himmels nicht minder schreckbar, da während des größten Theils der Nacht ein Nordschein über der Stadt stand, zu welchem die Flammen und Rauchsäulen der brennenden Häuser emporschlugen.

Der Lord Castlemaier verlor in diesem Sturme, am Abend des 6. Jänner, sein Leben. Als Se. Herrlichkeit ein Fenster im Schlafgemach schließen wollte, verlegte sich der Wind mit solcher Heftigkeit in dasselbe, daß der edle Lord mit solcher Gewalt auf den Fußboden geworfen wurde, daß er auf der Stelle seinen Geist aufgab. Ein Liverpooler Journal berichtete: Die Zahl der im letzten Orkan im Flusse Mersey und an der Küste von Liverpool umgekommenen Menschen ist sehr bedeutend. In der Stadt und in deren nächsten Umgebungen wurden 9 Individuen erschlagen oder erstickt, im Flusse ertranken 17, 89 aber gingen am Meeresstrande zu Grunde. Die Gesammtsumme der Opfer beträgt also 115.

Nachrichten aus Londonderry, in Irland, zufolge waren die Kommunikationen auf mehren Eisenbahnen unterbrochen durch die Unzahl der durch die letzten Stürme entwurzelten und auf die Bahn geschleuderten Bäume.

Auch in Stuttgart (und an andern Orten Deutschlands) wüthete in den ersten Tagen des Jänner 1839 ein furchtbarer Sturm, welcher Bäume entwurzelte und Dächer abdeckte. Ein Postwagen wurde sammt seinem Pferde in den Graben geworfen. In der Nacht vom 7. donnerte und blitzte es so heftig, daß man sich mitten in den Sommer versetzt glaubte. Thermometer und Barometer wechselten unaufhörlich.

In der Nacht vom 7. auf den 8. Jänner wüthete in Kopenhagen ein orkanartiger Sturm aus Süden zu Südwesten mit Schneegestöber, und währte den Tag über bis in die Nacht hinein. Bei Helsingör ist fast das ganze Bollwerk am Hafen fortgerissen. Ein nahe am Hafen erst im letzten Sommer angelegter Garten ist nebst seinem Lusthause ein Raub der herandrängenden Fluten geworden.

---

7. Wettererscheinungen auf dem Simplon. — Ein furchtbarer Orkan verursachte am 10. und 11. Jänner 1839 auf dem Simplon einen großen Schrecken. Ein noch furchtbarerer wüthete aber am 21., 22. und 23. Jänner. Das arme Dorf Simplon war vorzugsweise der Wuth des Nordwindes ausgesetzt; die mit starken Nägeln auf die Dächer befestigten Ziegel wurden losgerissen und in eine Entfernung von 7 bis 8 Minuten geschleudert; die Bäume wurden entwurzelt und weithin gezogen; der Wind, der sich mit furchtbarem Heulen in den Fenstern des Kirchthurmes fing, brachte alle Glocken in Bewegung und läutete selbst Sturm. Beim ersten Glockenschlage kamen alle Einwohner aus ihren Häusern mit Eimern und anderem Löschgeräthe, um der Feuersbrunst, welche glücklicherweise nicht existirte, Einhalt zu thun. Niemand wagte sich zur Beseitigung des Sturmläutens in den Thurm, aus Furcht, unter seinen Trümmern begraben zu werden.

8. Am 26. Jänner 1839 wurde New-York von einem Sturmwind mit Regen heimgesucht, wie er dort seit dem September 1820 nicht mehr vorgekommen. Nachmittag war er bis zu einem förmlichen Orkan gestiegen, und da er von Südosten her wüthete, so trieb er das Wasser der Flüsse in die Straßen der Stadt, die auf vielen Stellen 4 bis 5 Fuß hoch überschwemmt waren. Schindeln, Ziegel, Stücke von Aushängschilden und Fenster flogen in allen Richtungen umher. An Werften, Schiffen (drei schöne Boote scheiterten), Häusern und besonders den in den Kellern aufgespeicherten Waaren hat das Unwetter großen Schaden angerichtet. Noch schlimmer hauste dasselbe in Philadelphia, wo unter andern die Eisenbahnbrücke und die schwimmende Brücke über den Schuylkill weggerissen wurden; das ganze Ufer dieses Flusses war mit Trümmern mancherlei Besitzthums bestreut; vielen Familien wurden ihre Wohnungen mit all ihrer Habe von den Fluten weggerissen, auch verloren mehre Menschen das Leben.

(Allgem. Ztg.)

9. Am 29. Juni 1838 Mittags schlug der Blitz in die Spitze des Kirchthurms der St. Ulrich-Filialkirche zu Plars in Tirol ein, zertrümmerte das Thurmdach und den Dachstuhl, beschädigte den Glockenstuhl, schlug sodann durch die Mauer des Thurmes in das Gewölbe der Kirche, fuhr von diesem auf einen zu unterst in der Kirche stehenden Fahnenkasten herab, welchen er sammt den darin aufbewahrten Fahnen ganz zertrümmerte, und nahm seinen zerstörenden Lauf durch die Kirchstühle nach dem Hochaltar, beschädigte den Tabernakel und warf ihn auf die Altarstufen herab. Welchen Ausweg er aus der Kirche genommen habe, ließ sich nicht erheben. Während der Blitz einschlug, befanden sich drei Weibspersonen in der Kirche, wovon eine getödtet und die andern zwei beschädigt wurden.

(Der Adler 1838.)

10. Am 29. September 1838, um 1 Uhr Nachmittags, schlug der Blitz in die Spitze des Kirchthurms von Quattro Castella, im Herzogthume Modena, drang in das ebenerdige Gemach desselben ein und tödtete den Wächter. Der 20jährigen Tochter des letztern, welche zufällig auf der halben Höhe des Thurmes stand, ward dabei ein Theil der Kopfhaare, des Halstuches und der Schuhe verbrannt, so wie sie mehre Brandwunden am Leibe davontrug. Der Blitzstrahl fuhr dann durch das Chorfenster in die anstoßende Kirche und beschädigte das Mauerwerk und mehre Bilder. Die Kuppel des Kirchthurmes stürzte bei dieser Gelegenheit auf die Dachung des Gotteshauses und richtete auf derselben bedeutenden Schaden an.

(Theaterztg. 1838.)

11. Bei dem schottischen Hafenstädtchen Montrose, Grafschaft Forfar oder Angus, führte eine Hängebrücke über den hier ausmündenden South Eske. Die Brücke hing auf 4 Hauptketten, die erst neuerlich verstärkt worden waren und von zwei massiv aus Stein erbauten, 72 Fuß hohen, 39 1/2 Fuß breiten und 20 Fuß dicken Thürmen ausliefen. Der Abstand zwischen diesen Thürmen beträgt 432 Fuß, und so schwebte die Brücke in einer prachtvollen Spannung über einem tiefen und reißenden Fluß — ein Werk, dem in Großbritannien nur die Menai-Brücke (welche die Insel Anglesea mit der Küste von Wales verbindet) gleich gesetzt werden kann. Der Eingang zur Brücke ist auf beiden Seiten ein 18 Fuß hohes und 10 Fuß breites Bogenthor. Die Platform oder Bettung der Brücke lag auf Stangen von Gußeisen, welche an die Hauptketten mittelst perpendikulärer, 5 Fuß von einander abstehender Spannstäbe befestigt waren. Bei starken Westwinden sah man die Brücke öfter in einer Art wellenförmiger Bewegung; aber am 18. Oktober 1838 gegen Abend schwankte sie wie ein Schiff im Sturm, und plötzlich wurde die Bettung vom Orkan fast in der Mitte losgerissen und eine Strecke derselben von ungefähr 130 Fuß emporgewirbelt und hinab in die schäumenden Wogen geschleudert. Die Hauptketten hielten fest, aber fast alle von ihnen nach der Bettung herabgehenden Querstangen wurden umgebogen, und viele zerbrachen, so daß jetzt, abgesehen von dem großen weggerissenen Theile, die ganze Platform 6 bis 7 Zoll von den steinernen Unterbauten an beiden Ufern losgerissen ist. Stücke der zertrümmerten Platform hängen noch, an den Ketten schwebend, nach dem Flusse hinab. Der traurige Anblick dieser nur eben erst so herrlichen Brücke, sagt der Globe, erinnert daran, wie auch die schönsten und stärksten Menschenwerke nichts sind vor der Macht der Elemente, wenn diese sich in ihrer Wuth entfesseln. Die Brücke wird wieder hergestellt werden.

(Allgem. Ztg. Nov. 1838.)

Ueberschwemmungen.

12. Aus Danzig wird unterm 9. April gemeldet: »Etwa 5 Meilen von hier hat sich am 1. April ein furchtbares Unglück zugetragen. An diesem Tage ist nämlich bei dem Eisgange der Nogat der den Fluß einschließende Damm nahe bei der Stadt Marienburg von der seine Höhe übersteigenden Eis- und Wassermasse nicht nur überflutet worden, sondern es hat selbst ein Durchbruch statt gehabt, durch welchen der zwischen der Nogat und Weichsel befindliche Werder, eine Landschaft, welche 9 Quadratmeilen des fruchtbarsten Ackerlandes enthält und von 30,000 Menschen in 114 Ortschaften, worunter die Stadt Neuteich und der Flecken

Tiegenhof, bewohnt wird, gänzlich überschwemmt wurde. Die in Kalcowe, der auf dem linken Ufer der Nogat gelegenen Vorstadt von Marienburg, zur Veranstaltung des Nöthigen befindliche Regierungs-Kommission sagt darüber in einem von ihr erlassenen Aufrufe zur Wohlthätigkeit unter Anderem: »Am 1. April Mittags um 12 Uhr setzte sich die Eisdecke von Marienburg aufwärts plötzlich mit einer furchtbaren, nie für möglich gehaltenen Heftigkeit und Geschwindigkeit in Bewegung. Die dabei zwischen die Ufer gepreßten Eismassen zerstörten Theile der Ufermauern und einzelne Gebäude der Stadt Marienburg. Eine halbe Meile von hier abwärts trat die furchtbare Stopfung ein. In einer Stunde stieg das Wasser von 14 auf 25 Fuß Pegelhöhe und erreichte auf einer Strecke von einer halben Meile Länge gleichzeitig die Krone des Deiches. Es waren 3 Fuß hohe Nothwehren auf der Deichkrone errichtet, indeß auch diese wurden überflutet, während das Eis hoch über dieselben hervorragte. Bei Fackel- und Laternenschein wurde die Vertheidigung mit augenscheinlicher Lebensgefahr fortgesetzt. Da drangen die Eisblöcke auf einer Länge von 200 Ruthen über den Deich, zerstörten die Nothwehren und wälzten sich mit der Wasserflut in die Niederung. Fanale (Lärmstangen) verkündigten jetzt die unvermeidliche Gefahr des Durchbruches den schon gewarnten Niederungs-Bewohnern. Schaudererregend ertönte das Wimmern und Wehklagen von Weibern und Kindern aus den zunächst bedrohten Gebäuden. Mit Thränen im Auge dachten die kühnen Vertheidiger des Deiches an die Ihrigen, zu denen sie größtentheils nicht mehr gelangen konnten. Um 10 Uhr war ein 50 Ruthen breiter Durchbruch gebildet, und die tobende Flut ergoß sich über das Land. Jetzt ist die ganze unter dem Namen der große Marienburger Werder bekannte Niederung überschwemmt; unzählige Gebäude stehen bis zum Dache im Wasser. Kähne sind über die noch im Strome stehenden Eisstopfungen hinweggeschafft, und kühne Schiffer durchkreuzen die unabsehbaren Wasserfluten.«

Frühere Ueberschwemmungen sind vielleicht in ihrer ersten Gestalt furchtbarer gewesen, keine so nachhaltig schadenbringend in ihren Folgen. Ein genauer Nachweis über den angerichteten Schaden enthält folgende Data. Das Unglück hat in Summa 40 Dörfer, Vorwerke und kleinere Häusergruppen betroffen, die zusammen einen Flächeninhalt von über 3000 Magdeburger Hufen haben. Von diesen sind am 7. Mai noch über 1700 Hufen hoch überschwemmt gewesen, zum Theil 10 Fuß hoch unter Wasser. Was von diesem wieder benutzbares Land werden wird, ist noch ungewiß, gewiß aber ist es, daß durch Versandung und Abschwemmung gegen 120 Hufen, deren Werth über 120,000 Thaler abgeschätzt ist, total verloren gegangen sind. Der Schaden an Gebäuden ist auf 20,000 Thaler (rund), der an ertrunkenem Vieh auf 1660, an Mobilien auf 2580, an gedroschenem Getreide auf 2190, an Getreide, an Stroh und Futter auf 17,000 (rund), an Obst auf 17,000, an Zäunungen und Zuschlägen auf 6940, an verschlämmten Kanälen auf 14,850, an zerstörten Brücken auf 2340 Thaler abgeschätzt. Am bedeutendsten aber sind die Verluste an der Saat; nämlich an total verloren gegangener Wintersaat betrugen dieselben über 260,000 Thaler, an unbenutzbarer Sommersaat an 196,000 Thlr. Das wegen der Ueberschwemmung unbenutzbare Weideland beträgt gegen 360 bis 370 Hufen, wodurch abermals ein Nachtheil von 84,780 Thalern entsteht. Die Summe des ganzen Schadens beläuft sich demgemäß auf mehr als 750,000 Thaler (1 Mill. 62,500 fl. C. M.) und führt somit die Vernichtung des Wohlstandes vieler Hunderte von Familien mit sich. Das Elend des größern Theils der vom Unglück Betroffenen, heißt es in einem Berichte gegen Ende des Mai 1839, ist unbeschreiblich. Sie sitzen auf den Böden ihrer umfluteten, täglich wankender werdenden Häuser; ihr Vieh steht großentheils im Wasser, oder ist in den engsten Nothräumen untergebracht, das Winterfutter geht zu Ende, die Sommerweiden sind überschwemmt, das Wintergetreide völlig verloren, die Sommersaat wegen der späten Jahreszeit nicht mehr möglich. Krankheiten fangen an unter den Menschen, Seuchen unter dem Vieh sich zu zeigen. Zu dem gegenwärtigen Elend gesellt sich daher die Aussicht auf noch wachsende Verluste und auf ein Jahr des Hungers! Erst zum Winter werden diese traurigen Früchte in ihrer ganzen Furchtbarkeit reifen! Selten dürfte daher wohl der Sinn des Mitleids, der Theilnahme auf so gerechte Weise in Anspruch genommen werden, als in diesem Falle. Se. Majestät der König hat, wie uns Danziger Blätter melden, den Verunglückten bereits das ansehnliche Geschenk von 20,000 Thalern gemacht.

Schiffbrüche.

13. Der österreichische Kapitän Federigo gibt nachstehenden Bericht über den Schiffbruch seiner Brigg »Benefico«: »Kaum dem traurigsten Unfall entronnen, vermag ich nur zerstreut und flüchtig von meinem und meiner Mannschaft Dasein selbst Nachricht zu geben. Ich langte am 27. Oktober 1838 glücklich in Haarlingen an und segelte am folgenden Morgen bis zur Mündung des Zuider-Sees, wo ich Anker geworfen, um des andern Tages gegen Amsterdam zu steuern. Das Schicksal wollte es anders! Mit Eintritt der Nacht wurde mein Schiff von einem wüthenden Orkan ergriffen, lange umhergeschleudert und endlich an einer Sandbank zerschellt. Der Sturm tobte die ganze Nacht hindurch, die wir in der furchtbarsten Lage hoffnungslos verbrachten. Wir verlebten Stunden der Angst, die uns eine Ewigkeit dünkten. Mit Tagesanbruch ersahen wir ein Boot, das uns bald aufnahm und nach Haarlingen brachte. Sobald sich meine erschütterten Kräfte wieder gesammelt, werde ich mich auf das Wrak des »Benefico« begeben, um zu retten, was zu retten möglich, wiewohl ich fürchte, daß alle Anstrengungen erfolglos bleiben werden.« (Oesterr. Lloyd.)

---

14. Am 13. November 1838 fuhr ein Schiff, von 8 Menschen geführt und mit 22 Pferden belastet, die von Regengüssen stark angeschwollene Rhone hinab. Auf der Höhe des Dorfes Aeamon (unweit Nismes in Frankreich) angekommen, riß der Zug des Wassers das Fahrzeug mit solcher Gewalt gegen einen großen Felsen, daß das Schiff in tausend Trümmern auseinander flog und die ganze Ladung versenkt ward. Nach langer Anstrengung gelang es den Männern, sich zu retten. Auch die Pferde suchten dem Ertrinken zu entgehen; drei von ihnen geriethen auf eine kleine Insel, fielen aber, von der Anstrengung ermattet, wieder in das Wasser zurück. Ein auf einem Auge blindes Pferd war glücklicher; es rettete sich durch Schwimmen auf eine grüne Wiese, wo man es am andern Tage ruhig weidend antraf. Es ist das fünfte, welches man bis jetzt erhalten hat, 17 ertranken. (Der Adler 1838.)

Unglücksfälle auf Eisenbahnen und Dampfschiffen.

15. Auf der Eisenbahn von Paris nach St. Germain hat sich am 12. August 1838 ein Unglück ereignet, wobei eine Menge Menschen beschädigt und mehre verstümmelt worden sind. An jenem Sonntag war das herrlichste Wetter, das man in diesem Sommer gehabt, und daher hatten Hunderte von Menschen die Dampfwagen benutzt, um nach St. Germain zu fahren. Wegen der Rückkunft waren sie unbesorgt, denn die Dampfwagen sollten ja bis spät in die Nacht fahren. Den Tag hindurch ging Alles recht gut, obschon bei den auf dem Wege liegenden Dörfern, bei welchen man ein- und aussteigt, einiger Aufenthalt und manche Verwirrung entstand. Aber Abends, als eine Fahrt bei dem Dorfe Asniéres angelangt war und dort aufgehalten wurde, kam eine andere daher geflogen, stieß gegen die erste, beide flogen in Stücke, die Passagiere wurden beschädigt, fielen übereinander, und indem sie eilten, aus Furcht vor weiterem Unglück die Bahn zu verlassen, entstand noch mehr Verwirrung und Beschädigung. Hätte die Direktion nun sogleich auf der ganzen Linie der Eisenbahn die Nachricht von dem Unfall mitgetheilt, so würden die zu St. Germain zerstreuten Pariser andere Mittel gesucht haben, um wieder nach Paris zu gelangen, und die Lust, die Eisenbahn zu befahren, würde ihnen vergangen sein. Statt dessen suchten die Unternehmer die Sache zu verbergen. Am Abend hatte sich eine ungeheure Menge Volkes vor dem Büreau zu St. Germain zusammengehäuft, in der Erwartung, der Dampfwagen, die nicht erschienen. Es entstand dadurch ein furchtbares Drängen. Zuletzt, als es schon 10 Uhr schlug, verging den Parisern die Geduld; das Büreau mußte es nun entgelten, und es wurde beinahe ganz niedergerissen. Der Lärm war furchtbar, die Damen geriethen darüber in Todesangst; es mußten schleunig Truppen aus St. Germain herbeigerufen werden, um die Ordnung einigermaßen wieder herzustellen. Zu Asniéres, wo ebenfalls ein Büreau ist, verfuhr die Volksmenge nicht besser und plünderte sogar die Kasse. Erst gegen Mitternacht kamen die Dampfwagen aus Paris an und konnten nur einen Theil der Wartenden aufnehmen, die andern mußten ihr Unterkommen zu St. Germain suchen, so daß diese Nacht alle Wirthshäuser voll Pariser waren. Am andern Tage suchte der Unternehmer Pereyra die Sache zu beschönigen, indem er eine Anzeige in die Zeitungen einrücken ließ, worin gesagt wurde, es habe sich ein Unfall ereignet, weil die Menge, welche die erste Fuhre umringte, die Kondukteurs der zweiten Fuhre verhindert habe, die angezündeten Laternen zu sehen, und daher seien die beiden Fuhren zusammengestoßen, dabei jedoch nur leichte Beschädigungen entstanden. Künftighin wolle man Signale einrichten, damit die Fuhren nicht mehr zusammenstoßen könnten. Aber bei herrschender Preßfreiheit läßt sich die Wahrheit nicht verdecken; was vom Unternehmer verschwiegen und bemäntelt worden war, deckten die Tagesblätter auf, und zugleich kündigten sie an, mehre der Beschädigten wollen Klage gegen die Direktion führen und Entschädigung ansprechen. Dadurch hat der Unfall vollends die nöthige Publicität erhalten.

---

16. Am 20. August 1838 kehrte der besondere Wagenzug, welcher eben den König von Belgien von Brüssel nach Ostende geführt hatte, mit dem Leitungspersonale auf der Eisenbahn zurück, als er um 8 Uhr Abends, zwischen Tronchiennes und Gent, bei einer Drehbrücke ankam. Da, der Zeichenordnung gemäß, die Brückenlaterne zur Andeutung brannte, die Brücke sei ohne Gefahr zu passiren, so setzte der Führer seinen Weg fort. Bald zeigte es sich aber, daß die Brücke offen und der Aufseher gar nicht auf seinem Plaze gewesen, denn die Locomotiv-Maschine stürzte in das Wasser, den Oberführer und den Heizer in den Wellen begrabend; die nachfolgenden Waggons, welche aus einem noch unerklärten Zufall sich von der Kette losrissen, blieben stehen und verursachten den darin gewesenen Personen nur einige Kontusionen.

Am 4. Oktober 1838 wollte zwischen Ans und Tirlemont in Belgien ein Mann auf einem Waggon des Eisenbahn-Transports, der sich in Bewegung befand, steigen, verfehlte den Tritt und ward unter den Rädern zermalmt.

---

17. Am 27. September 1838 hat sich folgender Unfall auf der Great-Western (großen westlichen) Eisenbahn, zwischen London und Birmingham, zugetragen. Man versuchte seit einigen Tagen die Stärke der Rails

durch zwei mit Gewichtern von 3600 Pfund beschwerte Züge. Um 8 Uhr weniger 20 Minuten Morgens ging der Dampfwagen »Aeolus« von Paddington gegen Maidenhead, neun mit Eisen- und Stein-Gewichtern beschwerte Waggons hinter sich ziehend, ab; 20 Minuten darnach fuhr das Locomotiv »Nordstern« mit sieben Waggons und sieben mit Passagieren und Packeten beladenen Deligencen, also leichter, in der nämlichen Richtung ab. Es herrschte auf dem ganzen Wege ein so dichter Nebel, daß man nicht 50 Schritte vor sich hin sah. Nahe an der Station ward der Führer des Nordsterns gewahr, daß er nicht mehr als etwa gerade 50 Schritte von dem Aeolus entfernt war; alsogleich ließ sich ein verlängertes Pfeifen vernehmen; es waren die Kondukteurs des Nordsterns, welche, indem sie sich bemühten, den Schwung ihres Zuges zu hemmen, jenen des andern Lokomotivs anzudeuten suchten, ihre Fahrt zu beschleunigen, um einem Konflikte auszuweichen; da jedoch dieß nicht mehr bewerkstelligt werden konnte, so stieß der Nordstern an den letzten Wagen des Aeolus. Der Rauchfang des Nordsterns flog in Trümmern auseinander; mehre Waggons des Aeolus legten sich durch die Gewalt des Stoßes auseinander. Die Bestürzung der Passagiere im zweiten Zuge hatte den höchsten Grad erreicht, besonders als sie bemerkten, daß die Führer des Dampfwagens verschwunden waren. Man fand sie aber frisch und gesund auf dem Boden der Gallerie liegen, wozu ihnen der Ingenieur Appedy gerathen hatte. Nachdem man die Bahn von den Trümmern befreit hatte, nahm der Aeolus den Passagierzug ins Schlepptau. Drei Waggons wurden zerstört. Der dabei angerichtete Schaden, jenen an dem hart mitgenommenen Nordstern eingerechnet, beläuft sich auf 2000 Pfund Sterl. (18,820 fl. C. M.)

Auf derselben Eisenbahn fand auch der folgende traurige Vorfall statt. Als zwischen 9 und 10 Uhr Abends die Lokomotive bei einem der Bahndiener, Namens Chapman, vorbeikam, rief ihm der Ingenieur zu, er fürchte, ganz in der Nähe Etwas übergefahren zu haben. Chapman eilte sogleich nach dem Orte und fand bei dem Lichte der Laterne seinen eigenen Vater mit dem Tode ringen. Der unglückliche Sohn eilte sogleich zu einem Wundarzt, aber bei seiner Rückkehr war schon jeder Lebensfunke erloschen. Der alte Mann war taub, und so ward er, als er seinem Sohne das Abendessen bringen wollte, und zu einer so späten Zeit keinen Wagen mehr vermuthete, übergefahren.

Am 26. Oktober 1838 wurde an der Great-Western-Eisenbahn der Assistent des Herrn Dr. Lardner, Herr Field, auf jämmerliche Weise gerädert. Der Unglückliche hatte sich zur Beobachtung der Wirkung, welche ein heranfahrender Wagenzug auf die Schienen ausübt, niedergebeugt; sei es nun, daß er sich hinsichtlich der Entfernung der Maschine täuschte, oder daß er die Besinnung verlor, so war er wenigstens nicht im Stande sich zurückzuziehen, bevor der Wagenzug zu ihm gelangte. Er ward durch die über seinen Körper gehenden Räder gräßlich verstümmelt und gab nach 2 Minuten seinen Geist auf.

Am 9. November 1838 ereignete sich um 3 Uhr Morgens auf der Eisenbahn von London nach Birmingham, in der Nähe von Brighton, wo die Bahn längs eines 90 Fuß hohen Dammes hingeführt ist, ein Unfall. Die Maschine und der Munitionswagen verließen nämlich in der Richtung des Dammes die Bahn; bevor noch der Maschinist im Stande war, die Maschine anzuhalten, war sie mit dem größern Theile der Wagen über den steilen Abhang hinabgerathen, bis sie mit ihren Rädern in Folge ihrer Schwere so in das Erdreich eingeschnitten hatte, daß sie nicht mehr weiter konnte und umfiel. Die Wagen, die ihr gefolgt waren und unter denen einige ganz zerschmettert wurden, fielen auf dieselbe Seite um; die auf der Bahn zurückgebliebenen stürzten in Folge der Erschütterung auf die entgegengesetzte Seite. Die Verwirrung war unbeschreiblich, und dennoch büßte Niemand sein Leben ein, so daß es mit Kontusionen und einigen Brüchen ablief.

18. Am 25. Oktober 1838 verließ in der Nacht zwischen 8 und 9 Uhr an der Liverpool-Manchester Eisenbahn in der Nähe der Newtonjunktion ein schwer beladener Wagenzug die Bahn. Das Unglück ward dadurch veranlaßt, daß das Individuum, welches nach dem Vorüberfahren des Birminghamer Zuges die Schienen zu versetzen hatte, seiner Pflicht nicht nachkam. Der Maschinist und der Heizer kamen auf wunderbare Weise mit dem Leben davon, dagegen ward der Mann, welcher die Bremsung zu besorgen hatte, lebensgefährlich verwundet, und ein Mann, der einen Transport irländischer Schweine auf der Bahn geleitete, sammt 40 seiner Schutzbefohlenen erschlagen.

19. Am 12. November 1838 Abends begegnete dem von Liverpool nach Manchester abgefahrenen Transport beim Aufsteigen einer schiefen Fläche ein Unfall, der dem Maschinisten und dem Heizer das Leben kostete. Der Zug bestand aus 43 Waggons, die von zwei Maschinen gezogen und von zwei andern Maschinen geschoben wurden. Der Zug stieg die schiefe Fläche, deren Gefäll 1 in 90 Fuß beträgt, ruhig und langsam hinan, als die Maschine der ersten Lokomotive mit einem Knalle explodirte, den man auf eine englische Meile Entfernung hörte. Die Maschine machte sich von dem Wagenzuge los und flog 300 bis 400 Ellen weit auf der Bahn pfeilschnell fort. Die Personen auf den andern Wagen erlitten keine Beschädigung, indem der Munitionswagen der explodirten Lokomotive gleichsam eine Schutzmauer bildete. Die geborstene Lokomotive hatte 5 Jahre lang Dienste geleistet; ihr Kessel hatte 1/4 Zoll Metalldicke und sollte der Berechnung nach einen Druck von 50 Pfund auf den Quadratzoll aushalten. Das Heizende des Ofens war weggerissen. Es scheint nicht, daß die Explosion durch Wassermangel im

Kessel hervorgebracht wurde, denn in diesem Falle wären die Metallpfröpfe geschmolzen und das Feuer ausgelöscht worden. Dagegen scheint es wahrscheinlich, daß der Maschinist das Ventil überlud, indem er, wie sich aus den Zeugenaussagen ergab, öfter auf dessen Hebel zu drücken pflegte. Auf den beiden letzten Maschinen fühlte man gar nichts von den Wirkungen der Explosion.

(Dinglers polytechn. Journal.)

Auf der Manchester-Liverpooler Eisenbahn ereignete sich am 15. September 1838 der eigene Unfall, daß das Londoner Briefelleisen, vermuthlich durch einen aus der Röhre der Dampfmaschine fallenden Funken, in Feuer gerieth und ganz verbrannte. Der Felleisenwagen wurde sehr beschädigt und der Postjunge am Schenkel verbrannt.

---

20. Auf der St. Petersburger Eisenbahn ereigneten sich jüngst wieder zwei tragische Vorfälle *). Der eine traf einen jungen Pharmaceuten, und raubte ihm, freilich durch eigene Unvorsichtigkeit, beide Füße, indem er aus dem noch über die Bahn rollenden Wagen sprang, wo jenem ein anderer Wagen-Train entgegenkam; der andere traf einen Wächter auf der Eisenbahn, der in der Trunkenheit sich quer über dieselbe gelegt hatte. Der zur dunkeln Abendzeit über ihn gehende Wagenzug nahm ihm im Moment den Kopf und den rechten Arm weg.

---

21. Am 10. November 1838 hat sich auf der Berliner-Potsdamer Eisenbahn der erste Unfall von Bedeutung ergeben. Abends nämlich werden von Potsdam, des großen Andranges wegen, jedesmal zwei Convoys durch zwei verschiedene Lokomotiven befördert. Das Bedenken, daß der eine Transport zu bald nach dem andern abgehe, wurde gewöhnlich durch die Versicherung widerlegt, daß der Maschinist die zweite Lokomotive augenblicklich anhalten könne, sobald er wahrnehme, daß er dem ersten Transport zu nahe gekommen sei. An diesem Tage zeigte sich jedoch gerade das Gegentheil: die zweite Lokomotive fuhr mit ungeheurer Gewalt auf den letzten Wagen des ersten Convoys los, so daß die Passagiere desselben mit dem furchtbarsten Schrecken übereinander stürzten. In dem am stärksten getroffenen letzten Wagen wurden mehre Personen, worunter ein Professor der Berliner Universität und eine junge Dame, die dabei ihre Vorderzähne einbüßte, bedeutend verletzt.

Bei einer Eisenbahnfahrt am 29. Mai 1839 von Potsdam nach Berlin sprang in der Gegend von Zehlendorf ein Füllen, durch das Pfeifen der Maschine erschreckt, von der neben der Bahn geführten Stute ab und auf das Planum, wo es anfänglich neben, dann aber vor der Maschine herlief. Auf ein Zeichen des Maschinisten hielt der Wagenzug an, so daß das Füllen nicht beschädigt wurde. Während dieses Anhaltens war ein Passagier von einem der offenen Wagen auf seinen Sitz getreten, um den Vorfall mit dem Füllen anzusehen. Als nun aber der Wagenzug sich mit einem leichten Ruck wieder in Bewegung setzte, verlor derselbe das Gleichgewicht und stürzte rückwärts über den hintern Theil des Wagens auf die Bahn, doch so, daß er inmitten der Schienen zu liegen kam. Es wurde ihm augenblicklich zugerufen, sich still zu verhalten, was den Erfolg hatte, daß der Wagenzug, ohne ihn zu verletzen, über ihn fortging. (Preuß. Staatsztg.)

---

22. Die Leipziger Zeitung vom 13. April 1839 enthält Folgendes von Seite des Direktoriums der Leipzig-Dresdner Eisenbahn: Wir finden uns veranlaßt, hinsichtlich eines auf der Eisenbahn heute statt gefundenen Unfalles die Umstände, welche uns selbst bis jetzt zur Kenntniß gekommen sind, öffentlich mitzutheilen. Von den heute früh um 6 Uhr von Dresden abgegangenen beiden Wagenzügen hat der erste auf dem Bahnhofe Wurzen vorschriftmäßig angehalten, um Wasser und Coaks einzunehmen, als einige Minuten darauf der zweite Zug nachgekommen, und weil er, aus noch nicht ermittelten Ursachen, nicht schnell genug angehalten worden, mit bedeutender Kraft an den bereits haltenden angerannt ist. Durch die Gewalt des Stoßes, welcher einige Wagen bedeutend beschädigte, hat hiebei zu unserem lebhaftesten Bedauern ein Reisender das Schlüsselbein gebrochen, während, soweit unsere sorgfältigsten Erkundigungen reichen, mehre andere nur Kontusionen erhalten haben, wodurch jedoch Niemand an der Fortsetzung der Reise nach Leipzig verhindert worden. Ueber den Vorfall ist eine gerichtliche Untersuchung bereits eingeleitet.

Ueber ein Unglück auf der Leipzig-Dresdner Eisenbahn bei Dahlen verlautet Folgendes: Dem Wirth in der Restauration bei Dahlen war von der Eisenbahn-Direktion die Erlaubniß ertheilt, Nachts auf der Eisenbahn auf eigens dazu eingerichteten Wagen Holz nach Leipzig mit Pferden zu fahren, und zwar so, daß solche Transporte immer vor Abgang des Dampfwagenzuges von Leipzig dort schon angelangt sein mußten. Der fahrende Knecht verschläft die Zeit des Anspannens, und fährt daher einige Stunden später, als er sollte, ab, hält außerdem auch noch unterwegs bei einem Wirthshause an. Weiter gefahren, wird ihm Angst, daß der Dampfwagen ihm begegnen könne, spannt die Pferde ab, und statt jenem entgegen zu reiten und ihn von dem auf der Bahn stehen gelassenen Holzwagen zu benachrichtigen, reitet er querfeldein und flüchtet sich. Der Dampfwagen kommt, der Führer sieht den stehen

*) Ueber das Verbrennen eines Wagens auf dieser Eisenbahn s. m. im Jahrg. 1839, S. 187 den Artikel: Unglücksfälle auf Eisenbahnen und Dampfschiffen.

gelassenen Wagen in der Dunkelheit nicht und der Unfall geschieht. Kein Mensch verunglückt, nur der Führer erlitt Quetschungen; der an der Dampfmaschine und sonst erlittene Schaden wird auf 15,000 Rthlr. tarirt, den wohl der Wirth in der Restauration wird tragen müssen.

* * *

Warnungsvorrichtung für Eisenbahnen. — Der Morning Advertiser berichtet von einer Vorrichtung, durch welche manchen Unglücksfällen auf den Eisenbahnen vorgebaut werden soll. Es soll nämlich vorn an der Maschine eine eiserne Stange angebracht werden, die nur um ein Kleines über den Schienen steht und nach der ganzen Breite der Bahn läuft. Diese Stange soll nicht nur die auf der Bahn liegenden Gegenstände und Hindernisse vor sich hertreiben, sondern auch zugleich den Maschinisten durch eine Glocke von deren Gegenwart in Kenntniß setzen. Wir glauben, daß bei der Raschheit der Bewegung ein solches Warnungsmittel in der Mehrzahl der Fälle in seiner Wirkung zu spät kommen dürfte.

Die Verwaltung der St. Germain-Eisenbahn hat jetzt, um dem Zusammentreffen mehrer Wagenzüge vorzubeugen, an jeder Station hohe Pfähle mit farbigen Laternen anbringen lassen. Auch der letzte Wagen eines jeden Convoys führt zwei ähnliche Laternen mit sich.

Um Vorfällen vorzubeugen, die durch zu schnelles Eintreffen der Wagen entstehen könnten, laufen längs der großen Westeisenbahn in England von Station zu Station jetzt Drahtzüge, woran Glocken hängen, die angezogen werden, so wie das Zeichen zum Aufbruch gegeben wird.

---

23. Dampfboot-Unfälle. — Eine englische Zeitschrift vom Oktober 1838 bemerkt, daß Unfälle mit Dampfbooten jetzt beinahe täglich vorkommen, da außer denen, wovon die Journale berichten, viele sich ereignen, wovon das Publikum nie etwas hört, da man sehr bemüht ist, sie zu verbergen. In der letztern Zeit findet man nachstehende Unfälle berichtet: Während der Fahrt des Dampfbootes Antilope von Hull nach Glasgow gab eine der untern Platten des Kessels plötzlich nach, das Wasser stürzte in den Schiffsraum, tödtete 18 Stück Vieh und verbrühte vier oder fünf andere. Wäre das Wetter ungestüm gewesen, so wäre wahrscheinlich das Schiff mit Mann und Maus untergegangen.

Die Fahrt zwischen Newcastle und Leith wird von Dampfbooten gewöhnlich in 10 oder 11 Stunden zurückgelegt; aber das Dampfboot Northern Yacht war so leck, daß, als es 17 Stunden von Newcastle unterwegs gewesen war, das Wasser so rasch im Schiffe stieg, daß die Maschine nicht mehr arbeiten konnte. Nur eine Pumpe war in Ordnung, und diese nicht vollständig, kein Schießpulver war zu finden, um damit ein Signal zu geben, eben so wenig eine Glocke oder ein sonstiges Mittheilungszeichen. In diesem Zustande blieb das Dampfboot noch 6 Stunden länger in See, wurde endlich von einem Lootsenboot erblickt und hierauf durch ein anderes Dampfboot an dem Schlepptau in einen nahen Hafen geführt.

Auf dem Dampfboot Vivid zu Shields sprang der Kessel, wobei zwei Männer so verbrüht wurden, daß sie starben. Bei dem Schiffbruch des Dampfbootes Forfarshire, am 6. September 1838, welches von Hull nach Dundee fuhr, ertranken nicht weniger als 40 Personen. In diesem Falle wurde die gröbste Nachlässigkeit von Seite der Eigenthümer erwiesen. Ehe das Dampfboot Hull verließ, entdeckte man einen Leck im Kessel, der sodann auf eine sehr oberflächliche Weise zugemacht wurde. Während der Fahrt zeigte sich ein kleiner Leck, den der Ingenieur seiner Angabe nach für unbedeutend hielt, indem er schon weit schlimmere gesehen habe, aber der Leck vergrößerte sich während der Nacht so sehr, daß die Maschine nicht mehr arbeiten konnte, und als man vermittelst der Segel nach Hull zurückzufahren versuchte, scheiterte das Schiff und 40 Personen ertranken. (Ausland Nov. 1838.)

Im April 1838 stießen auf dem Ohio die Dampfschiffe »Gilman« und »Delaware« mit so großer Gewalt gegen einander, daß ersteres augenblicklich sank, und Alles was sich darin befand verloren ging. Das Unglück ereignete sich Nachts.

Amerikanische Blätter rechnen, daß in wenig mehr als 2 Jahren durch die Explosion und Verbrennung von Dampfbooten 3300 Menschen umgekommen sind.

Im Jahre 1838 sind in den Vereinigten Staaten 8 Dampfboote gänzlich verunglückt und 1080 Menschen haben durch Unfälle, welche Dampfbooten zustießen, das Leben verloren. (Allgem. Ztg. 2. Mai 1839.)

Am 1. September 1838 fand auf dem Isère-Fluß vor Vienne ein Zusammenstoß zwischen dem Dampfboote l'Aigle und zwischen dem eisernen Dampfschiff Vesuve, welches in entgegengesetzter Richtung, nämlich stromaufwärts, fuhr, statt. Aus einem Gefühle strafbarer Eifersucht stellte sich der Vesuv, um seinem Gegner den Weg zu versperren, in die Quere, und da seine Festigkeit um Vieles überwiegender war, so konnte der Stoß für den Gegner nicht anders als fürchterlich werden, wenn es ihm nicht gelingen sollte, auszuweichen. Zur Rechten des l'Aigle vorüberschwimmend, stieß er so heftig an sein Hintertheil, daß er dieses fast gänzlich wegriß, und seinen Weg mit Ungestüm fortsetzend, riß er selbst einen Theil seiner rechten Radverkleidung fort. Der zweite Stoß war so furchtbar, daß er den Aigle nach einem Pfeiler der ehemaligen Brücke hinschleuderte, wo ohne die Geistesgegenwart des Piloten dieses Dampfboot, mit augenscheinlicher Lebensgefahr für 200 Reisende, zu Grunde gegangen wäre. Alle Räder und sämmtliche Bestandtheile der Maschine gingen im eigentlichen Sinn des Wortes un-

ter. Der erlittene Schaden beläuft sich auf 40,000 Franken (gegen 16,000 fl. Conv. M.)

(Theaterztg. 1838.)

24. Brand des Dampfschiffes Nikolai I. — Das Dampfschiff Nikolai I., Kapitän Stahl, ist auf der Reise von St. Petersburg nach Travemünde, Nachts zum 31. Mai 1838 zwischen 11 und 12 Uhr, unter Groß-Klütz, eine Meile von der Travemünder Rhede entfernt, in Brand gerathen. Außer der 33 Mann starken Besatzung befanden sich noch 132 Passagiere mit 11 Wagen an Bord. Alle wurden indeß gerettet, bis auf 5 Personen, welche vermißt werden. Die Geretteten haben ihre sämmtlichen Effekten verloren. Die Reise ging bis zum 30. Mai Abends sehr glücklich, der größere Theil der Passagiere war zu Bett gegangen, die Bagage war bereits auf Deck gebracht worden, weil man in einer Stunde in Travemünde zu sein hoffte, als man das Feuer bemerkte, indem Rauch aus den Kohlenbehälterlöchern aufstieg. Man ließ Wasser in das Schiff und setzte die Handspritzen in Bewegung; die Dampfspritze konnte nicht benützt werden, weil die Maschine im Gange erhalten werden mußte, um sobald als möglich das Land zu erreichen. Als dieses bei Klütz an der mecklenburgischen Küste geschah, war die Verwirrung sehr groß, indem Alles auf einmal gelandet sein wollte. Die Passagiere wollten sich des neuen Bootes mit Gewalt bemächtigen, wodurch es beim Losmachen zerbrach. Einige sprangen über Bord; auch von den 11 Wagen, die auf dem Deck waren, wurden mehre über Bord geworfen. Kapitän Stahl behielt indeß seine Fassung, sonst wären noch mehr Leben verloren worden. Mehre der Reisenden sind in Travemünde, wie aus dem Bette gestiegen, angekommen, ohne Schuhe und ohne Kopfbedeckung. Aus der Untersuchung, die man mit den Ingenieuren vorgenommen, ergibt sich nicht, wie das Unglück entstanden ist; man vermuthet, daß die Steinkohlen, da Eis mit hineingekommen war, sich erhitzt und entzündet haben können. Das Schiff ist bis an den Wasserspiegel abgebrannt.

25. Eine tragische Dampfschifffahrtsszene. — Der bekannte französische Dichter Méry schildert mit folgenden Worten ein Ereigniß auf der Rhone, dessen Zeuge er gewesen, auf seiner Reise von Lyon nach Marseille, im Juli 1838. Ein 17jähriger Jüngling, Namens Peter Gauthier, zur Mannschaft des Dampfpacketbootes l'Eclair gehörig, schritt auf der schwebenden Treppe hinab, um in einem Eimer Wasser zu schöpfen. Er glitschte aus auf der letzten nassen Stufe und gerieth unmittelbar unter das furchtbare Rad, das ihn, von dickem Schaum umschlossen, begierig ergriff. Ein einstimmiger Schrei des Entsetzens erschallte auf dem Verdeck; dann trat tiefes Schweigen ein. Alle Blicke waren unverwandt auf den Fluß gerichtet. Nach einigen Sekunden sah man den Verunglückten in einer Entfernung von etwa 60 Schritten hinter dem Dampfschiffe wieder auftauchen und auf der Oberfläche erscheinen. Er schwamm mit einer Hand, wahrscheinlich weil die andere vom Rade zerschmettert worden. Man klatschte Beifall *). Der Arme schien gerettet. Der Kapitän ließ schnell ein Rettungsboot mit zwei Matrosen flott machen. Die Beklommenheit der Reisenden war aufs Höchste gestiegen. Der Jüngling schwamm immer noch; aber er war augenscheinlich erschöpft. Mühsam erhob er von Zeit zu Zeit den Kopf, dann ließ er ihn wieder auf die Welle wie auf ein Ruhekissen zurücksinken. Von allen Seiten schrie man den Matrosen zu: »Sputet Euch; rudert schneller; er ist verloren!« Der Nachen hatte gegen den Strom anzukämpfen. Er war indessen nur noch 6 Fuß von Peter Gauthier entfernt und auf dem Punkte, ihn zu erreichen. Alle Reisenden hatten ihre Arme gegen ihn ausgestreckt, wie um ihm so viel als möglich zu Hilfe zu kommen. Der Unglückliche raffte seine Kräfte zusammen, sich noch einige Momente auf dem Wasser zu erhalten, stieß einen letzten Schrei aus und verschwand. Seine krampfhaft bewegte Hand blieb noch einen Augenblick sichtbar, wie um das Almosen einer menschenfreundlichen Dahingebung zu erflehen; darauf versank auch sie. Die Matrosen kehrten mit übereinander geschlagenen Armen wieder nach dem Packetboote zurück, zu uns sagend: »Ertrunken.« »Vorwärts!« rief der Kapitän, und der l'Eclair, der während dieser schrecklichen Szene unbeweglich geblieben war, setzte seinen Flug gegen Beaucaire fort, durch eine Dampfkraft von der Stärke von 50 Pferden stromabwärts getrieben. Die Matrosen befanden sich wieder an Bord. Alle Waaren waren auf ihrem Plaze, ausgenommen ein einziger Ballen, den die Rhone verschlungen hatte.

(Neueste Weltkunde 1838, 3. Bd, 7. Thl.)

Explosionen.

26. Die Steinkohlengrube zu Seraing war am 22. Juni 1838 der Schauplaz einer schrecklichen Katastrophe: eine bedeutende Gasentzündung hatte in einem Theile der Arbeiten dieser Grube statt; 50 bis 55 unglückliche Arbeiter werden dort den Tod gefunden haben. Es war am Abend des 21. Juni; die Nachtarbeit sollte beginnen. Alle Arbeiter waren noch nicht in die Grube hinabgestiegen, als der Arbeitermeister,

*) Echt französisches Begeben, das die vorherrschende Stimmung der Neugallier vollkommen charakterisirt, die in allen Ereignissen nichts erblicken, als ein Schauspiel, das bald beklatscht, bald ausgepfiffen zu werden verdient.

der, dem Gebrauche gemäß, sich anschickte, zuletzt hinabzusteigen, gewahrte, daß ein Dampf, eine Art von Rauch, aus dem Tagschacht kam. Dieß Anzeichen war genug für seine Erfahrung; er argwohnte, daß in Folge einer Gasentzündung, die der Bergmann böse Wetter nennt, ein Unglück statt gehabt habe; er läßt sogleich die großen Körbe, genannt Cuffats, hinunter. Es war leider zu wahr; eine große Anzahl Menschen sind getödtet; andere sind verwundet oder verbrannt aus der Grube gestiegen. — In einer spätern Nachricht aus Seraing heißt es: 99 Arbeiter waren im Augenblick der Explosion in die Grube hinabgestiegen; 56 wurden todt, 7 mehr oder minder schwer verwundet heraufgezogen (im Ganzen sind nach spätern Berichten 70 Personen verunglückt). Einer der unverletzt herausgezogenen Arbeiter hatte den Muth, von Neuem in den Schacht hinabzusteigen, um seinen Gefährten Beistand zu leisten; er und der Arbeitermeister haben deren 7 oder 8 herausgeholt. Der Arbeitermeister hat viel Kaltblütigkeit und Muth gezeigt; er hat die größten Dienste geleistet. Ein Familienvater, den die väterliche Liebe auf das erste Gerücht des Ereignisses herbei eilen ließ, hat die Leichen dreier seiner Kinder erkannt. Die übrigen Arbeiter, die im Augenblick der Katastrophe nicht arbeiteten, stiegen in die Grube hinab, als wenn nichts vorgefallen wäre; sie machten das Zeichen des heiligen Kreuzes und ließen sich aufs ruhigste von der Welt in ihren schwarzen Aufenthalt hinabsenken.

Das Unglück ist dadurch entstanden, daß man eine Gallerie verschlossen hielt, damit die frische Luft dadurch besser durch die übrigen strömen könne. Der Arbeiter, der bei der verschlossenen Gallerie wachte, war nachlässig. Sein Licht zündete das darin befindliche Gas an und verursachte die Explosion. Der größte Theil der Arbeiter ist erstickt, nur wenige sind zerschmettert worden. (Allg. Ztg.)

Am 24. Oktober 1838 entstand in der Kohlengrube von St. John bei Harrington eine Explosion, durch welche 34 Menschen getödtet wurden. Glücklicherweise hatten 24 Stunden vorher über 80 Personen die Mine verlassen.

Am 18. Februar 1839 fand in einem Kohlenbergwerk in der Nähe von Barton, in der englischen Grafschaft Cumberland, die Explosion einer Dampfmaschine statt, wodurch 23 Menschen das Leben verloren.

---

27. **Explosion der Pulverfabrik bei Mons.** — Am 26. Oktober 1838, Nachmittags 6 Uhr, flog die zwischen Hornu und Boussu, oberhalb Mons in Belgien, gelegene Pulverfabrik in die Luft. Sie gehörte einem Herrn Marauze. Das Ereigniß war schaudervoll: die Arbeiter unter den Trümmern begraben, kein Stein des Gebäudes auf dem andern, der Boden mehre hundert Metres mit Trümmern bedeckt. Ein Engländer, zwei Damen und zwei Bediente, die vom Hotel Royal vor 4 Uhr abreisten und sich im Augenblick der Explosion mit ihrem Wagen auf dem Wege der Pulverfabrik gegenüber befanden, sind verschwunden, ohne daß man bis jetzt die Spuren von ihnen wieder finden konnte. Ein Postillon, der sich 3/4 Meilen von dem Magazine befand, ward von seinem Pferde in den Graben am Wege gestürzt, konnte jedoch am Abend Mons wieder erreichen. Ein ungeheurer Balken wurde eine Meile weit weggeschleudert, und Stücke Eisen sind sogar an den Thoren von Mons wiedergefunden worden. Ein Bauer, der 3/4 Meilen entfernt war, wurde wie durch einen heftigen Windstoß niedergeworfen, er verlor das Gesicht, das Gehör und die Besinnung während einiger Minuten. Nach der Explosion war noch eine einzige Gefahr zu befürchten, nämlich die Explosion des Kessels der Dampfmaschine, der unversehrt geblieben war und dessen Sieden man sehr weit hörte; glücklicherweise hob sich die Klappe, und da die Gefahr hierauf sehr vermindert war, konnte man in die Ruinen dringen, um den Unglücklichen, die etwa noch lebten, Beistand zu bringen. Der Erste, der sich hineinstürzte, war der Vikar von Boussu; er suchte in diesem schrecklichen Chaos einige Unglückliche auf, denen er die letzten Hilfsmittel der Religion bringen könnte. Anfangs fand man nur schrecklich verstümmelte und von jeder Art Kleidung entblößte Leichen; aber weniger unglücklich war man im Büreau, wo man den Schreiber unter den Trümmern fand; er lebte, obgleich mit Blut und Quetschungen bedeckt, und der Apostel des Evangeliums und der Wohlthätigkeit brachte ihn mit Hilfe eines Herrn Colmant weg. Alle Geistlichen, Aerzte und Wundärzte der Umgegend waren in Zeit von 10 Minuten an der Stelle, allein ihr Beistand war unnütz. Die Nacht brach bald ein, und nur mittelst Laternen konnte man die Nachsuchungen fortsetzen. Alle aufgefundenen Leichen hatten die nämliche Wirkung der Explosion erlitten; sie waren sämmtlich ganz nackt und schwarz. Nach offiziellen Angaben wurden bei der Explosion der Pulverfabrik 10 Menschen getödtet und einer verwundet. Der Verlust wird auf 240,000 Franks geschätzt. Zu Mons war die Erschütterung sehr stark; noch fühlbarer war sie in den Vorstädten. Die Straßen von Mons waren mit Rauch angefüllt. Ein Regen von Kohlenstaub bedeckte die Vorübergehenden. Nach dem Voleur war die Erschütterung in der Erde so groß, daß die Arbeiter eines Kohlenbergwerkes bei Mont sur Marchienne, das 9 Lieues von dem Orte der Explosion liegt, ganz erschreckt die Arbeit verließen und aufstiegen. Mehre Kohlenbergwerke der Umgegend mußten feiern, weil alle Pumpmaschinen gelitten haben. In der Fabrik befanden sich, außer einer gewissen Quantität Minirpulver, 20,000

Kilogrammen (35,700 Pfund) für Rechnung der Regierung fabrizirten Kriegspulvers.

Am 12. Juni 1838, Abends 6 Uhr, flog eine Pulvermühle etwa 3/4 Stunden von St. Gallen in die Luft. Eilf Personen verloren dabei ihr Leben. Kinder, welche auf einem nahe liegenden Hügel spielten, warfen mit Steinen gegen das Dach der Mühle: ein Stein flog gegen einen Nagel, die Friktion erzeugte Funken, welche den Pulverstaub entzündeten, und so erfolgte die Explosion.

28. Man schreibt aus Rottweil, in Würtemberg, vom 29. April 1839: Die Burkardsche Pulvermühle im Neckarthale, eine Viertelstunde von der Stadt entfernt, ist heute früh 7 1/2 Uhr in die Luft geflogen, in zwei fürchterlichen Explosionen, welche die ganze Stadt erzittern und einen Kamin einstürzen machten. Ein Knabe des Werkführers Markgraf, 13 Jahre alt, wurde unter dem Schutte todt hervorgezogen, und ein Knecht, gräßlich zugerichtet, noch lebend. Dieser ist heute Nachmittag gestorben. Ein zweiter Knecht rettete sich noch durch einen Sprung aus der Thür; er gibt nur irre Antworten, sein Haar ist auf dem Kopfe verbrannt. Das ganze Mühlgebäude ist zerstört; Steine und Holz wurden so gegen das Wohnhaus geschleudert, daß alle Fensterladen, Thüren, Oefen zertrümmert wurden, auch auf dem Dache nur noch wenige Ziegel sich befinden. Frau, Kinder und Magd von Markgraf wurden durch Glas und Steine beschädigt; das jüngste Kind ist bereits gestorben. Der Unglücksfall kostete also 3 Personen das Leben. Alle Fabrikgebäude sind gänzlich verschwunden; es sollen gegen 20 bis 24 Centner Pulver und Materialien darin gewesen sein. Ein junger Mann ging in demselben Augenblick auf dem linken Neckarufer und war von der Explosion keine 100 Schritte entfernt. Er blieb unbeschädigt, doch weiß er selbst sich nicht zu erinnern, ob er niedergeworfen worden oder nicht. Steine fielen bei ihm nieder. Vor 4 Jahren ging ein Theil des Werkes in die Luft, damals ohne einen Menschen zu verletzen.

(Wien. Ztg. 10. Mai 1839.)

29. In Manchester ereignete sich am 18. September 1838 ein fürchterliches Unglück durch Dampfexplosion. Die HH. Jones und Komp. verwenden in ihrer Schienengießerei gegen 200 Arbeiter und 2 Dampfmaschinen, die eine von 16, die andere von 8 Pferdekraft. Kurze Zeit vorher ward in letzterer Maschine ein neuer Dampfkessel eingesetzt, der in der Probe wohl bestand. Am 18. Früh standen ein Dutzend Arbeiter an der Oeffnung des Ofens und harrten auf die Evolutionen der Maschine, die man gestellt hatte, um die mit dem Mechanismus der Gießerei kommunicirenden Riemen anzuknüpfen. Kaum war dieß geschehen, so erfolgte eine Explosion, wie ein Kanonenknall, welche den ganzen Ofen und einen Theil des Mauerwerks volle 40 Ellen vom Gebäude wegschleuderte. Die Arbeiter wurden eine weite Strecke mit fortgerissen; sieben derselben sind gestorben und 3 andere lagen hoffnungslos darnieder.

30. Man meldet aus Brüssel vom 19. Jänner 1839 Folgendes: Zum Erstenmal in Belgien hat man das Unglück der Explosion einer Lokomotive zu beklagen. Gestern um 3 Uhr, als der Wagenzug nach Gent abgehen sollte, sprang der Dampfkessel des Remorqueurs mit einem Knall, als ging ein 48pfünder los. Zwei Menschen — der Maschinist und der Heizer — blieben todt auf dem Platze, ein anderer vom Dienstpersonal wurde verwundet; von den Passagieren hat keiner Schaden gelitten. Die Dampfmaschine war aus der Stephensonschen Werkstätte und wurde von Kennern als ein Meisterstück bewundert. (Theaterztg. 1839.)

Auf dem von Glasgow nach Dalmuir bestimmten Dampfboot, James Gallacher, sprang im Juni 1838 der Kessel, wobei mehre Passagiere verwundet und die in der Kajüte befindlichen durch das eindringende heiße Wasser versengt wurden.

In einer Eisengießerei zu Newton, an der Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester, ist am 18. September 1838 ein Dampfkessel gesprungen, wodurch 6 Arbeiter auf der Stelle getödtet, die andern gefährlich verwundet worden sind.

31. In Bordeaux ist am 14. Juni 1838 in dem Hause des Herrn Sorbé durch das Zerspringen einer Röhre eines Weingeist-Destillir-Apparates und das darauf folgende Entzünden großer Weingeistvorräthe eine furchtbare Feuersbrunst ausgebrochen. Ein Gewölbe, auf dem sich viele Personen befanden, zersprang durch den Druck der Dämpfe unter einer heftigen Explosion. 26 Personen wurden mehr oder weniger schwer verletzt. Der Präfekt erhielt eine Wunde im Gesicht, der General-Sekretär an der Hand und am Schenkel rc.

(Allgem. Ztg.)

32. In dem 2 Meilen von Leipzig entlegenen Dorfe Machern ereignete sich am 4. Februar 1839, Früh 4 Uhr, das Unglück, daß in der dasigen Rittergutsbrennerei der Dampfkessel sprang, und der Brenner, welcher vergessen den Hahn aufzudrehen, um die Dämpfe abzulassen, und das Sicherheits-Ventil aus Unvorsichtigkeit nicht geprüft hatte, nebst einem 20jährigen Mädchen auf eine so unglückliche Weise verbrüht wurde, daß der Brenner denselben Abend und das Mädchen den andern Morgen unter unsäglichen Schmerzen den Geist aufgaben.

33. Zerspringen eines Gasometers. — Man schreibt aus Calais unter dem 27. Dezember 1838: Gestern am Mittwoch, zwischen 4 und 5 Uhr,

zersprang durch den Unverstand eines Arbeiters der Gasometer der hiesigen Gasbereitung. 15,000 Kubikfuß Gas strömten aus und rissen das Dach empor. Durch die Geistesgegenwart des Heizers Delmas, welcher den Muth hatte, bei Zeiten die Retorten loszumachen, wurde das Etablissement gerettet, welches mit einem Schaden von 5 bis 6000 Franks davon kam.

(Der Adler 1839.)

B. Unglücksfälle durch Unvorsichtigkeit — Leichtsinn — Uebereilungen. — Beispiele edlen Sinnes im Unglück.

34. Unglücksfälle in Tyrol. — Im Verlaufe des Jahres 1838 ergaben sich in Tyrol und Vorarlberg folgende Unglücksfälle: Todt gefallen haben sich von Felsen, Bäumen, Mauergerüsten, dann von und in Gebäuden 59 Menschen; ertrunken sind in Flüssen, Seen, Teichen und Jauchgruben 51; erschlagen wurden vom Blitze, von herabgerollten Steinen, von umgestürzten Bäumen, von Pferden, durch ein Maschinenrad, durch den Einsturz von Gebäuden und theils durch gewaltsame Handlungen ihrer Umgebung 38; verbrannt sind 10; durch Schneelavinen kamen um 9; erfroren sind 7; erstickt durch verdorbene Luft, im Kohlendampfe, dann durch ein verschlucktes Bein sind 7; überfahren und von Wagen zerquetscht wurden 6; durch Schießgewehre sind verunglückt 2; durch den Genuß der Speisen aus unverzinnten kupfernen Geschirren 2; durch unzweckmäßigen Gebrauch der Medikamente 2; in religiöser Schwärmerei wurde geköpft 1; durch übermäßigen Gebrauch von Branntwein wurde getödtet 1; beim Läuten einer Glocke zum Thurm hinausgeschleudert 1; endlich haben theils durch eigene, theils durch ihrer Umgebung gewaltsame oder unvorsichtige und unglückliche Handlungen, durch Erstechen, Erschießen, Erhängen (namentlich auch eines Kindes an der Wiegenschnur), durch Ermordung, Genuß von Schwefelsäure und durch ungeschickte Vornahme einer chirurgischen Operation den Tod gefunden 27 Menschen. Von diesen 223 Unglücksfällen, welche die Zahl vom Jahre 1837 um 48 übersteigen, entfallen auf den Kreis Unterinnthal 61, Trient 46, Bruneck 32, Roveredo 27, Imst 24, Bregenz 17, Botzen 16. In großer Gefahr, ihr Leben im Wasser, Feuer oder unter aufgehäuften Schneemassen zu verlieren, haben sich im Jahre 1838 53 Menschen befunden, welche aber durch die Anstrengungen ihrer Mitmenschen glücklich gerettet wurden.

35. Eine unglückliche Familie. — Eigenthümlich ist das traurige Geschick der Familie eines geachteten Arztes, Dr. Vancy, in London. Vor einigen Jahren starb der jüngere Sohn, der in Oxford studirte, durch einen Sturz vom Pferde, bald darauf fiel die Schwester, ein hoffnungsvolles Mädchen, über das Treppengeländer am väterlichen Hause, und starb trotz der Operation der Trepanirung, die der Vater an ihr vollzog. Der Vater selbst wurde vor kaum einem Jahre von einem Wahnsinnigen, den er in ärztlicher Behandlung hatte, die Treppe hinabgestoßen und starb an den Folgen des Falles. Am 7. März 1839 hatte der neue Coroner von Middlesex, Herr Wakley, die Leiche des andern Sohnes, des hochwürdigen George Vancy, zu besichtigen, welchen ebenfalls ein Sturz vom Pferde, in dem Dorfe Hampstead bei London, getödtet hatte.

(Allgem. Ztg.)

36. Edelmüthige Errettung. — Eine holländische Zeitschrift vom 9. Mai 1838 meldet, daß vor einigen Tagen ein Kind in einen der in der Nähe der großen Kirche im Haag gelegenen Brunnen, welchen man ausbesserte gefallen sei, während die Arbeiter sich einige Zeit entfernt hatten. Ein gewisser Herr Roos eilte auf das Geschrei der Mitgespielen des hinabgefallenen Kindes herbei und ließ sich ohne Säumen in der Brunnen hinunter, der mehr als 6 Fuß Wasser enthielt. Aber in dem Augenblicke, als der kühne Mann das Kind erfaßte, brach ein Balken, den er als auf dem Grunde liegend vermuthet hatte, und er fiel sammt dem Kinde noch tiefer hinab, so daß beider Tod unfehlbar erfolgt sein würde, wenn nicht andere Leute herbeigeeilt und mittelst einer Leiter die Rettung derselben bewerkstelligt hätten. Herr Roos ist selbst Vater einer zahlreichen Familie, und mithin doppelt zu rühmen die edelmüthige Aufopferung des eigenen für das Leben eines fremden Kindes.

37. Einsturz. — Ein höchst betrübendes Ereigniß hat die Bewohner der königlichen Herrschaft Erdmannsdorf, im Hirschberger Kreise in preuß. Schlesien, am 8. Juni 1838 Früh um halb 7 Uhr, aufs Schmerzlichste berührt. Dasselbe ist der Einsturz des neu erbauten Thurmes an der neuen Kirche daselbst. Leider verunglückten dabei 14 Menschen, Maurer und Handlanger; 10 davon wurden augenblicklich von den Trümmern begraben. Die entseelten Unglücklichen waren theilweise sehr verstümmelt.

(Der Adler 1838.)

38. In Bern stürzte am 11. September 1838 die zwischen zwei Häusern befindliche Feuermauer ein

und riß in ihrem Sturz das eine der Häuser und einen Theil des andern, ganz neu, zusammen. In dem alten Hause fanden eine Magd und ein 17jähriger Jüngling den Tod. Wie durch ein Wunder aber blieben im 2ten Stock 6 Kinder und Vater und Mutter derselben durch eine zufällige Verschränkung der Balken vor einem schrecklichen Tode gerettet.

---

39. Herabstürzen. — In einem kleinen Orte bei Lyon ereignete sich in den ersten Tagen des September 1838 das entsetzliche Unglück, daß eine Frau, mit ihrem Kinde aus dem Fenster sehend, das Gleichgewicht verlor, und auf die Straße stürzend, nicht allein selbst mit ihrem Kinde umkam, sondern auch noch ein vorübergehendes Kind, auf das sie fiel, tödtete.

(Theaterztg. 1838.)

---

40. Das Journal des Debats schreibt aus Colmar vom 22. Oktober 1838: »Die ganze Stadt Colmar ist gegenwärtig in Trauer über den unglücklichen Tod des Herrn Eggerle, eines in Rücktrittsstand befindlichen Artillerie-Obersten von kaum 55 Jahren. Er hatte sich letzten Sonntag in seinen Keller begeben, um nachzusehen, ob Alles in Ordnung sei, und unvorsichtigerweise längere Zeit dort verweilt, ohne die Entwickelung des kohlensauren Gases aus dem neuen Weine zu bedenken. Er verlor plötzlich auf einer Leiter das Bewußtsein, stürzte zurück und brach den Rückgrath und den Schenkel. Man fand ihn todt. (Allgem. Ztg.)

---

41. Zu Termonde in Belgien war der Polizei-Agent Bary am 16. Juni 1838, von einem plötzlichen Anfall einer Geistesabwesenheit ergriffen, auf das Dach eines an das seinige stoßenden Hauses gestiegen und erging sich hier eine Viertelstunde lang. In dem Augenblick worin man ihn endlich der drohenden Gefahr entreißen wollte, kletterte er auf die Spitze eines Schornsteins und blieb hier gerade und aufrecht stehen. Bei dem Anblick dieser schrecklichen Stellung, die jede Hoffnung auf Rettung entfernte, entfuhr der vor dem Hause versammelten Volksmenge ein Schrei des Entsetzens, und der Unglückliche, ohne Zweifel dadurch erschreckt, stürzte sich vor den Augen seiner beiden Eltern auf die Straße hinab. Er blieb auf der Stelle todt.

(Der Adler 1838.)

---

42. In der Nacht vom 26. zum 27. September 1838 ereignete sich in Agram nachstehender traurige Vorfall: Der Korporal vom k. k. Infanterie-Regimente König Wilhelm der Niederlande, Anton Drangerla, welcher mit dem Uebel der Mondsucht behaftet war, stürzte auf seiner nächtlichen Wanderung vom Fenster des zweiten Stockes der Militärkaserne in der Wallachischen Gasse herab. Dieser beklagenswerthe Nachtwandler blieb zwar während seines Falles an einem am genannten Gebäude angebrachten Nagel mit seinem Hemde hängen; jedoch in dieser schrecklichen Lage erwachend, mochten die durch Schrecken verursachten Anstrengungen das augenblickliche Zerreißen des Hemdes und so den völligen Sturz bewirkt haben. Zwei schmerzvolle Tage floßen dahin, ehe sich sein Geist von seinem zerschmetterten Körper löste. (Theaterztg. 1838.)

---

43. Dicht oberhalb Remagen, im preußischen Regierungsbezirk Koblenz, führt die Chaussee etwas bergan, und es vereinigt sich an dieser kleinen Anhöhe der Leinpfad mit der Straße. Der Fuhrmann Erbes von Kreuznach, mit einem schwer beladenen Güterwagen von Köln nach Mainz bestimmt, war am 30. Dezember 1838 an jener Stelle angekommen. Der Weg war ungemein glatt und die Pferde nicht scharf genug beschlagen, so daß sie den Wagen nicht mehr zu halten vermochten; er glitt rückwärts von der Chaussee in den Leinpfad und stürzte sammt den Pferden einen Abhang von wenigstens 80 Fuß hinab. Der Wagen und die Waare sind ganz zertrümmert und die Pferde todt; eines derselben wurde durch die Gewalt des Sturzes weit in den Rhein geschleudert. (Der Adler 1839.)

---

44. Entzündung durch Rotation. — Bei einem in einem Fabrikgebäude des Kreises Grevenbroich in Rheinpreußen ausgebrochenen, aber sogleich wieder gelöschten Brande ist ermittelt worden, daß das Feuer dadurch entstanden war, daß ein neuer Zapfen in einer Vorspinn-Maschine durch die Schnelligkeit der Umdrehung (1200mal in einer Minute) sich entzündet und die darauf befindliche Baumwolle in Flammen gesetzt hatte. Also ein abermaliger Beweis, wie leicht bei Maschinen und Mühlwerken, ohne die gehörige Aufmerksamkeit, die bloße Wirkung der Friktion unter gewissen Umständen ein Brandunglück zur Folge haben kann. (Preuß. Staatsztg.)

---

45. Im Theater zu Frankfurt a. M. erhob sich während der Vorstellung am 5. August 1838 in Mitte des Parterres ein starker, sehr übelriechender Rauch; darüber entstand ein solcher Lärm, daß der Vorhang für eine Zeit lang herabgelassen werden mußte und das Haus sich bereits zu leeren anfing, indem die Besorgniß Plaz griff, es sei Feuer ausgekommen. Indeß klärte sich die Sache bald auf. Einer der Zuschauer im Parterre trug in der Rocktasche ein chemisches Feuerzeug bei sich, und dieses hatte sich in Folge der Bewegung des Aufstehens und Niedersitzens entzündet, daher der Rauch, ohne daß eine Flamme sichtbar war, die auch, da die Umstehenden sofort Hilfe leisteten, gar nicht zum Ausbruch kam. (Allgem. Ztg.)

---

46. Trauung mit Dampf. — In einer Kirche zu Norfolk in England stand neulich ein Brautpaar vor dem Traualtar, und der Geistliche war eben im schönsten Fluß der Rede, als man plötzlich von dem Bräutigam Rauch ausziehen sah. Der Küster und die Hochzeitgäste waren aber gleich bei der Hand, eine Feuersbrunst zu dämpfen, die nicht durch die Liebe veranlaßt war, — sondern durch eine halb ausgebrannte Tabakspfeife, die der Bräutigam zu sich in die Rocktasche gesteckt hatte. (Abendztg. Mai 1838.)

47. Ein bedauernswerthes Ereigniß hat sich in der Nacht vom 15. auf den 16. Oktober 1838 in der Straße la Harpe in Paris ereignet. Der Tischlermeister Duhaut war zur Nachtzeit, gegen seine Gewohnheit, im Zustande völliger Trunkenheit zurückgekehrt. Er legte sich nieder, und es scheint, daß er die brennende Pfeife mit in das Bett genommen. Diesen Morgen vernahm einer der Nachbarn ein dumpfes Stöhnen, er öffnete die Thüre, und fand Duhaut halb verbrannt im Bette. Das ganze Bettzeug war so langsam verglommen, daß der Unglückliche wie auf einem Roste briet und sich wahrscheinlich nur deßhalb nicht dieser Qual entziehen konnte, weil ihn der Rauch schon fast erstickt hatte. Man versuchte, ihn in das Hotel Dieu (großes Spital in Paris) zu übertragen, er gab aber alsogleich den Geist auf.

48. In den ersten Tagen des Jänner 1839 ereignete sich im Gebäude der Deputirtenkammer zu Paris ein höchst bedauerlicher Vorfall. Die 64 Jahre alte Mutter des Herrn Pons war in ihrem Zimmer, wo sie allein geblieben war und sich in die Nähe des Ofens gesetzt hatte, um 10 1/2 Uhr Abends gänzlich verbrannt. Ein Feuerbrand war in die Nähe ihres Kleides gerollt und hatte dasselbe in Flammen gesetzt. Niemand konnte das Hilferufen der Unglücklichen vernehmen, weil sie in einem entfernten Gemache der Wohnung ihres Sohnes sich befand. Erst als Herr Pons herbeikam, um ihr eine gute Nacht zu wünschen, fand er in der Mitte des Zimmers ihren schauderhaft entstellten Leichnam. (Der Adler 1839.)

In Olmütz verschied eine Dame, welche von dem Spiritus einer Kaffehmaschine, dessen Flamme sie durch starkes Blasen verstärken wollte, bespritzt wurde, wodurch das Kleid in Flammen gerieth, welches große Verletzungen zur Folge hatte. Die schnelle Anwendung des kalten Wassers, als Linderungsmittel, hatte das Verscheiden der Verunglückten beschleunigt.

49. Unglücksfälle durch Kohlendampf. — So häufig die Todesfälle durch Kohlendampf sind, so lassen sich dadurch dennoch Unwissende und Unbesonnene vom Erwärmen der Zimmer durch glühende Kohlen nicht abschrecken. Viele wissen, daß glühende Kohlen im Zimmer dem Leben Gefahr drohen, und doch hört man in jedem Winter von Menschen, die durch glühende Kohlen den Tod fanden, wenigstens nahe daran waren, auf diese Weise umzukommen. — Woher rührt das? Ich glaube daher, daß die Meisten, die vor jener Gefahr gewarnt worden sind, die Meinung hegen, man müsse doch durch die Sinne des Gesichts und Geruchs von dem giftigen Dampfe oder Dunste (wie man es gewöhnlich nennen hört), den die glühenden Kohlen verursachen, etwas empfinden, und dann sei es noch Zeit genug, das Zimmer zu verlassen, oder Fenster und Thüren zu öffnen. Aber diese Meinung ist irrig. Das Tödtende, das aus den glühenden Kohlen sich entwickelt, ist eben so durchsichtig wie die Luft, die wir ohne Schaden einathmen, und reizt auch so wenig als diese die Geruchswerkzeuge oder die Augen. Nur durch Beklemmung auf der Brust und durch Kopfweh pflegt sich die Anhäufung jenes feinen Giftes in der Luft dem sie einathmenden Menschen bemerklich zu machen. Am 1. Dezember 1838 erlebte man zu Simontornya im Tolnaer Komitat einen neuen traurigen Fall. Als sich des Abends nach vollendeter Arbeit zwei Schlossergesellen und ein Schlosserlehrjunge in ihre kalte, mit keinem Ofen versehene kleine Kammer, die auch durch die schlechten Fenster und durch die schlechte Thür Kälte hineinließ, begaben, erwärmten sie die Kammer mit glühenden Kohlen, legten sich nieder und schliefen ein. Als sie des Morgens nicht zur Arbeit erschienen, ging der Schlosser sie aufwecken, erhielt aber auf sein starkes Klopfen an die Thüre und auf sein Rufen keine Antwort. Er brach endlich mit Hilfe der Nachbarn die Thüre auf, und nun fand man einen Gesellen und den Lehrjungen auf dem Bette zusammengekauert ganz leblos; in dem andern Gesellen schien sich noch ein Lebensfunken zu zeigen; man rief daher sogleich den Wundarzt, der ihm zur Ader ließ, aber ihn nicht ins Leben zurückrufen konnte.

Ein Arbeitsmann zu Prag, der in einer Kammer mit Frau und Kind schlief, heizte diese mit Steinkohlen. Am nächsten Morgen fand man Weib und Kind todt, und nur mit Mühe ward der Vater ins Leben zurückgerufen. — Ein Weib hatte aus Unvorsichtigkeit des Nachts ihr Licht zu löschen vergessen, das bald ihr Bettzeug zündete und die unglückliche Frau so versengte, daß sie nur wenige Stunden noch lebte.

Zu Prag hat sich wiederholt der Fall ereignet, daß durch unvorsichtiges Absperren des Rauchrohres an einem Heiz-Sparofen der Kohlendunst in das Zimmer drang, durch welche Unachtsamkeit eine Mutter sammt ihrer 4jährigen Tochter starben, der Mann der erstern aber nur durch Anwendung schleuniger ärztlicher Hilfe ins Leben gebracht werden konnte.

Am 28. März 1839 sind in Pesth in einer israelitischen Wohnung ein 18jähriges Mädchen mit drei kleinen Geschwistern, einem Stubenmädchen und einer Köchin, die spät Abends einen eisernen Feldofen mit Holzkohlen geheizt hatte, ein

Opfer des schädlichen Kohlendunstes geworden. Man fand sie des Morgens dem Tode nahe. Durch sorgfältige ärztliche Hilfe (drei benachbarte Aerzte, die herbeigerufen wurden) wurden sie bis auf die Köchin, welche starb, gerettet.

Die schlesische Chronik vom Jänner 1839 berichtet aus Groß-Nimsdorf im Kosler Kreise, daß dort in einer Familie in einer Nacht 8 Personen durch Steinkohlendampf erstickten, und ermahnt zu der so nöthigen Vorsicht bei dem Gebrauch der Steinkohlen. (Der Adler 1839.)

---

50. Aus Posen schreibt man vom 25. März 1839: Zu den Unglücksfällen, die allmonatlich in unserer Provinz sich wiederholen, gehört das durch unverantwortliche Fahrlässigkeit der Eltern herbeigeführte schaudervolle Umkommen kleiner Kinder in den Kaminflammen; auch im abgewichenen Monat Februar haben 11 Kinder auf diese Weise ihr Leben eingebüßt. Außerdem trug sich in unserer Nähe ganz kürzlich folgendes schreckliche Ereigniß zu: Ein wohlhabender Grundbesitzer, der früher am Weichselzopfe, einer auch in unserer Gegend endemischen Krankheit, gelitten hatte, durch Ablösung desselben aber geheilt war, verfiel ganz plötzlich und ohne alle vorangegangene spezielle Ursache in dem Hause eines ihm befreundeten Müllers dergestalt in Wahnsinn, daß er den Müller durch einen heftigen Faustschlag zu Boden streckte, dann ein Brodmesser ergriff und den Unglücklichen mit einer Menge Schnitt- und Stichwunden ermordete. Hierauf verließ er das Zimmer, erfaßte eine Holzkeule und schmetterte Alle nieder, die sich ihm näherten; dann kehrte er zu seinem Schlachtopfer zurück, bei dessen Anblick er wieder zur Besinnung kam. Aber das Bewußtsein seines Verbrechens ließ ihn auch sogleich dasselbe Messer ergreifen, womit er sich die Kehle durchschnitt, bevor das herbeigeeilte Gesinde es verhindern konnte.

(Allgem. Ztg.)

---

51. Am 8. Juli 1838, Nachmittag zwischen 3 und 4 Uhr, ereignete sich zu Urvegen im Reißmarkter Stuhle in Siebenbürgen ein Unglück, welches den traurigen Beweis liefert, wie sehr man in der Nähe von Schießpulver nicht genug die äußerste Vorsicht beobachten kann. Ein Kadet von Baron Wernhardt Chevauxlegers, wovon ein Zug daselbst stationirt, machte, nachdem er von der Jagd zurückgekehrt, Anstalt zum Rasiren, suchte entweder mit dem Töpfchen, worin er das am Feuer gewärmte Wasser hatte, und an dessen Boden vermuthlich eine Kohle hing, oder mit einem brennenden Zündhölzchen in der Hand (der Unglückliche selbst erzählt die Sache bald auf diese, bald auf jene Art) die Requisiten in dem hinter der Zimmerthür stehenden Koffer, worin sich auch Schießpulver befand. Nach einigen Augenblicken erfolgte ein fürchterlicher Knall. Die auf die Gasse eilenden Nachbarn finden den Kadeten mit brennenden Kleidern am Leibe erstaunt auf der Gasse vor dem Hause stehen. Er weiß nur so viel, daß er vor dem Knall im Zimmer vor dem offenen Fenster gestanden und hernach sich auf der Gasse befunden hat. Ob er durch das im Koffer wahrgenommene Gezisch der zuerst einzeln feuerfangenden zerstreuten Pulverkörner von dem ausbrechenden Unglück in Kenntniß gesetzt worden und durch einen verzweifelten Sprung die noch einzige Rettung hat versuchen wollen, oder ob er durch den Stoß des Pulvers durch das sehr hohe Fenster kopfüber auf die Gasse geworfen worden ist, weiß er selbst nicht. Thatsache ist, daß er auf dem Rücken ganz verbrannt und vielleicht lebensgefährlich zugerichtet worden ist. Der Sprung oder Fall hat keine sichtbare Verletzung hinter sich gelassen. Das Dach des Hauses ließe sich mit einem Kopf vergleichen, dessen Haare zu Berge stehen; die Ziegel, aus ihrer Lage geworfen, liegen um das Haus herum zerschellt auf der Erde. Im Innern des Hauses war die Kraft des im Koffer entzündeten Pulvers so groß, daß sie das bretterne Getäfel des obern Bodens sammt dem darauf lastenden schweren Estrich fast ganz in die Höhe geworfen, durch die offene Zimmerthüre in dem sogenannten Vorhaus oder der Hausflur die Thüre eines anstoßenden Gewölbes eingeworfen, die ebenfalls zugesperrte Thüre der Hausflur gewaltsam in den Hof bis hinunter an das Haus des Nachbars geworfen und sogar die dicken, alten, durchaus mit Mörtel gemauerten Seiten- und Frontwände sammt Giebel auseinander gestoßen und solche Risse nach allen Seiten hin verursacht hat, daß das Haus bis auf den Grund abgetragen und neu aufgeführt werden muß. Zum Glück war von der aus fünf Personen bestehenden Familie Niemand zu Hause.

(Agr. polit. Ztg.)

---

52. Unglück durch Schießgewehr. — Die Breslauer Zeitung enthält aus Sulau nachstehenden Unglücksfall: Am 28. Dezember 1838 ging der herrschaftliche Revierförster und Teichwärter, Frühauf, mit seinem erst 14jährigen Sohne zur Jagd. Einige hundert Schritte von ihrer Wohnung entfernt, riß von der geladenen Flinte des Sohnes, als er hinter dem Vater ging, der Riemen, die Flinte schlug mit dem Kolben auf die hart gefrorne Erde, der Schuß ging los, und indem der Sohn den Lauf auffing, leitete er unwillkürlich den Schuß von hinten in das Herz des Vaters, welcher sogleich todt zu Boden stürzte.

Ein schreckliches Ereigniß trug sich am 25. September 1838 zu Marseille zu. Um 2 Uhr Nachmittags beschäftigte sich Herr P., Associé eines achtbaren dortigen Handlungshauses, mit der Uebertragung seiner Möbeln in eine andere Wohnung, und fand unter dem alten Geräthe auch eine alte Flinte. Er schlägt im Scherze auf seine Frau an, und fragt: »Soll ich Dich tödten?« In demselben Augenblick geht das Gewehr los, und die junge Frau, eine Mutter von drei Kindern, stürzt,

von der Kugel in den Kopf tödtlich getroffen, lautlos nieder. Kein Schmerz gleicht der Verzweiflung des unglücklichen Mannes.

Die neue Würzburger Zeitung erzählt folgenden Unglücksfall: Am 15. August 1838 schoß zu Sommerach in Baiern ein Bäckerssohn von 14 Jahren mit seinen Kameraden aus einer alten Flinte; nachdem sie öfters geschossen hatten, kamen sie auf den Einfall, grüne Erbsen statt Schrote zu nehmen; wie nun geladen war, wollte es nicht losgehen; darüber ärgerlich, stellte er die Flinte auf die Erde und hielt seine rechte Hand flach über die Mündung des Laufes; unterdessen ging ein anderer hin, drückte, und der ganze Schuß fuhr Ersterem in die Hand; die Wunde wurde so groß, daß alle angewandte Mühe der beiden zu Hilfe gerufenen Aerzte nicht hinreichte, ihm das Leben zu retten, und so gab er am 23. desselben Monats unter den größten Schmerzen seinen Geist auf.

In dem Gefangenhause in Kassel befindet sich noch ein Knabe von 11 Jahren, als der jüngste der Brüder, die, des Vatermordes überführt, zu langjähriger Eisenstrafe verurtheilt sind, welcher jedoch nur der Mitwissenschaft wegen zum Gefängniß verurtheilt wurde. Er hatte Erlaubniß, im Hause frei umherzugehen, und befand sich am 3. Oktober 1838 in der Stube des Gefangenwärters, fand dort ein Gewehr, mit welchem er spielte, dasselbe ging los und streckte den Gefangenwärter-Gehilfen, Hämer, Vater einer zahlreichen Familie, tödtlich verwundet, nieder.

---

53. In St. Abony in Ungarn ist ein schauderhaftes Ereigniß vorgefallen. Ein israelitisches Weib wollte sich nämlich in Folge ärztlicher Verordnung durch glühendes Eisen ein Eisenbad bereiten. Zu dem Ende legte sie auch eine seit mehr als 30 Jahren auf dem Boden befindliche eiserne Bombe in das Feuer: auf einmal zersprang diese mit fürchterlichem Knalle und verletzte zwei Dienstmägde so bedeutend, daß zu der einen Aufkommen nur wenige, zu dem der andern gar keine Hoffnung ist. Der Knall war so gewaltig, daß auch die Nachbarhäuser erschüttert wurden.

---

54. Aus Wiesbaden wird vom 25. Mai 1838 gemeldet: Hier hat sich eine interessante Begebenheit zugetragen, die das allgemeine Tagsgespräch bildet und den schönen Glauben erweckt oder bewährt, daß kleine Kinder unter dem besondern Schutze einer höhern Macht stehen. Gestern, als am Himmelfahrtstage, wo Alles Landpartien machte, um das schöne Frühlingswetter zu genießen, verlief sich an der eine Stunde von hier entfernten, am Fuße des Taunusgebirges gelegenen Fasanerie, einem herzoglichen Jagdhause, das dreijährige Kind eines hiesigen Bürgers, des Posamentirers N., welches seine Eltern dahin mitgenommen hatten, aus der Gesellschaft während der Zeit, als diese in den nahen Wald gingen, um gekauftes Holz zu besehen. Man stellte sogleich Nachsuchungen an und setzte diese die ganze Nacht hindurch fort, indem man sogar Hunde dazu verwandte, ohne jedoch das Kind zu finden; heute Morgen begab sich von Neuem eine Menge Menschen (unter diesen einige Abtheilungen Soldaten) an Ort und Stelle, ohne jedoch glücklicher zu sein, und nachdem gegen Mittag die Sache bei der Polizei zur Anzeige gekommen war, ordnete diese weitere Nachforschungen unter der Leitung einiger ihrer Beamten an; ungeachtet solche mit aller Umsicht und Sorgfalt betrieben wurden, so nahte schon der Abend heran, ohne daß man etwas gefunden hatte, als es einem der Gegend kundigen Manne einfiel, auf einen höher im Walde gelegenen freien Plaz zu gehen und dort zu suchen. Hier war er so glücklich, das Verlorene zu entdecken, und man denke sich sein Erstaunen, in Gesellschaft eines großen Hirsches, der dasselbe im Kreise umging und gleichsam sein Wächter zu sein schien, denn er entfernte sich nicht bei dem Nahen des Mannes und vertrat diesem den Weg, so daß derselbe Mühe hatte, zu dem Kinde zu gelangen. Endlich bei ihm angekommen, fand er es bei einer Quelle im Grase sitzend, und beschäftigt, Blumen, die umher wuchsen, abzupflücken, ganz sorglos und heiter! Auf seine Frage, ob ihm nichts fehle, antwortete dasselbe, es habe Wein getrunken, aber kein Frühstück bekommen. Man vermuthet, daß das Kind, ein Knabe, die Zeit über viel geschlafen, vielleicht vor seiner Entfernung Wein getrunken habe, der ihm zu Kopfe gestiegen war. So wurde dieses 3jährige Geschöpf, nachdem es 24 Stunden im Walde einsam und ohne Nahrung zugebracht hatte, seinen erfreuten Eltern gesund zurückgegeben.

---

55. Am 30. März 1838 fanden bei der Ober-Sebesser Ueberfahrt über den Altfluß (Siebenbürgen) 4 auf dem Heimwege begriffene Personen, nämlich 3 Wallachen aus den Ortschaften Ober- und Unter-Sebeß, und eine aus dem Grenzdorfe Rakowitza gebürtige Frau und Mutter von 4 Kindern, ihren Tod in den Wellen dieses Stromes, indem das Schiff, welches sie nebst mehren Leuten bestiegen hatten, von dem Ufer kaum abgestoßen, Wasser schöpfte und sank. Den übrigen Personen gelang es, ihr Leben dadurch zu retten, daß sie noch zur Zeit aus dem Schiffe sprangen; andere hingen sich in der Verzweiflung und Todesangst an den Schweif eines Pferdes, einer schwang sich auf den Rücken eines an einen Karren gespannten Ochsen, und befreite ihn, von den Wellen schon überwältigt, aus dem Joche, so daß er ungehindert schwimmen konnte. So entkamen sie durch Hilfe dieser Thiere dem Tode. Die Schuld dieses traurigen Ereignisses wird allgemein den Schiffsleuten beigemessen, welche berauscht gewesen sein und, ohne Rücksicht auf den sehr hohen Stand und die ungewöhnlich schnelle Strömung des Flusses zu nehmen, das Schiff überladen haben sollen.

(Siebenbürg. Wochenbl.)

---

56. Ertrinken. — Ein höchst beklagenswerthes Ereigniß hat sich den 11. Februar 1839 zu Siglingen, im Oberamte Neckarsulm in Würtemberg, zugetragen. Um der Hochzeit eines jungen, neu eingebürgerten, von Kälbertshausen in Baden gebürtigen Brautpaares in Züttlingen anzuwohnen, hatten sich 9 Personen von Kälbertshausen auf den Weg gemacht. Unter denselben befand sich der Vater und die Schwester der Braut. Sie nahmen den Weg über Neidenau, um von da der Jart entlang nach Züttlingen zu fahren. Da der Fluß durch das Schmelzen des Schnees sehr angeschwollen war und den sehr schmalen und unebenen Fahrweg von Neidenau nach Siglingen an den dortigen Weinbergen theilweise mit Wasser bedeckt hatte, so mußten sie eine kleine Strecke weit durch das Wasser fahren. Drei Personen, welche Gefahr befürchteten, stiegen vom Wagen ab; die übrigen 6 blieben darauf sitzen, um denselben zu beschweren, daß er vom Wasser nicht gehoben werden könnte. Als jedoch der Wagen beinahe schon im Trockenen war, wandte sich das Vorderpferd vom Wege ab, gegen das Wasser zu und konnte nicht mehr auf den Weg zurückgebracht werden. Bald war der Wagen sammt den darauf befindlichen Personen und den daran gespannten drei Pferden im Wasser verschwunden. Diejenigen Personen, welche den Wagen verlassen hatten, waren Zuschauer des gräßlichen Unglücks, unter ihnen der Vater der Braut. Der Letztere, in der Absicht, die Pferde wieder in den Weg zurückzubringen, sprang wieder in das Wasser und wurde nebst 5 andern auf dem Wagen befindlichen Personen, eine Beute des Stromes. Nur eine einzige von den auf dem Wagen befindlichen Personen rettete sich durch einen Sprung auf eine Weinbergs-Mauer. Ungefähr eine Stunde nach dem Unglück brachte man zwei Leichen an das Land. Die sogleich darauf mit denselben angestellten Wiederbelebungs-Versuche waren vergebens. Tags darauf zog man noch eine Leiche aus dem Wasser; drei Leichname und der Wagen werden noch vermißt.

(Der Adler 1839.)

Am 7. September 1838 ertranken auf dem Genfer-See acht Personen durch die Unvorsichtigkeit, daß sie in dem Augenblick, wo ein plötzlicher Windstoß das Boot erfaßte, sich alle auf die entgegengesetzte Seite warfen und so das Fahrzeug wirklich umgestürzt wurde.

Am 7. November 1838 schlug im Hafen von Plymouth bei einem heftigen Winde ein Boot um, in welchem sich 20 Arbeiter befanden. Kein einziger derselben konnte gerettet werden.

---

57. Höchst traurig lauten die Nachrichten über das Ruderschiff Istvan, welches mit 24 Personen am frühen Morgen des 14. Mai 1839 auf der Donau von Orsowa nach Drenkowa abfuhr, und in der ersten Nachmittagsstunde desselben Tages bei der Umfahrung der sogenannten Szirina-Spitze anlangte, dort umschlug und unglücklicherweise 9 Personen ertranken. Die übrigen 15 Personen hatten ihre Rettung dem Muthe der Servianer zu verdanken. Als die Nachricht in Drenkowa anlangte, schifften sich augenblicklich der Kapitän Ferro vom Dampfboote Franz I. und der k. k. Hauptmann Zanon zur Hilfeleistung ein, und Alles ward aufgeboten, um das Schicksal der Geretteten zu erleichtern. Die Veranlassung dieses höchst traurigen Ereignisses konnte bei Abgang der Anzeige nicht ausgemittelt werden; die Geretteten selbst sagen aus, daß sie von dem Ereigniß keine Ahnung hatten; die Wahrscheinlichkeit aber ist, daß bei dem hohen Wasserstande das Schiff zu weit vom Ufer getrieben, die Leiter der Zugpferde durch das Rauschen des Stromes und den Wind die gewöhnlichen Lenkungsworte nicht mehr vernahmen und die außerordentliche Strömung das Schiff umschlug. In demselben Augenblick sprang das Zugseil, und das Schiff wurde in die Mitte des Stromes getrieben. Eine halbe Stunde unter dem Orte des Unglücksfalles wurde das Schiff aufgefangen, wo man noch die Körper der Verunglückten zu finden hoffte.

(Wien. Ztg. 1839.)

---

58. Am 7. September 1838 Nachmittag hat zu Witten an der Ruhr bei Gelegenheit des dortigen Jahrmarktes ein fürchterliches Ereigniß statt gefunden. Das kleinere Schiff an der Fähre war mit 40 bis 50 Personen angefüllt, und als es erst wenige Fuß vom diesseitigen Ufer entfernt war, neigte es sich durch eine bei dieser Menschenmasse entstandene Unruhe nach einer Seite, schöpfte Wasser und sank dann unter. Mehren gelang es durch eigene Anstrengung, das Ufer zu erreichen, andere hielten sich am Kabeltau fest, und noch andere wurden durch kühne Schwimmer, die sich von mehren Seiten ins Wasser stürzten, gerettet. Die Zahl der Geretteten wird auf einige 30 angenommen, läßt sich aber nicht genau angeben, weil sie sich größtentheils rasch nach allen Seiten entfernten, um ihre Kleider zu wechseln oder ihre Familien zu erreichen. Später wurden 12 andere (davon zwei erst am andern Morgen) im Wasser aufgefunden, und trotz aller Bemühungen der gleich zur Stelle eilenden Aerzte gelang es nur, einen der Verunglückten ins Leben zurückzurufen. Fortwährend ist man noch mit Aufsuchen von Leichnamen beschäftigt, und wenn man auch die Hoffnung hat, bereits alle wiedergefunden zu haben, so ist es doch nicht sicher, weil das Unglück bei einer Wassertiefe von 16 bis 20 Fuß statt gefunden hat, und es außerordentlich schwer hält, darin einen Körper aufzufinden.

(Der Adler 1838.)

* *

In Benares in Ostindien, am letzten Barani-Feste, als Massen von Pilgern an den Ufern des Burna sich sammelten, um sich

baden, kam ein sehr ernster Unfall vor. Die Menschenmenge wurde so dicht, daß kein Luftzug mehr zwischen ihnen möglich war; die Hitze wurde deßhalb unerträglich, und es fielen Viele nieder. Fünfhundert Personen sollen wirklich erdrückt und dreizehnhundert verletzt sein. Aufgehoben wurden 362 Leichen, und viele stürzten in das Wasser.

(Blätter der Gegenwart 1838.)

59. Unglück durch Unvorsichtigkeit. — Die großherzoglich hessische Zeitung berichtet aus dem Bezirke Büdingen: Am 26. Oktober 1838 trug sich zu Düttelsheim, bei Büdingen, ein schauderhaftes Ereigniß zu, welches abermals den Beweis liefert, daß Unvorsichtigkeit zuweilen ins größte Unglück stürzt, ja nicht selten die Ursache eines qualvollen Todes wird. Die Frau eines dasigen Ackersmannes war in der Oelmühle, ihren Lein schlagen zu lassen, und so verwegen, öfters den klein zermalmten Samen mit den Händen zwischen den Steinen wegzuscharren. Aber auf einmal — o Schrecken ohne Gleichen! faßte sie der eine Stein bei der linken Hand und zog ihr sogleich den ganzen Arm nach. In ihrer unglücklichen Lage wollte sie sich wahrscheinlich mit dem andern Arme helfen, da wurde auch dieser ergriffen. Die anwesenden Personen sprangen auf ihr Hilferufen herbei, stellten die Mühle schleunigst still und rissen die schrecklich zerquetschten Arme unter den Steinen hervor. Man denke sich den Schrecken der Anwesenden — den ihrer Angehörigen, als man die Verunglückte unter dem entsetzlichsten Jammer nach Hause brachte. Bald hatte sie jedoch alle Besinnung verloren. Wegen Schwäche konnte ihr der Arm nicht abgelöst werden, und sie gab deßhalb, nachdem sie ungefähr 36 Stunden auf die elendeste Weise gelitten hatte, unter dem Wehklagen der Ihrigen ihren Geist auf. Ein ähnliches Unglück ist, wie man für gewiß hört, an demselben Tage auf der sogenannten Hammermühle bei Büdingen geschehen.

60. Am 27. Juli 1838 beging der Heizer des Herrn Sebirot, eines Fabrikanten zu Elbeuf in Frankreich, die Unvorsichtigkeit, das Getriebe an der Pumpe der Dampfmaschine zu ölen, während dieselbe im Gange war, und so geschah es, daß ein Hemdeärmel plötzlich von einem Rade ergriffen wurde, welches den Unglücklichen zwischen die Cylinder hineinzog. Die Bewegung der Maschine zerschmetterte ihm sodann Arme und Beine und schlitzte ihm den Unterleib auf. Der Unglückliche schrie um Hilfe, aber Niemand hörte ihn. Sein auf diese Weise in der Maschine liegen bleibender Körper hemmte endlich die Bewegung derselben. Man sieht sogleich nach und gewahrt die fürchterliche Lage des Unglücklichen, der jedoch beständig sein Bewußtsein beibehielt. Um ihn aus seinem Zwinger zu erlösen, bedurfte man nicht weniger als drei Viertelstunden, worauf man seine gebrochenen Knochen herausnahm und die losgerissenen Fleischlappen von dem Cylinder ablöste. Man amputirte ihm hierauf einen Arm und ein Bein, welches er geduldig ertrug; jedoch hatte man wenig Hoffnung, ihm auf längere Zeit das Leben zu erhalten.

61. Am 20. August 1838 war zu Ulm der Weißgärber Meier auf der Walke beschäftigt; er wurde wahrscheinlich bei dem Umdrehen eines Felles, wo er sich zu weit hinabbog, von dem Hammer durch einen Schlag in das Genick getroffen, sank betäubt noch tiefer hinein und war so über eine halbe Stunde lang den Schlägen des Hammers preisgegeben. Brust und Kopf sollen so gefährlich verletzt sein, daß an ein Aufkommen des Verunglückten kaum zu denken ist. Die auf der Walke wohnende Frau soll zwar das Hilfegeschrei des Verunglückten um 5 Uhr Früh leise gehört haben, war aber der Meinung, solches komme von der Straße her. Erst nach 5 1/2 Uhr entdeckte ein vorübergehender Mann, durch den Hilferuf aufmerksam geworden, das jammervolle Unglück.

62. Eine beklagenswerthe Begebenheit ereignete sich am 6. Mai 1838 zu Issoudun in Frankreich. Herr Roos, 20 Jahre alt, Mechaniker von Chateaurour, der als junger Mann sich schon so trefflich in seinen Arbeiten zeigte und zu großen Hoffnungen berechtigte, war nach Issoudun gegangen, um daselbst eine hydraulische Maschine von seiner Erfindung einzurichten. Die Maschine war schon im Gange, als er mit einem Hammer an einen Bestandtheil derselben schlug, um ihn tiefer einzusenken. Durch Zufall glitschte der Hammer ab, und durch diesen Fehlschlag wurde der nachfahrende Arm des Mechanikers von dem Getriebe des Rades ergriffen und fast bis zum Ellenbogen zermalmt. Hätte der Hammer durch die Hemmung des Ganges der Maschine nicht den Wellbaum zerbrochen, so konnte leicht der ganze Körper des Unglücklichen ergriffen und gerädert werden. Er unterzog sich mit größter Standhaftigkeit der nothwendig gewordenen Amputation des zerschmetterten Gliedes.

63. Ein 15jähriger Knabe, der Sohn eines walachischen Schafhüters, war mit seinen ihm anvertrauten Schafen auf dem Berge bei Mikasalva, 4 Stunden von Vasarhely und 6 bis 7 Stunden von Mediasch entfernt, und weidete daselbst seine Schafe. Ungefähr um 11 Uhr begibt er sich zu dem Orte, wo die Schere zum Schafscheren ist. Was er nun thut, kann man nicht wissen, weil er nur allein da war; genug er fällt in diese maschinenartige Schere und schneidet sich

damit den Unterleib so auf, daß ihm die Eingeweide heraushingen. Er lebte noch etliche Stunden.

(Der Adler.)

64. In Stoffelsried, Landgericht Roggenberg in Baiern, ereignete sich letzthin folgender durch unzeitigen Muthwillen herbeigeführte Unglücksfall. Einige Weibspersonen waren in einem dortigen Bräuhause eben beschäftigt, Getreidesäcke aufzuziehen. Ein vorbeigehender Kaminkehrer, welcher wußte, daß die Mägde mit dieser Arbeit beschäftigt waren, machte sich den Spaß, setzte sich auf einen Sack und ließ sich, um den Mägden die Arbeit zu erschweren, mit aufziehen. Die Mägde merkten die Last und zogen aus Leibeskräften. Als nun der Sack bald heraufgezogen war, äußerte die eine: Aber das Ziehen geht jetzt so schwer, als wenn der leibhaftige Teufel auf dem Sack oben säße, und kaum hatte sie das Wort aus dem Munde, als der Kaminkehrer, der kohlschwarz in seinem vollen Arbeitsanzuge auf dem Sacke saß, zum Boden hineinschaut. Die Mägde erschraken darüber so sehr, daß sie den Zug sogleich losließen, in dessen Folge der Kaminkehrer von der Höhe herab auf die Straße stürzte und seinen Geist aufgab.

(Theaterztg. 1839.)

Sonderbarer Tod. — In Neapel kam vor einigen Wochen ein Lazarone auf eine ganz eigene Art ums Leben. Er wettete mit einem Engländer, daß er drei ihm hintereinander zugeworfene Feigen mit dem Munde auffangen und hinunterschlingen werde. Zwei brachte er glücklich hinab, aber die dritte kam ihm in die Luftröhre und er erstickte. Zu verwundern ist es, daß ihm dieß Kunststück dießmal mißlang, nachdem er letzten Sommer eine ähnliche Wette mit 3 Orangen gewonnen hatte.

(Echo.)

65. Man schreibt aus Wallis in der Schweiz: Ein trauriger Vorfall hat zur Entdeckung eines großen Adlernestes geführt, in welchem zwei prächtige junge Königsadler gefunden wurden. Schon gegen das Ende des Monats Mai 1837 verschwand ein Mädchen von 7 bis 8 Jahren aus der Gegend von St. Moriz, welches seine Eltern ins Holz geschickt hatten, um Reiser und Streu zu sammeln. Wenige Tage später wurden seine Schuhe, ein Theil seiner Kleider und menschliche Gebeine gefunden. Man glaubte allgemein, das Kind sei die Beute irgend eines wilden Thieres geworden. Dieses Jahr verschwand beinahe um die gleiche Zeit und in der gleichen Berggegend ein anderes Kind, während es an einem Abhange mit Blumenpflücken sich vergnügte. An der Stelle, wo es weggekommen war, lagen noch seine Strümpfe und ein Schuh. Man gerieth nun auf die Vermuthung, daß die unglücklichen Kinder durch irgend einen Adler oder Geier der Alpen geraubt worden seien. Man begann in den letzten Tagen des Mai die Felsen, Berge und Wälder ringsum zu durchstöbern und entdeckte endlich in einer Felsenhöhle ein großes Königsadlernest. Ein beherzter Mann ließ sich vermittelst Seilen an der Fluh heruntersenken, während Jäger mit ihren Stutzen auf der Lauer standen. Glücklicherweise für ihn war die Mutter abwesend. Nebst den Jungen fand er nichts als Knochen und Ueberreste von Thieren, die von der Brut verzehrt worden waren. Er nahm die zwei prächtigen jungen Adler, die er jetzt zum Kaufe anbietet, mit sich. Der eine ist ein Männchen, der andere ein Weibchen und obschon nur 6 bis 7 Wochen alt, sind sie bereits 2 Fuß hoch und messen bei ausgebreiteten Flügeln 8 Fuß. Sie sind von gelber Farbe, ihre gekrümmten Krallen sind sehr groß, der Schnabel, die großen Federn an den Flügeln und die Augäpfel schwarz. Die jungen Thiere versprechen eine ungewöhnliche Größe zu erlangen.

(Allgem. Ztg.)

66. Unter jene Länder der Schweiz, wo die wilde Natur sich dem Menschen noch am wenigsten unterworfen hat, gehört auch Bündten, das oft durch Ueberschwemmungen und Lawinen so furchtbar verheert wird. Ein wilder Austritt anderer Art wird jetzt von dorther berichtet: Ein mächtiger Adler hatte im Medellser Thal ein Schaf durch die Luft entführt, und am waldigen, felsigen Abhange des nahen Berges vor den Augen des Besitzers verzehrt. Dieser stellte nun eine Falle, aber unvorsichtigerweise auf einen Baum, der gerade über dem Abgrund schwebte. Als er mit der Axt kam, um das glücklich gefangene Thier zu tödten, entspann sich ein furchtbarer Kampf; der Mann war durch den gefährlichen Standpunkt gehindert, beide Hände zu gebrauchen. Der Adler krallte sich in seinen Leib, der freilich durch das dichte, rauhe Gewand geschützt war, und hackte wüthend mit seinem scharfen Schnabel nach dem Kopfe, den nichts schützte. Durch einen kühnen Griff brachte der Mann seine Axt endlich in die Hand, die er frei hatte und betäubte mit ihrem Stiele den Vogel. Dieser ist durch Vermittelung Okens in das Naturalienkabinet nach Freiburg im Breisgau gesendet worden.

67. Tod durch übertriebenes Schwitzen. — Dem Wettrennen zu Schleswig wurde am 28. Juni 1838 ein Menschenopfer gebracht. Ein Jokey, bemüht, durch Schwitzen das erforderliche Gewicht zu erlangen, bereitete sich freiwillig durch alle mögliche Schweißmittel den Tod. Ihn unterstützten seine gleichgesinnten Kameraden. Aerztliche Hilfe wurde erst gesucht, als dem Helden der Rennbahn der Tod unvermeidlich war. Man erwartet allgemein, daß alle Freunde der Wettrennen ihm eine großartige Denksäule auf der Rennbahn errichten werden, denn er starb für seinen Beruf.

(Der Adler 1838.)

68. Zur Beherzigung für Mädchen. — In einem Schreiben aus Danzig (im Frankf. Conversationsbl.) lesen wir unter Anderem: Die glänzendsten Feste, die sich hier drängen, sind große Privatballete, auf denen nicht dem allbelebenden Geiste, sondern dem todtbringenden Siechthum gehuldigt wird. Von der hier herrschenden Tanzwuth kann sich nur der einen Begriff machen, der sie selbst beobachtet. Es gibt Mädchen, die an den seltenen Abenden der Winterwochen, an denen sie etwa an keinem Tanzvergnügen oder Ball Theil nehmen, von den Strapatzen des Tages so ermüdet sind, daß mit ihrem Körper der Geist zu erschlafft ist, um Lust zu finden an irgend einer erhebenden Beschäftigung. Was Wunder, daß man auch wohl an wenigen Orten so viele alternde Mädchen findet, als hier. Der Mann sucht ja zu seiner Lebensgefährtin ein treu liebendes Weib, eine zärtliche Mutter und nicht eine Bachantin.

---

69. Vergiftung. — Die Gewissenlosigkeit, mit welcher die Fabrikanten bunter Papiere und bemalter Spielwaaren oft Giftstoffe zum Färben, namentlich grüner Gegenstände brauchen, hat in Preußen eine neue Strafbestimmung hervorgerufen. Es sind neuerdings wieder mehre Fälle vorgekommen, wo Kinder, welche Spielsachen zum Munde führten, unter Anzeichen der Vergiftung lebensgefährlich erkrankten und bei chemischer Untersuchung sich Grünspan und Bleiweiß als Färbungsmittel zeigten. In Zukunft sollen den gewissenlosen Fabrikanten und Händlern nicht allein sämmtliche Gegenstände dieser Art verbrannt werden, sondern dieselben noch eine Strafe von 10 bis 50 Rthlr. zahlen.

In England wurde vor Kurzem ein Fabrikant von bunten Papieren unschuldiger-, obwohl sehr unvorsichtigerweise zum Vergifter seiner ganzen Nachbarschaft. Dieser Mann brauchte zur Bereitung seiner Farben viel Arsenik. Er hatte an seinem Hause einen wüsten Hofraum, woselbst er den Amalgamirungs-Prozeß mit dem Arsenik gewöhnlich vornahm. Die von dem Gifte geschwängerte Farbe sickerte nun in den Boden und erreichte so die Quellen eines Brunnens, aus welchem die Nachbarn ihr Trinkwasser zu schöpfen pflegten. Mehre der so vergifteten Personen mußten den Tod erleiden.

(Theaterztg. 1839, Nro. 19.)

---

70. Schädlichkeit der Quecksilber-Ausdünstungen. — Wenn die Homöopathie auch sonst keinen Nutzen hätte, so wäre schon dieß ein großer Gewinn, daß sie auf die fast ganz in Nichtachtung gefallenen Einflüsse kleiner Mengen der Körper aufmerksam gemacht hat. Man war darin so weit gekommen, daß ein großer Naturforscher (Wildenow) in seiner Botanik geradezu alle Pflanzen, die nicht einen starken Geschmack hatten, als unwirksam erklärte und aus den Apotheken verwies; daß Chemiker die giftigsten Stoffe in der Nähe der Menschen, auf Zimmerwänden, Kleidern duldeten, weil sie dort nicht in aufgelöstem Zustande waren. Allmälich kommt man davon zurück und sieht ein, daß die Fälle, wo giftige Stoffe auch in kleinster Menge schädlich wirken, sich gar nicht im Voraus berechnen lassen, und es daher am sichersten ist, sie so viel als möglich aus der Nähe der Menschen zu entfernen. Interessant ist in dieser Hinsicht die Beobachtung, daß das Quecksilber schon durch seine Ausdünstung Pflanzen tödtet. Stellt man nämlich eine kleine, einen Zoll hohe Erbse unter eine Glasglocke und daneben ein Schälchen mit Quecksilber, so stirbt sie bald ab. In Treibhäusern, wo sich oft Quecksilber durch zerbrochene Thermometer verbreitet, kann hiedurch auf Jahre das Pflanzenwachsthum in leidenden Zustand kommen. Man könnte glauben, daß die Belegung der Spiegel in Zimmern auf ähnliche Art wirkt; es scheint dieß aber nicht der Fall zu sein, da hier das Quecksilber mit Zink verbunden ist; wenigstens fand Runge, daß eine Erbse, die neben Spiegelbelegung unter eine Glasglocke gebracht wurde, nicht abstarb.

(Allgem. polyt. und Handlztg. 1839.)

Die Mengung des Arseniks mit den fetten Substanzen erzeugt bald Arsenikwasserstoffgas, bald metallischen Arsenik, bald arsenige Säure. Das erstere muß ohne Zweifel sehr selten erzeugt werden; seine Anwesenheit würde bei denen, die es einathmen, einen gewissen Tod herbeiführen. Die Chemie zählt schon zwei Opfer dieses erst in neuerer Zeit entdeckten Gases, das eines von den stärksten Giften, die wir kennen, zu sein scheint. Bekannt ist, daß der ausgezeichnete Chemiker Gehlen seinen Tod bei Versuchen mit demselben fand, und noch im vorigen Jahre ereignete sich zu Falmouth derselbe Unglücksfall. Der Chemiker Bullock wollte bei einem Cursus der Experimentalchemie über die Gasarten in der Gewerbschule Arsenikwasserstoffgas bereiten, indem er Schwefelsäure auf eine Legirung von Zink und Arsenik goß. Um das Gas reiner zu erhalten, wollte er die atmosphärische Luft aus dem Fläschchen aussaugen; unglücklicherweise aber hatte sich schon eine kleine Menge von dem unglücklichen Gase damit gemengt, und er büßte nach 24tägiger Krankheit seine Unvorsichtigkeit mit dem Leben. Diese Fälle sind darum merkwürdig, weil sie, außer der ungeheuren tödtlichen Kraft dieses Gases auch zeigen, mit welcher fast unbedeutenden Dosis diese traurigen Wirkungen erzeugt werden können.

(Dinglers polyt. Journ. 1838, 1. Dezemberheft.)

---

71. Wirksame Gegengifte. — Die Vergiftung durch Kupferauflösung, welche sich ereignet, wenn man Speisen in kupfernen oder messingenen Kochgeschirren kalt werden läßt, ist immer noch sehr häufig. Das heilsamste Mittel dagegen besteht in folgender Zubereitung: Man löset das Weiße von 6 Eiern in Wasser auf und trinkt diese Mischung. In kurzer Zeit

erfolgt Erbrechen, wodurch die Eiermasse grün gefärbt wieder abgeht. Man erneuert dieß Verfahren so lange, bis die Masse vollkommen weiß und ohne Metallgeruch wieder ausgeworfen wird.

Das Eisenoxydhydrat als Gegengift gegen den Arsenik. — Nach einer Cirkular-Verfügung des preußischen Ministeriums der geistlichen Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten vom 25. Juni 1838 ist zwar das Eisenoxydhydrat ein sehr beachtenswerthes Mittel, um bei Arsenik-Vergiftungen als Gegengift gegen den weißen Arsenik angewandt zu werden, und deßhalb dieses Präparat in den Apotheken stets vorräthig zu halten; es bedarf dessen Wirksamkeit jedoch noch weitere Bestätigung, um als ein durchaus zuverlässiges, jede andere Behandlungsweise, z. B. durch Brechmittel, entbehrlich machendes Mittel auf amtlichem Wege öffentlich empfohlen zu werden.

Ein sehr einfaches Mittel gegen die tödtlichen Wirkungen der Blausäure besteht darin, auf den Kopf und das Rückgrath des vergifteten Thieres kaltes Wasser zu gießen. Zuerst empfahl Dr. Copland dieses Mittel vor 12 Jahren, wandte dasselbe aber auch in Fällen von Vergiftung durch Narcotica oder Stoffe an, welche das Nervensystem plötzlich abstumpfen. Diese Behandlung ist neuerdings durch mehre deutsche Aerzte geprüft und zweckmäßig gefunden worden.

Ein amerikanischer Arzt hat kürzlich entdeckt, daß das Aufgießen von einigen Tropfen irgend einer Mineralsäure auf eine durch den Biß eines wüthenden Thieres verursachte Wunde die Wasserscheu verhindere. Diese Säure soll den vergifteten Speichel zersetzen und keine nachtheiligen Folgen haben.

72. Nachtseite der Fußteppiche. — Die herrschende Sitte in England und Frankreich, jedes Plätzchen in den Wohnhäusern, wo der Fuß hintritt, mit Teppichen zu belegen, soll zum Theil Schuld an dem häufigen Vorkommen der Lungenschwindsucht sein, da die Luft in so belegten Zimmern von zahllosen Haarfragmenten wimmele.

73. Schädlichkeit der trockenen Hitze. — Ein französisches Tagblatt bemerkt, daß die Aerzte über viele Krankheiten klagen, die der Winterzeit angehören, aber nicht in der Kälte ihren Ursprung haben, sondern in der trockenen Hitze, welche durch die Oefen hervorgebracht wird. Auch sorge man in England dafür, daß immer ein Gefäß mit Wasser auf dem Ofen stehe, und man nehme an, daß in einem gewöhnlichen Zimmer täglich zum wenigsten 1 Litre (2 4/5 Seidel) Wasser verdunsten müsse, wenn die heiße Luft nicht den Lungen verderblich sein solle.

Verirrungen — Leidenschaften — Moralische Entartung.

74. Sittenverderbniß. — Das Stuttgarter Morgenblatt entwirft folgendes Gemälde, das wir hier zur Beherzigung mittheilen: Eine betrübende Seite des Hamburger Volkslebens, heißt es darin, ist die, daß sich Unsittlichkeit, Laster aller Arten gerade unter der Klasse der Bevölkerung in einem wahrhaft erschreckenden Grade vermehren, die vermöge der ihr zu Theil gewordenen höhern Bildung der niedern Volksklasse zum Muster dienen sollte. Kaum durch die Confirmation in das größere Leben eingetreten, sieht man namentlich die männliche Jugend sich einer groben Genußsucht, ja einem Cynismus in die Arme werfen, wovor man sich entsetzen muß. Es würde einen jungen Mann völlig lächerlich machen, wenn er nicht den gröbsten sinnlichen Ausschweifungen fröhnte, nicht Alles mitmachte, was die Verderbtheit ersonnen hat, das Edelste, die Zeit, zu tödten. Nicht nur in allen Pavillons und an sonstigen Vergnügungsorten erblickt man Haufen noch unbärtiger Knaben mit der unerläßlichen Cigarre im Munde — diese ist das Attribut eines gentilen jungen Mannes — sondern sie werden auch schon an den verworfensten Orten erblickt. Nie hat man in früherer Zeit so viel von betrügerischen Commis und Lehrlingen, ja von Laufburschen gehört, als jetzt; es wird kaum mehr darauf gehört, daß dieser oder jener junge Mann aus guter Familie die Kasse seines Principals beraubt oder die Eltern bestohlen habe. Dergleichen kommt zu häufig vor, als daß es noch Aufsehen erregen sollte. Will so ein junger Bursche sich dann gar nicht bessern, so wird er, reichlich mit Empfehlungsbriefen und Geld versehen, auf ein Schiff gesetzt und nach Amerika geschickt, das überhaupt der Abzug für alle europäischen unreinen Säfte zu sein scheint, und dort kommt er entweder um, wenn man ihn in ein feindliches Klima bringt, oder man hört nichts weiter von ihm, wenn ihn nicht das Glück etwa besonders begünstigt und er zum gemachten Manne wird. Woher kommt aber dieses Uebel? Zunächst gewiß von der mangelhaften häuslichen Erziehung, von der groben Genußsucht, die man den Kindern gleichsam einimpft. Man läßt keine andern, keine höhern Sorgen in ihnen aufkommen, als lecker zu essen, sich »gentil« — dieß ist der stehende Ausdruck der Gecken — zu kleiden, und sich alle Tage zu vergnügen, und wo eine bessere Erziehung statt findet, da führen jugendlicher Leichtsinn und böses Beispiel zum Verderben. Schrecklich ist auch noch die herzlose Kälte der heutigen Jugend, der Mangel an jeder Begeisterung, an jeder Poesie an ihr. Bei jedem Schritte trifft man auf unbärtige Philosophen, die bereits mit der Welt, mit ihren Anforderungen an das Leben und an sich selbst völlig fertig sind, die mit vornehmem Hohnlächeln aller Tugend, aller Religiosität, aller Sitte, aller geisti-

gen Erhebung Hohn sprechen und dem gröbsten Cynismus laut das Wort reden. Man möchte schlafen gehen, um dieß nicht mehr mit ansehen zu müssen. Gewiß hat die Lektüre, die man unbedachtsamer Weise der Jugend gestattet, nicht geringen Einfluß auf die moralische Verderbniß, die man mit Schrecken an ihr wahrnimmt. Schon den Schulknaben wird das Lesen von Romanen gestattet; sie dürfen sich in irgend einer Leihbibliothek abonniren und nach dem Kataloge oder dem Rathe ihrer oft schon verderbten Freunde wählen. Die Romane von Paul de Kock, von Gustav Schilling, von Clauren u. s. w. werden ihnen ohne Bedenken in die Hände gegeben, und sind sie etwas älter und kecker geworden, so greifen sie zu noch schlimmeren. In oft schöner, fließender Sprache wird ihnen die Tugend als lächerlich, das Laster als anmuthig geschildert, und nebenbei die vielleicht noch schlummernde Sinnlichkeit geweckt. Entnervt an Geist und Körper, vor der Zeit gereift, treten sie in das Leben ein und fassen dieses von vorne herein aus dem flachsten, prosaischsten Gesichtspunkte auf. Welche Söhne, welche Gatten, welche Väter können aus solchen Jünglingen werden! Mag das Uebel an andern Orten auch noch so groß sein, hier ist es gewiß größer als irgendwo. Man übertreibt gewiß nicht, wenn man die Behauptung aufstellt, unsere Jugend kenne kein höheres Glück, als das rein materieller Genüsse, und kein furchtbareres Unglück, keine Schande, als nicht schwelgen zu dürfen und arm zu sein.

Nirgends ist Thierquälerei, Verhöhnung des Alters, Nichtachtung der elterlichen Autorität, Hang zur Zerstreuung, Leckerei, Streben nach unbedingter Freiheit, Verspottung alles Höhern und Heiligen mehr an der Tagesordnung als bei den jungen Leuten der untern und Mittelstände in Paris. »Gestern war eine große Menge Kinder auf dem Quai St. Paul in Paris zusammengelaufen,« sagt die Gerichtszeitung in ihrer Nummer 4043 vom 26. August 1838. »Mehr als hundert Knaben umringten einen armen, herrenlosen Hund, zerrten ihn hin und her und marterten ihn auf alle erdenkliche Weise. Einer dieser kleinen Missethäter machte endlich den Vorschlag, das halb todte Thier zu ersäufen, ein Gedanke, der mit allgemeinem Freudengeschrei aufgenommen wurde und den man sofort in Ausführung zu bringen sich beeilte. Die Kinder schnürten dem Hunde die Pfoten mit Bindfaden zusammen, und der, welcher ihn zu erträuken sich erboten, kletterte auf die Brustmauer, von wo er ihn in den Strom zu schleudern sich bemühte. Er gab sich dabei einen so heftigen Schwung, daß er das Gleichgewicht verlor und mit dem Hunde zugleich ins Wasser stürzte. Das Geschrei der übrigen kleinen Unmenschen, von denen nicht ein einziger dem Verunglückten hilfreiche Hand zu leisten wagte, obgleich das Wasser an dieser Stelle nicht tief war, zog einige Schiffer herbei, die den boshaften Knaben, der indessen von der Strömung fortgerissen worden und schon in der Flut verschwunden war, wieder herauszogen, und ohne sich weiter um ihn zu kümmern laufen ließen.«

---

75. Ein origineller Dieb. — Nicht ohne Ursache vermuthete ein reicher Kaufmann in London, daß sein Kammerdiener ihn bestehle, vorzüglich am baren Gelde, weßhalb er auf eine Menge Kronen, halbe Kronen und Schillinge ein besonderes Zeichen machte, das man nicht gleich auf den ersten Blick wahrnehmen konnte. Er verschloß sodann all dieß Geld in seine Kasse und steckte den Schlüssel sorgsam zu sich. Als er Tags darauf die Summe wieder überzählte, fand er, daß fast ein Drittel davon fehle. Er rief sogleich seinen Bedienten, befahl ihm, seine Taschen zu leeren und fand unter dem Gelde, welches Jener darin hatte, alle von ihm markirten Stücke. Auf solche Weise des Hausdiebstahls überführt, machte der untreue Diener aus seinem Begehen gar kein Geheimniß mehr. Er gestand seinem Herrn, daß er ihm seit 2 Jahren zuerst nur kleine, dann immer beträchtlichere Summen entwendet habe. »Sie können sich davon selbst überzeugen durch mein Kassenbuch, worin ich bei Pfennig und Heller Alles eingeschrieben, was ich aus Ihrem Beutel genommen,« sagte er. »Alles Geld ist freilich nicht mehr da, weil ich es gewöhnlich in dem Maße wieder ausgegeben, als ich es mir in Einnahme gestellt, jedenfalls aber werden Sie doch aufs Genaueste ersehen, wie hoch der Gesammtbetrag dieser meiner zufälligen Einnahmen bis auf den heutigen Tag sich beläuft und welchen Gebrauch ich davon gemacht.« Und wirklich legte der gewissenhafte Spitzbube dem Bestohlenen eine mit musterhafter Ordnung gehaltene Bilanzrechnung vor, woraus sich ergab, daß die zufälligen, von den Diebstählen herrührenden Einnahmen des Inhabers dieses Kassenbuches von dem Augenblicke, wo sie ihm zuzufließen begonnen, bis zu dem, wo er gewissermaßen auf der That ertappt worden, sich ungefähr auf den Werth von 2500 fl. C. M. belaufen. »Sie können bei meiner Ehre versichert sein,« betheuerte das Diebs-Original, als es den Kaufmann bedächtlich und mit großer Aufmerksamkeit die einzelnen Rubriken durchgehen und die Zahlen addiren sah, »Sie können versichert sein, daß nicht ein Heller daran fehlt. Ich würde mir ein Gewissen daraus gemacht haben, Sie um das Geringste zu übervortheilen. Alles, was ich Ihnen entwendet habe, ist in meinem Buche auf das Genaueste eingeschrieben. Sie dürfen mir das glauben, so wahr ich ein Mann von Ehre bin.« Obgleich der Kaufmann über die zarte Gewissenhaftigkeit seines Hausdiebes sich des Lachens nicht erwehren konnte, ließ er den Ehren-

mann dennoch festnehmen und dem Magistrat auf dem Polizei-Büreau in der Lambethstraße überantworten, um ihm wo möglich zu lehren, daß man nicht allein ehrlich im Niederschreiben dessen sein müsse, was man gestohlen, sondern auch, daß man gar nicht stehlen dürfe.
(Neueste Weltkunde.)

In Paris wurde ein Uhrmacher und seine Frau wegen Diebshehlerei verhaftet. Wie sehr sie das Geschäft ins Große trieben, mag man daraus entnehmen, daß unter Andern ein Arbeiter mit 4 Frank Taglohn angestellt war, bloß um die Nummern auf den gestohlenen Uhren auszuwetzen.

---

76. Angeführt. — Ein Arbeitsmann in Berlin hatte einen mit fünf Siegeln versehenen Brief nebst Kiste zu bestellen, worin sich, laut Adresse, ein hundert Thaler in Kassenanweisungen befanden. Er geht in der Straße vor einigen Häusern ungeduldig auf und ab; da tritt ein Herr an ihn heran und fragt ihn, zu wem er wünsche. Jener hält ihm den Brief hin, bittet zu lesen und ihm zu sagen, wo er den Empfänger finden könne? Der unbekannte Herr wiegt den Brief in der Hand, und sagt ganz unbefangen: »Endlich! Ich habe ihn schon sehr lange erwartet. Der Brief ist an mich.« Der Arbeitsmann, erfreut, daß er nicht länger zu suchen braucht, bittet nur um das auf dem Couvert verzeichnete Porto von 10 Thalern für Brief und Kiste, welches sein Principal als Spediteur verlangt, wie solches aus der beiliegenden Rechnung zu ersehen. Der Herr nimmt seine Brieftasche heraus, gibt dem Arbeitsmann zwei Fünfthaler-Scheine und außerdem noch einige Groschen Trinkgeld. Kaum hat der Arbeitsmann das Seinige empfangen, so geht der nunmehrige Inhaber des Briefes einige Häuser weiter, eilt in einen Thorweg, reißt das Couvert ab, und findet nichts als einige Blätter weißes Papier, dessen oberstes mit dem Worte »Angeführt,« beschrieben ist.
(Allgem. Welt-Kourier.)

---

77. Opfer des Spiels und der Irreligiosität. — Das Siebenbürger Wochenblatt meldet aus Hermannstadt vom 5. Oktober 1838: Ein schreckliches Opfer des Lotterie- und Kartenspiels hat uns heute in Bestürzung versetzt. Ein junger Mann aus Udvarhely gebürtig, ein auf einmal und ohne Anstrengung reich werden wollender junger Mensch, vermochte, um seine Leidenschaft im Lotterie- und Kartenspiel zu befriedigen, mehre Wohlhabende, ihm einige tausend Gulden darzuleihen. — Aber er sank je länger, je tiefer, und hoffte daher, nachdem er, als sein Gönner eine anderweitige Anstellung erhalten hatte, nach Hermannstadt gekommen war, hier an der ersten Quelle der Lotterie in den Schooß des Glückes zu gelangen. Es glückte ihm, unter falscher Gestalt und unter einem bedeutenden Namen einen Biedermann um 1000 Gulden zu betrügen, welcher ihn aber nach Wahrnehmung des Betrugs in Verhaft nehmen ließ. Er entwischte jedoch aus dem Gefängniß und kam nach Vizakna mit dem Vorhaben, Geld zu entlehnen, wurde aber eingeholt und gefangen genommen — im Gefängniß jedoch brachte er sich mit dem in seinem Stocke verborgen gewesenen Dolche zwei Stiche in der Herzgegend bei und verschied heute in der Nacht, aller ärztlichen Bemühungen ungeachtet. Ein schreckliches Beispiel der Leidenschaft zum Spiele und eines belasteten Gewissens; möchte es doch Diejenigen, welche von ähnlicher Leidenschaft beseelt sind, aufs Kräftigste eines Bessern belehren.

---

78. In Anciaens, einem kleinen Orte der Provinz Tras os Montes in Portugal, lebt eine Schusterfamilie, deren männliche Glieder wegen ihrer abscheulichen Handlungen die gefürchtetsten Menschen der ganzen Gegend sind. Das Volk, endlich müde der Nachlässigkeit und Furcht der Behörden, diese Menschen zur Strafe zu ziehen, stand in Masse auf und machte Jagd auf die Missethäter, welche glücklich eingefangen wurden. Der berüchtigtste von ihnen, der 11 Mordthaten verübt hatte, bezahlte diese alsbald mit seinem Leben, die andern aber, Vater und Sohn, wurden der Justiz überliefert.

Eine andere Schandthat wurde in Villa Real (Portugal) verübt. Ein verheirateter Mann unterhielt eine Liebschaft mit einem Mädchen, dem er die Ehe versprach — sobald seine Frau, welche der Niederkunft nahe war, todt sein würde. Er hoffte, daß sie bei der Niederkunft sterben sollte; die Entbindung erfolgte aber glücklich, und die Mutter der Frau war eben damit beschäftigt, ihr ein kühlendes Getränk zu bereiten, als der Mann eintrat, das Glas ergriff und dabei sagte: »O dieses taugt nicht; ich werde ihr etwas Besseres bereiten.« Er begab sich darauf in ein anderes Zimmer und kam mit einem Getränk zurück, das er seiner Frau anbot. Die Unglückliche trank die Hälfte. Fast in demselben Augenblick schrie sie auf: »O, Verräther, Du hast mich gemordet!« und verschied unter den furchtbarsten Konvulsionen wenige Minuten nachher. Aerzte wurden herbeigeholt, der Leichnam geöffnet. Die Aerzte erklärten, daß die Menge des Giftes so groß gewesen, um damit ein halbes Dutzend Pferde tödten zu können. Der Thäter hatte indessen die Flucht ergriffen und Niemand spürte ihm nach.
(Allgem. Ztg.)

Die Branntweinpest.

Unläugbar macht das zu viele Branntweintrinken die Menschen stumpf, brutal, schwächt Geist und Körper, verschlimmert den Charakter, macht zu Müssiggang und Lastern aufgelegt; kräftige und edle Volksstämme werden dadurch entnervt, die Volksmoral zerrüttet. Daß der Volkscharakter durch die Ueberhandnahme des Branntweins gelitten habe, darüber stimmt man so ziemlich überein, und die Frage, wie dem Uebel abzuhelfen sei, ist wirklich an der Zeit.

Jedes Glas zu viel ist verflucht, denn sein Inhalt ist ein Teufel! ruft Shakespeare's Cassio aus, nachdem er in der Trunkenheit seinen Freund ermordet. Wie zahlreiche Beispiele dieser Wahrheit drängen sich fast täglich dem Menschenfreunde auf. Allerdings hat unter den höhern Ständen der übermäßige Genuß geistiger Getränke in neueren Zeiten bedeutend abgenommen, und die öffentliche Meinung brandmarkt den habituellen Säufer, während noch im vorigen Jahrhundert selbst an Höfen das unmäßige Trinken an der Tagesordnung war und der Virtuos in dieser freien Kunst auf lauten Beifall rechnen konnte. Haben sich nun auch demnach auf der einen Seite unsere Sitten gebessert, so haben doch andererseits die geistigen Getränke ein großes Feld erobert, indem sie den niedern Volksklassen zugänglicher geworden sind, und der Schaden, der hiedurch angerichtet wird, ist um so größer, als es sich hier hauptsächlich um den Genuß des Branntweins handelt, der in seinen Wirkungen unvergleichlich nachtheiliger sich erweist. Die Produktion der gebrannten Wasser hat in neuern Zeiten auf eine beunruhigende Weise zugenommen; besonders durch die Einführung des Kartoffelbranntweins ist dem gemeinen Manne ein so wohlfeiles Getränk geboten worden, daß an manchen Orten die übrigen spirituösen Getränke fast ganz dadurch verdrängt worden sind, daß sein Verbrauch ganz außerordentlich geworden ist und den Grund zum Ruin vieler Familien, selbst ganzer Dörfer gelegt hat. Aus den verschiedensten Gegenden erschallen einstimmige Klagen über dieses schnell hereinbrechende Unglück. Am wenigsten sind noch diejenigen Gegenden betroffen, welche in hinreichender Menge Wein und Obstwein oder ein gutes Bier produziren, doch auch hier droht Gefahr. Dieses Laster macht einen großen Theil der Bevölkerung mancher Landstriche arbeitsunfähig, körperlich und geistig niedergedrückt, gibt erwiesenermaßen zu vielen Verbrechen Anlaß und übt auf die Erziehung der nachrückenden Geschlechter den nachtheiligsten Einfluß aus, so daß dadurch auch noch für eine späte Zukunft ein reichlicher Same zu Volkselend in fruchtbaren Boden niedergelegt wird.

Ob durch Uebertreibungen, durch gar zu schwarze Gemälde, die das erst drohende Verderben schon als vorhanden bezeichnen, und ob durch Mäßigkeitsgesellschaften, die allen Branntwein unbedingt verbieten, geholfen werden kann, möchten wir bezweifeln. Ein Menschenfreund, der sich mehrfach über die nachtheiligen Folgen des Branntweintrinkens belehrt hat, schlägt deßhalb vor: 1) Man erschwere das Brennen durch Verdoppelung der Steuer, 2) die Sanitätspolizei warne das Volk und überwache den Branntweinschank, 3) die Kriminaljustiz bestrafe die Berauschten und erkenne den Rausch nicht mehr als Milderungsgrund; (wir wollen uns nicht dabei aufhalten, das Unpassende dieser Vorschläge nachzuweisen. Zweckmäßiger erscheint uns der folgende), 4) man befördere die Bierbrauerei. (Dieß ist wohl die Hauptsache. Wenn man wieder so gutes Bier brauen wird, wie in frühern Jahrhunderten, wird die Branntweinpest von selbst verschwinden; schlechtes Dünnbier kann freilich dieses Wunder nicht wirken, im Gegentheil erweckt der schlechte Biertrank das Bedürfniß nach Branntwein); 5) Soldaten und öffentliche Arbeiter sollen von Staatswegen zur Mäßigkeit im Branntweintrinken verpflichtet werden; 6) Mäßigkeitsvereine sollen die öffentliche Meinung in diesem Sinne stimmen.

Eine geringe Quantität Alkohol wird zwar von sehr starken Personen anfänglich verdaut, wie denn die verdauende Kraft des gesunden Menschen so mächtig ist, daß sie selbst Gift überwinden kann, aber er erregt dabei eine so stürmische Thätigkeit nicht nur des Knotennervensystems, sondern auch aller übrigen Systeme der Leiblichkeit, daß eine eben so große Abspannung des gesammten Lebens die nothwendige Folge davon ist. Der Müde sehnt sich nach Ruhe, der Hungrige nach Nahrung, der Durstige nach Wasser, der Erschlaffte nach Erregendem. Das Bewußtsein der mächtig belebenden Wirkung des alkoholgifthaltigen Getränks reizt zum Genusse desselben. Aber diese Art von Abspannung ist ein krankhafter Zustand, besonders der Instinktnerven, in welchem man nicht mehr geeignet ist, das heilsam Erregende zu finden, noch viel weniger aber das rechte Maß zu halten. Es wird in diesem Zustande immer eine die Verdauungskraft des Lebens weit übersteigende Menge des alkoholgifthaltigen Getränkes genossen. Das auf diese Weise ins Innere der Leiblichkeit gelangte, immer als Lebensfeindliches auftretende giftige Fremde offenbart sich durch eine Menge eigenthümlicher Erscheinungen, welche als Branntweinrausch bekannt genug sind. Der Branntwein- oder Alkoholrausch unterscheidet sich vom Weinrausche besonders dadurch, daß jener den Menschen bös, viehisch, grausam, lügenhaft macht. Der Alkohol unterdrückt in dem von ihm Berauschten jede edle Regung, was vom Wein-

rausche nicht gesagt werden kann, wenn gleich dieser, eben so wie jener, ein krankhafter Zustand ist. Sehr verschieden ist auch die Wirkung des Weinigen und des Alkohols auf Kranke und auf von Krankheit Genesene. Vortrefflich bekommt ihnen der Wein, indeß alkoholgisthaltige Getränke immer schaden.

Wie sehr das Entbehren des Branntweins dem Soldaten auf dem Marsche nützt, möge folgendes Beispiel lehren: Im letzten Kriege der Engländer gegen die Birmanen, marschirte ein Regiment auf einem beschwerlichen Wege nahe an 300 Meilen in einem fremden Lande, und nur sieben Todesfälle sind auf dem Marsche vorgekommen. »Verschiedene Umstände,« heißt es im Bericht von demselben, »trugen zu dem gesunden Zustande der Armee bei: die Jahreszeit war günstig und die Soldaten enthusiastisch für die Sache, der sie geweiht waren; sie schritten dahin, ihre Hosen bis zum Knie aufgestreift und ihre Schuhe an ihren Musketen schwingend, unbesorgt, und ihre Beschwerden mit humoristischen Erzählungen und heitern Gesängen versüßend. Hier — die vorzüglichste Ursache der Erhaltung der Gesundheit — hatten wir keinen Bazar der Eingebornen oder erlaubte Schenkbuden auf unsern Fersen, die den faulen und immer fleißigen Schnapstrinker verführt und aufgenommen hätten. Demnach bestand in unsern Reihen keine falsche Aufregung an einem Tage, der am andern eine unmännliche Niedergeschlagenheit gefolgt wäre. Ein gesunder Schlaf nach den Beschwerden des Tages und des Felddienstes stellte die physische Kraft wieder her und erzeugte allgemeinen Eifer, unsern Weg durch Wälder und weit ausgedehnte Grasflächen zu erzwingen.« Lord Collingwood bemerkt in seinen Briefen, daß mäßige Gewohnheit und ruhige und freundliche Gemüthsstimmung die schönsten Schmerzstiller sind — sie versüßen die Mühe, mildern das Unglück und lassen der Natur freies Spiel, ihre Wunder zu schaffen. Raisonnirt man auf ähnliche Weise, so gibt man gewiß schnell und gern zu, daß der gute Gesundheitsstand unserer Veteranen, deren Konstitutionen vom langen Gebrauch nicht wenig angegriffen waren, ihrer unfreiwilligen Entsagung von hitzigen Getränken zuzuschreiben ist. In Zeiten des Mangels wurde sogar die tägliche Ration beschränkt; demungeachtet wurden forcirte Märsche bei Nacht und bei Tage mit Freudigkeit ausgehalten und zurückgelegt, wie man ohne Zuwachs aus den Krankenlisten ersehen hat. Eine schmutzige Pfütze, die man bildete, indem man ein Loch in ein Nullah machte, ersetzte oft die Stelle des Grogfasses. Möchten die Grogfässer *) und Schenktische »cassirt,« und sogar das Wort aus dem Militärwörterbuch gestrichen werden.

*) Canteens (kleine Fässer mit starken Getränken gefüllt), in den englischen Armeen sehr gewöhnlich.

*

Nach einem im Mainestaat (vereinigte Staaten von Nordamerika) bestehenden Gesetze hat die Frau das Recht, auf Ehescheidung von ihrem Mann anzutragen, wenn er ein Trunkenbold ist.

Tod durch übermäßigen Genuß geistiger Getränke.

Aus Pesth wird vom 3. Februar 1839 gemeldet: Wie verderblich der übermäßige Genuß geistiger Getränke werden könne, lehrt uns das traurige Ende eines armen Bilderhändlers aus Fekete Lehota, Namens Andreas Borbalits. Dieser trat, nachdem er seine Bilder in der obern Gegend der Zips verkauft hatte — in Gesellschaft seines Gefährten seine Rückreise über die zwischen Jacubjan und Leutschau gelegenen Gebirge an und sprach unterwegs in zwei Wirthshäusern ein, wo er wahrscheinlich, in der Absicht sich für die bevorstehende, bei dieser rauhen Jahreszeit sehr beschwerliche Reise zu stärken, des Branntweins zu viel genoß. Nachdem sie hierauf bei heftigem Sturm und Schneegestöber eine ziemlich große Strecke Weges zurückgelegt hatten, fing Borbalits an zu taumeln, und es schien, als wollten ihn seine Füße nicht mehr tragen, sein Gefährte zog ihn jedoch eine Strecke mit sich fort; endlich setzte sich Borbalits nieder, mit der Erklärung, daß er nicht mehr weiter könne. Da alles Zureden vergebens war, verließ ihn sein Gefährte, um Hilfe zu seiner Rettung zu suchen. In der der königl. Freistadt Leutschau angehörigen, einige Stunden weit entfernten obern Meierei angelangt, nahm er sogleich zwei Männer auf, mit denen er seinem Gefährten zu Hilfe eilte; einer der Männer fühlte sich jedoch schon auf halbem Wege so erschöpft, daß er umkehren mußte. In Begleitung des andern gelangte er zu der Stelle, wo Borbalits zurückgeblieben war, den er auch ganz von Kälte erstarrt und ohne Lebenszeichen vorfand. Sie legten ihn auf einen Handschlitten und fuhren der obern Meierei zu, geriethen jedoch in so mächtige Windwehen, daß es ihnen unmöglich war, sich durchzuarbeiten. Sie fanden sich daher genöthigt, den Leichnam da zu lassen, um neuen Succurs zu holen. Durch Hilfe mehrer Menschen wurde endlich Tags darauf Borbalits in die Stadt gebracht; wo alsogleich in Gegenwart der Aerzte Alles angewendet wurde, um ihn ins Leben zu bringen, aber leider ohne Erfolg! Borbalits soll eine Gattin und vier unmündige Kinder zurückgelassen haben.

Einen andern Beweis, welche nachtheilige Folgen das unmäßige Branntweintrinken nach sich zieht und wie dieses pestartige Gift die Leidenschaften aufregt und jedes edlere Gefühl im Menschen untergräbt und zerstört, liefert der nachfolgende traurige Vorfall in dem

Städtchen Dubiecko in Galizien. Am Nachmittag des zweiten Osterfeiertages 1839 ging ein Gärtner aus Rienadowa, einem angrenzenden Dorfe, aus dem Städtchen nach Hause. Sein böser Stern ließ ihn in das an der Straße gelegene Wirthshaus eintreten. Die Gaststube war gefüllt; unter den Anwesenden, die nicht mehr am ersten Gläschen nippten, waren auch mehre Bürgersleute aus Dubiecko, welche sich mit dem Eintretenden in ein Gespräch einließen, das jedoch bald in einen hitzigen Wortwechsel ausartete und von gegenseitigen Schimpfworten begleitet wurde. Um einer Schlägerei und der nachtheiligen Uebermacht der Gegner auszuweichen, entfernte sich eiligst der Gärtner und beflügelte seine Schritte. Darüber empört, eilte die besoffene Rotte nach; einer derselben, Vater von 4 Kindern, warf einen Zaunpflock dem Fliehenden nach, da er ihn nicht zu erreichen hoffte, traf aber unglücklicherweise seine Füße so, daß er stürzte. Nun fielen sie über ihn her und brachten ihn mit demselben Pflocke mehre tödtliche Wunden bei; der Arme flehte um sein Leben, aber sein Flehen rührte nicht die wuthentbrannten Gemüther seiner vom Branntwein und der Leidenschaft betäubten Feinde — sie erschlugen ihn — und mißhandelten noch die Leiche. Die Entheiligung eines so großen Festtages durch ein schauderhaftes Verbrechen hat bei den übrigen Bewohnern des Städtchens den lebhaftesten Unwillen erregt; sie waren bei der Festnehmung der Verbrecher selbst thätig, die nun zur Bestrafung den Gerichten ausgeliefert wurden.

Ein wallachisches Ehepaar zu Reißmarkt in Siebenbürgen begab sich am 9. Dezember 1838 Abends, um die lange Zeit zu verplaudern, in die Nachbarschaft. Die zu Hause gelassene 8 bis 10jährige Tochter gerieth inzwischen über den in einer Truhe verwahrten Leinöl- und Branntweinvorrath der Eltern und genoß davon eine beträchtliche Menge. Die Eltern fanden sie bei ihrer Nachhausekunft in Fieberhitze, besinnungslos auf dem Bette liegen, ohne die Ursache ihres plötzlichen Uebelbefindens eher errathen zu können, bis die aus dem Munde strömende Flamme ihnen den gräßlichen Aufschluß gab. In wenigen Stunden war die Unglückliche ein Opfer des Todes.

Die Brünner Zeitung hat im Laufe des verflossenen Winters mehrmals Fälle von Erfrornen veröffentlicht. Fast immer war die vorangehende Ursache das Branntweintrinken. Wir könnten schauerliche Beispiele dieses Lasters ins Unendliche ausdehnen, glauben jedoch durch Vorstehendes neuerdings Menschenfreunde aufmerksam gemacht zu haben, wie unendlich wichtig es ist, in ihren Kreisen zur Ausrottung dieses Uebels beizutragen. Wir verweisen überdieß auf unsern frühern Artikel im Jahrg. 1837, S. 391: über die Mäßigkeits-Vereine, wo man sich hinlänglich über diese wohlthätigen Vereine, welche als ein Bewußtwerden der Zeit über ihre Nöthen und deren Abhilfe anzusehen sind, unterrichten kann.

Wir beschließen unsere Aufforderung, die Branntweinpest nach Kräften zu bekämpfen, mit einem düstern, aber lebenswahren Gemälde, welches einer der ersten lebenden Schriftsteller Englands entwirft.

Des Trunkenboldes Tod.

Von Boz.

Jedermann, der täglich durch die Straßen Londons wandert, erinnert sich gewiß unter den Leuten, die man »vom Ansehen« kennt, eines Menschen von elendem Aussehen, den er einmal in sehr verschiedener Lage gekannt, der auf fast unmerkliche Weise immer tiefer und tiefer sank. Er war einst vielleicht ein angesehener Handwerker, ein Schreiber ꝛc. mit günstigen Aussichten und anständigem Auskommen; alle seine Bekannten wenden sich jetzt von ihm ab und er entgeht dem Hungertode, Niemand weiß wie. Solche Fälle sind zu häufig, als daß nicht Jedermann in seinem Leben einen kennen gelernt haben sollte; sie alle entstehen aus einer Ursache, der Trunkenheit, jener unbegreiflichen Sucht nach dem schleichenden, sichern Gifte, das alle andern Gedanken übertäubt, das Weib, Kinder, Freunde, Glück und Stand bei Seite drängt und ihre Opfer der Erniedrigung und dem Tode zuführt.

Einige dieser Männer sind durch Unglück und Noth zu dem Laster gebracht worden, das sie entwürdigt. Der Untergang irdischer Erwartungen, der Tod Derer, die sie liebten, die Sorge, die langsam verzehrt, aber das Herz nicht bricht, hat ihnen den ruhigen Verstand genommen, und sie gewähren das häßliche Bild von Wahnsinnigen, die langsam unter ihren eigenen Händen sterben. Bei weitem die meisten aber haben sich mit Willen, mit offenen Augen in den Abgrund gestürzt, aus welchem der Mensch nie wieder herauskommt, in den er aber tiefer und tiefer hineinsinkt.

Ein solcher Mann stand einst neben dem Bette seines sterbenden Weibes, während seine Kinder darum herknieten und schluchzten und beteten. Die Stube war gering meublirt, und es bedurfte nur eines Blickes auf die bleiche Gestalt, von welcher das Licht des Lebens allmälich entwich, um die Sorge, die Noth und das Leid zu erkennen, welche so manches lange Jahr an ihrem Herzen genagt. Eine ältliche Frau, deren Gesicht Thränen überströmten, hielt den Kopf des sterbenden Weibes — ihrer Tochter — auf ihrem Arme. Aber nicht nach ihr wendete diese den matten Blick; nicht deren Hand drückten ihre kalten und zitternden Finger; sie preßte im Krampf den Arm des Gatten; die Augen, die sich so bald im Tode schließen sollten, ruheten auf

seinem Gesichte und der Mann zitterte unter diesem Blicke. Sein Anzug war nachlässig und schlecht, sein Gesicht geröthet und sein Auge mit Blut unterlaufen. Man hatte ihn aus dem Wirthshause an das Bett der Sorge und des Todes geholt.

Eine Schirmlampe am Bette warf einen matten Schimmer auf die Gestalten umher und ließ den übrigen Theil der Wohnung in tiefem, dunkeln Schatten. Die Stille der Nacht herrschte außerhalb des Hauses und die Stille des Todes in der Stube. An der Wand hing eine Uhr, und ihr langsames Ticken war der einzige Ton, welcher die tiefe Ruhe unterbrach, aber ein feierlicher, denn die, welche ihn hörten, wußten wohl, daß, wenn er eine andere Stunde verkünde, er einen abgeschiedenen Geist zu Grabe läute.

Es ist etwas Grausenhaftes, auf die Ankunft des Todes zu warten, zu wissen, daß die Hoffnung vorüber und Genesung unmöglich ist, — da zu sitzen und die langsam schleichenden Stunden in den langen, langen Nächten zu zählen, in Nächten, welche nur die kennen, die an Krankenbetten gewacht haben. Das Blut erstarrt, wenn man die theuersten Geheimnisse des Herzens, die Jahre lang verborgen gehalten, von dem bewußtlosen, hilflosen Menschen auf dem Krankenbette aussprechen hört, und bedenkt, wie wenig die Zurückhaltung und Klugheit eines ganzen Lebens vermag, sobald das Fieber endlich die Maske abreißt. Seltsame Dinge sind in der Bewußtlosigkeit von sterbenden Menschen gesprochen worden, Dinge von so gräßlicher Schuld, daß die Umstehenden in Grausen und Entsetzen entflohen, um nicht lebenslänglich durch das, was sie sahen und hörten, geängstigt zu werden, und so ist mancher Schuldbeladene allein gestorben, indem er von Thaten sprach, deren bloßer Name die Muthigsten vertrieb.

Keine solche Geständnisse hörte man an dem Bette, um welches die Kinder knieten. Nur ihr halberstickfes Schluchzen unterbrach die Stille in der öden Stube. Als endlich die Hand der Mutter losließ, als sie einen Blick von den Kindern auf deren Vater warf und dann zurücksank auf das Kissen, war Alles ruhig und still, daß sie einzuschlafen schien. Sie bogen sich über dieselbe; sie riefen ihren Namen, erst leise, dann in dem lauten, herzzerreißenden Tone der Verzweiflung. Sie antwortete nicht. Sie lauschten auf ihren Athem, aber sie hörten nichts. Sie wollten den Schlag ihres Herzens fühlen, aber es hatte Ruhe gefunden. Das Herz war gebrochen und die Arme todt.

Der Mann sank auf einen Stuhl neben dem Bette und drückte seine Hände auf die brennende Stirn. Ein Kind nach dem andern stierte er an, konnte aber den Blick eines weinenden Auges nicht ertragen. Sein Ohr vernahm kein Wort des Trostes, sein Gesicht traf kein Blick der Liebe. Alle wichen von ihm und mieden ihn, und als er endlich aus der Wohnung hinaus wankte, folgte Niemand dem Witwer, versuchte Niemand ihn zu trösten.

Es hatte eine Zeit gegeben, da er manchen Freund in seiner Trauer und herzlichen Trost in seinem Kummer gefunden haben würde. Wo waren sie jetzt? Einer nach dem andern, Freunde, Verwandte und Bekannte hatten sich von dem Trunkenbolde abgewendet. Nur sein Weib, sein treues Weib hing fest an ihm in Glück und Leid, in Krankheit und Armuth, und wie hatte er ihr gelohnt? Aus dem Wirthshause war er an ihr Bett gewankt, um sie sterben zu sehen.

Er eilte aus dem Hause und schritt schnell durch die Straßen. Sein Gemüth würde von Reue, Furcht und Scham bestürmt. Betäubt von dem berauschenden Getränk, verwirrt durch die Szene, die er eben gesehen, trat er in das Wirthshaus, das er eben erst verlassen. Ein Glas folgte auf das andere. Sein Blut stieg ihm nach dem Kopf und sein Gehirn drehte sich gleichsam im Kreise. Todt!? Muß doch jeder Mensch sterben, warum nicht auch sie? Sie war zu gut für ihn; ihre Verwandten hatten es ihm oft gesagt. Fluch ihnen! Hatten sie die Arme nicht aufgegeben und sie ihre Zeit zu Hause verweinen lassen? Nun, vielleicht war sie jetzt glücklicher. Noch ein Glas! — noch eins. Hurrah! Das Leben ist lustig, so lange es dauert; warum soll man es nicht genießen?

Die Zeit verging. Die drei Kinder, die ihm geblieben waren, wuchsen heran und waren nicht mehr Kinder; der Vater blieb derselbe, — ärmer, schäbiger und lüderlicher, aber derselbe unverbesserliche Trunkenbold. Seine Knaben waren schon lange davon gelaufen und hatten ihn verlassen; nur die Tochter blieb und arbeitete angestrengt. Mit Worten oder Schlägen konnte er immer von ihr etwas für das Wirthshaus erhalten. So setzte er sein gewohntes Leben fort.

Einst in der Nacht, schon um zehn Uhr — denn das Mädchen war viele Tage krank gewesen, und er hatte deshalb wenig in dem Wirthshause vertrinken können — wankte er nach Hause und dachte, wenn er sie wieder dahin bringen könne, daß sie Geld verdiene, könne er sich wohl an den Armenarzt wenden und wenigstens fragen, was ihr fehle, worum er sich bis dahin noch nicht bekümmert hatte. Es war eine naßkalte Dezembernacht; der Wind ging schneidend kalt und der Regen goß in Strömen herunter. Er bettelte einen halben Penny von einem Vorübergehenden, kaufte ein kleines Brod (es war ja sein Vortheil, wenn er das Mädchen am Leben erhalten konnte), und schritt dann so schnell vorwärts, als Wind und Regen ihm erlaubten.

Die einsame Lampe, die mitten auf dem Hofe brannte, war verlöscht worden, entweder von dem Winde, oder von einem Bewohner, der tristige Gründe ge-

gen die Beleuchtung des Hauses hatte. Der Wind pfiff und die Fenster zitterten in ihren Rahmen, als sollten sie jeden Augenblick herausgerissen werden.

Der Mann, dem wir folgen, schritt vor sich hin im Dunkel und stolperte bald über dieses, bald über jenes, das im Wege lag. Endlich kroch er auf der alten, halb zerbrochenen Treppe in seine Wohnung hinauf. — Er war ein oder zwei Schritte von der Thüre entfernt, als sie geöffnet wurde, und ein Mädchen von leidendem Aussehen besorgt heraus sah.

»Bist Du es, Vater?« fragte das Mädchen. »Wer sollte es sonst sein?« antwortete der Mann mürrisch. »Was fürchtest Du? Ich habe heute wenig genug zu trinken gehabt; denn ohne Geld gibt es nichts zu trinken und ohne Arbeit kein Geld. Was zum Teufel hat das Mädchen?«

»Ich bin nicht wohl, Vater, nicht ganz wohl,« antwortete das Mädchen, das die Thränen nicht zurückzuhalten vermochte. — »Ach,« entgegnete der Mann in dem Tone eines Menschen, der eine sehr unangenehme Sache zugeben muß, gegen die er gern blind bleiben möchte, wenn es möglich wäre. »Du mußt wieder besser werden, denn wir brauchen Geld. Du mußt zu dem Armendoktor gehen und Dir Medizin geben lassen. Er wird dafür bezahlt; es ist seine Schuldigkeit. Nun was stellst Du Dich vor die Thüre? Willst Du mich nicht hereinlassen, Mädchen?« — »Vater,« flüsterte das Mädchen, indem sie die Thüre hinter ihr schloß und sich vor dieselbe stellte, »William ist zurückgekommen.« — »Wer?« fragte der Mann, indem er zusammenfuhr.

»Still! — William, Bruder William.« — »Was will er?« fragte der Vater weiter und bemühete sich ruhig zu bleiben, — »Geld? Essen? Trinken? Da ist er unrecht angekommen. Gib mir das Licht — gib mir das Licht, Mädchen — ich werde ihm nichts thun.« Er riß ihr das Licht aus der Hand und ging in die Stube hinein. — Auf einem alten Kasten, den Kopf auf seine Hand gestützt und die Augen auf ein ärmliches Feuer geheftet, saß ein junger Mann von etwa 22 Jahren in einer alten groben Jacke und ähnlichen Beinkleidern.

»Schließe die Thüre zu, Marie,« sprach er schnell, — »schließe die Thüre zu. — Vater, Du siehst aus, als kenntest Du mich nicht. Es ist freilich lange her, seit Du mich auf die Straße gestoßen hast; Du konntest mich wohl vergessen.« — »Was willst Du hier?« fragte der Vater, indem er sich auf einen Stuhl an der andern Seite des Kamins setzte. »Was willst Du hier?« »Schutz,« antwortete der Sohn. »Ich werde verfolgt, das ist genug. Werde ich ergriffen, so komme ich an den Galgen, das ist gewiß. Ergriffen werde ich, wenn ich nicht hier bleibe, das ist eben so gewiß.«

»So hast Du geraubt oder gemordet?«

»Ich that es,« antwortete der Sohn. »Wundert Dich dieß, Vater?« und er sah dem Manne erst starr in das Gesicht, dann heftete er die Augen wieder an den Boden. — »Wo sind Deine Brüder?« fragte der Vater nach einiger Zeit. — »Da, wo sie Dich nicht wieder stören können,« entgegnete der Sohn. »John ist nach Amerika gegangen und Heinrich todt.« — »Todt!« wiederholte der Vater mit Schaudern, das selbst er nicht unterdrücken konnte. — »Ja, todt,« fuhr der Sohn fort. »Er starb in meinen Armen — erschossen wie ein Hund von einem Jäger. Er wankte zurück, ich fing ihn auf, und sein Blut tröpfelte auf meine Hände. Es floß aus seiner Seite wie Wasser. Er war schwach, aber er konnte doch noch niederknieen im Grase und zu Gott beten, daß, wenn seine Mutter im Himmel sei, der Herr *ihr* Gebet um Vergebung für ihren jüngsten Sohn anhören möge.«

»Ich war ihr Liebling, William!« sagte er, »und ich denke noch gern zurück, daß als sie starb, ob ich gleich noch sehr jung war und mein kleines Herz fast borst, ich an ihrem Bette niederkniete, und Gott dafür dankte, daß er mich sie so sehr habe lieben lassen, daß ich nie Thränen in ihre Augen gebracht. Ach, William, warum wurde sie uns genommen und warum blieb uns der Vater! — Das sind seine letzten Worte, Vater,« setzte der junge Mann hinzu; »denke Dir das Beste dabei. Du schlugst ihn in der Betrunkenheit in das Gesicht, als wir davon liefen, und da hast Du nun das Ende davon.«

Das Mädchen weinte laut, der Vater ließ seinen Kopf auf seine Knie sinken und wankte hin und her. — »Wenn man mich ergreift,« sagte der junge Mann, »bringt man mich in das Land zurück und henkt mich, weil ich jenen Mann ermordet. Ohne Deine Hilfe, Vater, können sie mich hier nicht finden. Ich weiß, Du willst und kannst mich vielleicht der Gerechtigkeit übergeben; thust Du es aber nicht, so bleibe ich hier, bis ich mich hinauswagen kann.«

Zwei ganze Tage lang blieben alle drei in der elenden Stube, ohne dieselbe zu verlassen. Am dritten Abend aber befand sich das Mädchen unwohler als jemals, und das wenige Brod, das sie besaßen, war aufgezehrt. Es mußte also nothwendig Jemand ausgehen, und da das Mädchen zu krank und zu schwach dazu war, so ging mit Einbruch der Nacht der Vater aus. — Er erhielt Arznei für das Mädchen und bettelte so viel Geld, um ihre dringendsten Bedürfnisse auf zwei bis drei weitere Tage zu befriedigen. Auf seinem Heimwege mußte er vor dem Wirthshause vorbei. Einen Augenblick zögerte er, er ging vorbei, kehrte um, zögerte nochmals und trat endlich hinein.

Zwei Männer, die er nicht beobachtet hatte, standen auf der Lauer. Sie wollten bereits ihre Nachsuchung in Verzweiflung aufgeben, als sein Zögern vor dem Wirthshause ihre Aufmerksamkeit erregte. Als er hinein trat, folgten sie ihm. »Wollen Sie mit mir trinken,« redete ihn der Eine an, indem er ihm ein Glas Branntwein bot. — »Trinken Sie mit mir,« setzte der Andere hinzu, der das Glas vollschenkte, sobald Jener es geleert hatte.

Der Mann dachte an seine hungerigen Kinder und an die Gefahr seines Sohnes. Aber bald vergaß er sie. Er trank, und sein Verstand wich von ihm. »Eine feuchte Nacht, Warden,« flüsterte einer der Männer ihm ins Ohr, als er sich endlich anschickte, zu gehen, nachdem er die Hälfte des Geldes vertrunken hatte, von dem vielleicht seiner Tochter Leben abhing.

—»Die rechte Nacht für unsere versteckten Freunde,« antwortete der andere. »Setzen Sie sich da nieder,« fuhr der, welcher zuerst gesprochen hatte, fort, indem er ihn in eine Ecke zog. »Wir haben uns nach dem Jungen umgesehen, und wollten ihm sagen, es sei Alles sicher, konnten ihn aber nicht finden, weil wir nicht genau seinen Aufenthalt wußten. Wahrscheinlich wußte er selbst nicht, wo er sich verbergen würde, als er nach London kam.« — »Gewiß wußte er dieß selbst nicht,« antwortete der Vater.

Die beiden Männer wechselten Blicke.

»Es liegt ein Schiff da unten, das um Mitternacht, wenn die Flut eintritt, absegelt,« fuhr der erste Sprecher fort, »und wir möchten ihn an Bord desselben bringen. Wir haben für ihn einen Plaz unter fremdem Namen bestellt und, was noch besser ist, bereits dafür bezahlt. Es ist ein großes Glück, daß wir Sie trafen. — Noch ein Glas!« und nach fünf andern Minuten hatte der Vater unwillkürlich seinen eigenen Sohn in die Hand des Henkers gegeben. — Langsam und schleppend verging die Zeit, als der Bruder und die Schwester in ihrem elenden Verstecke in ängstlicher Erwartung auf das leiseste Geräusch hörten. Endlich ließ sich ein schwerer Fußtritt auf der Treppe vernehmen; er kam näher und näher; er gelangte auf den Vorsaal, und der Vater wankte in die Stube. Das Mädchen sah, daß er berauscht war und ging ihm mit dem Lichte in der Hand entgegen, blieb aber mit einem Male stehen, schrie laut auf und sank bewußtlos zu Boden. Sie hatte den Schatten eines Mannes auf den Dielen gesehen. Die beiden Männer drangen sogleich in die Stube hinein, und im nächsten Augenblicke war der junge Mann gefangen und gefesselt.

»Das ging, Dank dem alten Manne, sehr ruhig ab,« bemerkte einer der Diener der Gerechtigkeit. »Heb das Mädchen auf, Tom; komm, komm, Mädchen, das Weinen nutzt nichts. Es ist vorbei mit ihm, und Niemand kann ihn retten!« Der junge Mann bückte sich einen Augenblick über das Mädchen und drehte sich dann rasch zu seinem Vater um, der sich an die Wand gelehnt hatte und die Gruppe mit trunkenem Stumpfsinn anstierte. — »Höre mich an, Vater!« begann er in einem Tone, unter welchem der Trunkenbold an allen Gliedern zitterte. »Meines Bruders Blut und das meinige komme über Dich; ich erhielt nie einen freundlichen Blick, oder ein freundliches Wort von Dir; nie kümmertest Du Dich um mich und, lebend oder sterbend, nie werde ich Dir dieß vergeben. Du magst sterben, wann oder wie Du willst, so werde ich vor Dir stehen. Ich spreche jetzt als Sterbender, und sage Dir, Vater, so gewiß Du einst vor Deinem Schöpfer und Richter erscheinen mußt, so gewiß werden dort auch Deine Kinder, Hand in Hand, vor Dich hintreten und Dich anklagen.« Er erhob seine gefesselten Hände drohend, heftete seine fast aus ihren Höhlen herausquellenden Augen auf seinen zitternden Vater und schritt langsam aus der Stube. Weder sein Vater, noch seine Schwester haben ihn seitdem in dieser Welt wieder gesehen.

Als das schwache Licht des Wintermorgens in den schmalen Hof drang und durch die schmutzigen Fenster der elenden Wohnung fiel, erwachte er aus seinem schweren Schlafe und sah sich allein, verlassen. Er stand auf und blickte umher; Alles stand und lag noch so, wie er es zuletzt gesehen; Niemand außer ihm schien die vergangene Nacht in der Stube verbracht zu haben. Er fragte bei den andern Bewohnern des Hauses und bei den Nachbarn; aber Niemand hatte etwas von seiner Tochter gesehen oder gehört. Er ging hinunter auf die Straße, schritt durch alle Gassen der Riesenstadt, und sah suchend und forschend jedes elende Gesicht in der Menge an. Aber sein Suchen war vergeblich, und er kehrte, als es Nacht wurde, trostlos und ermattet, nach seiner Behausung zurück.

Viele Tage verbrachte er ganz auf dieselbe Weise, aber er fand keine Spur von seiner Tochter, er hörte kein Wort von ihr. Endlich gab er die Nachforschungen als nutzlos auf. Längst schon hatte er an die Möglichkeit gedacht, daß sie ihn verlassen und ihren Unterhalt an irgend einem andern Orte in Ruhe zu verdienen suchen werde. Sie hatte ihn verlassen, damit er allein in Einsamkeit verhungere. Da knirschte er mit den Zähnen und fluchte ihr. Er bettelte sein Brod von Thür zu Thür und verthat jeden Pfennig, den er von der Mildthätigkeit erhielt, auf die frühere Weise. So verging ein Jahr; das Dach eines Gefängnisses war viele Monate lang das einzige, das ihn schützte. Er schlief unter Thorwegen u. s. w., an jedem Orte, wo er Wärme oder Schutz vor der Kälte und dem Regen fand; aber er blieb selbst in dem letzten

Grade der Armuth und Krankheit noch immer ein Trunkenbold. In einer eiskalten Nacht endlich sank er krank und schwach an einer Thüre nieder. Das Laster der Trunkenheit hatte seine Lebenskräfte vor der Zeit aufgezehrt. Seine Wangen waren hohl und bleich, seine Augen schwach und tief eingesunken. Seine Beine zitterten unter der Last des Körpers und ein kalter Schauer rieselte ihm durch alle Glieder.

Gedanken an längst vergessene Szenen seines übel verbrachten Lebens bestürmten ihn ohne Zahl. Er gedachte der Zeit, als er eine Heimat hatte, eine glückliche, freundliche Heimat; er gedachte an die, welche darin mit ihm lebten und sich um ihn her drängten, bis die Gestalten seiner ältern Kinder aus dem Grabe aufzusteigen und um ihn her zu stehen schienen, so deutlich, daß er sie greifen und fühlen zu können glaubte. Blicke, die er längst vergessen hatte, wurden wieder auf ihn gerichtet; Stimmen, die längst der Tod gedämpft, klangen wieder in seine Ohren wie die Töne von Kirchenglocken. Aber dies währte nur einen Augenblick. Der Regen stürzte in Strömen auf ihn herab; Kälte und Hunger nagten von Neuem an seinem Herzen? Er stand auf und schleppte seine matten Glieder einige Schritte weiter. Die Straße war still und öde; die wenigen Menschen, die so spät noch vorübergingen, eilten nach Hause, und seine zitternde Stimme übertäubte der gewaltige Sturm. Der eiskalte Schauer durchrieselte ihn nochmals, und sein Blut schien zu stocken. Er drückte sich in die Ecke eines Thorweges und versuchte zu schlafen. Aber der Schlaf war von seinen gläsernen Augen geflohen. Sein Geist träumte, aber im Wachen und mit Bewußtsein. Der wohlbekannte Jubel von Betrunkenen klang in seinem Ohr; das Glas war an seiner Lippe und der Tisch mit ausgesuchten Speisen besetzt; er konnte Alles sehen, er brauchte nur die Hand auszustrecken, um sie zu nehmen, — aber er wußte zugleich, daß er allein in der öden Straße saß und die Regentropfen auf die Steine fallen hörte, daß der Tod auf ihn zukam und er Niemand hatte, der ihm helfen, der ihn pflegen werde. Im höchsten Entsetzen sprang er mit einem Male auf. Er hatte seine eigene Stimme in der Nachtluft rufen hören und wußte nicht, wie dieß geschah. Horch, ein Aechzen! ein Stöhnen! Seine Sinne begannen ihn zu verlassen; unzusammenhängende, halbgesprochene Worte kamen über seine Lippen, und seine Hände suchten seine Glieder zu zerfleischen. Er wurde wahnsinnig, und schrie um Hilfe, bis ihm die Stimme versagte. — Er richtete den Kopf empor und stierte in der öden Straße hin. Er erinnerte sich, vor vielen Jahren gehört zu haben, daß ein heimatloser Elender, gleich ihm, in einem einsamen Winkel ein Messer gewetzt habe, um sich dieß in das Herz zu stoßen und sein endloses, trauriges Herumwandern durch den Tod zu beendigen. In einem Augenblicke war sein Entschluß gefaßt; seine Glieder erhielten neues Leben; er schritt schnell davon und hielt nicht an, bis er das Ufer der Themse erreicht hatte. — Still kroch er die steilen steinernen Stufen hinunter, welche an der Waterloobrücke an den Fluß hinunterführen. Als die Patrouille vorüberging, drückte er sich in einen Winkel und hielt den Athem an sich. Nie schlug das Herz eines Gefangenen in der Hoffnung auf Leben und Freiheit halb so rasch als das des elenden Mannes bei der Aussicht auf den Tod. Die Wache schritt dicht an ihm vorbei, er aber blieb unentdeckt, und als er gewartet hatte, bis er auch die Tritte derselben nicht mehr hörte, stand er unter dem dunkeln Bogen der Brücke. Es war Flutzeit, und das Wasser strömte zu seinen Füßen. Der Regen hatte aufgehört, der Wind war ruhig geworden und Alles für den Augenblick still. Der Strom floß träge dahin. Seltsame phantastische Gestalten erhoben sich über die Fluten und winkten ihm, näher zu kommen; glühende Augen sahen aus dem Wasser heraus und schienen über sein Zögern zu spotten, während Stimmen hinter ihm ihn vorwärts trieben. Er ging einige wenige Schritte zurück und stürzte sich in die Fluten hinein.

Nicht fünf Sekunden waren vergangen, als er wieder an die Oberfläche des Wassers herauf kam; aber welche Veränderung war in dieser kurzen Zeit in seinen Gedanken und Gefühlen eingetreten. Leben, Leben, unter jeder Gestalt, Armuth, Noth, Hunger, Alles nur nicht den Tod! Er kämpfte mit dem Wasser, das über seinem Kopfe zusammenschlug, und schrie jammernd, verzweifelnd um Hilfe. Der Fluch seines Sohnes klang ihm vor den Ohren. Das Ufer! Land! er konnte es fast erreichen. Noch eine Hand breit näher, und er war gerettet, aber die Flut riß ihn fort unter den dunkeln Brückenbogen hin, und er sank zu Boden.

Von Neuem kam er empor und kämpfte um sein Leben. Einen Augenblick, — einen kurzen Augenblick — waren die Gebäude am Ufer, die Lichter auf der Brücke, das dunkle Wasser und die über ihm jagenden Wolken deutlich sichtbar, — dann sank er wieder und kam wieder empor. Glänzende Feuerflammen schossen aus der Erde gen Himmel empor und zuckten vor seinen Augen, während das Wasser in seine Ohren donnerte und ihn betäubte.

Eine Woche später wurde der Leichnam einige Meilen weiter unten an das Ufer getrieben, eine aufgeschwollene, entstellte Masse. Unerkannt und unbetrauert trug man ihn zu Grabe.

Thierquälerei,

und die Vereine gegen dieselbe.

Der Gerechte erbarmet sich seines Viehs, aber
das Herz des Gottlosen ist unbarmherzig. Salomo.

Man hat eine Polizei für die Früchte, für die Erzeugnisse des metallschwangern Erdbodens, für die immergrünen Tannen- und Fichtenforste, die uns lehrt, wie wir dieß Geschenk der Gottheit ehren und gebrauchen sollen. Ist das Thier etwa ein minder nützlicher Theil der Natur. Ist's etwa ein nichtiger, ein welker Zweig der Schöpfung? Hat das Thier keinen Anspruch auf unsere Achtung, auf unsere Menschlichkeit? — Durch unsere Civilisation, durch unsere Humanität hat das Thier nichts gewonnen. Die Völker der Vorzeit hatten einen Thierdienst, glaubten an Seelenwanderung in Thierleiber und an Göttererscheinungen in Thiergestalt, und das kam den armen Thieren zu Gute, wie noch heute im Orient, im russischen Asien und unter Negern und wilden Amerikanern. In den Zeiten, wo die Menschen die Thiere für ihres Gleichen nahmen, sie sogar verehrten, da Götter Thiergestalten annahmen, der Glaube an Seelenwanderung und Pythagoras Lehre von Enthaltung alles Fleisches feststand, wo Aesop die Thiere reden ließ, und selbst der Baum Leben hatte in den Dryaden und Hamadryaden, was ihn besser schützte, als Strafe auf Baumschänder — in diesen Zeiten waren die Thiere glücklicher, als in den Tagen der Aufklärung. — Die Egypter machten Hausthiere zu ihren Göttern. Und liegt nicht ein edler, feiner Zug eines dankbar gemüthlichen Herzens darin! Sie dankten den Hausthieren so viel Gutes, so viele Vortheile, sie fanden Treue und Anhänglichkeit bei ihnen, und wußten sie nicht besser zu schätzen, als indem sie ihnen göttliche Ehre erwiesen. Selbst das furchtbare Krokodil war ihnen eine Gottheit, weil sie es fürchten mußten. Bei Todesstrafe durfte sich Niemand an gewissen Thieren vergreifen.

Die Gesetze Englands sind so human, die Metzger vom Richteramt auszuschließen, weil sie durch ihre ewigen Metzeleien zu hart würden. Sollten wir nicht wenigstens Metzger und Wirthe, die so häufig in einer Person sind, trennen, um der Gäste und Reisenden willen? Mich wundert es übrigens nicht, daß die Menschen glaubten, die Thiere seien nur da um ihretwillen; glaubten dieß ja viele Menschen von ihres Gleichen. Und doch: alle Thiere, die sich verkriechen, verkriechen sich nicht vor ihres Gleichen, sondern vor dem Feinde: die Maus vor der Katze, die Katze vor dem Hund, das Huhn vor dem Geier; aber wir — wir brauchen Burgen und Mauern, führen Kanonen auf die Wälle und unterhalten Armeen. Wenn Thiere uns fragen könnten, wozu? wie beschämend wäre die Antwort: »Gegen unseres Gleichen! Die Thiere beobachten weit mehr moralische Gleichheit des Geschlechts, und nie hat das stärkere Männchen das schwächere Weibchen zur Sklavin gemacht. Die Thiere befolgen selbst das schwerste Gebot Jesu: »Liebet Eure Feinde;« sie lieben die Menschen; der halb lahm geprügelte Esel, der parforcirte Hirsch, das Lamm auf der Schlachtbank, der Hund unter dem Messer des Anatomen, das Pferd auf den blutigen Feldern der Menschenschlachtung sehen ihre Henker mit dem Blicke der Geduld, Wehmuth und Freundlichkeit an, der hier verschwendet ist. Thiere verlieben sich sogar in Menschen, und sterben, wenn ihre Geliebten sterben, wie wir sichere Zeugnisse von Hunden, Affen und Katzen und selbst von Gänsen haben.

Der Ursprung unserer beliebten Fabeln, wo Mensch und Thiere weniger getrennt lebten, und dieses Verhältniß wirkte wohlthätig auf das Loos der Thiere, so, daß der Thierfreund wünschen muß, daß diese Verhältnisse, wenn auch Aberglaube, noch bestehen möchten, um die Thiere zu schützen gegen die Rohheit der Menschennatur. Es wäre eines der schönsten Themas für Landprediger über Mißhandlung der Thiere zu sprechen; sie brauchen gerade nichts von Triptolem zu wissen, der den Athenern das Gesetz gab: Thiere nie zu beleidigen; sie dürften nur am Fenster im Schlafrock Acht geben. Sie könnten sich auf Jonas berufen, der da sagt, daß Gott der Sünder schonte zu Ninive, weil viel Thiere darinen, und auf Moses und selbst auf den Engel, der Bileam, an denen es auf Dörfern nicht fehlt, sagt: »Warum hast Du Deine Eselin geschlagen?« Es gab einen Briten, Ingram, der 600 Pfund (d. i. 5640 fl. C. M.) stiftete zu einer Jahrespredigt über menschliche Behandlung der Thiere, vorzüglich der Pferde. Asiaten, Neger und Amerikaner hegen gegen ihre Hausthiere liebevolle Neigungen, woraus zarte Behandlung folgt. Die Siamer reden mit ihren Pferden, wie mit Menschen, und so auch der Araber mit seinem Kamehl und Pferde und der Peruaner mit seinem Lama; bei uns trifft sich dieß seltener, doch auch bei der Kavallerie. Die Hindus, die an die Seelenwanderung glauben, haben Thierspitäler. Die Affen kommen häufig in die Städte, finden auf den Dächern Nahrungsmittel, und finden sie nichts, so decken die Zornnickel die Dächer ab. Die sanften Hindus, die so wenig Thier- als Menschenblut vergießen, genießen

die Früchte der Bäume und Pflanzen, aber nie den Samen, denn er ist die Seele der Pflanzen; einen Baum seiner Zweige berauben, sagen sie, ist so viel als einem Menschen die Arme weghauen.

Moses war kein sanfter Gesetzgeber, und doch befahl er: Du sollst nicht das Lamm tödten vor den Augen seiner Mutter und keine jungen Vögel nehmen unter den Augen der Mutter, auf daß Dir wohl gehe und Du lange lebest auf Erden; sein Sabat oder Ruhetag galt auch den Thieren, und kein Esel durfte mit dem Ochsen zusammengespannt werden, wegen Ungleichheit der Kräfte; bei uns gehen die magern Kühlein Pharaos oft neben dem Pferde, das freilich noch magerer ist, und wie feiern die Pferde den Ruhetag in großen und kleinen Städten — wenn sie keinen Tag im Kalender merken sollten, merken sie sich gewiß die Sonn- und Feiertage — der Treiber! Die Platten sagen: »Wer Kühe statt Ochsen einspannt, mag Pferde melken.« Die alten Hebräer hielten die Thiere für Gefängnisse böser Geister, gingen aber schwerlich so mit den Gänsen um, als die veredelt sein wollenden Nachkommen Israels — und um einer großen Leber willen, die sie oft nicht einmal genießen, sondern zum hochlöblichen Amte bringen.

Unsere Knaben spießen Maikäfer und Schmetterlinge an der Nadel, um sich an ihrem ängstlichen Sumsen zu belustigen; Vögel und Frösche sterben unter ihren grausamen, gedankenlosen Händen; unsere jungen Mediziner machen noch furchtbarere Experimente mit dem anatomischen Messer an lebendigen Geschöpfen und setzen sie auch wohl unter die Luftpumpe, um Versuche zu machen, die längst von kompetentern Beobachtern gemacht sind. Lyonnets Werk über die Raupe, in der er 4000 Muskeln entdeckte, kostete höchstens 8 bis 10 Raupen das Leben, die zuvor ertränkt waren, und dieses Gefühl für empfindende Mitgeschöpfe sollten alle Naturforscher vor Augen behalten. Sagt mir, warum wir tausendmal grausame Behandlung der Thiere sehen, ohne uns darüber zu bewegen? Der junge Herr hört von seinem Hofmeister, daß es unmenschlich sei, eine Fliege zu tödten! »Gabst Du ihr das Leben, um es ihr meuchlings zu rauben?« Jetzt wird der Knabe Mann! Er sieht die Gräuel, von denen wir sprachen, aber es fällt ihm nicht ein, ein Gesetz dagegen in Vorschlag zu bringen. Er, der vielleicht beim Anblick eines gespießten Käfers oder Schmetterlings leichenähnlich erblaßt, bleibt beim Uebermaße der Barbarei und der Unmenschlichkeit ungerührt. Aber nicht unwissende Kinder, noch rohe Dienstboten begehen Grausamkeiten gegen Thiere; nein, gerade die gebildeten Großen und Reichen machen sich derselben schuldig. Wir meinen hier das Englisiren der Pferde. Kann noch eine größere Marter erdacht werden? Schon die Operation nimmt unter den gräßlichsten Schmerzen beinahe eine ganze Stunde in Anspruch, aber was hat das arme Thier nach derselben noch zu leiden? Mit Stricken wird dasselbe in die Höhe gewunden, nachdem der verstümmelte Schweif in eine widernatürliche Lage gebracht wurde. So muß es mehre Tage hängen, dann darf es wieder eine lange Zeit nicht liegen; hat es endlich alle diese Qualen glücklich überstanden, so ist es nicht nur seines Schmuckes, sondern auch seiner Waffe gegen eine Menge Insekten beraubt, von welchen es sich nun sein ganzes Leben hindurch quälen lassen muß.„ Fragt man nun, zu welchem Zwecke dieß Alles? Wer könnte einen andern angeben, als Mode- und Nachahmungssucht? Wer behaupten wollte, es gereiche dem Thiere zur wahren Zierde, hat entweder allen Sinn für das natürlich Schöne verloren, oder er spricht das Urtheil nach, weil er es von Andern hört, ohne darüber nachzudenken.

Der Areopag zu Athen ging nicht zu weit, als er einen Knaben strafte, der den vor einem Raubvogel sich retten wollenden Sperling in seinem Schooße tödtete, aber zu weit ging er, daß er Einen hinrichten ließ, der einem Vogel die Augen ausgestochen hatte; und wir — gehen wir nicht auch zu weit, daß wir — gar nichts thun? Unsere Jäger und Metzger glauben ihren Hunden Ohren und Schweif stutzen zu müssen, und ihre Gründe scheinen nicht stichhaltiger als die Gründe Derer, die sie den Pferden stutzen, damit der Rückgrath stärker und grader werde. Die Hunde würden einmal sicher besser hören und weniger heulen, wenn man ihnen die Ohren ließe, wie sie Mutter Natur gemacht hat. Die Fleischer, oft echte Kollegen des Henkers, führen das Kalb zur Schlachtbank, zappelnd am Strick, mit Schweiß und Blut bedeckt, es fällt aus Ohnmacht unterwegs auf die Knie, Götter und Menschen um Erbarmen flehend, aber der Fleischerhund zwickt es wieder ins Leben, und der Fleischer unterstützt ihn mit seinem Stock, dann sticht er ihm langsam das Messer in die Kehle, wie der Schneider oder die Näherin die Nadel ins Nadelkissen, und fängt an, es aufzuschneiden, während es sich noch am Pfahle krümmt! Der rohe Amerikaner tödtet den wildesten Ochsen mit einem Stich im Nacken, das Thier stirbt plötzlich und das Fleisch soll besser sein. Diese Schlachtart, die auch in Italien hergebracht ist, ließe sie sich nicht allgemeiner machen, und können Kälber nicht in Masse oder auf einem Schubkarren gefahren, statt stundenweit vom Hunde zerbissen und gehetzt werden? Wer kennt nicht die Anekdote vom Pariser Mädchen; sie ist einzig und verdiente eine Tugend-Medaille. Ein Fleischer begegnet ihr mit einem Lamm. Er schlägt wüthend darauf, daß ihm das Blut aus den Augen quillt. Das Mädchen wirft sich neben das stürzende

Lamm, deckt es mit der einzigen Schürze, die es besitzt: »Tödte es, Barbar,« ruft sie mit gepreßter Stimme, »aber plage es nicht!« In diesen Worten liegt mehr Weisheit, als in hunderten altkluger Scharteken.

Seht jene Todtengerippe vor dem alten Fiakerwagen; vor Hunger und Anstrengung sind sie kaum fähig, sich selbst fortzuschleppen; aber der Barbar, der sie am Seile hat, zerfetzt mit seiner Geißel, unter Flüchen, die beulenvolle Haut des armen Thieres und treibt es fort, wie der Schreiner den Nagel ins Bret; sie bieten ihre letzte Kraft auf und fallen. Seht dieses Fuhrwerk auf der Straße! Unmöglich kann es fort, weil sich im Grunde des Geleises ein verborgener Stein entgegen stemmt. Mit einer handbreiten rückgängigen Bewegung wäre es gethan, aber so weit sieht das Vieh, welches die Thiere treibt, nicht, oder will es nicht sehen. Seht nur, wie er mit der Keule, dem Kompaß seines Fuhrwerks, rasselnd niederschlägt auf Hirn und Haupt der armen, unglückseligen Thiere. Wäre es wirklich ihre Dummheit, die sie das Hinderniß nicht einsehen läßt, sie müßten nur noch betäubter werden. Aber nun — gerechter Himmel! halt Tyrann! jetzt nimmt er die Mistgabel, die am Wagen hängt und stößt ihnen die scharfen Eisen in die blutigen Weichen. Sie krümmen sich, sie brüllen wehmüthig, und ein weißgrauer Schaum, Zeuge rasend zurückgedrängten Schmerzes, sammelt sich in ihrem Munde. Und solches geschieht täglich vor unsern Augen, in einem Jahrhundert, wo Aufklärung und Gesittung auf einer so hohen Stufe stehen, im Jahrhundert des Gefühles, der Menschlichkeit, der Toleranz und der Emancipation!

Von gewissen Jagdpartien mag ich gar nicht sprechen, — gottlob, daß wir so weit sind, daß doch Thierhetzen und Parforcejagden aufgehört haben und der Jagdteufeleien weniger geworden sind. Das bekannte marokkanische Unthier Ismael mordete aus bloßem Spaß 40,000 Menschen — dem Sklaven, der die Steigbügel hielt, säbelte er im Aufsteigen gewöhnlich den Kopf hinweg, und solche gedankenlose und nichts fühlende Ismaels hatten wir einst im Kleinen. Es gibt so rohe Menschen, daß sie ihre üble Laune, die sie nicht an Menschen auslassen dürfen, an Thieren auslassen, an den Pferden und Hunden des Herrn oder der Frau, die mit ihnen gezankt hat. So kann der Hund des Schulzen, dem der Schulmeister feind ist, brühweich gesotten oder mit einem lahmen Fuß sich nach Hause heulen und des Schulmeisters Katze in die Stube springen ohne Schwanz.

Die Köchinen schinden den sich windenden Aal am Nagel, der ihm durch den Kopf geschlagen ist, sieden den lebendigen Krebs roth, und wenn sie dem Geflügel mit einem stumpfen Küchenmesser langsam den Hals absägen, so glauben sie, das Geflügel sei solches schon so gewohnt, wie sie. In England und Holland werden die Karpfen ihrem Elemente entrissen, verschnitten und in die Luft gehängt einige Wochen lang, um sie mit Brot und Milch auf feuchtem Moose recht fett zu machen, und, um recht weißes Kalbfleisch zu haben, dem Thier das Blut abgezapft, und so muß es noch einige Tage fortleben. Die Polen lehren dem Bären das Tanzen, indem man glühende Eisen unter seine Füße legt, und so wird auch dem Stier das Kämpfen gelehrt durch ähnliche Mittel. Die Italiener bereiten ihre Verrina aus den Brüsten eines lebendigen Mutterschweins, und Sicilianer vernähen den Hühnern den Steiß um einer großen Leber willen.

Das Benehmen gegen Thiere wirkt zurück auf die Sitten der Menschen, und daher befahlen schon die alten Gesetzgeber Milde. Es herrscht selbst eine gewisse Aehnlichkeit zwischen den Menschen und den Thieren eines Landes; der Araber hat Vieles mit seinem Kamehl, wie der Hindu mit seiner Kuh, der Peruaner mit seinem Lama, der Malaye mit seinem Büffel und Tiger gemein; unsere Pferdeknechte sind weit rascher und muthiger, als der Ochs- und Kuhhirte, und der Ziegenhirt lebendiger und rascher, als der faule Schafknecht und Eseltreiber. Jäger und Fleischer sind offenbar härter und blutgieriger als andere Menschen.

Viele gute Menschen verfehlen sich gegen die Thiere aus reiner Gedankenlosigkeit und alter Gewohnheit; sicher ist das häßliche Wort Luder schon allein schuld an vielem Unheil, wie das Wort verrecken statt sterben. So trinken die Rhönbewohner Born und kein Wasser — Wasser sauft nur das Vieh. Der Stolz des Menschlein, der die Thiere nur um seinetwillen geschaffen glaubt, ist so lächerlich, als der Wahnsinn des Sohnes der kleinen Erde, sich als den Mittelpunkt der Schöpfung anzusehen, und so lächerlich als der Wahn der Großen, daß der Bürger nur um seinetwillen vorhanden sei, oder der alte Unsinn des Ritters und Edelmanns, zu wähnen, daß er auf dem Bauer reiten dürfe, wenn er seine Pferde verschachert hat. Es ist recht gut, daß die Natur den Thieren die Gabe der Rede verweigert hat; der Mensch wäre doppelter Barbar, wenn das Lamm, Kalb oder Huhn auf der Schlachtbank sprechen könnte: »Mensch, was hab' ich mit Dir zu schaffen? was hab' ich Dir leid gethan? was quälst Du mich?« Die Thiere sind um ihrer selbst willen da, so gut, als der Mensch. Die Thiere hat die Natur zur Nahrung anderer Thiere zum Theil mit bestimmt, denn was würde aus ihnen im Alter? Unsere Hausthiere genießen unsere Pflege und unseres Schutzes gegen reißende Thiere; es ist uns also erlaubt, die Stelle dieser zu vertreten, da der Pythagoräismus nur in die Einfachheit der alten Welt paßt,

und die Gewohnheit uns Fleischfresser abgestumpft hat für jene so gemüthliche Sitte der Pflanzennahrung. Es mag uns also erlaubt sein, Thiere zu tödten, zu unserem Nutzen, ohne Qualen, wozu schon ihre starke Vermehrung anweist, ja gleichsam nöthigt, und der Gedanke mag zartere Seelen beruhigen, sie wissen ja nicht, daß sie sterben müssen. Franklin beschränkte sich lange auf Pflanzen, so gern er Fische aß; als er aber einst aus einem Hecht eine Menge kleiner Fischchen herausgenommen sah, dachte er: »Könnt ihr einander selbst auffressen, warum nicht wir auch euch? Wir mögen Thiere genießen, wie sie sich selbst untereinander, darum aber sind wir nicht unbedingte Herren der Geschöpfe Gottes; jedes Thier wirkt auf seine Weise und für das Ganze; wir können nicht einmal ganz richtig in die Oekonomie Gottes und der Natur im Großen hineinblicken. Kennen wir die in den Tiefen des Meeres lebende Welt, und sind nicht die kräftigsten Gegenbeweise gegen den Herrn der Schöpfung die Löwen, Tiger, Krokodile und Schlangen, die ihn fressen, wie er das Schaf. Alles, was lebt, soll sich auch seines Daseins freuen, denn Gott ist die Liebe. Unter allen Volksfesten der französischen Republik, die zum Theil etwas Kindisches hatten, hätte man das Fest der Thiere beibehalten können, damit der rohe, undankbare Sinnenmensch stets anschaulich erinnert werde, wie viel die menschliche Gesellschaft dem Ochsen und der Kuh, dem Schaf, der Ziege und dem Schwein, dem Pferde, Hund und Geflügel verdanke, um ihn dadurch zum Dank gegen den Schöpfer und zur menschlichen Behandlung des Thieres aufzufordern. Jene gute Alte rief einem Pferdequäler entrüstet zu: »Bedenke, daß der Mensch der Thiergott sein soll!«

Freuen wir uns, daß sich immer Stimmen gegen die Barbarei der Thierquälerei erheben, die öffentlichen Blätter darüber berichten, und selbst die Gesetzgebungen mancher Staaten ihre Aufmerksamkeit diesem für die Ehre unserer Menschlichkeit hochwichtigen Gegenstande zuwenden. Es haben sich Vereine gegen die Thierquälerei gebildet in Stuttgart, Nürnberg u. a. Orten, und überall sollte das Gesetz gelten: Ohne vernünftige Absicht, ohne bestimmten Nutzen, ohne Selbsterhaltungspflicht soll kein Thier getödtet werden, und unter den geringstmöglichen Schmerzen; der Uebertretungsfall werde mit Strafe geahndet.

Der Verein gegen Thierquälerei in Stuttgart hat am 11. April 1838 dem Ministerium des Innern eine von 73 dortigen Einwohnern unterzeichnete Eingabe um gnädigste Einleitung zu einem Polizei-Strafgesetze und um anderweitige Maßregeln gegen die im Vaterlande noch so vielfach herrschende Thierquälerei eingereicht. Es werden darin die verschiedenen Arten der Thierquälerei, die sittlich-religiösen, bürgerlichen und ökonomischen Nachtheile derselben, und einige Abhilfsmittel angeführt. Der Verein ist dabei, seiner Erklärung zufolge, von dem Princip ausgegangen: »daß eine offenbar erweisliche Mißhandlung eines Thieres an und für sich als Verletzung der Pflichten gegen ein fühlendes, von Gott zum Wohlsein bestimmtes Geschöpf für strafwürdig zu halten sei, indem die vernunftlose Kreatur nicht bloß Dienste uns zu leisten, sondern auch ihrerseits einen gerechten Anspruch auf milde und barmherzige Behandlung zu machen hat.« — In der Badenschen Kammer der Abgeordneten wurde im Jahre 1839 folgender Artikel im Polizeistrafgesetzbuche angenommen: »Wer durch rohe Mißhandlung von Thieren Aergerniß gibt, ist mit Verweis, Geldbuße bis zu 15 Gulden oder Arrest bis zu 8 Tagen zu bestrafen.« Und in Absicht auf die Rückfälle wurden folgende besondere Bestimmungen gegeben: »Bei Rückfällen kann auf eine Geldbuße bis zu 25 fl. oder Arreststrafe bis zu 14 Tagen aufgestiegen werden.«

Auch auf den letzten Landtagen in Sachsen und Würtemberg ist dieser Gegenstand zur Sprache gekommen. Auf einem Landtage des Großherzogthums Hessen hat ein edler Mann (Bansa ist, wenn ich nicht irre, sein Name) dieser wichtigen Angelegenheit seine warme Theilnahme und Thätigkeit gewidmet, und wenn auch bei der eigenthümlichen Schwierigkeit derselben für die Gesetzgebung keine durchgreifenden Maßregeln, wie in England *), gegen die Thierquälerei hervorgerufen wurden, so hat der wackere Mann gleichwohl das große Verdienst sich erworben, die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen bisher viel zu wenig beachteten Gegenstand im Lehrbuche der Gesittung und Humanität hingeleitet zu haben. Er hat den schönen Lohn eingeerntet, daß die großherzogliche Regierung die geeigneten Schritte that, um was auf dem Wege der Gesetzgebung nach der Ansicht Vieler unausführbar sich darstellte, durch Anwendung sittlich pädagogischer Mittel zu erreichen. Geistliche und Schullehrer wurden von ihren Behörden an die heilige Pflicht erinnert, durch Belehrung, Ermahnung, Warnung auf die jugendlichen Gemüther in dieser Beziehung einzuwirken.

In Ulm wurde kürzlich ein Fuhrmann wegen Thierquälerei um 1 fl. gestraft und mußte überdieß seinen für zwei Pferde sehr überladenen Breterwagen um 48 Breter erleichtern, ehe er weiter fahren durfte.

*) In England wurde einst, des Beispieles wegen, ein junger Mensch, der aus Muthwillen eine Katze tödtete, zu 1 Pfund Sterling Geldstrafe oder 14tägigem Gefängniß und Zwangsarbeit verurtheilt.

Polytechnik — Kultur-Gegenstände.

Produkte des menschlichen Verstandes und Erfindungsgeistes. — Fortschritte in der Gewerbskunde und der bürgerlichen Industrie.

(Siebzehnte Serie als Nachtrag zum Jahrgang 1822, S. 209, — 1823, S. 184, — 1826, S. 293, — 1827, S. 189, — 1828, S. 329, — 1829, S. 1, — 1830, S. 1, — 1831, S. 1, — 1832, S. 1, — 1833, S. 29, — 1834, S. 1, — 1835, S. 291, — 1836, S. 366, — 1837, S. 297, — 1838, S. 374, — 1839, S. 252.)

Die Macht der technischen Wissenschaften. — Die Zukunft der Industrie.

Die gewerbliche Entwickelung ist keineswegs die der Menschheit. Aber vom 19. Jahrhundert an gerechnet, wird kein Volk zugelassen werden, sich zum ersten Rang zählen zu dürfen, wenn es nicht auf der gewerblichen Laufbahn fortgeschritten ist, wenn es nicht zu arbeiten und zu erzeugen versteht. Kein Volk wird mächtig sein, wenn es nicht reich ist, und man bereichert sich nur durch Arbeit. Des Menschen Macht ist, so wie die Gottes, nicht weniger in den kleinen als in den großen Dingen sichtbar. In der tastbaren Welt gibt es nichts, dessen unser Geschlecht sich so zu rühmen berechtigt wäre, als jene mechanischen Erfindungen, vermöge deren der Mensch die ungeregelte Kraft der Natur bändigt oder ihre schlummernde Thatkraft weckt. Mit Hilfe der Mechanik ergreift das kleine schwächliche Wesen, die Hand über die unendlichen Welten streckend, Besitz von den Strömen, den entfesselten Winden, der Ebbe und Flut des Meeres. Durch sie zieht er aus den tiefen Eingeweiden der Erde die darin versenkten Brennmaterialien und Metalle und zähmt die unterirdischen lebenden Flüsse, die sie ihm streitig machen. Durch sie macht er jeden Tropfen Wasser zum großen Dampfhälter, d. h. zu einem Kraftmagazin, und so verwandelt er diese Welt, neben welcher er ein Sonnenstäubchen ist, in eine emsige, unermüdliche, unterwürfige Dienerin, die den schwersten Theil der Arbeit unter der Aufsicht des Meisters vollbringt. Gibt es wohl irgend etwas, das einen höhern Begriff von der Macht des Menschen einzuflößen vermöchte, als die Dampfmaschine in der Gestalt, die man ihr gegeben hat, um sie zur Fortschaffung auf den Eisenbahnen zu brauchen? Es ist mehr als eine Maschine, es ist fast ein Wesen. Das geht, das rennt wie ein Pferd im schnellsten Laufe. Noch weit mehr, es athmet; der Dampf, der stoßweise aus den Cylindern fährt und sich in einen weißen Rauch verdichtet, gleicht wahrlich dem hastig ausgestoßenen Hauchdampfe eines Wettrenners. Eine Dampfmaschine hat eine vollständige Athemholwerkstätte, die, wie die unsrige, durch Ausdehnung und Zusammendruck arbeitet, es fehlt weiter nichts, als ein Blutumlauf, und sie hätte Leben. So konnten denn auch wohl vor einiger Zeit die Braminen, die Väter der Wissenschaft alter Zeit, als sie sahen, wie ein Dampfschiff den heiligen Wellen des Ganges Trotz bot und sie besiegte, den Glauben hegen, es sei irgend ein unbekanntes Thier, das die Engländer kürzlich in einem fernen Lande entdeckt hätten.

In unseren neueren Gesellschaften haben uns die Fortschritte der Mechanik die Manufakturen gebracht, die dem Menschengeschlechte eine unerschöpfliche Quelle des Gedeihens und des Wohlstandes zu werden versprechen. Die englischen Manufakturen liefern heute ungefähr 800 Millionen Ellen Baumwollenstoffe. Das gibt beinahe eine Elle für jeden der Bewohner unseres Planeten. Sollte diese Masse von Geweben ohne Anwendung einer Maschine, bloß mit den Fingern hervorgebracht werden, so würde vermuthlich jeder von uns in einem Jahre kaum seine Elle kardätschen, spinnen und weben können; so würden die Augenblicke des gesammten Menschengeschlechtes durch eine Arbeit verschlungen werden, die, der Mechanik sei Dank, von 500,000 Händen in Großbritannien vollbracht wird. Hieraus muß man schließen, daß, wenn die Manufaktur Verwaltung einst gut geregelt sein wird, die mäßige Arbeit eines Theils des Menschengeschlechts zureichen muß, um Allen jegliche Annehmlichkeit des irdischen Lebens zu verschaffen. Ohne Zweifel wird es einst so werden, aber diese schöne Ordnung der Dinge ist noch fern von uns. Das Manufakturwesen ist eine neue Thatsache; sicherlich entwickelt es sich, und in der Entwickelung wird es sich verbessern; selbst die Schwarzsehen-

den der schlimmsten Art können unmöglich daran zweifeln. Man würde sich jedoch grausamen Verrechnungen aussetzen, wenn man sich einbilden wollte, daß hier oder anderswo der Fortschritt anders, als schrittweise, stattfinden könne. In den Feenmährchen ist die Rede von Siebenmeilenstiefeln, in der Geschichte gibt es keine.

Das Fabrikwesen muß menschlicher werden, wenn es den Forderungen der Humanität genügen soll. Großen Gefahren ist vorzüglich in England dermalen die Bevölkerung dadurch ausgesetzt, daß man in dem Streben nach einer unendlichen Vermehrung des Reichthums das physische und geistige Wohl des Menschen ganz außer Acht läßt. So beschäftigt England allein in den Baumwoll-Manufakturen anderthalb Millionen Menschen, welche bei einer beständigen Wärme von 22 Grad Reaumur in einer mit feinen Baumwollfäden besäeten und mit Oeldämpfen, so wie mit sonstigen mephitischen Ausdünstungen gesättigten Atmosphäre fast nie das 40. Altersjahr erreichen, so zwar, daß jene wenigen Unglücklichen, welche diese Grenze erreichen, als dienstuntauglich entlassen werden müssen. Bei allen hierin angewandten Maschinen werden Kinder von 6 bis 13 Jahren ausschließlich verwendet, aber in dem unaufhaltsam fortschreitenden Hange nach Bereicherung wußte die Geldgierde auch die edelsten Absichten der Gesetzgeber zu umgehen; umsonst hatte das Parlament im Jahre 1833 zur Schonung so vieler armen Kinder die täglichen Arbeitsstunden von 14 auf 12 herabgesetzt; denn dadurch, daß die den Maschinen mitgetheilte Beschleunigung diesen Abgang an Zeit ersetzt, ermüdet sie die Kräfte der Arbeiter. Diese Beschleunigung ist gegenwärtig so stark, daß, während das Kind, welches bei dem Spinngeschäft genöthigt ist, den Bewegungen seiner Maschine zu folgen, im Jahre 1815 täglich so viel hin- und hergehen mußte, daß es acht englische (1 7/10 deutsche) Meilen Weges im Tag zurücklegte, es seit dem Jahre 1833 deren täglich zwanzig und sogar fünfundzwanzig (4 1/3 bis 5 2/5 deutsche) zurücklegen muß.

Noch ist nicht das Gleichgewicht gefunden zwischen den höhern Vermögen der Menschen und den heutzutage in den Vordergrund getretenen industriellen Thätigkeiten. Der gemeine Mann ist tüchtig, der Handwerker arbeitsam, wie immer; wenn auch die Sphäre seiner Ideen eng umschränkt ist, so ist doch sein Herz warm, die Faust steht im Dienste der Gefühle; sie gehorcht nicht bloß dem Geldtriebe. Aber der Mann der Industrie hat jene Herzenswärme des gemeinen Mannes gar sehr in sich abgekühlt; er ist egoistisch, flach, und wenn auch sehr betriebsam, eine fleißige, emsige Biene, doch ohne höhern Schwung für Alles, was über den Umkreis seiner Interessen hinausreicht. Die Industrie ist ein ungeheures Mittel, in die Hand der Völker gegeben zur Veredlung der materiellen und dadurch selbst der geistigen Interessen der Menschheit; aber man suche nicht bloß durch Reichthum Befriedigung der Lust und der Lüste. Die Meinung, daß die Beherrschung der Elemente der äußern Natur und die Kunde ihrer Triebfedern an und für sich schon Aufklärung sei, ist ein trauriger Eigendünkel. An die innere Natur der Menschen und die Erleuchtung ihrer Leidenschaften, an die Ausrottung der Rohheit im Innern, ohne Verzärtelung und egoistische Verfeinerung, daran denke man, dieß ist die Aufgabe der Zukunft, welche aus den industriellen Bewegungen unserer Zeit hervorgehen muß. Die Arbeit ist die beste Erzieherin des Menschengeschlechtes; aber Arbeit ohne Ruhe, körperliche Anstrengung ohne Zeit und Muße, um zu fühlen, daß der Mensch einen höhern Ursprung und höhern Beruf hat, ist verderblich und tödtet den Geist, der keine Gelegenheit hat, sich zu entwickeln.

Mit der steigenden Civilisation und Völkerbildung steigt auch die Zeit im Preise. In raschem Fluge ziehen Begebenheiten und Ereignisse vorüber; eins drängt das andere, und im bürgerlichen, wie im literarischen, im politischen, wie im kaufmännischen Leben jagt Alles keuchend mit Eilpost und Dampf und stachelnden Aufregungen zur überspanntesten Anstrengung. Mit der Zeit, d. i. mit der wachsenden Bildung der Völker und mit der Erweiterung der Kenntnisse steigt nothwendigerweise der Preis der Zeit. Werden daher die spätern Geschlechter in Hinsicht auf Lehre und Unterricht mehr in Anspruch genommen, als die frühern, so ist dieß eine unvermeidliche Folge der Fortschritte der sich stufenweise vervollkommnenden Zeitalter, deren eines immer auf die Schultern des andern tritt, und sich beschweren zu wollen, daß man, um mit Ehren da zu stehen, mehr und Anderes lernen müsse, als Groß- und Urgroßvater, wäre nicht bloß Thorheit, sondern Schmach und unverständiges sich Auflehnen gegen den weisen Urheber unseres Daseins. Benutze doch nur Jeder in seiner Sphäre weise die Zeit und ziehe, eben weil das Leben durch Gehalt, Inhalt und Ausdehnung der Wissenschaft kostbarer geworden, seine Kräfte und seine Befähigung mehr zu Rathe.

Der Gewerbtreibende, nicht nur höhern, sondern auch niedern Ranges, muß vorzüglich jetzt vorwärts schreiten, weil er bei dem Beharren in der nur vom Lehrmeister oder Vater erlernten Geschäftsausübung nach altem Brauch, während andere mit der Zeit fortgehen, zurückbleiben und mithin untergehen würde; er muß vom gedankenlosen, mechanischen Nachahmen abgezogen, über die Gründe seines Verfahrens und die dabei vorkommenden Naturgesetze und Erscheinungen belehrt und durch angeregtes Nachdenken zum industriösen Fortschrei-

ten gebracht werden. Zwar wird es Manchem schwer fallen, diesen Weg zu betreten, allein »es ist jetzt die Zeit der Bequemlichkeit dahin,« wo man Preise und Güte nach Gefallen machen konnte. Die Zeit der Noth ist eingetreten, und zwingt den Gewerbsmann, jene verlorenen Vortheile sich auf natürliche und zeitgemäße Art zu ersetzen; es ist die Zeit der Anstrengung!

Ausgezeichnete Leistungen — Erfindungen — Verbesserungen — Vervollkommnungen und Rathschläge in der industriellen Oekonomie.

(Aehnliche Artikel s. m. in den Jahrgängen 1836, S. 375 ff., — 1837, S. 322 ff., — 1838, S. 377 ff., — 1839, S. 277 ff.)

1. Altar. — Durch die Gnade Seiner Majestät wurde in der Hofburg, in der Josephkapelle, im September 1838 ein Altar von Bronze aufgestellt, der von Herrn Joh. G. Danninger und dessen Sohn Ignaz ausgeführt und in Feuer vergoldet wurde. Dieser Altar, von der Frau Gräfin Arthur Potocka für die von ihr gestiftete Kapelle an der Domkirche zu Krakau bestellt, ward nach Zeichnungen des Hrn. Peter von Nobile, k. k. Hofbaurath und Direktor an der Akademie der bildenden Künste, in den edelsten Formen ausgeführt. Er mißt 19 Fuß 6 Zoll in der Höhe, das Antipendium ist 3 Fuß hoch, 8 Fuß 9 Zoll lang. Die glatte, geschliffene Mittelplatte desselben zeigt ein trefflich ausgeführtes Kreuz mit einem Kranze in matter Arbeit. An den Nebentafeln, wie an den Seitenwänden sieht man Engelsköpfe. Auf der großen Aufsatzsockelplatte steht in der Mitte der prächtige Tabernakel, dessen innere Wand die auf einer Marmorplatte in getriebenem Golde dargestellte Grablegung Christi schmückt, ein Kunstwerk, welches die Frau Gräfin von dem Papste Gregor XVI. erhielt. Zu beiden Seiten des Tabernakels stehen drei äußerst geschmackvolle große Altarleuchter. Der Sockel, auf welchem der imposante, aus flachen Platten bestehende, mit einem schönen Karnieß und Perlen gezierte Rahmen des Altarblattes ruht, ist 10 Zoll hoch, 8 Fuß 3 Zoll lang und durch prachtvollen Schliff ausgezeichnet. Auf dem Rahmen erhebt sich ein Aufsatz, mit reichen Verzierungen geschmückt, und ein 2 Fuß hohes Strahlenkreuz krönt das Ganze. Das Altarblatt, woran noch ein italienischer Künstler malt, wird Christum am Kreuze mit Maria und Magdalena vorstellen. Erst durch die Verbindung des Metallglanzes mit dem Farbenschmelz des Gemäldes wird das Kunstwerk seine volle Wirkung hervorbringen. An den beiden Seiten stehen zwei runde Bronze-Postamente, bestimmt, die von Thorwaldsen verfertigten Büsten des verstorbenen Arthur Potocka und der gräflichen Mutter zu tragen; jetzt sind sie noch mit Vasen besetzt.
(Oesterr. Zuschauer Sept. 1838, Nro. 106.)

---

2. Automat, das die Klarinette spielt. — Die holländischen Zeitungen berichten, es sei in Haag eine von van Oeckelen in Breda erbaute Automatenfigur angekommen, welche mit der größten Fertigkeit die Klarinette bläst. Sie ist 6 Fuß groß und als Meistersänger oder Spielmann zierlich gekleidet. Ihr Spiel ist richtig und angenehm. Sie drückt mit den Fingern, die durch eine innere Vorkehrung in Bewegung gesetzt werden, auf die Tasten und bläst mit der gleichen Leichtigkeit und Präcision ein Ringelstück (Rondeau) von Weber, wie eine Phantasie aus dem Freischütz, ein Andante mit Variationen von Beethoven und eine Einleitung mit Variationen von Beriot ꝛc. Ihr Spiel ist so vollkommen und ihr Geschmack so richtig, daß man von einem lebendigen Künstler kaum mehr verlangen könnte. Sobald van Oeckelen sich an den Flügel setzt, um seinen Klarinettisten zu begleiten, wendet sich dieser gegen ihn, bewegt den Kopf und die Augen rechts und links, wobei der übrige Körper nicht unthätig bleibt. Auf ein von dem Pianospieler gegebenes Zeichen führt das Automat sein Instrument zweimal zum Munde, wie, um es am obersten Theile zu befeuchten, wornach es ein Solo beginnt, das vom geübtesten Klarinettespieler nicht besser geblasen werden könnte. Es bewegt dabei den Kopf, die Augen, den Mund, Arme und Finger, und die übrigen Glieder ganz wie Jemand, der mit Ausdruck die Klarinette bläst. Es durchläuft solchergestalt 32 Töne in den schwierigsten Passagen und mit der größten Leichtigkeit. Wenn das Piano einfällt, um Solo zu spielen, sieht man es nicht allein die Lippen bewegen, sondern hört es auch leise das Maß zählen.

Ein höchst gelungenes Automat, nämlich einen mechanischen Gimpel, der sitzend in einem Käfig 8 Stückchen aus den beliebtesten Opern und den letzten Gedanken C. M. von Webers aufs täuschendste nach jeder halben und ganzen Stunde freiwillig und immer etwas anders pfeift, wobei er zugleich Schnabel, Flügel und Schweif wie ein wirklicher Gimpel bewegt, ließ die Galanteriewaarenhandlung Sauerwein und Komp. am Kohlmarkt in Wien nach ihrer speziellen Angabe machen und verkaufte mehre Stücke zu 180 bis 200 fl. C. M. Auch dieses Kunstwerk beweiset in der That sprechend, wie schöne Dinge man in Wien, besser selbst als in Paris, haben kann, wenn man nur den Preis nicht scheut; derselbe ist übrigens verhältnißmäßig zum Staunen gering, wenn man die außerordentliche Mühe und Kunst,

die Schönheit und Sorgfalt erwägt, womit dieses Automat gemacht ist. Das Ganze ist zugleich eine Uhr.

3. Cockerill's Balancier. — Aus der in neuester Zeit durch Präcision und technische Kenntnisse ausgezeichneten Fabrik des Herrn Cockerill zu Seraing ist vor Kurzem ein Balancier für eine nach Mons bestimmte Dampfmaschine von 180 Pferdekraft hervorgegangen, der 42,000 Kilogramme (74,976 Wien. Pfund) wiegt. Zur Fortschaffung dieser Last mußte ein eigener Wagen gebaut werden. Die Polizei war außerdem gezwungen, noch besondere Maßregeln, zumal wegen der Brücken, die alle stark gestützt werden mußten, zu treffen. (Oesterr. Zuschauer 1839. Nro. 9.)

4. Bäckerei-Aktienverein zu Genf. — Das schlechte Brod, welches die Bäcker in Genf geliefert und der von denselben ausgeübte Gewerbszwang haben Maßregeln eigener Art hervorgerufen. Es hat sich nämlich ein großer Aktienverein von Konsumenten gebildet, welche eine ausgedehnte Bäckerei errichtet haben, um sich so selbst gutes und wohlfeiles Brod zu verschaffen. (Allg. Ztg. des Aktienwesens.)

5. Gemeinschaftliche Backöfen der Bäcker. — Das Steigen der Holzpreise, das überall schwer empfunden wird, kann und sollte wenigstens das Gute haben, daß holzersparende Einrichtungen schneller, als es sonst geschehen wäre, Eingang finden. Mit Vergnügen hörten wir unlängst, daß die Bäcker einer Landstadt in Sachsen beabsichtigen, gemeinschaftliche Backöfen zu bauen, um sich nur dieser, nicht mehr ihrer besondern Backöfen zu bedienen. Wir wollen wünschen, daß dieser Plan bald zur Ausführung komme und anderwärts die verdiente Nachahmung finde. Die Holzersparniß, welche durch allgemeine Anwendung dieser Einrichtung bewirkt werden könnte, würde, wie Jedem einleuchten muß, sehr beträchtlich sein und, da nur durch Verminderung der Nachfrage nach dem alljährlich zum Verkauf bestimmten Holz ein Mittel gegen wucherliche Steigerung der Holzpreise gegeben werden kann, schon in dieser Beziehung großen Nutzen gewähren. Für die Bäcker selbst möchte freilich dieser allgemeine Nutzen und der Antheil, der ihnen an diesem zukommt, nicht genügen, um sie zu der in Frage stehenden, mit Kosten verbundenen Einrichtung zu bestimmen. Dieselbe empfiehlt sich ihnen aber auch durch die Erfolge, welche sie davon für ihr Gewerbe im Besonderen zu erwarten haben und deren nähere Betrachtung Jeden überzeugen muß, daß die Bäcker unter den jetzigen Umständen nichts für ihr Gewerbe Nützlicheres thun können, als in dem Betrieb desselben die erwähnte Aenderung vorzunehmen. Auf die höhern Holzpreise wird zwar bei der Bestimmung der Brodtaxe Rücksicht genommen werden; ob hiebei aber immer ein richtiges Verhältniß eingehalten werden wird oder sich einhalten läßt, ist eine andere Frage. Nehmen wir nun auch den Fall an, daß die Brodtaxe immer in richtigem Verhältniß zu den Holzpreisen festgesetzt werde, so würde den Bäckern das, was sie durch die gemeinschaftlichen Backöfen an ihrem Holzverbrauch ersparen, als Gewinn zufallen. Im andern wahrscheinlichern Falle aber, daß die Brodtaxe den Mehraufwand für Holz nicht ganz ausgleiche, würden die Bäcker durch die mittelst der gemeinsamen Backöfen bewirkte Ersparniß an Holz den Verlust, den sie sonst zu leiden hätten, beseitigen, zum wenigsten sehr vermindern. Jedenfalls aber wären sie der Nothwendigkeit überhoben, entweder ihr Betriebskapital Behufs der Holzeinkäufe zu vermehren, oder, wenn sie dieß nicht wollten oder vermöchten, den Betrieb ihres Gewerbes zu beschränken. Ueberdieß würde die mehrerwähnte Einrichtung den Bäckern für den Betrieb ihres Gewerbes die weiteren Vortheile gewähren, daß sie in den immer in rechter Wärme erhaltenen Oefen besseres und zu verschiedenen Tageszeiten frisch gebackenes Brod liefern, die Oefen in den Stunden, in welchen sie dieselben nicht gebrauchen, zum Backen um den Lohn verwenden und mit denselben leicht Dörr-Einrichtungen, die eigener Feuerung nicht bedürften, verbinden könnten. Sie würden also die Privatbacköfen so ziemlich außer Gebrauch setzen, und somit neben dem Vortheil, den sie durch ausgedehntere Lohnbäckerei beziehen, auch denen, die sich ihrer Oefen bedienen, nützlich werden können. Diesen gewiß nicht unbedeutenden Vortheilen, welche die in Frage stehende neue Einrichtung den Bäckern gewähren würde, steht allerdings die Unbequemlichkeit gegenüber, welche das Backen außer dem eigenen Hause zur Folge hat. Allein die dadurch verursachte Mühe und Beschwerde möchte bei zweckmäßiger Einrichtung des gemeinsamen Backhauses ohnehin so hoch nicht anzuschlagen sein, und jedenfalls würde sie sich durch die erwähnten Vortheile, so wie durch die anderweitige Verwendung der für den Gewerbbetrieb bestimmten Räume im eigenen Hause reichlicher entschädigt finden, als manche andere Bemühung, der sich die Bäcker unterziehen müssen. (Gewerbeblatt für Sachsen 1838.)

6. Methode, aus Erde Bausteine zu pressen und damit zu bauen. — Folgende Notiz über die Methode des zu Odessa lebenden Franzosen Isenard ist bekannt gemacht worden. Man kann aus jeder zum Weizenbau tauglichen Erde durch Pressung Bausteine machen; aus reinem Sandboden gar nicht, aus Lehmboden nur mit Anwendung eines passenden Sandzusatzes. Die Pressung wird mittelst einer wie gewöhnlich konstruirten Zugramme, die keiner weitern

Beschreibung bedarf, ausgeführt. Unter dem Rammbäre, d. h., an dem Theile des Fundaments der Ramme, wo der Rammbär hinfällt, ist ein starker eichener Tisch angebracht und auf diesem eine viereckige hölzerne Scheibe, welche sich um eine an der linken Seite befindliche Schraube drehen läßt und an der rechten Seite einen vorstehenden Handgriff hat. In diese Scheibe ist ein aus starkem, zähem Holze, und zwar aus einem Stück gearbeiteter, unten offener Kasten eingelassen. Aeußerlich ist dieser Kasten mit eisernen Bändern versehen, und sein innerer Raum ist mit einem ungefähr 1/2 Zoll starken, genau in den hölzernen passenden, gußeisernen Kasten gefüttert. Dieser Kasten bildet die Form des zu schlagenden Steines. Die gußeiserne Form muß möglichst glatt ausgeschliffen sein, damit keine Unebenheiten den Stein am Herausfallen hindern, und überall genau an die hölzerne anschließen, weil sie sonst augenblicklich zerplatzt. Man gibt dieser Form ungefähr das Doppelte der Höhe, welche man für den Stein bestimmt hat. Steht die Form gerade unter dem Rammbäre, so ist sie nach unten durch den eichenen Tisch verschlossen. Nach vorn zu befindet sich aber in dem Tische ein der untern Formöffnung entsprechendes Loch in einer solchen Lage, daß es durch eine Drehung der Scheibe mit der Form in Uebereinstimmung gebracht werden kann. Der Rammbär wirkt natürlich nicht unmittelbar auf die in die Form gebrachte Erde, sondern mittelst eines andern aufgesetzten Klotzes. Die anzuwendende Erde, welche so trocken sein muß, daß sie sich durchaus in der Hand nicht ballen läßt und niedergeworfen in Staub zerfällt, wird nun in die Form gethan, und nachdem dieß geschehen, wird ein oben mit Eisen beschlagener Klotz, dessen unterer Theil genau in den mit Erde gefüllten Raum des Kastens paßt, aufgesetzt, und nun beginnt das Rammen. Die ersten Schläge geschehen langsam, damit der Klotz nicht nach der Seite abweicht und die Form verdirbt; erst beim dritten Schlage wird scharf angezogen. Mit 6 bis 7 Schlägen sitzt der Klotz mit seinen Kanten auf dem Rande des Kastens auf und der Stein ist alsdann fertig. Jetzt dreht ein auf der rechten Seite stehender Arbeiter die Scheibe so weit, daß der Kasten gerade über dem Loche im Tische steht, wo alsdann der Stein durch dieses auf eine untergespannte Leinwand fällt und auf der linken Seite herausgenommen wird. Die Größe der Steine ist ganz willkürlich; die in Odessa angefertigten sind 12 Zoll lang, 8 Zoll breit und 6 Zoll dick. Fünf Arbeiter, welche zur Bedienung dieser Verrichtung nöthig sind, nämlich drei an der Ramme, die zwei andern zu den Handdiensten — machten von diesen Steinen an einem Sommertage 350 Stück, und da deren Kubikinhalt 4 1/2 Mal größer als der unserer Ziegel ist, welche durchschnittlich 10 Zoll lang, 5 Zoll breit und 2 1/2 Zoll hoch sind, so ergeben sich 1575 Stück, welche von fünf Arbeitern an einem Tage angefertigt werden.

Erhält nun der Arbeiter auf dem Lande 1/4 Thaler Taglohn, so betragen die Kosten der Anfertigung von 1575 Steinen 1 1/4 Thaler. Oder rechnet man circa 1500 Stück Steine als zu einer Schachtruthe Mauerwerk erforderlich, so kostet diese an allem Material 1 1/4 Thaler, indem man keine Transportkosten zu zahlen braucht, da die Steine an Ort und Stelle gemacht werden. Lehm oder andere Bindematerialien sind nicht nöthig. Der Stein wird nur mit der Hand ein wenig befeuchtet und fest an die untere Lage angetrieben. Isenard hat bis jetzt drei Gebäude in Odessa ausgeführt. Das eine ist 5 Jahre, das zweite 2 Jahre und das dritte 1 Jahr alt. Zum erstern ward als Bindematerial Kalk, zum zweiten Lehm und zum dritten kein Bindematerial genommen, und letzteres hat sich bis jetzt als die beste Art bewährt. Während des Erdbebens in Odessa haben diese drei Gebäude durchaus nicht gelitten. Mit den einzelnen Steinen sowohl, als mit den Mauern wurden mannichfache Versuche angestellt, und zwar bricht ein Stein, der nach dieser Art angefertigt worden, wenn man ihn aus Leibeskräften auf die Erde wirft, nicht entzwei, sondern erhält höchstens einige Beschädigungen an den Kanten. Mit einem Beile kann man einen solchen Stein nur mit Mühe zertrümmern. Eine Büchsenkugel, auf 30 Schritt auf eine solche Mauer abgeschossen, fällt plattgedrückt, ohne die geringste Zerstörung bewirkt zu haben, auf die Erde nieder. Der Generalgouverneur, Graf Woronzow, hat eine Kanone auffahren lassen, und eine 3 1/2 Fuß starke Mauer ertrug diesen Schuß ohne bedeutende Zerstörung, und nur der Stein, auf den die Kugel gewirkt, hatte eine Vertiefung in der Stärke dieser Kugel bekommen. Der Stein läßt sich nicht anders zum Gebrauch verkleinern, als wenn man ihn mit einer Schrotsäge zerschneidet. Man thut wohl, die Mauern mit einer Berappung oder einem Abputz zu bekleiden; obgleich der Regen ihnen nichts schadet, so ist es für die Dauer doch zweckmäßig. Unter vielen guten Eigenschaften dieser Bauart, bei denen die Wärme, welche die Räume erhalten, für unser Klima nicht die unbedeutendste sein möchte, ist besonders noch zu bemerken, daß die Bekleidung der Mauer durch Kalk in Zeit von 8 bis 10 Tagen vollkommen trocken ist und den der Gesundheit so nachtheiligen Kalkgeruch durchaus in sich aufnimmt, so daß solche Häuser schon 14 Tage nach Vollendung der Bekleidung bewohnt werden können. Zu den Fundamenten benutzt man Feldsteine, wenn der Grund feucht ist; bei trockenem Grunde hat man indeß nur nöthig, einen Kanal zum Fundament zu graben und in denselben schichtweise 6 Zoll hoch Erde zu füllen. Jede Schicht wird tüchtig mit

einer Handramme festgestampft und damit fortgefahren, bis der Kanal voll ist. (Riecke's Wochenbl. 1838.)

7. Bossiren in Wachs. — Die Kunst, in welcher die Mexikaner jedes andere Volk der Erde übertreffen, ist die des Bossirens in Wachs. Man kann nichts Niedlicheres, vortrefflicher Ausgeführtes sehen, als diese kleinen Statuen von Heiligen, von Indiern in ihren Trachten, von Reitern, von Thieren aller Art, und diese höchst vollkommenen Nachbildungen von Früchten und allerhand andern Gegenständen. Auch Porträts von der höchsten Aehnlichkeit verfertigen diese Bossirer. Noch mehr erstaunt man, wenn man diese Leute in ihren Werkstätten aufsucht und die Instrumente erblickt, mit welchen sie arbeiten. Da sieht man in den schmutzigsten Höhlen der Vorstädte zerlumpte, häßliche, wildaussehende Kerle sitzen, von der elendesten Armuth und dem gräßlichsten Schmutz umgeben, und eine Statue der heiligen Jungfrau, himmlische, göttliche Anmuth und Sanftmuth im Gesicht, oder eine höchst treue Kopie der großen Reiterstatue ausarbeiten. Einige verschieden gespitzte Hölzchen, einige Stücke weißes Blech und einige Glasscherben sind alle Instrumente und Geräthschaften des zerlumpten Künstlers! Und mit diesen arbeitet er Figuren aus, welche die höchste Bewunderung erregen, so graziös, so korrekt in Zeichnung und Ausführung, selbst der Muskeln und Knochen, daß man glauben sollte, der Künstler habe Jahre lang Anatomie studiert, und doch kennt er vielleicht nicht einmal das Wort, ja er hatte vielleicht nie eine Bleifeder, noch weniger einen Pinsel oder Meißel in der Hand! Es gibt keinen Gegenstand, welchen diese Leute nicht auf Verlangen aufs Täuschendste in den natürlichen Farben und Formen nachzubilden verständen. Die Preise dieser Figuren, welche jedes Kunstkabinet, jeden Prunksaal zieren würden, sind dabei so niedrig, daß es unbegreiflich ist, wie die Künstler um so geringen Lohn arbeiten können.

(Ausland 1838.)

8. Brücken. — Die Kettenbrücke, welche Pesth und Ofen verbinden soll, und deren Bau der Freiherr von Sina übernommen hat, wird sich in einer Länge von 1600 Fuß über die Donau spannen. Zwei Pfeiler im Strome, von Granit und rothem Marmor erbaut, 32 Fuß dick, 150 Fuß hoch, werden die Balken aus Gußeisen und die Plattform tragen, und das Ganze soll von 12 Eisenketten, 40,000 Centner schwer, gehalten werden.

So wie zwischen Ofen und Pesth soll auch bei Preßburg eine stehende Brücke über die Donau erbaut werden, und zwar nach dem nämlichen Systeme, welches für die Ofner Brücke von der ungarischen Reichs-Deputation angenommen worden ist, nämlich mit zwei Ufer- und zwei Mittelpfeilern, um die Last auf den vertikalen Druck zu reduziren. Auch den Bau dieser Brücke will der Freiherr von Sina unternehmen. Der Engländer Herr William Tierny Clark wird auch hier der Baumeister sein.

In Frankreich gibt es jetzt 1666 Brücken, nämlich 993 auf den königlichen Heerstraßen und 673 auf den Departementalstraßen. Darunter sind 1089 von Stein, 298 zum Theil von Stein, zum Theil von Holz, 95 von Holz und 85 von Eisen.

Ein französischer Ingenieur, Namens Hektor Horeau, soll den Plan zu einer Hängebrücke zwischen Konstantinopel und Galata entworfen haben. Die Brücke soll mehre Bogen bekommen, wovon der mittlere hoch genug wäre, um den größten Schiffen freien Durchgang zu lassen.

9. Bücher-Einband in Calico und Seide. — Nicht leicht in einem andern Fache zeigt sich so sehr, um wie viel der englische Gewerbsmann jenem aller andern Länder an Geschmack, Einsicht und Hilfsquellen voraus ist, als bei der in neuerer Zeit so allgemein gewordenen Verwendung von gepreßtem Calico und gepreßter Seide anstatt Leder zum Einbande von Büchern. Man verwendet hiezu Seidenzeug und Calico von allen Farben, auf welche Verzierungen aller Art gepreßt oder mit Gold und Silber aufgelegt sind. Dieser neue Einband zeichnet sich eben so sehr durch Dauerhaftigkeit, Eleganz und Abwechslung, als auch durch Wohlfeilheit und dadurch aus, daß man ihn äußerst schnell haben kann. Wenn z. B. einer der ersteren Buchbinder Londons, wie Westley in Friar-Street, heute von einer Buchhandlung Auftrag erhält, 5000 Bände zu binden, so ist er im Stande, sie in zwei Tagen vollkommen fertig und rein abzuliefern, was bisher auch bei dem rohesten Einband nicht möglich war. Dabei ergibt sich im Vergleich mit dem Einband in Leder eine Kostenersparniß von vollen 50 pCt.

(Dinglers polytechn. Journal 1839.)

In der zweiten Gewerbsprodukten-Ausstellung in Wien, im Mai 1839, haben die Bücher-Einbände, welche daselbst von einigen Buchbindern Wiens ausgestellt waren, durch Geschmack, Solidität und Eleganz allgemeinen Beifall gefunden. Die Wiener Buchbinder dürften in Kurzem eben so vortreffliche Arbeiten liefern wie die Berliner.

10. Der Daguerrotype oder das Firiren der Bilder. — Die merkwürdigste Entdeckung, über welche wir dießmal zu berichten haben, ist die Methode, die Bilder der Camera obscura auf Papier zu firiren. Diese wichtige, schöne Entdeckung, welche wie ein Wunder aussieht, alle Theorien der Wissenschaft über Licht und Optik stört, und, wenn sie weiter ausgebildet wird, eine völlige Umwandlung in den zeichnenden Künsten zu bewirken verspricht, hat

Herr Daguerre, der berühmte Maler des Diorama in Paris, gemacht, indem er eine Methode erfunden hat, die Bilder, welche in der Camera obscura dargestellt werden, festzuhalten (zu firiren), so daß diese Bilder dauernder Abdruck eines Gegenstandes sind, der wie ein Kupferstich oder eine Zeichnung weggenommen werden kann.

Ueber diese Entdeckung berichtete der berühmte Physiker, Herr Arago, in der Pariser Akademie der Wissenschaften am 7. Jänner 1839: Jedermann kennt die Wirkungen der Camera obscura und die Pünktlichkeit, womit sich die äußern Gegenstände am gehörigen Orte mittelst einer Converlinse darstellen. Herrn Daguerre ist es gelungen, diese so wahre Zeichnung, welche die Camera obscura gibt, diese so treue Darstellung der Gegenstände der Natur oder der Künste mit der strengen Genauigkeit der Formen, der Perspektive und den verschiedenen Lichtschattirungen auf dem Papier zu firiren. Wie groß auch das Gemälde sein mag, so bedarf er zu dessen Reproduktion nur 10 Minuten oder eine Viertelstunde, je nach der Helle des Tages. Da das Licht selbst die wirkende Kraft bei dieser wunderbaren Darstellung ist, so wirkt es, je nach seiner Intensität (Kraft), mehr oder minder schnell. Auf diese Art war Herr Daguerre, auf dem Pont des Saints-Pèros stehend, im Stande, die unermeßliche Gallerie des Louvre mit allen ihren Details zu firiren, so wie von dem Pont de l'Archevêque die Notre-Damekirche aufzunehmen. Bei dieser sonderbaren Darstellung sind die Farben durch die Nüancen der Schatten und eine unmerkliche Abstufung, wie bei der Aquatinta, angezeigt. Welches ist nun das scharfsinnige von Herrn Daguerre zur Verwirklichung dieser Art von Wunder angewandte Mittel? Er überzieht das Papier mit einer Komposition, welche die Lichtstrahlen nach ihrer größern oder geringern Intensität modifiziren können, so daß ein vollkommenes Weiß dort entsteht, wo das Licht lebhafter ist, während mehr oder weniger dunkle Schatten an den Stellen des Bildes bleiben, welche den schattirten Theilen des Gegenstandes entsprechen. Man begreift nun, daß, wenn der Gegenstand unbeweglich ist und die Gläser der dunkeln Kammer ein vollkommenes Bild geben können, die Zeichnung, welche nur in Abstufungen einer einzigen Farbe und keineswegs in verschiedenen Farben sich darstellt, die zartesten Details inbegreifen muß, welche man nicht mit bloßem Auge, sondern nur mit Hilfe der Lupe darauf entdecken kann. Gegenstände, welche nicht vollkommen unbeweglich sind, können nach diesem Verfahren auch nur verworrene Bilder liefern, was der Fall mit einem Pferde war, dessen ganzer Körper mit bewunderungswürdiger Genauigkeit abgebildet, der Kopf und Nacken aber ganz verwischt waren. Die von Herrn Daguerre angewandte Komposition soll so einfach sein, daß sie Jedermann leicht bereiten kann, deßhalb könnte dem Erfinder ein Patent auch schwerlich gehörigen Schutz gewähren. Herr Arago war entschlossen, dem Ministerium und der Deputirtenkammer den Vorschlag zu machen, das Geheimniß des Herrn Daguerre anzukaufen, damit das Publikum daraus baldigst Nutzen zu ziehen im Stande wäre.

Auf den Tafeln des Herrn Daguerre produziren sich die Bilder wie eine Tuschzeichnung; man unterscheidet darauf nur Weiß, Schwarz und Grau, nur Licht, Dunkelheit und Halbschatten. Die Formen der äußern Gegenstände werden aber durch das Licht auf den präparirten Tafeln mit einer fast mathematischen Genauigkeit produzirt; die photometrischen Verhältnisse der verschiedenen weißen, schwarzen und grauen Theile sind genau beibehalten; aber Halbschatten repräsentiren das Roth, Gelb, Grün 2c. Die zur Ausführung eines Gemäldes nöthige Zeit ist, wenn man kräftige Töne erzielen will, nach der Lichtstärke und folglich nach der Tages- und Jahreszeit verschieden. Im Sommer und Mittags reichen in unserem Klima 8 bis 10 Minuten aus; in andern Klimaten aber, z. B. in Egypten, könnte man sich wahrscheinlich auf 2 oder 3 Minuten beschränken. Herr Daguerre mußte, um seinen Zweck zu erreichen, nicht nur eine Substanz entdecken, welche gegen die Einwirkung des Lichtes empfindlicher als alle diejenigen ist, womit sich die Physiker und Chemiker schon beschäftigt haben, sondern er mußte auch ein Mittel ausfindig machen, wodurch man ihr diese Eigenschaft jeden Augenblick wieder benehmen kann, und dieß gelang ihm auch, denn seine Zeichnungen können, nachdem sie fertig sind, der Sonne ausgesetzt werden, ohne sich dadurch im Geringsten zu verändern. Das von Herrn Daguerre benutzte Präparat unterscheidet sich jedoch nicht bloß durch seine außerordentliche Empfindlichkeit von dem Chlorsilber. Letzteres ist bekanntlich vor ihm schon zum Zeichnen von Silhouetten benutzt worden; es ist weiß und das Licht schwärzt es; der weiße Theil der Bilder wird also auf der Chlorsilberschichte schwarz, während im Gegentheil die schwarzen Theile weiß bleiben. Auf Daguerre's Tafeln wird aber die Zeichnung dem Gegenstande ganz ähnlich, denn das Weiß entspricht dem Weiß, die Halbschatten den Halbschatten, das Schwarz dem Schwarz.

Daguerre's Entdeckung ist keineswegs ein unerwarteter glücklicher Fund, sondern die Frucht langjähriger Versuche. Schon auf dem jetzigen Standpunkte derselben läßt sich voraussehen, daß sie nicht ohne wichtige Folgen für Kunst und Wissenschaft bleiben wird. Die Darstellung der Gegenstände ist so vollkommen, daß die Bilder, wenn man sie mit dem Vergrößerungsglase untersucht, selbst die kleinsten Details zeigen, die dem bloßen Auge verborgen bleiben. Man erhält also keine

Nachahmung mehr, sondern die absolute und vollkommene Wahrheit. Bei Landschaften hat die Methode den Nachtheil, daß die Bäume etwas undeutlich werden, theils weil die grünen Lichtstrahlen die Materie, womit die Platte bedeckt ist, weniger zu affiziren scheinen, theils weil die Blätter immer etwas vom Winde bewegt werden, was natürlich den Eindruck verwischt. Die Folge davon ist, daß wenn die Häuser fertig sind, dieß die Bäume noch nicht sind, und wenn die Bäume vollkommen dargestellt, die Häuser es zu sehr sind. Die unbelebte Natur, Gebäude, Kunstwerke, Gebirge, ist der Triumph des Apparates, den Daguerre nach seinem eigenen Namen Daguerrotype nennen will. Für Porträtiren hat sie den Nachtheil, daß die Augen des Modells sich immer etwas bewegen und daher undeutlich werden; aber für Kopien von Gemälden ist sie vortrefflich. Die erste Anwendung, die auf wissenschaftliche Gegenstände gemacht werden wird, besteht ohne Zweifel im Fixiren der Bilder, welche das Mikroskop gibt, und man kann bei Herrn Daguerre mikroskopisch vergrößerte und so fixirte Insekten sehen, welche ahnen lassen, welche Erleichterung seine Erfindung den Physiologen gewähren muß, die bisher mit so vieler Mühe und mit Aufopferung ihrer Augen nach dem Mikroskop zeichnen mußten. Eine todte Spinne, in dem Sonnenmikroskop gesehen, wird so treu in der Zeichnung wiedergegeben, daß man die Anatomie mit und ohne Vergrößerungsglas studiren kann; jede Faser, jeder Nerv läßt sich darauf nachweisen. Für wenige hundert Franks können Reisende sich vielleicht bald den Apparat Daguerre's anschaffen, und Ansichten der schönsten Gebäude, so wie der reizenden Gegenden der ganzen Welt zurückbringen. Sie werden sich überzeugen, wie weit ihre Pinsel hinter der Wahrheit des Daguerrotype zurückbleiben.

*

Um unsern Lesern die Sache so sehr zu versinnlichen, als nur immer möglich, geben wir noch den Bericht, wie ihn das Journal Artiste gibt, welches die Erfindung so beschreibt: »Im Verfolg chemischer Versuche grübelte Daguerre mit genialem Eigensinn über dem Problem, eine Farbe zu entdecken, welche die Sonne oder vielmehr das Licht nach seinen Abstufungen wegnimmt, bleicht oder stehen läßt; er wollte das Licht zwingen, den dunkeln Grund zu bearbeiten und der eintönigen Fläche Gestalten und Leben zu geben; die Sonne, »das Auge der Welt« sollte ein sinnreicher Künstler in seinem Dienste werden. Dieß ist gewiß die seltsamste Aufgabe, die sich in unsern Tagen ein Mensch stellte! — Und er hat sie gelöset, und zwar so: Er hat einen dunkeln Firniß erfunden, mit dem er irgend eine Fläche überzieht. Er setzt sie dem Tageslicht aus, d. h. in der Camera obscura, und sogleich gräbt sich jedes Bild, das sich auf ihr abmalt, auf ihr ein, Alles, groß und klein, wie es vor der Sonne gleich ist, Himmel und Erde und das fließende Wasser, der Dom, der sich hoch in die Lüfte erhebt, die Pflastersteine und das unsichtbare Sandkorn. Man denke sich einen Spiegel, der alle Gegenstände, die darin erscheinen, festhält, und man hat eine deutliche Vorstellung des Daguerrotype. Nie hat die Zeichnung des größten Meisters diese Wirkung hervorgebracht; ist schon der Effekt der Massen vortrefflich, so sind die Details wirklich unendlich. Gott sprach: »Es werde Licht.« und es ward Licht, und Daguerre spricht jetzt zu den Thürmen von Notre Dame: »Werdet hier,« und sie gehorchen. Der Daguerrotype ist bestimmt, die Bilder der Natur und der Kunst zu vervielfältigen, ungefähr wie die Buchdruckerkunst die Schöpfungen des menschlichen Geistes vervielfältigt. Daguerre hofft in Kurzem auch Porträts liefern zu können. Wir leben in der That in einer sonderbaren Zeit; unser Sinnen und Trachten geht nicht dahin, selbst etwas hervorzubringen, sondern wir suchen vielmehr mit der äußersten Beharrlichkeit Mittel, die statt unser und für uns schaffen. Der Dampf hat des Menschen Kräfte verfünffacht, bald werden die Eisenbahnen das flüchtige Kapital des Lebens verdoppeln, das Gas hat die Sonne ersetzt, man versucht alles Mögliche, die Luft fahrbar zu machen. Die Sucht nach übernatürlichen Mitteln ist bald aus dem sinnlichen Bereiche auch in die Welt der Ideen, aus dem Kommerz in die Künste gedrungen. Wie viele Mittel sind ersonnen worden, die zeichnende und bildende Kunst zu erleichtern und zu vereinfachen! Jetzt kommt Daguerre's Erfindung und überhebt den Zeichner und Stecher seiner Mühe, und über ein Kleines werden wir von Maschinen hören, welche Corneille'sche Verse machen und Moliere'sche Lustspiele diktiren. Dennoch wird durch Daguerre's Erfindung der Kunst nicht untergraben; denn so wenig als die Buchdruckerkunst den Schriftstellern geschadet hat — eben so wenig wird der Daguerrotype den Malern Eintrag thun; wie die Buchdruckerkunst die Abschreiber überflüssig gemacht, so wird der Daguerrotype den Kopisten ein Ende machen.«

Wie sehr dieser Gegenstand von allen Seiten mit Interesse aufgenommen wurde, geht schon daraus hervor, daß die Priorität der Erfindung bereits mehrfach in Anspruch genommen worden ist. Wie die meisten großen Ideen, durch die Zeit vorbereitet, von Vielen zugleich, aber in verschiedener Weise aufgefaßt werden, so scheint es auch hier der Fall zu sein *). Daguerre gesteht übrigens, daß ihm die erste Idee dazu vor 15 Jahren von einem gewissen Niepce aus Chalons sur Saone, aber in so unvollkommenem Stande mitgetheilt wurde, daß es ihm lange und ausdauernde Mühe kostete, seinen Zweck zu erreichen. Vor 14 bis 15 Jahren versuchte Sir H. Davy und andere englische Gelehrte, dasselbe Ziel zu erreichen, und zwar durch salpetersaures Silber, auf das Licht und Schatten einwirken, aber es blieb bei einem ganz unvollkommenen Versuche.

In der Sitzung der Londoner königlichen Gesellschaft vom 31. Jänner 1839 wurde ein Bericht vorgelesen, wonach die so sehr interessante Erfindung des Herrn Daguerre fast identisch mit einer Entdeckung ist,

*) So erschien bald nach der ersten Nachricht ein Bericht in der »Allgemeinen Zeitung«, worin der Verfasser desselben gesteht, daß er nach einer aufmerksameren Prüfung des Berichtes von Arago das Geheimniß entrathseln konnte. Er erinnerte an das Ei des Kolumbus, und wollte das Geheimniß des Verfahrens keineswegs veröffentlichen, um Daguerre die Vortheile seiner Erfindung nicht zu schmälern.

die durch Herrn Fox Talbot schon vor 5 Jahren gemacht und von ihm stets zu vervollkommnen gesucht wurde. Für diese Kunst, welche, wenn man die Mittel erwägt, die dazu verwendet, die beschränkte Zeit, die erfordert wird, in ihren Wirkungen wahrhaft magisch ist, indem das flüchtigste der Dinge, ein Schatten, festgehalten und dauernd gemacht wird, schlägt Herr Talbot den Namen photogenische Zeichnung vor. Inzwischen steht das Verfahren des Herrn Talbot jenem des Herrn Daguerre bedeutend nach, und auch darin besteht ein Unterschied, daß, wie man sagt, Herr Daguerre auch bei Mondlicht seine Bilder machen kann, was Herr Talbot nicht vermag.

»Im Frühling 1834,« sagt Herr Talbot, »fing ich zuerst an, von der merkwürdigen Eigenschaft des salpetersauren Silbers, sich in den violetten Lichtstrahlen zu entfärben, eine praktische Anwendung zu machen. Ich dachte mir nämlich, daß, wenn man auf einem Blatt Papier eine hinreichende Menge salpetersauren Silbers ausbreitet und dann das Papier dem Sonnenlicht aussetzt, nachdem man vorher einen Gegenstand davor gestellt hat, welcher einen genau begrenzten Schatten darauf wirft, das Licht, indem es auf das darüber hinausreichende Papier wirkt, dasselbe schwärzen müßte, während die im Schatten befindlichen Theile desselben weiß bleiben. Auf diese Art hoffte ich ein Bild oder ein Gemälde hervorbringen zu können, das seinem Gegenstande bis auf einen gewissen Grad ähnlich wäre; doch glaubte ich, daß es nöthig sein würde, solche Bilder in einer Mappe aufzubewahren und sie nur beim Kerzenlicht zu betrachten, weil beim Tageslicht derselbe chemische Prozeß, welcher die Bilder hervorbrachte, sie auch wieder zerstören müßte, indem sich nämlich das übrige Papier dadurch schwärzen würde. Dieß war Anfangs meine leitende Idee, welche jedoch durch zahlreiche Versuche bald erweitert und berichtigt wurde. Ich hätte die Verfolgung meines Gegenstandes sogleich wieder aufgegeben, wenn es mir nicht schon bei den ersten Versuchen gelungen wäre, die Hauptschwierigkeit — daß nämlich die erhaltenen Bilder nach und nach ganz schwarz werden — vollkommen zu beseitigen. Der chemische Prozeß, wodurch dieß geschieht, ist bei weitem wirksamer, als man glauben sollte; das Papier, welches Anfangs so empfindlich für das Licht war, wird dadurch vollkommen unveränderlich, so daß man die Bilder selbst im Sommer ohne allen Nachtheil eine ganze Stunde dem Sonnenlicht aussetzen kann. Gegenwärtig besitze ich eine Anzahl solcher Bilder, welche schon 5 Jahre lang aufbewahrt worden sind und nicht im geringsten gelitten oder sich verändert haben.

Beschaffenheit dieser Bilder. Die Bilder, welche man auf diese Art erhält, sind selbst weiß, der Grund aber, worauf sie sich befinden, ist mannichfaltig und gefällig gefärbt. Durch mein Verfahren lassen sich mittelst unbedeutender Abänderungen folgende Farben erzielen: himmelblau, gelb, rosenroth, braun in vielen Schattirungen, schwarz. Nur Grün fehlt in der Reihe; man erhält nämlich bloß eine dunkle Schattirung davon, welche sich dem Schwarz nähert *). Die blaue Farbenreihe macht einen sehr angenehmen Effekt; sie bleibt auch beim Aufbewahren der Bilder in einer Mappe ganz unverändert, ohne daß man eine ihre Erhaltung bezweckende Behandlung damit vorgenommen hat. Die verschiedenen blauen Schattirungen bestehen aus eben so vielen chemischen Verbindungen, welche man bisher nicht näher kannte.

Erste Anwendungen dieses Verfahrens. — Die ersten Gegenstände, welche ich zu kopiren versuchte, waren Blumen und Blätter, theils frische, theils aus meinem Herbarium genommene. Diese werden durch meine Methode mit der größten Wahrheit und Treue abgebildet, so daß man selbst die Adern der Blätter, die kleinen Haare auf der Oberfläche der Pflanzen rc. sieht. Damit man sich einen Begriff von der Genauigkeit zu machen im Stande ist, womit einige Gegenstände mittelst dieses Verfahrens nachgeahmt werden können, will ich nur ein Beispiel anführen. Ich habe einmal ein Stück von einem sehr feinen Spitzenmuster abgebildet und es mehren Personen in der Entfernung von einigen Fuß gezeigt, welche es aber nicht für ein Bild, sondern für das Spitzenstück selbst hielten. Ein Zeitraum von einigen Sekunden ist hinreichend, um eine solche Abbildung zu erzeugen.

Ueber das Fixiren eines Schattens. — Der flüchtige Schatten läßt sich, was freilich dem Laien wunderbar vorkommen wird, im Verlauf einer einzigen Minute auf Papier vollkommen fixiren; ich lasse es übrigens dahin gestellt sein, welcher Anwendung in den Künsten diese merkwürdige Erscheinung fähig sein wird. Ehe ich weiter gehe, muß ich bemerken, daß es nicht immer nöthig ist, die Bilder der Behandlung zu unterwerfen, welche ich ausgemittelt habe, um sie gegen die fernere Einwirkung des Lichtes zu schützen. Diesen Umstand entdeckte ich aber erst, nachdem ich schon eine bedeutende Uebung in dieser Kunst erlangt hatte, denn Anfangs glaubte ich, daß alle diese Gemälde mit der Zeit undeutlich werden müßten, wenn man sie nicht auf irgend eine Art gegen die Veränderung präparirt. Die Erfahrung hat mich jedoch gelehrt, daß es wenigstens zweierlei oder dreierlei Methoden gibt, die Bilder zu erzeugen, so daß sie unverändert bleiben, wenn man sie nur gegen die direkte Einwirkung des Sonnenlichtes verwahrt; allein ich kann noch nicht bestimmt angeben, auf welchem Umstande diese Halbdauer beruht, oder was für ein Verfahren am besten eingeschlagen wird, um sie zu erzielen. Da ich aber gefunden habe, daß gewisse Bilder, ohne gegen die Einwirkung des Lichts zubereitet worden zu sein, nach einem und sogar zwei Jahren ganz weiß und unversehrt blieben, während andere, die auf eine abweichende Weise dargestellt waren, in einem bis zwei Monaten ganz dunkel wurden, so glaube ich auf diesen sonderbaren Umstand aufmerksam machen zu müssen. Für Naturforscher, welche entfernte Länder bereisen, gestattet jedenfalls dieses halbdauerhafte Papier, welches Jahre lang im Schatten weiß bleibt, eine nützliche Anwendung; denn anstatt die Pflanzen zu trocknen und mitzunehmen, brauchen sie dieselben nur auf solches Papier abzubilden und es in ihre Mappe zu legen. Dieses eigenthümliche Papier hat zwar meistens den Fehler, daß der Grund nicht gleich ist; dieß kommt jedoch nicht in Anschlag, wenn man nur auf den Nutzen und nicht auf die Schönheit der Wirkung sieht.

Anwendung auf das Mikroskop. — Die Anwendung meiner Methode zum Abzeichnen von Gegenständen mittelst des Sonnenmikroskops dürfte besonders nützlich und wichtig werden. Das wundervolle Bild, welches das Sonnenmikroskop hervorbringt, mußte mich natürlich auf den Gedanken führen, ob es nicht möglich sein sollte, zu bewirken, daß es sich selbst auf Papier abdruckt, so daß der unnachahmliche Pinsel der Natur unsere unvollkommenen, langwierigen und fast hoffnungslosen Versuche, so verwickelte Gegenstände zu kopiren, ersetzen müßte. Meine ersten Bemühungen in dieser

*) Dieß ist bei den Daguerreschen Bildern auch der Fall.

Hinsicht hatten keinen Erfolg. Obgleich ich einen schönen Sommertag wählte und ein gutes Bild meines Objekts auf präparirtes Papier warf, so fand ich doch nach Verlauf einer Stunde, daß keine Einwirkung statt gefunden hatte. Ich war daher fast versucht, diesen Versuch aufzugeben, als ich auf die Vermuthung kam, daß das gewöhnliche Chlorsilber wohl nicht als die empfindlichste Substanz für die Lichtstrahlen zu betrachten sein dürfte. Es wurde daher eine Reihe von Versuchen angestellt, um den Einfluß verschiedener Bereitungsarten desselben kennen zu lernen, und ich fand auch, daß es hienach sehr abweichende Resultate liefert. Ich habe diesen Gegenstand hauptsächlich aus einem praktischen Gesichtspunkt betrachtet, denn was die Theorie betrifft, so gestehe ich, daß ich noch keinen Grund auffinden kann, warum auf die eine Art bereitetes Papier empfindlicher sein sollte, als auf die andere Art dargestelltes. Das Resultat dieser Versuche war, daß ich eine Methode entdeckte, ein höchst *empfindliches Papier* zu bereiten, womit sich, was vorher nur theoretisch möglich schien, nun wirklich realisiren ließ. Bringt man ein Blatt von diesem empfindlichen Papier in eine dunkle Kammer und läßt das vergrößerte Bild irgend eines Gegenstandes durch das Sonnenmikroskop darauf fallen, so wird man nach Verlauf von beiläufig einer Viertelstunde das Gemälde vollendet finden. Ich habe noch keine sehr bedeutenden Vergrößerungen versucht, wegen der daraus folgenden Verschwächung des Lichts. Ein empfindlicheres Papier würde aber eine stärkere Vergrößerung wünschenswerth machen. Als ich ein vor etwa 3 Jahren dargestelltes derartiges Bild in Vergleich mit seinem Objekte abmaß, ergab sich, daß letzteres 17 Mal im linearen Durchmesser, folglich in der Fläche 289 Mal vergrößert ist. Hält man mein empfindliches Papier gegen ein Fenster, aber nicht gegen eines, wodurch die Sonne scheint, sondern gegen ein in der entgegengesetzten Richtung befindliches, so fängt es sogleich an, sich zu färben. Aus diesem Grunde muß man das Papier, wenn man es am Tageslichte bereitet hat, niemals unbedeckt lassen, sondern sobald es fertig ist, in eine Schublade verschließen und darin trocknen lassen, oder bei Nacht durch die Wärme eines Feuers. Ehe ich dieses Papier zum Abzeichnen eines Gegenstandes benutze, nähere ich es gewöhnlich kurze Zeit dem Lichte und färbe es also absichtlich sehr schwach, um mich zu überzeugen, daß der Grund gleichförmig darüber vertheilt ist. Ist dieß bei einer solchen Probe der Fall, so wird in der Regel bei vollständiger Einwirkung des Lichts darauf das Resultat dasselbe sein; sind hingegen einige Stellen oder Flecken darin, welche nicht dieselbe Färbung annehmen, wie die übrigen, so muß ein solches Blatt Papier verworfen werden, denn sonst läuft man Gefahr, bei Anwendung desselben anstatt eines *gleichförmig dunkeln Grundes*, der für die Schönheit der Zeichnung wesentlich ist, große weiße Flecken zu erhalten, welche ganz unempfindlich für die Einwirkung des Lichts sind. Auf diesen sonderbaren Umstand komme ich später wieder zurück. Ein Papier, welches so empfindlich für das Licht eines gewöhnlichen Fensters ist, muß es natürlich noch weit mehr für das direkte Sonnenlicht sein. Letzteres wirkt in der That auch so schnell, daß man beinahe sagen kann, das Bild ist eben so schnell vollendet als begonnen. Bei vollen Sonnenschein habe ich in einer *halben Sekunde* Bilder mit ganz deutlichen Umrissen erhalten.

Architektonische Zeichnungen und Landschaften. — Ich wollte nun auch versuchen, ob es nicht möglich sei, die lebhaften Bilder der äußern Gegenstände, welche man in der Camera obscura erhält, auf dem empfindlichen Papier zu fixiren. Da mir auf dem Lande aber keine Camera obscura von bedeutender Größe zu Gebot stand, so konstruirte ich mir eine solche aus einer großen Büchse, indem ich das Bild auf das eine Ende derselben durch ein im entgegengesetzten Ende angebrachtes gutes Objektivglas warf. Nachdem dieser Apparat mit einem empfindlichen Papier ausgerüstet war, wurde er an einem Sommernachmittage in einer Entfernung von beiläufig 360 Fuß von einem durch die Sonne günstig beleuchteten Gebäude angebracht. Nach anderthalb Stunden öffnete ich die Büchse und fand dann auf dem Papier eine sehr deutliche Abbildung des Gebäudes, mit Ausnahme derjenigen Theile desselben, welche im Schatten lagen. Fortgesetzte Versuche belehrten mich, daß in kleineren Cameræ obscuræ die Wirkung in kürzerer Zeit hervorgebracht wird. Ich ließ mir daher mehre kleine Büchsen verfertigen, worin ich Linsen von kürzerem Focus befestigte, und erhielt damit sehr vollkommene, aber außerordentlich kleine Bilder, deren Details in der That nur bei der Betrachtung mit einer Lupe erkenntlich sind.

Abbildungen von Bildhauerarbeiten. — Um Bilder von Statuen zu erhalten, stelle ich dieselben an einem Orte auf, welcher von der Sonne stark beschienen ist und bringe vor ihnen in geeigneter Entfernung und in gehöriger Lage eine kleine Camera obscura an, welche das präparirte Papier enthält.

Kopien von Kupferstichen und Schriften. — Durch meine Erfindung kann man sich auch sehr leicht Kopien von Zeichnungen oder Kupferstichen, so wie Facsimiles von Manuskripten verschaffen. Man drückt nämlich den Kupferstich möglichst gleichförmig auf das präparirte Papier an, so daß seine geschwärzte Seite mit letzterem vollkommen in Berührung kommt; wenn der geringste Zwischenraum statt findet, muß natürlich das Resultat schlecht ausfallen, indem dann die scharfen Striche des Originals wolkig werden. Stellt man das Papier nun an die Sonne, so dringen die Sonnenstrahlen allmälich durch dasselbe, ausgenommen an denjenigen Stellen, wo die dunkeln Linien des Kupferstichs dieses verhindern. Man erhält folglich ein genaues Bild oder einen Abdruck der Zeichnung. Dieß war einer der Versuche, welche Davy und Wedgwood anstellten, er mißlang ihnen aber, weil ihr Papier nicht empfindlich genug war. Die Zeit, welche erforderlich ist, um die Kopie zu bewirken, hängt von der Dicke des Papiers ab, worauf der Kupferstich gedruckt wurde. Anfangs glaubte ich, daß man mit dickem Papier den Zweck nicht erreichen würde, dasselbe macht jedoch kein Hinderniß, und es ist genügend, wenn das Papier nur einen kleinen Theil der Sonnenstrahlen hindurchläßt. Ist das Papier dick, so braucht man zu einer guten Kopie eine halbe Stunde. Auf diese Art gelang es mir, sehr kleine, komplizirte und zarte Kupferstiche ganz genau zu kopiren. Man könnte vermuthen, daß der Kupferstich durch das Andrücken an präparirtes Papier beschmutzt oder beschädigt würde; dieß ist jedoch nicht zu befürchten, wenn beide vollkommen trocken sind. Sollte man aber auch einen Fleck auf dem Kupferstich bemerken, so kann er ohne allen Nachtheil für das Papier durch ein chemisches Agens beseitigt werden. Bei einer auf solche Art dargestellten Kopie ist freilich der Effekt des Originals ganz geändert, denn wo letzteres Licht hat, hat die Kopie Schatten, und umgekehrt. Präparirt man aber die erhaltene Kopie nach meiner Methode gegen das Sonnenlicht, so läßt sie sich selbst wieder als ein zu kopirendes Objekt anwenden, und man erhält dann beim Kopiren desselben Licht und Schatten an ihrer ursprünglichen Stelle *).

*) Darin eben besteht der Vorzug Daguerre's, das Bild für weitere Einwirkung des Lichts unempfindlich und mechanisch unveränder-

Zur Bereitung des photogenischen Papiers wähle ich ein festes Papier von guter Qualität (sehr feines Briefpapier), tauche es in eine schwache Auflösung von Kochsalz und wische es dann mit einem leinenen Lumpen ab, damit das Salz möglichst gleichförmig in dem Papier vertheilt ist; dann überziehe ich eine Seite des Papiers mit einer Auflösung von salpetersaurem Silber, welche mit Wasser verdünnt ist *). Man trocknet es nun am Feuer und kann sich desselben sogleich bedienen. Wenn man diesen Versuch auf verschiedene Art wiederholt, so wird man finden, daß ein gewisses Verhältniß zwischen der Menge des Salzes und derjenigen der Silberauflösung existirt, welches man vorzugsweise anwenden muß. Vergrößert man die Menge des Salzes über diesen Punkt hinaus, so wird der Effekt geringer und in gewissen Fällen kann er sogar fast Null werden. Dieses Papier läßt sich zu sehr vielen gewöhnlichen photogenischen Anwendungen benutzen; so lassen sich besonders im Sommer die vollkommensten Bilder von Blättern und Blumen damit erzeugen. Breitet man nun ein so zubereitetes Blatt Papier über einer gesättigten Kochsalzlösung aus und läßt es am Feuer trocknen, so wird man gewöhnlich die Empfindlichkeit des Papiers sehr vermindert und bisweilen fast auf Null reduzirt finden, besonders wenn man es einige Wochen aufbewahrt hat, ehe man es probirte; trägt man aber noch einmal Silberlösung darauf, so wird es wieder empfindlich gegen das Licht werden und selbst noch mehr als es früher war. Indem ich auf diese Art abwechselnd Salz- und Silberlösung auf das Papier auftrage und es dazwischen jedesmal trockene, mache ich es so empfindlich, daß ich die Bilder der Camera obscura in kurzer Zeit fixiren kann. Ich habe Ihnen nun noch das Verfahren zu beschreiben, wodurch ich die photogenischen Bilder gegen das Licht schütze oder sie fixire. Nach mehren fruchtlosen Versuchen gelang mir dieses zuerst durch eine sehr verdünnte Auflösung von Jodkalium. Es bildet sich dann Jodsilber, worauf das Sonnenlicht gar nicht wirkt. Dieses Verfahren erheischt jedoch Vorsicht, denn wenn man eine zu starke Auflösung anwendet, könnte sie die schwarzen Theile des Bildes, welche man unversehrt lassen muß, wegnehmen; mit einer gehörig verdünnten Auflösung wird man jedoch den Zweck sehr gut erreichen. Auf diese Art zubereitete Bilder habe ich nun schon fünf Jahre lang aufbewahrt und sie während dieser Zeit schon oft dem direkten Sonnenlichte ausgesetzt **). Ein einfacheres Verfahren, dessen ich mich schon sehr oft bedient habe, besteht darin, die Bilder in eine starke Auflösung von gewöhnlichem Kochsalz zu tauchen, schwach abzuwischen und zu trocknen. Je stärker das Sonnenlicht war, wodurch die Gemälde erzeugt wurden, desto wirksamer ist auch dieses Conservirungsmittel, denn alsdann wirkt die Salzauflösung nicht im Geringsten auf die schwarzen Theile des Gemaldes. Setzt man nun das Gemälde der Sonne aus, so färben sich die weißen Theile sehr oft hell lilas und werden dann unempfindlich. Bei öfterer Wiederholung dieser Versuche fand ich, daß diese violette Färbung nicht gleichförmig ist und daß Verhältnisse existiren, wobei sie nicht eintritt. Man erhält alsdann die lichten Stellen der Gemälde vollkommen weiß.«

Es ist klar, daß bei Talbots Verfahren Chlorsilber gebildet wird, wie bei den ersten Versuchen des Herrn Daguerre, und daß dieses Chlorsilber zuletzt ganz schwarz werden müßte, wenn man den noch unveränderten Theil desselben nicht wieder auflösen würde. Nun löst das Kochsalz oder Chlornatrium gerade so wie das Jodkalium frisch erzeugtes Chlorsilber bekanntlich leicht auf, während sie den schon geschwärzten Theil nicht aufzulösen vermögen; andererseits bildet ein Ueberschuß von Chlornatrium mit dem Chlorsilber eine Verbindung, welche viel beständiger ist und dem Licht viel mehr widersteht als bloßes Chlorsilber.

Das Verfahren zweier Professoren der Universität zu München, der HH. von Kobell und Steinheil, hat bereits zu sehr brauchbaren Resultaten geführt. Es besteht kürzlich in Folgendem: sie tragen auf feines geleimtes Papier eine dünne Schicht von Chlorsilber dadurch auf, daß sie das Papier zuerst mit einer salpetersauren Silberauflösung bestreichen, trocknen und weiter durch eine Salmiakauflösung ziehen. Das so präparirte Papier läßt sich im Dunkeln sehr gut aufbewahren. Bei dem Gebrauche wird es mit Wasser befeuchtet, und nun ist es sehr empfindlich. So wie die Abbildung eines beleuchteten Gegenstandes mit der gehörigen Intensität sich zeigt, was nach Maßgabe der Helle nur wenige Minuten erfordert, wird das Papier in kaustisches Ammoniak gelegt, nach einiger Zeit herausgenommen, in Wasser abgewaschen und getrocknet. Wenn das Licht gehörig gewirkt hat, so wird auf diese Weise alles nicht veränderte Chlorsilber aufgelöst und von dem Papier vollkommen entfernt, während die Zeichnung in braunem Ton in der Masse des Papiers festhaftend zurückbleibt. Von bedeutender Aenderung des Grundes kann daher weiter nicht die Rede sein — ein Vortheil, der ohne diese Entfernung des Ueberzugs schwerlich erreicht werden dürfte. Dabei kommt zunächst jedes Licht als brauner Ton, die Schatten aber in demselben Maße lichter, als sie intensiver waren. Für mikroskopische Abbildungen ist dieses ausreichend. Bilder der Camera obscura aber u. dgl. erfordern eine Umkehrung. Diese dürfte auf mehrfache Weise zu bewerkstelligen sein. Am vortheilhaftesten ist es vielleicht, die erhaltene Zeichnung mit der Seite der Zeichnung auf ein in obiger Weise präparirtes Papier befeuchtet festzulegen, von der Rückseite aber intensivem Sonnenlichte auszusetzen, wodurch begreiflicher Weise der umgekehrte Lichteffekt erlangt wird. Man sieht aus diesen Mittheilungen, daß sie nur Skizzen und Andeutungen enthalten, die aber, wie ich glaube, deutlich genug für der Sache einigermaßen Kundige sind, um sie zu Versuchen und eigenem Nachdenken zu veranlassen.

Herr Professor Mädler, der berühmte Mondbeschreiber in Berlin, bemerkt: Die am 25. März 1839 in der Sitzung der Pariser Akademie angeregte Frage, ob man durch die Daguerre'sche Methode nicht auf eine leichte Weise eine richtige Mondkarte erlangen könne, glaube ich verneinen zu müssen. Man erhält durch die Daguerrotypie Bilder von Gegenständen, die sich in gänzlicher Ruhe befinden, höchst genau. Ist diese Bedingung nicht erfüllt, so muß die Bewegung entweder so unbedeutend sein, daß sie (etwa wie das Wachsen einer Pflanze) während der Zeit, die das Verfahren erfordert, ganz unmerklich ist, oder sie muß so streng gleichförmig sein, daß es mechanisch möglich ist, der Vorrichtung genau dieselbe entsprechende Bewegung während des Verfahrens zu geben; aber weder das Eine, noch das Andere ist beim Monde jemals der Fall, und man wird deßhalb nichts als ein verwaschenes, in

———

lich zu fixiren, dann aber auch Licht und Schatten der Natur gemäß zu geben, was bei dem Verfahren Talbots und Anderer nicht der Fall ist, indem sie Licht und Schatten gegen die Natur umgekehrt geben.

*) Die gesättigte Silberauflösung wird mit 6 bis 8 Mal so viel Wasser verdünnt.

**) Die mit Jodkalium behandelten Bilder sind immer sehr blaßgelb, werden beim Erwärmen an einem Feuer dunkelgelb und erhalten beim Erkalten wieder ihre frühere Farbe.

seinen Einzelnheiten unkenntliches Bild des Mondes erhalten. Wie man aber vollends erwarten kann, durch eine Lupe mehr zu erblicken, als durch große Fernröhre, ist schwer einzusehen. Gewiß ist diese viel besprochene Erfindung von großem, unberechnenbaren Nutzen, aber, wie jede andere, nur da, wo sie ihrem Princip angemessen angewandt wird.

11. Eine Dampforgel. — Das Echo du Monde Savant meldet aus London: Unter den zahlreichen Erfindungen, welche die Aufmerksamkeit des Publikums verdienen, erwähnen wir eine Dampforgel, welche an einer Lokomotive zu Tyne angebracht werden soll. Sie gehört der Eisenbahngesellschaft und wurde von dem Geistlichen James Birkett von Dringham erfunden. Das Instrument besteht aus acht Röhren, welche eine Oktave mit ganzen und halben Tönen bilden. Dieß ist der erste Versuch dieser Art, und es ist nicht zu bezweifeln, daß spätere Verbesserungen diesem Instrument die mannichfaltigsten Melodien entlocken werden.

(Ausland 1838.)

12. Diorama. — Ein neues Gemälde des Diorama von Herrn Daguerre (m. s. oben Nr. 10) in Paris hat viele Lobeserhebungen eingeerntet. Der Künstler versetzt uns in die Kirche Santa Maria Nuova in Morreale auf Sizilien. — Anfangs herrscht die größte Stille in der Basilika, deren von 18 rothgeäderten Marmorsäulen begrenztes Schiff ihre mit der reichsten Mosaik bedeckten Bögen und ihre Balkendecke zeigt, welche eine ernste, einfache, bäuerische Wirkung hervorbringt und einen starken Gegensatz mit dem Luxus seiner andern Bekleidung und seines buntfarbigen Pflasters bildet. Die Kirche ist leer und zugeschlossen; die Arbeiter haben so eben ihre Reparaturen am Pflaster aufgegeben und ihre Werkzeuge zurückgelassen; die Lampe der Taufkapelle ist erloschen, die Kanzel leer und das Christusbild verhüllt. Das Sonnenlicht dringt durch die Seitengänge und von oben herein, so daß alle Gegenstände hervortreten und in der reellsten Wirklichkeit erscheinen. Die Täuschung ist vollkommen, und nach einigem Verweilen auf der Plateform des Diorama glaubt man sich in der That nach Sizilien versetzt. Inzwischen neigt sich der Tag zu Ende; die Dämmerung tritt ein und darauf die Nacht. Diese verschiedenen Lichtabstufungen gehen unmerklich und dazu natürlich vor sich, und jeder neue Effekt ist voll Harmonie. Schon fängt das schreckliche Schweigen der stockfinstern Nacht an uns zu ängstigen, aber plötzlich erblinkt dort unten Licht; der Küster kommt und zündet die Lampen an. Ein Mönch steht auf der Kanzel, und eine zahlreiche Menge, welche wir beim Lampenschein erblicken, lauscht dem Redner. Nach Beendigung der Predigt werden die Lampen ausgelöscht, und die architektonischen Massen der Kirche schwimmen vor uns in unsichern Umrissen, welche die Strahlen des Mondes bescheinen. Bald folgt die Morgenröthe und endlich der Tag in seiner hellsten Helle. Binnen einer Viertelstunde hat man einen ganzen Tag und eine ganze Nacht in der Kirche von Santa Maria Nuova zugebracht. Die geistreiche und wohlberechnete mechanische Kombination bei diesem Werke ist bewundernswürdig und übertrifft Alles was wir seither in dieser Art gesehen.

(Bekanntlich brannte das Diorama des Herrn Daguerre im Frühjahr 1839 ab.)

13. Druckerpreise. — Ein amerikanisches Blatt enthält wörtlich folgende Notiz: Herr Thomas French von Ithaka im Staate New-York baut dermalen an den Speedwell Works bei Middletown seine Patent-Druckerpresse, welche mit einer der dortigen Papiermühlen in Verbindung gebracht werden soll. Das Papier gelangt unmittelbar aus der Papiermaschine in die Druckerpresse, wird in dieser auf beiden Seiten zugleich bedruckt und läuft dann zwischen den Trockencylindern, zwischen denen es zugleich gepreßt wird, durch. In 3 Minuten und gleichsam in einer einzigen Operation wird aus dem aus der Mühle kommenden Zeuge ein Buch von 356 Seiten gedruckt, welches dem Buchbinder eingehändigt werden kann. Das Papier wird in einem fortlaufenden Blatte gedruckt und in Rollen versandt. Herr French hat der Redaktion den Abdruck von einem Werke von 216 Seiten, welcher auf ein Blatt von 70 Fuß Länge gedruckt ist, eingesendet!

14. Eiserne Klammern bei Bauten gegen den Rost zu schützen. — Die Römer pflegten bekanntlich bei größeren Bauwerken die Quadersteine einer jeden Schicht durch starke eiserne Klammern mit einander zu verbinden, wodurch die an den neuern Mauerwerken bemerkbaren Risse vermieden werden. Da sich jedoch das Eisen an der Luft und noch mehr unter der Erde und an feuchten Orten sehr leicht oxydirt, und da hiedurch der Nutzen der Klammern in kurzer Zeit nichtig geworden sein würde, so überzog man die Klammern mit einer dichten Bleischicht, auf welche die Feuchtigkeit und die Luft nur geringen Einfluß ausüben. Von der Wirksamkeit dieses Verfahrens überzeugte man sich neuerdings durch Nachgrabungen, welche man zu Moirans in der Nähe der Ueberreste einer römischen Wasserleitung anstellte, welche unter dem Namen des Ponte des arches den Alterthumsforschern bekannt ist. Man grub hiebei nämlich mehre vollkommen viereckig behauene Steine, von denen jeder wenigstens einen Centner wog, aus, und fand sie sämmtlich mittelst eiserner mit Blei überzogener Klammern vereinigt und so fest inkrustirt, daß sie nur durch Anwendung von Schießpulver getrennt werden konnten. Das Eisen zeigte sich hiebei durch das Blei selbst nach Ablauf von 18 Jahrhunderten gut erhalten.

15. Eisenplatten von außerordentlicher Größe. — Liverpooler Blätter berichten von zwei eisernen Platten, die man kürzlich in den Werkstätten der HH. Fawcett, Breston und Komp. sehen konnte, und die das Größte gewesen sein dürften, was bisher noch in dieser Art fabrizirt wurde. Sie hatten 10 Fuß 7 Zoll Länge bei 5 Fuß 1 Zoll Breite und 7/16 Zoll Dicke. Ihr Gewicht betrug zwischen 7 bis 8 Centner. Bestimmt sind sie zu Bodenplatten für zwei Dampfgeneratoren, die nach Howards System gebaut werden sollen. Fabrizirt wurden sie von der Colebrookdale-Eisenbau-Gesellschaft in Shropshire, welche in ganz England die einzige sein soll, welche Platten dieser Art zu liefern im Stande ist.

16. Elfenbeinfiguren. — In Philadelphia hat der 18jährige Sohn eines armen Taglöhners 12 Gruppen aus Elfenbein geschnitten, welche die Thaten des Herkules vorstellen. Die Figuren sind so winzig, daß die ganze Arbeit in einer Haselnußschale Raum findet. Das Werk dieses Naturbildhauers erregt allgemeine Bewunderung, und derselbe hat sich bereits an einer hohen Person einen unterstützenden Gönner erworben.

Eine ähnliche Spielerei lieferte ein Büchsenmachergeselle in Wien, Georg Papistock, zur zweiten Gewerbsprodukten-Ausstellung im Mai 1839. Ein aus Elfenbein geschnitztes Kreuz mit den Marterwerkzeugen konnte man mit freiem Auge kaum ausnehmen.

17. Erdglobus. — Herr Eckernförde, ein geborner Däne, bei Stomford in England ansäßig, Mitglied der astronomischen und geographischen Gesellschaft in London und ehemaliger Professor der Mathematik zu Manchester, hat einen überaus künstlichen Erdglobus von Korkholz auf einer Unterlage von Leder verfertigt, welcher 12 Klafter im Durchschnitt mißt, und alle Gegenstände, als Gebirge, Städte 2c., in naturgetreuer Nachbildung in Vogelperspektive veranschaulicht. Dieser Globus, das Resultat einer zwanzigjährigen Arbeit, steht gegenwärtig unter einem 15 Klafter hohen Zelte, kann aber in viele Theile zerlegt und sammt der Bedachung verpackt und weiter transportirt werden. Englischen Blättern zufolge wird der Verfertiger mit seinem Kunstwerke eine Reise durch die Staaten Europas unternehmen.

18. Feuerlösch- und Flammenabwehrungs-Leinwand. — Eine solche hat Herr Friedrich Bergamenter in Wien (wohnhaft auf der Wieden, Hauptstraße Nro. 529) erfunden und angekündigt. Von dem Magistrate der Hauptstadt ist mit diesem feuerfesten Stoffe am 1. Juli 1838 im Prater in der Gegend des Freibades vor Sachverständigen eine praktische Untersuchung veranlaßt worden, deren Resultat so günstig ausfiel, daß die Leinwand ganz ihrem Zwecke entsprach. Ein brennender Holzstoß wurde mit einem Stücke davon bedeckt, und es zeigte sich, daß die Flamme durch eine geraume Zeit zurückgehalten wurde und gedämpft werden konnte. Auch wurde ein Haufen Hobelspäne und eine Breterhütte in Leinwand gehüllt und einem heftigen Feuer ausgesetzt, dem sie jedoch eine ziemliche Weile widerstanden. Der Erfinder hält die Art der Bereitung seiner Leinwand, die jedenfalls die besondere Beachtung des Publikums verdient und von großem Nutzen für das praktische Leben sein kann, wie es billig ist, noch geheim.

(Oesterr. Morgenblatt 1838.)

19. Mechanische Flachsspinnerei. — Napoleon versprach bekanntlich in einem Dekret vom 7. Mai 1810 dem Erfinder der besten Maschine zum Flachs- und Hanfspinnen eine Million Franks. Er that es aus Haß gegen England, um dem Bedürfniß von Baumwollenwaaren durch eine wohlfeilere Bereitung der Leinwand entgegen zu arbeiten, aber die Aufgabe ist seitdem von den Engländern in ihrem Interesse gelöst worden, und der Augenblick einer neuen Umwälzung in der Fabrikation eines der verbreitetsten Erzeugnisse von Europa ist jetzt auch für den Kontinent gekommen. Die Hanf- und Flachsspinnereien sind im Begriff, die letzte häusliche Manufaktur zu zerstören, was ein wahres Unglück für die ganze ländliche Bevölkerung von Europa sein würde.

Zum Flachsspinnen bedarf man ganz anderer Maschinen, wie beim Spinnen der Baumwolle, und es scheiterten sehr lange alle Bemühungen, Garne aus Flachs und Hanf fabrikmäßig zu erzeugen. Zwar kamen in England schon zu Anfang dieses Jahrhunderts mehre Flachsspinnereien in Gang, doch lieferten sie bloß ganz grobes Garn, weßhalb man auch meist nur Werg auf ihnen spann. In Oesterreich war außer einigen frühern, ohne Resultat gebliebenen Versuchen die sogenannte Koster'sche Maschine, welche 1812 in Wien aufgestellt wurde, jedoch nie in fabriksmäßigen Betrieb kam, die erste dieser Gattung. In der Folge wurden durch Franz Wurm, Herrmann Leitenberger u. A. wichtige Verbesserungen angebracht. 1815 berief Kaiser Franz den ausgezeichneten Mechaniker Philipp Girard aus Paris und ertheilte ihm ein 10jähriges Privilegium; doch auch seine Unternehmungen hatten, ungeachtet der bedeutenden Unterstützungen, die ihm die Regierung gewährte, Anfangs kein günstiges Resultat *). England war es vorbehalten, gegen 1830 das Problem zu lösen, und zum Erstaunen ist

*) Ueber die Einführung der Maschinen-Flachsspinnerei durch Girard in Polen s. m. den Jahrg. 1838, S. 18[illegible].

es, welche Ausdehnung seitdem in Großbritannien die mechanische Flachsspinnerei und in Folge derselben die Linnenfabrikation erlangt hat. Schon 1835 gab es zufolge amtlichen Berichts 160 Spinnereien in Schottland, 82 in England und 34 in Irland, und gegenwärtig soll die Gesammtzahl derselben sich auf 400 belaufen, und mehr als 10,000 männliche und 24,000 weibliche Arbeiter beschäftigen. Jährlich werden jetzt (freilich zu verschiedenem Gebrauche) über 1/2 Million Centner Hanf und 1 Mill. Centner Flachs in England eingeführt. Von ungeheurem Umfang sind namentlich die Flachsspinnereien in Leeds.

Marshalls Anlage für Flachsspinnerei auf Maschinen, zu Leeds, ist wohl eine der größten, denn sie arbeitet mit 12,000 Spindeln, zu deren Bewegung zwei Dampfmaschinen, jede zu 75, und eine dergleichen zu 30 Pferdekraft vorhanden sind. Der hier gesponnene Flachs wird großentheils aus den Niederlanden und Frankreich bezogen und nur sehr wenig aus Irland. Die erste Behandlung, welcher der Flachs im geschwungenen Zustande unterworfen wird, ist das Hecheln, und zwar theils auf der gewöhnlichen Hechel mit den Händen, theils aber auf Maschinen. Letztere sind sehr einfach und werden von Kindern beaufsichtigt. Nach dem Hecheln wird der Flachs von 14 bis 18jährigen Mädchen auf zwei 12 bis 15 Fuß langen über einem Kasten angebrachten Bretern, welche an ihrem Ende mit einem Zapfen versehen sind, seiner ganzen Länge nach dünn ausgezogen, und so wie eine Lage so lang als die Breter ausgezogen ist, werden letztere auf die Kante gewendet, so daß der ausgezogene Flachs in den Kasten fällt. An dem einen Ende des Kastens ist eine Maschine angebracht, mittelst welcher der eingeworfene Flachs durch Streckwalzen zu einem dünnen, glatten Bande ausgezogen wird, welches dann in eine lange blecherne Büchse fällt. Der so in Bänder gezogene Flachs wird dann zu einer zweiten Streckmaschine gebracht, wo aus fünf solchen Bändern wieder ein Band gezogen wird, um das nachherige Gespinnst desto gleichförmiger zu machen. Dieser zum zweitenmale in Bänder gezogene Flachs kommt nun zu der Vorspinnmaschine, wo aus 4 bis 5 dergleichen Bändern ein loser Faden zusammengedreht wird. Die Vorspinnmaschine hat jedoch wieder einige Streckwalzen, so daß die 4 bis 5 Bänder, bevor sie zusammen sich zu einem Faden drehen, noch eben so wie auf der zweiten Streckmaschine zu einem Bande ausgezogen werden. Endlich wird auf der Feinspinnmaschine der vorgesponnene lose Faden zu einem feinen, wohlgedrehten gebildet. Das so auf der Maschine gesponnene Garn übertrifft das meiste mit der Hand gesponnene sowohl an Stärke als Gleichförmigkeit des Fadens. Eine Spindel liefert wöchentlich beinahe 20 würtemberger Schneller (der Schneller zu 1000 Faden von 2 Ellen Haspellänge), mithin spinnen die 12,000 Spindeln in der Regel nahe an 240,000 Schneller Garn. Das feinste des hier gesponnenen Garns beträgt 14 würtemberg. Schneller auf das Pfund; solches wird beinahe um 8 Kreuzer, so wie das 7schnellerige um nicht ganz 7 Kreuzer verkauft. Die Knaben von 10 bis 12 Jahren, welche die Hechelmaschine beaufsichtigen, und die, welche den Spinnmädchen Hilfe leisten, bekommen 1 fl. 42 kr. bis 2 fl. 16 kr. Wochenlohn. Ein Spinnmädchen, welches eine Maschine von 50 Spindeln beaufsichtigt, erhält 4 fl. 32 kr. bis 5 fl. 6 kr., und der Aufseher über das Hecheln und Sortiren des Flachses 14 fl. 10 kr. für die Woche.

Noch größer als die Spinnerei von Marshall ist jene von Atkinson in Hives. Die meisten englischen Fabrikanten betrachten noch immer die Einrichtung ihrer Maschinen als Geheimniß, auch halten sie ihr Verfahren sehr geheim; doch ist beides längst bekannt. Ein amtlicher Bericht über die englischen Flachsspinnereien, der vor einigen Jahren abgegeben wurde, erklärte, daß die Arbeit in ihnen beschwerlicher als in den Baumwollspinnereien, und wegen des Staubes, der Feuchtigkeit, der Hitze u. s. w. sehr ungesund sei; doch soll dieß bei mehren neuern Spinnereien durchaus nicht mehr der Fall sein.

Da England die Superiorität im Felde der Baumwollen-Industrie nicht mehr zu behaupten vermochte, so war es natürlich, daß es sich mit doppeltem Eifer der Flachsspinnerei zu bemächtigen und sich dieselbe anzueignen und zu sichern suchte. Auch läßt es sich nicht läugnen, daß es in der kurzen Zeit schon einen großen Vorsprung gewonnen. Mit Riesenschritten verbreitet sich die mechanische Flachsspinnerei im ganzen Umfange des englischen Reiches, und ohne Zweifel wird sie eben so schnell sich vervollkommnen. Das mechanisch gewonnene Gespinnst ist offenbar schöner und egaler als das Handgespinnst, und wenn es bis jetzt mannichfachen Schwierigkeiten unterlag, dasselbe mechanisch, ja nur mit fliegenden Schützen zu verweben, so wird auch dieß England in kurzer Zeit gelingen. Je drohender nun diese Aussichten für den Kontinent sind, und je wichtiger bisher die Linnenfabrikation für viele Staaten war, um so nothwendiger ist es, auch auf dem Kontinent die Einführung der Maschinenspinnerei mit allem Eifer zu betreiben. Mögen auch die bisherigen Unternehmungen fast durchgehends abschreckend gewesen sein — man lasse sich dadurch von neuen nicht abhalten, nur beobachte man die Vorsicht, sich Anfangs englischer erprobter Maschinen und Werkmeister zu bedienen. Ein bedenkliches Hinderniß auf dem Kontinente mag es allerdings sein, daß hier das Handspinnen eine allgemein

verbreitete Nebenbeschäftigung ausmacht, doch wird man diese nicht stören, sobald man sich bei der mechanischen Spinnerei vorerst darauf beschränkt, bloß feinere Garne zu gewinnen. Uebrigens wird die Maschinenspinnerei die Handspinnerei nie ganz verdrängen, da nicht nur grobe Garne stets mit Vortheil von der Hand sich werden spinnen lassen, sondern auch die allerfeinsten sind schwerlich anders als mit dem Handspinnen zu erzeugen. Noch jetzt wird in den Niederlanden Garn gesponnen, wovon das Pfund auf 100 Louisd'or (890 fl. C. M.) und mehr kommt; solches Gespinnst ist aber auch weit feiner als das feinste Baumwollengarn, das irgend eine Hand oder Maschine hervorzubringen vermag.

Durch die Einführung der Flachsspinnerei durch Maschinen in England litt vorzüglich Frankreich, wo etwa 180,000 Hektaren (311,940 Wien. Joch) mit Hanf und Flachs besäet werden, welche an Pachtgeld und Arbeitslohn 115 Mill. Franken jährlich kosten und 125 Mill. Pfund Produkt liefern, das einen Werth von etwa 175 Millionen Franken hat. Eine zeitlang wurde aller Flachs, der auf diese Art gesponnen ward, in England selbst verbraucht, und die Spinnereien dehnten sich auf Irland und Schottland aus, wo in Belfast und Dundee große Etablissements dieser Art entstanden. Aber nach und nach fing die Konkurrenz im Innern an, zur Ausfuhr anzutreiben, und im Jahre 1830 erhielt Frankreich zum erstenmal 6000 Pfund flächsenes Maschinengarn; im Jahre 1831 stieg die Quantität auf 21,000 Pfund, im Jahre darauf auf 112,000 Pfund. Dieß erregte die Aufmerksamkeit des Handelsrathes, der sogleich einen Prohibitivzoll darauf anzuwenden bereit war und den ehemaligen Zoll von 12 Frank pr. Centner auf 50 Frank zu erhöhen vorschlug. Aber es ließen sich Stimmen hören, daß man einen Versuch machen müsse, die neue Industrie ihrem eigenen Gange zu überlassen, und daß die künstlich hervorgerufenen und durch Prohibitionen erhaltenen Industrien besser ganz unterblieben. Dieses erwachende Vertrauen von Frankreich auf seine eigenen Kräfte war ein ungeheurer Fortschritt, der aber unter dem hohlen Lärmen gewöhnlicher politischer Streitigkeiten unbeachtet vorüberging. Die Sache blieb daher beim Alten, d. h. der Zoll blieb auf 12 Fr. vom Centner Flachsgarn und 7 Fr. vom Centner Werggarn — eine Unterscheidung, die seit der Vervollkommnung der mechanischen Spinnerei keinen Sinn mehr hatte, und deren Folge war, daß fast alles Garn als Werggarn eingeführt wurde. Unter diesen Umständen nahm die Einfuhr schnell zu: im Jahre 1833 stieg sie auf 836,000 Pfund, im Jahre 1834 auf 1 Mill. 654,000 Pfund, im Jahre 1835 auf 2 Mill. 590,000 Pfund, im Jahre 1836 auf 3 Mill. 802,000 Pfund, im Jahre 1837 auf 6 Mill. 400,000 Pfund und im Jahre 1838 muß sie 12 Mill. Pfund überstiegen haben. Die nördlichen Provinzen, welche hauptsächlich Flachs und Hanf bauen, klagten nun, daß die Einfuhr von Maschinengarn die Konkurrenz des französischen Ackerbaues und der Handspinnerei unmöglich mache, daß die Engländer russischen Flachs wohlfeil kaufen und als Garn in Frankreich einführen, daß daher die Produktion in Frankreich abnehme und daß besonders die ganze weibliche Bevölkerung der Bretagne, Normandie und Picardie durch die Konkurrenz des Maschinengarns unendlich leide, indem das Handspinnen so gut als gar nicht mehr bezahlt werde, und eine Spinnerin den ganzen Tag nur 2 Sous (2 kr. 4/7 dr. C. M.) verdiene. Die armen Leute in der Bretagne glauben, es gehe mit Hexerei zu, und daß eine böse Fee, genannt la mere Canique (la mecanique — die Maschinerie —), die sieben Fäden zugleich spinne, ihnen das Brod nehme. Eine von der Regierung zusammengesetzte Kommission schildert die Noth der Arbeiter mit herzbrechenden Farben, und erkannte, daß der Zerfall dieser Industrie ein großes Unglück sei, daß es aber kein Mittel gebe, sie gegen die Macht der Maschinen zu retten, eben so wenig als sich die bisherigen französischen Spinnmaschinen gegen die neuern halten lassen. Daher räth die Kommission den Besitzern alter Spinnereien, sich die Vervollkommnung ihrer Industrie angelegen sein zu lassen, indem sie für ihre bisherige keine Aussicht auf Schutz haben.

In Schlesien bestehen bereits Flachsspinnmaschinen. Die Flachsspinnerei der Gebrüder Alberti zu Waltenburg ist in der letzten Zeit sehr erweitert worden und beschäftigt allein direkte 500 Menschen. Die dortige Flachsspinnmaschine wurde vor beiläufig 17 Jahren von Herrn Alberti, dem Vater, erfunden und ausgeführt. Noch lebend, hat derselbe die gegründete Anstalt den beiden Söhnen übergeben, und vereinigt mit dem Vater, haben diese ihre Maschinerie seit 10 Jahren noch weiter bedeutend verbessert und vervollkommnet. In eben dem Verhältniß nimmt der Absatz ihres Maschinengarns, durch völlige Gleichheit und durch Festigkeit des Fadens ausgezeichnet, auch in den verschiedensten Graden der Feinheit erzeugt, so zu, daß man der Nachfrage nicht zu genügen weiß, obschon die dortigen Maschinen täglich 600 Stücke Garn (ein Stück zu 4 Strähnen, der Strähn zu 60 Gebinden, zu 60 Fäden jedes, von denen einer ungefähr 6 Fuß lang ist) liefern. Einheimische Weber kaufen dieses Garn vorzugsweise zum Zettel und bezahlen es 20 bis 25 pCt. besser, als das Handgarn, hauptsächlich aber wird dasselbe nach England abgesetzt. Ein großes Gebäude von drei Stockwerken vereinigt Alles was zur Anstalt gehört; im Bodengeschoß wird der als gewöhnliches Kaufmannsgut erkaufte ordinäre, gehechelte, rohe Flachs weiter zum Spinnen hergerichtet. Ueber eine und über

zwei Stiegen findet dieses in den verschiedenen Feinheitsgraden statt. Die verschiedentlich erforderliche bewegende Kraft gewährt eine Dampfmaschine von mindestens 24 Pferdekraft, durch bei Waldenburg brechende Steinkohlen genährt.

In der industriösen Stadt Schönberg, im Olmützer Kreise Mährens, bekannt durch ihre ausgezeichnete Linnenfabrikation, denkt man daran, die Maschinen zur Flachsspinnerei einzuführen. Ein Aktienverein will sich an die Spitze dieses Unternehmens stellen. Aus dem Zustande der gegenwärtigen Flachsspinnerei in Frankreich kann man ersehen, daß die Einwendung, die durch die Handspinnerei beschäftigte Menge werde dadurch beeinträchtigt, nicht genüge, vielmehr die Einführung der mechanischen Spinnerei wohlthätig für den Nationalwohlstand wirken müsse. — Zur 2ten Gewerbs-Produkten-Ausstellung in Wien hat Herr Johann Faltis, von Trautenau in Böhmen, Flachs-Maschinen-Garn von Nro. 40 bis 70 gebracht.

Der Maschinenbauanstalt zu Schloß Uebigau in Sachsen, welche im Besitze eines original-englischen Flachsspinnmaschinen-Systems ist, wurde im Jahre 1838 ein Privilegium zur Herstellung solcher Flachsspinnmaschinen ertheilt.

---

20. Cylindergläser an Lampen gegen das Zerspringen zu schützen. — Um die Cylindergläser an den jetzt überall eingeführten Lampen gegen das so häufige Zerspringen zu schützen, hat man vorgeschlagen, ihnen durch den Glaserdiamant einen geraden Einschnitt ihrer ganzen Länge nach geben zu lassen. Beim Gebrauche wird dann, wenn das Glas zerspringen sollte, der Sprung den gemachten Einschnitt verfolgen und das Glas in einer geraden Linie geöffnet werden, wobei es vollkommen brauchbar bleibt, und später zu jeder Zeit sich nach Erforderniß der Erhitzung ausdehnen oder öffnen kann.

(Allgem. Anzeiger rc. d. Deutschen 1838.)

---

21. Die verbesserte Glasharmonika. — Böhmen und das mit ihm verbrüderte Mähren, zwei Länder der himmlischen Harmonien, senden, wie allgemein bekannt, in großer Anzahl ihre musikalischen Talente nach allen Seiten unter die kunstliebenden Völker Europas. Nicht zufrieden mit den üblichen und vererbten Instrumenten sinnen sie nach Verbesserungen derselben, da ihnen die Halbheit durchaus nicht genügt, um die klangvolle Harmonie noch ergreifender zu machen. Nur zur Bestätigung des Gesagten wollen wir aus der Geschichte der Musik in Böhmen und Mähren kurz erwähnen, wie sie das Metall formen und behandeln und die unzähligen Abstufungen von dem Brausenden bis zum Schmelzenden durch die Töne desselben auszudrücken trachten. Herr Tomaschek, Sohn eines Schullehrers im Bunzlauer Kreise, Trompeter bei der Harmonie des löblichen Regiments Lilienburg zu Gitschin (Bidschower Kreises), entlockte gewandt und meisterhaft seiner Trompete durch eigene Kunstgriffe mittelst der Hand im Korpus der Trompete halbe und Vierteltöne. Sein Ruf und Ruhm erklang weit und breit unter den Böhmen. Diese Thatsache erregte Aufmerksamkeit im musikliebenden Prag, und ein guter Gedanke durchblitzte den Herrn Weiß, Professor im dortigen Konservatorium: man konnte dasselbe minder anstrengend und allgemein sicherer durch die Klappen bewirken. So entstand die herrliche Klappentrompete in Böhmen. Welch eine Reform das in der Musik der Blasinstrumente hervorbrachte, ist allgemein bekannt. In der Blasinstrumenten-Musik sind die Böhmen bis jetzt in Europa unübertroffen. Nicht an dem genug, auch das spröde Glas muß in Zaubertönen erklingen. Hierin taucht kunstgeübt und auf eine seltene Art Herr Anton Johann Mertlik, ein geborner Böhme, auf. Ihm ist es nach vielem Sinnen und unter vielen Kosten und anstrengenden Mühen gelungen, die Glasglocken-Harmonika wesentlich zu verbessern, so daß dessen Instrument dieser Art, das sich schon durch sein geschmackvolles Aeußere gefällig empfiehlt, vielleicht das vollendetste unter den Westslaven und in Deutschland zu nennen sein dürfte. Man hat in unsern erfinderischen Zeiten mannichfaltige Instrumente erdacht, die man mit dem Namen Harmonika beehrte, und wiewohl das Aeolicon, welches eine minder vollkommene Abart von der erhabenen Orgel ist, uns mit einer Harmonie eigener Art überrascht, so übertrifft die von Herrn Mertlik verbesserte Glasharmonika alle derlei Instrumente bei weitem. Man muß den Herrn Mertlik als wackern Künstler bewundern, wenn man die Schwierigkeit in der Behandlung dieses Instrumentes bedenkt. Alle frühern Harmoniken erklangen im mysteriösen und langsamen Tempo, in schwerfälligen Nachtönen. Unter andern schätzbaren Verbesserungen, die er seinem Instrumente beibrachte, ist es die liebliche Dämpfung, die seine Glasharmonika so vortheilhaft auszeichnet.

(Fr. Kampelik im Adler 1838.)

---

22. Harmonie-Baß. — Eine neue Erfindung im Gebiete der ausübenden Tonkunst gereicht dem sinnreichen Herrn Kapellmeister Nemetz (Němec) in Wien zur Ehre. Nach der Angabe dieses tüchtigen Musikers verfertigt nämlich der k. k. Hof- und privilegirte Holz-Instrumenten-Fabrikant Stehle, in der Leopoldstadt Nro 324, ein neues musikalisches Instrument unter der Benennung Harmonie-Baß, welches, gleichwie das Baßbombardon, als riesiger Grundbaß an die Stelle des bisherigen Fagots treten soll, und das er zu der Gewerbs-Produkten-Ausstellung in Wien im Mai 1839 gegeben hatte. Bei dem jetzigen Standpunkte der Musik scheint (ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir nicht

entscheiden) die Harmonie ihre Herrschaft auf Kosten der Melodie immer mehr ausbreiten zu wollen, und wir könnten einige moderne Opern nennen, bei welchen die schöne Instrumentirung wohl das Vorzüglichste genannt werden könnte. Aber auch bei jeder Komposition werden kräftige, durchdringende Bässe erfordert, die den Grundton in den verschiedenen Figurirungen und Uebergängen anzuschlagen und festzuhalten vermögen und so dem Ganzen Einheit und eine bestimmte Färbung geben können. Am drückendsten wurde bisher der Mangel eines solchen Baß-Instruments in der Harmonie und besonders in der ambulirenden sogenannten Feldmusik gefühlt, weil hier nur die Blechbässe (Posaunen, Bombardons ꝛc.) wirksam sein können, die Fagots aber, besonders bei schwacher Besetzung, zu wenig Kraft haben, um in der oft gigantischen Tonmasse einen Effekt hervorzubringen. Der Harmoniebaß hat die Bestimmung, diesem Mangel abzuhelfen. — Es ist dieses Instrument ein Fagot aus Blech, welcher mit einem gewöhnlichen Holzmundstück geblasen wird; Stimmung und Spielart sind ganz wie beim Fagot. Ein solcher Harmonie-Baß kann mit der Kraft von drei Fagoten wirken, ohne mehr Athem zu erfordern, als ein gewöhnliches Instrument dieser Art, vor welchem es im Gewicht noch den Vorzug der Leichtigkeit hat.

(Oesterr. Zuschauer, Juli 1838.)

---

23. Häuser zu versetzen. — »Die Amerikaner,« sagt Herr Stevenson, »bedienen sich wegen der Höhe des Arbeitslohns mancher mechanischer Hilfsmittel, an die man in Europa nicht denkt. Eine der sonderbarsten hieher gehörigen Operationen ist das Versetzen ganzer Häuser, welches namentlich bei der Verschönerung des unregelmäßig gebauten ältern Theils von New-York häufig vorkommt. Man wagte sich anfänglich nur an hölzerne Gebäude; gegenwärtig aber verfährt man eben so kühn auch mit ganz aus Backsteinen aufgeführten Häusern auf dieselbe Weise. Bei all den großen Schwierigkeiten und Gefahren, womit dieß verbunden ist, erregt eine solche Versetzung auch nicht mehr den geringsten Allarm, und ich selbst sah, wie die Einwohnerschaft eines der Versetzung unterliegenden Hauses ihre ganze Einrichtung und Habe nicht von der Stelle rückte und selbst Spiegel und andere zerbrechliche Dinge an den Wänden aufgehängt ließ! In dem Hause eines Vergolders, welches während meiner Anwesenheit zu New-York versetzt wurde, befand sich Spiegelglas von 1500 Dollars im Werthe, und auch dieses wurde während der Versetzung nicht weggeschafft! Das Verfahren besteht im Wesentlichen darin, daß man unter den Grund des Baues einen aus Balken bestehenden Boden schafft, welcher selbst wieder auf drei oder mehren Balken ruht. Diese Balken ruhen wieder auf andern, auf denen sie mit kräftigen Schraubenwinden fortgeschoben werden, nachdem man die mit einander in Berührung kommenden Oberflächen vorher gehörig gefettet hat. Das Gelingen hängt hauptsächlich davon ab, daß man für die Schraubenwinden eine solide und unnachgiebige Unterlage schafft, und daß man die Balken bis zu der Stelle, an welche das Haus geschafft werden soll, gehörig verlängert. Eben so ist es von größter Wichtigkeit, daß sich sämmtliche Winden gleichzeitig bewegen, was bei einer Reihe von 40 bis 50 solcher Werkzeuge nicht so leicht zu erzielen ist. Das Durchbohren der Mauern und das Herausnehmen des Mauerwerkes zwischen jenen Balken, die durch beide Mauern gehen, erheischt große Sorgfalt. Die Entfernung der Balken von einander beträgt 2 Fuß, und während die Bewegung von statten geht, wird, wenn man es für nöthig erachtet, das ausgenommene Mauerwerk durch einen auf den Balken ruhenden Holzblock ersetzt. So wie sich die Schraubenwinden ungleich bewegen, bekommt das Gebäude unvermeidlich Sprünge. — Herr Brown und sein Sohn, welche die Häuserversetzung seit 14 Jahren gegen 100 Mal vollbrachten, ohne hiebei auch nur einmal unglücklich gewesen zu sein, versetzten unter Anderem auch eine gegen 1000 Personen fassende Kirche mit Gallerien und Spitzthurm um eine Strecke von 1100 Fuß. Dieses Gebäude bestand jedoch ganz aus Holz, was die Operation viel weniger gefährlich machte. Das Haus, welches ich zu New-York versetzen sah, war ganz aus Backsteinen aufgeführt, und hatte bei 50 Fuß Tiefe in der Fronte 25 Fuß Breite und mit den Dachstübchen vier Stockwerke mit hohen Schornsteinen. Es sollte, um Raum für eine neue Straße zu gewinnen, um 14 Fuß 6 Zoll zurückgesetzt werden. Der Unternehmer, Herr Brown, sagte mir, daß, um dieß zu bewerkstelligen, im Ganzen gegen 5 Wochen Zeit erforderlich sein würden; die ganze Versetzung ward jedoch in 7 Stunden vollbracht! Er hatte die Operation für die Summe von 1000 Dollars (2075 fl. C. M. übernommen. (Dinglers polyt. Journ.)

In Stockholm besteht buchstäblich eine Häuserfabrik, deren Chef ein Oberstlieutnant Plom ist. Die Franzosen sollen bei ihm für ihre algier'sche Provinz eine ganze Stadt bestellt haben.

---

24. Heizung durch erhitzte Luft. — Die großen Vortheile, welche die Anwendung erhitzter Luft bei so vielen technischen Gewerben gewährt, dürfte nunmehr auch einem der wichtigsten Nationalgewerbe Böhmens, der Glasfabrikation, zu statten kommen. Bereits wird, nicht nur in französischen, sondern auch in deutschen Fabriken erhitzte Luft zur Heizung der Glasöfen angewendet; die Ersparung an Holz beträgt über 1/5 des bisherigen Bedarfs, ohne daß dadurch die Güte des Produktes im mindesten leidet, wie dieses Jeder leich

einsehen wird, der den großen Unterschied zwischen der Einwirkung der Luft auf Metallschmelzöfen und Glasöfen kennt, für welche letztere überdieß die Herstellung einer Vorrichtung zur Anwendung erhitzter Luft keine bedeutenden Kosten erfordert. Genaue Auskünfte hierüber, so wie Nachweisungen über die Erlangung der Zeichnungen einer solchen in einer französischen Glasfabrik mit Vortheil bestehenden Heizvorrichtung ertheilt der in der technischen Welt allgemein bekannte Herr D. K. J. Kreutzberger in Prag gegen portofreie Zuschriften (abzugeben Nro. 560 — 1 in Prag.)

---

25. Gebrauch von geröstetem Holze auf Eisenschmelzen. — Man hat an vielen Orten schon angefangen, bei den Eisenschmelzen geröstetes Holz statt Holzkohlen anzuwenden, wie dieses in einigen Gegenden Frankreichs bereits seit längerer Zeit, nach den frühern Beispielen in Rußland, geschieht, mit einer Ersparniß von 2/5 Brennmaterial. In Belgien ist auf Anordnung des Ministeriums das Verfahren der Franzosen durch Beamte untersucht, und es soll die Erfahrung gewonnen worden sein, daß sich das geröstete Holz bei Hochöfen von der gewöhnlichen Konstruktion anwenden läßt. Der Gang der Hochöfen soll bei diesem Brennmaterial nur regelmäßig sich gestalten und das Gußeisen eine gute Qualität bekommen.

---

26. Neue bewegende Kraft. — Man hat das Geheimniß einer bewegenden Kraft gefunden, die sich bei allen Arten von stationären oder lokomotiven Maschinen anwenden läßt. Diese neue Kraft gleicht der des Dampfes; man erhält sie um den 6ten Theil der Kosten von jenem, hat dabei die Nachtheile eines Kessels nicht, und eben so wenig die Schwere und die Gefahren, die aus demselben entspringen. Vermöge dieser neuen Bewegkraft können Wagen, die eben so leicht und elegant sind, als die mit Pferden bespannten, auf gewöhnlichen Straßen oder auf Eisenbahnen mit der für die Sicherheit der Reisenden vereinbaren Schnelligkeit gebraucht werden. Bei Packetbooten und andern Schiffen als bewegende Kraft angewandt, würde diese neue Erfindung die wichtigsten Dienste leisten, indem sie die Gefahr der Explosion nicht bietet und auch keinen Lärm und Rauch erzeugt. Der Raum, den gegenwärtig der Kessel und der Kohlenvorrath bedarf, kann, da er hier frei ist, sehr vortheilhaft benutzt werden. Diese neue Erfindung wird vorerst dem Urtheile der öffentlichen Meinung unterworfen werden und zur Anwendung kommen, sobald in Frankreich, Belgien und Holland Patente darauf genommen sind. (Wir werden darüber berichten, wenn sich die in diesem Programm besprochenen Vortheile bewähren sollten.)

Man hat am 23. September 1838 im Hafen von Corfu die Probe mit einer Maschine gemacht, welche ohne Hilfe des Feuers oder des Windes und ohne die geringste Gefahr für das Schiff den Dampf als bewegende Kraft in der Schiffahrt ersetzen soll. Die Probe wurde an der griechischen Goelette des Kapitäns Elpa Kyriaky gemacht. Stephan Mauras, der, nachdem er sich im Handel ein glänzendes Vermögen erworben, sich dem Studium der mathematischen und mechanischen Wissenschaften widmete, ist der Erfinder dieser Maschine, der Frucht achtjähriger Arbeit. Eine große Menge Menschen war bei der Probe zugegen, und Alles bemühte sich, dem Erfinder Zeichen des Beifalls und der Achtung zu geben. (Es wird nicht gesagt, worin diese Erfindung besteht.)

---

27. Abdruck von Kupferplatten en Relief. — Die russischen Journale zeigen an, daß es dem Professor Jacobi in Petersburg gelungen ist, die feinsten Züge einer Gravure auf Kupfer en Relief aufs Genaueste wieder zu geben, indem er sie auf andere vermittelst eines galvanischen Verfahrens zubereitete Platten überträgt. Der Kaiser hat die nöthigen Fonds zur Vervollkommnung dieser Entdeckung angewiesen.

(Ausland 1839, Nro. 54.)

---

28. Maschine zum Graben. — Merkwürdig ist es, daß in unserem mechanischen Zeitalter nirgends noch Maschinen zum Graben der Erde angewendet werden, die doch so leicht herzustellen wären und die Kosten der Kanäle und Eisenbahnen so sehr vermindern würden. In England hat jetzt Thomas Wicham eine angegeben, welche täglich die Arbeit von 3000 Menschen verrichtet (115,000 Kubikfuß Erde ausgräbt) und dabei nur 4 Menschen zur Bedienung erfordert. An Zeit und Geld sollen mit dieser Maschine 9/10 erspart werden.

(Allgem. polytechn. und Handelsztg. 1838.)

---

29. Mosaikmanufaktur. — Die florentinische Mosaik wird nicht, wie die gewöhnliche, mit buntem Glas gearbeitet und schattirt, sondern in einem Täfelchen von Schiefer oder Marmor mit guten Steinen von natürlicher Farbe. Es ist die einzige Manufaktur dieser Art in der Welt, und, wie die der Gobelins in Paris, ganz in der Hand des Souverains. Die Künstler dürfen für Niemand arbeiten. Die Hauptschwierigkeit ist, die Steine so zusammen zu passen, daß der nöthige Schatten herauskommt. Um eine Vorstellung von den Kosten dieser Arbeit zu geben, erwähnen wir nur eins: Eine Tafel, die uns gezeigt wurde, fast vollendet und für den Altar in der Hofkapelle bestimmt war, hatte 20 Personen 8 Jahre lang beschäftigt und würde 20,000 Kronen (47,666 fl. C. M.) kosten.

(Theaterztg. 1838, Nro. 199.)

---

30. Neue amerikanische Mühle zu Donaueschingen. — Vor Kurzem fand die Pachtver-

steigerung der neuen amerikanischen Mühle zu Donaueschingen statt, zu welcher sich viele Liebhaber aus dem In- und Auslande einfanden. Diese Mühle, welche Se. Durchlaucht der Fürst von Fürstenberg im Jahre 1837 in der ruhmwürdigen Absicht bauen ließ, um dadurch eine größere Verbreitung solcher verbesserten Mühlen im Badischen zu veranlassen, ist eine der schönsten, die man zu sehen bekommt, und verdient gewiß von jedem Sachverständigen wegen ihrer soliden und netten Konstruktion sowohl, als auch wegen ihrer in jeder Beziehung zweckmäßigen Einrichtuug eingesehen zu werden. Dieselbe hat sechs Gänge, welche alle, nebst den sämmtlichen Mahlcylindern, Putzmaschinen, Griesstäuben rc., mit dem geringen Wasser-Quantum von 28 Kubikfuß pr. Sekunde, bei circa 5 Fuß Gefälle, durch ein einziges nach Poncelets System ganz von Eisen gebautes Wasserrad betrieben werden. Die Bodensteine, so wie alle Theile des Triebwerkes, liegen ferner nicht, wie in andern Mühlen, auf den Balken des Gebäudes, sondern werden von einem von Säulen gebildeten architektonischen Gestelle von Gußeisen getragen, das auf einem steinernen Fundamente aufgeschraubt ist, wodurch das ganze Werk eine Festigkeit erhält, welche ein hölzerner Mühlstuhl niemals darzubieten im Stande ist. Ueberhaupt weicht diese Mühle in vielen Punkten von allen bis dahin gebauten sogenannten Kunstmühlen bedeutend ab. Dessenungeachtet hat sie sich bereits vom Anfang ihres Betriebes an, als ganz untadelhaft bewiesen. Eben so haben sich die ökonomischen Vortheile der amerikanischen Mahlmühlen auch bei ihr schon auffallend dargethan. Obschon nur für die Umgegend arbeitend, ist der Absatz doch ausnehmend groß, und täglich kommen Bauern, um ihr Getreide gegen Mehl umzutauschen. Es darf daher befremden, daß das Großherzogthum Baden, in welchem sich doch die Industrie in den letzten Jahren so bedeutend gehoben hat, zur Stunde noch außer der hier beschriebenen Mühle erst eine einzige dieser Art besitzt, nämlich die in Mannheim, deren Mühlwerk mit großen Kosten aus England bezogen wurde, während in Würtemberg, obschon noch keine sechs Jahre verflossen sind, daß die erste dieser Art auf Kosten des Staates zu Berg erbaut wurde, nun schon bei zwanzig bestehen, und diese Zahl sich fortwährend vergrößert. Gewiß ist, daß die der Einrichtung dieser Mühle zum Grunde liegende patriotische Absicht des edlen und fürstlichen Besitzers bald guten Erfolg haben und diese vortheilhafte Einrichtung bald Nachahmung finden wird. Jede Mühle kann ohne zu großen Kostenaufwand nach diesem System eingerichtet werden. Schließlich ist noch anzuführen, daß die gesammte innere Einrichtung der neuen Mühle zu Donaueschingen in der seit zwei Jahren glücklich bestehenden ausgedehnten Maschinenfabrik der Herren Bernoulli, Rowlandson rc. zu Immendingen bei Tuttlingen projektirt und ausgeführt worden ist — eine Anstalt, die ihr Entstehen gleichfalls den eben so hochherzigen als zeitgemäßen Absichten Sr. Durchlaucht des Fürsten von Fürstenberg verdankt, und die sich bereits durch manche Leistungen und namentlich durch ihre trefflich gebauten Cylindergebläse und Triebwerke einen sehr vortheilhaften Ruf erworben hat.

Herr Paul Huberth, Civil-Ingenieur und Forstbeamter in Ungarn, hat eine auf den einfachen Principien der Hydrostatik und Hydraulik beruhende Erfindung gemacht, wodurch bei ober- und mittelschlächtigen Mühl- und Schöpfwerken die Wasser- und Zahnräder entbehrlich gemacht werden können, und derjenige Theil an Kraft, welcher zur Bewegung dieser trägen Massen und Ueberwindung ihrer Friktion (Reibung) nöthig war, erspart werden kann. In einer Zeit, wo man durch Grabung artesischer Brunnen die wegen obwaltenden Ereignissen eingetretene Abnahme der Betriebswässer und folglich auch der bewegenden Kräfte ersetzen will, und wo auf jede Holzersparung das Augenmerk gerichtet ist, dürfte die Erfindung dieses Mittels erwünscht erscheinen, weil dasselbe beiden Anforderungen entspricht, indem dessen Bestandtheile, aus Gußeisen geformt, unberechenbare Dauer, und dessen Konstruktionsart, in Bezug auf Kraftersparung, große Vortheile gewähren werden.

---

31. Papierfabrikation. — Welche hohe Stufe die neuen Verbesserungen in der Papiermanufaktur erreicht haben, zeigte Herr E. Cooper in einer der letzten Sitzungen der Society of arts (ein Gewerbsverein in England), wo er bei Gelegenheit der Erwähnung der Stärke des Schreibpapiers einen Bogen Postpapier vorwies, dessen Enden er zusammengeklebt hatte, und womit er einen halben Centner hob. Mit demselben hatte man, wie Herr Cooper sagte, einen Menschen emporgehoben. Herr Cooper äußerte sich dann über Herrn Babbages (des Erfinders der großen Rechnenmaschine) bekannte Versuche, diejenige Farbe des Papiers herauszufinden, welche den Augen am wenigsten schaden dürfte, und als welche er das Grün gefunden hatte, obgleich, bei Druckpapier, sich auf keinem Papier der Druck besser ausnähme, als auf dem weißen. In Bezug auf die Länge des neuerlich angefertigten Papiers sagte Herr Cooper, daß man kürzlich einen Bogen gemacht, der eine Länge von 4 englischen Meilen (3396 Wien. Klaft.) gehabt, und daß ein bedeutender Papierfabrikant, in dessen Mühle der Herzog und die Herzogin von Southerland einen Besuch abstatteten, einen Bogen angefertigt, welcher die ganze Straße bedeckt habe, durch welche jene erlauchten Besucher von der Wohnung des Fabrikanten bis zu seiner Mühle gehen sollten. Dieser Bogen war wenigstens 3/4 englische Meilen lang und diente vollkommen als Teppich. Herr Cooper erwähnte noch, daß in den frühesten Zeiten der Papierverfertigung die Besitzer der Papiermühlen in Rom bei dem Papste eine Vorstellung eingereicht

hätten, worin sie Se. Heiligkeit ersuchten, daß sie veranlassen möge, daß Maßregeln getroffen würden, damit sie ihre Vorräthe in nutzbares Eigenthum umsetzen könnten; ihre Niederlagen wären voll und die Arbeiter entbehrten die allernöthigsten Lebensbedürfnisse. »Und« — fügte Herr Cooper hinzu — »dieser gewaltige Vorrath bestand aus so vielem Papier, als etwa drei unserer Pfennigmagazine verbrauchen, nämlich 433 1/2 Rieß, zu 20 Buch jeder.«

Im Jahre 1837 befanden sich in Frankreich 112 sogenannte Mecaniques a Papier, gegenwärtig ist ihre Zahl auf 120 gestiegen. Jede Maschine gibt im Durchschnitt 1000 Pfund Papier in 24 Stunden, also 43 Mill. 800,000 Pfd. im Jahre; dazu kommen noch die Erzeugnisse der gewöhnlichen Fabriken. Und diese immense Quantität Papier wird also verbraucht.

Zur Anwendung derjenigen Maschinen, wodurch die Hadern in Papiermasse verwandelt werden, gab die erste Idee Frankreich; ein Maschinenmodell wurde von Herrn Didot in England eingeführt, welches, obgleich es noch lange nicht vollkommen genug war, um den Erfolg der Ausführung im Großen zu sichern, dennoch hinreichte, um englische Kapitalisten und Maschinenbauer zu veranlassen, solches zu benutzen, und es gehörten nur wenige Jahre dazu, um die Procedur zu hoher Vollkommenheit zu bringen. Ein gewisser Dickinson, ein geschickter Mechaniker und großer Papierfabrikant in England, hat zu gleichem Zwecke eine ganz abweichende Maschine erfunden und auch außerdem verschiedene, sehr wesentliche Verbesserungen beim Papiermachen eingeführt, so daß der Erfolg davon beinahe ans Wunderbare grenzt. Vermittelst der Wirkung vereinigter Maschinerien, die so geschickt in Verbindung gebracht worden sind, daß solche ohne den geringsten Mißgriff arbeiten, ist ein Verfahren möglich geworden, durch welches in wenig Minuten eben so viel Papier fertig wird als nach der ehemaligen alten Methode in drei Wochen! In der genannten kurzen Zeit und in der geringen Entfernung von etwa 30 Fuß, wird aus einem unterbrochenen Strome flüssiger Papiermasse eine Quantität Papier nicht allein roh erzeugt, sondern auch wirklich getrocknet, geglättet und jeder Bogen beschnitten und sogleich zum Gebrauche fertig hergestellt! Das Papier, welches durch eine so wunderbare Vereinigung des Verstandes mit der Kraft verfertigt wird, gewährt einen billigern Preis und zugleich eine höhere Vollkommenheit der Qualität als jenes, welches auf die frühere Weise durch menschliche Hände bereitet wurde. Wißbegierigen Lesern wird es nicht an Gelegenheit fehlen, sich durch den Augenschein von der Wahrheit des Gesagten hinreichend zu überzeugen.

---

32. Patente, Anzahl der im österreichischen Kaiserthum bewilligten.

Anzahl der vom Jahre 1811 bis zum Jahre 1820 einschließlich bewilligten Patente.

Jahr	Patente
1811	3
1812	2
1813	—
1814	3
1815	7
1816	3
1817	20 *)
1818	25
1819	20
1820	9
zusammen	92.

Anzahl der vom Jahre 1821 bis zum Jahre 1832 einschließlich bewilligten Patente.

Jahr	Patente
1821	109
1822	165
1823	204
1824	227
1825	209
1826	208
1827	154
1828	132
1829	140
1830	141
1831	99
1832	105
zusammen	1893.

Anzahl der vom Jahre 1833 bis einschließlich 1837 bewilligten Patente.

Jahr	Patente
1833	138
1834	147
1835	157
1836	180
1837	203
zusammen	825.

Uebersicht der in Frankreich und England vom Jahre 1811 bis zum Jahre 1835 einschließlich bewilligten Erfindungs-Patente.

Anzahl der bewilligten Erfindungs-Patente

	in Frankreich	in England, mit Ausschluß von Schottland u. Irland
Im Jahre 1811	67	115
— 1812	51	119
— 1813	105	143
— 1814	79	94
— 1815	77	99
— 1816	56	118
— 1817	152	98
— 1818	38	130
— 1819	103	101
— 1820	151	98
zusammen	879	1115

*) Nach Creirung der Handels- und Fabriken-Hofkommission.

		in Frankreich	in England, mit Ausschluß von Schottland u. Irland
—	1821	147	106
—	1822	134	115
—	1823	154	136
—	1824	164	180
—	1825	246	247
—	1826	214	130
—	1827	253	149
—	1828	298	159
—	1829	339	129
—	1830	263	178
—	1831	150	151
—	1832	200	153
	zusammen	2562	1833
—	1833	332	180
—	1834	425	207
—	1835	372	231
	zusammen	1129	618

Uebersicht der in den Jahren 1833, 1834 und 1835 in Oesterreich, Frankreich und England bewilligten Erfindungs-Patente im Vergleiche der betreffenden Volkszahl.

Länder	Bevölkerung nach der Zählung v. Jahre 1831	Jährliche Durchschnittszahl der Patente	Ein Patent auf Einw.
Oesterreich (mit Ausschluß von Ungarn u. Siebenbürgen)	21,237,000	144	147,479
Frankreich	32,501,000	376	86,598
England	13,895,000	206	67,449

Uebersicht der Durchschnittszahl der Patente, im Vergleich zu der betreffenden Volkszahl für die englische und französische Monarchie, dann für das Kaiserthum Oesterreich während dem Decennium 1825 bis 1834.

Länder	Bevölkerung im J. 1831	Durchschnittszahl der Patente	Ein Patent auf Einw.
Engl. Monarchie	24,407,000	238	102,549
Franz. Monarchie	32,561,000	272	119,710
Oesterr. Kaiserthum	34,384,000	147	233,901

(Wien. Ztg.)

Nach authentischen Dokumenten war die Ertheilung von Patenten für Erfindungen und Verbesserungen in Frankreich vom 1. Juli 1791 an, wo das Gesetz über die Patente zuerst in Wirksamkeit trat, bis auf die neueste Zeit folgende. Unter der konstitutionellen Monarchie wurden 67 Patente bewilligt, unter der Republik (in 14 Jahren) 301, unter dem Kaiserreich (in 8 Jahren) 606, unter der Restauration (in 16 Jahren) 3383, unter der Juliusmonarchie bis zum 1. Jänner 1837 3018; zusammen also 7375.

---

33. **Rauch zu verbrennen.** — Die Kohle ist vielleicht das größte Geschenk, das England der Natur zu danken hat, aber der Rauch, den diese erzeugt, ist auch eines seiner größten Uebel. Durch diese unglückliche Eigenschaft ist England von einem Ende bis zum andern von Ruß geschwärzt. Die Städte sind ungeheure Oefen, über die ein schwarzer Himmel von Rauch ausgespannt ist, die Dörfer erfüllen den Luftkreis mit erstickenden Dämpfen auf Meilen in die Runde. Alle sind durch ihre vielen Fabriken immer rauchende Vulkane — ohne jedoch das Pitoreske eines Vulkans zu bieten — die schädlichere Qualme fortwährend speien als der Vesuv, und zwar durch eine tägliche Verschwendung, die hinreichen würde, ein Lehengut anzukaufen. Da aber London vielleicht schon im Verlaufe weniger Jahre seine ungeheuern Arme auszuspreiten gedenkt, um auf der einen Seite Bristol, auf der andern Edinburgh zu erreichen, so wird bald die ganze Oberfläche der Erde unter der unermeßlichen Gebäudemasse verschwinden, und die Zahl der die Luft mit Rauch erfüllenden Essen bis ins Endlose vermehrt werden. Ein grünes Feld wird dadurch ein Gegenstand werden, von dem nur die Geschichte wird erzählen können, und von dem Anblick des blauen Himmels wird kaum im Gedächtniß des ältesten Gentlemans eine dunkle Erinnerung übrig bleiben. England muß dann von einer Küste bis zur andern mit einer nirgends unterbrochenen schwarzen Rauchwolke bedeckt werden. Schon wie die Sachen jetzt stehen, müssen durch diesen unerträglichen Umstand alle Farben abstehen und alle öffentlichen Werke verunstaltet werden. Die edelsten architektonischen Schöpfungen sind in einer Woche mit dickem Ruß belegt; der reinste parische Marmor nimmt die Farbe des Bimssteins an; alle Statuen sind schwarz wie Erebus. Indessen ist nichts weniger zweifelhaft, als daß der Rauch nicht sowohl der Kohle, als unserer trägen Stumpfsinnigkeit zuzuschreiben sei. Wir können ihn unmöglich machen, sobald wir wollen, ja wir können ihn in Hitze verwandeln, und so die Kraft unseres Feuers steigern, indem wir zugleich unsere Atmosphäre von einem Uebelstand befreien, der uns das Sonnenlicht absperrt und unsere Lungen den schädlichsten Einwirkungen bloßstellt. Das vollkommene Verbrennen der brennbaren Substanz hängt ab von der Vereinigung zweier Umstände. Es muß eine hinlängliche Quantität reiner Luft da sein, um immerwährend Oxygen an das Feuer abgeben zu können, dann muß die Hitze bis auf einen gewissen Grad gebracht werden, deren Höhe und Stetigkeit alle verbrennbaren Theilchen mit jenem Oxygen in nahe, durchdringende Verbindung bringen kann. Diese Bedingungen sind unerläßlich nothwendig, sonst kommt das Verbrennen der Brennmaterialien nur theilweise zu Stande, und in diesen Fällen ist es höchst selten der Mangel an Oxygen, der das vollständige Verbrennen hindert, sondern fast immer ist es der zu niedere Grad der Hitze, wegen welchem nicht alle Elemente des brennbaren Stoffes verzehrt werden können, was dann den Rauch erzeugt. Dieß geschieht nämlich auf folgende Weise: Wenn wir das Feuer aufmerksam betrachten, so werden wir darin selbst nie einen Rauch gewahren, weil die Temperatur in demselben zu hoch ist, um Rauch zu erzeugen; an der Spitze der Flamme aber, wo noch unverzehrte, aber bereits verkohlte Ele-

mente mit der kalten atmosphärischen Luft in Berührung kommen, dort erscheint der Rauch, weil hier die Temperatur weit unter den Punkt herabgekommen, auf welchem eine vollständige Verbrennung statt finden kann, und die Folge davon ist, daß der hier gegenwärtige Grad der Hitze wohl noch die in den Bereich des Feuers gerathenen Atome verkohlen kann, aber nicht mehr hoch genug ist, sie mit lichterloher Flamme aufzuzehren, das heißt mit andern Worten: der Rauch ist eine gewisse Quantität brennbaren Stoffes der Kohle, der durch Aufdampfung verloren geht, anstatt durch die Flammen zu verbrennen. Nun hat Herr M. Coad ein Patent auf eine Erfindung erhalten, die darin besteht, daß man durch eine gewisse Vorrichtung diesem Rauch jenen Grad der Hitze mittheilt, der zu seiner vollkommenen Verbrennung nöthig ist, was er auf eine sehr einfache, aber auch sehr sinnreiche Weise bewerkstelligt. Er verfertigte einen Apparat, der aus einer Reihe Röhren besteht, die so eingerichtet sind, daß auf ihre breiteste Fläche die Hitze einwirken kann, und da ihre verschiedenen Enden entweder mit der äußern Luft communiciren, oder in einen Schlitz im Roste münden, so erhöht die erste Hitze des Feuers die Temperatur der Luft in den Röhren auf einen solchen Grad, daß dadurch in den Röhren ein lebhafter Zug, und zwar von erhitzter Luft entsteht, welche gerade in dem Augenblick aus der Mündung im Roste in Flammen übergeht, in welchem sich der Rauch gebildet hätte; die dreifache Folge hievon ist: daß dieser Disposition dadurch zuvorgekommen wird, daß Wärme und Hitze eben dadurch zunehmen und daß alle Elemente des sich zu bildenden Rauches vom Feuer verzehrt werden.

(Oesterr. Gesundheitsztg. 1838.)

34. Rettungsschiff. — Herr Joseph Francis Tolly, Marine-Ingenieur zu New-York in Nordamerika, hat für Kapitän Holding, Kapitän des Liverpooler Packetbootes United-States, ein Rettungsdampfboot von 28 Fuß Länge und 5 1/2 Fuß Breite gebaut. Im Innern befinden sich 14 Behälter, jeder 13 Fuß lang und 52 Kubikfuß Hydrogengas enthaltend. An den Seitenwänden befinden sich 20 starke befestigte Taue, an denen sich wenigstens 100 Personen festhalten und retten können. Die gemachten Versuche mit dem Schiffe des Herrn Tolly haben gezeigt, daß dasselbe selbst dann, wenn es ganz mit Wasser angefüllt ist, noch 400 Centner Eisen tragen könne, ohne unterzusinken, und demnach alle bis auf diesen Tag gebauten Rettungsschiffe übertreffe.

(Der Adler 1838.)

35. Schreibtisch. — Herr Sopwith hat eine neue Art großer Sekretäre und Schreibtische erfunden. Der große Zeitverlust, der sich für Personen in weitläufigen Geschäftsverhältnissen aus der Schwierigkeit ergibt, zahlreiche Papierbündel zu ordnen und stets bei der Hand zu haben, führte ihn auf die Einrichtung eines Schreibtisches von neuer Art. Die Hauptsache ist, daß durch die Eröffnung eines einzigen Schlosses sämmtliche Schubladen und Abtheilungen sich öffnen. Diese sind so vertheilt, daß man Alles erreichen kann, ohne vom Sitze aufzustehen Durch eine einzige Springfeder ist Alles wieder geschlossen. Ohne Aufrisse und Durchschnitte läßt sich diese sinnreiche Einrichtung nicht gehörig deutlich machen, aber Alle, welche sie sahen, drückten einstimmig ihre Bewunderung darüber aus. Ein Umstand ist namentlich bemerkenswerth. In dem Kasten ist eine Stelle, wo alle Schlüssel aufgehängt werden; wird nun ein Schlüssel herausgenommen, so fällt ein kleiner eiserner Bolzen herab und bleibt an der Stelle des Schlüssels bis dieser wieder angehängt wird. Dieser Bolzen verhindert auch das Schließen des Kastens. Vergießt man also, den Schlüssel wieder an Ort und Stelle zu hängen, so wird man im Augenblick daran erinnert, weil man den Kasten nicht schließen kann.

36. Shawls. — Dieser so schöne Artikel, welcher durch seine Erzeugung vielen tausend Menschen Erwerb gibt, erhielt seine Entstehung zu Anfang des 18. Jahrhunderts durch die persischen und arabischen Frauen und wurde von denselben so ziemlich fein, jedoch in dem ganz eigenen, von allen übrigen Fabrikaten entfernten Geschmacke sehr mühsam erzeugt, weil man damals für diesen Artikel noch keine andere Vorrichtung kannte, als die sogenannte Gaze-Klöppelei. Diese ganze Vorrichtung bestand in einem großen hölzernen Rahmen, über welchen man die Kettenfaden, so viele man für die Breite des Shawls benöthigte, und in der Länge immer nur für ein Stück, an einen Stab knüpfte, und am Ende mehre zusammen mit einem leichten Gewicht belastete. Nach diesem wurden die Kettenfaden, des leichtern Spattirens wegen, mit einem schweren Stabe getheilt, durch welchen auch der Anschlag des Gewebes bewirkt wurde. Nun saßen oder standen diese Damen an diesen Rahmen (das Dessin vor sich habend, so wie heut zu Tage bei der Gaze-Stickerei) und webten jede Figur oder Grundtheil mit eigends dazu gemachten Klöppeln, auf welchen das Gespinnst aufgewickelt war; allein, es mußte mit dem höchsten Fleiße gearbeitet werden, um ein Shawltuch 8/4 breit und lang und mit zweifarbigen Figuren binnen 9 oder 10 Monaten zu verfertigen, daher auch des leichteren Webens wegen alle gewöhnlichen Dessins in dem ganz eigenen Geschmacke steif gezeichnet und streifenartig schattirt waren. Von diesem Artikel, von welchem man früher in Europa gar nichts wußte,

kamen im vorigen Jahrhundert nur einzelne Stücke als außerordentliche Präsente an die höchsten Herrschaften; im Jahre 1803 wurde aber schon ein förmlicher Schleichhandel damit getrieben, wobei nicht selten ein 8/4 breites Tuch, welches nichts als eine zwei Zoll breite Bordure und in Empleen ganz kleine Bouquetchen hatte, um 2 bis 3000 fl. und auch noch theurer verkauft wurde. Da man nun sah, daß die Damen diesen Artikel, welchen sie 20 Jahre früher kaum zu Fußteppichen gewürdigt hatten, jetzt mit einer Art von Wuth und um jeden Preis zu kaufen suchten, so machten einige Wiener Fabrikanten verschiedene Versuche, diesen Artikel, zwar in demselben Geschmack, jedoch viel billiger zu erzeugen, indem sie nicht jeden Figurtheil einzeln, sondern ganze Partien mitsammen mit Labetin broschirten; aber alle diese Versuche geriethen wieder in Verfall, weil damals die persischen wirklich schöner und — persisch waren. In den Jahren 1805 — 7 aber traten abermals einige Fabrikanten, welche sich durch frühere Versuche nicht abschrecken ließen, mit diesem Fabrikate hervor, wobei sich ganz besonders die Herren Griller, Hornbostel, Herman ꝛc. auszeichneten, indem sie nicht nur den Stoff, sondern auch den Geschmack sehr verfeinerten, und im Jahre 1811 trieb Herr Pertolli diesen Artikel, sowohl an Feinheit des Stoffes als auch an Geschmack in Hinsicht der Dessins, auf die höchste Stufe, von welcher alsbald mit Riesenschritten wieder zurückgegangen wurde, wodurch dieser Artikel beinahe ganz in Verfall gerieth, bis dann im Jahre 1814 die Herren Mayer Anton, Wolf Joseph, Schaller Lorenz, Blümel Joh. und zwei Jahre später Herr Heinze Jos. u. a. m. aus diesem Artikel ein allgemeines, solides Fabrikat, welches sowohl dem Geschmacke, als auch der Preiswürdigkeit entsprach, erzeugten. Von jetzt an wurde dieser Wiener Artikel außerordentlich schnell durch ganz Europa, besonders nach Norden, verbreitet, und erhielt einen so starken Absatz, daß nahe an 2000 Tücher und Shawls, welche alle Wochen verfertigt wurden, nicht hinreichend waren, den Bedarf zu befriedigen. Im Jahre 1818 aber griff der so sehr berühmte Ternaur in Paris mit seiner ganzen Kraft zu diesem Fabrikate, welcher durch seine pitoresken Ideen diesen Artikel in den höchsten Schwung brachte. Ein paar Jahre später haben auch einige englische Fabrikanten diesen Erwerbszweig ergriffen und im ersten Augenblick mit ihren Erzeugnissen besonders imponirt, konnten aber wegen Mangel an Ideen und Preiswürdigkeit mit Wien und Lyon nicht lange konkurriren, und von da an bis heute blieb dieser Zweig der Manufaktur ausschließend für die zwei letztgenannten Städte, außer welchen kaum denkbar ist, daß sich in irgend einer andern Provinz Jemand mit diesem Erzeugniß befassen wird, weil man, um diesen Artikel mit Vortheil zu erzeugen, von zu vielen Nebensachen abhängt. In diesem Artikel hat man es bis jetzt in Hinsicht der schnellen Erzeugung in Wien so weit gebracht, daß man es kaum mehr weiter bringen kann, daher auch der Wiener Fabrikant jedem andern die Konkurrenz streitig macht, und selbst die allerbilligste Waare ist geschmackvoll; auch ist in der Vorrichtung schon Alles aufgeboten, um den Stuhl sehr leicht bearbeiten und mit wenig Kosten herstellen zu können.

(Allg. polyt. und Handlungs-Ztg. 1839.)

Die Wiener Shawls und Shawltücher halten bei gleichen Graden der Schönheit den Vergleich in Ansehung des Preises mit jedem fremden Fabrikate aus und kommen daher auch in beträchtlichen Quantitäten auf die Leipziger Messen, wo sehr große Geschäfte damit gemacht werden. Die Feinheit und Tüchtigkeit des Gewebes und die Schönheit der Zeichnung haben den Wiener Fabrikaten dieser Art bereits den Vorzug vor jenen der Franzosen und Engländer gegeben, nur allein hinsichtlich der Farben möchten letztere noch überlegen sein. Seit einigen Jahren verwebt man hier viele sächsische und englische Kämmgarne und verschickt die Gewebe größtentheils wieder über die Grenze. Um die Erzeugung sowohl als den Verkehr von Shawlwaaren hat sich der Wiener Handelsmann Rud. Arthaber, Chef des Handlungshauses Jos. Arthaber, besonders verdient gemacht; er bezieht seit mehren Jahren die Leipziger Messe, woselbst er in diesen Waaren sehr beträchtliche Geschäfte macht; so ist auch das Wiener Lager dieses Handlungshauses stets sehr reichhaltig mit den geschmackvollsten Artikeln dieser Art versehen; zugleich hat es seit 1830 den ausschließenden Verkauf für die österr. Monarchie der Erzeugnisse des vereinigten Kämmgarn-Komptoirs in Gotha. Rud. Arthaber hat für drei nach einander folgende Jahre eine jährliche Preissumme von 90 Dukaten in Gold für Shawl-Manufakturzeichner in der Art ausgesetzt, daß jedes halbe Jahr, und zwar im April und Oktober, für die bestgelungene Zeichnung von neuen Shawlmustern nach bestimmter Angabe zwei Preise, einer von 30 Dukaten in Gold und einer von 15 Dukaten in Gold, vertheilt werden. Die Preiswerber haben ihre Zeichnungen der Direktion des k. k. polytechn. Instituts einzureichen. Unter den Shawlfabrikanten Wiens sind die vorzüglichsten: Joseph Zeisel, vormals Blümel (Schottenfeld, Feldgasse Nr. 322); Franz Blümel (Neubau Nr. 303); Joseph Burde (Gumpendorf, Schmiedgasse Nr. 108); Anton Effenberger (Windmühl, Schmiedgasse Nr. 78); Joh. Friepeß (Windmühl, Schmiedgasse Nr. 97); Karl Heilnberg (Schottenfeld, Kaiserstraße Nr. 13); Joh. Keil (Gumpendorf, Marchettigasse Nr. 65); Fl. Maschke (Windmühl, Schmiedgasse Nr. 103); Wilh. Reinhold (Schottenfeld,

Kaiserstraße Nr. 3); Lor. Schaller (Windmühl, kleine Steingasse Nr. 94); Math. Schattauer (Mariahilferstraße Nr. 330); Franz Sonntag (Windmühl, Schmiedgasse Nr. 108); Thomas Stephan (Schottenfeld, Kaiserstraße Nr. 3); Johann Swoboda (Gumpendorf, Marchettigasse Nr. 68); Franz Thanel (Gumpendorf, Marchettigasse Nr. 65); u. a. m.

---

37. Sprachröhre, an den Kutschen angebracht. — Jedermann weiß, wie schwierig und unangenehm es für die in Kutschen Fahrenden ist, mit dem Kutscher zu sprechen und ihm ihre Befehle zu ertheilen. Von allen den Zeichen und Kommunikationsmitteln, deren man sich zu dem fraglichen Zwecke bediente, war noch das gebräuchlichste eine Schnur, welche vom Innern des Wagens aus an den Arm des Kutschers lief, und an der man zog, wenn man dem Kutscher etwas sagen wollte. Herr Charrière, der berühmte Fabrikant chirurgischer Instrumente in Paris, hat nun dieses einfache Mittel wesentlich verbessert. Er wendet nämlich statt der einfachen Schnur eine hohle, elastische, innen mit Kautschuk ausgekleidete Röhre an, welche sich im Wagen in eine Art von Trichter endigt, während sich an dem äußern Ende ein hornartiges Stück befindet, welches an das Ohr angelegt werden kann. Der Kutscher schlingt diese Röhre an den Arm; soll ihm etwas gesagt werden, so macht man ihn zuerst durch einen Zug an der elastischen Röhre aufmerksam, und hat er auf diesen Wink das Röhrenende an sein Ohr geführt, so spricht man in die Röhre wie in ein Sprachrohr hinein. Der Kutscher vernimmt in aller Stille, selbst ohne daß die im Wagen sitzenden Personen es merken, den Befehl über den einzuschlagenden Weg. Dasselbe Mittel hat man jetzt auch bei den Taucherglocken angewendet, so daß das Sprechen zwischen den Matrosen im Kahn und dem Taucher im Wasser ohne die geringste Mühe sich bewerkstelligt. (Fr. Bl.)

---

38. Jakob Mendels Brillanten-Tableaux. — Herr Jakob Mendel hat aus Anlaß der feierlichen Krönung Sr. Majestät des Kaisers in der lombardischen Hauptstadt zwei Tableaux verfertigt, und dieselben bei seiner Durchreise durch Wien im November 1838 daselbst öffentlich zur Besichtigung aufgestellt. Beide Tableaux, in einer Höhe von 2 1/2 Wiener Ellen und einer Breite von einer Elle, sind durchaus aus den schönsten und reinsten Brillanten, kostbaren Edelsteinen und den seltensten Perlen gebildet. Die Höhe der Namenszüge beider k. k. Majestäten, ganz aus feurigen Brillanten dargestellt, beträgt eine halbe Wiener Elle. Alle einzelnen Gegenstände, als die Allerhöchste Kaiserkrone, sind aufs Genaueste nachgebildet und so trefflich ausgeführt, daß abgesehen von der Theilnahme, welche sowohl die erhabenen Gegenstände an sich, als der Reichthum des Materials erwecken, diese beiden Pracht-Tableaux allgemeines Interesse gewähren. (Wien. Ztg. 19. Nov. 1838.)

---

39. Taschentuch. — In Plymouth hat ein Herr Cornelius ein Taschentuch für die Königin Viktoria vollendet. Es ist vom feinsten französischen Battist, das englische Wappen in reicher und künstlicher Stickerei darauf angebracht, und auch der Rand mit Blumen und Laubwerk von der feinsten Stickerei verziert. Dieses Meisterwerk von Geduld und Geschicklichkeit hat 8 Monate Zeit erfordert und wird auf 500 Guineen (beinahe 5000 fl. C. M.) geschätzt. (Theaterztg. 1838.)

---

40. Tau. — In der Seilfabrik des Herrn Haggie zu Gateshead in London wird gegenwärtig das größte bis jetzt existirende Tau verfertigt; es soll nämlich bei 3 engl. Meilen (2547 Wien. Klafter) lang werden. (Theatztg. 1838.)

---

41. Tuchabfälle zu verwenden. — Nicht bloß hinsichts der Wollabfälle werden die weggeworfenen Lumpen wichtig, sondern auch hinsichts der Farbe. Man gewinnt in Rouen aus alten blaugefärbten wollenen Lumpen den Indigo wieder, indem man dieselben in Aetzlauge kocht, wodurch die Wolle zu einer zum Walken zu brauchenden Seife wird und den Indigo zurückläßt. Aus wollenen Lumpen macht man in der Nähe von Leeds in England Tuch im Großen. Die Lumpen werden durch Maschinen in Hadern verwandelt, mit frischer Wolle versetzt und auf die gewöhnliche Art verarbeitet. Das Tuch ist weniger dauerhaft, aber es wurden im Jahre 1834 5 Millionen Pfund Hadern aus Deutschland ausgeführt. (M. s. Jahrg. 1836, S. 380.)

---

42. Ein neuer Reisewagen. — Dieß Meisterstück eines Wagenmachers zu London, das im Frühling 1838 einige Wochen aufgestellt gewesen, verdient wohl näher beschrieben zu werden. Der Wagen ist 9 Fuß breit und 25 Fuß lang. Er besteht aus zwei neben einander befindlichen Zimmern und mehren andern zur Bequemlichkeit nothwendigen Gegenständen. Das größte der beiden Zimmer ist sehr zierlich eingerichtet. Es befinden sich darin 4 Betten, je zwei übereinander in Form von Kommoden, Stühle, Sopha, ein Ofen, Spiegel, Tische, überhaupt Alles, was zur Meublirung eines Wohnzimmers gehört. Das ganze bewegliche Gebäude hat sieben Fenster und ruht auf vier starken Rädern, womit, wie mit den übrigen Zu-

gehörungen es etwa 20 Centner wiegt. Der Kutschkasten ist so hoch, daß die darin Befindlichen von Personen zu Fuß oder zu Pferde nicht gesehen werden können.

Zu Philadelphia wird für den Dienst zwischen Washington und Bordentown die größte Deligence gebaut, die es auf der Welt gibt. Sie besteht aus zwei über einander befindlichen Kutschenkasten, deren jeder 7 Sitze für 4 Personen hat. Beide Kasten haben zusammen 13 Fuß Länge, 5 Fuß Breite und 10 Fuß Höhe; zu deren Bespannung sind 12 Pferde, welche von zwei Postillons und einem Kutscher gelenkt werden, bestimmt. Man erzählt ferner von einem Wagenfabrikanten zu Utika, der für die Eisenbahn zwischen Utika und Syrakus in den Vereinigten Staaten eine Art von wanderndem Dorfe, welches durch zwei Lokomotive in Bewegung gesetzt wird, erbauen soll!

Einen Chamäleonwagen hat Herr Joseph Moser in Wien (am Schottenfeld, Nro. 293) erfunden. Es ist dieß eine Wagengattung, welche (wie das Thier, von dem sie den Namen haben, seine Farbe) ihre Gestalt im Augenblick zu verändern vermag. Durch einen äußerst einfachen Mechanismus, der selbst unter dem sanften Drucke eines zarten Damenhändchens zu wirken im Stande ist, wird aus einem solchen viersitzigen Wagen ein zweisitziger Bastard-, oder wohl gar ein bequemer Staats- oder Reisewagen wie durch einen Zauberschlag hergestellt. Alle diese Vorrichtungen vereinen sich in einer geschmackvollen, den fashionabelsten Anforderungen entsprechenden Form und können auch nach Belieben einzeln und an jeder andern Art von Wagen angebracht werden; überdieß sind die dazu verfertigten Gestelle besonders leicht und klug gebaut, und eine neue Art von Federn geben dem ganzen Unternehmen einen beträchtlichen Schwung, wobei die Käufer sowohl als der Erzeuger gut fahren mögen. — Wir müssen übrigens die Frage um die Dauer des Mechanismus billig an die Erfahrung verweisen.

(Oesterr. Zuschauer 1838.)

In der zweiten Gewerbsprodukten-Ausstellung in Wien hat man zwei Wagen dieser Art allgemein bewundert. Wenn wir nicht irren, hat Herr Moser den Preis eines solchen Wagens auf 1100 fl. C. M. angegeben.

---

43. Waschanstalt. — Die Leichtigkeit, stets Wasser in so großer Menge, als man nur immer wünschen kann, zur Hand zu haben, bewirkt, daß in England die Reinigung der Wäsche im Innern der Häuser statt findet. Nirgends sieht man die Waschanstalten auf Böden, oder am Ufer der Flüsse, wie in Frankreich. In ganz Großbritannien besteht aber keine Anstalt, die jener in Glasgow ähnlich wäre. Das Waschhaus von Glasgow, eine große Anstalt von ungefähr 180 Fuß Länge und 100 Fuß Breite, ist folgendermaßen eingetheilt: 20 Fuß an dem einen Ende sind für die Wohnung derjenigen Person bestimmt, welche die Anstalt leitet; ein 20 Fuß breiter Hof erstreckt sich dahinter und dient zur Aufnahme der für das Waschhaus nöthigen Steinkohlenvorräthe. Zwischen diesem Hofe und der Wohnung des Direktors, die im rechten Winkel zusammenstoßen, liegen zwei Höfe, jeder von 80 Quadratfuß. Rings um diese beiden Höfe liegen kleine Häuschen von ungefähr 20 bis 25 Fuß Breite, von leichten Säulen getragen. In jedem dieser Höfe sind Kessel für das Laugenwasser an der Mauer des kleinen Hinterhofes angebracht, wo sich die Oeffnung der Oefen befindet, welche die Lauge sieden. In Ermangelung von Holzasche besteht diese Lauge ausschließlich aus Wasser von Sodakraut. Dieß wird von der Anstalt an die Wäscherinen verkauft, und diese holen sich nun das nöthige reine Wasser aus den in jedem der Haupthöfe befindlichen Pumpen. Die Anstalt liefert ihnen ferner noch eine Bank mit einer Wanne, und in dieser seifen sie die Wäsche ein, nicht um sie, wie in Frankreich, zu klopfen, sondern mit nackten Füßen zu treten. Jede Wäscherin zahlt für einmalige Benutzung 6 Pence, wofür sie die zum Waschen nöthige Bank und den Kübel erhält. Die Anstalt kann 20 Wäscherinen zu gleicher Zeit aufnehmen, und ihre jährlichen allgemeinen Kosten belaufen sich ungefähr auf 220 Pfund Sterling (2068 fl. C. M.) (Bran's Miszellen 1838.)

---

44. Weberei. — Der Baumwollen-Fabrikant F. A. Möckel in Hirschberg, in Schlesien, hat im Gebiete der bunten Damastweberei eine Erfindung gemacht, vermöge welcher bei der Jacquard'schen Maschine die 9 Tritte, welche bekanntlich wie ein Orgelpedal zu behandeln sind, auf einen reduzirt und statt der frühern Pappmuster eiserne Formen angelegt werden, welche mit der dazu gehörigen Maschinerie das Dessin auf der Waare erzeugen. Dadurch sollen mit geringern Kosten und bei geringerer Anstrengung des Webers in kürzerer Zeit die feinsten Muster und selbst die kleinsten Schriftarten mit Sauberkeit ausgeführt werden können.

(Pr. Staatsztg.)

Fortschritte des Fabrikwesens — Eigenthümliche Entwickelung der Industrie — Beschreibung ausgezeichneter Fabriken und Gewerbs-Etablissements.

Umfassendere Schilderungen von ausgezeichneten Fabriken brachte der Wanderer oder Pilger in den Jhrg. 1837 und 1839, und zwar im Jahrg. 1837, S. 321: Johann Heinrich Offermanns Feintuchfabrik in Brünn; — im Jahrg. 1839, S. 259: Die Maschinenfabrik des Herrn A. Luz bei Brünn; S. 261: Die Stecknadelfabrik der Madame Reineker in Köln; S. 264: Baumwollspinnerei des Herrn Orell zu Stockport in Lancashire (England).

1. Das Fabrikwesen in Vorarlberg, besonders in dem großen Markte Dornbirn. — Dornbirn, das im Jahre 1837 über 7300 Pfarrgehörige zählte, hatte in ältern Zeiten ziemlich viele Alpenweiden und Waldungen im Gebirge, dagegen verhältnißmäßig wenig Aecker zu seiner damaligen Bevölkerung von etwa 3000 Einwohnern. Das Flachland wurde als Gemeindegut nur zum gemeinsamen Viehaustriebe benützt. Die Einwohner nährten sich vorzüglich von Viehzucht, Holzarbeiten und vom Handel mit Holz und Holzwaaren, ja mit hölzernen Häusern, andere wanderten als Maurer und Zimmerleute ꝛc. nach der nahen Schweiz und in das Elsaß im Sommer aus, um von ihrem Erwerb im Winter zu Hause zu leben, endlich lebten noch Viele vom Spinnen des selbst erzeugten oder auch von außen erkauften Flachses. Im 17. Jahrhundert wurde ein Schneller Garn von 3340 Wien. Fuß Länge noch um 2 1/2 Kreuzer verkauft. Da das Material schon wesentlich kostete, so kann man auf die Unbeträchtlichkeit des damaligen Verdienstes bei dieser Beschäftigung, an der zur Winterszeit Männer und Weiber Theil nahmen, schließen, und wird denselben noch ungenügender finden, wenn man berücksichtigt, daß selbst der geübteste Spinner vom frühesten Morgen bis in den späten Abend nicht völlig drei Schneller erzeugen konnte. Im Anfang des 18. Jahrhunderts fingen einige Dornbirner, die durch Holzhandel mit Schweizer Fabrikanten bekannt wurden, an, von diesen Baumwolle zu nehmen, die sie um einen bestimmten Lohn gesponnen wieder zurück lieferten (fergten). Da dieß nun mehr Verdienst gab, so nahm das Flachsspinnen ab, und das Baumwollspinnen wurde nicht nur in Dornbirn fast allgemein, sondern verbreitete sich in Bregenzerwalde und in den benachbarten Dörfern Vorarlbergs. Bei diesem Lohnspinnen in die Schweiz blieb es, bis während der Regierung Josephs II. zur Beförderung inländischer Industrie eine Zolllinie um die Erblande gezogen, die Einfuhr fremder Baumwollenfabrikate mit starken Zöllen belegt und den österreichischen Vorlanden eine Begünstigung von der Hälfte zugestanden wurde. Nun fingen in Dornbirn mehre an, auf eigene Rechnung Baumwolle zu kaufen, und setzten dann das Garn theils in Oesterreich, theils wieder in der Schweiz ab. Joseph Ruf und Adam Ulmer waren die Ersten, die dieses Geschäft ergriffen, welches bedeutenden Verdienst nach Vorarlberg brachte, bis die in England erfundene mechanische Baumwollspinnerei das von der Hand erzeugte Baumwollgarn immer entbehrlicher und so den Absatz in die Schweiz unvortheilhaft machte. Diese Verhältnisse bewogen mehre Unternehmer, das von der Hand erzeugte Garn selbst weben, die Baumwollstücke bleichen zu lassen, und sie nach Innerösterreich, vorzüglich nach Wien, zum Verkaufe zu bringen, wo diese Fabrikate theils von dort im Entstehen begriffenen Druckfabriken in Ebreichsdorf, theils von den Currenthändlern zu guten Preisen bezahlt wurden. Von daher verbreitete sich die Fabrikation dieser Waaren bald über den Bregenzerwald, den Allgau, Feldkirch, Bludenz, das Thal Montafon, kurz über das ganze Vorarlberg. Im Bregenzerwalde, besonders im äußern, fing man an das Sticken auf Mousselin (Tambouriren) zu betreiben und ganz feine Garne von der Hand zu spinnen, welche die Feinheit des englischen Garns von Nro. 120 erreichten. Für einen Strähn Garn, der jetzt nur auf einen Kreuzer zu stehen kommt, wurden 15 Kreuzer Spinnlohn bezahlt. Eine gute Stickerin konnte des Tages einen Gulden oder 50 Kreuzer in Reichswährung verdienen. Diese Arbeit wurde damals um so allgemeiner, je mehr der Lohn für das Spinnen wegen des englischen Garns sich verminderte. Das Spinnen ging jedoch noch immer fort, bis Vorarlberg durch den Preßburger Frieden (26. Dezember 1805) von Oesterreich an Baiern abgetreten wurde. Diese Katastrophe lähmte die Gewerbthätigkeit fast ganz. Mit Ausnahme von Dornbirn wurde nichts mehr fabrizirt. Zu Dornbirn verfertigte noch die einzige Handlung Herburger und Rhomberg Baumwollenwaaren in Verbindung mit einigen Druckfabrikanten von Augsburg, aber Alles aus englischem Garne. Die Weberei ward also im Lande fast einzig auf die Gemeinde Dornbirn beschränkt. Das Baumwollspinnen hörte ganz auf, und es blieb kein anderer industrieller Erwerb, als das Sticken auf Mousselin für Rechnung von Schweizer Häusern, das aber allgemein betrieben wurde und bei mäßigem Lohne dessenungeachtet viel bares Geld ins Land brachte. Im Jahre 1810 wurde von einem Drechsler in Brand, jenseits der Ill bei Bludenz, Namens Burtscher, an einer Schafwollspinn-Maschine, nach Art der Baumwollspinnereien, gearbeitet. Da es damit nicht gelingen wollte, so versuchte er die nämliche Maschine

auf Flachs anzuwenden. Der Advokat Dr. Bitschnau, in Bludenz, unterstützte ihn und wußte die Herren Anton und Lorenz Rhomberg, Chefs der Handlung Herburger und Rhomberg zu Dornbirn, in dieses Unternehmen zu ziehen. Nach vielen mißlungenen Versuchen, da die Maschine eigentlich nichts Anderes, als eine Drosselmaschine für stärkeres Baumwollgarn war, brachten sie endlich doch eine Vorrichtung zu Stande, daß der Flachs in seiner ganzen Länge auf diesen Maschinen zu einem für den gewöhnlichen Hausgebrauch dienlichen Garn gesponnen werden konnte. Die damalige königl. baierische Regierung hielt das Modell dieser Maschine für gelungen genug, um die Erfinder durch Auswechslung einer Summe von Staatspapieren zur Errichtung einer solchen Fabrik anzueifern. Die oben bezeichneten Unternehmer, Anton und Lorenz Rhomberg, errichteten solche auch wirklich und betrieben sie einige Zeit. Allein der Ausführung im Großen standen Hindernisse entgegen, die im Kleinen nicht genug in Anschlag gebracht worden waren, und das Unternehmen wurde, als nicht sehr vortheilhaft, wieder aufgegeben, wie dieß bei manchen andern gleichzeitigen Versuchen von Spinnerei-Vorrichtungen der Fall war. Doch die Unternehmer ruhten noch nicht, sondern associirten sich mit dem Mechaniker Michael Lenz, gebürtig zu Bildstein bei Bregenz, wodurch sie in den Stand gesetzt wurden, die erforderlichen Maschinen für ihre Fabrik herzustellen. Diese Fabrik war die erste und durch mehre Jahre auch die einzige in Tirol und Vorarlberg, die nach und nach auf ungefähr 7000 Spindeln ausgedehnt wurde. Als Vorarlberg nach dem Pariser Frieden 1814 an Oesterreich zurückkam, und bei der Reorganisirung des Mauthwesens in den Zollverband mit Oesterreich gezogen wurde, brachte dieß wieder neue Regsamkeit in die vaterländische Industrie. Bald wurde in Bludenz eine Baumwollspinnfabrik gegründet, bei welcher Johann Joseph Ganahl, Christian Getzner und ein Schweizer, der die Maschinen mitbrachte, betheiligt waren. Diese hatte circa 5000 Spindeln. Aehnliche kleinere Etablissements kamen dann auch bald zu Höchst, Hohenems, Götzis, Rankweil 2c. zu Stande. Baptist Salzmann errichtete zu Dornbirn 1826 eine zweite Spinnfabrik, sammt Appretur und Bleiche, woselbst auch die Appretur und Bleiche des Karl Ulmer schon zehn Jahre früher bestanden hatte. Aber erst seit etwa 1829 wurden die Spinnfabriken in Vorarlberg ins Große getrieben. Zuerst errichteten Escher von Zürich und der Engländer Kenedy im Jahre 1829 zu Feldkirch eine Fabrik auf Aktien mit beiläufig 13,000 Spindeln. Nach dieser baute Christian Getzner eine fast eben so große in Renzing, und J. J. Ganahl, dessen ehemaliger Associe, eine beinahe von derselben Größe bei Feldkirch. Eben so baute der k. k. Postmeister Wolf eine zu Bludenz mit ungefähr 4000 — Ganahl, Wohlwend und Komp. eine zu Frastanz mit etwa 4000 — Grasmayer von Feldkirch zu Frastanz eine mit etwa 3000 und Konrad Gysi eine eben solche zu Fussach mit beiläufig 3000 Spindeln. Im Jahre 1837 waren im Baue begriffen:

eine Spinnerei zu Kennelbach, an der Aach bei Bregenz, auf Aktien von Jenni und Schindler, mit circa 26,000 Spindeln,

eine Spinnerei zu Thüringen (im k. k. Landgericht Bludenz) auf Aktien von Douglas und Komp., mit circa 12,000 Spindeln,

eine Spinnerei zu Bürs (jenseits der Ill bei Bludenz) von Christian Getzner, mit circa 16,000 Spindeln,

so daß in Vorarlberg bald 110,000 bis 120,000 Spindeln 80 Wiener Centner Baumwolle zu Garn an jedem Arbeitstage umschaffen werden. Auf 1000 Spindeln sind in jeder Fabrik 20 bis 22 Personen, meistens Kinder, und 5 bis 7 weibliche Personen in ihren Häusern mit Umhaspelung des Garns, dann noch eine große Zahl Leute als Zettler, Garnsieder, Färber, Ferger *) und Weber beschäftigt. Das Weben und Sticken der Baumwollenwaaren geschieht durch männliche oder weibliche Arbeiter, die in ihren Wohnungen für verschiedene Fabrikanten arbeiten. Mit Weben mögen sich in Vorarlberg (mit 96,300 Einwohnern auf 44 23/100 Quadratmeilen) nebst ihrer Landwirthschaft etwa 5000 Individuen beschäftigen. Die Zahl der Stickerinen läßt sich nicht so genau bestimmen. Obwohl die Anzahl der Letztern des geringern Lohnes wegen sehr abgenommen hat und noch abnimmt, so übersteigt sie die der Weber noch weit. Die Hauptfabrikanten, die sich mit Weberei befassen, sind: Herburger und Rhomberg, dann Baptist Salzmann in Dornbirn, — Getzner, Mutter und Comp. in Bludenz, — Jenni und Schindler in Hard, — Gebhard Fitz in Lustenau, — Jakob und Karl Schneider in Höchst, — Joseph Schwärzler in Schwarzach 2c., nebst einer Menge von Kleinfabrikanten. Mit Stickereiarbeiten fürs Inland befassen sich gegenwärtig vorzüglich: David Fußenegger zu Dornbirn, — Lutz, Johann Hofer, Xaver Fitz zu Lustenau, — Benzinger, Jakob und Karl Schneider zu Höchst. Ueberdieß bestehen in Vorarlberg noch folgende Fa-

*) Fergen heißt hin und her führen und schaffen. Es beschäftigen sich Mehre damit, daß sie den zu bearbeitenden Stoff, als Garn, Mousselinstücke zum Sticken von den Fabrikanten (ja sogar aus der Schweiz) holen, sie an die Arbeiter und Arbeiterinen vertheilen und dann verarbeitet (gestickt) zurückbringen, daher Ferger, und der Ertrag hieraus eigentlich Fergerlohn; vergl. Fähre, fahren; der Ferge, im Nibelungenlied V. 6138; Althochdeutsch heißt ferian rudern.

brikögewerbe: eine bedeutende Rothfärberei und Druckerei, die etwa 150 bis 200 Personen beschäftigt, von Jenni und Schindler in Hard, dann bedeutende Rothfärbereien und Druckereien von Johann Georg Ulmer in Dornbirn, von Getzner und Komp. in Feldkirch, von Elmer und Komp. in Sateins; — eine Türkischrothfärberei von Rhomberg und Müller in Gais bei Bludesch; — eine Fabrik von Tull anglaise von Ulmer zu Dornbirn, die erste Oesterreichs *); — mechanische Webereien von Ulmer in Dornbirn, — Getzner und Komp. in Nenzing, — Ganahl, Wohlwend und Komp. in Frastanz, — Jenni und Schindler in Mittelweierburg. Bleichen und Appreturen sind in Bludenz, Frastanz, Meiningen seit 150 Jahren, Dornbirn und Lauterach. — Metallgießereien bestehen folgende: Grasmayers Glockengießerei in Feldkirch, desselben Messing- und Eisengießerei zu Frastanz, die Eisengießerei des J. Rüsch in Dornbirn. Papierfabriken sind zwei: die Brielmayersche in Lauterach, nach älterer Art, und eine Maschinenpapierfabrik nach englischer Art, von Blum in Bludenz, die täglich mit wenigen Personen etwa 60 Rieß Papier erzeugt. Der Handel mit Baumwollenwaaren wird fast ausschließlich in das lombardisch-venetianische Königreich getrieben. Größere Fabrikanten haben in Mailand, Verona ꝛc. eigene Niederlagen oder Kommissionshäuser. Unter den wenigen Messen und Jahrmärkten, die von kleinern Fabrikanten nicht stark besucht werden, verdienen nur Botzen, Hall und Salzburg genannt zu werden. Ein Hauptausfuhrsprodukt sind auch die vorzüglich im weidereichen Bregenzerwalde (mit 14,900 Einwohnern) nach Schweizer Art erzeugten Käse, welche gegenwärtig großentheils im lombardisch-venetianischen Königreiche, dann auch in Oesterreich und Ungarn abgesetzt werden. Mit dem Käsehandel befassen sich dermalen im Bregenzerwalde namentlich: Joseph Metzler und Komp. zu Schwarzenberg, Jodok Kaufmann daselbst, die Gebrüder Bilgerei zu Büzau, Kaspar Ritter an der Egg, Jakob Moosbrugger zu Schnepfau, Anton Bergmann zu Rüfensberg. Außerdem wird alljährlich eine bedeutende Menge Vieh, besonders Ochsen, nach Italien ausgeführt. Vorarlberg, dessen Lage, besonders die Position von Feldkirch, für Oesterreich in militärischer Beziehung höchst wichtig ist, wird es auch in industrieller und merkantiler um so gewisser werden, denn rastloses Sichbewegen und unermüdete Thätigkeit treibt und spornt dort das lebensrege Volk zu nützlichen Unternehmungen, zum Erwerbe auf jede mögliche Weise, zu Erfindungen und Verbesserungen und deren Benützung.

(Joseph Bergmann im Oesterr. Zuschauer 1838, Nro. 52.)

*) Eine ausgezeichnete Tull anglaise-Fabrik besteht zu Lettowitz in Mähren, deren Schilderung der „Pilger oder Wanderer" im folgenden Jahrgange bringen wird.

2. **Die Uhren-Fabrikation in der Schweiz.** — Einer der bedeutendsten und interessantesten Zweige der Schweizer Industrie ist die Uhrenfabrikation. Sie wird in einer bedeutenden und immer noch zunehmenden Ausdehnung in den Gebirgsdistrikten von Neuschatel, in dem französischen Theile des Kantons Bern, in der Stadt Genf und deren Umgegend betrieben. Sie ist die Quelle des Reichthums und des Wohlstandes für viele Tausende der Bewohner geworden, welche in den selten besuchten Dörfern des Jura *) einen großen Theil der Genüsse des Lebens um sich gesammelt haben. Das Juragebirge ist die Wiege manchen Ruhmes in den mechanischen Künsten gewesen. Im Winter, der 6 bis 7 Monate anhält, sind die Bewohner in ihren Häusern gleichsam eingeschlossen, und sie beschäftigen sich dann mit Arbeiten, welche die größte Geschicklichkeit erfordern.

In den höher gelegenen Gegenden von Neuschatel werden jährlich ungefähr 120,000 Uhren verfertigt. In der Schweiz sind die ausgezeichnetsten französischen Uhrmacher geboren, und die Uhrenfabrikation steht in großem Ansehen. Die Uhrmacher meinen keine gewöhnlichen Handwerker zu sein, halten sich vielmehr für Künstler und lassen ihre Kinder nicht in die sogenannten niedrigen Stände heiraten. Schon im 17. Jahrhundert hatten einige Arbeiter hölzerne Uhren mit Gewichten nach dem Muster der Kirchenuhr gebaut, welche im Jahre 1630 in der Kirche von Locle aufgestellt wurde. Noch aber hatte man keine Idee davon, Uhren mit Federn zu machen. Erst zu Ende jenes Jahrhunderts brachte ein Bewohner dieser Berge von einer langen Reise eine Taschenuhr mit, von welcher man damals dort noch nichts wußte. Da seine Uhr ausgebessert werden mußte, trug er sie zu einem gewissen Richard, der für einen geschickten Arbeiter galt. Es gelang Richard, die Taschenuhr wieder in Gang zu bringen, und nachdem er den Mechanismus derselben genau beobachtet hatte, nahm er sich vor, selbst eine solche zu verfertigen. Nach vieler Mühe und durch große Ausdauer gelang es ihm endlich, aber freilich hatte er große Schwierigkeiten zu überwinden, da er alle verschiedenen Räder ꝛc. der Uhr selbst machen, ja sich verschiedene Werkzeuge erst verfertigen mußte, um besser arbeiten zu können. Das Gelingen dieses Unternehmens machte großes Aufsehen im Lande und reizte die Nacheiferung verschiedener geschickter Männer.

*) Bekanntlich ein Gebirge auf der Grenze der Schweiz und Frankreichs, 6 bis 10 Meilen breit und 40 Meilen lang.

Auf diese Weise wurde die Kunst der Taschenuhren-Fabrikation glücklich allmälich in den Bergen der Schweiz eingeführt, deren Bewohner bis dahin kein anderes Geschäft oder Handwerk getrieben hatten, als die, welche zu ihren täglichen Bedürfnissen durchaus nöthig waren, da ihre Zeit zum größten Theil durch die Bearbeitung eines undankbaren und unfruchtbaren Bodens in Anspruch genommen wurde. Die Bergbewohner mußten vor der Einführung des genannten Industriezweiges oft in den umliegenden Gegenden Arbeit während des Sommers suchen. Im Winter kamen sie dann zu ihren Familien zurück, und mit den Ersparnissen, die sie gemacht, bei geringen Bedürfnissen und mit dem Ertrag eines kleinen Landstückes konnten sie das Leben mit genauer Noth durchbringen. In den ersten 40 bis 50 Jahren wurden nur wenige Arbeiter bei der Uhrenfabrikation beschäftigt, und wegen den zahllosen Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hatten, wegen der langen Zeit, die bei dem Mangel passender Werkzeuge auf die Arbeit verwendet werden mußte, und weil es an gutem Material fehlte, waren die Produkte wie der Gewinn sehr unbedeutend. Endlich fingen sie an, die Artikel, welche sie bedurften, von Genf und später von England zu beziehen, obgleich viele Arbeiter dieselben selbst verfertigten, weil sie dieselben zu hoch bezahlen mußten. Endlich gelang es ihrer Ausdauer, die Werkzeuge nicht bloß eben so gut als die ausländischen herzustellen, sie erfanden auch bessere, bis dahin unbekannte. Erst vor 80 oder 90 Jahren fingen einige Kaufleute an, Uhren zusammenzukaufen, um sie auf fremden Märkten wieder zu verkaufen. Das Glück, das sie damit machten, veranlaßte und ermuthigte die Leute, sich noch fleißiger mit der Verfertigung solcher so leicht verkäuflicher Waare zu beschäftigen, so daß in manchen Gegenden alle Bewohner sich jetzt mit der Uhrenfabrikation abgeben. Von dieser Zeit her schreibt sich auch die Umwandlung, welche in Neufchatel vorgegangen ist, wo man trotz dem unfruchtbaren Boden und dem rauhen Klima überall schöne und gut gebaute Dörfer sieht, die durch gute Straßen mit einander verbunden sind, und in denen, wenn nicht reiche, doch glückliche und meist wohlhabende, fleißige Menschen wohnen. Die Zahl der Taschenuhren, welche jährlich in diesem Kanton verfertigt werden, mag 100,000 bis 120,000 Stück betragen, worunter 25,000 goldene, die übrigen silberne sind. Nimmt man die ersten im Durchschnitt zu 150 und die andern zu 20 Franks an, so repräsentiren sie ein Kapital von fast 7 Millionen, ungerechnet die Wanduhren und die Uhrmacherwerkzeuge, mit denen auch ein sehr bedeutender Handel getrieben wird. Die Verfertigung der Repetiruhren führte auf einen andern Industriezweig, musikalische Töne mit dem Uhrwerk in Verbindung zu bringen, und es werden nun Spielringe, Spielspiegel, Spieluhren, Spieldosen in bedeutender Menge verfertigt und verkauft. Im Anfang waren diese Gegenstände ziemlich theuer, die Uebung hat aber die Arbeit leichter und die Waare wohlfeiler gemacht, so daß sie jetzt einen großen Markt finden. Selbst nach England, wo die Uhrmacherkunst einen so hohen Grad der Vollendung erreicht hat, werden aus Genf und Neufchatel jährlich 8 bis 10,000 Taschenuhren im Durchschnittspreise von 70 Thalern eingeführt, besonders flache Cylinderuhren, die jetzt so gesucht sind, und welche die Schweizer so wohlfeil herzustellen vermögen, wie es die Engländer nicht im Stande sind. Die englischen Uhren sind dagegen im Baue weit solider und mehr für den wirklichen Gebrauch geeignet, auch in Ländern, wo es keine guten Uhrmacher gibt, während die Schweizer Uhren sehr schonend behandelt werden müssen und ihr Gang leicht ins Stocken geräth.

---

3. Die Manufaktur der Gobelins in Paris. — Im 15. Jahrhundert errichtete an dem Orte, wo sich diese gegenwärtig befindet, ein unternehmender Mann, Namens Gobelin, eine Manufaktur, in welcher Teppiche und Tapeten von buntfarbiger Wolle bereitet wurden. Diese Manufaktur erhielt sich als Privatunternehmung bis in das Zeitalter Ludwigs XIV., da reichten aber die Mittel der Eigenthümer nicht weiter, denn die Anstalt hatte an Ausdehnung und Ruf bedeutend gewonnen, vielleicht verwalteten sie auch die Besitzer schlecht. König Ludwig brachte die Manufaktur, die bis dahin und fortan »Gobelins«, nach dem Stifter, genannt wurde, auf den Rath seines Ministers Colbert an sich und erweiterte und verbesserte sie. Der verschwenderische König soll ungeheure Summen darauf verwendet und sie zu dem jetzigen Glanze gehoben haben. Die Manufaktur war von nun an königlich und wurde von dem Staatseinkommen des Königs, wie noch heute, bestritten. Die Arbeiten gehören der Krone, decken aber nie die Ausgaben, da die meisten für die königlichen Paläste verwendet oder an andere Potentaten verschenkt werden. Unter Karl X. wurde die Teppich- und Tapetenfabrik de la Savonnerie mit den Gobelins vereinigt, wodurch das Ganze gewann und sein Ansehen vermehrte. Betrachten wir die in dem Vorsaale und in den Gängen dieser Anstalt aufgehängten Gemälde. Ich sage Gemälde, denn Niemand wird glauben, daß es Arbeiten in Wolle wären, und auf wollene Stoffe kann man so nicht malen, kaum auf Leinwand oder Holz, und dann kaum die Farben und Schattirungen so lebhaft, glänzend und rein geben. Die Kunst ist hier in Wahrheit weit vorgeschritten; es existirt nur eine solche Manufaktur auf der Erde, deren Arbeiten nicht andere europäische, sondern nur chinesische und persische Produkte sich nähern, die, was Mühe,

Fleiß und Ausdauer betrifft, eben so hoch zu stellen sind, aber an Zeichnung und Geschmack weit hinter den Gobelins zurückbleiben. Die Chinesen haben aber auch meines Wissens keine Bildergallerien wie die im Louvre und im Luxemburg, — den so berühmten königlichen Palästen in Paris — die von der hiesigen Manufaktur benutzt werden, und die Perser werden an Gemälden und Kunstschätzen eben so reich sein als die Chinesen. Und hätten jene beiden Nationen Maler und Gemälde, so würde ihnen der Geschmack, und hätten sie diesen, so würde es ihnen an Hilfsquellen und Studien anderer Art fehlen, denn das Mechanische ist bei diesen Arbeiten nicht Hauptsache, die Arbeiter sind Künstler, haben lange und gründliche Vorstudien treiben müssen. Für die königl. Manufaktur der Gobelins ist eine Schule gestiftet, in welcher die Zöglinge Zeichnen, Malen, Arithmetik, Mathematik und Meßkunst besonders treiben; nach dem Austritt aus dieser Anstalt kommt der Zögling in die Manufaktur, lernt das Färben und Sortiren der Wolle und arbeitet nach und nach an gröbern Werken, an Fußteppichen, Wandtapeten u. s. f. Die talentvollsten und geübtesten Arbeiter kommen endlich nach 10 bis 20jährigen Vorstudien und geringern Arbeiten zu den Tableaux; nun sind es aber keine Arbeiter mehr, sondern Künstler, Künstler in Wort und That, geachtete Männer, die 20 Franken (8 fl. C. M.) und mehr täglich verdienen, die Technik mit Mechanik, Geschmack mit Fleiß und Ausdauer verbinden müssen. Nur flüchtig blicken wir unter den im Vorsaale ausgehängten Sachen auf Peter den Großen, der während seines Aufenthalts in Holland bei einer Lustfahrt auf dem Meere von einem Sturme überfallen wird *). Die kleine Barke wird von den tobenden, schäumenden Wellen getrieben und geworfen, der Mast ist zersplittert, die Schiffsleute verzweifeln, ringen die Hände, ohne auf Rettung zu sinnen. Da erfaßt Peter, ein kräftiger Mann in der Blüte der Jahre, das Steuer, blickt mit Verachtung auf die Zagenden und ruft ihnen zu: »Habt Ihr je gehört, daß ein russischer Czaar in Eurem Meere ertrunken sei?«

*) Dieses Tableau ist nach einem Gemälde von Steuben gefertigt.

Indeß wir diese Kunststücke betrachten, ruft der Bediente in königlicher Livree die Nummer unseres Billets, welche uns den Einlaß in diese Anstalt verschafft, und öffnet einer Zahl von 20 bis 25 Personen den Eintritt in die Arbeitssäle. Mehr werden auf einmal nicht zugelassen, man würde sonst beengt sein und weniger genießen. Wir treten in einen langen, schmalen Saal, der gebohnt, angenehm geheizt, sehr hell und luftig ist. Hier läßt sich schon arbeiten; wären alle Werkstätten so beschaffen! Links sind die Fenster, die nach Belieben zugezogen und dem jedesmaligen Bedürfniß eines hellern oder schwächern Lichtes gemäß geöffnet und erweitert werden können, rechts die Wirkstühle, die von Mahagony gefertigt und wie Alles reinlich und schön sind. Hinter diesen Wirkstühlen sitzen die Arbeiter, welche die Originalgemälde wieder, aber dicht hinter sich haben. Die Arbeit geht so vor sich: zwischen leinene Schnüre, die auf zwei am obern und untern Ende des Wirkstuhls befindliche Walzen gespannt sind, wird die Wolle, Faden nach Faden, Farbe auf Farbe geschlungen; um jedes leinene Schnürchen muß jeder Faden, der auf Klöpfel gewickelt ist, gezogen, dann niedergedrückt, oft abgeschnitten und befestigt werden. Man denke sich diese Mühe, die Geduld, die zu dieser Arbeit erforderlich ist! Zehn und zwanzig Jahre ward oft an einem großen Gemälde gearbeitet, wie z. B. an dem Triumphzuge Alexanders des Großen (nach le Brun). Zwei, höchstens drei Arbeiter sind an einem Wirkstuhle beschäftigt. Jeder hat sein Feld, welches mit schwarzen Umrissen auf die weißen Schnüre gezeichnet ist; mehre würden sich hindern. Bei jedem Durchziehen des Fadens müssen sie das Originalgemälde betrachten, oft ihre Arbeit auftrennen, wenn ein Schattenzug fehlt, die Farbe der Wolle im geringsten und nur bei einem Fadenzug verfehlt ward. Es ist die langsamste Arbeit, die mir vorgekommen, der Arbeiter hat das mühsamste, angestrengteste Geschäft und sieht nur die Rückseite seines Werkes, bunte Fäden, Knoten, Klöpfel und Wolle *). Aber der Zuschauer auf der Vorderseite wird von Bewunderung erfüllt; er staunt ob der Pracht, des Farbenglanzes, der Lebhaftigkeit und des Ausdrucks in diesen Geweben, die in der That mehr ansprechen, als die Oelgemälde der größten Meister. Doch auch der Künstler am Wirkstuhle findet seinen Lohn, wenn er des Abends die Werkstatt verläßt und sein Werk betrachtet, wenn er das Lob der Besuchenden und der öffentlichen Blätter hört, wenn er vernimmt, daß die Arbeit, an welcher er Jahre lang geschafft, diesen oder jenen Palast als Meisterwerk

*) Um die Tapeten zu wirken, wird eine Art großer Webstuhl mit einer doppelten Reihe Fäden dicht bespannt; auf die Fläche, welche sie darbieten, werden die Umrisse des zu kopirenden Gemäldes kolorirt. Die Arbeiter sitzen an der hintern Seite, und haben das Gemälde in horizentaler Lage, denn so werden sie gearbeitet, hinter sich; für jede Nüance besteht ein gefärbtes wollenes Garn, was auf längliche Rollen gewickelt ist. Ist das Garn mit der Farbe des Gemäldes verglichen und gewählt, so wird es um die gespannten Fäden geschlungen und damit bis an die Contouren fortgefahren, bis eine neue Farbe folgt. Die Fäden werden dann hinten abgeschnitten. Der Arbeiter sieht daher selbst nie, was er macht. An einer Tapete, 10—11 Quadratfuß groß, arbeiten drei Arbeiter ungefähr 4 Jahre. Die Fußteppiche im Gegentheil werden von vorn gearbeitet; die herausstehenden Fäden werden dann bis auf 3/4 Zoll Länge glatt geschoren und ihre Spitzen bilden daher die sammetähnliche Oberfläche. Diese Methode gewährt den Vortheil, daß man, im Falle der Teppich schmutzig wird oder verbleicht, die Zeichnung erneuern kann, indem man die Fläche aufs Neue abscheren läßt.

ziert, an diesen oder jenen Fürsten geschenkt oder für 40,000 bis 100,000 Franken (16,000 bis 40,000 fl. C. M.) verkauft ist. Er hat dann doppelten Lohn der Künstler, Lob und Gold. In fünf bis sechs Sälen werden Gemälde gewirkt, die eingerahmt werden und die Wände fürstlicher Prunkzimmer zieren. Diese Arbeiten sind außerordentlich dauerhaft und bewahren die Frische der Farben länger als Oelgemälde, die bekanntlich, und namentlich die Werke unserer Tage, ihre Farben ändern und verlieren. Früher bereiteten die Maler ihre Farben selbst und nahmen dazu die besten, theuersten Materialien; heute kauft der Künstler seine Farben in Handlungen und von Fabrikanten, je wohlfeiler, desto besser. — Aus diesen Sälen, in denen nur Meisterwerke nach Meister-Originalen, leider nur zu viel Rubens mit den nackten, übervollen, gezwungenen Figuren, gefertigt werden, führt uns der betreßte Diener in kleinere Werkstätten, in denen Teppiche für Tische, Ofenschirme, Ueberzüge für Stühle, Sessel und Sopha in Arbeit sind. Statt Wolle wird hier auch oft Seide genommen. Die Muster sind ausgesucht: Landschaften, Jagden, Phantasiestücke und Zierrathen und Arabesken nach den Gemälden und Zeichnungen der berühmtesten Künstler. Weiter führt man uns in die Gemächer, wo die Wolle und Seide gesondert und gewickelt wird, jeder Faden, der eine ungleiche Stelle, einen Knoten u. s. w. hat, wird entfernt. Dann kommen wir in die Teppichmanufaktur, in welcher Fußteppiche und Decken in allen Farben und nach allen Mustern gewirkt werden, herrliche Teppiche, die, obwohl bei Weitem geringer im Werthe als die Tableaux oder Gemälde, doch mit Silber aufgewogen werden und nur die Fußböden und Möbles der Reichen dieser Erde zieren können.

Wir haben nun die Anstalt durchwandert und gelangen in einen von oben erhellten Saal, in welchem die neuesten Kunstwerke auf- und ausgestellt sind. Der Führer nennt und erklärt die Werke, zählt die Meister, den Werth und die Jahre auf, während deren dieß oder jenes Tableau auf dem Wirkstuhle war. Wohl acht bis 10 Mal sah ich mit Bekannten und Fremden die Gobelins, fand aber im Laufe von zwei Jahren fast immer dieselben Stücke, zumal die größern, auf den Wirkstühlen und in dieser Ausstellung. Das schönste Stück in der letztern ist seit Kurzem entfernt: Napoleons Besuch der Pestkranken in Jaffa, von Gros. Das Original hängt seit des Verfassers (vor einigen Jahren erfolgten) Tode im Louvre, die Kopie der Gobelins ist meines Erachtens nicht weniger gelungen. Sie ist von derselben Größe, genau in jedem Pinselzuge, in jeder Laune des Malers, wie jenes ein herrliches Werk, unsterblich wie der Akt, den es verewigt. Die Porträts sollen getroffen sein, sie sind fast in Lebensgröße. Napoleon, der jugendlich-republikanische Held, besucht in der Zeit des allgemeinen Schreckens und Elends das Pesthospital in Jaffa, und berührt, nachdem er den Handschuh ausgezogen, die Pestbeulen eines Eingebornen; die begleitenden Generäle und Adjutanten halten sich entfernt und die Taschentücher vor den Mund. Die Kopien von Alexanders Triumphzug, Heinrichs IV. Geburt, seiner Vermälung mit Maria von Medicis und andern in der Gallerie des Louvre und des Luxemburg ausgestellten Originalen nehmen die übrigen Pläze ein.

---

4. **Cigarrenmanufaktur in Malaga und Sevilla in Spanien.** — Die Manufaktur zu Malaga beschäftigt 700 Personen, Weiber und Kinder. Ein guter Arbeiter kann täglich 300 Cigarren liefern, da aber Kinder nur die Hälfte machen können, so kann man im Durchschnitt nur 200 rechnen, dieß gibt im Ganzen 140,000 täglich. Die Manufaktur von Sevilla beschäftigt 1000 Männer und 1600 Weiber. Diese 2600 Menschen liefern ungefähr 650,000 Stück. Fügt man die obigen 140,000 hinzu, so kommen 790,000 Cigarren heraus, die täglich in diesen Städten fabrizirt werden. Man zahlt diesen Leuten 1 Real Vellon für 50 Stück, so daß also der beste Arbeiter nur 6 Realen oder ungefähr 36 Kreuzer des Tages gewinnen kann. Die besten Cigarren werden ganz aus Havanna-Tabak gemacht und für 30 Realen das Hundert verkauft. Die zweite Sorte wird aus gemischtem Tabak fabrizirt, innen aus Havannablättern, außen aus virginischen; sie kosten 18 Realen das Hundert.

---

5. **Die Buchdruckerei von Clowes in London.** — Die Druckerei des Herrn Clowes zu London liegt in einer entlegenen Straße des Quartiers von Blakfriars. Er beschäftigt 300 Setzer und Drucker, 80 Lehrlinge und eben so viele Falzerinen. Mit dieser Druckerei sind verbunden eine Schriftgießerei und eine Stereotypenanstalt. In letzterer wird der ganze Saz des Pennymagazine (Pfennig-Magazin) stereotypirt *), dessen zahlreiche Bogen auf diese Weise in einem besondern Zimmer bewahrt werden, wo sie, mit Sorgfalt in numerirten Fächern geordnet, gewissermaßen eine bleierne Bibliothek bilden. Im Mai 1835 mochte diese Bibliothek 2200 Tonnen Gewicht stereotypirter Formen enthalten, und diese ungeheure Last wird noch jede Woche durch neue Formen vermehrt. Ungeachtet der außerordentlich vielen literarischen Erscheinungen, welche aus dieser Druckerei hervorgehen, beschäftigt sie

*) Stereotypie nennt man jenes von Didot in Frankreich erfundene Verfahren, wodurch die Druckbuchstaben in Metall abgedruckt, und diese nun feststehenden Druckformen oder unbeweglichen Schriften zu Abdrücken benützt werden.

doch nur 16 gewöhnliche Armpressen (15 Stanhopsche und 1 Columbiapresse); allein diese 16 Pressen werden mächtig unterstützt durch 19 mechanische Pressen mit Widerdruck, d. h. solche, welche auf einmal vermittelst zweier Formen und mehrer Cylinder zwei Bogen Papier auf einer Seite zugleich und successiv auf dem recto und verso des Bogens drucken. Diese nach einförmigem Modell gearbeiteten Pressen sind übereinstimmend mit der in Frankreich unter dem Namen presse Tonnelier bekannten Presse. Einige davon können Bogen von kolossalem Format drucken. Sie werden von zwei Dampfmaschinen, jede von 6 Pferdekraft, in Bewegung gesetzt. Eine mehr künstlerische, als durch ihre Resultate nützliche Presse ward seit einer kleinen Zahl von Jahren in diesem Hause eingeführt, nämlich eine Zirkelpresse von der Erfindung eines gewissen Apelegarth. Sie dient nur zu stereotypirten Ausgaben. Die bleiernen Formen werden auf einen Cylinder befestigt und gebogen, das Papier wird fortwährend über einen untern Preßdeckel gezogen, während sich die Form, in schneller Bewegung vom Cylinder getrieben, dreht und bei jeder Umwälzung selbst die nöthige Schwärze aus einem oben an der Presse befindlichen Farbebret mitnimmt. Diese Maschine, welche sich gerade nicht durch die Reinlichkeit ihrer Abzüge auszeichnet, kann leicht 2000 Bogen in der Stunde drucken, jedoch nur auf einer Seite. Fünf hydraulische Pressen von großer Gewalt geben endlich die letzte Vorbereitung oder Glättung für die aus der Clowesschen Offizin hervorgehenden Drucksachen.

---

6. Urquelle der Macht der englischen Industrie. — Als man um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in England anfing, die Hochöfen unter der Kohle zu speisen, erzeugte Großbritannien wenig mehr als 50 bis 60,000 Tonnen Eisen im Jahre, und Rußland allein lieferte dahin um jene Zeit wenigstens eine gleiche Menge über Petersburg. Diese Erzeugung wuchs nun allmälich dergestalt, daß sie im Jahre 1797 130,000, im Jahre 1805 250,000, im Jahre 1826 740,000 betrug und gegenwärtig 800,000 übersteigt. In derselben Zeit fielen die Preise, die ursprünglich 500 bis 600 Franks (200 bis 240 fl. C. M.) ausmachten, auf weniger als 200 Franks (80 fl. C. M.) herab; ja im Jahre 1832 wurden sie wegen des Uebermaßes der Produktion, welches übrigens dennoch keine Unterbrechung der Arbeiten zur Folge hatte, auf 120 Franks reduzirt. Bei Erwägung dieser Umstände bedarf es kaum der Bemerkung, daß England die ungeheure Entwickelung seiner großen Industriezweige, die gegenwärtig die Macht und den Wohlstand desselben ausmachen, seinen Schmiedewerken verdankt. Die Ausbeutung der Kohlengruben und anderer verschiedener Bergwerke, der blühende Stand des Ackerbaues, die Wollen-, Leinen- und Seidefabrikation, die Verarbeitung anderer Stoffe, der Unterhalt der Straßen, die Erträgnisse der Kanäle vereinigen sich zu einem vollständigen System, einem großen Tempel der Industrie, dessen Grundfeste gewissermaßen das Eisen bildet.

Man muß nach England gehen, um die Nützlichkeit des Eisens zu würdigen. Die Nothwendigkeit, in welcher sich die Engländer befunden haben, es statt des ihnen fehlenden Holzes anzuwenden, hat sie so weit gebracht, es äußerst wohlfeil zu liefern, und es zu solch einer Menge von Dingen zu gebrauchen, zu denen wir auf dem Festlande es nicht für geeignet halten würden. Da sieht man Gußeisen, Stangeneisen, Blech, Stahl auf jedem Schritte unter neuen Formen; Maschinen, Pfeiler, Säulen von jeder Ausdehnung, von 2 Zoll bis zu 4 Fuß im Durchmesser, Wasser- und Gasröhren, Fahrgeleise in den Straßen, Gitter, Marken, Brücken, Fußböden, Verdachungen, ganze Kaie, Wege. Ohne Guß- und Schmiedeeisen würden diese sehr luftigen und sehr hellen, dem Anschein nach so leichten Bauwerke, die gleichwohl ungeheure Lasten tragen, wie z. B. die sechs Stockwerke hohen Magazine des St. Katharinenwerft in London, dicke und finstere Schlösser mit plumpen, häßlichen Pfosten, ziegelsteinernen Grundmauern und Widerlagen sein. Dieses Gas, das aus einer Entfernung von drei Stunden herkommt, wird vermittelst des Gußeisens hergeleitet und durch Stabeisen destillirt. Jene schlanken Brücken, jene zierlichen Stege über Kanäle zwischen den Kanalbecken sind von Guß- und Stabeisen. Bis auf den heutigen Tag hat man im Bauwesen nur Steine als Stoff verwendet, so oft es sich um Erbauung dauernder Werke handelte. Der Stein, der einen unendlich geringern Grad von Zusammenhaltungsvermögen besitzt, als das Eisen, läßt sich nur zu den von Aegyptern, Römern und Griechen angewandten Formen gut verarbeiten. In der zackigen Bauart des Mittelalters, in jenen durchscheinenden Glockenthürmen, jenen luftgleichen Pfeilern, jenen spitzenartigen Geländern erlitt der Stein eine widernatürliche Behandlung. Jene zierlichen, schlanken, gestreckten, hauchartigen Formen eignen sich nur für einen Stoff, der bei geringer stetiger Ausdehnung eine große Widerstandskraft besitzt, d. h. nur für Metalle. Schon hat man Versuche gemacht, um das Gußeisen zu Bauten im gothischen Style zu benutzen. Man hat vom Steine allen Vortheil gezogen, den man möglicherweise von ihm erwarten konnte. Man kann unmöglich Neues in der Baukunst schaffen, wenn man nicht neuen Baustoff anwendet. Ich glaube, daß Guß- und Schmiedeeisen diese Grundlage der Wiedergeburt der Kunst darbieten werden. Beides ist bereits wohlfeil genug, um den

zwar rohe und dem in Formen gegossenen weit nachstehende Gußeisen wird in diesem Augenblick in England für 90 Franken (36 fl. C. M.) jede 1000 Kilogrammen (1785 Wien. Pfund) geliefert. Vermuthlich ist das noch nicht das letzte Wort der Schmiedemeister. Bei diesem Preis könnte man, wie es scheint, ein ganzes Gebäude von Gußeisen eben so wohlfeil aufführen, als eines von Mauersteinen! *) Um die Niedrigkeit dieses Preises zu schätzen, darf man nur daran erinnern, daß die rohe Glockenspeise dreißigmal mehr gilt. Sechs bis siebenmalhunderttausend Tonnen Eisen werden in England verarbeitet. In Frankreich beträgt die Eisenfabrikation seit 1821 fast unveränderlich 150,000 Tonnen. Im Jahre 1834 ist sie jedoch um ein Fünftel vermehrt worden. Die gewöhnlichen Sorten Schmiedeeisen, die in England gemeiniglich 175 Franken die Tonne gelten, kosten in Frankreich fast das Doppelte, nämlich 320 bis 350 Franken. Hinsichtlich des Gußeisens ist der verhältnißmäßige Unterschied beinahe der nämliche. Der hohe Preis des Eisens äußert seinen Einfluß auf den Preis jeder Sache. Die Verbesserung der Eisenfabrikation wird also in jedem Lande sehr ausgedehnte ökonomische Folgen haben.

Nächst dem Eisen ist es die Steinkohle, welche England seinen Reichthum gibt. Von allen Ländern ist keines so wie Großbritannien von der Natur mit der Wohlthat der Steinkohlen bedacht worden; ein großer Theil des dasigen Erdbodens verbirgt in seinen Eingeweiden reiche und mächtige Kohlenlager, und diese gewähren dem Lande einen Reichthum, der die Goldgruben von Merito und Peru weit hinter sich zurückläßt. Seitdem zumal deren Verwendung für die Dampfmaschinen eingetreten, ist dieses kostbare Mineral zur wirklich hervorbringenden Kraft für Alles geworden, was der menschliche Erfindungsgeist erdenken kann. Die Kohlengruben sind es, die Großbritannien mit der ganzen übrigen Welt in ein Verhältniß gesetzt haben, welches dem gleicht, in welchem sich eine Stadt zu ihren landwirthschaftlichen Umgebungen befindet: in das des Erzeugers zu dem der Verbraucher der reichen Kunst- und Gewerbsprodukte. Wenn man diese Kohlengruben die Kohlenkeller der großen Stadt nennt, so kann man hinzufügen, daß die bekannten darin befindlichen Vorräthe für den jetzigen Verbrauch noch wenigstens 2000 Jahre ausreichen werden, und man kann solche Vorräthe als unerschöpflich betrachten, nimmt man an, daß durch die künftigen Verbesserungen in den Künsten und im Leben eine vermehrte Feuerungs-Ersparniß und Anwendung neuer Hilfsmittel zur Erreichung derselben Zwecke eintreten werden.

Die großen Steinkohlenmagazine des Königreichs sind Northumberland und Durham, von wo aus London und der größte Theil des südlichen Englands versorgt werden. Aus Cumberland werden sehr große Quantitäten nach Irland verschifft, so wie auch aus Staffordshire, Derbyshire, Lancastershire, Leicestershire, Warwickshire und aus dem südlichen Wales u. s. w. In Schottland werden Steinkohlen in den beiden Grafschaften Lothian, in Lanarkshire, Renfrewshire, Ayrshire und auch noch an andern Orten gefunden. Die in Irland gewonnenen Steinkohlen sind von geringer Güte, und es gibt auch nur wenig, dagegen ist Torf daselbst als Feuerung allgemein im Gebrauche. Der sehr unterrichtete Maschinen- und Kohlenwerkbaumeister, Herr Buddle zu Wallsend, schlägt die Zahl der Personen, welche in den verschiedenen Geschäften des Steinkohlenhandels an den Flüssen Tyne und Wear, in den Grafschaften Northumberland und Durham, durch die Kohlenverladungen nach London und in dem Londoner Steinkohlenhandel Beschäftigung finden, folgendermaßen an: »Ich besitze eine Schrift, welche die Zahl der Leute angibt, die in jedem Zweige des Steinkohlengeschäftes angestellt sind. Die Zahl der an der Tyne in den Gruben beschäftigten Leute beträgt 4937 Männer und 3554 Knaben, zusammen 8491; oberhalb 2745 Männer, 718 Knaben, zusammen 3463; so daß in und an den sämmtlichen dortigen Steinkohlengruben über und unter der Erde 11,954 Menschen angestellt sind, und in runder Summe 12,000. Am Flusse Wear vermuthe ich, daß 9000 Menschen angestellt sind, welches also zusammen 21,000 ausmacht, die beschäftigt sind, die Steinkohlen zu Tage zu bringen und die Schiffe auf beiden Flüssen damit zu laden. Nach den genauesten Berechnungen, die ich anzustellen im Stande war, scheint als richtig hervorzugehen, daß, wenn die Kohlenschiffe, welche die Küstenfahrt nach London machen, im Durchschnitt zu 220 Chaldrons (4685 Wien. Metzen) jedes gerechnet werden und deren 1400 ununterbrochen im Gange sind, so lassen sich dafür 15,000 Matrosen und Schiffsjungen annehmen. Hiernach habe ich folgende Summe zusammengezogen: Matrosen und Schiffsleute 15,000; Kohlengräber und Arbeiter, bei den Gruben angestellt, 21,000, Schiffer, Bootsleute, Werfer und Handlanger 2000; diese geben die Summe von 38,000 Menschen, die im sogenannten nordischen Kohlenhandel angestellt sind. In London kommen dazu Auslader, Lichterschiffer u. s. w. 5000; Commissionäre, Agenten u. s. w. auf der Kohlenbörse 2500; in Allem daher zu London 7500. Der nordische Stein-

Stein beim Brückenbau vortheilhaft zu ersetzen. Das

*) Das Glasgow-Chronikle erzählt von einem Plane zur Erbauung eines Hauses von 6 Zimmern, Küche u. s. w. ganz von Eisen, das in zwei Monaten errichtet sein könne, und dessen Kosten nur 250 Pfd. Sterl., d. h. nur die Hälfte der Kosten eines gewöhnlichen Hauses, betrügen.

kohlenhandel beschäftigt also 45,500 Menschen. Darin sind aber diejenigen nicht mitbegriffen, welche in den Ausfuhrhäfen abladen rc.« — Es ist nicht möglich, den Lesern eine genaue Angabe zu machen, wie viele Arbeiter in den übrigen Geschäften der Steinkohlengewinnung rc. angestellt sind; nach dem Verhältniß aber, welches sich aus der Vergleichung des Gewerbes an der Tyne und Wear für ganz Großbritannien ergibt, läßt sich annehmen, daß die Zahl sämmtlicher dabei beschäftigten Personen sich auf 160 bis 180,000, (nach andern Schätzungen 206,000, wovon 121,000 bei den Bergwerken gebraucht werden,) belaufen möge.

Die in England ausgebeutete Steinkohle wird von Herrn Mac Culloch *) gegen 16 Millionen Tonnen, die ausgeführt werden, geschätzt. Die neuesten Schätzungen des Herrn Porter erheben diese Zahl auf beinahe 17 Mill. 700,000 Tonnen, ungerechnet das, was bei den Bergwerken verbraucht wird; 5 Mill. Tonnen werden von den verschiedenen Zweigen der Eisenverarbeitung verbraucht und 750,000 Tonnen gehen theils nach den Kolonien, theils ins Ausland. Herr Mac Culloch schätzt das bei diesem Betriebszweige angelegte Kapital auf 8 bis 10 Mill. Pfund Sterl. (75 Mill. 280,000 bis 94 Mill. 100,000 fl. C. M.)

---

7. **Die Industrie in Belgien.** — Belgien steht an der Spitze der industriellen Bewegung auf dem Festlande von Europa. Der Kontinent **) hat nicht viel Punkte aufzuweisen, auf denen die beiden Hauptagenten der neuen Industrie, Eisen und Steinkohle, sich in größerer Menge, vorzüglicherer Qualität und in leichter ausbeutbarer Lage bei einander finden, als in den südlichen Provinzen Belgiens, und es gibt wenige Länder, welche dasselbe an Reichthum und Güte aller der Erzeugnisse, die der Ackerbau dem Gewerbsfleiße liefert, übertreffen. Nirgends hat sich eine größere Regsamkeit, mehr Eifer, Einsicht, Fleiß und Geschicklichkeit gezeigt, als in Belgien.

Jedermann wird zugestehen, daß die Bildung größerer Handels- und Industriegesellschaften und deren Gedeihen ein sicheres Zeichen des Fortschrittes und der Thätigkeit einer Nation auf diesem Gebiete sind, denn keine andere Institution ist mehr geeignet, die natürlichen Erzeugnisse des Landes geltend zu machen und den allgemeinen Wohlstand zu vermehren. In so fern kann man keinen gegründetern Beweis des Aufschwungs der belgischen Industrie geben, als indem man die Statistik der Handels- und industriellen Gesellschaften anführt, die sich in neuester Zeit daselbst gebildet haben. Seit dem Jahre 1833 sind in Belgien 98 größere Associationen oder Gesellschaften (unter dem Namen **anonymer Gesellschaften**) entstanden, die alle Zweige des höhern Handels und der Industrie ausbeuten. Vier von diesen Gesellschaften, mit einem Kapital von 85 Mill. Franken, sind Leih- und Industriebanken; 26, mit einem Gesammtfond von 51 Mill. 290,000 Franks, haben die Benutzung der Kohlenbergwerke, der Hochöfen und alle Theile der Eisenfabrikation zum Gegenstande; zwei Gesellschaften, mit einem Kapital von 3 Millionen 500,000 Franks, sind für die Anlage von Privateisenbahnen, hauptsächlich für industrielle Zwecke, gebildet; zwei andere Gesellschaften für die Fabrikation von Glaswaaren aller Art, mit einem Fond von 8 Mill. Franks; zehn Associationen haben sich zum Betrieb der Zuckerbereitung gebildet, und verwenden darauf ein Kapital von 8 Mill. 490,000 Franks; zehn andere Gesellschaften, mit einer Einlage von 71 Millionen, haben See-, Feuer- und sonstige Versicherungen zum Zweck; vier Societäten beschäftigen sich mit Anleihegeschäften gegen hypothekarische Sicherheit, Konstituirung von Jahresrenten u. dgl., und verwenden darauf ein Kapital von 43 Mill. Franken; vierzig Gesellschaften endlich, mit einem Gesammtfond von 40 Mill. 440,000 Franks, machen die verschiedenartigsten Handelsoperationen oder liegen der Betreibung einzelner Industriezweige und Fabrikationen ob *). Diese 98 anonymen Gesellschaften, denn die zahlreichen Kommanditgesellschaften sind darin gar nicht mit einbegriffen, repräsentiren ein Kapital von 310 Mill. 920,000 Franks, das im Nothfall nach den vorliegenden Bestätigungen der Regierung um 20

---

*) In seinem ausgezeichneten Werke: Dictionary of Commerce etc; deutsch: Handbuch für Kaufleute rc. S. 756.

**) Kontinent, Festland, wird vorzugsweise im Gegensatze zu England das übrige Europa genannt.

*) Prof. Arend, dessen Werke »Die Interessen Belgiens«, das Vorstehende entnommen ist, hat seiner Schrift eine Aufzählung der anonymen Gesellschaften Belgiens angehängt. Wir geben die Hauptübersicht derjenigen Gesellschaften, die vom Jahre 1833 bis incl. März 1837 bestätiget wurden:

Sociétés generales	Fr	45,000,000
Charbonnages, Hauts-Fourneaux et Fabriques de fer	—	40,540,000
Chemins de fer	—	3,500,000
Verreries	—	8,000,000
Sucreries	—	8,130,000
Compagnies d' Assurances	—	71,200,000
Sociétés pour Prêts hypothecaires et pour Annuités	—	43,000,000
Sociétés et Operations diverses	—	26,321,000
Total general	Fr.	245,691,000
Pour les augmentations qui peu vent avoir lieu	—	16,285,000
Ce qui fait en somme:	Fr.	261,976,000

Vom 1. April 1837 bis 1. April 1838 sind wieder mehre gegründet worden.

Nach dem Journal France industrielle wurden in Belgien vom Jänner 1834 bis zum Oktober 1838 118 Gesellschaften zur Ausbeutung verschiedener Industriezweige mit einem Kapital von 391 Mill. 122,688 Fr. gegründet. — Frankreich hat 802 industrielle Gesellschaften (Aktiengesellschaften), deren Aktien aber meistens unter dem Nennwerthe stehen.

Mill. 835,000 Franks vermehrt, im Ganzen also auf die ungeheure Summe von 331 Mill. 755,000 Franks gebracht werden kann.

Alle diese Gesellschaften haben die Autorisation der Regierung erhalten, was voraussetzt, daß ihre Statuten von derselben genau untersucht worden sind, und daß in ihrer Organisation sich nichts findet, was erworbenen und bestehenden Rechten oder Interessen in den Weg träte, oder dem öffentlichen Kredit und der Freiheit des Handels und der Industrie zuwider wäre. Alle diese Gesellschaften sind im Gedeihen begriffen, die Aktien von den meisten derselben werden an den verschiedenen einheimischen und von den hauptsächlichsten fremden Börsen weit über Pari kotirt, und nur die höchst mißlichen politischen Verhältnisse im Anfang des Jahres 1839 konnten einige derselben auf einige Zeit erschüttern. Nicht wie in Amerika, wo eine jede Schranken übersteigende Spekulationssucht den industriellen Besitzthümern jeder Art einen imaginären (eingebildeten) Werth gibt, der ihren wirklichen bei weitem übersteigt, baut die Industrie ohne Maß und Ziel in Belgien; vielmehr sucht die Spekulation hier fast ausschließlich sich auf die Ausbeutung bekannter Etablissements zu gründen, deren Ruf auf sicheren Basen seit langer Zeit besteht, die mit wenigen Ausnahmen alle schon produziren, und die nur den Zufluß und die Unterstützung größerer Kapitalien, wie sie ihnen jetzt geworden sind, erwarteten, um in einem größern und ergiebigeren Maßstabe benutzt werden zu können. Dazu wacht die Regierung und sorgt dafür, daß Niemandes Rechte beeinträchtigt werden; sie setzt sich der Errichtung von Gesellschaften entgegen, welche schon bestehenden Industrien nachtheilig werden könnten, und verhindert eine Konkurrenz, die Einigen nützen würde, während sie Vielen Schaden brächte. Sie bewacht vorzüglich einen höchst wichtigen Zweig der Thätigkeit derjenigen unter diesen Gesellschaften, welche sich mit Bankoperationen befassen, sie sorgt dafür, daß die Emission der Banknoten nicht das Bedürfniß der leichtern Zirkulation übersteige, und hält so von dem Lande jene traurigen Katastrophen fern, welche in diesen letzten Zeiten die Handelswelt an vielen Orten heimgesucht haben. — Wo ist in Deutschland, wo im übrigen Europa ein Land, das auf einer Ausdehnung von 1368 Quadratstunden, und mit einer Bevölkerung von 4 Mill. 242,000 Seelen *) eine größere Anzahl von industriellen Etablissements aller Art in kürzerer Zeit geschaffen hat und mit größerem Erfolge betreibt, und das unter Umständen, die zugleich seine Thätigkeit auf ganz verschiedenen, ja entgegengesetzten Gebieten in Anspruch nahmen?! Für die Lösung der großen Probleme der Eisenbahnen hat Belgien mehr gethan als jede andere Macht des Kontinents.

*) Nach dem Vertrage der 24 Artikel verliert Belgien mit dem abzutretenden Gebiete von 91 Quadratstunden 345,000 Einwohner, so daß die Gesammtzahl der Bewohner die am 1. Jänner 1837 4 Mill. 242,600 war, nur noch 3,897,600 beträgt.

---

8. Tuchfabrik im Gouvernement Tambow. — Eine der bedeutendsten Tuchfabriken befindet sich im Mittelpunkte Rußlands. Dieses Etablissement, das im Dorfe Bondaei, am linken Ufer des großen Lamoviz, im Gouvernement Tambow besteht, wurde von Peter dem Großen gegründet. Während einer langen Reihe von Jahren erfreute sich jedoch dasselbe keiner merklich günstigen Fortschritte. Im Jahre 1811 zählte man daselbst nicht mehr als 40 Webstühle, so daß sich das jährliche Erzeugniß bloß auf 30,000 Arschinen (27,390 Wien. Ellen) Tuch belief. Zu dieser Zeit jedoch gewann die Fabrik von Bondari durch die Ankunft vieler fremden Fabrikanten, welche daselbst sich niederließen, plötzlich einen neuen Aufschwung. Im Jahre 1814 wurden daselbst schon 350,000 Arschinen Tuch erzeugt, und obgleich diese Fabrik in den Jahren 1823 und 1824 durch Feuersbrunst zweimal von Grund aus zerstört, und im Jahre 1836 ein Theil der Gebäude, der Maschinen und Materialien, im Werthe von 300,000 Rubel, aufs Neue ein Raub der Flammen wurde, so befindet sich diese Anstalt dennoch heutzutage in einem blühendern Zustande, als jemals. Sie besteht außer den vielen Wohnungen der Arbeiter aus 15 großen steinernen und 7 hölzernen Gebäuden, von denen jedes 56 bis 70 Sashenen (63 bis 79 Wien. Klaft.) lang und 6 bis 7 Sashenen (40 1/2 bis 47 Wien. Fuß) breit ist. Alle diese Gebäude haben 2 oder 3 Stockwerke, und sind mit Eisenblech gedeckt; es stehen darin unter andern 45 Maschinen zum Kartätschen der Wolle, 478 Spinnmaschinen, 72 Walkmühlen und 552 Webstühle, worunter sich 4 durch die Einfachheit ihrer Konstruktion auszeichnen. Mit Ausnahme der Webstühle werden alle Maschinen theils durch Wasserkraft, theils durch zwei Dampfmaschinen von 40 und 22 Pferdekraft getrieben; 2000 Männer und 1150 Weiber, worunter 800 Mädchen unter 15 Jahren, finden in dieser Fabrik Arbeit. Die jährlich verbrauchten Rohstoffe und Materialien belaufen sich auf 50,000 Pud (a 29 1/4 Wien. Pfund) Wolle, auf 2350 Pud Blauholz, auf 600 Pud gelbes Sandelholz, 200 Pud Krapp, 350 Pud Waid, 1080 Pud Vitriol, 200 Pud Alaun, 200 Pud Vitriolöl, 1800 Pud Seife und 3500 Pud Hanföl. Außerdem verbraucht man daselbst zum Färben jährlich gegen 6000 Pud Färberscharte, eine Pflanze, die in den Steppen im Gouvernement Saratow und im Lande der donischen Kosaken wild wächst (wahrscheinlich das peganum harmala); diese Pflanze bedarf gar keiner Zubereitung und kann das

gelbe Sandelholz vortheilhaft ersetzen. Die Kosten zur Unterhaltung dieser Fabrik, mit Einschluß des Gehaltes der Arbeiter, des Preises der Rohstoffe, der Unterhaltung der Maschinen und Gebäude betragen jährlich eine Gesammtsumme von 1 Mill. 500,000 Rubel, während dieselbe jährlich 440,000 Arschinen blaues Tuch für die Armee, im Schätzungswerthe von 1 Mill. 250,000 Rubel, liefert. Diese bemerkenswerthe Ausdehnung ist übrigens noch im Zunehmen, denn der Berechnung nach wird diese Fabrik in Kurzem jährlich 800,000 Arschinen Tuch zu liefern im Stande sein. (Ausland 1839.)

Die russische Regierung wendet seit mehren Jahren dem Fabrikwesen ihre besondere Aufmerksamkeit zu, und es nimmt einen raschen Aufschwung. So gibt es in der Nähe von Moskau und St. Petersburg viele Seiden-, Leinwand- und Baumwollenwaaren-Fabriken; neue Gerbereien und Papiermühlen entstehen fast täglich. Alle diese Anstalten stehen in schönster Blüte und werfen jährlich bedeutenden Gewinn ab. Besonders sind die Seidenfabriken sehr vortheilhaft für ihre Unternehmer; freilich können die Stoffe, welche sie liefern, nicht mit den Erzeugnissen der Lyoner Fabriken verglichen werden; ihr Gewebe ist geringer und schlaffer, aber dafür sind sie auch äußerst billig; so kostet eine Arschine (11/12 Wien. Elle) Taffet 65 bis 80 Kopeken (30 bis 37 kr. C. M.), während derselbe Stoff in Frankreich selbst zum Fabrikpreise 100 Kopeken (46 3/4 kr. C. M.) kosten würde. Eben so ist es mit den Baumwollenwaaren; das Gewebe läßt sehr viel zu wünschen übrig, ist aber auch so billig, daß der Käufer es den deutschen und englischen Erzeugnissen doch immer vorzieht. Aber die Leinwandfabriken liefern ein Gewebe, das mit der besten schlesischen und holländischen Leinwand verglichen werden kann, und so wird sich auch mit der Zeit gewiß die Fabrikation der Seiden- und Baumwollenwaaren verbessern lassen. Wagen und Kutschen werden in Petersburg so geschmackvoll und leicht gebaut, als irgendwo in Deutschland oder Frankreich. Moskau hat auch Zuckerraffinerien, aber die Herbeischaffung des Stoffes ist so kostspielig und weitläufig, daß sie nicht recht gedeihen können.

Skizzen und Gemälde des Gewerbfleißes, der Gesittung und der Wohlfahrt der arbeitenden Klassen in industriellen Ländern und Städten.

Gemälde des Gewerbfleißes und der Gesittung der arbeitenden Klassen in Fabrikstädten.

Dieser Artikel enthielt im vorigen Jahrgang folgende kleinere Rubriken: Birmingham — Manchester — Lowell und dessen Arbeiterinen — Pittsburg — Lyon — Tula — Das persönliche Wohlsein der Arbeiter in einigen englischen Baumwollfabriken.

Bilder aus dem industriellen Leben Brünns.

Die Ansicht von Brünn hat sich in wenigen Jahren ganz verändert. In unserem Gedächtnisse lebt der Eindruck des anmuthigen Stilllebens, aus dem sich das freundliche Bild unserer Stadt im sonnigen Glanze erhob, umflossen vom tiefen, reinen Blau, im Hintergrunde den düstern, mauergekrönten Spielberg, wo dem weichen Sinne die Versöhnung wohnt. Um den hochgewölbten Dom und die spitzen, hohen Thürme gruppirten sich in malerischer Unterordnung die bunten Häuserreihen, wie die Gedanken um eine kühne Idee, die sie belebt; und, wie Vasallen um ihre mächtigen Herrscher, umschlossen von allen Seiten in bescheidener Haltung die Vorstädte die Metropole Mährens und drängten ihre Massen immer tiefer in die reizende Ebene und zwischen die schönen Rebenhügel. Eine neue Macht, eine neue Beschäftigungsweise hat in kurzer Zeit ihre Farbe diesem Gemälde geliehen und mit fester Hand einen Charakter ausgeprägt, der uns aus dem stillen, träumerischen Frieden in das Getöse der Werkstätte versetzt; sie hat sich die Vorstädte zum Kampfplatze ausersehen, und hier die hohen Palläste gebaut mit den monumentähnlichen Schornsteinen, die vom Boden aufwärts wie erstarrte Riesenfinger in die Luft zeigen und mit ihren dunkeln Rauchwolken die alte, vielgethürmte Stadt verhüllen. Das 19. Jahrhundert ist eingezogen in unser Weichbild, hat die Industrie mit ihrem modernen, vielfaltigen Gewande

eingeführt und ihren mächtigen Thron in unserer Mitte hoch aufgerichtet, daß wir die neue Satzung vernehmen, die sie verkündet. Und die Menschen scharen sich huldigend um die Insignien ihrer Gewalt, bauen der Dampfmaschine die plattgedrückten, weiten Hallen und sich selbst ringsum die niedern, feuchten Hütten, und erwarten in frommer Hingebung Lohn, Glück und Segen für ihre Bemühung. Wohl wird es in dem neuen Prinzipe liegen, dem sie sich unterwerfen, daß aus ihrem innersten Leben keine gothische Steinpflanze emporwachsen kann zum ewigen Himmel, wie dort der majestätische Dom auf dem Felsenberge, und sie nur lange, steinerne Linien ziehen über dem Boden und übereinander.

Durchschreitet Ihr die Straßen der eigentlichen Stadt, wo der Adel seine Hotels, der Beamte seine Büreaus hat und der Gewerbs- und Handelsmann seine Boutiquen hält, Ihr werdet schon hier aus den zahllosen Magazinen, dem eiligen, geschäftigen Treiben der Menschen und der isolirten Stellung des Müssiggängers und bloßen Konsumenten auf eine Bevölkerung schließen, deren Mehrzahl den Interessen des gewerblichen Lebens folgt. Wenn Ihr aber in den langen Vorstädten Fabrik an Fabrik, Werkstätte an Werkstätte gereiht findet, wenn aus den massiven, oft kaum vollendeten Gebäuden das ächzende Getöse der Dampfmaschine oder der monotone Lärm des Hammers und des Webestuhls fast bei jedem Schritte zu Euch dringt, wenn Ihr des Abends die weiten Fensterreihen erleuchtet und dahinter Hunderte von Menschen bis in die späte Nacht emsig beschäftigt, oder beim milden Scheine der Gasflamme die Massen von Maschinen aller Art und zu den verschiedensten Verrichtungen vertheilt und in ununterbrochener Thätigkeit sehet: Ihr werdet keinen Augenblick länger in Zweifel sein, daß jenes Arbeits-System bei uns in größter Ausdehnung vorherrscht, welches als Fabrikswesen seine höchste Stufe erreicht und über Welttheile seine Erzeugnisse aufhäuft. Jeden Tag bemerkt Ihr Haufen von Landleuten, die von allen Seiten herströmen und ihre kräftigen Muskeln der Manufaktur anbieten; Ihr seid jeden Augenblick genöthigt, dem Karren oder Wagen auszuweichen, der die langen Wollensäcke trägt oder die halbgefertigte Waare andern Bestimmungen zuführt; dort keucht unter der schweren Last der Tuchrollen der Weber des nahen Städtchens, der das Werk einer Woche in die Fabrik trägt und frisches Gespinnst holt; hier laden sie das preiswürdige Produkt für die blühenden Städte Italiens oder jene der Ostsee; lange Wagenzüge führen die glänzende Kohle von Rossitz, das Element des neuen Lebens. Ueberall das Bild eines großartigen, vielumfassenden, mannichfachen Strebens und Treibens.

Die fabrikmäßige Bearbeitung des Stoffes und vorzüglich der Wolle begann in Brünn in den letzten Jahren der großen Maria Theresia, in einem Zeitpunkte, wo eine einsichtsvollere Staatsökonomie die Verpflanzung der Werkzeuge, Individuen und der Intelligenz aus den Niederlanden begünstigte. In den wenigen Generationen, welche von da an zu unserer Periode reichen, hat die Industrie bei uns eine bedeutende geschichtliche Entwickelung durchlebt. Die Fabrikation der Wollenstoffe war in Kurzem zu einer bisher unerhörten Verbreitung und Vollkommenheit gediehen; die Bevölkerung ringsum fand Beschäftigung, Reichthümer häuften sich an, und während die Kriegsfackel die industriellen Stätten am Rhein zerstörte, hat sie dem höchsten Flor unserer Fabriken geleuchtet; auf dem Markte von Kalkutta fand das Brünner Tuch den würdigen Preis. Nun kam das Friedens- und das für unsere Fabrikherren stürmische Jahr 1816. Mancher hellleuchtende Stern sank unter. Aber schon nach wenigen Jahren fand das Fabrikwesen wieder seine volle Kraft. Es war jetzt die hohe Vollkommenheit der Maschinen, und vorzugsweise die Einführung der Dampfmaschine, welche unsere Industrie zum Siege führte, und während die Wollenmanufaktur durch verständige Benützung der Zeitverhältnisse und jedes mechanischen Fortschrittes die frühere Stufe und gegenwärtige hohe Ausdehnung und Vollendung erreichte, gewannen zugleich andere Zweige erwünschtes Gedeihen, wie die Maschinen- und Lederfabrikation, die Färbereien rc. *).

Zugleich mit der Umgestaltung des äußern Getriebes hat sich auch das innere Volksleben auf eine Weise herangebildet, die uns das Bild einer industriösen Fabrikstadt nicht verkennen läßt. Die Sitte und Gesittung, die Höhe der Intelligenz und selbst das Vorurtheil eines großen Theils der Bewohner tragen das Gepräge einer reellen Beschäftigung, die um so kräftiger den Strom einer neuen Angewöhnung über sein Bett drängen und in dem primitiven Boden unserer gesellschaftlichen Verhältnisse tiefere Spuren hinterlassen konnte, als sich Reichthum mit hoher Verstandesentwickelung, die Großartigkeit des Betriebes und der Glanz eines wohlaccreditirten Namens mit dem zweifelhaften und nun gesicherten Zustande ganzer Volksklassen verband und gegenseitig ergänzte. Beachten wir näher die Hauptfiguren dieses Gemäldes. — Im Vordergrunde erkennen wir an den ernsten, kalten, doch keineswegs kaufmännisch trockenen Formen den Fabrikherrn. Aufgeklärt, in seinem Streben mit sich einig, ohne große Sympathie für die

*) J. K. Letemayers Lederfabrik ist die größte des Kaiserstaates, so wie die Wollspinnfabrik der Gebrüder Socleth (mit mehr als 20.000 Spindeln) zu den ausgedehntesten des Kontinentes gehört. Die 17 Tuch- und Kasimirfabriken Brünns setzen ihre feinen Tücher und Modeartikel in allen Provinzen Oesterreichs, besonders in Italien, in den Ostseestädten rc. ab.

ideelle Bewegung der Zeit, aber mit desto schärferem Blick die materielle Entfaltung verfolgend, beherrscht er im wissenschaftlichen Disput die praktischen Fragen mit eben demselben Erfolge, mit welchem er durch den reichen Schatz seiner Erfahrung das Gespräch des Salons lenkt. Aber sein Styl schließt zu gewissenhaft die Blume, sein Gedankenkreis zu ängstlich den Enthusiasmus aus, um begeistern zu können; er fühlt sich zu sehr Gebieter und Beherrscher der Maschine und einer zahlreichen Menschenklasse, um die allgemeinen Beziehungen gelten zu lassen; er ist zu abschließend in seinem Familienleben, um den Zauber einer öffentlichen Hingebung an seine Persönlichkeit zu kennen. Doch ist er nicht ohne Aufschwung des Sinnes, was wir einen Instinkt des Romantismus nennen würden, und der sich dann offenbart, wenn er die Früchte jahrelanger Bemühung extravaganten Genüssen opfert, so wie auch seine Conversation dann höchst anziehend und im hohen Grade belehrend wird, wenn er euch den Vorhang eröffnet, hinter dem er die Erfolge seiner riesigen Thätigkeit gern verbirgt, und mit dem feinen Takte eines industriellen Diplomaten die Fäden ahnen läßt, die er in der Hand hält, um sich den mächtigen Einfluß auf der Arena der Konkurrenz zu sichern. In der Gestaltung und vielleicht schon in dem bloßen Bestehen des Fabrikwesens in Städten liegt es, daß die Stellung des Besitzers des Etablissements zum Arbeiter, im Gegensatze zu der vertraulicheren Annäherung zwischen beiden auf dem Lande, eine indifferente wird; doch abgesehen von lokalen Verhältnissen, nie wird der Fabrikherr den Ideen des Grafen St. Simon huldigen; er findet die Ideen des Briten Malthus richtiger, zusagender und praktischer; diesem folgt er auch, wenn er den Kreis seiner Wohlthätigkeit erweitert. — Die Charakterentwickelung des Fabrikherrn gehört nicht ausschließend uns an, und höchstens dürften wir das etwas Schwankende im Auftreten desselben auf unserem, für ihn noch frischen Boden als eigenthümlich bezeichnen; er hat seinen Vetter an der Elbe, am Rhein und der Maas und seine Ahnen im Lande des John Bull.

Die noblesse de robe dieser in sich abgeschlossenen Aristokratie füllt an Festtagen die Kaffés, das Parterre und die öffentlichen Promenaden. Weniger zurückhaltend in ihren Sitten, ist sie wählig in der nähern Gesellschaft; sie liebt es, ein Urtheil über die Schauspielerin zu fällen, aber im Grunde langweilt sie das Theater; das brausende Vergnügen soll für längere Entbehrung entschädigen. Der reifere Mann hat Reisen gemacht und ist unterrichtet, kennt die schöne Literatur und besonders die lasciven Auswüchse derselben, dessenungeachtet unterhält er durch die Anekdote und die nächste Beziehung. Ihm fehlt die höhere Anknüpfung an das allgemeine, intellektuelle Ereigniß und der bewegliche Sinn, welcher der Unterhaltung Färbung und charakteristischen Ausdruck gibt. Er ist stolz auf den Grad seiner Bildung, spricht vom humanen Fortschritte und kennt die Schwächen jeder möglichen Geschichtsentwickelung der Welt. — An diese Klasse, die in Abhängigkeit oder irgend einer Beziehung zum Fabrikbesitzer steht, schließt sich der kleine Manufakturist, der Besitzer mehrer Stühle, einer kleinen Spinnerei, Färberei u. dgl., — die in der Regel Sonntags-Politiker sind, und noch vielen altbürgerlichen Traditionen folgen — und in größerer Abstufung der Werkführer, eine solide Acquisition für den Gastwirth.

Die Civilisation vernichtet zu emsig die generellen Unterschiede, als daß wir in diesen Leitern unseres Gewerbewesens eine markirte Gestaltung zeichnen oder die Sitten derselben von der übrigen Gesellschaft schroff abscheiden könnten. Zu diesem Zwecke müssen wir tiefer hinabsteigen in unsern industriellen Staat, der, wie jeder andere, und trotz den utopischen Träumen des Philanthropen, seine Gliederung auf natürlichem Wege organisirt, und seine Insassen, die Bevorrechteten, die Hörigen, die Lastträger des Gesammtwillens bildet. Es ist Samstag, die Zahltische strotzen von Geldsäcken; der Arbeiter empfängt den Lohn der Woche. Aus den großen Fabrikgebäuden der langen industriereichen Vorstadt Zeil strömen bunte Massen hervor: kräftige Männer mit verständigen Blicken und sicherem Tritte; — es sind die Begünstigten des Fabriksystems; — schmierige rußige Buben und Mädchen mit blau gefärbtem Körper, die nette Nopperin und das derbe Landmädchen, der rauhe Spinner. Sie eilen mit hastigem Schritte durch das Thor. Aber halt! Mit langen Bogenstreifen und mit einer unendlichen Zahl Hieroglyphen darauf, sitzt die Lieferantin des täglichen Bedarfs, und nicht umsonst hat sie die Woche hindurch den Kredit auf ihr großes Buch eröffnet. Da hockern sie nun, Jung und Alt, Klein und Groß um die mürrische Alte, gestehen zu, prüfen, überrechnen ihren Gewinn, verneinen und hadern um Summen, die der reiche Wüstling sich schämen würde nur zu nennen. Endlich ist der Streit und die Rechnung geschlichtet; der Rest wird auf der flachen Hand nochmals überzählt, und ist dieser auch sehr gering und reicht er kaum hin zu den Freuden des Sonntags, so erleuchtet die bekümmerte Miene des Mannes doch der Gedanke, daß er in reichlichem Maße das besitze, was er nun und Rothschild so nothwendig hat — den Kredit. Um die Gruppen von Arbeitern vom Lande scharen sich hilflose Knaben und Mädchen; sie haben in der dunkeln, stürmischen Nacht meilenweit zum heimatlichen Herd, den sie am siebenten Tage begrüßen, um ihn nach wenigen Stunden Rast wieder zu verlassen. Der Athemzug der Freiheit beflügelt ihre Schritte, aber lustiger lodern die Feuer der Viktualien-

händler, und aus der vollen Schenke dringt lärmender Jubel. Sie widerstehen der Versuchung nicht; bedarf es doch der Stärkung auf den weiten Weg, und die Kerze für die Laterne kann man im Nothfalle entbehren. — Wer ist der bleiche, hagere Mann, der mit vorgebeugtem Körper an den Wänden schleicht und den Gruß des vorbeieilenden Mädchens mit leuchtendem Auge und matter Handbewegung erwiedert? An dem schwankenden Gange, dem fahlen Gesichte und der trostlosen Stimmung erkennt Ihr den Weber der Fabrik. Ich habe mich nie des tiefsten Mitleids beim Anblick dieser Klasse erwehren können, deren Geschick so hart ist. Von jenem Weber an, der dem Cyrus den Purpur bereitete, bis zum Kanut von Lyon, welcher für die stolze Lady des Kaufherrn von New-York den glänzenden Seidenstoff webt, und sich dabei den Leib fester schnürt, um länger hungern zu können, scheint jede Erfindung, jeder Fortschritt des Menschengeschlechts an seinem Unglück ohne Barmherzigkeit vorübergegangen zu sein. Was hat unser Weber von der Einführung des Erdapfels und des Fabrikwesens? Jener verdumpft ihm das Gehirn und fördert seine sexuelle Funktion; dieses hat seinem Leben den letzten erwärmenden Strahl genommen. Es waren noch goldene Tage für ihn, als er, Bürger und Nachbar mit Sitz und Stimme in der Innung, in eigener Behausung hinter dem Stuhle saß, sein muthwilliger Bube in die Kette griff, und er beim Wurfe des Schiffchens sein munteres Weib ansah und den säugenden Liebling. Nun hat er den Jungen in die Bewahranstalt gegeben, sein Weib dreht die Kurbel irgend einer Maschine und er ist Geselle geworden, kennt nur den Mitzinsmann und hockt mit hundert Leidensbrüdern bis in die späteste Nachtstunde in einem Walde von Stühlen, den — zum Ersatz der alten Freuden — die Gasflamme beleuchtet. Nun, er müßte sonst verhungern, meint Ihr. Wohl! und darum rathe ich ihm, Fabrikherr zu werden, oder Aktionär, oder der Sohn eines Mannes, der sein Einkommen hat und ihm die Regeln des Anstandes und des Billard im Blute vererbt.

Freundlicher haben sich die Verhältnisse jener Arbeiter gestaltet, welche die Maschine oder irgend einen Theil des Fabrikgeschäftes leiten und beaufsichtigen. Nicht immer stellen sich ihre pekuniären Vortheile mit jenen des Webers gleich, aber ihr Gewinn in Bezug auf persönliches Wohlbefinden ist unermeßlich; sie vorzugsweise genießen die Wohlthaten des Fabriksystems. Die mechanische Vorrichtung überhebt sie des zerrüttenden Aufwandes ihrer physischen Kräfte und verlangt dafür eine aufmerksame, genaue und verständige Fürsorge. Diese zahlreiche Klasse, wozu wir den Handwerksmann rechnen, welchem die Fabrik fortdauernde Arbeit, festen Lohn und nicht selten weitere Fortbildung statt des Zustandes einer unbestimmten Beschäftigung und eines vagen Verdienstes bietet, erscheint uns voll bessern Selbstgefühls, gebildeter, muthiger und strebsamer, als die entsprechende in andern Ständen. Der Schlosser der Maschinenfabrik, oder ein anderes Glied, das auf seine Verrichtung eine größere Achtsamkeit zu verwenden hat und eine gewisse Fertigkeit nicht entbehren kann, wird euch vielleicht durch den Umfang seines Gedankenkreises überraschen, jedenfalls durch das Ehrenhafte im Charakter, durch ein richtiges Urtheil und die Art und Weise befriedigen, wie er die erworbene Erfahrung zu verwerthen weiß. Das Glied einer ziemlich erzogenen Familie, in welcher sich Einfachheit und Natürlichkeit der Gesinnung und des Vergnügens durch Geschlechter fortpflanzt, steht er fest im Lebenssturm und wird auch bei einer weisen Benützung der Sparkasse dem herben Geschick entgehen, im Spital sterben zu müssen.

Keine Individualität des Fabrikwesens hat bei uns so schnell ihre Vollendung und völlige Durchbildung erreicht, als jene der Fabrikarbeiterin. — Die Stickerin und Nopperin, oder jene, welche die Wolle sortirt, deutet schon durch ihr Costüm an, daß sie an der äußersten Grenze des Mittelstandes stehe; es ist ein ungeziertes, nicht selten nettes Wesen, das mit großer Ungezwungenheit der Manieren und einer gewissen, nicht gerade gemeinen Tournüre, die Tugend einer Grisette vereinigt. Paul de Kock würde sie zum Gegenstand eines jener Kapitel wählen, die so angenehm eure Sinne beschäftigen, während ihr auf dem Sopha liegt und nichts denkt; er würde euch in das kleine Stübchen einführen, das sie in Gesellschaft der Mutter oder einer alten Tugendwächterin in irgend einer Vorstadt bewohnt; er würde euch die wenigen Geräthschaften mit Namen nennen und selbst das Fenster nicht vergessen, dem eine Schürze die Dienste der Festons erweist; er würde ihren leichten Sinn, die Wahl ihres Herzens schildern, zu der sie die Convenienz eben so wenig als eine eigennützige Vorausberechnung zwingt. Der kühne Sinn der Mädchen dieser Art, die als Eingeborne Brünns mit den Wendungen des Städtelebens zu genaue Bekanntschaft haben, um nicht mit Selbstvertrauen den Lebenskahn leiten zu können, unterordnet den physischen Vortheil, wo es sich um persönliche Selbstständigkeit handelt, und verzichtet gern auf die Bequemlichkeit, welche eine Dienstherrschaft gibt, wenn nur das Vergnügen des Abends und des Festtages zu eigenem Gebote steht. — Eine Stufe niedriger, und das Fabrikmädchen, das entweder nicht die Höhe des Verdienstes erreicht oder eine rauhere Beschäftigung hat, ist keine freundliche Erscheinung mehr; es ist ein armes Geschöpf, das sich in dem untersten Volksstande rekrutirt, durch Schmutz und die Aermlichkeit ihrer Kleidung abstößt und durch

die welke Jugend ihres Gesichts Euer Bedauern anspricht. Würde das schöne Fräulein, das mit so schmollendem Uebermuthe die neue Robe ordnet, wohl glauben, daß der Werth des Kleides, das es nach dem Balle wegwirft, ein menschliches Wesen ihres Geschlechts ein ganzes Jahr hindurch erhalten kann? Und doch ist dem so. Das Fabrikmädchen verwendet oft nicht mehr als 6 kr. C. M. für die tägliche Nahrung, und dies Monate, Jahre lang. Aber sein Geschick war von jeher so traurig; es hatte sehr arme Eltern, oder kannte sie nie; in einem Alter, wo dem glücklichern Kinde das heitere Blau des Frühlings zu seinen Spielen lacht, legte es die Wollflocken an die Spinnmaschine, und nun es größer geworden, bedient es diese selbst. Es miethet sich eine ärmliche Schlafstelle, und es wundert mich keineswegs, wenn Ihr Euch verachtend von seinen gemeinen Sitten und einer Lebensansicht abwendet, die Alles fürs Rechte hält, was Geld und Vergnügen bringt.

Uebergehen wir die Beziehungen des Fabrikarbeiters vom Lande, dem ein rüstiger Körper und der Umstand zu statten kommt, daß seine Bilanz sich durch das Uebernachten in der Werkstätte etwas günstiger stellt; doch wende ich den Verdacht von mir, als wollte ich dadurch behaupten, dieser Umstand könne ihm in jeder Hinsicht heilsam werden. Niemand weniger als ich hält die Fabrik für eine sittliche Erziehungsanstalt. Kehren wir unsere Blicke der düstern Partie des industriellen Lebens zu, dem Verwenden der Kinder in Fabriken. Wer die langen Debatten und den harten Kampf des britischen Parlaments in dieser heiligen Sache der Menschheit seit dem Jahre 1802 bis 1832 kennt, müßte mit Schaudern zurückbeben vor den Folgen der weißen Sklaverei und an jedem bessern Zustande verzweifeln, wenn nicht die begeisternden Worte eines Peel, O'Connel, Sadler ihn mit dem Genius der Menschheit versöhnten. Seien wir gerecht und gestehen wir zu, daß unser Fabrikarbeiter bei Weitem nicht die egoistische, brutale Härte hat, um jenen grausamen Einfluß auf das unter ihm beschäftigte Kind üben zu können, welche den Charakter des englischen Spinners so sehr schändet; doch schon in dem einfachen Thatbestande der Kinderbeschäftigung in der Manufaktur liegt so viel Zündstoff zu einer unheilbaren Brandwunde, daß die Betrachtung desselben die Brust des Menschenfreundes mit hoher Besorgniß füllt. Ich habe genugsam Vertrauen in das materielle Prinzip im Menschen, als daß ich nicht hoffen sollte, früher oder später werde dieser Zustand ein specielles Objekt der Gesetzgebung; auch gestehe ich gern, niemals lebhafter gefühlt zu haben, daß wir Männer des Gedankens und im Dienste der Idee mit der Glut unserer Worte und dem Farbenschmucke unserer Bilder dieß neue System der Arbeit in den Kreis allgemeiner Theilnahme zu übertragen und von dem kalten, herzlosen mechanischen Gedanken und seiner Berechnung zu emancipiren haben; und wenn nicht die Pracht und Macht der Industrie, ihre Paläste, die Masse und die Mannichfaltigkeit ihrer glänzenden Erzeugnisse, ihre wundervollen Maschinen, ihr Gigantenschritt, ihre Wohlthaten hinlänglich Zauber zur Erregung unserer Sympathie hätten, so seien es die gewaltigen Schlagschatten, die in das sonnige Gemälde fallen. Ich bin stolz darauf, der Erste in meinem Vaterlande zu sein, der öffentlich aufruft die Aufmerksamkeit, die Gerechtigkeit und das Erbarmen jener hochherzigen Männer, deren Menschlichkeit da einwirkt, wo die Kraft des Staates nicht zureicht. Ihr habt dem Stummen Sprache und Brod gegeben, das Kind von der Straße gehoben und ihm ein Obdach und Sicherheit zu seinen Spielen geboten; Ihr schützet die alte, gebrechliche Armuth vor dem kalten Froste des Winters: nun, so bettet auch das Kind warm, das dort an den Thoren der Fabrik die kühle Nacht hindurch kauert, oder sich die starren Glieder im Düngerhaufen wärmt, und dem Niemand die Schlafstelle geben will, weil sein ölgetränktes Gewand die Stube verpestet; bewahrt es vor sittlicher Verwilderung und der trostlosen Oede des Herzens; schützet es vor dem Unverstande und der Barbarei der Eltern, die ihr Heiligstes zur Revenüe herabgewürdigt!

Man würde sehr irren, wollte man die ungünstigen Verhältnisse des Kindes auf die Rechnung des Fabrikherrn setzen; das herbere oder freundlichere Loos des Kindes ist meist Angelegenheit zwischen demselben und dem erwachsenen Arbeiter; wo der Arbeitgeber dazwischen tritt, kann er dem Ersten nur als Wohlthäter erscheinen. So ist es in England. Und glaubt Ihr, daß unsere Manufakturisten weniger Bildung besitzen? Der Werkmeister nimmt in der Regel den Arbeiter auf; von ihm hängt sein Geschick ab; unter ihm arbeitet das Mädchen und der Knabe vom frühen Morgen bis in die späteste Nacht, und wenn auch die Beschäftigung an sich nicht anstrengend und für den Organismus des Kleinen zerrüttend ist, so wird sie es durch die Dauer und andere Einflüsse, besonders den Reiz des Lichtes bei der Nachtarbeit.

Dieß sind die Umrisse eines Gemäldes, das in seiner mannichfachen Gestaltung einen Totaleindruck darbietet, der im Einklang steht mit Luft und Farbe des Himmels und der landschaftlichen Umgebung. Aber wird sich nicht der Himmel trüben und stürmische Wolken jagen durch die blitzschwangere Luft? — Hoffen wir, die europäische Menschheit werde fortschreiten auf der Bahn der Eroberungen des Friedens.

O.

Sternberg, die Stadt der Weber.

(Mit einer Ansicht.)

Wenn wir uns dieser industriösen Stadt, diesem Lowell Mährens, von Olmütz aus nähern, werden wir durch die malerische Lage derselben und den wechselvollen schönen Styl der Umgebung entzückt. Wir haben an dem Abhange bewaldeter Höhen, — welche das mährische Hochland hier als die letzten Zweige gegen die March sendet und der Mensch geweiht hat durch kühnen Dom auf dem heiligen Berge, — eine herrliche, fruchtreiche Ebene durchgezogen, und finden uns nun in hohem Grade durch den Anblick einer Stadt überrascht, die, sich anlehnend an steil emporsteigende Höhen, und fast eingeschlossen von denselben, zu diesen hinaufragt; hier eine Häusergruppe bis in den Schatten der Waldung stellt, dort eine zweite über den baumlosen Hügel zieht, hier wieder die Oeffnung zur Ebene zur Aufstellung einer weiten Gasse benutzt. Aber nichts verkündet uns die Nähe eines Ortes, dessen Bewohner vorzugsweise durch die eigenthümliche Entwickelung ihres Gewerbbetriebes ein so hohes Interesse erwecken. Keine Symbole der modernen Industrie, keine rauchenden Obelisken, keine stattlichen, weitgedehnten Fabriksgebäude, keine düstern, von Kohlenstaub geschwärzten Straßen, keine Massen rußiger Fabrikarbeiter; nur die freundlichen, mit dunklem Schiefer gedeckten Häuser der Stadt, die eine gewisse Gleichförmigkeit, welche unsere Zeit liebt und fördert, als Charakter tragen, und über die, sonderbar genug, zwei sich gegenüberstehende Wartthürme wachen, verkünden uns eine moderne Stadt, in welcher die Macht der Industrie lebenskräftig und unablässig schafft und umwandelt. Die Idee des Werdens dringt sich uns hier besonders dann auf, wenn wir zwischen den ältern Gebäuden der Vorstädte mit ihrem für unsere Gebirgsstädte so bezeichnenden Giebeldache und den hölzernen Ladenfenstern bald da, bald dort ein neues hohes, lichtes Gebäude hervorwachsen und gleichsam gebietend über den niedern Nachbarn ragen sehen.

Ich glaube, es ist Lafayette, der Sternberg ein Labyrinth nennt, aus dem man nicht wieder hinaus könne; aber entweder rief die besondere Lage des Generals diese Bemerkung hervor, oder es hat eine neue Periode voll reger Thatkraft so Vieles verändert, daß wir mit Behagen durch die reinlichen, ziemlich regelmäßigen Gassen schreiten, doch auch hier, gegen unser Erwarten, mehr ein ländliches Stillleben, als den Charakter und das geschäftige, ruhelose Treiben einer industriellen Stadt erkennen. Wir vermissen die Bewegungen und Abenteuer des Straßenlebens, und sehen nur Frachtwagen die Stadt durchziehen, muntere Kinder in idyllischem Frieden ihre Spiele treiben, die Caffés leer und den Kaufmann ruhig in seiner Boutique; nichts stört uns in unserem Gang zu der schönen, doppelt gethürmten Kirche, welche über den Ort die Herrschaft theilt mit der nachbarlichen gewaltigen und durch ihre Geschichte ehrwürdigen Burgruine. Und wenn wir vollends die Anhöhe erstiegen und sich vor unsern Blicken ein Panorama eröffnet voll Mannichfaltigkeit, Ausdehnung und Pracht: vor unsern Füßen die Stadt, wie sie ihre Glieder anmuthig und durch die Natur der Gegend beengt, hier zwischen Saatfeldern dehnt, dort in der Waldung, hier in der Schlucht verbirgt; rechts aufstrebende, schön gekuppelte Gebirge und dann die weite, grüne Ebene mit den hellstrahlenden Seen, — wir haben das Jahrhundert und den Kampf seiner Industrie vergessen und schwelgen im Anschauen des herrlichen Gemäldes Gottes.

Und dennoch ist Sternberg trotz dieser äußern Ruhe einer der merkwürdigsten Punkte der gewerblichen Industrie im ganzen Kaiserstaate Oesterreich, ausgezeichnet durch die rastlose industrielle Thätigkeit seiner Bewohner, durch die Schönheit, Gediegenheit und Menge seiner Erzeugnisse, höchst interessant durch den eigenthümlichen Organismus seines Geschäftsbetriebes. Um jedoch diesen in seiner Bedeutung, seinen Verzweigungen und Ausflüssen umfassen zu können, müssen wie das Innere der Häuser kennen und hier in dem einförmigen Getön des Webestuhles die rege Emsigkeit, die Art und den Gang der Beschäftigung, die Quelle des Wohlstandes, des Elends und Siechthums beachten.

Die Weberei Sternbergs war schon in den 80ger Jahren des verflossenen Jahrhunderts bedeutend, und nur ihr und der gewerblichen Intelligenz seiner Bewohner verdankt es seine gegenwärtige Größe, den Flor seiner Manufaktur und das schnelle Wachsen seiner Population von 6000 auf mehr als das Doppelte. Diese ererbte und gleichsam historisch gewordene Beschäftigung ehrt die jetzige Generation durch den Eifer, mit dem sie sich derselben widmet, und die Strebsamkeit, mit der sie dieselbe auszudehnen und festzuhalt n strebt. Mehr als 1200 Meister und 800 Gesellen verwenden unablässig Zeit, Kraft und Kapital zur Erzeugung der schönen, preiswürdigen, berühmten Waare, die den Ruf ihrer Stadt begründet.

An der Spitze der besondern Verhältnisse des dortigen Geschäfts- und Gewerbbetriebes stehen die Fabrikanten oder Faktoren, wie sie sich nennen; es sind dieß keine eigentlichen Fabrikherren, die mit großem Kapital in ihren großartigen Etablissements die verschiedenen Stadien des Produktes leiten, sondern wohlhabendere Webermeister, die ihrem Erwerbszweige größere Ausdehnung zu geben gewußt, und außer ihrem Hause andere Meister oder Gesellen, sogenannte Hilfsarbeiter *) beschäftigen. Diese sind die eigentlichen

*) Es gibt in Sternberg nur eine Fabriksbefugniß, und selbst der

Weber, die vom Fabrikanten den Stoff erhalten, während dieser selbst mit den Vorarbeiten, Zurichten des Garns und der Baumwolle, mit dem Färben, der Uebernahme des fertigen Stoffes und seines Absatzes u. dgl. beschäftigt ist, und von allen Gliedern seiner Familie und dem dienenden Personale unterstützt wird, so daß fast die ganze Bevölkerung mittelbar oder unmittelbar die Weberei fördert. In seiner Wohnung hält der Fabrikant selten mehr als einen Webestuhl, welchen ein Geselle oder Lehrling leitet. Aber außer dem Hause sind, je nach Verhältniß seiner Kräfte, 20, 30, 50, 100 und mehr (doch vielleicht nur einmal 400) Stühle für seine Rechnung in Bewegung, und dieß nicht bloß auf dem Lande in der unmittelbaren Umgebung, sondern auch in den entlegeneren Gebirgsstädten, wie Bärn, Bautsch, Hof, Bensch ꝛc., die ihren größten Nahrungszweig durch Sternberg beziehen. Denn die industrielle Macht dieses Ortes besteht eben darin, daß es ein Centrum für die Baumwollweberei in einem Umkreise von 4 bis 5 Quadratmeilen zu bilden und einen großen Theil der 30,000 Menschen, welche diese Art der Weberei im Olmützer Kreise beschäftigt, mit in sein Interesse zu ziehen gewußt hat, so daß diese alle Phasen ihrer Manufaktur, den wachsenden Wohlstand oder die mißgünstigen Schwankungen in ihrem Betriebe mit zu empfinden genöthigt werden. Die größere Anzahl dieser Fabrikanten und die Besonderheit des Erwerbes hat eine größere Theilung des Vermögens und daher keine so gräulichen Kontraste des höchsten Elends zur Folge, welche wir in Fabrikstädten in der Regel treffen; der Mann mit einer halben Million ist hier selten, häufiger jener, der 100,000 fl. besitzt. Die letztere Summe mag auch für jene gelten, welche wöchentlich in Cirkulation kommt und etwa 5000 Stühle treibt.

Der **Fabrikant** hat die Sitte und die Gewohnheiten eines gehäbigen, fortwährend beschäftigten Bürgers, der den Mittelpunkt seiner Lebensgenüsse in der Familie sucht und findet; er hat die Welt gesehen, Manches erfahren, sich selbst gebildet; sein Gespräch unterhält und befriedigt durch den ernstern Gehalt, wie sein Charakter durch Biederkeit, Offenheit und edle, ungezierte Einfachheit; sein Gewerbe zwingt ihn, auf das Zeitereigniß zu achten und zu kombiniren; er spricht vom Fortschritt, und den Reicheren drängt der Ehrgeiz, die gemachten Erfahrungen und die glücklichen Erfolge seiner Thätigkeit im Aeußern zu verwerthen; daher die reinlichen, zierlichen und oft mit geläutertem Geschmack erbauten Häuser, wie man sie in keiner Stadt Mährens in solcher Anzahl vorfindet, daher aber auch der nicht selten verderbliche Luxus, welcher die geräumige Wohnung ziert, welche keine Rücksicht beschränken heißt, wie in Orten, wo sich die Bevölkerung in Masse zusammendrängt und die Bewohnung eines ganzen Hauses seltener wird. Der Wohlhabendere hat überdieß ein Sommerhaus, besucht das Casino oder am Abend oder Festtag das Kaffehhaus; er liebt den Glanz des Balles, während der minder Begüterte sich beim Biere unter Freunden vergnügt.

Die Schattenseite zu diesem Gemälde, dessen Vordergrund heitere, lebensfrohe Gestalten beleben, liefert das Leben und der Erwerb des »**Hilfsarbeiters**« oder **eigentlichen Webers**. In der Regel gleichfalls Meister, wie der »Fabrikant,« steht er in seinem Solde; er holt, wie schon gesagt, von diesem das Garn und liefert das fertige Produkt; er hat öfters mehre Gesellen und Lehrlinge, mit denen er den Lohn theilt; er bewohnt ein kleines, gleichsam nur provisorisch in die Schlucht oder auf den nackten Hügel gestelltes Gebäude aus vier Mauern und einem Dache über den Stühlen, die dasselbe füllen.

Sternbergs Weber verarbeiten größtentheils Baumwolle, dann Wolle und — etwa den zwölften Theil des Ganzen — Linnengarn und produziren die gangbarsten Stoffe aus weißer und gefärbter Baumwolle, Bettzeuge, Frauenanzüge, Sack-, Hals- und Kaffehtischtücher, Chacelet, Brillantin ꝛc. ꝛc. in großer Mannichfaltigkeit und geschmackvollen Mustern und Dessins, die größtentheils den Forderungen der Mode folgen. Ihr Werkzeug blieb bis in die neueste Zeit der gewöhnliche Webestuhl, und erst seit etwa 8 Jahren hat ein durch Reisen gebildeter Mann, Herr Karl Langer, den Jacquardstuhl eingeführt, der nun immer mehr Eingang findet. Herr Langer selbst hat mehre aufgestellt und erzeugt mittelst derselben eine schöne, besonders durch ihr Dessin ausgezeichnete Waare. Es ist dieß für Sternberg ein bedeutender Fortschritt, da es andererseits durch die mechanischen Hilfsmittel der Zeit eine größere Belebung seiner Industrie und eine weitere Ausdehnung seiner einförmigen Manufaktur kaum erwarten kann, da ihm das Element der Steinkohle eben so sehr abgeht, als, beim Mangel eines größern Flusses, die Wasserkraft. Es hat mehre Baumwollen-Niederlagen und bezieht dieselbe aus österreichischen und böhmischen Fabriken, doch auch aus dem Auslande, z. B. Elberfeld; seine Absatzörter sind ausschließlich im Inlande, und Sternberg hat darin auch eine feste Basis für seine Produktion, daß es alle Klassen der Gesellschaft, den ärmern Landmann, dessen Geschmacke es huldigt, eben so sehr als den reichen Städter, den es durch Solidität befriedigt, zum Konsumenten zählt. Der Fabrikant setzt seine Waare entweder im Orte selbst an Zwischenhändler ab, oder besucht die Brünner Märkte; und erst in neuester Zeit belebt ihn ein höherer Unter-

---

Besitzer derselben unterscheidet sein Geschäft nicht von dem Verfahren des Faktoren.

nehmungsgeist, daß er auf überseeischen Absatz über Triest denkt. — Bei dem riesigen Zeitstreben werden auch Sternbergs verständige Gewerbsmänner für die Früchte ihres Gewerbsfleißes neue Wege eröffnen, auf der Bahn der Concurrenz durch immer größere Anstrengung und die Tüchtigkeit ihrer industriellen Erfahrungen die Siegespalme und die nöthigen Ressourcen für augenblickliche Stockung zu erringen wissen und die hohe Stufe und die Blüte ihrer Manufaktur erhalten, deren sie sich jetzt erfreuen. D.

Glasgow.

Glasgow, diese große Fabrikstadt Schottlands, verdankt seine Blüte der Anwendung des Dampfes auf die Schifffahrt und Industrie. Vor 50 Jahren war Glasgow noch eine Provinzialstadt vom dritten Range. In dem letzten Jahrhunderte schon war der erfinderische und unternehmende Geist seiner Bewohner berühmt und die Einwohnerzahl stieg. Die Schotten zeichnen sich überhaupt durch Widerwillen gegen den Schlendrian aus. Die Bewohner von Glasgow nehmen daher ohne Zögern, selbst ohne sich lange zu bemühen, sich Rechenschaft darüber abzulegen, jede neue Erfindung an; sie nahmen deßhalb auch schnell das neue Verfahren des James Watt an, und der Erfolg dieser Neuerungen überstieg ihre Hoffnungen. Von allen Seiten erhoben sich neue Fabriken, in welche eine Bevölkerung von Arbeitern strömte, die ihren Unterhalt von diesem Dampfe zogen, der ihnen im Anfang als ihr Feind geschildert worden war, welcher ihnen Hungersnoth bringen würde. In der Zeit von 50 Jahren sah Glasgow in unerhörtem Verhältniß seine Bevölkerung von 40,000 auf 220,000 steigen, und jetzt ist die Stadt nach London die wichtigste im vereinigten Königreich. Die Bevölkerung von Glasgow und seines industriellen Weichbildes, zu dem wir Paisley, eine Stadt mit 60,000 Einwohnern, Renfrew, Dumbarton, Lanark, Port Glasgow und Greenock rechnen müssen, beträgt beinahe 450,000 Seelen. Auch bemerkt man in der Umgegend von Glasgow und in der Stadt selbst weit mehr Leben und Bewegung als in Edinburgh. Es ist hier in verjüngtem Maßstabe das Leben und Treiben Londons. Uebrigens besteht auch eine Aehnlichkeit zwischen der Lage der beiden Städte, die beide an einem schiffbaren Strome liegen, an dessen Ufern bis mitten in die Stadt eine dreifache Reihe von Schiffen von jeder Größe und Nation liegt. Die handeltreibenden Theile von Glasgow, wie die City in London, befinden sich in Osten und die neuen Theile in Süden und Westen. Die Clyde hat allerdings nicht den Umfang der Themse, aber sie ist von herrlichen Kais eingefaßt, welche London beneiden muß. Diese Kais sind mit mehren Reihen von Bäumen bepflanzt und in gewissen Entfernungen stehen elegante Schoppen, welche als Waarenniederlagen dienen. Auf diesen Kais herrscht eine unglaubliche Lebendigkeit; Matrosen, Taglöhner, Reisende kommen, gehen, bleiben stehen, fragen und schließen Käufe ab; Waaren aller Art werden ein- und ausgeschifft; das Holz der Inseln, die Theekisten, die aus China kommen, die Ballen indischer Tücher und die ungeheuern Baumwollenballen aus Nordamerika, welche man von den kürzlich angekommenen Schiffen ans Land schafft, kreuzen sich mit dem Eisen, dem Tuche, der Leinwand und andern Stoffen des Landes, welche man auf die Schiffe bringt. Alle diese Thätigkeit geht ohne die mindeste Unordnung und besonders ohne Tumult vor sich. Die Leute sind ernst, vielleicht eben weil sie beschäftigt sind, kaum hört man hier oder da den Gesang eines jovialen Matrosen oder das Geschrei, das die an der Beladung der Schiffe beschäftigten Leute im Takt ausstoßen.

Aber gehen wir zum Ursprung dieser Bewegung, zu der Quelle dieser Reichthümer zurück, besuchen wir die Fabriktheile der Stadt, treten wir in eine der ungeheuern Baumwollenfabriken, die jedes Jahr so viele bedruckte Zeuge liefern, daß drei Viertel der Schotten damit bekleidet werden könnten. Man denke sich irgend ein großes Kastell des Mittelalters, irgend einen jener plumpen und geräumigen Baue mit großen, nackten Mauern und kleinen Schießscharten, an den Seiten mit Thürmen von röthlichen Backsteinen, die am Fuße bisweilen 30 Fuß im Durchmesser haben und 250 Fuß hoch sind. Diese hohen Thürme sind nichts anderes als Schornsteine, und deren gibt es in Glasgow und dem Weichbilde einige hundert. Die Garnison dieser Citadellen besteht aus 150 immer in Bewegung befindlichen, aber doch sehr schweigsamen Unglücklichen, den Fabrikarbeitern. Jeder hat seine Beschäftigung; diese zuerst, die Heizer, leben in Gewölben unter dem Gebäude, die man für Luftlöcher der Hölle halten könnte, und sie verbringen ihr Leben damit, ungeheure Oefen zu speisen. In ungeheuern Kesseln auf diesen Oefen kocht das Wasser, dessen Dampf die Stangen der Maschinen in Bewegung setzt; die Mechaniker, die Gefährten der Heizer, bewegen sich mitten unter diesen Maschinen, deren lebendige Federn sie zu sein scheinen; ihnen ist die geringste Unachtsamkeit verboten, und sie würden auf der Stelle mit dem Tode bestraft werden. Diese Oefen und diese Maschinen sind das Herz der Fabrik. Von hier geht das Leben aus, das sich nach allen Theilen der Anstalt verbreitet. Der Dampf treibt einen sich drehenden Baum, der sich perpendikulär bis in das 10te Stockwerk erhebt; in jedem dieser Stockwerke greifen Räder in die Zähne ein, mit denen dieser Baum versehen ist, und treiben eben so viele Maschi-

nen, deren jede für eine gewisse Art der Arbeit bestimmt ist. Die eine, die des zehnten Stockwerkes, ergreift die Baumwolle in den Ballen, reinigt sie und breitet sie in dünne Schichten, wie Watte, aus, welche man zwischen zwei Stoffe legt; diese dünnen und breiten Baumwollenblätter fallen in blendenden Cascaden auf die tausend Zähne der Krempelmaschine, welche in dem neunten Stockwerke steht. Diese Maschine kämmt die Baumwolle und theilt sie in Streifchen oder Bänder, welche die Maschine des achten Stockwerks aufnimmt und in Schnüre dreht; diese Schnüre werden in Faden von gleicher Dicke getheilt und auf unzählige Spindeln gebracht, deren jede durch die Maschinen der folgenden Stockwerke eine unglaublich schnelle kreisförmige Bewegung erhält. In jedem der drei untern Stockwerke stehen 60 Webstühle, die alle durch denselben Mechanismus bewegt werden. Jeder dieser Webstühle arbeitet wie ein geschickter Arbeiter, wirft das Schiffchen, kreuzt die Faden der Kette, zieht die Faden des Einschusses zusammen und wickelt den Stoff wie er fertig ist, auf eine Rolle. Ein Arbeiter, meist ein Kind, beaufsichtigt 10 dieser Stühle, von denen jeder des Tages 30 Ellen Zeug liefern kann, was jährlich, zieht man 65 Feiertage ab, 90,000 Ellen auf den Stuhl gibt. Kommt einer dieser Stühle in Unordnung, verwirrt sich das Schiffchen oder wird es leer, reißt der Faden oder ist das Stück fertig, so berührt der Arbeiter eine Feder, und alle Bewegung dieses Stuhles hört auf, bis die Sache wieder in Ordnung gebracht ist. Durchwandern wir die ungeheuern Säle des Nebengebäudes; das Zeugstück, das eben gewebt wurde, wird hier appretirt, weiterhin geräth es unter die Schrauben und Pressen der Druckmaschine, und mit einem Male können entweder mittelst absorbirender Dinge, die auf eine gleiche Farbe gebracht werden, oder mittelst Farben auf einen weißen Stoff 15 bis 20 Stücke fleckenlos gefärbt werden. In einem Gebäude nahe an der Fabrik werden endlich die gedruckten und getrockneten, durch eine andere Vorrichtung zusammengelegten Stücke durch eine sinnreiche Anwendung der Luftpumpe auf den möglichst kleinsten Umfang zusammengedrängt. Hier nimmt sie nun der Handel in Empfang, um sie an das Ende der Welt zu schaffen, wo sie den Deportirten von Botanybai, den Insulaner von Neuseeland oder die Neubekehrten von Otaïti und den Sandwichinseln kleiden. Das Leben, welches der Dampf dem ganzen Fabrikwesen gibt, läßt sich nicht beschreiben. Er ist das Princip jeder Handlung, das die Maschinen in Bewegung setzt, die Ballen und Stücke transportirt, die Hebel hebt, die Schrauben treibt, und Alles ohne Verwirrung, mit einer Ordnung und einer Geschicklichkeit, welche dem verständigsten Arbeiter Ehre machen würden. Der Dampf ist aber auch eigentlich nur die durch den Menschen bezähmte und geregelte Kraft; er ist der stärkste und gehorsamste seiner Diener, ein Sklave, der weder Leidenschaften, noch Launen, noch faule Augenblicke kennt, dem man die möglichst höchste Summe der Intelligenz geben und die vollkommenste Ordnung auferlegen kann, nämlich die Intelligenz, welche auf der Wissenschaft beruht, und die Ordnung, welche aus der Berechnung erfolgt. Glasgow besitzt 20 Baumwollenfabriken oder cotton mills, wie die eben beschriebene; auch die Zahl der Fabriken leichter Stoffe ist sehr bedeutend. In einigen macht man durch den Dampf broschirte Musseline. Glasgow verfertigt ferner Tuch, Wollenmusselin, Tartans und grobe Leinwand, die auf den französischen Märkten 20 pCt. billiger verkauft werden können, als die gleichen französischen Fabrikate. Glasgow, der beste Hafen im Norden des vereinigten Königreichs, war vor Allem eine Handelsstadt, bis sie durch die Erfindung des James Watt zu einer Gewerbsstadt des ersten Ranges gemacht wurde, und in weniger als 50 Jahren, wie wir erwähnt haben, die Zahl ihrer Bewohner von 40,000 auf 220,000 steigen sah. Dieses letztere Resultat ist gewiß wunderbar.

Pennant, der Glasgow 1769 besuchte, erzählt, diese Stadt sei von allen Städten des zweiten Ranges, die er gesehen, eine der am besten gebauten. Zu Ende des vorigen und im Anfang des jetzigen Jahrhunderts wurde ihre Ausdehnung wahrhaft wunderbar; zwei große neue Städte, eine in Norden, eine andere in Westen, schlossen sich der alten Stadt an; die eine, die westliche, war die Handelsstadt; die Kaufleute hatten dort nur ihre Komptoirs und Fabriken und ließen sich besonders in dem westlichsten Theile dieser neuen Stadt nieder. Die Stadt im Norden, am Abhange mehrer nach Süden geneigter Hügel, war die aristokratische. Hier ließen sich Diejenigen nieder, welche ihre Schäfchen ins Trockene gebracht, die Professoren und der Adel aus der Umgegend. Die großen Handelsherren hatten da ihre Häuser, in denen sie Abends von den Anstrengungen in der Fabrik und dem Komptoir ausruhten. Ein Theil der westlichen Stadt, dem Flusse zunächst, wurde auch von den Schiffern, von den Schifffahrtsbeamten und dem Hafenpersonal bewohnt. Die alte Stadt erhebt sich amphitheatralisch am Hange eines in Osten von der Fabrikstadt gelegenen Hügels. Die meisten Häuser in den engen Straßen, die sich auf dem Gipfel des Hügels gruppiren, haben Vorsprünge, sind theils sehr alt und scheinen durch ein Wunder auf ihrem schmalen, wurmstichigen Grunde erhalten zu werden; die Kathedrale, das Stadthaus und die Universitätsgebäude ragen stolz mit ihren imposanten Massen darüber hinweg. Da Glasgow durch seinen Handel mit allen Weltgegenden in Verbindung steht, so sind die naturhistorischen Sammlungen sehr merkwürdig und voll-

ständig. Sie sollen einen Werth von 120,000 Pfund Sterl. (d. i. 1 Mill. 129,000 fl. C. M.) haben und sind die erste Merkwürdigkeit Glasgows. Unter den Arkaden des Stadthauses, der Reiterstatue Wilhelms III. gegenüber, öffnet sich der ungeheure Saal des Tontine-Kaffehhauses. Dieser 80 Fuß lange und 40 Fuß breite Saal ist gewölbt und sieht wie eine bewohnte Kirche aus. Rund herum stehen Tischchen mit Zeitungen, Journalen und Broschüren aus allen Ländern Europas, aus Süd- und Nordamerika, aus China und Botanybai. Das Tontine-Kaffehhaus gleicht deßhalb mehr einem Lesezimmer als einem Kaffehhause; die Kaufleute der Stadt kommen da zusammen, um von Geschäften und Politik zu sprechen, und jeder Fremde wird auf sein Ansuchen zugelassen. Die Broschüren und Berge von Journalen stehen ihm unentgeldlich zur Disposition. Die königliche Börse hat eine ähnliche Einrichtung. Die großen Säle dieses ungeheuern Gebäudes sind mit allen Zeitschriften versehen; die jüngsten Neuigkeiten aus dem Handel und der Schifffahrt werden von Stunde zu Stunde da angeschlagen; jeder anständig gekleidete Fremde hat Zutritt. Hier, wie in dem Tontine-Kaffehhaus, trifft man die verständigsten und gebildetsten Männer des Kaufmannsstandes. Das Stadthaus liegt am Nordostende der Trongate-Straße, die 80 bis 90 Fuß breit und fast Dreiviertelstunden lang ist. Sie läuft parallel mit der Clyde zwischen diesem Flusse und der neuen Stadt, und ist ihrer ganzen Ausdehnung nach mit Trottoirs versehen. In ihr herrscht das lebendigste Handelstreiben. Auch die Volksmenge, welche sich in derselben bewegt, vermehrt die Lebendigkeit. Es sind Bauern in mannichfaltiger Tracht, Bergbewohner im Tartan, hochländische Soldaten, Frauen von Glasgow in carrirten Zeugen von verschiedenen Farben, Hafenarbeiter, Kaufleute, Tagelöhner, Bürger, die alle geschäftig hin- und herlaufen.

Glasgow hat ohne Zweifel nicht gleichen Anspruch wie Edinburgh auf den Namen einer gelehrten und literarischen Stadt; doch ist sie, ob sie sich gleich ausschließlich mit der Industrie und dem Handel zu beschäftigen scheint, eine der Städte Großbritanniens, wo die Bildung am verbreitetsten vorkommt. Es dürfte schwerlich Jemand geben, der nicht wenigstens lesen könnte, und dieß ist eine Folge der vielen Freischulen in der Stadt. Diese Schulen belaufen sich auf etwa 40, und einige derselben enthalten bis hundert Schüler. Die meisten besitzen dabei kleine, sehr gut gewählte Elementarbibliotheken. Man hat hier zu bemerken geglaubt, daß jemehr der Verstand der Arbeiter 2c. gebildet wurde, sie um so besser wurden. Eine interessante Statistik hat dargethan, daß jede Schule, die errichtet wurde, in weniger als 10 Jahren 40 bis 50 unglückliche junge Leute den Deportations-Colonien entzog, und man vervielfältigte deßhalb die Zahl der Schulen. Die Thatsachen blieben fortwährend in Uebereinstimmung mit der Theorie. Trotz wiederholten Handelskrisen und Stockungen in den Fabriken hat die Zahl der Verbrecher in Glasgow nicht nur nicht zu-, sondern in bedeutenderem Verhältniß, als in dem ganzen übrigen Schottland abgenommen. Man hat gesagt, der Engländer werde durch die Gewohnheit, der Schotte durch die Leidenschaft und die Ueberlegung und der Irländer bloß durch die Leidenschaft regiert, und so weit unsere Beobachtungen reichen, ist diese Bemerkung in Bezug auf die Einwohner Glasgows richtig. Man erkennt auf den ersten Blick die merkwürdige Thätigkeit und den Unternehmungsgeist, die sie beleben, wie zu gleicher Zeit ihre Ausdauer und ihren gesunden Verstand. Die Ausdauer und der gesunde Verstand sind das Resultat der Ueberlegung; die Kühnheit und die Thätigkeit sind dagegen Sache der Leidenschaft.

St. Etienne.

Merkwürdig ist diese französische Stadt, ihrer Eisen- und Stahl-Industrie, ihrer Eisenbahn und ihres gesellschaftlichen Lebens, vorzüglich aber ihrer Bandfabrikation wegen.

Es gibt beim Putze der Frauen nichts Einfacheres, nichts Anmuthigeres, nichts Frischeres, nichts Leichteres, als ein Band. Ein Band wird in das Haar gesteckt; es nimmt tausend reizende Gestalten an einem Hute an; es ist der Glanz, die Anmuth eines Kleides; es bindet einen Strauß; es verbirgt sich in den Falten eines Mantels. Seine Farben sind so lebhaft, seine Schattirungen so zart, daß man sie durch Berührung zu verderben fürchtet; es scheint an den Fingern eine glänzende Spur zurückzulassen, wie ein Schmetterlingsflügel.

Das fertige Band ist durch sehr viele Hände gegangen, und von dem, der die Seidenraupe erzieht, bis zu dem Arbeiter, der ihm die letzte Vollendung gibt, und der Modehändlerin, die es verwendet, haben zwanzig verschiedene Beschäftigungen dazu mitgewirkt, es mag nun die Elle 5 Sous oder 5 Franken (5 1/4 kr. oder 1 fl. 55 kr. C. M.) kosten. In jeder Werkstatt ist etwas anderes mit ihm vorgenommen worden und hat es eine andere Gestalt angenommen. Wenn man den Preis der Seide, den Lohn eines ganzen Arbeitervolkes, den Vortheil des Kaufmanns und der Modehändlerin berechnet, so ist es zu verwundern, daß die Bänder so wohlfeil sind. Schon im 16. Jahrhundert wurden in der Provinz Forez (Departement Loire), in der Gegend des jetzigen St. Etienne, Seidenbänder verfertigt; mit dieser Fabrikation wollte es aber lange nicht fort, und sie blieb auf demselben Punkt, bis zur

Zeit Ludwigs XIII. und Ludwigs XIV. Dazumal kannte man nur eine Art Stühle, auf denen man schöne, goldbroschirte Bänder verfertigte. Sie waren daher nur das Vorrecht der obern Klassen, denn die Bänder standen in hohem Preise, und ihre Fabrikation ging sehr langsam. Ein Mechanikus von Zürich, dessen Name gegenwärtig vielleicht vergessen ist, erfand endlich das Mittel, auf einem Stuhle mehre Stücke auf einmal zu verfertigen. Dugas, ein Kaufmann in Saint Chamond (im Bezirk Etienne), machte in Frankreich kurz vor der ersten Revolution den ersten Versuch mit diesem neuen Fabrikationssystem, aber nicht mit dem Erfolge, den man davon hoffen durfte. Die Fabrikanten und Arbeiter verbanden sich gegen diese Neuerung, die sie stürzen müsse, wie sie sagten. Auf einem Züricher Stuhle liefert ein Mann in einem Tage mehr, als auf dem alten Stuhle in einem Monat geliefert werden konnte. Die Ersparniß, die man an den Kosten des Arbeitslohnes erhielt, mußte nothwendig den Preis des Zeuges herunterdrücken, dem Verbrauche aber auch neue Abzugswege eröffnen. Das wollte Niemand einsehen. Die Regierung kam der Kurzsichtigkeit der Arbeiter und Fabrikanten zu Hilfe und setzte Prämien für die Einführung der neuen Stühle aus. Nach 20 Jahren hatte sich durch die Einführung dieser Stühle die Einwohnerzahl von St. Chamond verdoppelt. Wer in der Revolutionszeit durch St. Etienne kam, sah da nur einen elenden, schmutzigen, schwarz geräucherten Flecken, den er jetzt nicht wieder erkennen würde, denn aus ihm ist eine ansehnliche Stadt mit fast 40,000 Einwohnern geworden, die großentheils von der Bandfabrikation leben. Diese merkwürdige Veränderung hat St. Etienne vorzüglich dem Zürich'schen Webestuhl zu verdanken.

Die Franzosen haben es gar gern, wenn man ihr St. Etienne mit Birmingham, Liverpool und Manchester vergleicht. Dazu gehört aber französische Eitelkeit und Verblendung, denn St. Etienne mit seinen 40,000 Einwohnern, ist selbst in industrieller und merkantilischer Hinsicht nur ein Diminutivum jener britannischen Großstädte, wo 142,000, 238,000 und 189,000 Einwohner sich zusammendrängen, wo Industrie, Land-, See- und Welthandel in wahrhaft kolossalem Maße getrieben werden. St. Etienne läßt sich mit jenen Städten ungefähr so vergleichen, wie seine brüchige Eisenbahn nach Lyon und deren Pferde-Spedition mit der Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester, Liverpool und London. Mit kleinen englischen Fabrikstädten dritten Ranges hat St. Etienne schon mehr Aehnlichkeit, denn da ist derselbe Lärm, derselbe rasche Umtrieb, dieselbe Thätigkeit, derselbe Reichthum und Luxus und dasselbe Elend. Vieles Englische findet man da: Eisenbahn, Dampfmaschinen, Seidenmanufakturen, Hochöfen, Hammerwerke, Steinkohlengruben. Man kann drei Monate da leben, ohne die Sonne zu sehen, und dabei taub werden. In den andern industriellen Städten Frankreichs, in Lyon, in Nimes, in Rouen, in Lille, ist man doch noch in Frankreich. Es gibt dort Gesellschaften, Schauspiele, Museen, Promenaden, müßige Leute, faule Bürger, träge Geister, man kann darauf rechnen, wenigstens sorglose Kinder, junge, verliebte Herren und kokette Frauen zu sehen. In St. Etienne aber sucht man nach alle dem vergebens. Frauen, Kinder und Greise sind wie gar nicht da, man sieht nur Arbeiter und Kaufleute. Es gibt keine andern Gesellschaften, als Handels- und Aktiengesellschaften. Die Zeit ist den Leuten ein Kapital, dessen Werth man zu hoch achtet, als daß man es nutzlos in müssigen Konversationen verschwendete. Hier kennt man nur den mathematischen Theil des Lebens, den, welcher sich nach Gelde berechnen läßt. An andern Orten baut man Häuser, um sie zu bewohnen; hier sind alle Häuser Werkstätten. Man wohnt, wo es eben angeht, im Hofe oder unter dem Dache. Man hat überdieß eine ganz eigenthümliche Miethart erfunden; man miethet kein Zimmer, sondern ein Fenster, ein Webestuhl braucht nicht viel Plaz, aber viel Licht. Der arme Arbeiter miethet einen Sonnenstrahl. All dieß engherzige, nur auf Fabrikation beschränkte Wesen unterscheidet St. Etienne vorzüglich von jenen großen englischen Fabrikstädten, die auch durch ihre herrlichen Anstalten und Sammlungen für Wissenschaft, Literatur, Kunst und geselliges Leben ausgezeichnet sind.

Es ist recht interessant, in St. Etienne eine Bandfabrik zu besuchen. Da tritt man in einen sehr großen, rechts und links von Fenstern in gleicher Entfernung durchbrochenen Saal; an jedem steht ein Webestuhl, eine schwere Maschine, beladen mit Eisen und Seide. Wenn die Arbeit beginnen soll, kommt von der Zimmerdecke ein langes, dünnes und durchsichtiges Netz in den Farben des Regenbogens herunter. Dieß sind die Einschlagfäden des künftigen Bandes nach seiner Länge. Zwölf dieser Einschläge werden oft wie zwölf leuchtende, farbige Säulen auf dem Webestuhl ausgespannt. So wie Alles in Ordnung ist, und dieser sich in Bewegung setzt, kommt ein zarter Seidenfaden, der die Fäden des Einschlags sucht und sich mit ihnen auf tausendfach verschiedene Weise verschlingt, dieß ist der Aufzug oder der Zettel. Ist der Webestuhl in Bewegung, so klingt es fast, als schlage der Hammer auf den Ambos, und zwanzig zugleich arbeitende Webestühle in einem Saale machen einen Lärm, als würde eine eiserne Rüstung geschmiedet, und doch handelt es sich nur darum, Seidenfäden mit einander zu verschlingen. Bei der ersten Bewegung des Arbeiters bekommt der Stuhl gleichsam Leben, die Räder laufen um, die Einschlagfäden kommen herab und der Zettelfaden schlüpft mit seinem Schiffchen zwischen durch, rechts und links; der Arbeiter steht

aus, als mache er ein militärisches Manöver, so genau und taktmäßig ist er in seinen Bewegungen. Man gebe nun genau auf die Stelle Acht, wo der Zettel mit dem Einschlag zusammentrifft und sich mit ihm verschlingt. Man sollte glauben, hier arbeite eine Fee, denn in einem Augenblick entsteht da die lieblichste Bildung, voll Farbenschmelz und Glanz. Welche unsichtbare Hand hat diese Figuren geschaffen? Stickt die fleißige Nadel einer Zauberin dieses Gewebe in dem Maße, wie es fertig wird? Es ist ein Geheimniß. Bald entsteht ein grüner Zweig, Blätter schlüpfen aus, erst ganz zart, dann immer stärker. Dort sieht man Blumenknospen aufblühen, lebhafte Farben werden mild oder verschwinden fast ganz, gehen in andere über oder verwaschen sich mit ihnen zu den anmuthigsten Schattirungen. Jeder Schlag des Webers verlängert das Band um die Stärke eines Fadens, und doch hat, wenn ein Tag vorbei ist, ein einziger Webestuhl mehr geliefert, als die Damen in einer Winternacht bei dem glänzendsten und zahlreichsten Balle Bänder auf die Kleider und Hüte brauchen. Wenn ein Faden, ein fast unsichtbarer und so zu sagen unfühlbarer Seidenfaden zufällig reißt, so bleibt der Stuhl wie von selbst stehen, denn der Arbeiter kann es unmöglich bemerkt, höchstens an der Bewegung des Schiffchens errathen haben; er bückt sich dann über seinen Stuhl und knüpft den zerrissenen Faden wieder zusammen. In demselben Augenblick setzt sich die Maschine wieder in Bewegung, und die Arbeit geht weiter. Gewisse Bänder werden auf dem Lande auf Stühlen zu einem Stücke verfertigt. Das sind die alten Stühle, von denen wir gesprochen haben, und welche in dem hohen Gebirge von Forez eine Zuflucht vor den Züricher Stühlen suchten. Die Bänder, welche auf diesen Stühlen verfertigt werden, haben weder den Glanz, noch die Zartheit, noch die Anmuth der in der Stadt gemachten; es sind Bauerbänder.

Mit dem Weben ist es aber noch nicht gethan; um ein schönes Band fertig zu machen und dem Fabrikanten überliefern zu können, müssen noch eine Menge Arbeiter und Arbeiterinen zusammen wirken, wie denn auch vor dem Weben die Seide gewunden, gefärbt, gezettelt und geweift werden mußte. Aus den Händen des Wirkers geht das Band noch in die der Abschneiderin, der Auszupferin, des Glätters, des Druckers, des Moirenrs ꝛc. Die Auszupferin säubert es von allen anhängenden kleinen Faden und Flocken, der Cylindreur läßt es zwischen seinen engen Cylindern durchgehen und gibt ihm dadurch den Glanz; der Chauffreur modellirt es und vom Moireur erhält es seine schöne Wässerung. Die bei der Zubereitung der Seide und Verfertigung der Bänder verwendeten Frauen und Mädchen bilden eine zahlreiche Klasse, welche in verschiedene Stämme zerfällt, deren jeder einzeln seine Industrie betreibt; jeder Stamm hat seine eigenen Sitten und sein eigenes Wesen. Zur Essenszeit verlassen alle die Werkstatt und zerstreuen sich in den Straßen und Pläzen der Stadt. Es gibt dann ein Gesumme wie in einem Bienenstocke. Die volkreichsten und lärmendsten Straßen von Paris können keine Idee von diesem lebenvollen und pitoresken Schauspiele geben. Der Anblick selbst ist voll Leben und Bewegung und nicht ohne Interesse. Die meisten dieser Frauenzimmer haben zum großen Theile die Tracht ihrer Großmütter beibehalten; sie tragen ein rundes Häubchen ohne Kinnband, ohne Tülle, ohne Stickerei, ein Kleid von geblümtem Kattun, das unter dem Busen fest zusammengehalten wird und an den Hüften sehr weit ist, eine farbige Schürze und ein Halstuch. Dazu denke man sich dicke, runde, rothe Gesichter, schwarze Augen und ungeheure Füße. Alles dieß sieht auf den ersten Anblick sehr gleichförmig aus, aber mit etwas Aufmerksamkeit entdeckt man endlich die verschiedenen Charaktere, welche die einzelnen Corps von einander unterscheiden.

Die Anzettlerin (ourdisseuse) hat ein lebhaftes Auge und einen ziemlich gewandten Fuß; sie liebt die prahlenden Farben, trägt die Nase hoch und immer schwebt ein Lächeln um ihre Lippen. Geht man an ihr vorbei, so wird man mit Seidenflocken bestreut und sie lacht laut darüber; ehe man sich von seinem Erstaunen erholt, ist sie verschwunden. Die Spulerin (devideuse) ist fromm; sie trägt aus Bescheidenheit eine lange Spitze an ihrem Häubchen; sie zieht dunkle Farben vor, geht gesetzt einher, schlägt, wenn man sie ansieht, die Augen nieder und erröthet. Die Zusammenlegerin oder Seidenfalterin (plieuse) ist die große Dame; sie hat nicht das zurückhaltende Wesen der Spulerin, noch das Duftige der Anzettlerin. Sie schreitet leichten, wenn gleich stolzen Schrittes einher; etwas Luxus steht ihr nicht übel. — Die Auszupferin (emoucheleuse) sieht demüthiger aus und trägt sich einfacher. Man erkennt leicht, daß sie arm ist, kommt aber eine noch geringere, so wird sie sich stolz emporrichten. — Von den Beschäftigungen der Männer ist noch Manches zu sagen. Der Wirker oder mene-barre hat die alten städtischen Gewohnheiten beibehalten. Er hat Brüderschaften, Kapellen, Fahnen, einen Schutzpatron in dem Kalender und einen Festtag im Jahre, doch besitzt er nicht die Unruhe des Lyoner Arbeiters. Ist sein Stuhl im Gange und die Seide gut, so wird man ihm schwerlich einreden, es sei nicht Alles gut in Frankreich. Feiert aber sein Stuhl, reißen die Fäden seiner Seide zu oft, dann murrt er und leiht allen denkbaren Einflüsterungen sein Ohr. Er liest dann die Zeitungen und redet von Politik. Seine Meinung von den Angelegenheiten der Welt hängt stets von dem Zustande seines Stuhles und von der Beschaf-

fenheit der Seide ab, die man ihm gibt. Uebrigens hat er sich selbst in seinem größten Zorne immer sehr friedlich gezeigt. — Der **Zeichner** ist eine wichtige Person. Er entscheidet über den Geschmack und die Moden der Saison. Er nimmt den Namen eines **Künstlers** in Anspruch, um sein unordentliches Leben zu rechtfertigen. Er raucht, er besucht die Kaffehhäuser, er sucht Abenteuer. Er sieht muthig und entschlossen aus, verachtet das Geld und bringt es mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit unter die Leute. Er hat Schüler und bildet eine Schule; in jeder gelten verschiedene Grundsätze, welche die Schüler unter einander mit Leidenschaft und Heftigkeit vertheidigen.

Noch höher als der Zeichner steht der **Fabrikant** oder **Negotiant**, der alle diese Leute bezahlt. Man kann ihn wie einen großen Herrn ansehen. Die Fabrikanten zerfallen aber in zwei ganz verschiedene Klassen. Die von altem Schrot und Korn sind immer Kirchenvorsteher, haben im Chor ihrer Pfarrkirche einen mit Sammt beschlagenen Sitz, hören regelmäßig alle Sonntage ihre Messe und Predigt, gehen nie in ein Kaffehhaus und gleichen in Allem gar sehr den wackern Bürgern in Deutschland, den braven Handelsleuten des Mittelalters in Nürnberg und Augsburg. Er hängt fest an seinen Vorrechten und fügt seinem Namen den eines Landgutes oder kleinen Grundstückes bei, um ihm einen adeligen Klang zu geben. Manche kaufen darum mit schwerem Gelde einen Acker Landes, dessen Benennung dann hinter ihrem Namen, mit dem bezeichnenden de (von) klingt, wie eine große Herrschaft. Er strebt nach den Ehrenstellen im Rathe und legt stolz bei großen Gelegenheiten die stadträthliche Schärpe um. Die Jüngern dieser Klasse haben die ganze Lebendigkeit und Thätigkeit, aber auch die Oberflächlichkeit der neuern Zeit. Sie sind kühn, klug, unternehmend. Sie haben Reisende auf allen Straßen und in allen Theilen der Welt. Sie haben einen Zirkel gestiftet, gleich den englischen Klubbs, wo man alle Journale hält, von wo alle Neuigkeiten ausgehen, und wo man alle Angelegenheiten bespricht.

Die Bandmanufakturen beschäftigen in St. Etienne und der Umgebung 27,500 Männer, Weiber und Kinder. Die verbrauchte Seide beläuft sich auf 5750 Ballen, durchschnittlich von 70 Kilogramm (125 Pfund), und hat, das Kilogramm zu 58 Frank gerechnet, einen Werth von 23 Mill. 385,600 Franks. Der Arbeitslohn, die Zinsen des Kapitals und der Gewinn der Fabrikanten wird auf 3/5 des Urstoffes oder 14 Mill. 31,390 Franks angeschlagen, was also im Ganzen einen Werth von 37 Mill. 416,960 Franks gibt. Die Bänder werden auf dreierlei Stühlen gemacht, und jede Stuhlart liefert verschiedene Bänder; es gibt etwa 18,000 unterschächtige Stühle auf dem Lande, 550 oberschächtige und 5000 sogenannte Stangenstühle, wovon 1225 Jacquardstühle sind. Man berechnet die Fabrikation auf 350,000 Ellen Band täglich; sie wird von 200 Fabrikanten und 500 Kommis geleitet.

Industrie-Ausstellungen.

Da die Redaktion des Pilgers oder Wanderers mit besonderer Aufmerksamkeit jenen Zeiterscheinungen folgt, welche, als Förderungsmittel des Gewerbsfleißes, ihren wohlthätigen Einfluß auf die Fortbildung und den Wohlstand der Gewerbtreibenden und überhaupt auf allgemeine Volksbildung äußern, hat sie auch emsig jene in ganz Europa herrschende Richtung beachtet, welche die öffentlichen Produkten-Ausstellungen hervorrief. Im Jahrg. 1837, S. 305 ff, hat sie die vorzüglichsten Industrie-Ausstellungen der neuesten Zeit gewürdigt und zugleich eine chronologische Uebersicht aller Industrie-Ausstellungen bis incl. 1836 gegeben. Das Folgende enthält den Bericht über diese Anstalten in den letzten 3 Jahren.

Die zweite Industrie- und Gewerbs-Produkten-Ausstellung in Wien.

Eröffnet am 1. Mai und geschlossen am 31. Mai 1839.

Die zweite öffentliche Ausstellung der Gewerb-Erzeugnisse der österreichischen Monarchie in Wien *) beurkundete in hohem Grade die Gewerbtüchtigkeit und die großartige Entwickelung der industriellen Kräfte in unserem Vaterlande. In der Menge, Mannichfaltigkeit und Gediegenheit der Fabrikate konnte man den Fortschritt beachten, welchen das Gewerb- und Fabrikwesen unter dem Schutze und der Begünstigung einer hohen Staatsverwaltung und der jüngsten Zeit gethan, konnte man auf die Summen der materiellen und intelligenten Kräfte schließen, über welche unsere Industrie gebietet. Die Munificenz Sr. Majestät des Kaisers hat in dem neuen Zubau am polytechnischen Institute der Gewerbs-Produkten-Ausstellung ein eben so herrliches und großartiges, als in allen Theilen zweckmäßiges Lokale hergestellt. Ein prächtiger Palast mit zahllosen Hallen und Verbindungs-Gallerien, in der edelsten Form, hat sich hier erhoben, um die Schätze des österreichischen Kunst- und Gewerbfleißes aufzunehmen. Der Zubau am polytechnischen Institut besteht nämlich aus

*) Bekanntlich wurde die erste Gewerbs-Ausstellung am 15. September 1835 in der Winter-Reitschule eröffnet, und nach einem Beschlusse weil. Sr. Majestät Kaiser Franz I. finden die Ausstellungen von 3 zu 3 Jahren statt.

4 Haupttrakten mit zwei großen und zwei kleinen Höfen und aus einem besondern Pavillon zu ebener Erde, so daß das den periodischen Ausstellungen gewidmete Lokale 5000 Quadrat-Metres oder 1390 Wien. Quadr.-Klafter umfaßt und 59 Säle und Zimmer, meist im Quadrat gebaut, enthält. Von diesen sind zur zweiten Produkten-Ausstellung benützt worden: zu ebener Erde 8 Gewölbe und 1 Pavillon, mit ungefähr 18,000 Quadr.-Fuß; im ersten Stock 24 Säle, 3 Gallerien und 3 Zimmer, mit 21,450 Quadr.-Fuß; im zweiten Stock 3 Säle und 1 Korridor, mit ungefähr 5000 Quadr.-Fuß; die mit den Gewerbserzeugnissen behangenen Wandflächen nahmen 21,360 Quadr.-Fuß und die zur Auslegung benützten Tische 8604 Quadratfuß ein. Oeffnungen von 6 Fuß Breite und 11 Fuß Höhe, zwischen nur 4 Fuß breiten Pfeilern, mit Fenstern vom reinsten, ausgesuchtesten Solin-Glase, in schwachen Sprossen und eisernen Flügeln, gewähren eine so herrliche Beleuchtung, daß sich die Lichteinfalls-Oeffnungen zur Wandfläche wie 3 zu 7 verhalten. Die Ausstellungssäle sind geschmackvoll numerirt und in der Mitte, so wie ringsum an den Wänden mit angebrachten Tischen hinreichend versehen. An den Wänden und Fenstern sind Rouletten und Vorhänge angebracht, damit die ausgestellten Gegenstände vor Staub und entfärbendem Sonnenlichte geschützt werden können. Wenn man bedenkt, daß viele der ausgelegten Stücke, wie die Galanterie-, Messer-, Drechsler- und Porzellan-Waaren, nur einige Zoll einnehmen, daß Stück an Stück, Tisch an Tisch gereiht und den Besuchern nur der nöthigste Raum gelassen, daß endlich nur P r o b e n a u s g e z e i c h n e t e r E r z e u g n i s s e vorgelegt wurden, so muß man die unermeßliche Größe inländischer Gewerbthätigkeit und den Riesenfleiß von tausend emsigen Händen bewundern, die zum eigenen Frommen, wie zum Nutzen der Mitbürger und des Staates tagtäglich sich regen. — Nichts Imposanteres, nichts, was die Gefühle der Bewunderung und des Stolzes mehr anregen könnte, als der Gedanke, daß es die Söhne des herrlichen, in jeder Richtung strebsamen Vaterlandes sind, die so Schönes, Preiswürdiges geschaffen, als der Eintritt und die Wanderung in diese Hallen. Das Auge blieb geblendet von der Masse und der Mannichfaltigkeit der Gegenstände, die ausgestellt waren, und es schweifte über die wogenden Aehren der Industrie hinweg, um den Boden, dem sie entsprossen und auf dem sie gereift, um die Werkstätte zu sehen, welche dieses große Weltmeer aus anscheinend kleinen, einzelnen Quellen zusammenführte. Dankbar und freudig huldigen wir der o b e r s t e n Kraft, welche ein solches Werk hervorrief und förderte, segnend erkennen wir die Huld Sr. Majestät, welche die Thatkraft des Vaterlandes schützt und schirmt und ihren Produkten einen Palast öffnet!

Um alle die Gegenstände der Ausstellung nur genauer zu besehen, brauchte man mehre Tage; man wanderte aus einem Saale in den andern, und ward eben sowohl durch die Zierlichkeit der Anordnung, als die Produkte selbst überrascht: hier ausgezeichnete Luxus-Objekte, dort zweckmäßige Vorrichtungen und Gegenstände des täglichen Bedürfnisses, die in besonderer Vervollkommnung hier dargeboten wurden; dann wieder Erzeugnisse strenger Wissenschaft, der Optik, Chemie, Maschinenkunde, preiswürdige Arbeiten und Entdeckungen berühmter Fabriken ꝛc. Es würde ein großes Werk erfordern, um die Details aller der ausgestellten Gegenstände, welche sich auf 721 Nummern beliefen, deren die meisten mehr als 20 Stücke faßten, genauer zu beschreiben.

Mit dem innigsten Danke erkannten die Aussteller, indem sie diese Reihen heller, geräumiger, zweckmäßig eingetheilter Säle und Gemächer erblickten, in welchen mit zarter Vorsorge gegen jede mögliche Beschädigung ihrer Fabrikate vorgedacht war, wie großmüthig die hohe Staatsverwaltung da keinen Kostenaufwand scheue, wo es um das Emporbringen und die Ermunterung der inländischen Industrie zu thun ist, aber ihre Gefühle sollten noch auf den höchsten Grad durch die Theilnahme gesteigert werden, welche Se. Majestät und der Allerhöchste Hof auch der dießjährigen Gewerbs-Produkten-Ausstellung zu widmen die Gnade hatten. Schon am Tage vor der allgemeinen Eröffnung beglückten Se. Majestät der Kaiser und Ihre Majestät die Kaiserin, von der Leitungs-Kommission ehrfurchtsvoll empfangen, die Ausstellung mit Allerhöchstdero Gegenwart, würdigten die einzelnen Gegenstände derselben Allerhöchstihrer Aufmerksamkeit, ließen sich die Erzeuger derselben allergnädigst vorstellen, geruhten von ihnen die nähern Erkundigungen über die Lage der Fabrik, den Standpunkt ihrer Gewerbe und Verschleißorte, die Zahl der Hilfsarbeiter und die Ausdehnung des Geschäftes einzuziehen und erfreuten besonders Jene mit den gnädigsten Ausdrücken des höchsten Wohlgefallens, bei welchen Allerhöchstdenselben im Vergleiche mit den Resultaten der ersten Ausstellung ein Fortschreiten in der Vervollkommnung ihrer Fabrikate bemerkbar wurde. Da aber eben diese genaue Würdigung der ausgestellten Objekte es Ihren Majestäten, ungeachtet eines zweistündigen Aufenthalts, unthunlich machte, bei dieser ersten Besichtigung sämmtliche Ausstellungsräume dem Allerhöchsten Augenscheine zu unterziehen, so haben sowohl Se. Maj. der Kaiser, als Ihre Maj. die Kaiserin im Verlaufe der Ausstellungsperiode Allerhöchstdero Besuche wiederholt, nach genommener Uebersicht des Ganzen den Ankauf mehrer Höchstselbst ausgewählter werthvoller Gegenstände angeordnet und mit wahrer landesväterlicher Huld Allerhöchstdero Zufriedenheit über den sichtbaren Aufschwung der inländischen Industrie allergnädigst zu erkennen ge-

geben. Auch Ihre Majestät die Kaiserin Mutter und alle in Wien anwesenden Erzherzoge und Erzherzoginen, kaiserl. Hoheiten, beehrten die Ausstellung wiederholt mit Höchstihrer Gegenwart und zeigten, indem sie der Besichtigung der ausgestellten Gegenstände jedesmal mehre Stunden zu widmen und fast bei jedem nur etwas erheblichen Expositionsstücke in das genaueste Detail hinsichtlich seiner Erzeugung, Vervollkommnung und Verwendung einzugehen geruhten, welch hohes Interesse an dem Gedeihen des vaterländischen Fabrik- und Gewerbstandes sämmtliche Glieder des erhabenen Kaiserhauses beseelt. Eine so hohe Auszeichnung, eine so ehrenvolle der National-Industrie gewordene Aufmunterung und Belebung ist ihres Erfolges gewiß.

Diese zweite, allgemeine Gewerbs-Produkten-Ausstellung der österreichischen Monarchie ward mit dem letzten Mai beendet. In Kürze werden die auf das Urtheil unbefangener und kompetenter Sachverständigen basirten Anträge hinsichtlich der allergnädigsten Verleihung von Ehrenpreisen und Zuerkennung von Belobungen an die ausgezeichnetsten Produzenten der Allerhöchsten Genehmigung unterzogen werden. (Wir werden darüber berichten; einzelne Artikel der Gewerbs-Produkten-Ausstellung haben wir im ersten Theile der Polytechnik gewürdigt).

Die Industrie-Ausstellung zu Klagenfurt im Herbste 1838.

Von allen Feierlichkeiten, welche der patriotische Sinn der Kärntner zur Feier der ersten Anwesenheit des allgeliebten Herrscherpaares von der Ponteba bis jenseits Friesach in reichem Wechsel bereitete, war keine geeignet, ein so hohes und dauerndes Interesse einzuflößen, als die von dem innerösterreichischen Industrie-Vereine veranstaltete Ausstellung der Erzeugnisse des Gewerbfleißes von Steiermark, Kärnten und Krain. Glänzender konnten wohl die Ausstellungen in Mailand und Venedig, gewiß aber nicht mannichfaltiger und anziehender gewesen sein. Mochte dort das Auge mit Vergnügen auf den bunten Stoffen aus Seide, auf den vielfarbigen Arbeiten in Glasperlen, auf dem glänzenden Geschmeide von Gold und auf andern Gegenständen der italienischen Industrie verweilen, so zeigten hier die Arbeiten in Stahl und Eisen, in Glas und Wolle einen nicht minder großen Reichthum und einen nicht viel weniger anziehenden Stoff zu den interessantesten Vergleichen; aber neben ihnen gewahrte man noch hundert andere Gegenstände, die selbst von Einheimischen mit Verwunderung als Erzeugnisse ihres eigenen Landes betrachtet wurden. Als der Stolz des Landes und als der Glanzpunkt der innerösterreichischen Industrie erschienen auch hier die Eisenfabrikate, besonders die gräflich Ferdinand Egger'schen aus den berühmten Werken zu Lipitzbach an der Drau; aber auch die Werke des Grafen Gustav von Egger, des Grafen Widmann, einiger anderer kärntnerischer Hammergewerke und des k. k. ärarischen Eisenwerkes zu Neuberg in der Steiermark hatten reiche Sortiments vorzüglicher Eisenwaaren zur Ausstellung gebracht. Mit Vergnügen verweilte der Kenner insbesondere auf den in mehren innerösterreichischen Eisenwerken gelungenen Versuchen der Anfertigung von Nails, dieses für unsere den Verkehr beschleunigenden Eisenbahnen so wichtigen Erzeugnisses! Diesem Artikel schenkten sowohl beide Majestäten, als auch die Erzherzoge Ludwig und Johann bei Ihrem Besuche der mit vielem Geschmack und einer lobenswerthen Umsicht angeordneten Ausstellung vor allen andern mit Recht die größte Aufmerksamkeit. Letztere zogen aber auch, wenn gleich der Gegenstand ein in Oesterreich längst einheimischer ist, die zwei großen Feilen-Sortiments des Joseph Freiherrn von Dietrich zu Neumarktl in Krain und jenes von Daniel Fischers Söhnen zu St. Aegidi nächst Lilienfeld in Niederösterreich auf sich. Nicht minder interessant, obgleich in einer ganz andern Beziehung, waren die von der Vereins-Direktion durch das Triester-Handelshaus J. Walland aus Konstantinopel herbeigeschafften Muster türkischer Eisenwaaren verschiedener Art, so wie auch solcher Gegenstände, die, obgleich aus der Fremde bezogen, doch in den im Oriente beliebten Formen angefertigt worden waren, und in dem zu Grätz und später auch in Klagenfurt und Laibach demnächst zu gründenden Adressen-Preis-Courant- und Muster-Kabinete innerösterreichischer Erzeugnisse aller Art aufgestellt werden und dort zur Nachahmung für unsere Gewerbsleute dienen sollen, um die Waaren auch in Hinsicht ihrer Form den Wünschen und Gebräuchen der Orientalen möglichst anzupassen. Bei dem Anblick dieser Gegenstände fühlte man lebhaft die tiefere Stufe gewerblicher und geselliger Entwickelung, auf der die Völker des Ostens im Gegensatze zu den Nationen Europas noch verweilen. Am 19. November fand die feierliche Preisvertheilung bei dieser Industrie-Ausstellung statt. Se. kaiserl. Hoheit, der durchlauchtigste Hr. Erzherzog Johann kam am 18. daselbst an, um die bei der ersten Industrie-Ausstellung Inner-Oesterreichs zuerkannten Preise in Höchsteigener Person zu vertheilen. Unter den vertheilten 6 goldenen, 18 silbernen und 30 bronzenen Medaillen kamen auf Kärnten 4 goldene, 9 silberne und 17 bronzene; auf Steiermark 1 goldene, 6 silberne und 7 bronzene, und auf Krain 1 goldene, 3 silberne und 6 bronzene. Anerkennungs-Diplome wurden in Kärnten 59, in Steiermark 15 und in Krain ebenfalls 15 Ausstellern ertheilt. Daß Kärnten in Allem die Mehrzahl traf, erklärt sich aus der weit größern Anzahl der Aussteller, denn Kärnten zählte 182, Steiermark 48 und Krain 78.

Industrie-Ausstellungen in Deutschland.

Im November 1837 fand zu Dresden eine allgemeine Ausstellung sächsischer Gewerbserzeugnisse statt. Sie beurkundete sehr bedeutende Fortschritte in manchem Zweige der Landes-Industrie seit dem Jahre 1834, wo die letzte Ausstellung statt fand.

Auch die zweite allgemeine Gewerbsausstellung für das Königreich Hannover, welche am 12. Oktober 1837 eröffnet ward, bot im Vergleich mit der ersten, im Frühjahr 1835 veranstalteten Ausstellung bei Weitem zahlreichere und bedeutendere Arbeiten; fast in allen Gewerbszweigen ließen sich wesentliche Fortschritte bemerken.

Die erste Ausstellung der Gewerbs-Erzeugnisse des Großherzogthums Hessen wurde am 4. September 1837 zu Darmstadt eröffnet und erregte sehr große Theilnahme.

In Aachen fand vom 15. Juli bis 31. August 1838 im großen Krönungssaale des Rathhauses eine Ausstellung von Erzeugnissen des Gewerbfleißes des Regierungsbezirks Aachen und der in diesem Bezirk gewonnenen rohen Stoffe statt.

Auch in Hamburg ist von einigen patriotisch gesinnten, trefflichen Männern eine Gewerbsausstellung veranstaltet worden, die schon seit einigen Jahren besteht. Zwar sind dieß nur noch Anfänge, allein der Segen wird nicht ausbleiben.

Die Kunst- und Gewerbsausstellung, welche der Altenburger Kunst- und Handwerksverein veranstaltete, begann im Jahre 1838 am 27. August.

Die dreijährige Ausstellung der Hervorbringungen einheimischer Künstler und Gewerbsleute begann in Stuttgart im Jahre 1839 mit dem 1. Mai. Die Ausstellung der gewerblichen Gegenstände bewies den gemessenen Vorschritt der Wollen-, Linnen- und Baumwollengewebe, der Gerberei, Papierfabrikation und Tischlerei. Auch im Fache der Gewehrfabrikation waren treffliche Arbeiten ausgestellt. Man bemerkte, daß sich der Gewerbsfleiß weniger auf Spielereien verlegte, als früher, für den mittlern Wohlstand vorzüglich arbeitete und den verbesserten Zeichnungen ihr Recht wiederfahren ließ.

Die National-Gewerbsausstellung in Paris im Jahre 1839.

Bekanntlich war Frankreich das erste Land in Europa, welches Proben von seinen industriellen Produkten ausstellte, und dieß war eines der vielen Mittel, welche gegen die Oberherrschaft Englands im Fabrikwesen angewendet wurden. Die erste hatte im Jahre 1798 unter der Republik statt. Der Anfang war gering; man zählte nur 110 Aussteller und vertheilte nur 12 Medaillen. Bedeutender waren schon die zwei folgenden (1801 und 1802). Unter dem Kaiserreich hatte nur eine statt (1806), die aber die frühern an Bedeutenheit weit übertraf; man vertheilte 26 goldene und 118 silberne Medaillen; dann veranstaltete die Regierung drei Ausstellungen in den Jahren 1819, 1823 und 1827. Die letzte fiel in das Jahr 1834. Die dießjährige, am 1. Mai eröffnet, war also die neunte; sie zählte nicht weniger als 3348 Aussteller, und übertraf alle frühern weit an Glanz und Mannichfaltigkeit der ausgestellten Gegenstände. Zum Behuf dieser Ausstellung war in den elyseischen Feldern ein eigenes Gebäude errichtet worden, das 300,000 Franken kostete und nach beendigter Ausstellung wieder abgebrochen werden sollte. Dieses Gebäude bedeckte 15,170 Quadrat-Metres und bildete ein Parallelogramm von 185 Metres (97 1/2 Wien. Klaft.) Länge und 82 Metres (43 Klaft. 1 Fuß) Breite. Längs der Facade desselben lief eine 185 Metres lange und 13 Metres (40 Fuß) breite Gallerie, von welcher aus 6 Säle liefen, wovon jeder 69 Metres (36 1/3 Klaft.) lang und 26 Metres (13 1/3 Klft.) breit war. Jeder Saal hatte 4 Gänge, in welchen zu beiden Seiten die Gegenstände aufgestellt waren. »Der vorherrschende Charakter dieser Ausstellung,« sagt ein Berichterstatter, »ist Pracht und Luxus. Von allen Wänden, von allen Gerüsten strahlen sie Euch entgegen. Das Gemeinnützige, das was den Nerv der National-Industrie bildet, die Gegenstände der allgemeinen Konsumtion, die Werkzeuge der produktiven Kraft, steht in der Ecke oder liegt aufgethürmt haufenweise da. Die Fußteppiche, die Shawls, die prachtvollen Zeuge, Spitzen, Stickereien, Pelzwaaren, Zimmerverzierungen und Meubles von der wundervollsten Arbeit — alle Herrlichkeiten der Toilette und der Mode sind in der größten Mannichfaltigkeit zu schauen. Daneben sieht man überall Werkzeuge der Zerstreuung und Zeitvergeudung in größter Vollendung und Pracht aufgestellt. Unter ihnen spielen die Billards die größte Rolle; an allen Ecken und Enden stehen Billards. Man sollte glauben, die französische Nation hätte nichts zu thun, als sich zu putzen und Billard zu spielen. Es gibt Billards zu 15,000 Franks, und Fußteppiche und Shawls zu 10,000 bis 20,000 Franks. Ganze Städte und Landschaften, Jagden und Schlachten sind darauf abgebildet mit einer Vollkommenheit der Zeichnung und einer Farbenpracht, die nichts zu wünschen übrig läßt. Kurz, diese Ausstellung gibt ein treues Bild Frankreichs und des französischen Geistes; in ihr spiegelt sich getreulich der Geist der französischen Civilisation; das Land ist fast nichts, die Hauptstadt fast Alles. Von den 3348 Personen, die hier die Produkte ihres Gewerbfleißes ausgestellt haben, leben 2057 in Paris. Von den Departements sind nur 76 repräsentirt, und größtentheils nach Maßgabe ihrer größern

oder geringern Entfernung von Paris. Nach der Hauptstadt kommt das Departement der untern Seine mit 92 Ausstellern. Die Zahl vermindert sich in demselben Verhältniß, in welchem man sich von Paris entfernt. Eine Ausnahme hievon machen Lyon und Mühlhausen.«

»Die Ausstellung und die damit verbundene Gelegenheit, vor den Augen der ganzen Nation für sich und seine Verbesserung Anerkennung und Auszeichnung zu finden, wirkt nicht nur als ein mächtiger Sporn des Ehrgeizes unter einer Volksklasse, die auf keine andere Weise sich öffentlich auszuzeichnen vermag, sondern führt auch zu reeller Belohnung für ausgezeichnete Leistungen, die ohne die Ausstellung vielleicht unbekannt und unbelohnt geblieben wären, oder doch jedenfalls auf dem gewöhnlichen Wege viel beschwerlicher und langsamer zur allgemeinen Anerkennung hätten gelangen können. Dieses Institut ist daher ein schönes, ein großartiges, ein höchst bedeutendes und gemeinnütziges, ein die Industrie ehrendes und veredelndes.«

Der König verweilte bei seinem Besuch in dieser Industrie-Ausstellung besonders lange vor den mit Glasfäden durchstickten Seidenzeugen, welche den Glanz des Goldes und Silbers nachahmen, aus der Fabrik des Herrn Dubus-Bonnel. Es ist dieß ein neuer Industriezweig, welcher zu Lille im Norddepartement aufgekommen ist und dem der König seinen besondern Schutz versprochen hat. Ueberrascht von dem Glanze dieser prächtigen Zeuge, hat Se. Majestät mehre Zimmertapeten davon bestellt.

Auch in andern Städten Frankreichs fanden in der letzten Zeit Gewerbs-Ausstellungen statt. Zu Dijon hatte die dortige Gesellschaft für Freunde der Künste und der Industrie ihre Ausstellung am 11. August 1837 eröffnet.

Zu Nantes fand am 28. Juli 1837 eine Gewerbs-Ausstellung jener Departemente statt, welche das frühere Herzogthum Bretagne bildeten.

In dem industriellen Mühlhausen fand die Eröffnung der letzten Industrie-Ausstellung am 14. Jänner 1837 statt.

Gewerbs-Ausstellung in Florenz.

Die erste Idee zu einer öffentlichen Ausstellung der florentinischen Industrie-Produkte ging von dem thätigen Grafen Serristori aus, dem Verfasser der Statistica d'Italia, welcher ein in der schönsten Bedeutung des Wortes philanthropisch gesinnter Mann genannt werden muß. Die Ausstellung fand im Juli 1838 statt und erregte allgemeines Interesse. Von dem, was der Gewerbfleiß des Landes hervorbringt, fand das Beste sich hier vereinigt, wenn auch in geringerer Menge als anderwärts, doch immer bemerkenswerth, besonders wenn man bedenkt, daß es ein erster Versuch dieser Art war. Seiden- und Wollenzeuge, Papier, eingelegte Holzarbeiten (Intarsiaturen — einst in Florenz so berühmt und schön), Metallarbeiten und Werkzeuge verschiedener Art u. s. w. waren die Hauptartikel.

Produkten-Ausstellung in Rußland und Polen.

Im Jahre 1839 fand eine Kunst- und Gewerbs-Ausstellung in Warschau statt. — Eine öffentliche Ausstellung russischer Manufaktur- und Fabrik-Industrie wurde Sonntag am 9. Juni 1839 in Petersburg eröffnet. Diese Industrie-Ausstellung war sehr reich. Schon vor dem Eingange erhoben sich bewundernswürdige eiserne Dachsparren, ähnlich denen, mit welchen der Winterpalast gedeckt ist. Die Stiege schmückten die Statuen zweier Genien, Rußland und den Ueberfluß darstellend, gleich denen am Moskauer Triumphthore, mit den Figuren eines Ringwerfers und eines Babkispielers *), nach den Modellen der beiden Akademisten Loganowskij und Pimenow **), mit zwei Vasen und vielen Basreliefs. Alle diese Werke wurden in der Alexander-Eisengießerei zu Petersburg aus Kupfer geschlagen.

Die Säle 1 und 2 waren ungeheuer groß; daselbst befand sich: das Portrait Peters des Großen; vor demselben lagen einige, von Sr. Majestät eigenhändig geschmiedete Eisenstangen, und Modelle zu Schiffen (darunter ein Kriegsschiff von achtzig Kanonen), dann waren hier die Artillerie-Werkzeuge, sammt Allem, was überhaupt zum Kriegswesen gehört; die Ackerbau-Geräthe; die Produkte der Zöglinge des technologischen Institutes in Petersburg. Man findet in Europa kein gleiches Institut; denn was hier die Theorie den Schülern vorschreibt, das führen sie auch wirklich aus. Die Masse dieser Arbeiten war ungeheuer; die neuesten, mit den englischen wetteifernden Produktionen lagen hier vor, und die Zöglinge des Institutes selbst standen dabei, erklärten ihren Gebrauch, ihren Nutzen und die Art, wie sie hervorgebracht werden. Mit der innigsten Wonne muß Jeder auf diese Pflanzschule der künftigen russischen Industrie hinblicken, und in tiefster Seele jenen hohen Männern danken, welche den schönen Gedanken eines solchen Institutes in Anregung brachten und ihn mit so glücklichem Erfolge ausführten. Ferner waren hier Metalle, Maschinen und Metallwaaren; dann Flachs, Hanf und Erzeugnisse aus demselben; chemische Produkte, Leder und Alles, was man daraus verfertigt; ferner Wachstücher und Wachsleinwanden, Hüte, Zucker, Schreibpapier, Wachs, Talg, Gegenstände der Typographie und Lithographie, darunter ein zum Steindruck sehr geeigneter Stein, den man 1839 im Kaluger Gouvernement fand; Tabak 2c. 2c. Nicht minder ausgezeichnete Produkte befanden sich in den 7 folgenden Sälen, welche Erzeugnisse aus Porzellan, Krystallglas, Fayence, Gold, Silber, Buchbinder- und Galanterie-Arbeiten, Wollsorten, viele Arten von Tuch, Kasimir, Tapeten, Shawls, Handschuhe, musikalische Instrumente, Maschinen 2c. enthielten. Der zehnte Saal, mit dem Porträt des Kaisers geschmückt, enthielt ungeheure gediegene Gold-Massen (sie gehören dem Institute des Corps der Bergingenieure), im Gewicht von 24 Pfund 22 2/3 Loth; 16 Pfd. 20 Lth.; 13 Pfd. 2 Lth.; 3 Pfd. 25 2/3 Lth.; ein anderes Stück vom Commerzialrath Popow hatte 8 Pfund 12 1/3 Loth. Nebstdem waren hier Zeitmesser, Thermometer, Barometer und andere physikalische und mathematische Instrumente. Das Ganze gab einen Begriff, welch ungeheure Fortschritte Rußland in industrieller Hinsicht in den letzten Jahren gethan.

*) Babki ist ein Spiel mit kleinen Knochen für Kinder.

**) Zwei junge, viel versprechende Künstler.

Eisenbahnen.

(Fünfter Artikel.)

Ein größerer Artikel über Eisenbahnen im Jahrgang 1835, S. 310 bis 325, enthält in populär faßlicher Darstellung allgemeine Belehrungen und ist in folgende Rubriken getheilt: Geschichte und Theorie der Eisenbahnen — Arten der Eisenbahnen (flache Schienenwege — Schienenwege mit hervorstehendem Rande — Palmer'sche Schienenwege oder hängende Eisenbahn) — Beschaffenheit und Gestalt der Bahnschienen (Schienen auf den englischen Railroads — Schienen auf den Trameisenbahnen rc.) — Ausweichplätze — Drehscheiben — Die bewegenden Kräfte auf den Eisenbahnen — Wagen auf den Eisenbahnen — Baukosten — Wellenförmige Eisenbahnen — Beschreibung bestehender Eisenbahnen.

Ein zweiter Artikel im Jahrg. 1837, S. 343, welcher vorzugsweise durch eine möglichst genaue Beschreibung und Uebersicht der bestehenden, im Bau begriffenen und projektirten Eisenbahnen die Freunde des Pilgers in den Stand setzt, diesen großen Unternehmungen leicht und mit Nutzen folgen zu können, enthält folgende Rubriken: Ansichten und Gründe für und wider Eisenbahnen — Grundregeln für Eisenbahn-Anlagen — Eisenbahnen- und Chaussee-Dampfwagen — Welche Vortheile gewährt der Zug einer Eisenbahn einer Ortschaft, über welche er geht? — Beschreibung bestehender Eisenbahnen (in Oesterreich, Deutschland, Belgien, Holland, Frankreich, Großbritannien und Irland, Rußland, Schweden, Griechenland, Egypten, Nordamerika, Südamerika) — Tabellarische Uebersicht der bestehenden, im Bau begriffenen und projektirten Eisenbahnen.

Der dritte Artikel im Jahrg. 1838, S. 391, enthält die Rubriken: Werth der Eisenbahnen — Bewegliche Eisenbahnen — Bespritzen der Eisenbahnen mit Wasser — Eisenbahn von Linz bis Budweis und von Linz bis Gmunden — Probefahrten auf der Dresdner-Leipziger Bahn — Eisenbahnen in England — Die erste Fahrt auf der Eisenbahn von Petersburg nach Zarskoe Selo und Pawlowsk.

Der vierte Artikel im Jahrg. 1839, S. 311, enthält die Rubriken: Allgemeines über Eisenbahnen — Elektrische Strömung in Eisenbahnen — Widerstand der Luft auf den Eisenbahnen — Das Anhäng'n der Eisenbahnwagen — Eisenbahnfahrten mit Segeln — Wagen für den Personen-Transport auf Eisenbahnen — Gasbeleuchtung für Eisenbahnen — Die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn — Die Budweiser-Linzer-Gmundner Eisenbahn — Die Wiener-Raaber Eisenbahn — Eisenbahn von Venedig nach Mailand — Fortschritte der Dresdner-Leipziger Bahn — Die Eisenbahn von Paris nach St. Germain — Neu eröffnete Eisenbahnen in England — Schnelligkeit auf amerikanischen Eisenbahnen — Westindische Eisenbahn.

Allgemeines über Eisenbahnen.

1. Eisenbahnen und Postwagen. — Dampfschifffahrt und Eisenbahnen müssen nothwendig die Folge haben, die verschiedenen Theile des Landes einander näher zu bringen und Bewegung und Thätigkeit gleichmäßiger über die ganze Ausdehnung zu verbreiten. In eben dem Maße müssen auch die Preise der gewöhnlichen Bedürfnisse sich gleicher stellen. Wenn man jetzt aus Mähren Gemüse und Milch nach Wien bringen kann, so muß der Preis dieser Bedürfnisse hier fallen, in Mähren aber, von wo aus bisher keine Ausfuhr solcher Erzeugnisse möglich war, steigen; mit andern Worten: die Mittel in großen Städten zu leben, werden erleichtert, und eine größere Geldmasse strömt nach den ärmeren, bisher abgelegenen, wenig besuchten Gegenden, deren Wohlstand eben dadurch steigen muß. Wenn demnach keineswegs geläugnet werden kann, daß an vielen einzelnen Orten, namentlich an den bisherigen Mittelstationen großer Postwagen-Course, das Leben und der Verkehr abnehmen werden, so ist auf der andern Seite eben so gewiß, daß dieselben, und zwar in noch höherem Grade, zur Seite dieser großen Linien und namentlich in der Nähe der großen Städte steigen müssen, wo Eisenbahnen beginnen und ausmünden und Dampfboote ankommen und abgehen.

In England hat die Regierung die Anlegung von Eisenbahnen vor den gewöhnlichen Straßen und eben so auch die Dampfschifffahrt sehr befördert, indem sie die schwere Besteuerung auf dem Verkehr mittelst Pferden lasten ließ. Dieß mußte daher nothwendig auf diesen letztern sehr nachtheilig einwirken, so daß, wohin vorher 6 Wagen täglich gingen, jetzt nur noch einer geht. Für England hat aber die Abnahme des Gewerbes der Postwagenunternehmer noch einen eigenthümlichen Nachtheil; dort sind die großen Straßen wirkliches oder übertragenes Eigenthum von Privaten, oder das zu erhebende Chausseegeld ist verpachtet, oft an Gemeinden, an Grafschaften gegen die Verpflichtung der Unterhaltung der Straße. Der Verkehr auf manchen, und somit die Bezahlung an Chausseegeld nahmen aber so sehr ab, daß die Einnahme die Unterhaltungskosten nicht mehr deckt und zu befürchten ist, der Unterhalt der Straßen überhaupt möchte nach und nach bedeutend leiden. Ein Herr Benjamin Horne, ein Postwagenunternehmer, der jährlich gegen 30,000 Pfd. Sterling (282,250 fl. C.-M.) Abgaben zahlt, hat sich über den Einfluß der Eisenbahnen auf die Postwagen-Unternehmungen folgendermaßen geäußert: »Unser Gewerbe hat sich seit den letzten Jahren wesentlich vermindert, namentlich allenthalben, wo wir mit dem Wasser-Trans-

port in Konkurrenz kommen. Es werden sogar manchmal Umwege gemacht, um nur einen Theil des Weges zu Wasser zurücklegen zu können, weil es dann gewöhnlich den Reisenden wohlfeiler zu stehen kommt, als wir sie spediren können. Was die Eisenbahnen betrifft, so können wir mit ihnen in direkter Linie auf keinen Fall in Concurrenz treten, wenn man uns aber den größern Theil der auf uns liegenden schweren Abgaben abnimmt, können wir 15 bis 20 (engl.) Meilen von der Eisenbahn unser Geschäft immer noch mit Erfolg fortsetzen!!«

In England, welches in Europa den Anfang mit den Eisenbahnen machte, muß sich auch nothwendig zuerst eine genügende Antwort über die Frage ergeben, was aus den zahllosen Fuhrwerken, Landkutschern, Hauderern u. s. w. werden soll, wenn das System der Eisenbahnen und Dampfwagen, so wie der Dampfschifffahrt immer weiter um sich greift; es ist dieß ein wahrer Prozeß: Pferde versus Dampf, wie die Engländer sagen würden. Das Geschäft dieser zahlreichen Klasse hat früher dem britischen Staat nahe zu 1 Million Pfund Sterling jährlich abgeworfen, ist aber in den letztern 10 Jahren bedeutend gesunken. In einigen Gegenden äußern die Eisenbahnen bereits so bedeutenden Einfluß auf den Ertrag der auf den Landstraßen erhobenen Abgaben, daß die Einnahme auf mehren sich bis zu 40 Pfund Sterl. vermindert hat, wo früher 200 Pfd. jährlich eingenommen wurden.

Im Jahre 1838 sind in England 4 Mill. 600,000 Personen weniger in Postkutschen gereiset, als im Jahre 1836; dagegen sind 14 Mill. 400,000 Personen mehr auf den Eisenbahnen gefahren.

---

2. Die Eisenbahnen und die Feinschmekkerei (Gastronomie). — Die Eisenbahnen müssen die Kultur mächtig beschleunigen (heißt es in einer Pariser Zeitung); aber nicht geringer wird ihr Einfluß auf die ganze Gastronomie sein. Ueber solche Zusammenstellung wird sich mancher trockene Mensch aufhalten, dem es bei all seiner Wissenschaft nicht einfällt, die Gastronomie auch aus dem national-ökonomischen Gesichtspunkte aufzufassen, zu bedenken, welch wichtige Dienste sie dem ganzen Ackerbau, dem Handel und Gewerbfleiß leistet. Sie ist das mächtige Band, das durch den gegenseitigen Austausch von Nahrungsmitteln Stadt und Land, Volk und Volk verknüpft. Indem sie die Buden mit Eßwaaren aller Art, aller Jahreszeiten und Himmelsstriche füllt, macht sie Paris, wie jede andere große Stadt, zu einem Mikrokosmus, worin jedes Land durch seine liebenswürdigsten Erzeugnisse repräsentirt ist. Der ungeheure Aufschwung des Handels in der neuern Zeit fließt fast ganz aus gastronomischer Quelle: Die Gastronomie ist es, welche den dauernden Verkehr zwischen beiden Welten eingeleitet; sie läßt Zucker, Kaffeh, Gewürze, Wein, Salzwaaren, ja Eier und Gemüse von Pol zu Pol wandern. Ohne die Gastronomie wäre der Zucker noch eine Apothekerwaare, und die Entdeckung von Amerika hätte keine Früchte getragen. Wie nun die Gastronomie auf den äußern Handel und die Schifffahrt gewirkt hat, so wird sie jetzt auch auf die Eisenbahnen wirken. Der Seehandel verführt nur Produkte, die sich aufbewahren lassen: die Eisenbahnen dagegen werden auch solche in die Weite tragen, welche, seien sie thierisch oder vegetabilisch, ganz frisch genossen sein wollen. Der Seehandel führt uns so ziemlich nur Kolonialwaaren zu, lauter culinarische Beiwerke, namentlich zum Würzen und Versüßen der Speisen, und die für sich nur ganz leichte Gerichte geben, aber die Eisenbahnen bringen uns substantiellere Lebensmittel, wohlschmeckend und nährend zugleich, das frisch geschossene Wildpret, den eben gefangenen Fisch, das frischeste Obst und Gemüse. Gegenwärtig müssen wir mit Fischen vorlieb nehmen, die schon mehre Tage gefangen sind, mit der Milch, die in der Umgegend von Paris fabrizirt wird, mit dem Obst, das in unserem frostigen Norden wächst. All dieß muß anders werden; wenn der Transport auf den Eisenbahnen sechsmal rascher ist, als der bisherige, so können wir die Lebensmittel sechsmal schneller haben und sie aus sechsmal größerer Entfernung als bisher kommen lassen. Paris im Mittelpunkt der Eisenbahnen, kann sich demnach aus einem sechs und dreißigmal größern Areal verproviantiren; kein einziger Punkt in Frankreich, der nicht Paris tributpflichtig würde, kein einziges Erzeugniß, das es sich versagen müßte. So werden die Eisenbahnen der Gastronomie die großartigsten Dienste leisten, und umgekehrt. Seit 30 Jahren hat sich die Zufuhr der Austern ungeheuer gesteigert. Sie kamen sonst meistens zu Schiffe, sie waren daher auch nie frisch, oft so verdorben, daß man ganze Ladungen wegwerfen mußte. Diese Art des Transports ist jetzt völlig aufgegeben; gegenwärtig werden die Austern auf besondern Eilwagen nach Paris befördert, die jährlich etwa 1600 Mal die Tour zwischen der See und der Stadt machen. Kommen wir nun aber durch Eisenbahnen in mehr oder minder direkte Verbindung mit den Austern-Parks von Courceulles, Dieppe und Tréport, so können wir die Austern ganz frisch haben, wie sie nach vollendeter Zucht aus dem Wasser kommen. Seit 19 Jahren hat in Paris die Konsumtion von Austern um ein ganzes Drittheil zugenommen: Paris verzehrt gegenwärtig gegen 6 Millionen Dutzend Austern im Jahre, was 7 Dutzend auf den Kopf ergibt. Durch die Eisenbahnen wird die Lieferung der Waare regelmäßiger, sie selbst weit besser werden und ihr Verbrauch ins Unendliche steigen. Dieß gilt von der gewöhnlichen Auster für gemeine Gaumen; aber der ge-

bildete Gutschmecker verlangt nach den Austern von Marennes, von Ostende, nach den grünen englischen; diese kommen weit her, werden also durch Eisenbahnen noch mehr gewinnen. Was hier von den Austern gesagt ist, gilt so ziemlich von allen Seeprodukten. — Drei Länder im alten Frankreich machen sich die Ehre streitig, das beste Geflügel zu liefern: das Land Caur, Mans und Bresse. Schon lange führen sie ihre besten Produkte der Hauptstadt zu; aber die Hühnerzucht muß sich noch sehr bedeutend ausbreiten, sobald durch die Eisenbahnen der Absatz steigt. —

Der Mensch ist ein animal omnivorum (ein Alles fressendes Thier), und die Genüsse, welche das Geschmacksorgan gewährt, haben bei ihm unter allen Wesen den weitesten Umfang. Die Erzeugnisse des Gartenbaues, namentlich Gemüse aller Art, die animalisirten Stoffe, wie Eier, Milch, Butter, Käse, sind für jede große Stadt sehr wichtige Artikel. Paris verzehrt jährlich 75 Mill. Eier, 36 Millionen Litres (448,530 Wien. Eim.) Milch, 3 Millionen Pfund Butter. Auf einen Pariser kommt im Durchschnitt beinahe so viel Butter als auf einen Londoner, und doch weiß man, wie stark die gerösteten Brotschnitten bestrichen werden, welche jeder Engländer zu seinem Thee ißt. Könnten wir aber nicht reinere, fettere Milch haben, als die uns die magern Kühe aus der Umgegend von Paris liefern? könnten wir nicht die Butter schneller von den Küsten des Kanals kommen lassen? könnten wir nicht bessere, wohlschmeckendere Gemüse haben, als sie vor den Thoren durch Massen von Dünger erzwungen werden? Alle diese Fragen beantwortet nur die Anlegung von Eisenbahnen; erst dann können uns diese täglichen Bedürfnisse aus größern Entfernungen zukommen. Man wird eine Einwendung machen und sagen: alle die kleinen Viehzüchter und Gärtner werden nicht 20, 30, 40 Meilen machen, um ihre Erzeugnisse los zu werden; die Wagenzüge können nicht alle 5 Minuten anhalten, um Kleinigkeiten aufzunehmen. Der Einwurf wäre gegründet, wenn alle zumal zu Markt gehen müßten, aber dem ist nicht so: ein ganzer Distrikt trägt seine Waaren auf einen Fleck zusammen, hier wird Alles Commissionären, einer Art von Großhändlern, übergeben und hinterher der Erlös im Verhältniß der Lieferung, nach Quantität und Qualität, getheilt. Kommen durch die Eisenbahnen solche Associationen zu gemeinschaftlichem Absatz zu Stande, so erhält der Großstädter nicht nur bessere Lebensmittel, sondern auch eine gewisse Garantie gegen Verfälschung, weil die Vereinsglieder ein Interesse haben, sich gegenseitig zu überwachen. Wie es bis jetzt geht, dürfte man sich Glück wünschen, wenn die Milch immer nur mit Wasser versetzt wäre; aber wie oft ist der rahmigte Schaum am Rand der Kanne nichts als Schöpsenhirn, mit Milch geschlagen! So werden denn die Eisenbahnen das Bereich der Gastronomie unendlich erweitern; und ist es wahr, was Brillat Savarin sagt, daß das Geschick der Völker von ihrer Lebensweise abhängt, was wird aus Paris, im Mittelpunkte eines Netzes von Eisenbahnen, wenn einmal seine Bewohner beim selben Mahle die frischen Erzeugnisse der Normandie, der Auvergne und der Provence vereinigen! Aber wenn Paris den Werbedistrikt für seinen Magen erweitert, wie viel müssen die Provinzen dabei gewinnen! Der Ackerbau, der die Urstoffe erzeugt, der Handel, der tauscht und befördert, die Industrie, die alle gastronomischen Elemente zubereitet, werden einen ganz neuen Schwung erhalten. Die Gastronomie, der die Eisenbahnen Alles in den Schooß schütten, schickt dann umgekehrt die Resultate ihrer Forschungen und Entdeckungen hinaus zu den Fischern, Jägern, Pächtern, Gärtnern, die Tag für Tag unsere Küchen füllen: allgemeines, die ganze Bevölkerung umfassendes Wohlleben!

Diese gastronomische Berechnung des Parisers muß bei völlig durchgeführtem System der Eisenbahnen für jede größere Stadt Europas Geltung haben. So boten am 9. Juli 1838 Nachmittags um 3 Uhr im Parkviertel von Brüssel zwei Gärtnerinen aus Lüttich 24 Körbe Erdbeeren zum Verkauf an, die sie am Morgen des frühern Tages an den Ufern der Maas gepflückt hatten. Die betriebsamen Frauen waren auf der Eisenbahn dahin gekommen. Sie setzten ihre Beeren mit gutem Gewinn schnell ab und fuhren nach Lüttich zurück, mit dem Vorsatz, ihre Spekulation zu erneuen. Auch sah man Fischhändler in den Straßen von Brüssel, die des Abends noch von Ostende kommen, ihre Fische verkaufen und früh genug wieder nach Hause zurückkehren.

Einfluß der Eisenbahnen auf den Werth des Mastviehes. — Auf der London-Birmingham-Eisenbahn wurden kürzlich von drei Lokomotiven auf einmal 1652 Stück gemästete Hammel nach London geschafft. Die Eigenthümer sprachen ihre Ueberzeugung dahin aus, daß zwar der Transport dieser Thiere auf der Eisenbahn nicht wohlfeiler komme, als der gewöhnliche Trieb, daß aber der Werth derselben sich um 5 bis 7 pCt. höher stelle, als jener der getriebenen Schafe und daß also der Vortheil auf Seite des Eisenbahn-Transports immer ein bedeutender sei.

---

3. Brieferpedition auf Eisenbahnen. — Auf der London-Birmingham-Eisenbahn fährt seit dem Herbste 1838 ein Wagen, den man ein wanderndes Postbüreau nennen könnte, da in ihm die Briefe aufgegeben, sortirt und an den Orten ihrer Bestimmung abgegeben werden. Alles geht ganz gut, nur bedauert man den Aufenthalt, der dadurch entsteht, daß der Wagen zum Behuf der Aufnahme und Abgabe der Brieffelleisen angehalten werden muß. Auch diesem Uebelstande wird jedoch in Kürze gesteuert sein, da bereits eine Methode vorgeschlagen wurde, nach welcher dieß bei jeder Geschwindigkeit mit voller Sicherheit und ohne allen Aufenthalt geschehen kann, und da die hiemit an-

gestellten Versuche vollkommen zur Zufriedenheit ausgefallen sein sollen.

(Dingler's polytechn. Journ. 1. Oktoberheft 1838.)

4. Eisenbahn-Geschwindigkeit und Transportkosten. — Die Lokomotive »The Sun« legte neuerlich auf der Liverpool-Manchester-Eisenbahn die Strecke von 31 engl. (6 3/4 deutsche) Meilen in 41 Minuten zurück, wonach also auf eine Meile 80 Sekunden und auf die Zeitstunde 45 englische (9 4/5 deutsche) Meilen kamen.

Von London nach Dublin kann man jetzt, über Liverpool, mittelst Eisenbahn und Dampfboot, in 24 Stunden gelangen!

Als Regel kann man feststellen, daß auf einer Eisenbahn eine deutsche Meile, mit Einschluß der nothwendigen Aufenthaltszeiten, in 10 Minuten zurückgelegt wird. Auf dieses Maß der Schnelligkeit, in Verbindung mit der möglichsten Wohlfeilheit und der ungeheuern Kraft der Eisenbahnen zu gleichzeitiger Lastfortschaffung gründet sich eben eine so mächtige Umgestaltung aller Verkehrsverhältnisse und der Folgen, die sich daran knüpfen. Nimmt man an, daß die bisherige Geschwindigkeit des Verkehrs durchschnittlich eine Stunde für die Meile betrug, so würde sie durch die Eisenbahnen versechsfacht. Die Annahme dieser Multiplikation ist sehr gering, denn wir setzen die Eisenbahn nicht bloß an die Stelle der Reiter, Posten, Schnellposten, Extraposten, sondern auch an die der Lohn- und Frachtfuhren und Fußgänger. Bei den Kosten wird ein ähnliches Verhältniß, jedoch der Verminderung, statt finden. Lassen wir den Preis der Schnellposten als den Mittelsatz der Beförderung für Reisende gelten, so haben die Eisenbahnen diesen für die wohlfeilsten Pläze an manchen Orten, z. B. in Belgien, unter den 6ten Theil, an andern, z. B. Dresden, Leipzig, wenigstens auf den vierten Theil herabgesetzt. Gewiß darf man allgemein annehmen, daß die Meile auf den wohlfeilsten Pläzen durchschnittlich für zwei Groschen gemacht werden kann, wodurch sie dem Preise des wohlfeilsten Fußreisens mindestens gleich, in den meisten Fällen aber auch darunter gestellt wird, überdieß aber dem Reisenden ein unberechnenbares Kapital an Zeit erspart. Wenn z. B. der Handwerker fünf Tage zu wandern hätte, jeden Tag 6 Meilen zurücklegte und nur 6 Groschen verausgabte, so würde er fünf Arbeitstage und einen Thaler und 6 Groschen für seine Reise verbrauchen. Mit der Eisenbahn würde er zwar das Doppelte an barem Gelde ausgeben; doch erreicht er sein Ziel in einem halben Tage ganz bequem, ohne alle Anstrengung seiner Kräfte und ohne Abnutzung seiner Kleidungsstücke, und gewinnt vier und einen halben Arbeitstag; den Arbeitstag aber nur zu 12 Groschen gerechnet, würde sich seine Ausgabe schon mehr als bilanciren. So dehnt sich also die Beförderung durch Eisenbahnen nicht bloß auf die wohlhabenden Klassen aus, sondern sie wird, als das wohlfeilste Transportmittel überhaupt, eine Wohlthat für alle Klassen der Gesellschaft. Damit verbindet sie noch die Eigenschaft, so ungeheure Lasten gleichzeitig fortzuschaffen, daß sich auch von dieser Seite die Möglichkeit eines unermeßlich gesteigerten Verkehrs darbietet. Endlich schließt sich diesen Eigenschaften noch eine an, die, wenn sie auch nicht so wesentlich ist, als die bisher genannten, doch auch einen wichtigen Punkt betrifft, es ist die große Bequemlichkeit der Eisenbahnfahrten, die so leicht bewirkte Befreiung derselben von Erschütterung, Hitze, Staub u. s. w., wodurch sie für den schwächlichsten oder verwöhntesten Körper benutzbar werden. Daher fußen die Eisenbahnfahrten auf einer ungleich breitern Basis der Benutzungsfähigkeit als alle andern Fortschaffungsmittel und ersetzen nicht bloß dem bisher verkehrenden Publikum die so lange gebrauchten Mittel, sondern vervielfältigen die Zahl Derer, die an dem Verkehre Theil nehmen, auf die außerordentlichste Weise. In Belgien z. B. ist der Personenverkehr im Ganzen, auf den Strecken wo Eisenbahnen liegen, auf das Dreißigfache, auf einigen Strecken auf das Sechszigfache und höher gestiegen. Zwischen Nürnberg und Fürth erhob der über alle Veranschlagung gesteigerte Ertrag die Aktien auf das Vierfache des Werthes, und noch immer ist die Frequenz der Bahn im Wachsen. Am stärksten aber zeigte sich bisher das Resultat in Paris, wo auf den beiden gegenwärtig eröffneten Bahnstrecken, nach St. Germain und nach St. Cloud, an einem einzigen Tage des September 1838 über 24,000 Menschen (hin und her) fuhren. Wie verschieden daher das Reisen sonst und jetzt. Man fährt jetzt von Berlin nach Königsberg ganz bequem mit der Eilpost in drei Tagen. Als Friedrich I. 1700 dahin ging, sich die Königskrone aufzusetzen, bedurfte er zwölf Tage, denn beide Hauptstädte waren durch keine fahrbare Straße verbunden, wenn sie nicht der Winterfrost schuf. Tiefer Sand, Moräste und Knüppeldämme wechselten mit einander. Die Reise bei Thauwetter im Winter zu machen, erforderte so viel Muth, als ein Zug der alten deutschen Kaiser über die Alpen nach Rom. Die Brüche und Niederungen der Oder und Weichsel setzten so große Hindernisse entgegen, wie diese eisbedeckten Berge. Alle Pferde des Berliner Marstalls waren dazu etapenweise aufgestellt, aber doch noch dreißigtausend requirirt worden, um die 3 bis 400 Staatswagen, Kutschen-, Küchen- und Rüstwagen dahin fortzubringen. Und wie es dahin ging, so war es auch bis zum letzten Viertheil des 18. Jahrhunderts fast auf allen andern Straßen, ja selbst noch im Anfang des

19. fand sich auf den meisten nicht viel Besseres vor. Welch ein Kontrast, wenn sich überall statt der Chausseen Eisenbahnen durchkreuzen werden!

5. Eisenbahnfahrtaxen. — Man kümmert sich bei dem gegenwärtigen Weltverkehr um den Preis der Fahrten auf der Eisenbahn so sehr, daß wir glauben, die Leser des Pilgers werden sich für die folgende Zusammenstellung und von uns reduzirte Berechnung interessiren.

Die Tarifsätze für eine Person auf eine geographische Meile sind in der

	erſten Wagen-Klaſſe		letzten Wagen-Klaſſe	
	Conventionsmünze			
	kr	cr.	kr	cr.
A. In Belgien.				
(1 Kilometer = 8, 6 4/5, 4 1/2, 2 1/10 Centimen)	13	2,1	4	2,2
B Deutschland.				
Berlin-Potsdam (3 1/2 Meil. = 14, 10, 6 ggl.) *)	13	3,8	5	3,8
Braunschweig-Wolfenbüttel (1 1/5 Meile = 6, 4, 2 ggl.)	13	0,5	4	1,8
Leipzig-Dresden (15 1/2 Meil. = 3, 2, 1 1/4 Thaler)	17	1,7	7	1,0
Nürnberg-Fürth (1 Meile = 12, 9, 6 kr. Rheinl.)	10	»	5	»
C. In Oesterreich.				
Wien-Brünn (20 Meilen 6, 4, 3, 2 fl. Conv. Münze)	18	»	6	»
D. In Frankreich.				
Paris-St. Germain (2 1/2 Meil. = 1 1/2 Fr. und 75 Cent.) . . .	13	3,3	6	3.6
Lyon-St. Etienne	—	—	10	2,5
E. In Großbritannien und Irland.				
London-Birmingham (112 1/4 englische Meilen = 32 1/2, 30 und 20 Schill.)	37	2,2	23	0,7
London-Greenwich (3 3/4 engl. Meil. = 1 Schill. in Klasse I., 8 Pence in Kl. II.)	34	2,8	23	1,6
London-Hartley-Row (Anfang der Bahn nach Southampton, 38 engl. Meil. = 9 und 6 Schillinge)	30	3,3	20	2,2
London-Maidenhead (Anfang der Bahn nach Bristol, 22 engl. Meilen = 6 1/2, 5 1/2, 4, 3 1/2 Schilling) . .	38	0,4	20	2,9
Birmingham-Liverpool (Grand Junction) (82 1/2 engl. Meil. = 25, 21, 14 Schill.)	39	1,6	22	»
Liverpool-Manchester (30 engl. Meil = 6 1/2, 5 1/2 und 4 Schill.) . .	28	0,7	17	1,4
Newcastle-Carlisle (61 engl. Meil. = 11, 10, 8 1/2, 7 1/2 Schill.) .	23	1,8	16	»
Dublin-Kingston (6 englische Meil. = 1 Schill., 8 und 6 Pence) . .	21	2,7	10	3,4
F. In Rußland.				
Petersburg-Zarskojeselo (22 Werst = 2 1/2, 1 4/5, 1 1/5, 3/5 Rubel Banco)	24	3,0	4	0,7

6. Luft-Eisenbahn. — Die Luft-Eisenbahn (d. h. nicht eine Eisenbahn durch die Luft, sondern eine Beförderung und ein Fortschnellen mittelst Anwendung des Luftdruckes anstatt Dampf — The Atmospheric Railroad.) — Unter dieser Ueberschrift berichtet das englische Blatt »Art Union:« Zwei öffentliche Proben wurden nach Herrn Cleggs (des Erfinders) atmosphärischem Princip der raschen Fortbewegung von Wagen gemacht; beide fanden bei den Eisenwerken des Herrn Samuda in Southwark statt. Der erste Probeversuch geschah unter Theilnahme einer großen Anzahl politischer und wissenschaftlicher (von genanntem Blatte namentlich angeführter) Notabilitäten, und zwar auf einer Ansteigung von 1 Fuß in 30 mit einer Röhre von 3 5/8 Zoll Durchmesser und 110 Fuß Länge. Diese Röhre wurde mittelst der Luftpumpe, die an der gewöhnlichen, zu dem Eisenwerk gehörigen Dampfmaschine befestigt war, luftleer gemacht. Ein Hahn wurde hart an der Röhre angemacht, um sie erforderlichen Falles von der Pumpe zu trennen, um irgend ein Leckwerden an der Röhre selbst gleich klar zu ermitteln; an jedes Ende der Röhre wurde ein Luftleere-Raummesser angemacht, um die Zeit zu ermitteln, die es erfordern würde, einen gleichen luftleeren Raum durch die ganze Länge der Röhre hin zu erlangen. Bei diesem Probeversuche wurden die Wagen nicht allein mit 1500 Centner Eisen, sondern auch mit den anwesenden probelustigen Herren (dem Marquis Lansdowne, Lord Russel, Lord Howick u. s. w.) beschwert, und diese ganze Eisen- und Menschenladung dann in 10 Sekunden 150 Fuß weit geführt. Beim zweiten, ebenfalls wieder unter Theilnahme einer Menge angesehener Personen (wie Sir R. Peel, Graf Pozzo di Borgo, Oberst Robinson u. s. w.) vorgenommenen Probeversuch setzte sich eine Anzahl der Besucher in die Wagen und wurden dann die geneigte Fläche (wie schon angegeben 1 Fuß auf 30) mit einem Schnelligkeitsverhältniß von ungefähr 30 englischen Meilen in der Zeitstunde hinauf befördert. Die Lokomotive eines Dampfwagens vermochte sich eine gleiche Fläche von der Neigung, selbst ohne einen Train von Passagieren oder Gütern, nicht empor zu arbeiten. Fünf große Vortheile bietet nun diese neue Kraft, nämlich keinen belästigenden Rauch, keine Feuersgefahr, noch Gefahr des Um- und Hinauswerfens auf und von der Bahn, kein Geräusch und keine Vibration, außerdem würden die Kosten der Anlegung dieser neuen Art Bahnen nur ein Viertel des gegenwärtigen Kostenaufwandes betragen, und die Bahnen selbst lassen sich an den gewöhnlichen Landstraßen hin anlegen. Dem Vernehmen nach soll mit diesem Plane jetzt ein Versuch auf einer

*) Die eingeschlossenen Zahlen bedeuten die Länge der Bahn und die Preise der verschiedenen Plaze in der Landesmünze für die ganze Länge der Bahn. So kosten die 3 1/2 Meilen auf der Berliner-Potsdamer Eisenbahn auf dem ersten Plaze 14, auf dem zweiten 10, auf dem dritten 6 ggl. preuß. Courant.

Strecke von 3 englischen Meilen gemacht werden, um seine Ausführung im Großen zu erproben. Die „Art Union“ gibt eine ziemlich detaillirte Beschreibung der Erfindung selbst, welche als „Cleggs Patent Atmospheric Railway“ ausgebeutet werden soll.

---

7. Dampfmaschinen für Eisenbahnen. — Eine bewunderswürdige Vervollkommnung der Dampfmaschinen zum Befahren der Eisenbahnen in steigender Richtung hat Herr William Norris in Philadelphia zu Stande gebracht. Ein Augenzeuge berichtet Folgendes über die von Herrn Norris erbauten Dampfmaschinen: „Wir versammelten uns des Nachmittags um 4 Uhr und gingen bis zum Fuße des Hügels an der Columbia-Eisenbahn, nahe am Flusse Schuylkill, wo wir die neue Dampfmaschine des Herrn Norris, der „Georg Washington“ genannt, fanden, welche auf uns wartete, um ihre Gewalt, und den Hügel hinaufzubringen, zu versuchen, ohne Hilfe von ihrem stehenden Plaze erhalten zu haben. Wir gingen, auf eine majestätische Art und Weise hinaufsteigend, eine Strecke von 935 Yards (450 Wien. Klaft.) in 2 Min. 23 Sek., welches im Verhältniß eine (engl.) Meile in 4 1/2 Minuten ist, wodurch der Welt gezeigt wird, daß in Zukunft die großen Unkosten der stehenden Dampfmaschinen auf den Eisenbahnen erspart werden können. Wir waren nicht im Stande, uns des Gewichts von zwei Passagierkutschen zu versichern, allein wenn wir jede zu 3 Tonnen annehmen, muß das gänzliche Gewicht 14 Tonnen gewesen sein, und diese Berechnung glaubt man, sei viel geringer, als das wirkliche Gewicht; die allmälige Erhöhung des Hügels ist 7 Fuß zu jeden 100 Fuß, oder 1 Fuß zu 14 2/7 Fuß, und die größte Gewalt, die vorher jemals erreicht wurde, war, hinaufsteigend ohne Extragewicht, in England 1 Fuß in 60 Fuß und in Amerika 1 Fuß in 42 Fuß.“

Ein anderes Beispiel ist folgendes: „Alle mälich ansteigende Hügel übersteigt Herrn William Norris Dampfmaschine. Wir waren sehr erfreut, am Dienstag Gelegenheit gehabt zu haben, die neue Dampfmaschine des Herrn Norris, welche er für den Staat Pensylvanien verfertigte, zu sehen; sie ging die Anhöhe auf eine bewunderswerthe Art hinauf, und that dieß in Gegenwart und zu gänzlicher Zufriedenstellung einer Anzahl Kunstverständiger. Damit unsere Leser vollkommen mit der Art des Aufsteigens bekannt werden, fügen wir hier die folgende Beschreibung des Hügels bei. Die Strecke des Hügels beträgt 2800 Fuß, die allmäliche Steigung 196 Fuß. Die hier genannte Steigung beträgt 369 Fuß zu einer (engl.) Meile und ist eine Steigung von 1 Fuß in 14,3—10 Fuß. Die Dampfmaschine heißt „Washington County Farmer;“ sie wiegt 18,170 Pfund. Die heraufgezogene Ladung, Holz, Wasser und zwei große Passagierkutschen mit 29 Personen, wog 30,116 Pfund. Der Druck in dem Kessel war unter 70 Pfund und die Dauer des Aufsteigens belief sich auf 3 Minuten 15 Sekunden. Beim Heruntergehen des Hügels hielt der Ingenieur die Maschine mehremal plötzlich an, ungeachtet sie vorher sehr schnell ging, und zweimal ließ er die Maschine den Hügel hinauf und herunter gehen, wodurch man sich um so leichter von der großen Gewalt und Sicherheit derselben überzeugte.“

Drittes Beispiel: „Am Dienstag Morgens versammelten sich, in Folge einer Einladung des Herrn William Norris, eine Gesellschaft von Herren, um die Leistungen einer Lokomotive-Maschine, welche Herr Norris fur die Wiener und Triester Eisenbahn-Kompagnie in Oesterreich verfertigt hat, und die heute über den Hügel auf der Philadelphia- und Columbia-Eisenbahn gehen sollte, zu beurtheilen. Diese Ausführung war besonders veranstaltet, um die Kraft und Leistungsfähigkeit der Maschine zu prüfen. Die Maschine verließ den Fuß des Hügels mit ihrer Ladung und verfolgte ihren Weg auf eine außerordentliche Art, bis ungefähr auf die Hälfte der Strecke, als auf einmal der Arm des Wiegenschafts brach, was, wie es sich späterhin fand, durch eine zerbrochene eiserne Schraube, die entweder durch Zufall oder vorsätzlich unter die Klappe des einen der Cylinder gelegt worden war, verursacht wurde. Der Versuch wurde demnach bis Mittwoch verschoben wo in Gegenwart verschiedener ausgezeichneter Ingenieure und ungefähr 200 anderer Herren die vollkommenste Leistung sich herausstellte. Das sämmtliche in Bewegung gesetzte Gewicht, die Maschine mit eingeschlossen, war 48,500 Pfund; die Leistung fand in 3 Minuten 15 Sekunden statt. Die Länge oder Strecke des Hügels ist 2807 Fuß, die Steigung 369 Fuß auf eine Meile. Im Heruntergehen wurde das Gewicht vermehrt, welches die Leistung und die große Gewalt der Maschine zur besondern Genugthuung bewies. Allein die Gesellschaft hatte Gelegenheit, eine noch weit größere Leistung dieser Maschine durch den übergroßen Zug von 41 Frachtwagen, welche derselben angehängt wurden, und deren Gewicht sich auf 445,705 Pfund belief, zu beobachten, und dieses fand auf einer Bahn, die viele Krümmungen und eine Steigung von 51 Fuß auf die Meile hat, mit einer Schnelle von 10 Meilen in der Stunde statt. Dieses übertrifft bei Weitem die besten Leistungen irgend einer Lokomotive-Dampfmaschine, die bis jetzt bekannt wurden.“ (Es folgen die ausgestellten Zeugnisse.) —

Diese Lokomotive-Maschine war in den letzten Tagen des August 1838 aus Nordamerika in Wien eingetroffen. Der Transport über die See geschah bis Triest; von dort aus wurde das giganteske Werk auf Wagen geführt, und in Meidling, nächst dem Pfann'schen Bade, wo die einzelnen, in Kisten verpackt gewesenen Bestandtheile in einer eigens zu diesem Zwecke erbauten Hütte zusammengesetzt wurden, abgeladen. Es war interessant, die Glieder dieses Riesenkörpers zu betrachten, und aus der Anatomie dieser riesigen Maschinentheile den Grund ihrer Kraft und Gewalt herzuleiten. Da lag der Dampfkessel, das Herz der Maschine, aus welcher alle Lebensthätigkeit sprießt und sich in regsamen Strömen durch den ganzen Organismus ergießt; die vielzweigigen Röhren leiten als Adern das lebende Prinzip durch alle Theile des Körpers; hier sehen wir, in den Wasser- und Kohlenbehältern, Mund und Magen des Ungeheuers, wodurch ihm seine Nahrung zugeführt und die Materie zur Entwickelung seiner Stärke verliehen wird. Der Rauchfang steht oben auf

als riesige Luftröhre, welche den dichten Qualm unathembaren Kohlendampfes in schwarzen Wolken hervorkeucht. Hier liegen die hundert Räder und Hebel, die tausend Wirbel und Schrauben, die Knochen, Nerven und Muskeln des Wagens, jedes Stück vollendet für sich, und doch nur brauchbar und zweckhaltig in der Verbindung mit allen übrigen Theilen. Am Scheitel des Kolosses stehen die Direktionshebel, die Klappen, die Ventile und die Signal-Glocke; hier sitzt die Seelenkraft dieser kleinen Welt, und der Mensch steht daneben als Seele, leitet die Hebel nach seinem Plane, öffnet die Klappen und Ventile, wenn die Leidenschaften in der bewegten Brust brausen und toben, und zieht an der Lärmglocke des Gewissens, wenn der ganze Train auf gefahrdrohenden Abweg gerathen will. Die Maschine, welche an ihrer Geburtsstätte um 15,000 fl. C.-M. erstanden worden sein soll, hat die weite Reise ohne Gefährdung zurückgelegt, und nur unbedeutende Theile, worunter das famose Pfeifchen, haben sich etwas beschädigt gezeigt. Alles, was durch die Einwirkung des Seewassers und der Feuchtigkeit hätte oxydirt werden können, war mit Sorgfalt in geschmolzenes Unschlitt getaucht worden, wodurch alle eisernen und messingenen Werkstücke auf das Beste verwahrt wurden. Ueberdieß war die Emballage in Sägespänen so vorzüglich bewerkstelligt, daß fast jede einzelne Schraube mit ihrem eigenthümlichen Glanze aus den Kisten hervorgehoben wurde. Eine nicht unwesentliche Verbesserung an dieser Maschine ist die angebrachte Allarm- oder Signalglocke. Dieselbe hängt vorn ober der Lokomotive und steht mit einem Leitungsdraht in Verbindung, der, über den ganzen Train hinlaufend, in jeden einzelnen Wagen in der Gestalt eines Glockenzuges herunterläuft. Durch diese Vorrichtung, die wohl an den bereits bestehenden Wagen leicht angebracht werden könnte, ist jeder Passagier in den Stand gesetzt, dem Maschinenführer in vorkommenden Fällen ein schnelles und vernehmbares Zeichen zu geben, auf welches der Zug sogleich angehalten und so vielen Unfällen schleunigst vorgebeugt werden kann, was bisher durch Rufen unmöglich war. Die Zusammenstellung der Maschine ward den Händen des geschickten Technikers, Herrn Kraft, anvertraut, welcher dieselbe gemeinschaftlich mit den aus Amerika nach Wien gekommenen Mechanikern schon am 31. August 1838 zu Stande gebracht hatte, wo der erste Feuerungsversuch gemacht wurde.

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris vom 20. Mai 1839 wurde ein Schreiben des bekannten Mechanikers Dietz, der so viele Versuche zur Verbesserung der Dampfwagen gemacht, vorgelesen. Herr Dietz schreibt, er sei jetzt im Besitze einer für Fahrten auf der gewöhnlichen Landstraße bestimmten Dampfschleppmaschine, die alle wünschenswerthen Garantien der Sicherheit gewähre. Sie fahre so rasch, daß sie 4 Lieues (2 2/5 deutsche Meilen) in einer Stunde zurücklege; sie bewege sich nach allen Richtungen, fahre gleich gut auf einem ebenen, wie auf einem hügeligen Boden und könne 60 bis 80 Reisende nachziehen. Die Akademie ernannte Kommissäre, um den Versuchen mit dieser neuen Maschine beizuwohnen.

Herr Arnaud in Paris hat eine neue Art Dampfwagen erfunden, der vorzüglich geeignet ist, den halbkreisförmigen Krümmungen einer Eisenbahn mit größter Leichtigkeit zu folgen. Herr Arnaud hatte zu diesem Zweck eigens eine kleine Eisenbahn, die in fortwährende Krümmungen ausläuft, auf einem umzäunten Terrain gebaut. Der Herzog von Orleans, in dessen Gegenwart ein Versuch angestellt wurde, bestieg den der Lokomotive angehängten Wagen und legte einen Raum von 1 3/4 Lieues in 10 Minuten zurück, was also einer Schnelligkeit von 10 Lieues (6 deutsche Meilen) pr. Stunde entspricht.

Anschaffungs- und Unterhaltungskosten eines Dampfwagens, nach Stephenson. — Es wird dabei angenommen, daß er die Kraft habe 20 Tonnen (40.000 Pfund) Waaren, oder, sein eigenes Gewicht eingeschlossen, 30 Tonnen aufzunehmen, und diese mit einer Schnelligkeit von 12 englischen (2 3/5 deutsche) Meilen in der Stunde fortzuschaffen. Die Maschine selbst soll nicht mehr als 10 Tonnen, ohne ihren Beiwagen, wiegen. Die Kosten der Maschine (des Dampfwagens) mit dem Beiwagen betragen 600 Pfund Sterl., wozu noch 1/5 für eine Reservemaschine und Beiwagen kommt, zusammen 720 Pfund Sterl.; Interessen des Kapitals und Entwerthung der Maschine zu 7 1/2 pCt., also 54 Pfund Sterl.; jährliche Reparaturen, durch wirkliche Erfahrung berechnet, 50 Pfund Sterl.; der Maschinenaufseher, mit einem Wochenlohn von 21 Schilling und der Gehülfe mit 26 Pfund Sterl. jährlich, zusammen 80 Pfund Sterl. 12 Schill.; Steinkohlen zur Feuerung 439 Tonnen im Jahre, zu 5 Schill. 10 Pence die Tonne, also 128 Pfund Sterl., und Fett und Oel u. dgl. 12 Pfund Sterl.; Gesammtkosten des Dampfwagens für 312 Tage im Jahre 324 Pfd. Sterl. 12 Schill. (d. i. 3054 fl. C.-M.)

(Ehrenb. Zeitschr., Bd. 3)

---

8. Die Wagen für den Personen-Transport auf englischen Eisenbahnen. — Herr Davis in London, Wigmore-Street, baute für die »westliche große Eisenbahn« 12 Wagen von 8 Fuß Breite, von denen acht 18, die übrigen aber 21 Fuß Länge haben, und die an Eleganz und Bequemlichkeit der innern Einrichtung selbst den luxuriösesten Salon eines Dampfbootes übertreffen sollen. In den 18 Fuß langen Wagen befinden sich 9 getrennte Sitze für je zwei Personen, von denen zur einen Seite 4 und zur andern 5 angebracht sind, und welche dem besten Sopha gleichkommen; sie sind mit Roßhaar gepolstert, mit Mohrsammt überzogen, und unter ihnen ist Raum für die Bagage. Die über dem Rücken dieser Sitze befindlichen Fenster bestehen der ganzen Breite nach aus einer einzigen Glastafel und sind mit seidenen Federvorhängen ausgestattet. Der Boden ist mit Brüsseler Teppichen belegt. Der mittlere Theil der Decke ist so erhöht, daß Jedermann aufrecht hin und hergehen kann, und zu beiden Seiten dieser Erhöhung befinden sich

zum Behufe der Ventilirung Gitter aus Kupferdraht, welche sich übrigens mit Schiebern schließen lassen. An jedem Ende des Wagens ist eine Lampe angebracht, und an dem einen Ende befindet sich auch ein kleiner Tisch, der sich, wenn man seiner nicht bedarf, zurückschlagen läßt. Jeder solche Wagen kostet, das von den Mechanikern gelieferte Gestell nicht mit gerechnet, 400 Pfund Sterl. (3760 fl. C.-M.) Die größeren, 21 Fuß langen Wagen haben gleiche Einrichtung bekommen, werden aber in 3 Fächer abgetheilt, von denen das mittlere 10 Personen faßt, während die Endfächer, von denen jedes 4 Individuen faßt, zur Aufnahme von Familien, die für sich allein sein wollen, bestimmt sind.

---

9. Eisenbahnwagen mit Schlafstellen. — Zu den Erfindungen, welche die Eisenbahnfahrten noch viel bequemer und angenehmer machen, gehört die Einführung eigener, zum Schlafen eingerichteter Wagen, welche demnächst auf der nordamerikanischen Bahn zwischen Baltimore und Philadelphia erfolgen soll. Die Wagen sollen 50 Fuß Länge bekommen, und die der Länge nach laufenden Sitze in ihnen können durch eine einfache Bewegung in Schlafstellen verwandelt werden. In einem derlei Wagen werden 48 Personen schlafen können. Man wird sich in Baltimore niederlegen und in Philadelphia aufstehen!

(Dingler's polytechn. Journ. 2tes Märzheft 1839.)

---

10. Entfernung, auf welche die durch Lokomotive veranlaßten Bodenerschütterungen bemerkbar sind. — Die Erschütterungen oder Schwingungen, in welche der Boden durch darüber rollende Lokomotive und Eisenbahnwagen versetzt wird, sind so bedeutend, daß dieselben bei astronomischen Beobachtungen, welche vermöge Reflexion gemacht wurden, selbst noch in einer Entfernung von 1 1/2 englischen Meilen (1273 Wien. Klaft.) merklich waren. Die Versuche, welche neuerlich in Betreff der Einwirkung des Eisenbahnverkehrs auf die an dem königlichen Observatorium in Greenwich zu machenden Beobachtungen angestellt wurden, waren nicht entscheidend; man befürchtet jedoch keine Nachtheile für dieses Institut, indem sich nur eine Einwirkung auf die vermöge Reflexion gemachten Beobachtungen ausmitteln ließ. Wie zart übrigens letztere Beobachtungen sind, ergibt sich schon daraus, daß das Hinablaufen einiger Personen über den Hügel im Parke in Greenwich einen merklichen Einfluß, hervorbringt und daß durch das Zuschlagen des äußeren Gitterthores des Observatoriums ein Objekt ganz aus dem Sehfelde des Teleskops verrückt werden kann.

(Dingler's polytechn. Journ., 2tes Maiheft 1838.)

Berechnungen für Eisenbahnfahrlustige. — Um mit Dampf, 8 Meilen stündlich, von der Erde zum Monde zu kommen, braucht man, vorausgesetzt, daß der Dampfwagen unter Weges nicht gehindert ist, 260 Tage und 10 Stunden, — der kürzeste Weg; — mit Dampf von der Erde in die Sonne 142 Jahre, 258 Tage und 8 Stunden. Bis zum Jupiter muß man 92mal 80 Jahre alt werden, um von hier aus oben noch lebendig anzukommen. Der nächste Fixstern ist noch 4 Billionen Meilen von uns entfernt, so daß sein Licht, um zu uns zu gelangen, drei volle Jahre braucht. Ein Dampfwagen, der 8 Meilen in einer Stunde durchläuft, würde zur Zurücklegung derselben Strecke zweihundert sieben und zwanzig Millionen, zweihundert, zehntausend, fünfhundert und zwei Jahre und hundert und drei Tage ununterbrochen fortlaufen müssen.

Chronik der Eisenbahnen.

Die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn.

(Hiezu die dem Titelblatte vorgebundene Zeichnung.)

Wir haben über den Fortgang der Arbeiten an diesem großartigen Werke und die Eröffnung der fertig gewordenen Bahnstrecken bis zum Juli 1838 im vorigen Jahrgang berichtet und erwähnen zum Behufe einer bessern Uebersicht vor andern der Hauptgegenstände des Baues auf der Bahn von Wien bis Brünn. Der erste beträchtliche Bau ist die Anlage des Hauptstationsplazes hinter dem Donaudamme, am Anfang des Praters, die Uebersetzung des 2400 Klafter breiten Donauflußgebietes und zweier Donauarme, mittelst zweier, zusammen 315 Klafter langen Brücken. — Das zweite beträchtliche Bauwerk befindet sich bei Gänserndorf, wo auf einen starken Einschnitt eine lange und fast 24 Fuß hohe Aufdämmung im Weikendorfer Thale folgt, in welchem zur Abführung des Ueberschwemmungswassers 7 gemauerte Brücken, meistens von 4 Klaftern Lichtweite, gebaut werden mußten. — Der dritte erwähnenswerthe Bau ist hinter Mannersdorf und erstreckt sich bis Dürnkrut, in einer Länge von 5000 Klaftern, indem einerseits die hohen abbrüchigen Ufer, andererseits der serpentirende Lauf der March ungewöhnliche Hindernisse dargeboten haben. Es mußten daselbst, außer dem über die Höhe der Hochwässer gebauten Eisenbahndamme und dessen Versicherung an der Flußseite gegen das Hochwasser, in der March zwei Durchschnitte von 1100 Klafter Länge gemacht werden, die vollkommen gelungen sind und in welchen der Fluß sich bereits gebettet hat, so daß die Eisenbahndämme ohne Anstand über die abgebauten Arme geführt und vollendet werden konnten. — Das vierte wichtige Bau-Objekt ist die Uebersetzung des Thaya-Inundationsthales, wobei, außer den hohen Dämmen, 8 steinerne Brücken mit 15 Oeffnungen gebaut werden mußten. — Der fünfte Bau ist die Uebersetzung des Bernhardsthaler Teiches.

Es gelang durch die Willfährigkeit des Herrn Fürsten von Lichtenstein, diesen Teich bis Anfang Oktober 1838 trocken legen zu lassen, um mitten durch selben eine Brücke mit drei Oeffnungen im Trockenen bauen und die 35 Fuß hohen Dämme meistens mit der aus dem Teiche gewonnenen Erde aufführen zu können. — Der sechste sehr bedeutende Bau ist die Uebersetzung des Thayaflusses bei Lundenburg, wo selber in der größten Verwilderung fließt. Oberhalb des Eisenbahndammes befindet sich der Straßendamm, in welchem mehre Brücken angebracht sind. Solche Brücken, in einer Lichtweite von 350 Klafter, wurden auch an der Bahn errichtet. Diese Brücken sind größtentheils nur hölzerne von wohlfeiler Konstruktion. — Der siebente Bau ist der 2500 Klafter lange und 28 Fuß hohe Damm, dann der in felsigem Boden fallende starke, 1000 Klafter lange Einschnitt bei Rakowitz. Diese große Arbeit war nothwendig, weil sonst die Eisenbahn im Ueberschwemmungsgebiete der Thaya mit einem großen Umwege und mit weit beträchtlicheren Kosten hätte in das Schwarzawa-Gebiet geführt werden müssen. Dieser Damm wurde schon im Jahre 1837 vollendet. — Das achte Objekt bildet die Uebersetzung der Schwarzawa bei Pausram, wo, außer den 15 Fuß hohen Ausdämmungen, eine 8 Klafter weite steinerne Brücke über den Mühlbach, sammt zwei zufälligerweise auf beiden Seiten fallenden Straßen-Uebergängen (wodurch das ganze Werk einen imposanten Anblick gewährt), dann zwei Brücken, zusammen im Lichten von 47 Klaftern, mit steinernen Pfeilern und hölzernem Ueberbaue vorkommen. — Das neunte Bauwerk ist die Uebersetzung des Rohrbacher Teiches mittelst einer hohen Brücke von drei Oeffnungen, mit einer Länge von 13 Klaftern. — Das zehnte Bauwerk ist die Führung der Eisenbahn durch Raigern, wo auf einer Seite die hohen Abhänge und die Aerarialpoststraße, auf der andern die tiefliegenden Auen der Schwarzawa sich befinden, während in der Mitte das Dorf Raigern und etwas weiter ein tiefes Thal gelegen ist. Es blieb nichts Anderes übrig, als die Eisenbahn durch das Dorf selbst zu führen, was, um die Kommunikation nicht zu stören, am besten und wohlfeilsten durch einen 42 Klafter langen Viadukt aus 13 steinernen Bögen, und einen darauf folgenden zweiten aus drei sehr schiefen Bögen, erreicht wurde, was aber in dem folgenden Thale einen Damm von 36 Fuß Höhe nöthig machte. — Das eilfte und letzte bedeutende Objekt begreift die letzte Bahnstrecke zunächst am Stationsplaze zu Brünn in sich. Der Uebergang über die Schwarzawa, die hier zwar einen konzentrirten Lauf beobachtet, bei Eisgängen aber die dortigen Aecker überschwemmt — dann die Durchschneidung der Aerarial-Hauptstraße und des Mühlgrabens, — die Passirung der Zolllinie an der Schwarzawa, — die beste Benützung des für die Brünner Station Allerhöchst bewilligten Glacis bei dem Ferdinandsthore, — endlich die in sehr hohen Preisen entfallende Einlösung der dortigen Gärten; alles dieß hatte Einfluß auf die Weise, wie bei dem Baue dieser letzten Strecke vorgegangen wurde. Die Aufgabe wurde dergestalt gelöset, daß über die Schwarzawa eine stabile steinerne Brücke aus 5 Bögen, jeder von 5 Klaftern Lichte und in der Länge von 31 Klaftern, gebaut, — und von dieser bis zur Wiener Poststraße ein 336 Klafter langer Viadukt mit steinernen Bögen, 72 an der Zahl, jeder 4 Klaftern im Lichten weit, — dann über die Wiener Poststraße und den längs derselben fließenden Mühlbach 2 Bögen, jeder 5 Klafter, — endlich über die Promenade ein Bogen von 3 Klaftern, — in der Gesammtlänge von 16 Klaftern, — bis zum Stationsplaze aufgeführt wurden. Damit hat man bezweckt, daß dem Ueberschwemmungswasser kein Hinderniß in den Weg gelegt, die Kommunikation zwischen den durchschnittenen Gärten nicht unterbrochen, und die Aerarialstraße, welche unter dem Viadukt durchzieht, nicht beirrt wird, so wie auch, daß den gefällsämtlichen Rücksichten durch die isolirte Lage des Viadukts aufs beste entsprochen worden ist, wobei überdieß die Kosten dieses beim ersten Augenblick auffallenden Baues, im Vergleiche mit dem früheren Anschlag, sich sehr günstig herausstellen.

Um eine deutlichere Idee der Größe des Baues von Wien bis Brünn zu erlangen, führen wir Folgendes an:

Die Erdbewegung beträgt, inclusive von 15,000 Kubikklafter in hartem Gestein, im Ganzen	650,000 Kub.-Klafr.
Die ganz hölzernen Brücken haben eine Gesammtlänge von	596 Klaft.
Die hölzernen Brücken mit steinernen Mittel- oder Landpfeilern messen zusammen	80 Klaft.

Ferner wurden 116 Durchlässe und 21 Brücken mit 139 steinernen Bögen gebaut, von welchen über die Hälfte 4 Klafter, einer sogar 8 Klafter Lichtweite hat. Straßenübergänge sind 198 an der Zahl, von welchen 31 unter, 6 über der Bahn sich befinden. Endlich wurden drei steinerne Viadukte mit 89 Bögen in einer Länge von 390 Klaftern hergestellt. An allen Bauten zeigen sich bis jetzt keine Gebrechen, und es muß zum verdienten Lobe der Bauleitung besonders erwähnt werden, daß von den so mannichfaltigen, theils sogar schwierigen Bauten nicht ein einziger verunglückt ist, und daß der Bau ungeachtet der großen Beschleunigung in der erwünschtesten Ordnung vor sich ging. Die gesammten Kosten der Bahnanlage von Wien bis Brünn, mit Inbegriff des Fundus instructus, der

Grundeinlösung für eine doppelte Bahn, der Einrichtung der Werkstätten und der auf diese Strecken entfallenden Bauten betragen 5 Mill. 300,000 fl., ein Ergebniß, das im Verhältniß zu allen andern Bahnen als befriedigend angesehen wird. Eine Meile der circa 20 Meilen langen Bahn von Wien nach Brünn kommt daher auf 265,000 fl. zu stehen.

Ueber die Fortsetzung der Hauptbahn und der Seitenflügel wurde in der letzten Generalversammlung der Aktionäre der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn am 26. März 1839 beschlossen, die Hauptbahn von Lundenburg über Napagedl und Prerau vorerst nur bis Prerau und Olmütz zu bauen, welcher Bau im Laufe des Jahres 1841 beendigt sein soll, es aber dann der Generalversammlung überlassen bleibe, nach Maßgabe der seiner Zeit sich erzielenden Betriebs-Verhältnisse und der darauf begründeten Vorschläge der Direktion zu entscheiden, ob die weitere Bahn für den Betrieb mit Dampf- oder Pferdekraft hergestellt werden soll. Auch beschloß die Versammlung einstimmig:

a) den Bau des 2 3/4 Meilen langen Stockerauer Bahnflügels, so wie
b) die Unterbreitung eines unterthänigsten Gesuches an Se. Majestät, den Preßburger Flügel vorerst bis an die ungarische Grenze bauen zu dürfen, und hiebei, so wie bei dem Stockerauer Flügel, einige Modifikationen der Allerhöchsten Orts erlassenen Bestimmungen für Eisenbahn-Concessionen bezüglich dieser zwei Flügelstrecken von 2 3/4 und 2 1/2 Meilen gehorsamst anzusuchen, nach deren allergnädigsten Gewährung die Direktion ermächtigt wurde, die Bauten unverzüglich zu beginnen; rücksichtlich der Strecke auf ungarischem Gebiete aber beschloß man, die nunmehr baldigst zu hoffende Finalverhandlung abzuwarten;
c) die Vorarbeiten für eine Prager Flügelbahn fortzusetzen und deren Resultat der nächsten regelmäßigen General-Versammlung vorzulegen.

Fernere Eröffnung der Kaiser Ferdinands-Nordbahn.

Am 8. Mai 1839 wurde die Strecke der Nordeisenbahn von Gänserndorf bis Dürnkrut, 7 Meilen von Wien, eröffnet. Es fand die Fahrt um 9 Uhr Vormittags nach dieser Station statt. Zwei Wagenzüge gingen von Wien dahin ab, gezogen von den Lokomotiven »Vindobona« und »Concordia«. Die Fahrt von Wien bis Wagram wurde in 29 Minuten bewerkstelligt. Nach kurzem Aufenthalt auf dieser Station gings bis nach Gänserndorf in 22 Minuten; von da wurde, nach wenigem Stillhalten, die Fahrt auf der neugelegten Bahn bis nach Anger in 25 Min. zurückgelegt, und von da, längs der March, rauschte Concordia bis nach Dürnkrut in 28 Minuten, und somit wurde die ganze Fahrt von Wien, 7 Meilen, in nicht ganz 7 Viertelstunden zurückgelegt. Um 12 Uhr machten die Trains ihre Rückfahrt, und zwar um wenige Minuten schneller, als die Hinfahrt; um halb 2 Uhr langten sie im Bahnhof Wiens an.

Die erste Fahrt auf der Kaiser Ferdinands-Nordbahn nach Lundenburg in Mähren fand am 6. Juni statt. Hier hatte dieses segenbringende Unternehmen die Grenze des Erzherzogthums Oesterreich überschritten, und Wien mit einem Landstriche in Verbindung gesetzt, dessen Bodenreichthum eine reiche Quelle des Umsatzes für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse ist, und dessen Naturschönheiten, durch Kunstanlagen verschönert, so wie der in Kleidung und Sitten originelle Stamm der Bewohner den Lustreisenden hohes Interesse gewähren müssen. — Diese Umstände machten die Eröffnung der Fahrten bis nach Lundenburg am 6. Juni zu einem wahren Nationalfeste. Morgens um 6 1/2 Uhr gingen bei ziemlich regnerischem Wetter zwei Trains mit 18 Wagen unter Begleitung eines Musik-Corps vom Bahnhofe in Wien ab. Bald heiterte sich der Himmel wieder auf, und von Anger aus, wo die Gegend fortwährend an Reiz gewinnt und der starke Austritt der March und der Thaya ihr das Aussehen eines wasserreichen Parkes gab, flogen an den Reisenden die freundlichen Ortschaften Mannersdorf, Stillfried, Dürnkrut, Jedenspeigen, Sirndorf, Waltersdorf, Drösing, Ringelsdorf, Hohenau, Rabensburg und Bernhardsthal der Reihe nach vorüber, bis der Zug nach 2 3/4 Stunden in Lundenburg anlangte, einer Ortschaft, welche am Vereinigungspunkte dreier Provinzen gelegen, durch diese Bahn zu einem großen Stapelplatze bestimmt zu sein scheint. Alles hatte hier einen festlichen Anstrich und der Jubel der Bewohner überstieg die Grenzen. Unter dem Gekrache von Pöllerschüssen wurde die Volkshymne von der Musikbande des löbl. 4ten Kürassier-Regiments, Graf Auersperg, angestimmt. Vom Ausgang bis zum neu erbauten Gasthofe bildeten junge Bursche des Ortes in ihrem malerischen Festtagsstaat Spalier. Die ganze Gegend schien die Bedeutung dieses Tages auf das Freudigste zu fühlen. Die Honoratioren der umliegenden Herrschaften und Flecken fanden sich in zahlreichen Equipagen ein, und das Landvolk hatte Pflug und Spaten weggelegt, um durch Gesang und Tanz ein Ereigniß zu feiern, das seinen künftigen Mühen einen reichen Lohn verspricht. Unter den provisorisch-etablirten Zelt- und Bretersälen des Gasthauses setzte sich nun ein Theil der Ankömmlinge zur Restauration nieder; auf der entgegengesetzten Seite bot die Unterhaltung junger Bursche, welche beim Schalle der Fiedel und Bockspfeife im Freien die heitern Mädchen zum Tanze schwangen und bei

der Flasche Wein manches Vivat erschallen ließen, einen originellen, interessanten Anblick. Ein großer Theil der Gesellschaft begab sich in Wagen, die am Stationsplaze bereit waren, nach dem herrlichen Eisgrub, das die Munificenz seiner erlauchten Besitzer inmitten einer anmuthigen Gegend zu einem Eden geschaffen hat, und fand Zeit, die schönsten Punkte des weit ausgedehnten Parkes zu besichtigen. Um 6 Uhr wurde die Rückfahrt angetreten; nach 8 1/2 Uhr standen die Theilnehmer vergnügt und in Erinnerung schwelgend im Wiener Bahnhofe.

Auf der 6310 Wiener Klafter langen Strecke von Brünn bis Raygern fand eine Eröffnungsfahrt am 15. Dezember 1838 statt. Se kaiserl. Hoheit Erzherzog Karl Ferdinand, Se. Excellenz der Herr Landesgouverneur, Graf von Ugarte, Se. Excellenz der kommandirende General von Mähren und Schlesien, Graf Mazzuchelli, Se. Excellenz Franz Anton Gindl, Bischof von Brünn, Se. Excellenz der k. k. Landrechts-Präsident, Graf von Tannenberg, dann die Chefs der Civil- und Militärbehörden, so wie eine auserwählte Gesellschaft der ersten Personen haben an dieser ersten öffentlichen Fahrt Theil genommen. Die Fahrt nach Raigern geschah in 16 Minuten. Dort empfing eine zahlreiche Menschenmenge aus der Stadt und den umliegenden Ortschaften die höchsten Herrschaften und die hohen Behörden. Nach kurzem Aufenthalte fand die Rückfahrt in 17 Minuten statt. Das schönste Wetter begünstigte die Eröffnungsfeier einer Bahnstrecke, welche durch die verständige und umsichtsvolle Leitung der Direktion und den unermüdeten Eifer des technischen Personals in einem Zeitraume und einer Weise vollendet wurde, wie keine zweite Bahn auf dem Kontinente. Am folgenden Tage (Sonntag am 16. d. M.) hatte die Direktion eine zweite Fahrt veranstaltet, an der besonders Damen, die Elite der schönen und eleganten Welt, Theil nahmen.

Die Eröffnungsfahrt der ganzen Strecke der Kaiser Ferdinands-Nordbahn von Wien bis Brünn geschah am 7. Juli 1839. Es ist dieß ein Tag, der den Bewohnern Brünns und Mährens, den angekommenen Reisenden, Tausenden unvergeßlich bleibt; ein denkwürdiger Tag, der in der Geschichte des Friedens als Siegestag steht! Man beging eine Feier, wie sie dem 19. Jahrhundert zusteht, eine Huldigung dem Genie in seinen Werken. — Schon am frühen Morgen zogen Scharen der Bewohner Brünns und der Umgegend in freudiger Bewegung aus und besetzten die Zugänge zum Bahnhofe, die Basteien, den Franzensberg, jede Anhöhe, jeden Garten, der einen Ueberblick bot, und längs der Bahn in weiter Strecke jede nur etwas günstige Stelle, die eine Ansicht gönnte. Im Bahnhofe selbst hatten sich die Honoratioren der Stadt eingefunden, und das bewaffnete Bürger-Corps in Spalier aufgestellt, während auf dem Franzensberge die Musik des k. k. Infanterie-Regiments Mihalievits beliebte Musikstücke vortrug. Einen imposantern, festlichern, malerischern Anblick hatte man nie gesehen, als diese Gruppen und Züge Tausender von Menschen auf einem Terrain, das ein durch die Mannichfaltigkeit der Umgebung und das sommerfrische Grün der Gärten und Felder belebtes, staffelartig aufgestelltes Gemälde bot. Als gegen halb eilf Uhr Signalschüsse die Ankunft des ersten Trains verkündeten, und man nun das rauchende Lokomotiv mit langem Wagenzuge im schnellen Fluge erblickte; als dieses, festlich bekränzt, mit wehenden Flaggen, zum schönen Viadukt kam, und in langsamerem, gleichsam majestätischen Gange sich immer näher bewegte; als jetzt jauchzende Stimmen der Gäste, die man erwartet, erschollen, und wehende Tücher die Zuschauer begrüßten; als die im Bahnhofe aufgestellte Musik-Kapelle des Bürger-Corps und die Musik des k. k. Infanterie-Regiments Prinz Friedrich den freudigen Zuruf erwiederte: wer war da nicht tief und im Innersten bewegt; wem glänzte nicht in der Brust bei diesem Akte der Einigung und Humanität das heitere, helle Blau des Tages; wer begriff nicht die hohe Bedeutung dieser Feier und die Kühnheit und Kraft, welche die Wissenschaft erlangte und wieder bietet? — In kurzem Zwischenraum erschien am Horizont ein zweiter Train, dann ein dritter, ein vierter; die Lokomotiven: »Bruna«, »Herkules«, »Gigant« und »Bucephalus« hatten 38 Waggons mit Windesschnelle in 4 1/4 Stunde aus der Kaiserstadt geführt, und bald belebten die 1125 Gäste, die sie gebracht, die öffentlichen Pläze und Promenaden Brünns *). Mit Wohlgefallen konnte man den tiefen Eindruck wahrnehmen, den die freundliche Stadt in ihnen hervorrief, und der herrliche Franzensberg mit seiner weiten Uebersicht einer freundlichen, mit anmuthigen Hügeln begrenzten Ebene, welche die Vorfahren nicht mit Unrecht das Paradies (rag) nannten, und die nun wieder, als wollte sie für immer den Naturreiz mit dem Fortschritt der Kultur einen, die eiserne Bahn sich als neuen Schmuck zugelegt. — Die Kommunität der Stadt Brünn hatte in dem sehr geschmackvoll dekorirten k. städtischen Redoutensaale ein Festmahl angeordnet, an dem Se. Excellenz der allverehrte Hr. Landesgouverneur, Graf v. Ugarte, mehre hohe Staatsbeamte, der k. k. Rath und Bürgermeister der k. Hauptstadt, Herr J. Ritschel, als Repräsentant der festgebenden Kommune, die Herren Direktoren der Bahn 2c. Theil nahmen. Bei der Abfahrt, um 4 1/2 Uhr Nachmittags, die wieder in vier Trains statt fand, und an welcher Fahrt Se. Excellenz der

*) Siehe die Zeichnung vor dem Titelblatte.

Landesgouverneur und mehre Honoratioren Brünns Theil nahmen, hatten sich gleichfalls Tausende von Menschen eingefunden, die in freudiger Stimmung die Maschinen über die Ebene rollen sahen. Die herzlichsten, innigsten Wünsche folgten ihnen, und das Gemüth erhob sich bittend, daß der Tag ein Tag des Segens sei. Mit um desto tieferem Schmerze mußte man den Unfall vernehmen, der wie ein düsterer Schlagschatten durch die freudige Landschaft dieses Festes fiel. Mit Blitzesschnelle hatte sich am Abend der Bericht über den Unfall verbreitet, der dadurch herbeigeführt wurde, daß im Bahnhofe von Branowitz der dritte Train an den zweiten anstieß, wobei 5 Personen bedeutend und mehre leicht verwundet wurden. Doch wir können mit fester Zuversicht erwarten, daß bei der Wachsamkeit unseeer hohen Staatsverwaltung und der Direktion der Gesellschaft dieser Unfall eine vorübereilende Wolke am freundlichen Horizont sein wird, und daß uns das »Ereigniß«, das sich vor unsern Augen entwickelte, Wohlfahrt und Segen bringen wird!

* * *

Einen Beweis, welchen wohlthätigen Einfluß die Kaiser Ferdinands-Nordbahn bereits übt, und wie sie auf den Verkehr belebend einwirkt, liefert unter andern die Errichtung von Gesellschaftswagen zwischen Preßburg und Gänserndorf. Die tägliche Frequenz betrug selbst im verflossenen Winter zwischen 200 bis 300 Personen, und bei besserer Witterung zwischen 250 bis 350. Die Unternehmer dieser mit den Nordbahnfahrten in Verbindung stehenden Fahrten haben die nöthigen Einleitungen getroffen, daß die Reisenden bei ihren Fahrten von Wien nach Preßburg auch alle Gattungen Reise-Effekten, sowohl unverzollbare, als verzollbare, mit vorläufiger alleiniger Ausnahme von Kaufmannsgütern, mitnehmen können, wobei nur für das 40 Pfund übersteigende Gewicht eine Gebühr mit 1/2 kr. pr. Pfund entrichtet werden darf, ohne daß dadurch ein Aufenthalt an der Grenze oder ein öfteres Auf- und Abpacken desselben nothwendig wird. (Die Billets für diese Reisen sind in Wien im Aufnahms-Büreau der Nordbahn, Bauernmarkt, Bellegardehof, von 8 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags zu lösen).

Die Wiener-Raaber Eisenbahn.

Die allerhöchste Bewilligung zum Bau dieser Bahn wurde dem Herrn G. Freiherrn von Sina am 2. Jänner 1838 ertheilt, der sein Recht durch eine Urkunde vom 30. September 1838 an die Aktionäre abtrat. Die Bahn fängt von der Verzehrungssteuer-Linie Wiens an und geht über Bruck an der Leitha nach Raab, Gönyö, und rücksichtlich Preßburg — dann von Wien nach Wien.-Neustadt bis nach Glocknitz, sammt den Seitenbahnen nach Mödling, Larenburg und Helenenthal — endlich von Wien.-Neustadt nach Oedenburg und so fort nach Raab, nebst den 2 Seitenbahnen in die Steinkohlenwerke von Neudörfel und Brender. Der Fond zu dieser Unternehmung besteht in 12 Mill. 500,000 fl. C.-M., der durch 25,000 Aktienscheine, jeder zu 500 fl. C.-M. beigeschafft wird, zu deren Einzahlung sich die Eigenthümer der Aktienscheine verpflichten. Zur Generalversammlung werden jene 100 Aktionäre berufen, welche österreichische Unterthanen sind, und zur Zeit der Einberufung derselben mit der größten Zahl der Aktien in den Büchern der Gesellschaft, welche unter der Firma: »k. k. privilegirte Wien-Raaber Eisenbahn« vorgeschrieben stehen. Die Direktion besteht aus 10 Direktoren, die von der Generalversammlung erwählt werden. Die Arbeiten an dieser Eisenbahn werden unter der trefflichen Leitung des Ingenieurs Schönnerer eifrig betrieben. Dem Freiherrn Georg von Sina ist auch die Erlaubniß ertheilt worden, Vorerhebungs-Arbeiten in Hinsicht der Verlängerung dieser Bahn von Gönyö nach Ofen, die im Projekte ist, vorzunehmen.

Die ungarische Central-Eisenbahn.

Der Bankier Moritz Edler von Ulmann hat Schritte gethan zu dem Bau einer Eisenbahn von Pesth bis an die Grenze Oesterreichs, dann von Pesth nach Debreczin (die ungarische Central-Eisenbahn). Das Terrain zu dieser Bahn bietet vielleicht nirgends so große Bequemlichkeit hinsichtlich des geringen Wechsels der Bodenhöhe und der kleinen Zahl von Bächen, Flüssen u. dgl., während auf der andern Seite der lockere, sandige Boden, bei Mangel an Gehölz und Steinen, und das nicht selten mehre Fuß hohe Verwehen desselben auf die Straßen nicht unbedeutende Schwierigkeiten veranlassen würde. Ungarn, an Eisen so reich wie an zahlreichen Naturprodukten, die auf seinen meistens elenden Kommerzialstraßen fast die Hälfte des Jahres hindurch nicht transportirt werden können, erhielte durch jene Bahnen noch das Mittel, seine ungeheuren sogenannten Heiden — Pußten — in blühende Landschaften zu verwandeln.

Eisenbahn zwischen Wien und Triest.

Sicherem Vernehmen nach steht der Verbindung der Städte Wien und Triest durch eine Eisenbahn kein Hinderniß entgegen. Durch Krain würde der Zug dieser Bahn folgender sein. Nachdem die Eisenbahn von Cilli längs der Sann bis Steinbrückl gelangt, läuft sie an dem rechten Saveufer bis Salloch, kömmt dann über das Laibacherfeld bei dem Laibacher Tivoli vorbei auf die Triester Straße, berührt Oberlaibach, Podlippa, Prest (an der Idrianer Straße), wendet sich sodann auf der Loitscher Straße retour, berührt Loitsch, Kauzhe, Garzhareuz, Lase, Eibenschuß, Rakek, Maunitz, läuft über den Kanzianerwald gegen Adelsberg und vorbei nach Prestaneg und hinüber nach Peäwald, von da hinab an die Pleniza, und zwar hier mit Pferde-

bahn bis gegen das Meer, dann längs der Küste nach Triest.

Auch die Arbeiten der Eisenbahn von Mailand nach Venedig rücken vorwärts, — und die Linzer-Budweiser Eisenbahn erfreut sich eines immer größeren Verkehrs an Personen und Waaren.

Zum Schlusse unserer Würdigung des Eisenbahnwesens im österreichischen Kaiserstaate müssen wir noch derjenigen industriellen Zweige erwähnen, die durch dieselben angeregt wurden und entstanden.

Das erste Eisenwerk, welches die inländischen Rails erzeugte, ist das k. k. Eisenwerk zu Neuberg in Steiermark, es liefert deren fortwährend zur Nordbahn ab. Das mit Schwarzkohle betriebene Puddling- und Walzwerk zu Witkowitz in Mähren ist das erste, welches im Inlande den Puddling-Frischprozeß ausführte und seine Erzeugung in Rails in dem laufenden Jahre bis auf 20,000 Centner bringen wird, und für die Folgezeit wenigstens Gleiches erwarten läßt. Das Puddling-Walzwerk der Brüder von Rosthorn zu Prevali in Kärnten ist das erste, welches mit Braunkohle arbeitet, in kurzer Zeit über 14,000 Centner Rails an die Kaiser Ferdinands-Nordbahn ablieferte, und in der Verfassung ist, die Jahreserzeugung auf 50,000 Centner zu steigern. Auch die Wolfsberger Eisenwerks-Gesellschaft in Kärnten hat kürzlich die erste Mustersendung eingeliefert, und es ist zu erwarten, daß auch auf diesem Werke im künftigen Jahre Namhaftes erzeugt werden dürfte. Außerdem ist, wie wir hören, das in Kärnten befindliche Graf Ferdinand von Egger'sche Walzwerk zu Lippitzbach mit den Vorbereitungen zur Erzeugung von Schienen beschäftigt, und auch von diesem Werke eine ansehnliche Deckung für den Bedarf der Eisenbahnen zu erwarten.

Die Leipziger-Dresdner Eisenbahn.

Wir haben bereits über die Eröffnung dieser Bahn von Leipzig bis Wurzen (3 Postmeilen) im vorigen Jahre berichtet. Am 16. September 1838 wurde die Strecke dieser Bahn von Wurzen nach Dahlen, die 2 Meilen beträgt, eröffnet. Um 7 Uhr Morgens fuhren zwei voll besetzte Wagenzüge, geführt von den Lokomotiven Adler und Drache, von Leipzig ab und legten den 10 Meilen langen Weg hin und her binnen 4 Stunden, trotz des etwas sehr langen Aufenthaltes in Wurzen, um Kohlen und Wasser einzunehmen, zurück. Zu gleicher Zeit wurde die Bahn von Dresden bis nach Oberau eröffnet, nachdem schon am 13. Juli 1838 eine Probefahrt von Dresden bis in die Nähe des Gasthofes zur goldenen Weintraube veranstaltet worden war. — Am 3. November 1838 sind die Fahrten von Leipzig aus bis Oschatz ausgedehnt worden.

Die Eröffnung der ganzen Strecke der Leipzig-Dresdner Eisenbahn fand am 7. April 1839 feierlich statt. Die Abfahrt von Leipzig erfolgte Nachmittags 2 Uhr in drei Wagenzügen, einem Festzuge und zwei andern, mit zusammen 48 Wagen und etwa 1200 Personen, geführt von 6 Lokomotiven, denen eine als Reserve folgte. In dem Festzuge befanden sich die von der Gesellschaft besonders dazu Eingeladenen, so wie die zur Abholung des Königs und der königlichen Familie nach Leipzig bestimmte Deputation mit dem königlichen Wagen. Eine ungeheure Menschenmenge war versammelt; der weite Bahnhof und ein Theil der Wagen mit Fahnen und grünen Gewinden festlich geschmückt. Mit tiefer Rührung vernahm man kurz vor der Abfahrt im festlich geschmückten Bahnhofe die Einweihungsworte des Kreisdirektors von Falkenstein und die ehrenden Versicherungen des Königs bei der Vollendung des Werkes durch den Minister Nostitz und Jänkendorf. Mit Begeisterung stimmte die Menge in das zum Feste eigens gedichtete Lied beim Abfahren der drei Züge ein. Der Moment der Abfahrt unter dem tausendstimmigen Hurrah des Volkes, dem Rufen der Wagenführer, dem Geläute, dem Spiele zweier Musikchöre, dem wiewohl übertäubten Krachen kleiner Pöller, dem Schreien, Rauschen und Stöhnen der dampfenden, feuersprühenden Maschinen, dem Gedonner der bewegten Wagenzüge hatte wahrlich etwas Ergreifendes. Der Fahrt wegen waren Hunderttausende von Menschen auf den Beinen. Auf der ganzen 15 1/2 Meilen langen Bahnstrecke wurden die Fahrenden fast unablässig von dem Jubel, den Begrüßungen und den staunenden Blicken und Geberden der Bewohner all der Städte und Dörfer der Umgegenden empfangen, die bald einzeln, bald truppweise, bald in dichtgedrängten Reihen, bald in breiten Massen an beiden Seiten der Bahn standen, um die wunderbaren Ungeheuer von Dampf und Feuer an sich vorüberfliegen zu sehen. Bald ging es durch Wälder, Auen und Felder, bald über Flüsse und Ströme, Dämme, Viadukte und Ueberbrückungen, Bergen vorüber, über Thäler hin, durch Hohlwege, Ehrenpforten, Durchstiche, Felsen der verschiedensten Gebirgsarten, bald unter, bald über Wege und Chausseen, meist unter Schneesturm und Gestöber, immer in eine weiße oder schwarze Wolke gehüllt, welche den Fahrenden wie ein langer, dichter Flor nachflog. Man fuhr ziemlich schnell und legte die 15 1/2 Meilen eigentlich in 3 1/2 Stunden zurück, wenn man gleich, den dießmal ungewöhnlich langen Aufenthalt mitgerechnet, den auf den Stationen die Aufnahme der Menge Bürgermeister, Dorfrichter, Amtleute, Rittergutsbesitzer u. A., welche die Gesellschaft dazu eingeladen hatte, und durch deren Gebiet die Bahn geht, 4 Stunden 48 Minuten unterwegs zubrachte. Um 6 1/2 Uhr langte man in Dresden an bei einem furch-

terlichen Wetter, indem ein eisiger Wind Massen Schnee, wie im tiefsten Winter, vom Himmel wehte; allein dessen ungeachtet waren schon eine halbe Stunde vor der Stadt rechts und links der Bahn die Felder und Wege bis zum Thore mit Menschen besäet, die, gewiß an Dreißigtausend, zu Fuß, zu Wagen und zu Roß hinausgewandert, um die Fahrenden mit donnerndem Jubelgeschrei zu empfangen. Der Glanzpunkt der ganzen Fahrt war die Passage durch den 800 Ellen langen Tunnel bei Oberau, die man mit der furchtbarsten Schnellkraft beendete, und während welcher man nichts als einen dunkeln Grund von Nacht sah, worauf Tausende von Grubenlämpchen, mit denen der Tunnel festlich erleuchtet war, wie Sterne flimmerten und vor und hinter sich, wenn man sich aus dem Wagen bog, nur zwei lange, unabsehbare Feuerstreifen oder Linien zu erblicken waren. Zu beiden Seiten standen die Bergleute gereiht und jauchzten ihr »Glück auf!« zu, und dazu rauschten die Maschinen und Wagen und quollen die Dampfwolken zurück! Es hinterließ einen unvergeßlichen Eindruck, und auch der Ruhigste mußte wohl von dem Unerhörten, Fremdartigen, ja Dämonischen ergriffen, fast bewältigt werden. — Den folgenden Tag ist Se. Majestät der König von Sachsen mit der ganzen königlichen Familie nach Leipzig abgegangen, um Abends wieder nach Dresden zurückzukehren.

Die Leipzig-Dresdner Eisenbahn kreuzt auf 11 Punkten die Staatschausseen und durchschneidet 167 Kommunikations-, Vicinal- und Feldwege; von allen diesen Punkten liegen nur 99 im Niveau der Eisenbahn, 21 über und 58 unter demselben, und sind dazu 72 Brücken und Durchfahrten, theils von Stein, theils von steinernen Widerlagen und hölzerner Fahrbahn, theils ganz von Holz erforderlich gewesen. Die von der Bahn überschrittenen Ströme, Flüsse und Bäche haben 24 Brücken nothwendig gemacht, wovon die Pardaubrücke bei Borsdorf 25 Ellen, die Muldenbrücke bei Wurzen 677 Ellen, der Döllnitzer Viadukt bei Zschöllau 717 Ellen, die Elbbrücke 604 und der Röderauer Viadukt 1150 Ellen Länge haben, die übrigen aber von geringern Dimensionen sind. Zur Durchführung kleinerer Wasserabzüge, Gräben u. s. w. sind 295 steinerne Schleusen von 3/4 bis 2 Ellen lichter Weite angelegt worden, und die ganze Länge der Bahn, deren Herstellung bis zu Anfang des Jahres 1839, ausschließlich der Kosten des Oberbaues im Betrage von 1 Million 228,312 Thalern 17 Gr. 7 pfenn., die bedeutende Summe von 2 Millionen 139,518 Thlrn. 16 Gr. 9 pfenn. gekostet hat, besteht aus 3173 Ellen freier Brücke, 27,049 Ellen Planie im Niveau des anliegenden Terrains, 116,207 Ellen in Dämmen von 1 bis 19 1/10 Ellen Höhe und 56,369 Ellen Einschnitten von 1 bis 23 1/2 Ellen Tiefe, in Summa 202,798 Ellen, oder 12 2/3 sächsische, oder 15 1/2 geographische Meilen. Der Tunnel, dessen Kosten sich bis Ende des Jahres 1838 auf 273,265 Thlr. 13 Gr. 1 pf. belaufen, ist einschließlich der Façadenmauern 904 Ellen lang; die größte lichte Höhe beträgt 10 Ellen 20 Zoll, die lichte Weite auf der Sohle 12 Ellen, und 4 Ellen darüber 13 Ellen 4 Zoll. Die Wagenbauanstalt hat 242,706 Thlr. 9 Gr. 4 pf. gekostet, und bis jetzt 14 Wagen der ersten, 26 der zweiten, 47 der dritten Klasse und 47 Transportwagen geliefert, während noch 71 Transportwagen bis auf die Räder fertig sind. Für aus dem Auslande bezogene Personenwagen, deren Anzahl jedoch nicht angegeben wird, sind 14,882 Thlr. 3 pf., und für 17 Lokomotiven, einschließlich 18,300 Thlr. für Zoll, 212,800 Thlr. 21 Gr. 10 pfenn. bezahlt worden. Der Gesammtaufwand bis zum Jahresschlusse beträgt 4 Mill. 724,607 Thlr. 4 Gr. 6 pf.

Die Gesammtzahl der Reisenden bis zum 15. April 1839 steigt auf 576,362, wovon 145,674 auf das Jahr 1837, 365,883 auf das Jahr 1838 und 64,805 auf das Jahr 1839 kommen, und 46,858 in der ersten, 157,553 in der zweiten und 371,998 in der dritten Wagenklasse gefahren sind. Bei 567 Fahrtagen und 5003 Fahrten ergab sich eine Frequenz von durchschnittlich 1011 Personen auf den Tag und 115 Personen auf die Fahrt. Die Gesammteinnahme für die Personenfahrten stieg auf 129,482 Thlr. 15 Gr.; der Gütertransport im Jahre 1838 allein hat 3674 Thlr. eingetragen. (1 Thaler gleich 1 fl. 30 kr. C.-M.)

Auf der Leipzig-Dresdner Eisenbahn wird nunmehr mit Hilfe der sächsischen Regierung, welche 500,000 Thlr. zu 3 pCt. jährlicher Verzinsung hergibt, ein zweites Geleise auf der ganzen Weite zwischen Leipzig und Dresden gelegt werden. — Von Leipzig soll die Bahn bis zur preußischen Grenze geführt werden, indem die Magdeburg-Köthen-Halle-Leipziger Eisenbahn-Gesellschaft den Bau unternimmt. (S. später, S. 371.)

Die erste in Deutschland erbaute Lokomotive ward Ende Februar 1839 zu Uebigau bei Dresden vollendet und am 8. März in einer Haupt-Probefahrt auf der Eisenbahn als allen Erfordernissen entsprechend gefunden.

Berlin-Potsdamer Eisenbahn.

Auf der ersten Abtheilung dieser kaum 3 1/2 Meilen langen Bahn, und zwar der von Potsdam nach Zehlendorf, wurden am 18. September 1838 zwei Hauptprobefahrten unternommen und die Bahn dem Publikum zur Benützung überlassen; die ganze Strecke wurde jedoch am 29. Oktober feierlich eröffnet. Die Gebäude und die Wagen waren mit Blumen und Fahnen geschmückt; ein Musik-Corps befand sich auf dem Balkon des Bahnhofes, ein anderes auf dem Tender. Um 12 Uhr setzte sich ein Zug von 11 Wagen mit 280 Personen, von zwei Lokomotiven gezogen, in Bewegung. In diesen Wagen befanden sich Se. königl. Hoheit der Kronprinz, so wie mehre andere Prinzen des königlichen Hauses und viele Mitglieder aller der

höchsten und hohen Behörden, die der neuen Bahn die erste Weihe gaben. In 41 Minuten gelangte der Zug nach Potsdam, und nachdem die Gesellschaft dort Erfrischungen eingenommen hatte, kehrte sie in 38 1/2 Minuten wieder zurück und traf in Berlin gegen 2 Uhr ein. Zwei Lokomotiven, »Iris« und »Pegasus«, hatten den Zug geführt. Vom 31. Oktober an finden regelmäßige Fahrten statt. In den ersten fünf Tagen wurde sie von mehr als 12,000 Personen befahren. Man hat Nachtfahrten versucht, die ziemlich geglückt sind.

Welch einen Einfluß eine Eisenbahn auf das ganze äußere Leben einer Stadt zu äußern vermöge, zeigt sich auch in merkwürdigem Grade in Berlin wie in Potsdam. Obgleich diese kleine Bahn keinen Hafen, kein Flußthal, kein fabrikreiches Gebiet aufschließt, hat sie doch den geographischen Mittel- und Schwerpunkt von ganz Berlin verrückt. Die große Leipziger Straße war früher eine der stillen und zurückgezogenen; jetzt wogen und bewegen sich beständig zwei Menschenströme auf derselben auf und ab und unzählige Wagen und Fuhren bedecken sie in ihrer ganzen Breite. Gelangt man doch jetzt von hier aus eben so schnell und bequem nach Potsdam, als nach Charlottenburg, und legen Aerzte, Advokaten, Kommissäre, Baumeister, Geschäftsleute aller Art dem Weg nach Potsdam eben so leicht zurück, als den von einem Ausgangspunkte Berlins zum andern entgegengesetzten.

Im preußischen Staate sind nebst dieser folgende Bahnen im Bau oder projektirt:

Die Bahn von Köln nach Aachen. — Ein Stück dieser Bahn wird seit dem Monat Mai 1839 befahren und an der Herstellung des ganzen Unternehmens thätig gearbeitet. Diese Bahn dient zum Anschluß an die belgischen Bahnen von Antwerpen nach Lüttich, und daher zur Verbindung des Rheinstromes zu Lande mit der Nordsee.

Die Bahn von Berlin nach Stettin, 18 Meilen, wird zu 2 Mill. 800,000 Thaler veranschlagt, und dürfte, ihrer Wichtigkeit wegen, bald zu Stande kommen. Berlin wird dann von der Ostsee nur 4 Stunden entfernt sein.

Die Rhein-Weser-Eisenbahn ist aufgegeben, obgleich bereits Vorarbeiten getroffen wurden.

Die Bahn von Magdeburg nach Köthen, Halle und Leipzig. — Dieselbe ist im Juni 1839 bis Schönebeck ganz vollendet worden, so daß am 9. d. M. die erste Lokomotive »die Jungfrau« auf dieser Strecke zur Probe fahren konnte. In 22 Minuten wurde der Weg bis Schönebeck und von hier zurück in 17 Minuten zurückgelegt, obgleich die Maschine absichtlich fortwährend mit verhaltener Kraft arbeitete. Der Bau dieser Bahn soll sehr solid sein, so daß dieselbe nach ihrer Vollendung eine der besten auf dem Kontinent sein dürfte. Von Köthen zieht sich diese Bahn über Dessau, Wittenberg, Jüterbock nach Berlin, und bildet so die Berlin-Sächsische Bahn.

Die Arbeiten an dieser Berlin-Sächsischen Eisenbahn, die also 19 3/4 Meilen lang, zum Anschluß an die Bahn von Magdeburg nach Leipzig dient, schreiten erfreulich vorwärts, und man darf die Hoffnung hegen, daß bedeutende Strecken dieser Bahn, vielleicht bis Jüterbock (10 1/2 Meile), schon im Herbst 1840 fahrbar werden. Sie wird zu 3 1/2 Mill. Thaler veranschlagt und ist seit 6. März 1837 genehmigt. — Auch hat man neuerdings wieder den Plan aufgenommen, eine 40 Meilen lange Bahn von Berlin über Frankfurt nach Breslau, in das Herz der Kornkammer Schlesiens, zu führen, die dann mit der Kaiser Ferdinands-Nordbahn und daher mit Wien eine Verbindung hervorbringen soll.

Die Bahn von Düsseldorf nach Elberfeld. — Nachdem auf dieser Bahn am 12. Oktober 1838 eine sehr befriedigende Probefahrt von ungefähr 1/2 Meile Länge gemacht worden war, wurde am 20. Dezember 1838 die erste Section, die von Düsseldorf nach Erkrath, feierlich eröffnet. Außer den Aktionären in Düsseldorf und den benachbarten Städten und Orten waren sämmtliche Militär- und Civilbehörden von Düsseldorf zur Feier eingeladen, auch Se. k. Hoheit der Prinz Georg von Preußen nahm an der Fahrt Theil. Nahe an 350 Personen fuhren mit der ersten Fahrt, wozu die Lokomotiven »Rhein« und »Wupper« benutzt wurden, unter unbeschreiblichem Jubel des Publikums in nicht 15 Minuten bis auf den Bahnhof zu Erkrath. Ueberall zeigte sich die freudigste Theilnahme, und vor Erkrath wurde die heranfliegende Gesellschaft von den Landleuten mit unaufhörlichem Jubel und Geschützdonner begrüßt, und weit von dem Bahnhofe waren auch da mannichfaltige Kränze und Festbogen zum freundlichen Willkomm gewunden. Eine Lokomotive fuhr bald wieder zurück, und holte noch eine beinahe eben so große Zahl, die zuerst hatte zurückbleiben müssen. Die Rückfahrt geschah in 13 Minuten.

*

In Preußen erschien am 25. November 1838 ein Eisenbahngesetz, nach welchem den Gesellschaften nur auf 3 Jahre die alleinige Transport von Sachen gesichert ist, nach dieser Zeit aber sich auch andere Privatunternehmer der Bahn bedienen können. Die Rechte der Post sind in diesem Gesetz sehr ausgedehnt, da die Gesellschaften gezwungen sind, alle dem Postzwange unterworfenen Gegenstände, zu welchen daher auch alle Colli unter ein Viertel-Centner gehören, völlig frei zu befördern.

Nürnberger-Fürther Bahn.

Die Ludwigs-Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth feierte am 6. Dezember 1838 ihr drittes Jahresfest. In dem Zeitraum seit Eröffnung der Bahn bis zum 6. Dezember 1838 sind 1 Mill. 357,285 Personen

auf derselben befördert, und von diesen 173,443 fl. 57 kr. rhein. (144,536 fl. 37 kr. C.-M.) eingenommen worden. Sehr erfreulich ist, daß man während dieser 3 Jahre keine erhebliche Beschädigung der Bahn und keine einzige lebensgefährliche Verletzung eines Menschen zu beklagen hatte. Die Aktien der Bahn, welche einst die schwindelnde Höhe von 500 pCt. erreichten, stehen jetzt doch noch über 300 pCt., sind aber meist in festen Händen. (M. s. die Beschreibung und Abbildung der Bahn im Jahrg. 1837, S. 354.)

Von Nürnberg soll eine Bahn bis Bamberg und von da bis an die nördliche Grenze Baierns geführt werden, um sich mit der Leipziger Bahn vereinigen zu können.

Die Münchner-Augsburger Bahn.

Die erste Probefahrt auf der zuerst fertig gewordenen Abtheilung von München bis Lochhausen fand am 1. September 1839 statt, und die ganze Bahn sollte am 1. Oktober 1839 befahren werden können.

Die Taunusbahn.

Die Arbeiten an dieser Bahn, mit der es Anfangs nicht recht vorwärts wollte, und die Frankfurt, Mainz und Wiesbaden verbinden soll, gehen jetzt rüstiger vorwärts, so daß die erste General-Probefahrt von Frankfurt nach Höchst am 7. Juli 1839 statt finden konnte. Höchst, wohin bisher eine zweistündige, langweilige Chaussee führte, ist jetzt von Frankfurt nur 8 Minuten entfernt, denn nicht längere Zeit brauchte der Wagenzug bei der Entwickelung der vollen Dampfkräfte, um die Strecke zurückzulegen, die hier in gerader Linie nur eine Wegstunde mißt.

Die Braunschweiger Eisenbahn.

Am 30. November 1838 ist die Braunschweig-Wolfenbüttler Eisenbahn, die erste Abtheilung der Braunschweig-Harzburger Eisenbahn, feierlich eröffnet worden. Die Länge der Bahn beträgt 1 5/8 Meilen, und die Strecke kann in 13 1/2 Minuten zurückgelegt werden. Sie wird auf Kosten des Staates erbaut. Der Bau der ganzen Bahn bis Harzburg (5 3/4 Meilen) soll im Frühjahre 1840 vollendet sein. Die Eisenbahn von Braunschweig nach Wolfenbüttel wird sehr benutzt. Es gibt Tage, wo an 1000 Personen transportirt werden. Diese Bahn ist jedoch mehr auf die Beförderung der Hauptprodukte an Mineralien, Holz, brauchbarem Quaderstein u. s. w. berechnet.

In Baden ist die Heidelberg-Mannheimer Bahn im Werke.

Frankreich.

In Frankreich wurde eine Strecke der Bahn von Paris nach Versailles, nämlich die nach St. Cloud; am 12. September 1838 eröffnet und bis zum 30. von 57,768 Personen befahren. Sie ist 13,500 Metres (7115 Wien. Klaft.) lang. Die ganze Bahn nach Versailles (auf dem rechten Seineufer) wurde am 2. August 1839 eröffnet. Die Wagen machten die erste Fahrt in 29 Minuten, macht also eine Lieue (2346 Wien. Klftr.) auf 5 Minuten.

Die St. Germainer Eisenbahn wurde während der ersten 9 Monate nach ihrer Eröffnung von 1 Mill. 49,562 Personen befahren.

Der erste französische Dampfwagen aus französischem Eisen und durch französische Maschinenbauer verfertigt, ist am 26. Oktober 1838 eingeweiht worden. Er stammt aus den Werkstätten der HH. Stehelin und Huber in Bitschwiller (Oberrhein) und hat deßhalb den Namen »Elsaß« erhalten. Die Fahrt von Paris nach St. Cloud ward in 16, die Rückfahrt in 13 1/2 Minuten zurückgelegt, mithin 13 Lieues (7 4/5 deutsche Meilen) pr. Stunde. Das dazu verwendete Eisen und Blech haben die HH. Muel-Doulas in Abainville geliefert, und Herr Stehelin glaubt mit seinen gegenwärtigen Mitteln 12 Lokomotiven jährlich liefern zu können. Der Preis ist dem der englischen gleich, 40,000 Franken (gegen 16,000 fl. C.-M.), und was die Rohstoffe in Frankreich mehr kosten, wird dagegen an Arbeitslohn erspart.

Sonst ist Frankreich mit dem Bau der Eisenbahnen nicht besonders glücklich, und den Unternehmern setzen sich große Schwierigkeiten entgegen. Es hatte bis jetzt 13 Eisenbahn-Gesellschaften für folgende, theils fertige, theils im Bau begriffene, theils projektirte Linien, nämlich von Paris nach St. Germain, nach Versailles rechtes und linkes Ufer, nach Orleans, nach Havre *), von Bordeaux nach la Teste, von Mühlhausen nach Thann, von St. Etienne nach Lyon, von St. Etienne nach Andrezieux, von Straßburg nach Basel, von Montpellier nach Cette, von Lille nach Dünkirchen und von Andrezieux nach Roanne. Für diese Eisenbahnen sind 250 Millionen Frks. an Kapital gezeichnet, allerdings ein geringeres Resultat als in England, wo das Kapital gegen 1000 Millionen Frks. beträgt **).

Belgische Eisenbahnen.

Während der Staat in Belgien die Hauptlinien der Eisenbahn, diejenigen, welche die für den Verkehr des Landes wichtigsten Punkte in Verbindung setzen, ausführt, hat er die Herstellung der Eisenbahnen zu den vom Staate bewerkstelligten Hauptlinien — also die Re-

*) Durch einen Beschluß der Deputirten-Sitzung vom 6 Juli 1839 wurde dieses Unternehmen aufgegeben.

**) Ueber die fertige Eisenbahn von St. Etienne, s. Jahrg 1837, S. 360; — von St. Germain Jahrg. 1839, S. 317.

beneisenbahnen — der Privatindustrie überlassen. Natürlich bedürfen die deßfallsigen Unternehmungen der letzteren immer der Bestätigung der Staatsbehörde. Die Nebenlinien, deren Anlage der Privatindustrie überlassen ist, geben erst dem Ganzen einen vollständigen Zusammenhang und die wahre Bedeutung. (M. s. S. 338: die industriellen Gesellschaften.)

Als das wichtigste und allgemein interessanteste Resultat der belgischen Eisenbahnen kann man die Gewißheit betrachten, daß die Eisenbahnen bei aufmerksamer und sorgfältiger Administration (Verwaltung) verhältnißmäßig bei Weitem mehr Sicherheit gewähren, als die bisher gebräuchlichen Transportmittel. So seltsam dieß auch klingen mag, so ist es doch durchaus wahr: Die Eisenbahnen, sorgfältig beaufsichtigt, und mit verständigen Kondukteurs, gewähren verhältnißmäßig eine bei weitem größere Sicherheit, als der Transport pr. Axe. Mehre Unfälle haben in der letzten Zeit auf Eisenbahnen statt gehabt, alle sind im höchsten Grade bedauernswerth, und wir wollen die Schwere derselben keineswegs in Abrede stellen. Aber wir fragen zugleich, ob man denn Ursache hat, so sehr über diese Unfälle zu erstaunen, und besonders, ob dieselben das Maß von Unfällen, auf die man sich bei allen Gelegenheiten dieser Art gefaßt machen muß, übersteigen? In der That, wir glauben es nicht! Jeder Unfall, der auf der Eisenbahn statt hat, wird vergrößert und übertrieben, so daß er Besorgniß erwecken und allgemeine Befürchtungen erzeugen muß, während man von den viel häufigeren, viel zahlreicheren Unglücksfällen, die bei der Benutzung aller andern Transportmittel eintreten, ganz schweigt. Schiffe erleiden Schiffbruch, Dampfboote springen, Wagen werfen um, das Alles erscheint ganz einfach natürlich und in der Ordnung, nur die Unfälle auf der Eisenbahn sind außergewöhnlich und unverzeihlich. Man spricht eben so wenig von den Gefahren und Wagnissen, die von gewissen Gewerben, denen der Maurer, Zimmerleute, Schmiede, Bergleute u. a., unzertrennlich sind, man spricht nicht von den Unglücklichen, die eine Beute der Fluten werden, und doch ertrinken während eines Sommers in Belgien mehr Menschen, als in 20 Jahren auf der Eisenbahn umkommen werden. In einem Zeitraume von 3 Jahren und 3 Monaten haben 15 Unfälle auf den belgischen Bahnen statt gefunden. Sieben Beamte der Verwaltung sind dabei betroffen, 6 sind gestorben, 1 ist verwundet. Die 8 andern Unfälle haben Reisende betroffen, von denen 3 gestorben, 2 amputirt sind. Aber diese letztern Unfälle sind alle ohne Ausnahme die Folge von Unvorsichtigkeit der davon betroffenen Personen. Diese 15 Unglücksfälle müssen mit einem Transport von 3 Millionen Reisenden in Verbindung gebracht werden. Und man bedenke wohl, was das heißt, 3 Millionen Reisende, man bedenke, daß 3 Millionen Reisende die durchschnittliche Ladung von 250,000 Deligenzen darstellen, man bedenke, daß der Transport dieser 3 Mill. Reisenden, wie ihn die Eisenbahn bewerkstelligt hat, den täglichen Reisen von 70 Deligenzen während 10 Jahren gleichkommt, und frage sich, ob auf den 3650 Reisen dieser 70 Postwagen nur 15 Unfälle vorkommen würden. Jemehr man die Natur und den Erfolg dieser beiden Transportmittel, wie die Erfahrung ihn feststellt, vergleicht, desto fester wird die Ueberzeugung, daß die Eisenbahnen nicht allein das weniger kostspieligere und schnellere, sondern auch das bei Weitem mehr Sicherheit gewährende sind.

Zwischen den Eisenbahnen Englands und Belgiens besteht ein großer Unterschied. In Belgien hat man die Eisenbahnen gebaut, und benutzt dieselben in einer Weise, die von den gewöhnlich dafür angenommenen Bedingungen und Gesetzen ganz und gar abweicht. Die Belgier haben die Regeln, welche die Erfahrung anderswo vorgeschrieben hat, durchaus bei Seite gesetzt. Das englische Parlament verlangt, daß jede für die Fortschaffung von Reisenden bestimmte Eisenbahn ein doppeltes Geleise habe, selbst wenn sie bei weitem nicht so ausgedehnt, wie die belgische, ist. Die Belgier haben eine Eisenbahn mit einem Geleise machen und benutzen wollen, und es ist ihnen gelungen. In England sind die Tarife so kombinirt, daß die große Masse des Volkes von den Eisenbahnen ferngehalten wird, die Preise sind auf die für die Gesellschaften vortheilhaftesten Betriebsbedingungen basirt, die Kompagnien ziehen es, wie sehr natürlich, vor, fünf Prozent auf 10 Reisende zu gewinnen, als auf 100, weil sie mit 10 Reisenden denselben Gewinnst, und bei Weitem weniger Mühe, Risico, Kosten und Verantwortlichkeit haben. Die Folge davon ist, daß in England ein Konvoi von 120 bis 150 Personen schon ein bedeutendes Konvoi ist, während in Belgien gewöhnliche Konvois 300, 500, 1000 Reisende und mehr transportiren. Auch ist das Bestehen der belgischen Eisenbahn keine geringe Ueberraschung für die englischen Ingenieurs; ihr Erstaunen wird zuweilen Bewunderung; sie begreifen nicht, daß nicht 10 Mal mehr Unglücksfälle statt finden. Und doch ist ihr Versuch, die Eisenbahnen nach einem ganz neuen System zu benutzen, vollkommen gelungen, denn die Unfälle sind verhältnißmäßig bei weitem weniger zahlreich, als man erwarten konnte.

*

Fast alle Reisenden wählen auf den belgischen Eisenbahnen die letzte Klasse der Wagen, so daß der Durchschnittspreis von dem Reisenden nur 12 Cent. (2 3/4 kr.) für die Lieue ausmacht. Deßhalb fürchtete man, daß die belgischen Eisenbahnen sich nicht werden halten können. Und doch ist dem nicht so. Nicht nur haben die Einnahmen beständig die Transportkosten, die Unterhaltung der Bahn und die Polizei derselben gedeckt, sondern es blieb immer ein Ueberschuß, wie

aus folgender Zusammenstellung der Erträgnisse und der Kosten aller Art seit dem 5. Mai 3518 bis zum 1. November 1838 erhellt.

Jahre	Ausgaben	Ertrag	Netto-Gewinn
1835	168,772 Fr. 73 C.	268,997 Fr. 50 C.	100,224 Fr. 77 C.
1836	431,135 » 67 »	825,132 » 85 »	393,997 » 18 »
1837	1,155,471 » 91 »	1,416,982 » 94 »	261,511 » 3 »
1838	1,619,189 » 17 »	2,633,532 » 21 »	1,014,342 » 44 »
	3,374,570 » 8 »	5,144,645 » 50 »	1,770,075 » 42 »

Die Bewegung der Reisenden betrug 1835 (in 8 Monaten) 421,439; 1836: 871,307; 1837: 1 Mill. 384,577; 1838: 2 Mill. 193,316; im Ganzen 4 Mill. 870,639.

Für die belgischen Eisenbahnen ward am 12. September 1838 ein allgemeines Reglement publicirt, welches 372 Paragraphen enthält. Ueber sämmtliche Bahnen ist ein unmittelbar unter dem Minister stehender General-Direktor ernannt worden.

England.

England hat den neuesten Angaben zufolge 22 fertige, in voller Benutzung begriffene Eisenbahnstrecken von 9 bis 60 englischen (2 bis 14 deutsche) Meilen Länge. Die längste ist die von Carlisle nach Newcastle (14 deutsche Meilen), die wichtigste die von Liverpool nach Manchester (6 7/10 deutsche Meilen). Hiezu kommt die am 18. September 1838 eröffnete Bahn von London nach Birmingham (111 engl. oder 24 1/10 deutsche Meilen). Im Bau begriffen sind von London aus, außer dieser Bahn, noch fünf Hauptbahnen nach allen Richtungen, und noch 6 andere Linien sind in Vorschlag. Die Zahl der im Bau begriffenen Bahnen beträgt im Ganzen 48; außerdem sind noch gegen 100 in Vorschlag gebracht, meist kleinere Verbindungsbahnen, die nach Vollendung der größeren Linien angelegt werden sollen, welche jedoch noch nicht die Autorisation des Parlaments erlangt haben. Schottland und Irland sind bei diesen Angaben nicht mitgerechnet. Man sieht daraus, daß bevor ein Jahrzehend vergeht, England nach allen Richtungen mit Eisenbahnen übersponnen sein wird. Da man dort auch Nachtfahrten einzurichten kein Bedenken trägt, wird kein Punkt des Landes vom andern mehr über eine Tagreise entfernt sein. Die Länge dieser sämmtlichen Linien wird auf 2300 engl. (519 deutsche) Meilen berechnet.

London ist jetzt schon mit Birmingham, Manchester, Preston und Liverpool (mit dem letzten in 11 Stunden) verbunden — mit den Manufakturbezirken durch Nebenlinien in allen Richtungen, die vollendet oder der Vollendung nahe sind; in einem oder 2 Jahren wird es mit Bristol, Exeter und Plymouth im Westen, Southhamptom, Brighton und Portsmouth im Süden, Dover, Ipswich und Norwich im Osten, und Cambridge und Leeds im Norden verbunden sein, und in einer etwas entferntern Periode auch mit Newcastle, Carlisle, Edinburgh und Glasgow, so wie mit Chester, Holyhead und Irland.

Neu eröffnete Bahnen. — Am 6. Oktober 1838 wurde die Dundee-Arbroather Eisenbahn in Schottland, von Arbroath bis zu der einstweiligen Bahnstatue zu Craigie (bei Dundee), eröffnet. Eilf Wagen mit beinahe 400 Personen, worunter die Direktoren der Eisenbahn-Gesellschaft u. s. w., machten die Fahrt auf der Bahn, welche aufs Befriedigendste ablief. Dieser erste Wagenzug legte die gedachte Strecke, 20 englische (4 3/10 deutsche) Meilen, in 3/4 Stunden zurück.

Zur Vorfeier des Geburtstages der Königin Viktoria ward am 23. Mai 1839 die von der London-Brightoner Eisenbahn fertige Strecke bis Croyden (einem gewerbthätigen Marktflecken der Grafschaft Surry, an einem schiffbaren Kanal gelegen, der mit dem Grandsurry-Kanal in Verbindung steht) in Gegenwart einer großen Volksmenge eröffnet. Um 11 Uhr ging eine neue, große Lokomotive, Viktoria genannt, mit einem Train von 12 Wagen von dem Auslanfpunkt an der Londonbrücke ab. Die förmliche Eröffnung für das Publikum sollte indessen erst im nächsten Monat erfolgen.

Wir haben über die Eröffnung der London-Birminghamer Bahn im vorigen Jahrgange berichtet. Diese Bahn verdient es, daß wir sie nochmals besprechen. Auf derselben sind 12 engl. Meilen vollkommen eben, 52 haben einen Fall von 1 bis 14 Fuß auf die Meile und 47 eine Böschung von 14 bis 16 Fuß. Der größte Unterschied des Niveaus zwischen zwei Strecken der Bahn beträgt 308 Fuß und die Abstufungen wechseln 44 Mal. Die größte ununterbrochene Fläche ist ungefähr 4 engl. Meilen lang und die größte Ausdehnung einer Stufe 7 1/2 Meilen. Die Neigung von der einen Stufe bis zur andern beträgt indeß 4 Meilen (Länge). (1 englische Meile ist 849 Wien. Klafter lang.) Die Bodenfläche, welche die Bahn und die Station einnehmen, kann man auf beinahe 4000 englische Morgen anschlagen. Durch diese Bahn ist die große Eisenbahnverbindung geendigt, welche gestattet, von London nach Manchester und nach Liverpool ohne Unterbrechung zu fahren und dabei 90 engl. (19 1/2 deutsche) Meilen in 8 Stunden zurückzulegen. Der Ingenieur Stephenson, der Erbauer derselben, brauchte nicht ganz 4 Jahre, um dieses herrliche Werk herzustellen, welches alle Arten von Schwierigkeiten in seinem Bau darbot. Und wirklich bietet diese Linie den größten Durchbruch dar, der zu diesem Behuf in Felsen bis jetzt ausgeführt wurde, denn die unter der Erde fortlaufenden Strecken dieser Bahn betragen insgesammt eine Länge von 4 englischen Meilen (3396 Wien. Klaft.) Sie durchschneidet neunmal den London-Birmingham-Kanal und zählt im Ganzen 400 Brücken

von allerhand Größe. Die Bahn läuft von ihrem Anfang am Euston Square bis Camden Town in einem breiten Durchstich von 20 Fuß Tiefe, dessen Wände zierlich mit Backsteinen gemauert und oben mit einem eisernen Geländer versehen sind, um das sich die Gesträuche der benachbarten Gärten schlingen. Die bedeutende Steigung, welche außerhalb London beginnt, wird mittelst endloser Taue, die in der Mitte der Bahnspuren über Rollen laufen und die von den stehenden Maschinen in Camden Town aus in Bewegung gesetzt werden, befahren. Beim Anhängen der Wagen an die Taue ist große Sorgfalt nöthig, und es geschieht dieß daher auch von einem Manne, der eigens für diese Arbeit eingeübt ist. Die Befestigung geschieht mit einem kleinen Stricke, messenger genannt, an dessen einem Ende sich eine Schleife befindet, welche um das Tau geschlungen wird; das andere Ende dagegen hält der Mann mit der Hand fest. Er steht hiebei auf dem vordersten Wagen, um den Wagenzug bei der Ankunft in Camden Town oder im Falle irgend eines Ereignisses sogleich loszulassen. Die ganze Strecke wird gewöhnlich in 3 oder 4 Minuten zurückgelegt, während denen man unter mehren schönen steinernen und eisernen Brücken und Stollen wegfährt. Die Seitenmauern haben eine Curve, damit sie dem Drucke besser widerstehen; sie haben oben 3 und 7 Ziegel Dicke und zu deren Ausführung wurden gegen 16 Millionen Backsteine verwendet. In Camden Town befindet sich eine Station für die Verladung der Güter, während die Station im Euston Square lediglich für Passagiere bestimmt ist. Erstere, welche 33 Acres (23 1/5 Wien. Joch) Flächenraum einnimmt, ist um einige Fuß höher gelegen, als das übrige Terrain, und mit einer Mauer umgeben, damit die schweren Güter leicht von den Eisenbahnwaggons auf die zu ihrer weitern Beförderung bestimmten Fuhrwerke umgeladen werden können. An dieser Station befindet sich auch ein sehr großes Maschinenhaus, welches allein 21,000 Pfd St. (197,600 fl. C.-M.) kostete; mehre Oefen zur Fabrikation der für die Maschinen bestimmten Cohks; ein Stall für das auf der Eisenbahn herbeigeschaffte Vieh; ein Stall für 50 Pferde; eine Wagenfabrik und ein großes Büreau. Die zum Treiben des beschriebenen Taues bestimmten stehenden Maschinen befinden sich gleichfalls hier und zwar unmittelbar unter der Eisenbahn unter der Erde. Ihre Existenz erfährt man durch zwei sehr elegante Schornsteine, welche 133 Fuß hoch über die Bahn emporgeführt sind, und am Grunde 11, an der Spitze hingegen 6 Fuß im Durchmesser haben. Das erwähnte Maschinenhaus kommunicirt durch eine Röhre, welche von einer Orgelpfeife ausläuft, mit der Station am Euston Square, und auf diese Weise kann in 4 Sekunden von einer Station zur andern ein Signal gegeben werden. Das Signal, auf welches die Maschinen in Bewegung zu kommen haben, wird mittelst eines einem Gasometer ähnlichen Apparates gegeben. Derselbe besteht nämlich aus einem belasteten Cylinder, der in einen andern mit Wasser gefüllten Cylinder untertaucht; sinkt der innere Cylinder herab, so wird die in ihm enthaltene Luft in einer in ihm befindlichen Röhre herabgetrieben, um durch eine unter der Erde gelegte Röhre an die Orgelpfeife zu strömen und dadurch das Signal zu geben. Diese von London nach Birmingham führende Bahn hat ein doppeltes Geleise.

Eine der bedeutendsten Bahnen Englands ist die »große westliche Eisenbahn«, welche von London nach Bristol geht. Sie wurde nach der am 31. Mai 1838 gemachten Probefahrt zum allgemeinen Gebrauch eröffnet; die Schienen sind statt 4 Fuß 8 Zoll, wie auf andern englischen Bahnen, 7 Fuß von einander entfernt. Auf dieser großen westlichen Eisenbahn hat sich ein Theil der Dämme, eine Strecke von 15 Meilen, bedeutend gesenkt, weil man bei der Anlage derselben zu eilig arbeitete, um die Bahn zu der Zeit, welche die Direktoren zur Eröffnung derselben bestimmt hatten, zu vollenden. Man war genöthigt, die Dämme unter den Schienen mit grobem Kies einen Fuß hoch aufzufüllen, womit einige Tausend Arbeiter 2 Monate beschäftigt waren.

* * *

Auf der neu eröffneten Eisenbahn zwischen London und Southampton soll die bisher geschwindeste Fahrt gemacht worden sein. Eine der Lokomotiven durchlief nämlich die ganze Strecke von 23 engl (5 deutschen) Meilen in 25 Minuten und hielt dabei sogar einmal an, um an einem Orte noch mehr Reisende aufzunehmen, so daß sich sagen läßt, man lege dort in jeder Minute eine englische Meile (849 Wien. Klft.) zurück. (M. vergl. S. 360.)

Auf den engl. Eisenbahnen und auf den Dampfschiffen kommt die Anthracitkohle (Kohlenblende) immer mehr in Gebrauch, zu welchem Ende aber in den Dampfkesseln der Lokomotiven einige Veränderungen angebracht werden müssen. Man findet die Anthracitkohle ungleich ökonomischer im Gebrauch, als die übrigen Kohlen; sie hat eine spezifische Schwere von 152 bis 180 und 72 bis 90 pCt. Kohlenstoff. Die übrigen Bestandtheile sind Kieselerde, Alaun und gewöhnliche Erde; sie ist durchaus frei von Schwefel und Erdpech und brennt sehr rein, ohne Flamme oder Rauch. Schon seit längerer Zeit hat man sie mit großem Vortheil in den Mälzereien und Brauhäusern zum Trocknen des Hopfens gebraucht, und die Erfahrung hat bewiesen, daß sie bei dem Verbrennen wenigstens 30 pCt. mehr Wärmestoff als Cohks oder Erdpechkohle gibt. Die Versuche, welche man auf der Liverpool-Manchester-Eisenbahn damit angestellt hat, sind vollkommen befriedigend ausgefallen. Der größere Theil dieser Kohlen kommt für England aus den großen Kohlengruben in Süd-Wales, in der Umgegend von Swansea und der Bucht von Caermarthen, wo es 100 Quadratmeilen Anthracitkohlen gibt, die 64 Mill. Tonnen auf die englische Meile geben. (Cohks sind entgaste oder pechfreie Steinkohlen.)

Fortschritte des Eisenbahnwesens in Polen und Rußland, in Holland, der Schweiz, Italien und Griechenland.

Man bezweckt, von Warschau eine Eisenbahn zu ziehen, welche sich mit der Kaiser Ferdinands-Nordbahn verbinden soll. Diese wird über Grodzisk, Wiernie-wice, Rawa Tomaszew, Petrikau, Radomsk, Czenstochau, Zarki, Dombrowa und die in der Nähe befindlichen Kohlenbergwerke nach der Przemsza führen. Die Spekulation der Aktionäre stützt sich ausschließlich auf die Einnahmen aus dem Transport von Salz, Steinkohlen, Eisen, Zink, Quadersteinen, Kalk, Holz, Getreide, Branntwein und andern Gegenständen, die aus jenen Theilen des Landes kommen, die alle Kommunikationen mit Warschau entbehren, oder von solchen, deren Transport auf der Przemsza und Weichsel zu langsam von statten geht und zu theuer zu stehen kommt. Auf Personen-Transport ist gar nicht gerechnet. Der Waaren-Transport dagegen, auf den man schon jetzt mit Sicherheit rechnen zu können glaubt, wird auf 4 Mill. Centner geschätzt. Das zur Anlegung dieser Bahn erforderliche Kapital ist zu 21 Mill. polnischen Gulden (5 Mill. 250,000 fl. C.-M.) veranschlagt.

Die Frequenz auf der Eisenbahn zwischen Petersburg und Zarskoje-Selo ist bedeutend. Zwischen Petersburg und Zarskoje-Selo sind in einem Monat über 80,000 Personen und zwischen Zarskoje-Selo und Pawlowsk 30,000 gefahren.

Am 15. Juli 1838 brachte die außerordentliche Sonnenhitze auf der Eisenbahn nach Zarskoje-Selo eine solche Ausdehnung der ganzen Schienenlinie hervor, daß dadurch zwei Schienen von ihrem Plaze verdrängt wurden.

Laut Nachrichten aus Memel projektirt Rußland die Anlage einer Eisenbahn von Kowno am Niemen nach Liebau. Ein Kapital von 16 Mill Silber-Rubel ist dazu erforderlich.

In Holland wird die Ausführung der Amsterdam-Arnheimer Bahn mit Eifer betrieben, und wegen Verlängerung dieser Bahn bis zur preußischen Grenze nach Cöln zu werden fortdauernd Unterhandlungen gepflogen. — Auf der Amsterdam-Harlemer Eisenbahn fand am 25. August 1839 auf der ganzen Strecke die erste Probefahrt statt.

In der Schweiz wird über die Basel-Züricher Eisenbahn berathen.

An der Bahn von Neapel nach Castell a mare wird lebhaft gearbeitet, und bis zum Herbst 1839 dürfte solche bis Portici befahren werden können. Diese Bahn soll 11 Mill. Franken (3 Mill. 906,300 fl. C.-M.) kosten.

Der Triester Lloydgesellschaft ist vorläufig ein Privilegium zugesichert, von Athen bis zum Piräus eine Eisenbahn anlegen zu dürfen.

Die Eisenbahnen in Nordamerika.

Der Ritter von Gerstner, als Erbauer der böhmischen und petersburger Eisenbahnen rühmlich bekannt *), durchreist gegenwärtig die vereinigten nordamerikanischen Staaten, um die ausgedehnten Eisenbahnanlagen derselben nach ihrer Bauart und Benützung aus eigener Anschauung näher kennen zu lernen. Aus seinen Berichten über die nordamerikanischen Bahnen theilen wir das Folgende mit: »Die Länge sämmtlicher in thätiger Benutzung stehenden Eisenbahnen der vereinigten Staaten von Nordamerika beträgt jetzt etwa 3000 englische (651 geogr. oder deutsche) Meilen, wovon sich die Baukosten, die Meile (849 Wien. Klaft.) zu 20,000 Dollars (41,500 fl. C.-M.), auf 60 Mill. Dollars belaufen; die Bahnen wurden von ungefähr 100 Aktiengesellschaften und mehren Staatsregierungen unternommen. Im Bau begriffen, um noch in diesem Jahre vollendet zu werden, sind Eisenbahnen von 1100 englischen (239 deutschen) Meilen Länge. Binnen 9 Jahren (mit Einschluß von 1839) wurden etwa 129 Mill. Thaler auf den Bau von Eisenbahnen in einem Staate verwendet, der 17 Mill. Einwohner hat, während alle andern Staaten der Erde zusammengenommen noch nicht zwei Fünftel der Länge der nordamerikanischen Bahnen erbaut haben. Die Nordamerikaner haben es vollständig begriffen, daß Eisenbahnen nichts Anderes als sehr gute Straßen sind, und daß nur durch deren Einführung Zeit und Raum, die wichtigen Bedingungen der Wohlfahrt eines ausgedehnten Reiches, beherrscht werden können. Die längste zusammenhängende Eisenbahnstrecke der Welt, auf welcher Eisenbahnen und Dampfschiffe abwechseln, ist die von Boston im Staate Massachusetts bis Greensboro in Georgia, in einer Ausdehnung von 1203 engl. Meilen, wovon 853 Meilen auf Eisenbahnen und 350 Meilen auf Dampfschiffen zurückgelegt werden. Die Abfahrten auf dieser ganzen Linie sind mit einander in Verbindung und man legt den ganzen Weg in 5 Tagen oder 120 Stunden, oder 10 engl. Meilen in der Stunde zurück; hierunter sind aber sämmtliche Aufenthalte für Frühstück, Mittags- und Abendessen, dann 10 Stunden Aufenthalt in New-York mitbegriffen. Die Schnelligkeit würde noch größer sein, wenn die Bahnstrecken nicht 13 verschiedenen Gesellschaften angehörten und bei den Uebergängen in andere Wagen und bei dem Uebertragen des Gepäcks viel Zeit verloren ginge.

Ein großer Theil der amerikanischen Eisenbahnen ist in den nördlichen Staaten angelegt, wo die Kanäle volle 4 Monate lang zugefroren sind und wo der Schnee mehre Fuß hoch fällt. Da die Eisenbahnen häufig durch lange und tiefe Abgrabungen gehen, so wird der Betrieb derselben durch Schneewehen noch mehr erschwert. Man hat 5 bis 6 Jahre lang verschiedene Apparate versucht, ohne jedoch ein befriedigen-

---

*) Siehe die biographische Skizze im Jahrg. 1838, S. 377.

des Resultat zu erhalten, bis endlich in den letzten zwei Wintern Schneeräumungs-Apparate eingeführt wurden, deren Anwendung dem Zwecke vollkommen entspricht. Diese Apparate räumen den Schnee von der Bahn und zerschneiden und fegen das Eis, welches sich auf der Oberfläche der Schienen bildet. Ist der Schnee nur einige Zoll hoch gefallen, so wird der Apparat vor der Lokomotive angebracht und der Zug geht zur bestimmten Zeit ab. Beträgt aber die Schneehöhe mehr, so geht eine halbe Stunde vor dem Zuge eine eigene Lokomotive mit dem Schnee-Apparate ab, um die Bahn zu reinigen. Auf der Eisenbahn von Schenectady nach Utica wurden im letzten Winter einzelne Strecken in einer Nacht 3 bis 4 Fuß hoch bedeckt; man sandte zwei und einmal auch drei Maschinen ab, welche, mit einander verbunden, den Apparat vor sich bewegten und die Bahn vom Schnee reinigten. Auf solche Art ist man dahin gelangt, das Hinderniß des Schnees gänzlich zu beseitigen und die Zeit der Fahrten genau einzuhalten. Eine weitere Vorsicht erfordern jedoch die Lokomotiven, um nämlich das Zufrieren der Pumpen und der Saugröhren zu beseitigen, und den Maschinenführer gegen die Kälte zu schützen. Wie die letztere eintritt, wird die ganze Maschine mit einem Dache und von den Seiten mit starker Leinwand eingeschlossen, wo vorn nur der Rauchfang heraussieht und zwei große Fenster angebracht sind, um die Bahn zu übersehen; nach hinten zu geht aber das Dach über einen Theil des Tenders und sperrt so den Zutritt der kalten Luft großentheils ab. Der Lokomotivführer übersieht seine ganze Maschine, so wie die Bahn, und befindet sich eben so wie die Maschine gegen die kalte Luft und den Schnee geschützt. Die Reisenden befinden sich in langen achträdrigen Wagen, jeder mit 50 bis 60 bequemen Sitzen, mit einem Ofen, um den Wagen angenehm heizen zu können, und mit einer Lokalität versehen, welche das Absteigen überflüssig macht und vorzüglich bei Reisen mit Kindern erfordert wird. Am Ende jedes solchen Wagens befindet sich eine kleine Brücke, mittelst welcher man während der Fahrt von einem Wagen in den andern gelangt und seinen Bekannten Besuche abstattet; in einigen Wagen findet man abgesonderte kleine Familienzimmer und ein Dienstmädchen, um die Reisenden zu bedienen. Bei andern Wagen sind Buffets mit Erfrischungen, die während der Reise durch einen Aufwärter herumgetragen werden. Endlich ist man so weit gegangen, Betten in einem solchen Wagen anzubringen, um während der Nachtfahrt ruhig auszuschlafen; die Betten werden dann bei Tage aufgeschlagen und in Sitze verwandelt (s. S. 369). So gleicht denn ein Eisenbahnwagen einem Dampfschiffe, an dessen Bord, wie die Amerikaner sagen, man alle Bequemlichkeiten des letzteren hat, statt der Seekrankheit aber eine stets erfreuliche Reise, sie mag noch so lang sein, zurücklegt.

Die amerikanischen Bahnen sind Verbindungsstraßen zwischen den verschiedenen Staaten und werden meistentheils nur von Geschäftsleuten benutzt. Während der Sommerszeit beträgt die Zahl der Reisenden zwar mehr, indem viele Familien Erholungsreisen machen, allein im Ganzen ist der Unterschied in der Anzahl der Reisenden im Sommer gegen jene im Winter weit geringer, als es in Europa der Fall ist. Die Amerikaner sind bekanntlich ein durchaus thätiges, unternehmendes Volk, welches den Werth der Zeit gehörig zu würdigen weiß; unbeschäftigte Leute und Müssiggänger gibt es hier nicht; da überdieß die Bevölkerung im Verhältniß des Flächeninhalts viel geringer als in Europa ist, so folgt nothwendig, daß die Anzahl der Reisenden auf den amerikanischen Bahnen auch viel kleiner sein müsse, als auf jenen in Europa *). Reisende zahlen durchschnittlich 5 Cents (6 1/4 kr. C.-M.) für die englische Meile (28 3/4 kr. C.-M. für die deutsche Meile) **); während man auf Postwagen 6 1/4 Cents für die englische Meile bezahlt und mit Einschluß der Aufenthalte nur 4 engl. Meilen in der Stunde zurücklegt; man erspart sonach bei der Fahrt auf den Eisenbahnen ein Fünftel der Kosten und zwei Drittel der Zeit. Für werthvollere Güter wird 7 1/2 Cents von der amerikanischen Tonne (2000 Pfund) für die englische Meile gezahlt; die minder werthvollen Gegenstände werden aber weit wohlfeiler fortgeschafft. Nach dem Angeführten beträgt die jährliche Einnahme der amerikanischen Eisenbahnen nicht mehr, als daß sich eine durchschnittliche Verzinsung des Anlage-Kapitals von etwa 5 1/2 pCt. ergibt. Dieser Zinsfuß wäre für Amerikaner, die mit dem Gelde so viel zu gewinnen wissen, bei weitem nicht hinreichend; allein die meisten Bahnen wurden von den Grundbesitzern und Kaufleuten unternommen; diese schlagen zu den Zinsen immer noch den Nutzen aus dem erleichterten Verkehr an, und berechnen, daß bei diesem stets zunehmenden Verkehr auch der Ertrag der Bahn nothwendig fortwährend zunehmen müsse.

Von großer Wichtigkeit sind von Gerstners Mittheilungen über die Ursachen der geringen Baukosten der nordamerikanischen Eisenbahnen, während im Allgemeinen die Arbeitslohne und Baupreise aller Art dort zwei- bis dreimal höher als bei uns sind. Von Gerstner gibt hievon folgende Hauptursachen an: 1) Die Nordamerikaner verwenden mehr Zeit und Mühe auf die Vorarbeiten. Sie verrechnen sich nicht (wie man in Leipzig, Berlin und fast aller Orten gethan

*) Nach den Berechnungen, welche von Gerstner über den Betrieb einer großen Zahl Bahnen an Ort und Stelle gemacht hat, beträgt die Zahl der Reisenden, wenn man dieselbe auf die ganze Bahnlänge reduzirt, dermalen im Durchschnitt nur 35,000 jährlich.

**) In Nordamerika sind bekanntlich alle Preise höher als in Deutschland.

hat) und machen daher auch keine Hauptfehler in der Anlage der Bahnlinie. 2) Sie scheuen keine Kosten für die schärfste Beaufsichtigung des Baues durch gut bezahlte, kenntnißreiche Ingenieurs. 3) Sie bringen der horizontalen Lage der Bahn weniger Opfer durch hohe Dämme und Brücken. Das gewöhnliche Steigungsverhältniß ist 30 Fuß auf die engl. Meile, oder 1:176, und alle Bahnlinien sind wellenförmig, wodurch ein großer Theil der Erdarbeiten und vorzüglich hohe Brücken möglichst vermieden werden; Tunnels kommen sehr selten vor. Muß ein Gebirgsrücken nothwendig überschritten werden, so werden Steigungen bis zu 90 Fuß auf die englische Meile angenommen; die Lokomotiven überwinden diese ohne Anstand. 4) Bei dem hohen Arbeitslohne der Menschen müssen bei schwierigen Arbeiten Maschinen mancherlei Art wohlfeilere Dienste verrichten. 5) Die vielen Flußbrücken werden mit hölzernem Oberbau auf steinernen Pfeilern sehr billig hergestellt. 6) Die Schienen werden nach Verhältniß des Verkehrs schwächer gelegt und 7) die Bahngebäude sind nur dem Bedürfniß angemessen. Aber auch die Betriebskosten der amerikanischen Eisenbahnen findet v. Gerstner weit geringer, als die der englischen und deutschen. Die Ursachen hievon liegen hauptsächlich in Folgendem: 1) Die Verwaltung ist weit einfacher als in Europa, indem die Direktionen unbeschränktere Vollmachten haben und der Bevollmächtigte in Wahrheit das belebende Princip der Bahn ist. 2) Die Geschwindigkeit der Fahrten ist in der Regel nur die mittlere von 15 englische (3 1/7 deutsche) Meilen für Personen, 8 bis 12 englische (1 7/10 bis 2 3/5 deutsche) Meilen für Güter auf die Stunde. Hierin liegt eine Hauptursache der Verminderung der Ausbesserungskosten der Bahn, der Lokomotiven und der Wagen. Dadurch, daß die Bahnen bis in das Innere der Städte oder durch dieselben hindurch geführt sind, wird wieder an Schnelligkeit und Zeit gewonnen. 3) Die Bauart der Lokomotiven und Tender ist zweckmäßiger als die der englischen. 4) Ein Gleiches ist es in Hinsicht auf die Passagier- und Güterwagen. 5) Bei den Lokomotiven wird beinahe überall Brennholz statt Steinkohlen gebraucht, da ersteres wohlfeiler ist. Zur Abhaltung der ausströmenden Funken, wodurch die Kleider der Reisenden und die Güter Gefahr laufen, hat man verschiedene Vorrichtungen erfunden. 6) Die Rennbahnen in den Städten, die Drehscheiben von Holz, kurz Alles ist höchst praktisch, einfach und wenig kostspielig eingerichtet.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika gab es im Jahre 1838 350 Lokomotiven, die auf 54 Eisenbahnen gingen. Auf der Eisenbahn von Philadelphia nach Columbia, 82 engl. Meilen lang, war die größte Zahl, nämlich 34, Lokomotiven im Gange. In Folgendem hat man eine Uebersicht der Zahl und der Zunahme dieser Maschinen.

Jahr	Anzahl der Lokomotiven: Von England eingeführt	In Amerika verfertigt	Zusammen
1831	1	0	1
1832	8	3	11
1833	13	4	17
1834	11	22	33
1835	19	36	55
1836	12	81	93
1837	20	76	96
1838	0	44	44
Zusammen	84	266	350

Man erhält hier wieder einen Beweis, mit welcher Leichtigkeit die Amerikaner einem großen Bedürfniß im Lande zu entsprechen wissen; im Jahre 1831 wurde die erste Lokomotive von England eingeführt, da man sie in Amerika nicht zu verfertigen wußte, binnen 7 Jahren waren aber die Engländer vom Markte verdrängt, und nun werden in 21 Manufakturen Lokomotiven gemacht. Zwei Maschinen wurden bereits von hier nach Oesterreich, eine nach Braunschweig und unlängst sogar die erste Maschine aus der Werkstätte von William Norris in Philadelphia nach England verschifft, wohin 9 andere Maschinen bald folgen. In der That konnte es keinen größern Triumph für die amerikanischen Mechaniker geben, als diese Bestellung von 10 Maschinen für England. Im Jahre 1839 werden auf den Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten wenigstens 425 Lokomotiven im Betriebe sein.

Die Eisenbahn in New-York. — Dort, wo es nothwendig war, haben die Amerikaner bei der Anlage der Eisenbahnen kein Geld gespart, wie es vorzüglich die Anlage einer Bahn innerhalb der Stadt New-York beweist. Diese Stadt liegt auf einer Insel, die vom Hafen bis zum Harlaemfluß 8 engl. Meilen Länge, im Durchschnitt aber nur eine Breite von 2 engl. Meilen hat. Der untere oder südliche Theil der Stadt enthält gegenwärtig eine Bevölkerung von 300,000 Seelen, und da jährlich 15,000 Seelen zuwachsen, welche 800 bis 1000 Häuser fordern, so werden die nördlichen Stadttheile immer mehr angebaut. Die Eigenthümer der Ländereien, wo die neuen Häuser angebaut werden, vereinigten sich nun vor 8 Jahren und subskribirten ein Kapital für eine Eisenbahn, welche bei dem Stadthause beginnt, und zuerst durch mehre Straßen, dann aber durch das noch unbebaute Land bis zu den letzten Häusern am Harlaemflusse, in der 133. Straße von New-York, geht. Die Bahn ist durchaus doppelt und 5 engl. Meilen weit in einer graden Linie in einem vortheilhaften Niveau angelegt; um dieß zu erlangen, mußte ein weiter Tunnel durch einen sehr harten Felsen geführt und eine Brücke mit steinernen Pfeilern und vier hölzernen Bogen, jeder von 175 Fuß Spannung, erbaut werden. Die Schienen dieser Bahn wiegen dermalen nur 15 Pfd. pr. Elle, allein die Auslagen betrugen bis Ende 1838 1 Mill. 60,000 Dollars und werden nach Vollendung der 8 Meilen langen Bahn nicht weniger als 1 Mill. 200,000 Dollars betragen. Bei dieser Bahn kostet also die deutsche Meile 1 Mill. preußische Thaler (1 Mill. 474,333 fl. C.-M.). Diese merkwürdige Bahn, »Harlaem-Railroad« genannt, ersetzt eigentlich einen Omnibus innerhalb der Stadt New-York, wo auf 1/3 der Länge Pferdekraft, auf den übrigen 2/3 aber Lokomotivkraft gebraucht wird. (1 Dollar gilt 2 fl. 4 1/2 kr. Conv.-Münze)

(Wien. Ztg. 1839.)

Dampfschifffahrt.

Der Artikel »Dampfschifffahrt« im Jahrg. 1838 enthält: Einfluß der Dampfschifffahrt auf den Verkehr, die Gewerbe und den Ackerbau — Die Dampfschifffahrt im österreichischen Staate — Die Donau-Dampfschifffahrt — (Erste Ausführung der Dampfschifffahrt im österreichischen Staate — Gründung der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft — Die der Gesellschaft gehörigen Schiffe und ihre Vertheilung — Leistungen derselben) — Dampfschifffahrts-Gesellschaft des österr. Lloyd in Triest.

Derselbe Artikel im Jahrg. 1839 enthält: Dampfschifffahrt des österreichischen Lloyd in Triest — Donau-Dampfschifffahrt — Die Elbe-Dampfschifffahrt — Nordamerikanische Dampfschifffahrt — Die Dampfschifffahrt auf dem Weltmeere — Einige Notizen über Dampfschiffe und Dampfschifffahrt — Uebersicht des Umfanges der gegenwärtigen Wirksamkeit der Dampfschifffahrt und annähernde Bestimmung der Zahl der Dampfschiffe in verschiedenen Ländern.

Notizen über Dampfschifffahrt s. m. überdieß im Jahrg. 1824, S. 91, — 1833, S. 37, — 1835, S. 328.

Wie die Eisenbahn durchschneidet auch das Dampfschiff das Festland; wie jene dringt es bis an den Fuß der Gebirge vor, und wenn es auch nicht, wie jene, die Schranken, die sich ihm entgegenstemmen, durchbrechen kann, so ist ihm doch, als unschätzbarer Gewinn, die Kraft verliehen, dem Meere zu trotzen und es sich gleichsam unterthan zu machen. Die Dampfschifffahrt führt mit jedem Jahre neue Erscheinungen herbei. Nach den ungeheuern Fortschritten zu schließen, welche die Dampfschifffahrt seit den letzten 10 Jahren gemacht hat, und so mancher neuern Verbesserungen, darf man wohl annehmen, daß, ehe weitere 10 Jahre vergehen, man in weniger als 100 Tagen die Reise um die Welt machen wird. Wem dieses chimärisch dünken mag, der blicke zurück auf das, was war und bis jetzt erreicht wurde, und das Unglaubliche wird glaublich werden. Welches die Folgen einer solchen Verbindung zwischen den verschiedenen Theilen der Welt sein mögen, vermögen wir nicht vorauszusagen, so viel aber ist gewiß, daß sich ein unermeßliches Feld für die menschliche Thätigkeit öffnet; in Krieg und Frieden müssen künftig die Berechnungen nicht mehr bloß die halbe, sondern die ganze Welt umfassen, und mit den größeren Zwecken, mit dem größern Felde der Thätigkeit muß auch der menschliche Geist wachsen. Für jetzt steht England an der Spitze dieser unermeßlichen Bewegung: durch seine Besitzungen in allen Theilen der Welt gezwungen, auf Mittel zu denken, die Verbindungen zu erleichtern und zu vervielfältigen, gehen von ihm hauptsächlich diese neuen Wunder aus. England, die erste Seemacht der Welt, mußte sich aber auch bei der Einführung der Dampfschifffahrt nothwendig hervorthun, es mußte sich hier die Geschichte der Dampfbootfahrten entwickeln. Aber dennoch war es Nordamerika, wo die Dampfschifffahrt am meisten vervollkommnet wurde. Sie bietet aber gerade die kostbarsten Vortheile diesem noch neuen Lande, das so reich ist an Seen und Strömen, und in welchem Künste, Handel und Industrie auf so entfernten Punkten von einander ihre Stätten aufschlagen, daß sie sich erst spät über die dazwischen liegenden Landstrecken ausbreiten können. Hier war vom Anbeginn eine schnelle und leichte Kommunikation nöthig, und man griff daher mit Entzücken nach einem Transportmittel, das die verschiedenen Theile der Union mit Ersparniß des köstlichsten aller Dinge, mit Ersparniß von Zeit, in unmittelbare Verbindung brachte. Die Eisenbahnen mit ihrer Raum und Entfernung verschlingenden Gewalt, waren noch nicht im Gange; man trat vor keinem Opfer, vor keinem Hinderniß scheu zurück — man mußte um jeden Preis zum Ziel gelangen; und ehe noch die ewig zähe, zögernde Wissenschaft ihre Berechnungen aufstellen und die sicherste Bahn aufzeichnen konnte, wurde die Dampfschifffahrtsfrage Gegenstand eines allgemeinen Sturmes. Viele Mitkämpfer fanden freilich im Verlaufe dieses Streites den industriellen Tod, d. h. sie gingen zu Grunde; aber endlich erreichten doch einige zum Heil des Landes das Ziel. So kam es, daß man den größten, bequemsten und elegantesten Dampfbooten auf diesen schönen Strömen, auf diesen bewundernswürdigen Seen schon lange begegnete, ehe der Great-Western und Royal-William *) die Werften Englands verlassen konnten. Der Eriesee zählt allein so viele Dampfboote als das ganze mittelländische Meer.

Daß die Anwendung des Dampfes zur Schifffahrt in einer ungemein rasch fortschreitenden Vervollkommnung begriffen ist, ersieht man aus dem Folgenden: Im Jahre 1822 standen in den Vereinigten Staaten schon 200 Boote in voller Thätigkeit, aber noch betrug das mittlere Verhältniß ihrer Geschwindigkeit keine 3 Lieues (7038 Wien. Klaft.) zur Stunde. Ein Dampfboot von 110 Pferdekraft wurde als Wunder angestaunt;

*) Die zwei Dampfboote, welche die Fahrten über das Weltmeer eröffnet; s. Jahrg. 1839, S. 306.

die größten Boote erreichten nur selten 80 Pferdekraft. Dasselbe war auch in England der Fall. Dort hatten vor dem Jahre 1821 alle Boote Maschinen von weniger als 80 Pferdekraft, und unter 66 in den Jahren 1821 und 1822 neu erbauten Booten finden wir nur 9 von 80, 3 von 100 und 2 von 110 Pferdekraft. Gegenwärtig haben in Amerika die prachtvollen Boote, welche 7 bis 800 Reisende zugleich auf dem Hudson oder Delaware transportiren, sämmtlich über 100 Pferdekraft, einige übersteigen diese Zahl bedeutend. — In England scheinen Maschinen von 80 Pferdekraft kaum für die Boote von Liverpool ausreichend, die das Publikum von einem Ufer des Mersey zum andern bringen. Auf der seichten Themse gehen Boote von 120 Pferdekraft; alle an den Küsten schiffenden haben wenigstens 140, die meisten 160, einige 200 und andere noch mehr Pferdekraft.

Die mittlere Geschwindigkeit aller großen Dampffahrzeuge auf dem offenen Meer ist bei ruhigem Wetter, und demnach einzig als Wirkung der Maschinen, selten unter 4 Lieues (9384 Wien. Klaft.) in der Stunde, aber die meisten können diese mittlere Geschwindigkeit übersteigen. Wirklich erreichen auch Flußboote, wie der Expreß von 85 Pferdekraft auf dem Clyde, der Star von 120 auf der Themse und ein anderes neu erbautes und aus derselben Werkstätte wie der Star hervorgegangenes Boot, die ungeheure Geschwindigkeit von 5 1/2 Lieues (3 1/5 österr. Postmeilen) in der Stunde; in Amerika gleiten die den Dienst zwischen New-York und Albany verrichtenden Boote gewöhnlich in einer Stunde 6 Lieues (etwas mehr als 3 1/2 österr. Postmeilen) weit auf dem Wasser dahin. In Frankreich besitzt gegenwärtig die Regierung Boote von 160 Pferdekraft, dazu werden in Kurzem noch andere von 220 Pferdekraft kommen. Und doch werden diese äußerst kraftvollen Maschinen bald in gleichem Maße von andern übertroffen sein, in welchem sie selbst die ersten Versuche Fultons hinter sich lassen. Der Erfolg hat die Bedürfnisse der Menschen vermehrt. Je bessere Resultate die Dampfboote gaben, desto mehr verlangte man von ihnen, und wirklich sind sie bis jetzt all diesen Wünschen fügsam nachgekommen.

Früher, noch vor ungefähr 50 Jahren, brauchte man zu der Reise von London nach Gravesand (an der Mündung der Themse) mit dem auf der Themse gehenden Marktschiffe, von Ebbe und Flut unterstützt, zwei volle Tage. Diese Marktschiffe wurden dann von den sogenannten Dundeebooten verdrängt, die wegen ihrer Schnelligkeit die Bewunderung des Publikums erregten. In der That brauchten sich die Reisenden nur 6 bis 8 Stunden in einem engen und niedrigen Behälter aneinander pressen zu lassen, um in Woolwich, Blackwall oder Greenwich ans Land zu steigen; von diesen Orten aus konnte dann Jedermann nach Belieben nach der Hauptstadt gelangen. Endlich begann der Dampf seine Wirkung, und bald dauerte die Reise von Gravesand nicht etwa bloß bis zur äußersten Vorstadt Londons, das 6 Lieues im Durchmesser hat, sondern bis in die Mitte der Stadt, bis zur Brücke von London, nicht länger als 5 bis 6 Stunden. Und nun vergleiche man damit gar den gegenwärtigen Lauf der Dinge; vor wenigen Wochen fuhr der **Diamant** um 4 Uhr Abends von Gravesand ab, setzte seine Passagiere in London ans Land und kam Nachts um drei Viertel nach 7 Uhr nach Gravesand zurück; er hatte also diese Reise in 3 3/4 Stunden, die Aufenthaltszeit mit inbegriffen, zweimal zurückgelegt, und da dieß einen Lauf von 26 Lieues (mehr als 15 1/2 deutsche Meilen) beträgt, eine Geschwindigkeit von 7 Lieues in der Stunde entwickelt. Allerdings ist der Diamant sowohl bei der Hin- als Herfahrt von Ebbe und Flut gefördert worden.

Heut zu Tage beschränkt sich die Dampfschifffahrt nicht mehr auf bloße Küstenfahrt; schon durchmessen Dampfschiffe die Entfernung, welche das europäische Abendland von Amerika trennt, ja selbst die des entlegensten Morgenlandes. Es handelt sich gegenwärtig um nichts Geringeres, als um die sichere Ausführung des Planes, nicht nur dem mittelländischen Meere, auf welchem man Hunderte von Meilen nur zwei Schritte von der Küste entfernt fortkommen kann, sondern sogar dem großen Ozean, da, wo er seines Namens am würdigsten ist, da, wo man nicht der kleinsten Insel begegnet, die Hilfe oder Proviant bieten könnte, selbst während der heftigsten Winterstürme regelmäßig Trotz zu bieten. In England baut man ein Dutzend Dampfboote von 400 Pferdekraft, die sämmtlich in Kurzem ihren regelmäßigen Lauf zwischen London, Liverpool, Bristol und New-York antreten sollen. Die Kaufmannsgesellschaft, die diese kühnen Unternehmungen ausführt, hat schon solche Riesengebäude nach Amerika hin und her geschickt, und so erhält jetzt ein Londoner Krämer weit schneller seine Briefe aus Amerika, als der König von Frankreich noch vor 60 Jahren dergleichen von seinem Neffen aus Madrid erhalten konnte.

Eine große Schwierigkeit in der Verbesserung der Dampfschiffe war bisher die große Masse von Brennmaterial, welche für lange Reisen nothwendig ist; diese Schwierigkeit aber ist bis zu einem Grade gehoben, den man kaum hätte erwarten sollen. Herr Bell schlägt eine Verbesserung vor, die nach seiner Meinung ein Drittel des Brennmaterials ersparen soll. Seine Erfindung besteht nämlich darin, daß hoch erhitzte Luft in Röhren durch das Wasser im Kessel geführt und dann unter das Aschenloch geleitet wird, um den Ofen mit erhitzter, statt mit kalter Luft zu versehen. Herr Joisen hat gefunden, daß wenn man eine Röhre aus dem Kessel abwärts führt, und auf diese Art einen Strom Dampf auf die brennenden

Kohlen leitet, nicht nur der jetzt in Dampfmaschinen so widerliche schwarze Rauch verhindert, sondern auch eine gute Hälfte des jetzt nöthigen Brennmaterials erspart wird. Wenn die HH. Bell und Joison in ihren Berechnungen sich nicht täuschen, so wäre denn also auf dem einen Wege die Hälfte, auf dem andern ein Drittel, zusammen also über drei Viertheile des bisher nöthigen Brennmaterials erspart, und da Dampfschiffe jetzt schon 3000 englische (651 deutsche) Meilen weit fahren, ohne ihren Kohlenvorrath zu erneuern, so könnte man also mit Hilfe dieser Entdeckungen jeden Punkt des Erdballs erreichen, ohne sich zur Erneuerung des Kohlenvorrathes aufhalten zu müssen.

Der Dampf im nächsten Seekriege.

Welche Nation in Zukunft die größte Flotte von Kriegsdampfschiffen haben wird, wird das Meer beherrschen. Nichts kann diesen Erfolg hindern: bei der Berechnung der relativen Stärke zweier Flotten wird man nicht mehr nach der Zahl der Fregatten und Linienschiffe fragen, sondern nach der Zahl der Dampfschiffe. Man wird alsbald fühlen, daß die Kraft der Flotte in diesen letztern besteht. Große Anstrengungen und ungeheure Ausgaben werden in einem Seekriege gemacht, um die dringenden Bedürfnisse der Armee vermittelst Transportschiffen zu befriedigen, aber die Verzögerungen durch konträre Winde, stürmisches Wetter u. dgl. sind oft der Art, daß die Armee oft furchtbar leidet und ihre Operationen gehemmt werden. Im Kriege gilt die Leichtigkeit des Transports fast so viel, als der Sieg. Wenn eine Flotte von 20 Dampfschiffen eine Armee von 25,000 Mann in 15 Tagen von England nach der amerikanischen Küste bringen kann, und nach dem europäischen Kontinent in einer sogar im Verhältniß zum Raum noch kürzern Zeit, so kann diese Armee landen wann und wo sie will. Hier findet kein Aufenthalt im Hafen, keine Verzögerung in der Ueberfahrt, kein unstetes Herumkreuzen an der Küste statt, was dem Feinde Zeit gibt, seine Vertheidigungsmittel zu sammeln: die Dampfschiffe fahren mit Einemmal in den Hafen und sind an ihrem Ziele angelangt, ehe noch der Feind die Gefahr bemerkt. Der Transport der Kriegsmunition und der Lebensmittel ist kaum minder wichtig, als der Armee selbst: die großen Magazine sind stets in der Heimat, und tägliche Zufuhren können eben so leicht und regelmäßig statt finden, als wenn sie in der Nähe des Lagers wären. Die Schnelligkeit der Verbindung und die Sicherheit derselben überheben der Nothwendigkeit, Vorräthe in einem fremden Lande aufzuhäufen, ehe man ihrer bedarf. Den größten Triumph der Dampfkraft wird man aber in jenen furchtbaren Seeschlachten sehen, welche in Zukunft die Herrschaft der Meere entscheiden und begründen werden. Die Beweglichkeit der Dampfschiffe ist so groß, daß sie ein Linienschiff mit Segeln, der Wind mag wehen woher er will, von allen Seiten her anfallen, beschädigen, seine Mannschaft niederschmettern und es als elendes Wrack liegen lassen können zum unläugbaren Beweise der unwiderstehlichen Kraft der Dampfschiffe. Man wird zwar sagen, die Schaufelräder eines Dampfschiffes könnten weggeschossen werden, aber ein Schuß kann durch das Rad gehen, ohne daß dieses zerstört oder auch nur wesentlich beschädigt wird; und wenn auch ein Rad zerstört werden sollte, so ist das Dampfschiff noch nicht unfähig gemacht, denn es kann mit einem Rade fahren. Ein Segelschiff aber, wenn es seinen Mast verliert, ist fertig. Die Wahrscheinlichkeit ist also in hohem Grade zu Gunsten des Dampfschiffes. Nur eine Dampf-Marine kann bei dem jetzigen vorgeschrittenen Zustand der Dampfschifffahrt sich selbst und den Staat, dem sie gehört, wirksam schützen.

*

Welche Wohlthat bieten die Dampfschiffe dem Seereisenden dar! Er, der früher Monate lang in Häfen und auf Rheden der Winde Gunst abwarten und dann aufs Gerathewohl den Wellen sich anvertrauen, heute laviren, morgen stille liegen und den folgenden Tag vielleicht mit Stürmen auf Tod und Leben kämpfen mußte, er besteigt jetzt mit Zuversicht die wohlgefügte und ausmöblirte Kajüte eines Packetbootes und fliegt in wenigen Stunden dem Ziele seiner Wünsche, in ein paar Tagen fernen Küsten und einem andern Himmel, einem andern Welttheile zu. Fast ohnmächtig schlagen die zürnenden Fluten Poseidons den metallenen Kiel der stark gefalzten imposanten Maschine, es dampft der Kohlenkessel, es bewegen sich die verschlungenen mechanischen Arme in den Eingeweiden des Wasserpalastes, und gewaltig kreisen der Räder Eisenschaufeln, das salzige Element zu zügeln und in Staubwolken hinter sich zu schleudern. Man steht auf dem Verdeck und sieht die Länder wie Bilder eines beweglichen Panorama entschwinden und vorüberziehen; man sitzt auf einer Promenadebank oder einem mit Blumen gewirkten Sessel und fühlt es kaum, daß man die feste Erde, daß man sein Haus verlassen hat, und man legt sich in einem wohl verschließbaren Kämmerlein auf einer frisch gedeckten Matratze zur Ruhe, ohne selbst das Buch aus der Hand zu legen, das man des vorhergehenden Tages zu lesen anfing.

(Anacharsis Reisehandbuch 1. Th., S. 269.)

*

Herr Thomas Blanchard in New-York soll neuerlich ein Modell erfunden haben, das die Explosionen auf Dampfbooten verhindern soll. Es ist so eingerichtet, daß wenn das Wasser unter ein gewisses Quantum gesunken ist, die Oeffnung, durch welche die Feuerung nachgelegt wird, sich von selbst schließt, und nicht eher wieder geöffnet werden kann, bis das Wasser wieder ergänzt ist. Eine Explosion wegen Wassermangel wird sonach unmöglich, auch wenn der Ingenieur noch so nachlässig ist.

Fische und Dampfschiffe. — Rheinische Blätter sagen: Merkwürdig ist es, daß seit der vermehrten Dampfschifffahrt auf dem Rhein die Fische in unserer Gegend theurer geworden sind. Man hat sie aus ihrer Ruhe und ihren kristallenen Wasserschlössern aufgeschreckt, und sie können, der unaufhörlichen, bis zum Grunde fortzitternden Wellenschwingungen wegen, nicht mehr laichen. Achtzehn Dampfschiffe durchschneiden jetzt täglich die lieblichen Fluten des herrlichen Vaters Rhein.

Oesterreichische Dampfschifffahrt.

Dampfschifffahrt des k. k. priv. österr. Lloyd. — (Die neuesten Fortschritte in den letzten Monaten.)

Die Dampfboote dieser Gesellschaft sind *):

1) Erzherzog Ludwig von Oesterreich (Lodovico Arciduca d' Austria), von 100 Pferdekr.
2) Erzherzog Johann von Oesterreich (Giovanni Arciduca d' Austria).
3) Der Graf Kolowrat (Conte Colowral).
4) Der Fürst Metternich (Principe Metternich.)
5) Der Baron Eichhof (Barone Eichhof), von 100 Pferdekraft.
6) Mahmudie.
7) Der Graf Mittrowsky (Conte Mittrowsky).
8) Der Baron Stürmer (Barone St.), von 60 Pferdekraft.
9) Erzherzog Franz Karl (Arciduca Francesco Carlo.)
10) Erzherzogin Sophia (Arciduchessa Sofia.)

Die Dienstordnung dieser Boote zerfällt gegenwärtig in folgende Linien:

a) Zwischen Triest und Venedig dreimal wöchentlich hin und her mit zwei Booten.

b) Zwischen Triest und Ancona zweimal monatlich hin und her mit einem Boote, das zugleich als Reserve für die andern Fahrten im adriatischen Golfe dient.

c) Zwischen Triest und Dalmatien, mit Berührung von Lusinpiccolo, Zara, Sebenico, Spalato, Lesina, Curzola, Ragusa und Cattaro, zweimal monatlich hin und her in den Monaten März bis Oktober, und einmal monatlich in den Monaten November bis Februar mit einem Boote.

d) Zwischen Triest und der Levante zweimal monatlich, welcher Dienst in zwei Linien zerfällt, nämlich zwischen Triest und Syra, mit Berührung von Ancona, Corfu, Patras und Athen, wozu zwei Boote erforderlich sind, und anderer Seits bis Konstantinopel und Syra, mit Berührung von den Dardanellen, Mytilene und Smyrna mit einem Boote.

Die Linie zwischen Syra und Alexandrien wurde im Monat August 1838 eingestellt, da eine 9monatliche Erfahrung bewiesen hatte, daß die fernere Erhaltung dieser Verbindung allzu große Opfer bedingen würde und eine zukünftige Entwickelung nicht zu hoffen sei. Durch diese Einstellung der Linie zwischen Syra und Alexandrien bleiben drei Boote zur Verfügung, wovon eines als Reserve nach Konstantinopel beordert worden, um zeitweise seine Verwendung mit Schiffziehen im Bosphorus und mit einzelnen Reisen zwischen Konstantinopel und Alexandrien zu finden. Von den andern beiden Booten dient das eine als Reserve in Triest und zu dem stets nothwendigen Wechsel der Schiffe, um die Maschinen untersuchen zu können, und das andere, Nr. 1, Lodovico Arciduca d' Austria, hat der Verwaltungsrath einer vollständigen Reparatur unterwerfen müssen, um allen Schaden zu entfernen, welcher durch sein Zusammenstoßen mit dem französischen Dampfboote »Dante« veranlaßt worden.

Uebersicht der mit den Dampfschiffen des österreichischen Lloyd im Jahre 1838 verschifften Personen, Gelder, Briefe, Waaren und anderen Gegenstände.

Reisen.	Zahl der Reisenden	Betrag der Gelder und Kostbarkeiten in Gulden Conv.-Münze	Zahl der Briefe	Waaren		Zahl der verschiedenen Gegenstände
				Gebinde	Wien. Centner	
16 vereinigte Reisen zwischen Triest, Konstantinopel und Alexandrien	3,331	2,237,361	44,480	12,926	19,138	2,577
8 vereinigte Reisen zwischen Triest und Konstantinopel	1,343	1,128,699	23,353	10,453	9,675	738
10 Reisen zwischen Konstantinopel, Alexandrien, Tessalonich und Triest	538	110,076	3,112	1,376	2,591	174
156 Reisen zwischen Triest und Venedig	14,288	7,215,990	—	3,527	5,705	10,355
7 Reisen zwischen Triest und Dalmatien	1,207	66,383	—	50	168	251
17 Reisen zwischen Triest, Ancona und andern Häfen	1,252	90,849	126	14	37	43
Zusammen	21,959	10,849,358	71,071	28,346	37,318	14,138

Sehr wichtig ist die Dampfschifffahrt zwischen **Triest und Venedig**, und der merkantile und allgemeine Verkehr zwischen diesen beiden Nachbarhäfen gewinnt mit jedem Tage an Leben und Bedeutung. Wenige Stunden genügen, um Geschäftsfreunde der beiden Städte in persönliche Berührung zu bringen.

*) Die Geschichte und nähere Beschreibung derselben s. m. im Jahrg. 1839, S. 506.

Eine kurze Fahrt, und man ist am zweiten Orte, schließt und schlichtet seine Angelegenheiten und kehrt fast so schnell wieder heim, als etwa ein Bewohner Londons von einem Besuche aus dem entgegengesetzten Stadtende. Es ist beinahe keine Hyperbel mehr, wenn man jeden dieser beiden Hafenpläze nur eine große entlegene Vorstadt des andern nennt. Im Jahre 1826 betrug die Zahl der Reisenden zwischen Triest und Venedig 6015, 1837 dagegen schon 10,335. In den 9 Jahren von 1826 bis einschließend 1834 stieg die Summe der versandten Gelder auf 24,519,400 fl., also im Durchschnitt jährlich auf 2,724,377 fl. In den letzten 4 Jahren, 1835 bis 1838, wurden 29,302,600 fl., also im Durchschnitt jährlich 7,325,650 fl. versandt, woraus sich für diesen Zeitraum eine Zunahme von 268 pCt. ergibt.

Die Ueberfahrt von Triest nach Ancona dauert nur ungefähr 16 Stunden, und der Reisende kann demnach von Wien mit Eilwagen, Dampfschiff und Deligence bis Rom in 5 und bis Neapel in 6 Tagen gelangen, und in eben so kurzer Zeit wieder zurück sein.

*

Se. k. k. Majestät haben unterm 20. Dezember 1838 in Folge allerhöchster Entschließung geruht: 1) den Dampfbooten des österreichischen Lloyd künftig die gebührenfreie Behandlung, als Postpackelboote, gleich jenen unmittelbar der Regierung angehörigen Kriegsschiffen, allergnädigst zu bewilligen. Demnach sind dieselben künftig 2) aller Aerarial-Gebühren in den Häfen der österreichischen Monarchie enthoben; 3) sind denselben die österreichischen Konsular-Schiffgebühren in den fremden Häfen erlassen; ferner werden 4) die k. k. Postämter die für Postversendungen durch die Postpackelboote eingehenden Gebühren künftig ganz und ausschließend der Gesellschaft des österr. Lloyd überlassen; 5) wird die Befahrung der Strecke zwischen Triest und Venedig durch Dampfboote der Gesellschaft des österr. Lloyd bis zum letzten Dezember 1842 ausschließend zugesichert; 6) sind die ausländischen Dampfschiffe — insofern sie nicht vertragsmäßig dazu berechtigt sind — von der Küstenfahrt zwischen inländischen Seeplätzen ausgeschlossen.

Mit hohem Hofkammer-Erlaß vom 14. Dezember 1838 wurde gestattet, daß Reisende, Kapitäne und Schiffsschreiber auf Dampfbooten des österr. Lloyd, die aus Griechenland mit reinem Gesundheitspaß und mit nicht giftfangender Ladung ankommen, sich nach vorangegangener ärztlicher Untersuchung am ganzen Körper und nach Anwendung eines allgemeinen Bades dem Spoglio, d. i. der Umkleidung unter Austausch gegen Kleider aus freier Gemeinschaft gleich am Tage der Ankunft und des Eintrittes in das Lazareth unterziehen können, wobei Personen obiger Kathegorie, die sich diesem Spoglio unterwerfen, ihren eigenen Guardian haben und eigene Kalyden (gesonderte Gemächer im Lazareth) bewohnen müssen, wo sie mit den übrigen Personen und Gegenständen des Schiffes nicht wieder in Gemeinschaft kommen dürfen. Für diesen so ausgeführten Spoglio sollen 7 Tage von der für benannte Provinzen vorgeschriebenen Kontumazfrist nachgelassen werden. Es versteht sich, daß diese neue Erleichterung nur in so lange ihre Anwendung finden kann, als in Griechenland und Jonien der Gesundheitszustand ungetrübt und die Sanitäts-Anstalten dort in der bisher beobachteten Regelmäßigkeit fortgesetzt werden. (Journ. d. österr. Lloyd.)

Die Donau-Dampfschifffahrt.

(Fortschritte derselben in den letzten Monaten.)

Uebersicht der Dampfschiffe der ersten k. k. österr. Dampfschifffahrts-Gesellschaft.

1) Pannonia, von 36 Pferdekraft. (Kapit. G. G. Landsmann.)

2) Nador (Palatin), von 42 Pferdekr. (Kapit. J. Pohl.)

3) Zrinyi, von 80 Pferdekr. (Kap. F. Mayr.)

4) Franz I., von 60 Pferdekr. (Kap. D. Ferro.)

5) Argo, von 50 Pferdekr. (Kapit. Th. Leva.)

6) Ferdinand I., von 100 Pferdekr. (Kapit. J. Elician.)

7) Maria Dorothea, von 70 Pferdekraft.

8) Der Arpad, von 80 Pferdekr. (Kap. L. W. Gerritsen.)

9) Clemens, Fürst Metternich, von 140 Pferdekraft. (Kapit. John Th. Everson.)

10) Maria Anna, von 76 Pferdekr. (Kapit. J. A. Madjon.)

11) Stambol, von 160 Pferdekraft. (Kapit. B. W. Ford.)

12) Erös, von 140 Pferdekraft. (Remorqueur, Last- und Passagier-Schiff.)

13) Seri Pervas, von 120 Pferdekr. (Kapit. B. A. Premuda.)

14) Crescent, von 120 Pferdekraft. (Kapit. A. Pietroni.)

15) Levant, von 40 Pferdekr. (Kapit. Florio.)

16) Galathea, von 60 Pferdekr. (Kapit. M. Dobroslavich.)

17) Sophie, von 60 Pferdekr. (Kap. H. J. Rau.)

18) Habsburg, von 60 Pferdekraft. (2tes eisernes Dampfboot.)

Das Dampfboot Sophie, welches aus den Werkstätten der HH. Escher, Wyß und Komp. in Zürich hervorging, wurde in Linz zusammengestellt und ging am 6. November 1838 daselbst in Gegenwart des Herrn Gouverneurs und eines sehr zahlreichen Publikums vom Stapel. Es ist dieß das erste eiserne Schiff auf der Donau, für welchen Strom wohl, seiner Untiefen wegen, diese Konstruktion ganz vorzüglich paßt. Bei einer Länge von 152 (155) und einer Breite von 20 Fuß, wiegt der Körper dieses Schiffes bloß 500 Centner, bietet dessen ungeachtet eine hinlängliche Festigkeit dar, um Maschinen von bedeutender Kraft (= 60 Pferde) zu tragen und zeigt auch nicht einen Tropfen Leckwasser. Es vermag beiläufig 300 Passagiere zu fassen, hat bloß 3 engl. Fuß (2 Wien. Fuß 10 Zoll 7 4/5 Lin.) Tiefgang und kann selbst beim niedrigsten Wasserstand der Donau, wo andere Dampfboote ihre Fahrten einstellen müssen, fahren.

Am 20. Juni 1839 wurde dieses Dampfboot bei Nußdorf bei Wien mit dem beglückenden Besuche mehrer durchlauchtigsten Mitglieder unseres Allerhöchsten Hofes beehrt. Um 7 Uhr Abends verkündeten Kanonendonner und die aufgesteckten Flaggen den Bewohnern Nußdorf's, an dessen Landungsplaze das Fahrzeug seinen Standort genommen hat, die Ankunft der Allerhöchsten Herrschaften: Ihrer Majestät der Kaiserin Mutter, Ihrer k. k. Hoheiten des Erzh. Franz Carl und allerhöchst dessen durchlauchtigsten Gemalin, mit deren Bildniß und Namen die Sophie geschmückt ist, mit Dero 3 Prinzen, so wie Ihrer k. k. Hoheiten der Erzherzoge Ludwig und Stephan, in Begleitung mehrer hohen Personen Ihres Gefolges. Die Allerhöchsten und hohen Herrschaften wurden von den Administratoren der Gesellschaft, Herrn Benvenutti, Pereira-Arnstein und Freiherrn von Sina, auf das ehrfurchtsvollste an Bord empfangen, und nachdem Allerhöchst dieselben den unterthänigsten Antrag einer kleinen Probefahrt anzunehmen geruhten, setzten sich alsogleich die Maschinen des Schiffes, geleitet von Kapitän Rau's erfahrener Hand, in Bewegung, und dieses durchschnitt, oder besser glitt über die Wellenflut des Stromes aufwärts mit einer solchen Leichtigkeit und Schnelle, daß es nach 35 Minuten bereits gegenüber von Klosterneuburg anlangte. Die Wendung, in der es hier zur Rückfahrt sich anschickte, ging mit glänzender Präcision von statten. Die Rückfahrt währte nicht ganz 8 Minuten. Das Eisenboot hatte somit seine Vorzüge im glänzendsten Lichte entfaltet. Dieses Schiff hat vorläufig die Bestimmung, die Kommunikation zwischen der Station Linz und Wien in der ganzen Ausdehnung ununterbrochen zu bilden. Die Vorzüglichkeit dieses Bootes hat die Gesellschaft bewogen, Aufträge zur Anfertigung mehrer eiserner Dampfboote zu geben.

Im Jahre 1839 ward ein neues Dampfschiff für Rechnung der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft auf der Schiffswerfte zu Triest gebaut, nämlich das schöne Dampfschiff »Seri Pervas« (türk. Schneller Vogel), von 500 Tonnen Gehalt, mit Maschinen aus der berühmten Fabrik der Herren Boulton und Watt. Es trat seine Reise am 10. Mai 1839 nach dem Orient an, und war am 20. in Konstantinopel angelangt. Seri Pervas ist bestimmt, die Kommunikation mit Syrien zu unterhalten *).

Fortschritte der Dampfschifffahrt auf der obern Donau.

Die Dampfboote der bairisch-würtembergischen Gesellschaft »Königin Therese« und »Kronprinz Maximilian« fuhren in den Monaten September, Oktober und November 1839 wechselweise von Regensburg nach Linz in einem Tage und von Linz nach Regensburg in zwei Tagen.

Das Dampfschiff »Therese« wurde auf der Schiffswerfte zu Regensburg im Jahre 1838 erbaut und machte am 9. und 16. Sept. 1838 seine Probefahrten nach Stauf und Straubing. Vom 1. Oktob. 1838 schreibt man aus Passau: »So eben (10 Uhr Vormittags) traf das Dampfschiff »Königin Therese« hier ein und setzte um 11 Uhr seine Probefahrt nach Linz fort. Auf der Donaubrücke flatterten auf den 8 Jochen vier weiße und vier blaue Fahnen, und das Durchfahrtsjoch war mit Blumenguirlanden behängt. Pöllerschüsse verkündeten heute die Ankunft und den Abgang der »Therese,« welche nach erfolgter Landung von den Notabilitäten der Stadt bewillkommt wurde. Am 3. kehrte dieses Dampfschiff von Linz nach Regensburg zurück. Dasselbe hat seine Bergfahrt, allen Aufenthalt abgerechnet, in 28 Stunden zurückgelegt. Die Wasserentfernung von Linz bis Regensburg beträgt 67 Stunden oder 250,306 Metres (131,911 Wien. Klaft.); daher entwickelte dieses Schiff eine Geschwindigkeit von 8939,5 Metres (4711 Wien. Klaft.) pr. Stunde oder 2,47 Metres (7 3/4 Fuß) pr. Sekunde gegen einen Strom von gemittelt 2 Metres (6 1/3 Fuß) pr. Sekunde. Das Gefäll von Regensburg bis Linz beträgt 261 Fuß, und man kann wohl annehmen, daß bis jetzt kein Flußdampfboot diese Geschwindigkeit bei einem so geringen Tiefgange von 28 Zoll erreicht hat. Das Schiff hat 60 Pferdekraft.

Dampfschifffahrt auf dem Gmundner See im Salzkammergut.

Die Fahrt über den Gmundner See ist gegenwärtig mit eben so großer Annehmlichkeit als Schnelligkeit bewerkstelligt. Das Dampfboot Erzherzogin Sophie hat am 15. Mai 1839 die regelmäßige Verbindung eröffnet. Das Schiff hat eine ganz neue Bauart, und seine wesentlichen Bestandtheile, die Rippen und die Verschalung, sind ganz verschieden von allen andern Dampfbooten in der Monarchie. Dasselbe ist 136 Fuß lang und 14 breit, wiegt mit seinem ganzen Inhalte, doch ohne die Maschine, nicht mehr als 414 Wien. Centner, und geht, wiewohl außerordentlich schlank, mit einer Maschine von niederem Drucke zu 28 Pferdekraft, nicht tiefer als 2 Fuß 9 Zoll. Die Entfernung zwischen Gmunden und Ebensee beträgt zu Folge einer im Jahre 1830, als der See zugefroren war, von der Salinen-Direktion veranstalteten Messung 6394 Wien. Klaft. Nach mehren Proben, welche ohne Einfluß des Windes und wie natürlich ohne Strömung des Wassers vorgenommen wurden, hat dieses Boot folgende Geschwindigkeiten gezeigt: Von Ebensee bis zum Birtelkreuz, 770 Klaft., in 5 1/2 Minuten, gleich einer Se-

* Die Zahl der österreichischen Dampfschiffe mehrt sich demnach dergestalt, daß sich unlängst 7 derselben zu gleicher Zeit im Hafen von Konstantinopel befanden.

schwindigkeit von 8400 Klaft. in der Stunde oder 14 Fuß in der Sekunde; von Ebensee bis Traunkirchen, 2045 Klaft., in 15 Minuten, was 8180 Klaft. in der Stunde beträgt, und am 15. Mai nach der ganzen Länge des Sees in 48 Minuten, oder 8000 Klaft. auf die Stunde, indem die Maschine wegen Mittelmäßigkeit des Brennmaterials nicht mehr als 38 Hube in der Minute gibt, während sie mit vollem Dampfe 40 Hube machen sollte. Dann würde der See gewiß in 45 Minuten oder mit einer Geschwindigkeit von 8521 Klafter pr. Stunde überschifft werden. Hiernach ist es offenbar, daß das Dampfboot des Gmundner Sees eine Geschwindigkeit besitzt, welche man bisher noch niemals, weder bei Maschinen mit der nämlichen, noch kaum mit der zwei- bis dreifachen Kraft erreicht hat. Für einen See, wie für das Meer ist es nothwendig, jedem Boote die Tiefe der Eintauchung zu bestimmen, aber es ist augenscheinlich, daß man mit der nämlichen Maschine und einem etwas flachern Bau die Tiefe des Bootes bis auf 16 Zoll hätte vermindern, und doch eine Geschwindigkeit von 11 bis 12 Fuß pr. Sekunde beibehalten können, weßhalb diese Bauart von solcher Wichtigkeit ist, daß es keinen Fluß gibt, welchen man mit den Vortheilen, den sie gewährt, nicht befahren könnte. (Linzer Ztg.)

Man spricht davon, den Plattensee mit Dampfschiffen zu befahren.

Se. Majestät der Kaiser Ferdinand ertheilten 1838 dem Prager Großhändler Moritz Zdekauer das Privilegium zur Dampfschiffahrt auf der Moldau bis Melnik und von da weiter auf der Elbe auf 15 Jahre, und der bekannte Unternehmungsgeist des Privilegirten läßt den besten Erfolg erwarten.

Englische Dampfschiffahrt.

Im Jahre 1811 begann in England ein kleines Boot von 3 Pferdekraft Reisende auf dem Clyde zu transportiren. Das Boot hieß der Komet. Zwei andere Boote, Elisabeth von 8 und Clyde von 14 Pferdekraft, wurden 1813 auf demselben Flusse in Thätigkeit gesetzt. Seitdem vermehrten sich die Dampfboote in Großbritannien mit bewundernswerther Schnelligkeit, so daß gegenwärtig die Zahl derselben in England bis zu 600 angewachsen ist, die ein Gesammtgewicht von 67,969 Tonnen tragen; hiebei sind aber die dem Staat eigenthümlich zugehörigen nicht mit inbegriffen. Die nachstehende Tabelle gibt uns eine Uebersicht der Anzahl und des Tonnengewichts der in jedem Jahre seit 1814 erbauten, so wie der Gesammtzahl aller nach und nach in Thätigkeit gesetzten Boote.

Tabelle der Privat-Dampfboote, die in England beim Beginn jedes Jahres vorhanden waren und der jedes Jahr errichteten von 1814 bis 1836.

Jahr	Boote, die während des Jahres vom Stapel liefen		Boote, welche am 1. Jänner in Stand waren	
	Anzahl	Tonnengew.	Anzahl	Tonnengew.
1814	6	672	2	456
1815	10	1,394	10	1,633
1816	9	1,238	15	2,612
1817	9	2,054	19	3,950
1818	9	2,538	27	6,441
1819	4	342	32	6,657
1820	9	771	43	7,243
1821	23	3,266	69	10,534
1822	28	2,634	96	13,125
1823.	20	2,521	111	14,153
1824	17	2,234	126	15,739
1825	29	4,192	168	20,287
1826	76	9,042	248	28,958
1827	30	3,784	275	32,490
1828	31	2,285	293	32,032
1829	16	1,751	304	32,283
1830	19	2,225	315	33,444
1831	36	4,436	347	37,445
1832	38	4,090	380	41,669
1833	36	3,945	415	45,017
1834	39	5,756	462	50,735
1835	88	11,281	538	60,520
1836	69	9,700	600	67,969

Nach dem Berichte der vom Handelsministerium ernannten Kommissäre, des Kapitän Pringle und Herrn Parkes, belief sich im Jahre 1839 die Zahl sämmtlicher, dem vereinigten Königreich und den Kolonien gehörigen Dampfschiffe auf 810 mit 87,907 oder — den Maschinenraum mit eingerechnet — 157,840 Tonnen Gehalt und 63,250 Pferdekraft. — Die Regierung zählte 1839: 33 Kriegsdampfboote, nebst 38 im Packetpostdienst verwendeten.

Alle bedeutenden Häfen Europas stehen jetzt durch Dampfschiffe mit London oder irgend einem andern Punkte Englands in Verbindung. So geht von London täglich ein Boot nach Calais und Boulogne, eben so dreimal in der Woche von London nach Rotterdam und von London nach Ostende; zweimal von London nach Hamburg, einmal von Falmouth nach Lissabon und Cadix, und jetzt der Sirius ohne Aufenthalt von London nach Petersburg. Viele andere Häfen Englands, besonders Dover und Hull, expediren Packetboote nach dem Festland; zwischen Hull und Hamburg gehen wöchentlich drei. Es besteht eine Verbindung zwischen allen südeuropäischen Häfen, insbesondere Genua und London, mittelst 10 bis 12 einer Gesellschaft gehörenden Dampfschiffen, wodurch die Expedition von Seide und andern südlichen Artikeln, die bisher über den

Splügen, Würtemberg, Baden, Holland nach England gingen, dem deutschen Handel entzogen werden dürfte.

Bis zum Jahre 1820 wurden die Dampfschiffe nur zum Personen-Transport gebraucht; erst im Jahre 1820 fing man an, sie zum Waaren-Transport zu verwenden, und verführte 505 Tonnen Waaren, und im Jahre 1836 sind bereits 5,924,226 Tonnen Waaren mit Dampfschiffen verführt worden.

Am Pfingstmontag des Jahres 1835, nach 8 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends, kamen zu London 191 Dampfschiffe durch den Theil der Themse der »Pool« genannt — Hin- und Herfahren derselben Fahrzeuge mitgerechnet — meistens nach und von den Orten unterhalb und am Ausflusse des Stromes an. Jedes Schiff hatte 200 bis 500 Passagiere an Bord, und 100,000 Menschen können wohl auf diese Weise fortgeschafft worden sein, die auf kleinen Booten ungerechnet.

In London ist eine allgemeine Dampfschifffahrtsgesellschaft seit dem Jahre 1824 gestiftet; sie ist im Besitze von 28 Dampfschiffen der größten Gattung, darunter zwei von 700 Tonnen, und hat ein großes Etablissement an den Ufern der Themse, wo alle Maschinen unter eigenen Maschinenmeistern gemacht und verbessert werden.

Die Dampfschifffahrt von Liverpool bietet einen Effektivstand von 67 Dampfbooten dar, welche Eigenthum von 8 Dampfschifffahrts-Gesellschaften sind, und außer diesen werden noch 30 Dampfschiffe auf dem Mersey ꝛc. verwendet, so wie andererseits bloß allein die City of Dublin steam-packet Company außer ihren 19 Dampfschiffen noch 52 Lastschiffe in Thätigkeit hat.

Die Schotten sind im Dampfschiffbau den Engländern weit voraus; in den großen Handelsstädten Glasgow, Leith, Inverneß, diesen Stapelplätzen für alle Welttheile, finden sich Scharen von Dampfschiffen, und nach den Shetlands-, Orkneys- und Hebriden-Inseln fahren täglich Dampffahrzeuge von allen schottländischen Küsten, nur nach Island nicht.

Die großartigste Verbindung, welche die Engländer durch Dampfschiffe geschaffen haben, ist jene

über den atlantischen Ozean,

worüber wir im vorigen Jahrgang im Artikel: Die Dampfschifffahrt auf dem Weltmeere berichtet haben. Wenn man erwägt, daß die besten Packetboote den Weg zwischen New-York und Liverpool nur unter den allergünstigsten Umständen in 18 bis 20 Tagen zurücklegten, gewöhnlich aber 30, ja 40 und 50 Tage brauchten, während man künftig denselben Weg in 10 bis 15 Tagen zurücklegen wird, so kann man sich einen Begriff machen, welche Aufregung dieser erste gelungene Versuch in England und Amerika erzeugen mußte, da der unermeßliche Verkehr zwischen beiden Ländern eine rasche und sichere Verbindung in so hohem Grade wünschenswerth macht. Schnell bildete sich eine große Anzahl von Gesellschaften, um größere und immer größere Dampfschiffe auszurüsten. — Am 20. Oktober 1838 fuhr von Liverpool, unter großem Zusammenlauf von Menschen, ein prachtvolles neues, nach der Stadt benanntes Dampfboot ab, welches zum Dienste zwischen Liverpool und New-York bestimmt ist. Es ist von solcher Größe, daß die übrigen im Mersey auf- und abfahrenden Dampfschiffe neben ihm als Zwerge erscheinen. Dieses neue große Dampfschiff »Liverpool« mußte auf seiner ersten Fahrt nach New-York, nachdem es schon 10 Tage unterwegs war, und 900 Seemeilen zurückgelegt hatte, wegen stürmischen Wetters und weil sein Kohlenvorrath großentheils verzehrt war, wieder umkehren. — Die englische Regierung hat einen Kontrakt abgeschlossen, wonach künftig die englische Post mit Dampfbooten von Liverpool nach Halifax und von da durch eine Seiten-Kommunikation nach Boston und im Sommer nach Quebeck befördert werden wird. Die berühmten Schiffbauer HH. Wood in Glasgow bauen zu diesem Zwecke drei Boote von je 1000 Tonnen Gehalt, welche Maschinen von je 400facher Pferdekraft erhalten werden. Bis zum April 1840 werden dieselben fertig sein und dann alle Monate zweimal eins von England abgehen. Man hofft, der Satz werde sich bewahrheiten, daß der Weg über Halifax der kürzeste nach New-York sei.

Als im Laufe des Jahres 1825 der Ritter von Berry, der Hauptmann Beaufort und einige andere ausgezeichnete Männer der britischen Admiralität den Vorschlag machten, einen regelmäßigen Dampfbootdienst auf dem atlantischen Meere einzuführen, zuckte man die Achseln und behandelte sie als Träumer. Auf die von ihnen gegebene Versicherung, daß das Meer zwischen Cork und Bristol, wie zwischen Liverpool und Dublin, Dover und Calais oder Hamburg (auf welchen Strecken damals schon Dampfboote hin- und herfuhren) schwerer zu beschiffen sei, als der atlantische Ozean, sagte ein durch seine ironischen Antworten bekannter englischer Staatsmann: »Wenn man es je dahin bringt, von hier nach Amerika eine regelmäßige Dampfschifffahrt einzurichten, will ich den Siedekessel verschlingen.«

In London gründet sich gegenwärtig eine Dampfschifffahrts-Gesellschaft für das stille Meer, welche, wenn sie ihren Zweck erreicht, eine neue Aera in der Geschichte britischer Handelsunternehmungen herbeiführen wird. Der Urheber des Planes ist William Wheelwright, der seit mehren Jahren Vorbereitungen dazu gemacht hat. Er sucht zwischen Valparaiso und Panama Dampfboote zu errichten, welche die sämmtlichen Häfen an den Küsten befahren und mit den engli-

schen Packetbooten auf dem atlantischen Meere in Verbindung treten sollen. Auf diese Weise wird die Fahrt von England nach Lima in 30 und nach Neu-Südwales in 70 Tagen (statt bisher 4 Monaten) zurückgelegt werden können. — Auch denkt die britische Regierung an die Einführung von Dampfbooten zum Dienste zwischen England und den westindischen Kolonien und Mexiko.

Nicht minder erfolgreich und den Unternehmungsgeist der Briten bezeichnend ist die

Verbindung zwischen England und Ostindien über Egypten,

denn der rege Spekulationsgeist lacht aller Befürchtungen und Besorgnisse über die Gefahr der Dampfboote, und der erwachte Eifer des Fortschrittes reißt Alles wie im Sturme mit sich fort. Die Fahrt nach Amerika, die weiteste und schwerste, welche bisher vollbracht wurde, war kaum gelungen, als man sich auch mit neuem Eifer an diese Dampfschifffahrts-Verbindung mit Indien machte.

Indien ist in so vieler Hinsicht mit Großbritannien auf das Genaueste verbunden, und die Nothwendigkeit, mit demselben in genauer, ja ununterbrochener Verbindung zu stehen, die vielen Unbequemlichkeiten, ja Verluste, welche aus der Beförderung der Nachrichten von Indien nach Großbritannien und umgekehrt entstehen, Alles dieß mußte schon seit längerer Zeit das Interesse der englischen Kapitalisten für einen Gegenstand erregen, der ihnen so nahe liegt. Seit den letzten 15 Jahren hat man daher die größten Anstrengungen gemacht, um eine Dampfschifffahrts-Verbindung zwischen Indien und England zu begründen, und in den letzten 5 oder 6 Jahren hat die Sache solche Fortschritte gemacht, daß sie auch von der Regierung und den Direktoren der ostindischen Kompagnie, welche Anfangs die größten Hindernisse entgegenstellten, weil sie aus engherzigen Gründen keine nähere und schnellere Verbindung mit Indien wollten, in Erwägung gezogen, oder vielmehr ihnen aufgedrungen worden ist. Ursprünglich hatte man die ganz falsche Idee, daß ein einziges Dampfschiff im Stande sei, die ganze Reise nach Indien über das Kap der guten Hoffnung zu machen, ohne andern Verzug, als drei- oder viermal in Zwischenhäfen zu landen und Kohlen einzunehmen; mit diesen unbedeutenden Verzögerungen, glaubte man, würde das Schiff direkt nach Indien gelangen, mit der gewöhnlichen Schnelligkeit, womit man in Europa kurze Fahrten macht. Unter solchen Voraussetzungen bildeten die Engländer in Indien eine Gesellschaft, um eine Dampfschifffahrts-Verbindung herzustellen. Unbekannt mit allen Schwierigkeiten der Unternehmung, hielten sie sich bloß an den unermeßlichen Vortheil, Briefe und Passagiere in der kurzen Zeit von zwei Monaten von Indien nach England oder umgekehrt zu senden, statt in 5 oder 6 Monaten, wie es bisher durch Segelschiffe geschah. Dieses war der große Zweck, welcher der äußersten Anstrengung wohl würdig war, aber andere Zwecke von kaum geringerer Wichtigkeit kommen noch hinzu. Die Monsons oder periodischen Winde *), welche in den indischen Meeren Monate lang aus einer Richtung blasen, hindern die Schifffahrt ungemein, und oft können Segelschiffe gegen diese Winde nicht nach ihrem Bestimmungsorte gelangen, oder sie müssen einen sehr großen Umweg nehmen; der Zeitverlust, und folglich auch die Kosten sind in beiden Fällen groß. Auch die Schifffahrt auf den großen Flüssen Indiens ist durch die Heftigkeit der Strömung gehindert, so daß man gewöhnlich die Schiffe hinaufziehen läßt, wobei man aber nur 4 bis 5 Stunden des Tages vorwärts kommt; in manchen Jahreszeiten ist aber selbst da, wo die Flut eindringt, die Strömung so heftig, daß Schiffe mehre Wochen brauchen, um von der Mündung des Hugli nach Kalkutta zu gelangen, eine Strecke von etwa 30 Stunden, und noch dazu wurden sie manchmal bei dem Versuche ans Ufer getrieben und gingen zu Grunde. Ueberdieß könnten in den wenigen Theilen der indischen Meere, welche durch Seeräuber unsicher gemacht sind, Dampfschiffe unendlich mehr Dienste leisten als Segelschiffe. Zur Zeit eines Krieges würden Dampfboote viele Tausend Menschenleben und Millionen Geld dem Staate erhalten, indem zugleich mit einem Dampfbootdienste ein Viertel der jetzigen Truppenzahl Indiens wirksamer sein würde, als die ganze Zahl ohne Dampfboote. In wenigen Tagen könnte man Truppen nach entfernten Punkten schicken, während sie jetzt zu Schiff oder zu Lande Wochen dazu brauchen, und sie würden im Augenblick ihrer Ankunft schlagfertig sein, während sie jetzt durch lange Märsche ermüdet anlangen. Unter diesen Umständen würde sich die Einführung der Dampfschifffahrt in Indien noch vortheilhafter erweisen, als in Europa, wo ähnliche Hindernisse der Kommunikation nicht bestehen.

Eine Zeitlang war die Meinung hinsichtlich des besten Weges getheilt: Der Weg über das rothe Meer und Egypten war viel kürzer, als um das Kap der guten Hoffnung; aber man fürchtete, der Vicekönig oder die Pest möchten Hindernisse und Verzögerungen verursachen; eine wasserlose Wüste von 30 oder 40 Stunden war zu durchziehen und räuberische Araber, eben so räuberische Gouverneure und diebische Diener wären zu fürchten. Man glaubte, die Schifffahrt auf dem rothen Meere sei für Dampfschiffe gefährlich, wenn überhaupt ausführbar, Seeräuber machten es zuweilen unsicher, und keine Kohlen wären zu haben, außer wenn man sie

*) Man s. über diese Winde den Jahrgang 1835.

von Indien oder England aus mit schweren Kosten hinführte. Aus diesen Gründen, deren Ungültigkeit erst spätere Erfahrung bewies, wollte man also im Allgemeinen den längern Weg um das Kap der guten Hoffnung versuchen. Man hielt es vorerst für das Beste, Denjenigen, welche zuerst mit einem Dampfschiffe von England nach Indien gelangen würden, eine schöne Belohnung anzubieten, übrigens aber Jedem Freiheit zu lassen, seine Anordnungen nach Gefallen zu treffen; es wurde darum eine Subskription in Indien eröffnet, um eine Summe von 10,000 Pfund Sterling (94,100 fl. C.-M.) aufzubringen, welche das erste Dampfschiff erhalten sollte, welches in 70 Tagen aus England in Kalkutta anlanden würde. Diese Summe wurde so schnell zusammengebracht, daß die Regierung es für nöthig hielt, zu warnen, die obige Summe nicht zu überschreiten, damit nicht die Größe der Belohnung zu übereilten, Leben und Eigenthum gefährdenden Unternehmungen verleiten möge. In Folge dessen bildete sich in England eine Gesellschaft; die »Enterprise«, ein Fahrzeug von 470 Tonnen, wurde angekauft, mit Maschinen von 120 Pferdekraft ausgerüstet und so eingerichtet, daß sie als Segel- und Dampfschiff dienen konnte. Man belud sie mit Kohlen für 35 oder 40 Tage, viermal so viel, als sie hätte führen sollen, und nur eine Kohlenniederlage wurde auf dem Kap der guten Hoffnung angelegt. Die Folge dieser Anordnungen war, daß das Schiff, als es England verließ, so tief im Wasser ging, daß es nur langsam vorwärts kam, und seine Kohlen alle aufgebraucht waren, lange ehe es am Kap ankam; dasselbe geschah auf der Fahrt vom Kap nach dem Huglifluß *), wo es im Dezember 1825 ankam, nachdem es von England her 113, statt 70 Tage unter Weges gewesen. Dieß war wenig mehr, als was mit einem Segelschiff auch zu erreichen gewesen wäre, aber ein großer Punkt war gewonnen, nämlich daß die Dampfschifffahrt zwischen England und Indien ausführbar und sicher sei, und darum wurde die Ankunft der »Enterprise« freudig begrüßt. Die Eigenthümer hatten den Preis von 10,000 Pfund, der sie zur Spekulation veranlaßt hatte, nicht gewonnen; zum Glück für sie aber war die Regierung gerade damals in den birmanischen Krieg verwickelt, kaufte, da sie gern mit den in Birma befindlichen Truppen einen schnellen Verkehr unterhalten hätte, die Enterprise für 40,000 Pfund (376,000 fl. C.-M.), was sie ungefähr gekostet hatte, und schickte sie nach Rangun. Die erste Fahrt der Enterprise nach Rangun und zurück nach Kalkutta wurde in 13 Tagen gemacht, und sie brachte zugleich Nachricht von dem abgeschlossenen Frieden mit, mehre Tage, ehe die Korvette Champion ankam, welche Rangun eine Woche früher verlassen hatte. Durch diese frühe Nachricht ersparte die Regierung 60,000 Pfund (564,000 fl. C.-M.), indem sie den Marsch der Truppen aus den obern Provinzen contremandiren und die Ausführung neuer Kontrakte aufheben konnte. So brachte die Enterprise wenige Wochen nach ihrem Ankauf der Regierung eine Ersparniß ein, welche ihre Ankaufskosten überstieg.

*) Ein Hauptarm des Ganges in Bengalen (Ostindien), der bei Kalkutta und Chandernagor vorbeifließt.

Das erste Dampfschiff, das man in Indien selbst sah, war die »Diana«, welche im Jahre 1823 in Kalkutta gebaut und nur zu Lustfahrten auf dem Flusse benutzt wurde; die Enterprise kam im Dezember 1825 an, und im Jahre 1827 ließ die Regierung den »Irawaddi« und den »Ganges«, jeden von 80 Pferdekraft und mit 8 Kanonen bewaffnet, vom Stapel laufen. Im Jahre 1828 wurden zwei kleine Dampfboote, jedes von 50 Pferdekraft, auf Befehl der Regierung für die Flußschifffahrt gebaut, und da diese sich sehr nützlich erwiesen, so vermehrte man seitdem ihre Zahl und ließ auch einige eiserne Dampfboote aus England kommen.

In den letzten 10 oder 12 Jahren war besonders Dr. Waghorn unermüdlich für die Errichtung der Dampfschifffahrt zwischen England und Indien; er reiste auf seine Kosten mehre Male nach Indien und befuhr fünfmal das rothe Meer, um die verschiedenen Häfen und vorgeschlagenen Stationen zu untersuchen. Er schlug zuerst vor, ein einziges Dampfboot bloß mit Briefen um das Kap herum in 80 Tagen nach Kalkutta zu senden, und ein Anderer bot sich an, dasselbe in 60 Tagen zu thun; es zeigte sich jedoch bald, daß ein einziges Dampfboot niemals die ganze Reise mit genügendem Erfolg machen könne, und daß es, um eine rasche und regelmäßige Verbindung herzustellen, einer Linie von Dampfbooten bedürfe, von denen jedes einen Theil der Fahrt, nämlich 1000 bis 2000 engl. (217 bis 434 deutsche) Meilen, machte. Im Anfang des Jahres 1830 hatte sich Herr Waghorn überzeugt, daß der Weg über das rothe Meer für Dampfboote vollkommen gefahrlos sei, daß in Egypten nichts zu fürchten sei, und daß mit Dampfbooten von Bombay nach Suez und andern von Alexandrien aus die Reise nach England in 50 bis 55 Tagen gemacht werden könne. Um diese Zeit wurde das Dampfboot »Hugh Lindsay« von 400 Tonnen und 120 Pferdekraft zu Bombay vom Stapel gelassen, und brauchte auf seiner ersten Reise nach Suez, eine Entfernung von 650 deutschen Meilen, 33 Tage, nämlich 20 Tage Fahrt und 13 Tage Aufenthalt, um Kohlen einzunehmen. Diese und andere günstige Umstände gaben bald die volle Ueberzeugung, daß der Weg über das rothe Meer und Egypten den Vorzug verdiene, und daß der Vicekönig der Sache allen Vorschub thun werde, da ihm unge-

mein viel daran lag, den Handel von Indien durch sein Gebiet zu ziehen. Der »Hugh Lindsay« machte hierauf mehre Fahrten nach Suez, und auf Befehl der Regierung von Bombay wurde das rothe Meer in den drei Jahren von 1830 bis 1832 vollständig aufgenommen. Dieser Weg wurde auch von den Reisenden von und nach Indien gewöhnlich eingeschlagen, und da die Beschiffbarkeit des rothen Meeres mit Dampfschiffen keinem Zweifel mehr unterlag, so bedurfte es bloß noch der nöthigen Dampfboote, um eine regelmäßige Verbindung mit England zu sichern. Es wurde wieder eine Subskription in allen Präsidentschaften Indiens eröffnet, und bald wurden etwa 30,000 Pfund (282,000 fl. C.-M.) zusammengebracht, wobei nicht unbemerkt bleiben darf, daß ungefähr die Hälfte von Eingebornen Indiens hergeschossen wurde, die, erfreut über die Vortheile der Dampfschifffahrt auf den Strömen Indiens dieselbe jetzt eben so sehr wie die Europäer bis nach England ausgedehnt zu sehen wünschten. Im Jahre 1834 rüstete man zu Kalkutta das Dampfboot »Forbes« aus, um mit Briefen und Passagieren nach Suez zu gehen; unglücklicherweise aber bekam der Kessel Risse, ehe das Schiff nach Madras kam, und da der Fehler dort nicht ausgebessert werden konnte, so mußte es nach Kalkutta zurückkehren.

In diesem Jahre wurde auch im englischen Parlament die besprochene Verbindung über Egypten verhandelt. Ein eigener Ausschuß wurde zur Erörterung dieser Angelegenheit ernannt, der länger als einen Monat versammelt blieb und Aussagen aller Art einsammelte, deren Ergebniß in 12 Beschlüssen niedergelegt wurde, welche man am 14. Juli 1834 dem Parlamente vortrug. Der Ausschuß empfahl bei dieser Gelegenheit die Angelegenheit auf das Wärmste, und zwar ausschließlich die Fahrt auf dem rothen Meere. Die Wahl des Weges von dem rothen Meere nach Indien ward der Regierung anheimgestellt, und zwar in Gemeinschaft mit der ostindischen Kompagnie. Zugleich wurde beantragt, eine zweite Verbindung auf dem Euphrat und dem persischen Golf zu versuchen. Sonderbarer Weise wurde von der Regierung statt des Weges über das rothe Meer, wie ihn das Comité vorgeschlagen hatte, der neue auf dem Euphrat und dem persischen Golf beschlossen. Eine Expedition unter Oberst Chesney verließ mit dem nöthigen Material zu zwei eisernen Dampfbooten England im Februar 1835, und die Landung begann an der Küste von Syrien, in der Nähe von Antiochia, am 6. April 1836. Von diesem Plaze aus mußte Alles über Land nach Bir, am Euphrat, eine Strecke von 120 englischen Meilen, gebracht werden, eine höchst schwierige Arbeit, und es verging auch beinahe ein Jahr, ehe die Dampfboote völlig ausgerüstet waren und die Hinabfahrt auf dem Euphrat beginnen konnten. Am 16. März 1836 fuhren die Schiffe ab, und waren nach 2 Monaten noch nicht halbwegs nach der Mündung des Euphrat gekommen, als in einem heftigen Orkan eines der Dampfboote auf eine Sandbank getrieben und umgestürzt wurde, wobei 20 Menschen ertranken. Das andere Dampfboot hätte beinahe dasselbe Schicksal getheilt, entkam aber glücklich ohne bedeutenden Schaden. Nachdem es seine schwierige Fahrt zurückgelegt, auch einmal mit einem Araberstamme in Feindseligkeiten gerathen war, wobei einige Menschen umkamen, gelangte es am 19. Juli 1836 nach Bassora, mußte aber von dort, um der nöthigen Ausbesserung willen, nach Buschir, im persischen Golf, gehen, wo dieselbe nur mit Schwierigkeit vorgenommen wurde, worauf es am 9. September wieder nach Bassora zurückging. Am 13. September kam die Briefpost aus Bombay an, die von diesem Dampfboote den Tigris hinauf nach Bagdad gebracht wurde und daselbst am 30. ankam, von wo sie über Land nach England weiter befördert ward, während das Dampfboot nach Korna, an der Vereinigung des Tigris und Euphrat, zurückkehrte. Von Korna ging es am 18. Oktober mit einer zweiten Briefpost aus Bombay ab und fuhr den Euphrat hinauf, hatte aber erst etwa 150 englische Meilen in 11 Tagen zurückgelegt, als man entdeckte, daß eine der Maschinen nicht gehörig in Ordnung sei, weßhalb es nach Bassora zurückkehrte. Oberst Chesney ging nach Bombay und überließ das Kommando der Expedition dem Major Estcourt, unter welchem das Boot bei der Untersuchung des Fahrwassers auf dem Tigris einen zweiten Unfall erfuhr, und ehe die nöthigen Verbesserungen vorgenommen werden konnten, war der 31. Jänner 1837, der Zeitpunkt, wo ihr Dienst zu Ende gehen sollte, beinahe herangekommen. Major Estcourt gab deßhalb das Schiff in Verwahrung und brach mit seinen Offizieren und der Mannschaft nach Damaskus auf, wo sie nach einem leichten Gefecht mit einigen Arabern in Sicherheit ankamen. Herr Fitzjames, welchem am 30. Oktober das Briefpacket übergeben worden, war nicht so glücklich; zwei Tage, nachdem er das Dampfboot verlassen, wurden er und seine Gefährten völlig ausgeplündert, nur das Brieffelleisen ließ man ihnen, hielt sie aber 7 Tage lang gefangen; er verließ hierauf seine Gefährten, reiste heimlich weiter und kam endlich am 18. Dezember mit dem Briefpacket nach Damaskus. Dieses ist die Geschichte einer Expedition, welche England 40,000 Pfund (376,000 fl. C.-M.) und mehre ausgezeichnete Offiziere kostete, die in Folge der Anstrengungen und des Klima umkamen, abgesehen von den Leuten, welche beim Umstürzen des Dampfbootes ihren Tod fanden. Wäre auch die Schifffahrt auf dem Euphrat ganz frei von Schwierigkeiten, was keineswegs der Fall ist, so würde die Nähe so vieler unruhigen

Araberstämme die Masse der Reisenden stets von diesem Strome abschrecken *).

Kehren wir wieder zu dem ursprünglichen Zwecke dieses Aufsatzes, zu der Geschichte der Dampfschifffahrt nach Indien über Egypten, zurück. Nach einer Verordnung der Regierung im Jahre 1835 sollte ein Dampfpacketboot von Malta nach Alexandrien gehen, und zu gleicher Zeit wurde der Befehl gegeben, daß der Hugh Lindsay zu bestimmten Zeitpunkten von Bombay nach Suez fahren solle. Innerhalb zwei Jahren aber machte derselbe nur vier Fahrten, doch waren auch diese ermunternd, denn Briefe gelangten von London nach Bombay in 45 bis 64 Tagen, eine schnellere Verbindung, als man je zuvor gekannt hatte. Zugleich wurde der Bau von zwei neuen Dampfbooten von nicht weniger als 600 Tonnen und 200 Pferdekraft angeordnet, welche nach Indien geschickt werden und als Kriegsdampfboote oder als Packetboote zwischen Bombay und Suez dienen sollten, aber diese Schiffe wurden nicht vor Anfang des Jahres 1837 vollendet.

Im Februar 1837 kam die englische Regierung mit dem Rathe der Direktoren der englisch-ostindischen Kompagnie überein, eine monatliche Verbindung mit Indien über Egypten herzustellen; die Briefe von und nach Alexandrien sollten durch die Packetboote der Regierung befördert und die Kosten der Postverbindung von diesem Plaze an zwischen der Regierung und der ostindischen Kompagnie gleich getheilt werden. Als diese Uebereinkunft abgeschlossen war, gaben die Direktoren im Juni 1837 Befehle, daß die beiden kürzlich nach Indien geschickten neuen Dampfboote »Atalanta« und »Berenice« abwechselnd mit dem Hugh Lindsay eine monatliche Verbindung zwischen Bombay und Suez unterhalten sollten. Dieses ist seither auch geschehen, jedoch nicht mit der wünschenswerthen Regelmäßigkeit. Der Grund der Unterbrechung ist hauptsächlich in dem physischen Hinderniß zu suchen, welches wir oben erwähnten, und das in gewissen Jahreszeiten stets hemmend auf den Verkehr einwirken wird, nämlich der Südwestmonsoon, welcher vom April bis September im indischen Ozean mit solcher Heftigkeit weht, daß es höchst gewagt ist, Schiffe von Bombay nach dem rothen Meere zu schicken.

In Folge des außerordentlichen Interesse, das der Gegenstand erregte, wurde im Juni 1837 abermals ein Ausschuß des Unterhauses niedergesetzt, um die besten Mittel zur Herstellung einer Dampfschifffahrts-Verbindung mit Indien über das rothe Meer zu untersuchen, und am 12. Oktober desselben Jahres fand in London eine große Versammlung statt, um die Mittel zu berathen, die Dampfschifffahrts-Verbindung mit Indien auf einen sichern Fuß zu stellen, da, wie von mehren Seiten mit Bitterkeit bemerkt wurde, die Direktoren der ostindischen Kompagnie noch immer nicht recht Hand ans Werk legen wollten. Man berechnet die Ausgabe für 5 Dampfboote von 1500 Tonnen und 600 Pferdekraft, nebst zwei kleinen für die Verzweigung nach Bombay, so wie für die Anstalten an den verschiedenen Stationen auf 335,000 Pfund oder in runder Summe 400,000 Pfund (3 Mill. 760,000 fl. C.-M.) In dieser Summe sind die Kosten für Omnibusse und andere Wagen für den Weg durch die Wüste von Alexandria nach Suez inbegriffen, denn es sollen Omnibusse durch die Wüste fahren *). Die jährliche Ausgabe für Kohlen, Besoldungen, Lebensmittel, Zugpferde in Egypten, Kosten an den verschiedenen Stationen, Verwaltung, Versicherung ꝛc. ꝛc. schlägt man auf 227,690 Pfd. (2 Mill. 143,200 fl. C.-M.) an und rechnet hiebei die Kohlen auf 90,000 Pfund, indem sich schon eine Gesellschaft erboten hat, sie um diesen Preis jährlich zu liefern. Man scheint entschlossen, die Sache endlich, troz des Widerstrebens der Direktoren der ostindischen Kompagnie, zu einem gedeihlichen Ziele zu führen.

Nach einem Berichte vom November 1838 umfaßt gegenwärtig die Dampfschifffahrt zwischen Bombay und London 9 Dampfboote, wovon das erste am 27. September 1837, das letzte am 21. Mai 1838 abging. Die Versendung von Alexandria aus nach England war doppelt, theils durch Herrn Waghorn, dessen Couriere den Weg über Frankreich einschlugen, theils durch die Regierungsdampfboote, welche durch die Meerenge von Gibraltar nach Falmouth gingen. Nur einmal, im März 1838, kam Herrn Waghorns Courier später an, sonst immer früher, und zwar durchschnittlich um 7 Tage, als das Dampfboot der Regierung. Den neuesten Berichten aus Suez zufolge, war bereits ein englischer Wagen daselbst eingetroffen — der erste, welcher je die Wüste passirte **).

Zur Verbindung mit Ostindien soll jezt ein ungeheures Dampfboot gebaut werden, das den Namen »Königin des Ostens« führen, eine Tragfähigkeit von 2618 Tonnen haben und doch nur 15 Fuß im Wasser gehen wird. Die Maschinen sind auf 600fache Pferdekraft berechnet. Seine Gesammtlänge soll 310', die auf dem Verdeck 282 Fuß sein. Die Haupt-

*) Diese Euphrat-Expedition soll jedoch weniger zu dem Zwecke einer raschen Verbindung mit Indien unternommen worden sein, als aus politischen Gründen, um in den benachbarten Ländern, namentlich in Persien, Verbindungen anzuknüpfen, so daß die Dampfschifffahrt auf dem Euphrat beinahe nur Maske war.

*) Man spricht auch von einer Eisenbahn, welche von Alexandria nach Suez durch die Wüste gehen soll.

**) Die Passagiere und Waaren werden von Alexandria binnen 6 Tagen (möglicherweise binnen 3 1/2 Tage) gegen 60 Dollars nach Suez am rothen Meere gebracht, von wo die regelmäßige Fahrt nach Bombay statt findet. Die englischen Regierungsdampfschiffe setzen sich mit den französischen nach Alexandria gehenden Dampfpacketbooten in Verbindung, so, daß 1838 3 Mal monatlich die Reise nach Suez gemacht werden werden konnte.

Kajüte soll eine Länge von 128 Fuß erhalten; alles Andere in entsprechendem Verhältniß.

Der Geist der Spekulation ist aber auch nach andern Richtungen hin thätig. An die Linie von Dampfbooten, welche nach Indien gehen werden, soll sich eine zweite anschließen, welche von Ceylon aus nach Australien geht, so wie nach den Südseeinseln überhaupt, und von dort aus ist eine weitere Dampfbootlinie beabsichtigt, welche über Panama, mit einer kurzen Landreise, wie bei Suez, nach der Westküste von Südamerika gehen soll.

Französische Dampfschifffahrt — Dampfschifffahrt des Mittelmeeres.

Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß die Franzosen, von denen man gewöhnlich annimmt, daß sie in der Dampfschifffahrt hinter den Engländern zurück seien, diese überholt und eine größere Schnelligkeit zur See erreicht haben. Die französische Regierung hat eine Dampfbootlinie im Mittelmeer, wie die Engländer noch keine von gleicher Vollkommenheit an die Seite setzen können. Neun und dreißig Dampfschiffe sind zum regelmäßigen Dienst in diesem Meere, wo im Jahre 1830 die Dampfschifffahrt fast noch unbekannt war, verwendet: 17, welche zur königlichen Marine gehören, sind nach Algier oder nach verschiedenen Orten in der Levante bestimmt; zehn gehören zur Verwaltung der Posten nach der Levante, die andern gehören Privatleuten. Von diesen gehen zwei von Marseille nach Italien, drei von Toulon nach Bastia (Corsika), eines geht von Corsika nach Livorno, drei von Marseille nach den spanischen Küsten, und drei versehen den Dienst nach Cette und Agde. Außerdem finden sich auf dem Mittelmeere 34 Dampfschiffe von andern Nationen (über die österreichischen s. früher) *). Davon befahren den großen See, wie Chevalier das Mittelmeer nennt, 5 englische Dampfschiffe zwischen Gibraltar und Malta, 6 österreichische Dampfschiffe des Lloyd zwischen Triest und der Levante, 2 Dampfschiffe der österreichischen Donau-Kompagnie zwischen Konstantinopel und Smyrna; 2 egyptische Dampfschiffe zwischen Alexandria und Konstantinopel; 12 italienische (Piemont, Toskana, Neapel) zwischen den Häfen Italiens und Marseille; 2 spanische zwischen Marseille und Barcelona. Total der Dampfschiffe im Mittelmeere 70.

*) Mit Dampf wird das mittelländische Meer befahren, nicht allein zwischen Gibraltar, den Balearen und Malta, sondern auch zwischen Valencia, Barcelona, Rosas, Marseille, Genua, Livorno, Neapel und Palermo; wie zwischen Marseille, Messina, Korfu, Konstantinopel, Smyrna und Alexandria; zwischen Konstantinopel und Syra und zwischen Alexandria und Syra; zwischen Toulon, Oran, Algier, Bona und Tunis; zwischen Frejus und Korsika; zwischen Genua, Livorno und Sardinien; zwischen Venedig, Triest, Ancona und Nauplia; zwischen Triest und Syra; zwischen Athen, Abydos und Kandia.

Die französischen Dampfschiffe nach der Levante sind in ihren Formen graciös, ihre Fahrt ist schnell, ihre innere Einrichtung elegant und bequem, endlich verbrennen sie auch weniger Steinkohlen. Zimmer und Säle sind wahre Boudoirs; auf jedem Boote ist ein Piano angebracht; 60 elegante Betten für die Passagiere sind in der Kajüte, 50 Hängematten auf dem Zwischendeck. Dampfpacketboote gehen alle 10 Tage von Marseille aus nach Malta, Alexandria und verschiedenen andern Häfen des Mittelmeeres ab. Briefe aus England über Marseille kommen 6 bis 10 Tage früher nach Alexandria als mit den englischen Dampfbooten; und hinsichtlich der Quarantaine findet weniger Aufenthalt statt, da die französischen Dampfboote einen Quarantaine-Beamten an Bord haben. Die Dampfbootfahrten, welche die französische Post-Administration zwischen Marseille und Konstantinopel, mit Berührung mehrer Hafenpläze des mittelländischen Meeres, einrichtete, begannen am 1. Mai 1837 und werden nun regelmäßig, monatlich dreimal, fortgesetzt. Dieselben dienen nicht allein zur Beförderung der Reisenden und Gelder, sondern auch der Briefe, welche, und zwar jene aus London in 18 3/4, aus Paris in 16 3/4 und aus Marseille in 13 3/4 Tagen in Konstantinopel eintreffen, während die Briefe von Konstantinopel nach Marseille in 18 1/4, nach Paris in 21 1/4 und nach London in 23 1/4 Tagen gebracht werden.

Das mittelländische Meer besitzt durch seine geographische Lage alle Eigenschaften, die Dampfschifffahrt auf eine hohe Stufe zu heben. Mit der Organisirung dieser regelmäßigen Fahrten ist der Handel vor Seeräubereien, die ihn im Archipelagus so viel Schaden zufügten, geschützt, auch der Brief-Transport sicher, da dieser von nun an sich nicht mehr verspäten, noch an den dazwischen liegenden Stationen aufgebrochen werden kann, und endlich ist der Civilisation der orientalischen Völker der Haupt-Impuls gegeben. Wichtiger sind aber noch die Vortheile, die dem Handel direkt daraus entspringen. Außer Egypten und Griechenland eröffnet die Türkei in ihrer gegenwärtigen Stellung ein weites Feld den industriellen Spekulationen. Rumeliens rohe Seide, Albaniens Holzwerk, Macedoniens Wolle und Thessaliens Baumwolle, Flachs, Unschlitt, Häute der Bulgarei, und die Oele, Früchte, Droguen der andern Provinzen und türkischen Inseln lassen sich vortheilhaft mit Seiden- und Wollenstoffen, mit Quincaillerie- und Bijouteriewaaren umtauschen. Die größten Vortheile entspringen aus dem Transport der Reisenden, da man nicht allein die Hauptfahrt von einem äußersten Punkte zum andern, sondern auch und mehr noch die kleineren Fahrten nach den dazwischen liegenden Oertern, wo auf jeder Station die Passagiere wechseln, berücksichtigen muß, um so mehr, da außer den Häfen des mittelländischen Meeres

auch der griechische Archipelagus und alle orientalischen Küsten bis Konstantinopel berührt werden.

Auf dem Meere hat Frankreich überdieß regelmäßige Verbindungen mittelst Dampfschifffahrt von Havre nach Rotterdam und dem Rheine; binnen 20 bis 30 Stunden kommt man von Havre nach Rotterdam, binnen 40 Stunden von Rotterdam nach Paris; ferner eine Dampfpacketfahrt zwischen Havre und Hamburg, welche binnen 51 Stunden gemacht wird; jeden Samstag geht von Havre ein Dampfschiff ab; dann zwischen Havre und Southampton, zwischen Havre und Caen.— Seit dem 1. Juli 1838 ging das schöne und ziemlich große Dampfschiff »Tajo« regelmäßig zwischen Havre und Petersburg hin und her. Es legt unterwegs zu Kopenhagen an, und mit Inbegriff der Zeit, welche man in dem letzten verweilt, kann man binnen 7 Tagen von Paris nach Petersburg gelangen. — In Havre hat sich eine Gesellschaft für die Dampfschifffahrt nach Amerika gebildet, um so schnell als möglich mit den Dampfschiffen, die von Bristol, Liverpool und London nach Amerika gehen, in Konkurrenz treten zu können.

Das rasche Zunehmen der Dampfschifffahrt im Innern Frankreichs mögen folgende Beispiele beweisen. Bloß auf der Seine allein, von Rouen bis zum Meere, sind 3 Dampfpacketboote, 4 eiserne Dampfboote, 6 weitere Bugsirschiffe, ferner der Pilotin, ein Bugsirschiff von 60 Pferdekraft, der Rouen, der Havre, der Adler in Beschäftigung. Die Schifffahrt auf der Saone hatte vor 1827 kein einziges Dampfboot, im Jahre 1836 21. Für die Rhone und Saone ist eine eigene Dampfschifffahrts-Gesellschaft (Matthieu et Comp.), welche nun eigene Dampfschiffe für den regelmäßigen Dienst zwischen Lyon und Marseille bauen läßt, mit denen man von 4 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends die Reise zwischen Lyon und Marseille machen wird, und im Jahre 1837 wurde die Rhone auch schon über Lyon aufwärts mit eisernen Dampfbooten befahren. Am 6. September 1838 wurden allein zu Nantes 5 neue Dampfschiffe vom Stapel gelassen. Wegen der Eigenthümlichkeiten der schiffbaren Flüsse Frankreichs sind diese Boote größtentheils klein; 42 derselben dienen zum Transport der Reisenden.

•

Man rechnet, daß jedes der französischen Dampfboote auf dem Mittelmeere täglich 18 Tonnen Kohlen verbrennt. Mit dem Vorrath für 10 Tage beträgt ihre Ladung 180 Tonnen; da nun ihr Gerippe 400 und die Maschine 160 Tonnen wiegt, und da das Gewicht des Wassers, welches sie aus der Stelle treiben, 789 Tonnen beträgt, so bleiben nur 49 Tonnen für das Gewicht der Reisenden, der Bemannung und des Proviants.

Einige Notizen über Dampfschiffe und Dampfschifffahrt.

1. Die Dampfschifffahrt auf dem Rheine nimmt einen Aufschwung, den man noch vor 2 Jahren für unmöglich gehalten hätte: 15 Boote der kölnischen und 7 Boote der düsseldorfer Gesellschaft fahren nun, erstere zwischen Rotterdam und Straßburg, die zweiten zwischen Rotterdam und Mainz. — Vor 10 Jahren fuhren 3 Boote; diese hatten eben genug Reisende, um zur Noth bestehen zu können; dann 7 Boote, diese waren nun stets eben so besetzt, als früher die 3; nun steigerte die kölnische Gesellschaft die Zahl ihrer Fahrzeuge auf 11, die düsseldorfer Gesellschaft trat als Concurrentin auf und ließ ebenfalls 3 und später 5 Boote fahren, setzte aber die Preise herab; nun hatten alle 16 Boote vollkommen zu thun. So wird es auch sein, wenn 34 Boote fahren, denn die Preise sollen noch einmal ermäßigt werden.

---

2. Größtes eisernes Dampfschiff. — Das zu Feyenoord erbaute große Dampfschleppschiff »der Rheine«, kam am 9. Oktober 1838 zu Köln an. Es gehört der niederländischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft und ist das größte eiserne Dampfschiff, das bis jetzt gebaut wurde. Es hat zwei Maschinen, jede von 250 Pferdekraft, von denen jede besonders ein Rad treibt, so daß eines der Räder vorwärts getrieben werden kann, während das andere rückwärts arbeitet, wodurch man das Schiff auf dem kleinsten Raume zu wenden vermag. Es ist mehr denn 200 Fuß lang, 30 Fuß breit und hat einen Tiefgang von nur 5 Fuß. Die Räder haben einen Durchmesser von 25 Fuß und sind 12 Fuß breit, sie tauchen 4 Fuß tief ein. Als eine besondere, wegen der Länge des Schiffes nützliche Einrichtung verdient erwähnt zu werden, daß der Steuermann in der Mitte zwischen dem Räderkasten seinen Stand hat, und von da aus das Steuerruder lenkt. Die Vollendung dieses Riesenwerkes gereicht dem Direktor der niederländischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft, Herrn Röntgen, zu hoher Ehre. Auf der Waal schleppte der Rhein sieben mit mehr als tausend Last beladene Fahrzeuge, wozu derselbe jedoch seiner ganzen Kraftentwickelung nicht einmal bedurfte. — Es sollen über 8000 Centner Eisen zu dem Bau dieses Schiffes verwendet worden sein.

---

3. Am 22. Dezember 1838 ließ man zu Glasgow ein eisernes Dampfboot von 145 Fuß Länge und 25 Fuß Breite vom Stapel. Dasselbe ist für Südamerika bestimmt, geht ohne Ladung nicht über 18 Zoll tief und wird mit Maschinen und Ladung nur 3 Fuß tief gehen. Dieß Schiff, das ganz besonders für Passagiere bestimmt ist, kann deren 1000 aufnehmen *).

---

*) Professor Airy hat die Erfindung gemacht, die falsche Abweichung des Kompasses auf eisernen Schiffen zu beseitigen.

4. Im März 1839 lief in Deptford das Dampfboot »Nicholai« von 800 Tonnen Gehalt vom Stapel, das auf Bestellung des Kaisers Nikolaus erbaut worden. Es ist das schönste Dampfboot, das Rußland besitzt, und zur Fahrt zwischen St. Petersburg und Lübeck bestimmt.

---

5. Der Veloce, Segel- und Dampfboot. — In der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften am 25. Februar 1839 verlas Herr Arago ein Schreiben des Herrn Bechameil, der durch seine Erfindung gegliederter Maste bekannt ist, welche in einer halben Stunde abgenommen und wieder aufgerichtet werden können. Herr Bechameil hat bekanntlich vor Kurzem in 28 Tagen und einigen Stunden mit dem Schiffe »Veloce« die Ueberfahrt von Cherbourg nach der Havannah gemacht. Er gibt in jenem Schreiben folgende Details: Er durchfuhr eine Entfernung von 1850 Seelieues (1387 deutsche Meilen) mit einer Durchschnitts-Geschwindigkeit von 80 Postlieues 48 deutsche M.) in 24 Stunden. Dieß ist eine größere Schnelligkeit als der Depeschendienst. Das große Problem der Anwendung zweier Motoren (des Windes und des Dampfes), das man für unauflöslich gehalten hatte, ist sonach gelöst. Der Veloce, der bei der schlechtesten Jahreszeit (9. Dez.) von Frankreich abfuhr, kam an dem Gestade von Kuba zur Zeit der widrigen Winde an, ohne daß er auf seiner Fahrt durch diese Schwierigkeit merklich aufgehalten worden wäre. Herr Bechameil vergleicht sodann die Reise des Great Western, der regelmäßig von England nach New-York fährt, und zeigt, daß dieses Dampfboot, das 40 Tonnen Kohlen in 24 Stunden verbraucht, die von dem Veloce unternommene Reise, wegen der dazu nöthigen Kohlenmasse, die es nicht aufnehmen könnte, nicht zu unternehmen im Stande wäre. Statt 900 Tonnen Kohlen, welche dieses Dampfboot für die Reise nach der Havannah verbrauchen würde, hat der Veloce nur 290 Tonnen verbraucht, weil er bei jeder Gelegenheit, wo der Wind günstig war, diesen benützte.

(Dingler's polytechn. Journ. 2. Märzheft 1839.)

---

6. Ericsons neue Triebkraft für Dampfboote, welche auf der Anwendung des Dampfes auf die Archimedische Schraube beruht, die unter dem Bord des Schiffes, in der Nähe des Hintertheils gegen das Wasser wirkt, ist jetzt in einem eisernen Dampfboote angebracht worden, und wurde am 16. März 1839 zwischen Blackwall und Woolwich versucht. Die Entfernung beträgt 37,000 Fuß, die genau in 45 Minuten zurückgelegt wurden, und zwar in 24 Minuten gegen und in 21 Minuten mit dem Strome. Der Vorsitzer des Bau-Büreaus war, von einer Anzahl Gelehrter und Seeleute begleitet, bei dem Versuche gegenwärtig und nahm an dem vollkommenen Gelingen der Ericson'schen Erfindung großen Antheil. Die Erfindung ist sehr wichtig; man wird dadurch aller Wellen- und Schaufelräder und der schwerfälligen Maschinen überhoben und die Dampfmaschinen können viel stärker und fester gemacht werden, als eine gewöhnliche Seemaschine, indem die bewegende Kraft unmittelbar mit der Schraube, die sehr nahe an Bord arbeitet, in Berührung kommt. (Wien. Ztg. 17. Mai 1839.)

---

7. Dampfboote in den Vereinigten Staaten im Jahre 1839. — In den Vereinigten Staaten sind Dampfboote seit 1807 gebaut worden 1300. Hievon gingen durch Unglück zu Grunde 260. Durch den Gebrauch gingen zu Grunde 240. Gegenwärtig sind noch im Betriebe 800. Tonnengehalt aller Dampfboote 155,473. Pferdekraft der Maschinen auf den Dampfbooten 57,019. Das größte Dampfboot ist der »Natchez« von 860 Tonnen und 300 Pferdekräften. Als Brennmaterial wird größtentheils Holz gebraucht. Obgleich auf den meisten Dampfschiffen 2 Maschinen vorhanden sind, so erscheint in dem Ausweise jedes Dampfschiff doch nur mit einer Maschine, sämmtliche 800 Dampfschiffe mit 800 Maschinen. (Dampfmaschinen in Manufakturen haben die Vereinigten Staaten 1860.) (Vergl. S. 378.)

---

8. Der Spenglermeister Hr. Eibler, im Markte Urfahr bei Linz, hat ein Mignondampfschiff von 3 Fuß Länge verfertigt, welches, mit einer Maschinerie versehen, durch die Dampfkraft sich im Wasser auf- und abwärts bewegt. Dieses Kunstprodukt hat der genannte Spengler ohne fremde Anleitung durch eigene Beobachtungen zu Stande gebracht, und dasselbe ist daher als ein Triumph des Genius zu betrachten. (Theatztg. 1838.)

---

9. Ein Miniatur-Dampfboot. — Aus Würzburg vom 7. Juli 1839 meldeten die dortigen Blätter: »Ein Miniatur-Dampfschiff ist nun wirklich von Bamberg angekommen und ankert heute früh an dem Main, in der Nähe des Gasthofes »zum Schwan«. Neugierige strömen in Masse hinzu, um sich durch den Augenschein zu überzeugen, daß sich der Dampf mit seinen Wunderkräften nicht bloß an und auf dem Rhein, sondern auch an und auf dem Main festgesetzt hat. Der Bau des Schiffchens ist ungemein zierlich und zweckmäßig und als neue Erscheinung in so fern anziehend, als dadurch bewiesen wird, daß sich auf dem Main recht wohl eine Dampfschifffahrt mit Fahrzeugen von dem Tiefgang der holländischen Praamschutten — 1 1/2 Fuß Wasser — bewerkstelligen läßt.«

Kleinkinder-Bewahranstalten.

Vierte Folge der Mittheilungen über wohlthätige, und besonders in der neuern Zeit entstandene Institute, deren Schilderung im Jahrgange 1836, S. 382 mit den Sparbanken beginnt, und im Jahrg. 1837, S. 376 mit den Lebensversicherungs-Anstalten und den Mäßigkeits-Vereinen, u. im Jahrg. 1839, S. 319 mit den Blinden-Anstalten fortgesetzt wurde.

Heil den Kleinkinder-Pflegeanstalten! Sie bringen die Kinder in eine reinere, glücklichere Umgebung; sie fördern das unsichtbare Wurzeln des gesunden Keimes in die Tiefe; sie schaffen, gut eingerichtet, für das Kind einen heitern, goldenen Morgen; sie bieten Gelegenheit, eindringlichst auf die Veredlung der Eltern, denen sie angehören und auf Verbesserung des Familienlebens und der Kinder-Erziehung einzuwirken. Sie bereiten das Kind für den künftigen, ernstern Schulunterricht durch sinnlich-geistige Anregung und durch Pflege des Gemütlebens zweckmäßig vor; kurz, sie sind, man betrachte sie, von welcher Seite man wolle, Anstalten, welche nicht nur die Wurzelung des Bösen in den dafür so empfänglichen Kinderherzen hindern, sondern aus denen sich überhaupt Glück und Segen über die menschliche Gesellschaft ergießen kann. Sie bedürfen des Lobes nicht. Der gesprochen hat: »Wer eines dieser Geringsten aufnimmt, der nimmt mich auf,« hat sie zum Voraus gesegnet.

A. Diesterweg.

Von allen Wesen das hilfloseste
Erscheinet dir das neugeborne Kind,
Mehr, als des Lammes kleine Tochter, gleich
Im Gras aufstehend und von Blumen zupfend!
Mehr, als das junge Bienenknäbchen, gleich
Von surrenden Geschwistern süß gefüttert
Mit gold'nem Blumenblut und Veilchenherzen!
Doch wer ist reicher, als das Kind durch Liebe
Der Mutter, durch der Menschen schönen Bund? —
Und wolltest du den Menschen elend nennen,
Weil ihn so vieles Ungemach umringt,
Weil er, ein Schauender, auf Erden lebt. —
Ein Kind ist göttlicher Natur, dem Urseyn
Entstiegen, bringt es in der Seele Kenntniß
Des Göttlichen und Wiedererkennen mit.
Das Höchste, Herrlichste begreift es am leicht'sten.
Frühzeitig ehr' es! —

Aus dem Selbstbewußtsein der Zeit über ihre Noth und über ihre Rettungsmittel entspringen die Mäßigkeits-Vereine, die Wasserheil-Anstalten, Kleinkinder- oder Spielschulen u. s. w. Die anwachsende Erkenntniß der Zeit ist es, welche mit immer erneutem Kraftaufwande aus den Fesseln der Naturgebundenheit sich loszureißen, das Böse der Zeit zu überwinden strebt. Edel sind die Bestrebungen der Menschenfreunde, die auf eine Erziehung des Kindes zu edler, freier, allseitiger Humanität und auf Veredlung des Familienlebens überhaupt gehen. In den Kindern, als den Keimen der fortblühenden Menschheit, soll das Leben an der Wurzel gefaßt und hier schon in die Harmonie eines geweihten Geistes auf spielende Weise eingeführt werden.

Die Familie ist die persönlich gewordene Liebe selbst, und das Kind, zwar noch unentwickelt an sich, ist doch als die Hoffnung der Zukunft mit heiligem Ernst und heiliger Liebe zu erziehen; denn das Kind ist zugleich Naturkind, Menschenkind und Gotteskind. Und hieraus erhellet dann auch, wie sehr gerade die Naturgrundlage in dem Kinde, wie bei dem Griechen, zu Gesundheit, Kraft und Gewandtheit zu entwickeln sei, damit nicht das zerstörte Naturleben in schwächliche, krankhafte oder excentrische Richtungen ausschlage.

Unsere Zeit hat diese Wahrheit inniger erkannt, und der Erziehung des Kindes die vollste Aufmerksamkeit gewidmet; sie hat erkannt, daß die echte, ihres Namens würdige Civilisation, die man mit Recht eine

geistige Sonne nennen kann, von der aus sich Licht und Wärme, oder eigentlich das geistige Leben des Menschen, d. h. alles Wahre, Gute und Schöne in der Wissenschaft, Kunst, dem Staate, der Kirche und Familie überall hin verbreitet, ein nothwendig Erzeugniß der Erziehung ist. An der Wohlthat derselben soll aber jedes Kind, auch das Kind des Armen, den die Last des Lebens drückt und der zu sehr seine Kräfte dem Broderwerbe widmen muß, um seinem Kinde die nöthige Pflege geben zu können, den möglichsten Antheil haben. Auch dem armen Kinde soll die Gesellschaft das Höchste, das es ihm geben kann, die Wohlthat einer weisen Erziehung, eine Zufluchtsstätte, ein Asyl vor dem Verderben bieten:

»Das Menschenkind, das nichts als weinen kann,
Und dennoch ist's ein Geist, es ist die Liebe.«

Wer könnte sich ohne Theilnahme von jenen vielen Kindern abwenden, die durch ihren verwahrlosten Zustand zu jedem fühlenden Menschen mit wehmüthigem Herzen sprechen: »Ach, wir haben keinen Vater, keine Mutter, wir haben Niemand, der für uns sorgt, wir sind dem Geschicke preis gegeben!« Nur mit Rührung kann man ihr Loos betrachten, nur mit Bangen an die künftigen Tage solcher bedaurungswürdigen Geschöpfe denken. Sie haben freilich Vater und Mutter, aber sie sind es ihnen nicht, sie können es nicht sein. Noth und Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen drängen sie zu dem traurigen Geschäfte des Handlangers, Taglöhners, des Fabrikarbeiters und anderer dergleichen außer dem Hause zu verrichtender Broderwerbe, die sie zwingen, ihre Kinder allein zu lassen. Mit blutendem Herzen reißt manche Mutter von ihren Lieblingen sich los, um dem Vater zu folgen und ihn bei der Arbeit zu unterstützen, um durch emsigen Fleiß sich nur das Nöthigste zur Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse zu erwerben. Und wie oft ereignet sich der Fall, daß das Eine oder das Andere schon früh das irdische Leben verläßt und die Sorge für Unterhalt dem Zurückbleibenden noch schwerer wird! Daher sind solche Eltern oft gezwungen, ihre kleinen Kinder allein zu lassen oder sie größern Kindern anzuvertraun, die sich vielleicht erlauben, ihre kleinen, armen Brüder oder Schwestern zu mißhandeln, oder sie der Obhut schlechter Hausleute zu übergeben, die ohne alles Mitgefühl für diese Geschöpfe, sie durch Zwangsmittel, Schläge oder durch Näschereien &c. zur Ruhe bringen. Wer begreift es nicht, daß die Kinder unter solcher Aufsicht mancherlei Gefahren ausgesetzt sind und nicht selten an Leib und Seele Schaden leiden? Daher so viele kranke, unsittliche, unverständige und elende Wesen, die ihr Unglück nur einer frühzeitigen Verwahrlosung zu verdanken haben. Sie wachsen in Elend und Siechthum auf, werden Bettler, Betrüger, Diebe oder gar Straßenräuber, während sie, den Händen gewissenhafter Menschen anvertraut, wackere Handwerker, Künstler oder Landleute, die treu am Spruche halten: »Bete und arbeite!« geworden wären. Traurig und höchst beklagenswerth ist daher das Loos der kleinen Kinder aus den niedern Volksklassen, dem sie bei Entfernung der Eltern preisgegeben sind. »Hier,« sagt Döhner in seiner Schrift: »Ueber Bewahr- und Beschäftigungs-Anstalten«, »gibt man ihnen Schlafpulver und macht sie dadurch dumm, oder sperrt sie ein und setzt die hilflosen, ein- bis zweijährigen Geschöpfe nicht zu übersehenden Gefahren aus, dort heißt man die etwas größern sich auf den Straßen herumtreiben, und legt bei ihnen dadurch den Grund zum Müssiggang, zur Arbeitsscheu, Bettelei und Dieberei; hier übergibt man sie einer durch ihr Alter mürrisch und launenhaft gewordenen Frau, oder pferchet sie in die vielleicht schon von Kindern angefüllte Stube eines Verwandten oder Nachbars ein, unbekümmert um die dort herrschende Unreinlichkeit, so wie um das verderbliche Gift, das Schamlosigkeit, Rohheit und Sittenlosigkeit aller Art in das zarte Gemüth pflanzen; dort überläßt man sie der Aufsicht und Wartung älterer, die Schule versäumender Geschwister, die zum Theil dieser Wartung selbst noch bedürfen und wenigstens nicht geschickt sind, das leibliche und geistige Wohl der ihnen übergebenen Kleinen wahrzunehmen. Das ist der Erfahrung zufolge das gewöhnliche Loos aller noch kleinen Kinder armer Eltern aus den niedern Volksklassen, wenn diese ihrem Erwerb nachgehen und von ihrer Seite sich entfernen müssen; das ist die Weise, auf welche sie ihre Kinder dann unterbringen und beaufsichtigen lassen. Ueberdieß sind manche Eltern zu arm, um das Nöthige auf ihre Kinder verwenden zu können. Viele sind zu unbehilflich, um im Kinderkreise sich mit Nutzen zu bewegen. Manche wohnen an Orten, die für die Erziehung kleiner Kinder gefährlich sind.«

Für die Kinder solcher Eltern also, welche durch verschiedene Verhältnisse an der Erziehung derselber gehindert sind, hat die Wohlthätigkeit Kleinkinderbewahr-Anstalten errichtet, wahre Segensanstalten, welche, wie die Einführung der Kuhpockenimpfung, wegen ihres Einflusses auf das Gedeihen der Menschheit zu den größten Erfindungen der neuern Zeit gehören. Beide sollen die Menschheit frühzeitig vor einem Uebel bewahren, welches sich durch Ansteckung fortpflanzt, in vielen Kindern den Keim zu künftigem Siechthum legt und dieselben in ihrer ersten Blüte hinwegrafft. Und wer sollte nicht diese Anstalten nach Kräften unterstützen? Wie erhebend ist der Gedanke für jedes Menschen Brust, wenn er sich sagen kann: »Ich habe Menschen, die sonst der grellsten Verführung anheimgefallen wären, mit meiner wohlthätigen Hand dem Abgrunde des sittlichen Verderbens entrissen; ich habe

Keime, die von der rohen Masse nicht verstanden und mit Füssen zertreten worden wären, der Menschheit erhalten!«. Wer vermag die Folgen eines wohl oder übel erzogenen Menschen zu übersehen? Nicht nur auf den Menschen selbst, der erzogen wird, auf seine Umgebung und die Gemeinde, den Kreis, die Provinz, in der er lebt, wirkt eine kräftige, körperliche und geistige Erziehung ein, sondern die ganze Zukunft, so wie die gleichzeitig mit ihm lebende Menschheit fühlt noch oft die Folgen eines einzigen, gut oder übel erzogenen Menschen. Und gerade die Kinder der Armen bedürfen einer unterstützenden Hand, um nicht durch die Noth und das Elend, das sie umgibt, in Schlechtigkeit, Thierheit, Rohheit, Dummheit, Schlaffheit und sinnliche Entartung zu verfallen. Der Menschenfreund bedenke, daß Kinder, welche das Glück, von wohlhabenden Eltern geboren zu sein, begünstigt, zu Ehre und Reichthum den Weg schon dadurch gebahnt haben, daß ihre Eltern ein wachsames Auge auf ihre erste häusliche Erziehung haben konnten, daß aber die Kinder der meisten Armen nur durch den Schutz, den sie außer ihrem elterlichen Hause bei Wohlthätern finden, zu ihrer Menschenbestimmung gelangen können. Das Gefühl der Armuth erstickt jedes Bewußtsein eigener Kraft; das arme Kind ist in Gefahr, an seinem höhern Werth als Mensch zu verzweifeln; es sieht dann die Umgebung mit Neid und Scheelsucht an, und wird endlich verleitet, durch unsittliche Wege sich Brod zu verschaffen, wenn es keine Bahn vor sich sieht, die es einschlagen könnte. Man wende ja nicht ein, daß aus den Kindern solcher armer Eltern niemals etwas werden kann, und die Menschheit nicht viel verliere, wenn man sie sich selbst überläßt. So reden nur Geizige oder von Stolz Geblendete, die ihre Herzlosigkeit beschwichtigen und selbst die kleine Gabe, zu der sie aufgefordert werden, unter einem Vorwande, der nicht Stich hält, abschlagen wollen. Sie suchen die Kleinkinder-Wartanstalten in ein falsches Licht zu stellen oder das ganze Unternehmen als Träume einer überspannten Philanthropie (Menschenfreundlichkeit) zu schildern. Aber wenn sie von dem Nutzen solcher Anstalten sich überzeugen wollen, so mögen sie dieselben vor Allem da, wo sie zweckmäßig eingerichtet sind, besuchen. »Gehet aber vorher,« rufen wir ihnen zu, »in die Hütten der Armen, athmet ihre Luft, hört ihre rohe Sprache, sehet ihre Sitten, die vielen Kinder, die sich da im größten Schmutze, bei dem ungeregelten Genuße unverdaulicher Speisen und Näschereien wechselseitig den Keim unheilbarer Krankheiten mittheilen, und das Bedürfniß einer bessern Erziehung und Pflege, einer reinern Luft, eines belebenden Umganges mit gesunden, reinlichen Kindern, einer geregelten Zeit- und Mahlzeit-Eintheilung, einer fleißigen körperlichen Bewegung wird sich Euch unwiderstehlich ausdringen. Wollt Ihr alsdann das herbe Gefühl, das jener Anblick Euch verursacht, mit der unschuldigsten Freude an den Fortschritten der Humanität vertauschen — so eilet hin in die Zufluchtstätte der Kleinen! Welch ein Anblick! Wie sich da die Kinder ihres Lebens freuen, wie sie da an Sitten, Ordnungsliebe, gesunder Farbe, Reinlichkeit, wechselseitiger Liebe täglich zunehmen. Wie sie da lernen zufrieden sein mit dem Loose, das ihnen zu Theil geworden. Seht das Lächeln des sich vertrauungsvoll hingebenden Kindes, die zarten, kindlichen Züge, in denen sich die Unschuld klar abspiegelt, und sie müssen und werden etwas Heiliges, Erhebendes für jeden nicht ganz hartherzigen Menschen haben. Wir möchten jedem grübelnden Philosophen, jedem Ehrgeizigen, jedem Hypochonder, Jedem, dem der Zahn der Laune seine Zufriedenheit zernagt, angelegentlichst rathen, die Kleinkinder-Bewahranstalten zu besuchen. Sie werden durch das Einathmen der Atmosphäre dieser kindlich heitern Seelen ruhiger und mit ihrem Schicksal zufriedener diese Asyle der Unschuld verlassen; sie werden da reichen Stoff finden für ihr Nachdenken und für das Studium der noch unverdorbenen Menschennatur. Mit überzeugender Lebendigkeit werden sich jedem Besucher solcher gut geregelter Anstalten die großen Worte der h. Schrift aufdringen: »Es ist nicht der Wille Eures Vaters im Himmel, daß Jemand von diesen Kleinen verloren gehe.«

Zweck der Kleinkinder-Bewahrschulen.

Die Kleinkinder-Bewahranstalten (Kleinkinderschulen, Warteanstalten, Bewahranstalten und wie sie sonst heißen) sind zunächst bestimmt, Kinder vom 2. bis zum 7. Jahre in Aufsicht und Leitung zu nehmen. Kurz bezeichnet Herr Rehlingen *) den Zweck und die Nützlichkeit dieser Anstalten: »Diejenigen Eltern, welche tägliche Arbeit von ihrer Wohnung entfernt hält, zu unterstützen; sie der Aufsicht über ihre kleinen Kinder während der Zeit, wo sie sich selbst mit ihnen nicht beschäftigen können, zu entheben; die Kinder selber vor dem Zufall der Gefahren, denen der Mangel an Aufsicht sie aussetzt, zu bewahren; die öffentliche Sicherheit der Personen und des Eigenthums, welche so oft von diesen unbewachten Kindern auf das Schrecklichste, vorzüglich durch Schadenfeuer, gefährdet wird, aufrecht zu erhalten; die Kleinen den Straßen, wo gefährliche Eindrücke sie umringen, und wo sie die Laster der Unzucht und des Müssiggangs annehmen, zu entziehen; sie der Unreinlichkeit, dieser Mutter ansteckender Krankheiten, zu entwöhnen, und dem geselligen Leben mit aller Freiheit und allem Wohlsein, aber doch mit einer durch liebe-

*) In seiner Schrift: »Die Bewahrschule für kleine Kinder von 2 bis 7 Jahren«. Wien 1832.

und einsichtsvolle Aufsicht geregelten Freiheit, die ihr Alter erheischt, zuzuführen; sie zum gegenseitigen Wohlwollen und zu einer vertrauenvollen Liebe gegen ihre Vorgesetzten zu bilden; die erste Entwickelung ihrer Fähigkeiten und vorzüglich ihres Charakters auf den richtigen Weg zu leiten; sie endlich, ihrer Fassungskraft gemäß, zum Gefühle und der Kenntniß von Gott und unserer heiligen Religion zu erheben.«

Die Kleinkinderschulen bezwecken daher keineswegs einen Unterricht, wie er in den eigentlichen Schulen ertheilt wird, sie wollen auch ihre kleinen Schüler nicht bloß zum Stillsitzen gewöhnen und sie nur einige mechanische Beschäftigungen und sinnlose Spiele vornehmen lassen; der Zweck ist vielmehr, Kinder der obgedachten Art auf eine ihren Kräften und Neigungen angemessene Weise durch Vorführung und Anschauung sinnlicher Gegenstände der mannichfaltigsten Art, durch Erzählungen, Uebungen des Gedächtnisses, des Auges und der Hand, durch religiöse und sittliche Einwirkungen, durch Uebung der Sprachfertigkeit, durch Gewöhnung an Zucht und Ordnung, durch das Zusammenleben mit einer Menge anderer Kinder, durch freundliche Verbindung mit einem väterlichen und kinderliebenden Lehrer oder mit einer mütterlich gesinnten Lehrerin, endlich durch zweckmäßiges geordnetes Spiel, durch körperliche Bewegung und Uebung u. s. w. angenehm und lehrreich zu beschäftigen, geistig zu wecken, ihre Kräfte zu entwickeln, ihnen Untugenden abzugewöhnen, heilsame Gewohnheiten beizubringen und sie früh mit Sinn und Lust zu allem Guten zu erfüllen.

Wie für das Kind, muß die Errichtung der Kleinkinderschulen zunächst für die Eltern segenreich sein, denn das unschuldsvolle Wesen der Kinder, ihre Sittenreinheit und alle die Tugenden, die sich früh äußern, werden höchst vortheilhaft auf die Eltern zurückwirken. Oft wird das beziehungslose Wort des geschwätzigen Kindes in dem Herzen der Eltern einen Anklang finden, denn durch die Kinder ist der sicherste Weg zu den Herzen der Eltern. Die Reinlichkeit, welche in den Bewahranstalten nothwendig Erforderniß ist, wird auf manche Mutter, die früher ihre Kinder in dieser Beziehung auf das Unverantwortlichste vernachlässigte, den wohlthätigsten Einfluß äußern; wenn auch ärmlich gekleidet, so wird sie sich doch bemühen, reinlich ihr Kind der Anstalt zu übergeben. Von großem Nutzen sind die Bewahrschulen ferner sowohl für die ganz kleinen Geschwister, indem diese durch das Lärmen und Schreien der größern in ihrer allmälichen Entwickelung, zu welcher sie der Ruhe bedürfen, nicht mehr gehindert werden und der ungetheilten Aufmerksamkeit der Mutter sich zu erfreuen haben, als auch für die ältern Geschwister. Diese werden dadurch der Wartung der kleinern, die für sie schädlich und für diese gefährlich war, überhoben, nicht mehr von der Schule abgehalten, deren die niedern Klassen, wo die häusliche Erziehung eher störend als fördernd auf die Bestrebungen und Zwecke der Schule wirkt, so sehr bedürfen, durch die zeitige Entwickelung der Kleinen zu größerem Fleiße und höherer Sittlichkeit angespornt, und gewinnen Zeit, zur Unterstützung der Mutter manche häusliche Geschäfte zu verrichten.

Ueber die innere Einrichtung dieser Anstalten werden wir Einiges da berühren, wo wir die Beschreibung und Entstehung der Kleinkinderschulen besprechen. Dieses erwähnen wir nur, daß in Hinsicht des Alters sowohl der in die Bewahrschulen aufzunehmenden, als der zu entlassenden Kinder die Bestimmungen sehr verschieden sind, indem in Deutschland und Frankreich in einigen Kinder von 3/4 bis 5, in andern von 1 bis 4, in noch andern von 1 1/2 bis 5, in England in der Regel von 2 bis 6 und in Oesterreich von 2 bis 5, 6 oder 7 Jahren aufbewahrt werden. Doch ist man im Allgemeinen der richtigen Ansicht, daß Kinder, welche das vierte Lebensjahr zurückgelegt haben, nicht aufzunehmen seien. Die verschiedenen Bestimmungen hinsichtlich des Alters der Zöglinge in den Bewahrschulen geben auch die Veranlassung zu verschiedenartigen Benennungen. Es nannten sich diejenigen Anstalten, welche die Kinder sehr jung aufnahmen und zeitig wieder zurückgaben, »Kinder-Pfleganstalten«; die, welche sie etwas länger behielten, »Bewahr- und Beschäftigungs-Anstalten«; diejenigen endlich, welche sie erst im schon schulfähigen Alter entließen, »Kleinkinderschulen«. Wenn man für Kinder von 2 bis 6 Jahren diese Anstalten am zweckmäßigsten erachten muß, so dürfte unstreitig der Name »Bewahrschulen«, der auch schon in manchen Gegenden üblich ist, der entsprechendste sein, indem er sowohl den Begriff der geistigen und körperlichen Fürsorge, als den der frühzeitigen Entwickelung und Bildung des Kindes in sich schließt, denn der übrigens auch nicht unangemessene Name »Kleinkinderschulen« gibt sehr leicht zu einer schiefen Ansicht von der Sache Anlaß, indem man nach der gewöhnlichen Erscheinung unter Schule nichts Anderes denkt, als eine Lernanstalt.

Sollen die Bewahrschulen ihrem Zwecke ganz entsprechen, so sind, was das Personale anbetrifft, eine Vorsteherin, einige Gehilfinen und ein Lehrer unumgänglich nothwendig. Zur Vorsteherin dürfte sich am besten eine gewissenhafte, noch rüstige Witwe eignen, welche die ihr anvertrauten Kleinen mit mütterlicher Zärtlichkeit zu behandeln, die als Gehilfinen ihr beigegebenen Mädchen zweckmäßig zu unterweisen und das Ganze mit Umsicht zu leiten versteht. Männer, wie es vornehmlich in England Sitte ist, dürften sich weniger zu Vorstehern eignen. Die Gehilfinen sind aus der Zahl derjenigen Mädchen, welche als Kindermädchen in den

Bewahrschulen sich auszubilden wünschen, mit Sorgfalt auszuwählen. Ihr Geschäft ist, die kleinsten zu warten und die größern zu unterhalten. Zum Lehrer endlich ist ein Mann nothwendig, der in des Kindes kindlichen Sinn einzugehen und den schlummernden Verstand allmälich zu wecken versteht. Leicht aber können Bewahrschulen gemißbraucht werden, wenn sie gewissenlose Menschen als halbe Findelhäuser betrachten, durch die sie des größten Theils der Fürsorge für die Kinder überhoben werden. Deßhalb muß man es für eine sehr weise Einrichtung in England erachten, in denen die Eltern zu einem wöchentlichen, wenn auch geringen Beitrage für die in die Kleinkinderschulen aufgenommenen Kleinen verpflichtet sind, so wie wir auch die Aeußerung Diesterwegs erwähnen, der da erinnert, daß die Anstalten nur Surrogate sein sollen für die Fälle, in welchen die Eltern selbst für die Erziehung ihrer Kinder nicht sorgen **können**, da die elterliche Erziehung in den meisten Fällen den Vorzug verdient.

Die Kleinkinder-Bewahranstalten auf dem Lande.

Bis jezt sind es meistens nur **Städte**, wo Institute dieser Art entstanden; da aber auch auf dem Lande, in jedem größeren oder kleineren Orte, arme Leute und solche Menschen zu finden sind, welche ihre Kinder nicht erziehen und vor Gefahren schützen können, so tritt auch hier die Nothwendigkeit ein zur Errichtung derselben. Niemand wird die Nothwendigkeit, sich der verlassenen, der zum Nachtheile einer ganzen Gemeinde heranwachsenden, durch Armuth, Leichtsinn, sittliche Verdorbenheit dem Schicksal bloßgestellten Kleinen anzunehmen, läugnen — nur ist man gegen Begründung eines förmlichen Instituts für dieselben, weil man den Kostenpunkt zu hoch stellt und die Erfahrung in Händen hat, daß man in frühern Zeiten solcher Surrogate auch nicht bedurfte. — Wie, wenn die Einrichtung einer Bewahranstalt eine recht einfache wäre, wenn man das Nothwendigste derselben **in jedem Orte fände**, wenn auf einmal recht Viele Hand an das Werk legten, auf dem Lande Bewahranstalten zu begründen, wenn Edle und Gute sich entschlößen, aus dem Ueberflusse ihrer zum Leben nöthigen Mittel auf die Errichtung und Erhaltung einer Bewahranstalt auf dem Lande etwas zu verwenden, wenn die Herren Pfarrer und Beamten ihre Stellung benützten, armen und verlassenen Kindern eine Zufluchtstätte zu gründen — würde es unter solchen Verhältnissen möglich sein, mit der Errichtung der Bewahranstalten auf dem Lande zu reussiren? Gewiß! Bald würden auch auf dem Lande Bewahranstalten in Segen blühen, und eine solche Wohlthat wäre besonders jenen Ortschaften zu wünschen, welche in der Nähe großer Städte liegen, die in ihrem Gemeinde-Verbande viele Fabrikarbeiter, Taglöhner, überhaupt solche Arbeiter besitzen, welche ihren Erwerd in den bezeichneten Städten finden, und während ihrer Abwesenheit ihre Kinder entweder vernachlässigen, oder bei einem Kostenaufwande, der ihrem Einkommen nicht ganz angemessen ist, dieselben verpflegen lassen. Der Zweck der Bewahranstalt ist von jenem, der denselben in den Städten zum Grunde liegt, nicht verschieden. Nur dürfte noch in Betrachtung kommen, daß vorzüglich auch Schutz vor körperlichen Gefahren, Verunglückungen die Bewahranstalt wünschen läßt. — Manche kleine Kinder sind auf dem Lande der Pflege der Großeltern übergeben. Diese, alt geworden, können die Kleinen nicht immer in ihrer nächsten Umgebung behalten. Zur schönen Jahreszeit wollen die Kleinen im Freien sein. Dahin gekommen, verlassen sie nach und nach das elterliche Haus und dessen Begrenzung. Es kommen andere Kinder dazu. Die alten Leute sind unfähig, ihnen nachzukommen. Aufsichtslos steigen sie überall hinauf, begeben sich an Bäche, Flüsse rc. und gefährden dadurch ihr Leben, aber auch die Ruhe, die Freude, das Glük ihrer Eltern.

Zur Bewahrung der Kinder müßte ein zweckmäßiges Lokale ausgesucht werden, und zwar desto größer, jemehr Kinder es gibt. Sind die zu Gebote stehenden Mittel von geringem Umfange, so möge ein mäßig großes Aufenthaltszimmer den Kindern auch als Spiel-, Speise- und Schlafzimmer dienen. Anstatt einen geräumigen Garten zu benützen, genüge ein kleiner, freier Plaz in der Nähe der Lokalitäten der Bewahranstalt. In dessen Ermangelung führe man die Kleinen hie und da, besonders aber zu Zeiten, in welchen man nicht Vieh durch die Straßen treibt, spazieren. Besitzt der betreffende Ort ein Gemeinde-, Amt- oder Armenhaus, so wird es vielleicht möglich sein, die nöthigen Lokalitäten dadurch zu erwerben. Leer stehende Privat- oder andere Gebäude werden sich eignen und erwerben lassen. Mitunter möge manche Frau, die sich vielleicht der Kleinen pflegend und leitend annehmen soll, so viel Plaz in ihrem eigenen Hause darbieten, um etwa 30 oder 40 Kinder unterbringen zu können. Was die Einrichtung betrifft, so kann dieselbe sehr einfach sein. Im Wohnzimmer mögen Tische und Bänke, einige Stühle genügen. Eben so ließe sich mit einer schwarzen, hölzernen Tafel auskommen. Die Kücheneinrichtung dürfte Eigenthum der Wartfrau sein. Da die Mittel nicht vorhanden sein dürften, auch nicht leicht ausgemittelt werden könnten, für die Bewahranstalt einen eigenen Leiter — Lehrer aufzustellen, so möchte es hinreichen, eine gebildete, mit der Pflege kleiner Kinder wohl vertraute Frau, oder ein anderes Frauenzimmer, dessen Bildung und sittliches Leben durch genaue Auffassung ihrer Verhältnisse garantirt ist, als Wartfrau aufzustellen und ihr vielleicht eine Tochter, Schwester oder irgend ein anderes Mädchen von gleichen Eigenschaften zur Hilfe beizugeben. Der Lehrer des Ortes würde gewiß gern es übernehmen, die Aufsicht über das Ganze zu führen, die Wartfrau mit verschiedenen nothwendigen Kenntnissen zu versehen; noch mehr, er würde gewiß der Bewahranstalt eine freundliche Aufmerksamkeit schenken, in der Mitte der Kleinen manches Stündchen verweilen, denn er würde bedenken, daß es in seinem eigenen Interesse liege, für die zweckmäßige Erziehung der Kleinen und für deren Vorbereitung für Schule und Leben mitzuwirken.

Auch der Aufenthalt der Kinder in der Bewahranstalt richtet sich nach dem Umfange der Mittel. Sind diese hinreichend, so möge es den armen Kleinen vergönnt sein, das ganze Jahr hindurch die Wohlthat des Aufenthalts in der Bewahranstalt zu genießen. Erlauben es die Mittel nicht, so möge die Bewahranstalt die Einrichtung erhalten, mit dem Eintritt der bessern Jahreszeit geöffnet und mit der Beendigung der Arbeiten auf den Feldern, Wiesen, in Wäldern, Weinbergen, Hopfen- und andern Gärten, mit dem Aufhören größerer Bauten rc. geschlossen zu werden. Aus diesen Bemerkungen schon läßt sich entnehmen, daß Warteanstalten auf dem Lande nicht unmöglich sind. Darum frisch die Hand ans Werk gelegt und den heiligen Bau begonnen! Der größte

Nutzen läßt sich von diesen Spielschulen erwarten, wenn die Obrigkeit, allenfalls auch die Geistlichkeit, die Aufsicht darüber hätte, keine andern Subjekte zu Schulfrauen wählte, als solche, die sich durch ihren gebildeten Verstand und sanften Charakter auszeichneten und ihnen gute Kinderschriften zum Unterricht verschrieben und darauf sähen, daß die Wartestuben geräumig genug wären und nicht der schwarzen Schulhöhle glichen, wie leider! bis jetzt der Fall nur allzuoft ist.

Die Bewahranstalten als Bildungsschulen für Kinderwärterinen.

Vortheilhaft könnten die Kinderwartanstalten auf die mittlern und höhern Stände dadurch wirken, daß sie zugleich Bildungsschulen für junge Kinderwärterinen würden. Diese Mädchen fänden hier unter Leitung und Aufsicht einer erfahrenen Lehrerin die bequemste Gelegenheit, das Kinderwarten praktisch zu erlernen und zu guten und tüchtigen Kindermädchen sich zu bilden. Dadurch würde dem Mangel dieser Klasse dienender Personen, der für die Jugend der Reichen und Vornehmen von so höchst nachtheiligen Folgen ist, auf die zuverlässigste Weise abgeholfen, und bald würde es nicht mehr an Kindermädchen fehlen, die ihres wichtigen Berufs sich klar und deutlich bewußt wären und die nöthige Gewandtheit besäßen. Dieser Nebenzweck der Bewahrschulen ist auch schon sowohl in Berlin als in Freiberg beachtet worden.

* * *

Die Personen, denen man in der Bewahrschule das schönste, aber auch schwierigste aller menschlichen Geschäfte überweist, müssen innere Weihe, einen innern Beruf zu ihrem hohen Amte haben. Und darum sind

Seminarien zur Bildung künftiger Erzieher und Erzieherinen für Kleinkinder-Bewahranstalten

gewiß höchst nothwendig, und es ist nur zu wünschen, daß sie recht bald allgemein ein Gegenstand fruchtbaren Bedürfnisses würden. Etliche solcher Seminarien wären in einer Provinz wohl hinreichend, nach und nach die ganze Provinz mit recht tüchtigen Erziehern und Erzieherinen für die Bewahranstalten zu versehen. Dabei sollte es den einzelnen Gemeinden in Städten und auf dem Lande, die da Bewahranstalten für ihre Kleinen zu errichten beabsichtigen, unbenommen bleiben, geeignete Individuen aus ihrer eigenen Mitte in eines der genannten Seminarien zu schicken und sie dort die nöthige Befähigung zu dem heiligen Erzieheramte sich erwerben zu lassen, oder sich ohne Weiteres ein qualifizirtes Individuum von dem Seminarium zu erbitten. Es steht fest, daß schon die früheste Erziehung des kleinen Weltbürgers nicht sorgfältig und gewissenhaft genug geleitet und betrieben werden kann.

Geschichte der Kinderwartanstalten.

Schon die Alten haben das Bedürfniß dieser Anstalten eingesehen, und Aristoteles deutet in seinen Schriften mit ziemlicher Bestimmtheit darauf hin. Pestalozzi, dem sich bei seinem Tiefblick für das Volks-Elend dieser Gedanke aufdringen mußte, drückt sich auf folgende Art in Lienhard und Gertrud aus: »Er träumte sich, wie leicht es ihm in kurzer Zeit werden müsse, im Bonnal neben seiner Schule ein Kinderhaus zu eröffnen, darin arme Mütter ihre noch nicht schulfähigen Kinder in diese Stube hineinbringen und den Tag über darin besorgen lassen können. Eine solche Noth- und Hilfskinderstube für die armen Leute, die wegen ihres Taglohns, oder wegen ihres Frohndienstes den Tag über ihre Wohnungen verschließen müssen, würde kaum den 10. Theil so viel kosten, als ein mit einigen Pferden wohlbestellter herrschaftlicher Stall und kaum so viel als eine gut besetzte Jagdmeute einem armen Edelmann kostet.«

Doch dem 19. Jahrhundert war es vorbehalten, diese humanen Ideen ins Leben zu rufen. In England hatte es zwar schon früher in kleinen und selbst größern Städten sogenannte Weiberschulen (Dame schools) gegeben, wo die Kinder der Armen gegen eine geringe wöchentliche Vergütung unter der Obhut einer alten Frau gegen Schaden verwahrt wurden, jedoch ohne auf geistige und sittliche Erweckung Rücksicht zu nehmen, aber das nächste Muster der englischen Kleinkinderschulen war die von dem menschenfreundlichen Robert Owen in seiner zu New-Lanark in Schottland seit 1800 gegründeten großen Manufaktur eingerichtete Pflegeanstalt, für Kleinkinder die erste. Am vollkommensten hat aber eine hochherzige Frau, die verstorbene Fürstin Pauline von Lippe-Detmold, welche 1802 zu Detmold die erste Pflegeanstalt für Kinder von 1 bis 4 Jahren errichtete und ausstattete, die Idee einer Bewahrschule verwirklicht. Lange blieb dieses Institut das einzige in seiner Art, ungeachtet sowohl während des französischen Krieges, als unmittelbar nach Beendigung desselben wegen der großen Anzahl kleiner vater- und mutterloser Waisen das Bedürfniß von Bewahrschulen deutlich hervortreten mußte. Erst 1819 ward durch den bekannten Menschenfreund und Wohlthäter, den nunmehr verstorbenen Professor Wadzek in Berlin eine der detmoldischen ähnliche Pflegeanstalt für Kinder von 3/4 bis 5 Jahren in Berlin errichtet, welche noch jetzt erfreulich wirkt. Um dieselbe Zeit (1819) wurde in England, vorzüglich durch Broughams eifrige Bemühungen, die Anstalt in Westmünster (London) gestiftet, und die britische Nation interessirte sich so lebhaft für die Sache, daß man schon 1826 daselbst 60 Kleinkinderschulen zählen konnte. Eigene Gesellschaften waren zusammengetreten und wirkten mit seltenem Eifer und großen Aufopferungen, um die Bewahranstalten immer allgemeiner herzustellen, und es wurden sogar eigens Lehrer angestellt, die zur Gründung derselben im Lande umherreisen. Bald verbreiteten sich diese Anstalten in Nordamerika, Frankreich, den Niederlanden, Preußen, Oesterreich und andern Ländern. Im österreichischen Kaiserstaate entstand die erste Kinder-Bewahranstalt am 1. Juni 1828 in Ofen durch die Gräfin Maria Theresia Brunsvik von Korompa, Ehrenstiftsdame zu Maria-

Schul in Brünn, und eine zweite am 24. Jänner 1829 zu Cremona durch die Bemühungen des k. k. Normalschuldirektors, Dr. Apperti, daselbst, und bald verbreiteten sich diese mehr und mehr in den österreichischen Staaten, und erfreuen sich sowohl der besondern Begünstigung des Hofes, als auch des allgemeinen Zutrauens und des thätigen Mitwirkens aller Klassen von Einwohnern. Vorzüglich viel haben diese Anstalten der liebevollen Fürsorge der Kaiserin Mutter Maria Caroline Auguste zu danken.

Bestehende Kinderwartanstalten *).

Wien.

Die erste Kleinkinder-Wartanstalt zu Wien entstand 1830 durch die landesmütterliche Huld der Kaiserin Maria Caroline Auguste, die Unterstützung des Vereins der adeligen Frauen und vieler Menschenfreunde. Sie wurde am 4. Mai desselben Jahres am Rennwege Nro. 185 eröffnet. Nach dem Muster dieser Anstalt entstanden in Wien noch: Die Kinderbewahranstalt am Schaumburger Grund im Juli 1830; die Kinderbewahranstalt in der Vorstadt Margarethen, welche am 4. November 1830, als dem Namensfeste der Kaiserin, eröffnet wurde. Am 8. Februar 1831 bildete sich bei dem sichtbaren Gedeihen der vorigen drei Anstalten auch ein Hauptverein unter der Protektion der Kaiserin, dessen Zweck ist, die bestehenden Kinderbewahranstalten zu erhalten, neue zu errichten und für die Dauer zu unterstützen, endlich auch Aufsichtsanstalten für jene Kinder zu organisiren, welche die öffentlichen Schulen besuchen, um sie zum Fleiße und zur Sittlichkeit anzuhalten. Die Kinderbewahranstalt im Neulerchenfelde bei Wien bildete sich durch den Pfarrer Joseph Adler und wurde am 6. Juni 1831 eröffnet. Die Kinderbewahranstalt im Pfarrbezirk Reindorf bei Wien, zu welchem die Orte Fünfhaus, Sechshaus, Braunhirschengrund und Rustendorf gehören, entstand den 13. Juni 1831 durch die Bemühung des Pfarrers Joh. Sterle. — Die Kinderbewahranstalt zu Hernals wurde im Juni 1832 durch den Pfarrer Ign. Kienner gegründet.

Die Säle in den Kinderbewahranstalten zu Wien sind reichlich mit Ab- und Nachbildungen von Naturgegenständen, Handwerken, technischen Stoffen; Maschinen rc. und Szenen aus der biblischen Geschichte ausgestattet, durch welche die Beobachtung und Auffassung der Kinder angeregt und dieselben durch Anschauung zu den unentbehrlichsten Kenntnissen des Lebens geführt werden.

Ueber die Wohlthätigkeit und den Zustand dieser unter dem Allerhöchsten Schutze Ihrer Majestät der Kaiserin Mutter Caroline Auguste stehenden Kinderbewahranstalten in Wien und über die Leistungen des zum Besten dieser Anstalten errichteten Hauptvereins hat die Wiener Zeitung vom 2. Jänner 1839 berichtet. Einige Beispiele werden aufgeführt, wodurch dargethan wird, daß die wirksame Unterstützung dieser Anstalten zu den reinsten Opfern echt christlicher Liebe gehöre. — Ein Taglöhner brachte in die Bewahranstalt am Rennwege zwei an Leib und Seele völlig verwahrloste Kinder, welche durch tagelanges Eingesperrtsein in diesen traurigen Zustand versetzt waren. Nach einem kurzen Aufenthalt in der Anstalt erlangten sie ihre Gesundheit und fingen auch an, geistig zu gedeihen. — Eben so schnell besserte sich das sehr störrige Kind eines Tischlergesellen. Ein anderes Kind verlor durch eine zweckmäßige Behandlung bald die alberne Furcht vor dem Rauchfangkehrer. — Zwei Kinder eines Schlossergesellen kamen sehr unregelmäßig in die Anstalt, und blieben, nachdem man dieß der Mutter verwiesen hatte, ganz weg. Kurz darauf erschien die Mutter mit einem Kinde wieder, und bat dringend um dessen Aufnahme. Man fragte um das zweite Kind, da berichtete dieselbe, es sei in Folge eines am Kopfe erhaltenen Steinwurfes krank. — Ein noch nicht fünfjähriges Mädchen, welches die Anstalt am Schaumburgergrunde besucht hatte, ward krank und zu den Schwestern der Barmherzigkeit in Pflege gegeben. Die Aeußerungen der rührendsten Frömmigkeit von Seite des Kindes machten den tiefsten Eindruck auf alle Umstehenden und lieferten den schönsten Beweis von dem hohen Nutzen dieser Anstalten.

Der am 21. Dezember 1837 in einem Alter von 84 Jahren verstorbene vormalig spanische General-Konsul, Johann Baptist Edler von Viriot, hat sich ein unsterbliches Verdienst um seine Vaterstadt Wien dadurch erworben, daß er zur Errichtung einer Kinderwartanstalt für die Vorstädte Lichtenthal, Thury, Himmelpfortgrund und Althan ein Legat von 36,000 fl. C.-M. hinterlassen, und verordnet hat, daß nach Bestimmung seines Testaments-Exekutors, des fürstl. Lichtensteinschen Justizamtmannes, Herrn Anton Winter, in Lichtenthal ein Haus entweder gekauft oder gebaut werde, welches zu dieser Anstalt nicht allein, sondern auch dazu geeignet sei, die dortigen Grundspitalspfründner und die Grundwache aufnehmen zu können. Es bleibt dem Testaments-Exekutor überdieß freigestellt, in dieses Haus auch eine Ortsschule aufzunehmen, so wie demselben überhaupt die Begründung und Feststellung dieses Instituts ausschließend überlassen ist. Der Verstorbene verordnete auch, daß obiges Kapital in den Händen des Testamentsvollziehers zu belassen sei, welcher den von ihm als zweckmäßig befundenen Betrag

---

*) Gegenwärtig, wo so viele Kinder-Bewahranstalten im Entstehen sind und manche derselben nicht öffentlich bekannt werden konnten, ist es schwer, eine vollständige Aufzählung derselben zu geben. Bei der großen Aufmerksamkeit, mit welcher wir der Entwickelung dieser Anstalten folgten, können wir aber dennoch einen ziemlich genauen Ueberblick geben, und werden trachten, eine übersichtliche Tabelle über alle bestehenden Kinder-Bewahranstalten zusammenzustellen. D. Red.

zur Gründung der Anstalt zu verwenden und jenen Kapitalsbetrag zu Handen der Behörde zu erlegen hat, welcher zur ewigen Erhaltung der Stiftung, nach den von ihm vorläufig getroffenen Bestimmungen erforderlich sein wird. Weiter wurde verordnet, daß diese Kleinkinderwartanstalt auch Erbe von allem beinahe 10,000 fl. C.-M. betragenden Vermögen sein soll, das nach Abzug sämmtlicher Legate erübrigen wird, worüber auch der genannte Testamentsvollzieher die Abhandlung zu pflegen hat. Endlich bestimmte dieser seltene Menschenfreund ein Kapital von 4000 fl. C.-M., wovon die jährlichen Zinsen an arme Kranke außer den öffentlichen Heilanstalten von dem Testaments-Exekutor Hrn. Anton Winter und nach seinem Tode von dem jeweiligen, das Referat über das Armenwesen bei der k. k. nied.-österr. Landesregierung führenden Regierungsrath ohne Kontrole und Rechnunglegung jährlich vertheilt werden sollen.

Prag.

Am 1. März 1832 wurde in Prag die erste Kleinkinderwartanstalt durch Se. Excellenz den Oberstburggrafen, Karl Grafen von Chotek gegründet. In Prag lebt in jener Gegend der Ober-Neustadt, welche den Podskal, den Windberg, die sogenannte Kateřinka und eine Strecke gegen den Wyssehrad umfaßt, die größte Anzahl von Armen, welche ihres Erwerbes wegen oft den ganzen Tag außer Hause zubringen müssen. Es wurde also hier der Ort zur Einführung einer Kleinkinderbewahranstalt gewählt, und durch die Prager Stadtgemeinde eine Besitzung am Hradek erkauft. Am 1. März 1832 wurde durch den Herrn Oberstburggrafen der Grundstein zu der beabsichtigten Anstalt gelegt, diese selbst am 8. Oktober 1832 eröffnet und zuerst der Versuch mit 7 Kindern von 2 bis 5 Jahren gemacht. Die Zahl der Kinder stieg aber schon im Oktober 1832 auf 25, im November auf 43, im Dezember auf 60, im Jänner des Jahres 1833 auf 81, im Februar auf 103, bis sie sich endlich gegen das Ende des Jahres 1833 auf 230 Zöglinge belief, wovon 120 Knaben und 110 Mädchen waren. — Das Lokale dieser Anstalt, welche als eine Musteranstalt für Kleinkinderbewahranstalten anzusehen ist, und zugleich die Bestimmung hat, zur Ausbildung künftiger Lehrer bei Kleinkinderbewahranstalten hinzuwirken, hat sich für den Zweck des Instituts sehr günstig und zweckmäßig erwiesen. Der zum Spielplaz bestimmte, theils mit Rasen bewachsene, theils mit Sand überschüttete Gartenantheil bietet den Kindern einen gesunden und geräumigen Spielplaz dar, von welchem bei gehöriger Vorsicht auch im Winter Gebrauch gemacht wird. Bei strenger Kälte und schlechtem Wetter reicht der große, 57 Quadratklafter Ausmaß enthaltende Saal hin, den Zöglingen, außer dem für die Sitzbänke bestimmten Raume, eine gesunde Leibesübung zu gewähren. Vor den Fenstern des Lehrlokales werden zum Behufe des demonstrativen Unterrichts Blumen, Getreide- und Gemüsearten gezogen. Zur Aufnahme in diese Anstalt ist jedes Kind von 2 bis 5 Jahren geeignet, wenn es gesund, und insbesondere mit keinem ansteckenden Uebel behaftet, bereits geimpft ist, oder die natürlichen Pocken überstanden hat. Da die ganz armen Kinder von Eltern oder Verpflegern der untern Volksklasse hiebei den besondern Vorzug genießen, so kann eine wie immer geartete ärmliche Kleidung derselben sie von dieser der Armuth vorzüglich geöffneten Anstalt nicht ausschließen; nur soll auf die Eltern und Verpfleger zur Reinhaltung der Kinder am Leibe und an der Kleidung und zur Wiederherstellung der zerrissenen Kleidungsstücke eingewirkt werden. Die Aufnahme geschieht in dem Lokale der Anstalt von einer eigenen Aufnahms-Kommission. Hiezu werden jedoch ausschließlich nur die Sonn- und Feiertage bestimmt. Die Eltern, Vormünder oder Verpfleger haben daselbst mit dem Kinde persönlich zu erscheinen und die Befähigung zur Aufnahme ihres Kindes oder Pflegebefohlenen mit dem Matriksauszuge, mit dem Gesundheits- und Impfungs- und nach den Umständen auch mit dem Armuthszeugnisse gehörig auszuweisen. Mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage haben die aufgenommenen Kinder täglich des Morgens und Nachmittags gehörig gewaschen, gekämmt und überhaupt reinlich in der Bewahranstalt zu erscheinen. Sie werden entweder von den Eltern oder Verpflegern selbst, oder aber von einer verläßlichen Person dahin gebracht, und eben so Mittags und Abends wieder abgeholt. Begleiter der Kinder, die dem Lehrer unbekannt sind, haben die Aufnahmskarte mitzubringen. Die Aufsicht und der Unterricht der in die Bewahranstalt aufgenommenen Kinder geschieht in der Regel ganz unentgeltlich. Vermöglichere Eltern oder Verpfleger werden jedoch bei der Aufnahme der Kinder von der Aufnahms-Kommission zur Leistung eines jährlichen Beitrages für den Fond dieser Anstalt aufgefordert. Das Lokale der Kleinkinderbewahranstalt am Hradek umfaßt einen Raum zur Aufnahme von beinahe 300 Kindern. Die traurige Wahrnehmung, daß mehre Kinder in den Wintermonaten wegen unzureichender Bekleidung entweder an ihrer Gesundheit gefährdet, oder zu Hause zu bleiben genöthigt seien, bewog den Herrn Direktor, damaligen k. k. Appellationsrath und Bürgermeister Sporschil, eine Subskription zur wärmeren und hinreichenden Bekleidung der ärmsten Zöglinge einzuleiten, welche auch durch den bereitwilligen Antheil mehrer Wohlthäter vom Fabriks-, Handels- und übrigen Bürgerstande den glücklichsten Erfolg hatte *).

---

*) M. s. Erster Jahresbericht über den Zustand der am 1. März 1832 begründeten Kleinkinderbewahranstalt am Hradek in der königl. Hauptstadt Prag.

Bei dem blühenden Zustande der Bewahranstalt am Hradek nahm die Zahl und Ausdehnung dieser Anstalten in Prag bald zu. Bereits im Jahre 1836 hatte Prag drei andere, in der Vorstadt Karolinenthal, am Hradschin und in der Judenstadt. Letztere wurde als Kinderwartanstalt für Israeliten am 19. April 1837, als am Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers, in Gegenwart Sr. Excellenz des Oberstburggrafen und der höchsten Behörden eröffnet.

Auch in andern Städten Böhmens fanden diese Anstalten Eingang. Die erste Kinderbewahranstalt auf dem Lande im Königreiche Böhmen entstand in Pilsen, wo am 12. Februar 1835 dieselbe unter angemessener Feierlichkeit eröffnet wurde. Die schöne Idee zur Errichtung dieser Bewahrschule ging von dem auch als Literator allgemein und rühmlich bekannten Menschenfreund und Wohlthäter, dem k. k. Feldkriegskommissär, Herrn S. W. Schießler, aus. Seine Anregung, von den nicht minder für diese Angelegenheit lebhaft interessirten dortigen Behörden kräftig unterstützt, hatte den günstigen Erfolg, daß sich daselbst ein Wohlthätigkeitsverein bildete, der durch seine großen Aufopferungen und den Beistand der ersten und edelsten Bewohner der Kreisstadt die Kinderbewahranstalt ins Leben rief. Der hochherzige Fürst Lobkowitz ist Protektor des Vereins.

Auch Budweis hat bereits eine Bewahrschule.

*

Zu den ausgezeichnetsten Männern, welche die hohe Bedeutung der Bewahrschulen begriffen und mit glühendem Eifer für Menschenwohl und das Vaterland ihr Wirken dem heiligen Zwecke gewidmet, gehört Hr. J. Swoboda, der Lehrer der Musterschule für Bewahranstalten am Hradek zu Prag. Er gab in böhmischer Sprache heraus:

Školka čili prwopočátečnj, praktické, názorné, wšestranné wyučowánj malých djtek od Jana Swobody, učitele prwnj a wzornj školky pro malé djtky w Praze na Hrádku.

Daß dieses wichtige Buch die Beachtung aller Pädagogen im höchsten Grade verdient, sprach Herr Professor Müller in den nichtpolitischen Nachrichten zur 59. Nummer der Prager Zeitung 1839 mit folgenden Worten aus:

»Der rühmlich bekannte Lehrer von der Musterbewahranstalt am Hradek, Herr Johann Swoboda, hat in Folge mehrseitiger Aufforderung sein musterhaftes Verfahren bei dem Unterrichte und der Beaufsichtigung kleiner Kinder in einem Buche veröffentlicht, welches alle Werke ähnlicher Art entbehrlich macht und theilweise übertrifft. Es ist in einer sehr schönen Auflage unter dem Titel: »Školka« rc. (die Kleinkinderschule) in der erzbischöflichen Buchdruckerei in böhmischer Sprache erschienen. Herr Swoboda, dem die meisten seit etlichen Jahren angestellten Kleinkinderlehrer ihre theoretische und praktische Ausbildung zu verdanken haben, hat sein ganzes Verfahren in planmäßig fortschreitender Ordnung so klar und lebendig entwickelt, daß ihm auch Eltern und Lehrer, welche kleine Kinder zu Hause unterrichten und beschäftigen wollen, hohen Dank wissen werden. Swoboda ist durch seine »Školka« in die Reihe der schätzbarsten pädagogischen Schriftsteller getreten. Nicht einmal Salzmann, Pestalozzi und Wilderspinne würden diese Methode unsers wackern Landsmannes tadeln können. Ich behalte mir es vor, in einer detaillirten Inhaltsangabe den geneigten Leser auf die Reichhaltigkeit und Brauchbarkeit eines Werkes aufmerksam zu machen, dessen Preis gegen die Schönheit und Korrektheit des von dem verdienstvollen Spinka besorgten Druckes sehr gering ist.« Preis: 1 fl. 20 kr. C. M.

Mähren und Schlesien.

Das mährisch-schlesische Gouvernement besitzt Kinderwartanstalten in Brünn, Iglau und Troppau; in Olmütz ist eine im Entstehen. Brünn hat deren bereits zwei; die eine (die erste Kleinkinder-Bewahranstalt) befindet sich auf der Unterzeil, wo die bedeutendsten Fabrik-Etablissements sind, und daher eine große Anzahl Fabrikarbeiter und Taglöhner wohnen; die zweite in Altbrünn. Bald nach der Gründung dieser Anstalten in der Kaiserstadt hat Se. Excellenz, der Herr Landesgouverneur und nunmehrige Hofkanzler, Karl Graf von Inzaghy, den in Brünn bestehenden wohlthätigen Männerverein aufgefordert, eine solche Bewahranstalt für Kinder armer Eltern vom vollendeten 2ten bis zum 6ten Jahre zu gründen, und über diese Aufforderung wendete sich dieser unterm 25. Jänner 1833 an die menschenfreundlichen Bewohner Brünns, mit der Bitte, zur Gründung und Erhaltung dieser Anstalten durch Subskribirung eines jährlichen Beitrages mitzuwirken. Diese Einladung verfehlte ihren Zweck so wenig, daß schon im Monat Mai 1833 die ersten nöthigen Einleitungen zur Errichtung einer Kleinkinder-Bewahranstalt getroffen, und am 28. d. M. die erste Anstalt in der Vorstadt Unterzeil eröffnet werden konnte. Der erste Besuch begann mit 16 Kindern, stieg aber schon im Juni auf 98, im Juli auf 106, im August auf 144, im September auf 156, im Oktober auf 167, im November auf 171 und im Dezember auf 182. Einen eben so glücklichen Erfolg hatte das Jahr 1834. — Um die Zweckmäßigkeit dieses Instituts auch zu veröffentlichen, wurde nicht nur Jedermann der Eintritt in dasselbe gestattet, sondern auch in den Monaten August und September der Jahre 1833 und 1834, so wie der folgenden, eine öffentliche Prüfung abgehalten, wobei sich alle Anwesende die Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit dieser Anstalt und von der Ordnung, die in derselben herrscht, so wie von dem bedeutenden Fortgange, welchen die Zöglinge gemacht hatten, verschafften. Diese billigende Zustimmung krönte aber in den denkwürdigen Tagen des Monats September die Allerhöchste Zufriedenheit Ihrer Majestät, unserer allgeliebten Landesmutter, welche diese Anstalt am 25. September 1833 und wiederholt am 13. September 1834 in Begleitung Sr. kaiserlichen Hoheit des durchlauchtigsten Erzherzogs Franz Karl mit Ihrem Allerhöchsten Besuche beglückte. Ihre Majestät geruhten, diese Anstalt mit einem Betrage von 300 fl. C.-M. zu beschenken.

Da sich die Zweckmäßigkeit und Gemeinnützigkeit

dieser Anstalt auf eine so erfreuliche Weise erprobte, so wurde über Aufforderung Sr. Excellenz des Hrn. Landesgouverneurs eine zweite Kleinkinder-Bewahranstalt in der Vorstadt Grillowitz errichtet, und so die Wohlthat dieser Anstalten auch auf einen zweiten sehr bevölkerten Theil Brünns, nämlich Altbrünn und die zunächst angrenzenden Vorstädte, ausgedehnt. Das Lokale auf der Grillowitzgasse bestand aus einer Küche und zwei Zimmern, welches der sehr achtbare, für die Beförderung jedes edlen Zweckes vielfach bewährte und verdienstvolle Bürger und Lederermeister, Herr Leopold Weger, mit den nöthigen Einrichtungsstücken versah. Die Eröffnung dieser Anstalt selbst erfolgte am 20. August 1834 in Gegenwart Sr. Excellenz des Landesgouverneurs, der Direktionsglieder und vieler anwesenden Honoratioren. Gleich in dem ersten Augenblick hatte diese Anstalt eine so gute Aufnahme in der Oeffentlichkeit erlangt, daß schon am ersten Tage 163 Kinder sich daselbst einfanden; in den nächstfolgenden Tagen und später stieg die Zahl der Kinder auf mehr als 200. Durch diesen unerwarteten Andrang ward es nöthig, das Lokale zu vergrößern, indem das gemiethete und für die Kinder bestimmte Zimmer zu klein war; und um die Anstalt mehr in das Centrum der stark bevölkerten Gassen zu stellen, wurde dieselbe später aus diesem etwas abgelegenen Lokale in ein Gebäude neben dem herrschaftlichen Altbrünner Schlosse übertragen. Auch diese Anstalt geruhten Ihre Majestät die Kaiserin im Jahre 1834 mit der Allerhöchsten Gegenwart zu beglücken und wiederholt einen Beitrag von 100 fl. C.-M. für diese Bewahranstalten zu bestimmen.

Die hochlöblichen mährischen Herren Stände haben großmüthig eine Stiftung pr. 10,000 fl. zum Besten dieser beiden Anstalten gegründet. Die Direktion derselben führt der Geschäftsleiter des wohlthätigen Männervereins (dem die Verwaltung derselben übertragen wurde), der hochwürdige Prälat des Augustinerstiftes St. Thomas in Altbrünn, Herr Cyrill Fr. Napp, hochverdient um die Gründung und das Fortbestehen der Kinder-Bewahranstalten in Brünn, und tief geachtet durch die hochherzige Gesinnung, welche sein jedes Gute und Schöne förderndes Streben so sehr auszeichnet. — Nach den Statuten werden Jene als Gründer dieser Anstalt angesehen, welche ein für allemal eine Einlage von wenigstens 25 fl. C.-M. machen, oder welche sich verpflichten, durch 6 Jahre 10 fl. C.-M. jährlich beizutragen. Unterstützende Mitglieder sind Diejenigen, welche wenigstens 5 fl. C.-M. mit der Verpflichtung auf 3 Jahre erlegen.

In der königlichen Stadt Iglau veranlaßte am 16. Juli 1837 der Herr Oberste des in Iglau garnisonirenden 8. Linien-Infanterie-Regiments, Kempen von Fichtenstamm, eine musikalische Akademie zur Gründung eines Fonds zur Errichtung einer Kleinkinder-Bewahranstalt, welche einen Ertrag von 613 fl. 58 kr. C.-M. gewährte, und am 2. Jänner 1838 erließ das k. k. Kreisamt an mehre Menschen- und Kinderfreunde eine Einladung, am 22. Jänner im Saale des Rathhauses erscheinen zu wollen, um ein Comité der Kinder-Bewahranstalt zu berathen und bilden zu können, an welcher Versammlung an 30 Glieder bereitwilligst Theil nahmen. Das Comité beschloß am 28. Jänner, daß die Gründung und Erhaltung dieser Anstalt durch die Erträgnisse einer jährlich abgehaltenen musikalischen Akademie, einer Theatervorstellung, eines Balles und durch freiwillige, milde Spenden gedeckt werden solle. Auch wurde bestimmt, daß Jene, die ein für allemal 10 fl. C.-M. oder durch 6 Jahre jährlich 4 fl. C.-M. spenden, Gründer, andere mit mindern Gaben Beförderer und Wohlthäter der Kleinkinder-Bewahranstalt sein sollen. Schon am 11. Februar war das Comité in der erfreulichen Lage, ein passendes Schulhaus mit geräumigem Hofe und großen Garten zu erkaufen. Zugleich wurde bestimmt, den Gehilfen der Kleinkinder-Bewahranstalt zu Troppau, Engelbert Pittner, mit 1. April als Lehrer zu bestellen, die Anstalt jedoch den 19. April, als dem hohen Geburtsfeste unseres allergnädigsten Landesvaters, feierlich zu eröffnen und sie unter die Oberleitung des hochwürdigsten Consistoriums zu Brünn zu erbitten. Am 19. April 1838 nach 8 Uhr begab sich die Jugend der k. k. Hauptschule mit ihren Lehrern aus dem Schulhause in feierlichem Zuge in das Lokale der Kinder-Bewahranstalt in der bevölkertsten Vorstadt und stellte sich in dem geräumigen Hofe halbkreisförmig mit ihren Fahnen auf. Das k. k. Offizier-Corps, die Herren Beamten des k. k. Kreisamtes, der k. k. Kameral-Bezirks-Verwaltung rc. in Uniform, die Geistlichkeit, der löbliche Magistrat, der bürgerliche Ausschuß, die Herren Armenväter, die Vorsteher der Zünfte und viele Eltern, deren Kinder bereits dieser Anstalt anvertraut waren, füllten das mit dem Bilde unseres Landesvaters (ein kostbares Geschenk des Brünner Bürgers und Patrioten, Herrn Franz Hirsche, eigends dieser Anstalt gewidmet), mit Fahnen, Guirlanden rc. gezierte Zimmer. Der Hr. Gubernialrath und Kreishauptmann, Leopoldordens-Ritter von Gersch, eröffnete sie mit einer Rede, welche im Namen der Kleinen von dem hochwürdigen Stadtpfarr-Vorsteher, Herrn Dominik Artner, erwiedert und von dem Herrn Bürgermeister, Vinzenz Gattony, im Namen der ehrsamen Bürgerschaft kraftreich beantwortet wurde. Man begab sich hernach in die Hauptpfarrkirche, in welcher ein solennes Hochamt abgehalten wurde, dem die Jugend des k. k. Gymnasiums und aller 6 Trivialschulen beiwohnte. Bei den Haupttheilen der heiligen Messe gab das auf dem Plaze aufgestellte Bataillon die gewöhnlichen Salven, die von mehren an dem nahen

Hailosberge aufgepflanzten Mörsern beantwortet wurden. Am Abend desselben Tages ward in dem zu dieser Feier eigens kostbar dekorirten Theater von Dilettanten das passende Schauspiel: »Die Hussiten vor Naumburg«, gegeben. An 140 Kinder von 2 1/2 bis 5 Jahren genießen die wohlthätige Ueberwachung und Vorbereitung zum künftigen Schulunterrichte, von denen mehren das Mittagsbrot verabreicht wird. Den 3. März 1839 faßte das Comité den Entschluß, einen Theil des großen Gartens zu einer Samenschule der Pomologie und einen andern Theil zur Blumenzucht zu verwenden, in welchen die gesammte größere Schuljugend Unterricht in Erziehung und Pflege der Obstbäume erhalten, und der mit der Zeit etwa aus dem Verkaufe der Obstbäume erzielte Betrag wieder dem Fonde selbst zufließen solle, um so eine zweite Kinder-Bewahranstalt errichten zu können.

Der k. k. Kreiskommissär Manner; der Hr. Oberst Kempen v. Fichtenstamm; Doktor Sommer, Gymnasial-Präfekt; Herr Augustin Aller, Hauptschuldirektor; Herr Karl Höck, Bürger, sind die vorzüglichsten Beförderer dieser Kinderwartanstalt.

Ungarn.

In Ungarn nehmen die Kinder-Bewahranstalten einen großen Aufschwung. Die edle Stifterin der ersten Anstalt in Ofen (s. oben, S. 399) hatte bald die Freude, ihr Verdienst gewürdigt zu sehen, und bald wurde eine zweite und dritte Anstalt in Ofen eröffnet; auch in Pesth wurde eine Anstalt errichtet, zu welcher gleichfalls Ihre Excellenz die Frau Gräfin Brunsvik (verwitwete Gemalin des königlich ungarischen obersten Landrichters) die nöthige Geldsumme anwies. Auch ist daselbst eine zweite ins Leben getreten. In Pesth bildete sich 1830 unter dem Schutze der Erzherzogin Palatin, Maria Dorothea, ein Verein zur Erhaltung und Verbreitung der Kleinkinder-Bewahranstalten in Ungarn, der gegenwärtig 200 und einige Mitglieder zählt. Der Verein hat auch den Zweck, die in der Folge im Lande allenthalben zu errichtenden Bewahranstalten nicht nur mit Lehrern, sondern auch mit Schulrequisiten und sonstigen Bedürfnissen zu versehen. In den Kinder-Bewahranstalten dieses Vereins in Ofen und Pesth werden gegenwärtig bei 800 Kinder erzogen.

Herr Nikolaus Zmeskal von Domanovetz, königl. ungarischer quiescirender Hofsekretär, ein edler Menschenfreund, hat dem Magistrate der königl. Bergstadt Neusohl, seiner Vaterstadt, 400 fl. C.-M. zur Errichtung einer Kleinkinder-Bewahrschule übersandt, und selbe wurde auch am 4. November 1829 im Beisein der für Errichtung und Verbreitung dieser Institute unermüdet thätigen Frau Gräfin M. Therese Brunsvik feierlich eröffnet. Auch in Preßburg wurde von der Frau Gräfin Brunsvik und dem Herrn Anton von Rehlingen die Errichtung einer Kleinkinder-Bewahrschule, als bleibendes Denkmal an die glorreiche Krönung Sr. Majestät Ferdinands V., in Anregung gebracht und gleich nach der Krönung auch eröffnet. Es ist damit 1831 auch ein Waisen-Institut für die hinterbliebenen Kleinen der an der Cholera Verstorbenen in Verbindung gesetzt worden. Bei ihrer Anwesenheit im Juni 1839 haben Se. Majestät, unser allergnädigster Landesvater, dieser Anstalt 600 fl. allergnädigst zuzuweisen geruhet. Die Kinder-Bewahranstalt zu Waizen in Ungarn entstand 1829 durch den dortigen Bischof, Grafen von Nadasdy. In der königlichen Freistadt Oedenburg ist eine Kleinkinder-Wartanstalt und Lehranstalt durch die Bemühungen des vorigen Bürgermeisters und jetzigen Stadtrichters, Herrn Franz v. Väghy, zu Stande gekommen und wurde am 16. Oktober 1838 feierlich eröffnet. In Tyrnau und zu Tolna bestehen gleichfalls Anstalten dieser Art. Die Kleinkinder-Bewahranstalt zu Tolna dient zur Musterschule und Bildung von Lehrern für die Kleinkinder-Bewahranstalten in Ungarn unter der Protektion des Vereins für die Bewahranstalten in Ungarn (Präsident ist Graf Leo Festetics). Der Pesther Großhändler Hr. Wodianer hat (1839) zu Gyoma, und Herr Anton v. Gindly zu Czecze eine Kleinkinder-Bewahranstalt gegründet, und die Frau Gräfin Josika, Gemalin des Gouverneurs in Siebenbürgen, bildete einen Frauenverein und errichtete zu Klausenburg eine Bewahrschule.

Die übrigen Anstalten im österr. Staate.

In Grätz entstand im Jahre 1831 durch den jetzigen Präses des dortigen Armenversorgungs-Vereins, Ludw. Freih. v. Mandel, eine Kinderwartanstalt.

Die zu Linz wurde von Fräulein Poper angeregt und am 8. Mai 1832 organisirt. In derselben werden über 100 Kinder aufgenommen. — Auch Wels erhielt am 1. März 1833 eine solche Anstalt, und man zählte bald nach dem Entstehen derselben 30 bis 40 Kinder darin; deßgleichen St. Pölten.

Die Kinder-Bewahranstalt zu Innsbruck entstand 1833 durch die Vorsorge des Landesgouverneurs, Grafen von Wilczek.

1834 wurde zu Klagenfurt durch die Fürsorge des dortigen wohlthätigen Frauenvereins eine solche Anstalt gegründet, und mit dem Beginn des Jahres 1839 eine zweite, welche ausschließlich der Aufbewahrung solcher Kinder gewidmet ist, deren Eltern für sie die ordnungsmäßige Gebühr zu entrichten im Stande sind, obwohl solche auch in die erste, welche ursprünglich nur für arme Kinder errichtet wurde, aufgenommen

werden. Im Jahre 1838 betrug der Besuch in der ersten 160 Kinder, nämlich 113 Knaben und 47 Mädchen, worunter 27 zahlende; in der zweiten 108 Kinder, darunter 74 Knaben und 34 Mädchen.

In der Kleinkinder-Bewahranstalt in Laibach, im Jahre 1835 gegründet, hat die Zahl der aufgenommenen Kinder im Jahre 1838 100 überstiegen, so daß der Raum der Anstalt in ihrer ursprünglichen Gestalt zu eng wurde, und durch Umstaltung zweier Zimmer in eine große Lokalität dem Bedürfniß abgeholfen werden mußte. — Auch bei Lemberg wird eine Bewahrschule gegründet.

Als Privatunternehmung entstanden im lombardisch-venetianischen Königreich mehre solche Anstalten, welche, indem sie verlassenen Kindern eine mildthätige Zuflucht gewähren, zugleich Primärschulen für Knaben und Mädchen werden. Dergleichen Anstalten bestehen zu Mailand, Verona, Brescia u. a. a. O.

Ein zweiter Artikel über Kinder-Wartanstalten, welchen der Jahrgang 1841 bringen wird, enthält die Zusammenstellung und den Fortschritt der Bewahrschulen in andern Staaten und Ländern.

Welt- und Zeit-Ereignisse.

Wahrzeichen des Tages — gesellschaftliche Thatsachen und wissenschaftliche Neuigkeiten — Miszellen.

Fünfte Sammlung.

1. **Merkwürdige elektrische Erscheinung.** — In der Londoner elektrischen Gesellschaft vom 6. November 1838 wurde einer merkwürdigen Erscheinung Erwähnung gethan. Ein mächtiger Magnet in Hufeisenform wurde horizontal mit seinem Nordpol aufwärts gehalten. Der Draht von dem negativen Ende einer voltaischen Batterie wurde auf den Magnet festgedrückt, und als der positive Draht dem Magnet näher gebracht wurde, zeigte sich eine glänzende, ringförmige Flamme von elektrischem Licht, welche sich von Links nach Rechts drehte. Als man die Stellung des Magnets umkehrte und die Flamme vom Süden des Magnets her erhielt, drehte sich die Flamme von Rechts nach Links. Wenn man sich erinnert, daß der Magnet selbst in Verbindung mit der voltaischen Batterie an den beiden Polen entgegengesetzte Umdrehungen macht, und daß Oberst Reib fast bis zur Evidenz beweist, daß sich die Stürme in der nördlichen und südlichen Hemisphäre in entgegengesetzten Richtungen drehen, so kann man sich über dieß merkwürdige Zusammentreffen magnetischer Erscheinungen nicht genug wundern.

(Ausland Nov. 1838.)

---

2. **Elektrischer Aal.** — Ein lebendiger elektrischer Aal wurde in einer der letzten Sitzungen der Londoner zoologischen Gesellschaft von Hrn. Porter vorgezeigt. Es ist dieß der erste und einzige Fisch dieser Art, den man jemals lebend in Europa sah. Er wurde im Amazonenstrom gefangen, hatte 4 Monate lang keine andere Nahrung als süßes Wasser, und nach Herrn Porters Angabe sollen diese Fische 3 Jahre in diesem Zustande leben können. Die elektrische Bewegung, die das Thier gibt, ist ganz außerordentlich; auf der Ueberfahrt gab es dem Faß, in dem es eingeschlossen war, mehre Stöße. In einem kältern Klima nahm seine Kraft ab, aber bei einer Temperatur von 75 bis 80 F. (19 1/9 bis 21 1/3 Gr. R.) erhielt es seine ganze Kraft wieder. Die Stärke der Bewegung ist so groß, daß zwei Pferde, die sich in einem Flusse badeten, wo solche Fische waren, durch die Schläge ihren Tod fanden. Dieser Aal wiegt etwa 7 Pfund und hat 4 Fuß Länge. Nach Dr. Backmann ist es ein Süßwasserfisch, doch soll er nicht selten 50 Seemeilen von Charleston im Meere angetroffen werden. Die Neger nennen ihn den Teufel; man findet ihn häufig in der Hondurasbai und in den stagnirenden (stehenden) Wässern Südamerikas. (Ausland Sept. 1838.)

---

3. **Lebensdauer der Honigbienen.** — Ueber die Lebensdauer der Honigbienen, einen Punkt, der noch der Ermittelung bedürftig war, hat uns Eduard Bevan Aufschluß gegeben. Die Alten nahmen 7 bis 10 Jahre für das etwaige zu erreichende Alter einer Arbeitsbiene an, neuere Schriftsteller beschränkten dasselbe auf 1 Jahr, doch war auch dieses nichts als eine Annahme. Bevan weist durch Rechnung sowohl, als durch Beobachtung nach, daß es nur auf 6 oder 7 Monate komme; nämlich 3000 Stück bilden den Stock im Februar, 17,000 werden im Frühling, 6000 im Sommer und Herbst aus den Eiern entwickelt, 23,000 sterben zwischen Februar und Dezember, es bleiben für den Winter die alte Zahl von 3000 Stück (die Verminderung durch Schwärmen fehlt in diesem Exempel). Die unmittelbare Beobachtung bestätigte dieß Resultat. Im Anfang Juli, als die Königin mitten im Legen der Drohneneier begriffen, und der Stock mit Honig, Eiern und Brut in allen Altersstufen wohl versehen war, entfernte Bevan die Königin. Die Ordnung des Stockes wurde dadurch nicht gestört. Es ergab sich, daß die Arbeitsbienen ihre Verwandlung in 3 Wochen, die Drohnen in 24 Tagen vollendeten. In der Mitte Novembers waren alle Drohnen todt und am letzten Dezember die letzten Arbeiter. Ein ähnliches Resultat hatte auch Reaumur erhalten, der im April 500 Bienen mit rother Farbe bezeichnete und im November alle diese ausgegangen sah. Das Leben einer Königin dauert nach Huber u. A. 2, vielleicht auch 4 oder 5 Jahre.

(Dr. Ar. Fr. Aug. Wiegmanns Archiv d. Naturg. 1837.)

---

4. Gefährlicher Postenkurs. — Die Wege sind in Hindostan nicht überall sicher, und die Tiger machen das Reisen an vielen Stellen sehr gefährlich. Die Briefpost von Jubbulpur nach Kalkutta wurde jeden Abend durch einen reitenden Boten gefördert, der etwa um Mitternacht ein abgelegenes Gebüsch passiren mußte. Eines Morgens verbreitete sich das Gerücht, man habe den Courier zerrissen und verstümmelt an einem Bache in jenem Gebüsche gefunden; der Briefbeutel lag nicht weit von der Leiche unversehrt auf der Erde und das Pferd war auch unversehrt geblieben. Der Postillon war ohne Zweifel von einem Tiger erwürgt worden, und man setzte daher auf den Kopf des letztern einen Preis von 10 Rupien. Es fand sich ein zweiter Courier, aber auch der wurde nach wenigen Tagen schon ebenfalls eine Beute des wilden Thieres. Man fand seinen Leichnam gleichfalls verstümmelt. Nun wurde der ausgesetzte Preis verdreifacht, und der Radscha von Jubbulpur ließ alle seine Jäger aufbieten. Ehe diese sich aufmachen konnten, war schon der dritte Courier zerrissen und bald aufgefressen. Nun fand sich Niemand mehr, der das Wagstück ferner unternehmen und die Briefe besorgen wollte. Als endlich die Jäger alle beisammen waren, wurden in der Nähe des Baches, wo man die Leichname gefunden hatte, einige Gerüste aufgeschlagen, und auf jedem mußte ein Mann mit gespanntem Hahne Wache halten, um sogleich Feuer zu geben, falls der Tiger sich blicken ließe. Zwei Tage lang blieb dieser in seinem Schlupfwinkel verborgen, alle Anstrengungen, ihn herauszutreiben, waren vergeblich. Am dritten Tage endlich bekam ihn einer der Jäger, da er eben durch das hohe Gras sich fortschleichen wollte, zu Gesicht, und streckte ihn mit einem Schuß zu Boden. Es war ein Thier von ungewöhnlicher Größe. Seitdem ist die Straße wieder sicher, und die Postboten können ohne Gefahr bei Nacht durch das Gebüsch reiten.

---

5. Erdhütten in Ungarn. — Die meisten Leser werden ohne Zweifel schon von den Erdhütten, in welchen in Ungarn viele Menschen wohnen sollen, gehört haben. In den Ebenen auf beiden Seiten der Theiß sind sie sehr gebräuchlich. Man würde sich jedoch einen falschen Begriff davon machen, wenn man sie sich als Löcher voll Nässe und Schmutz denken wollte. Ich war in mehren derselben, und fand sie recht wohnlich, reinlich und viele fast comfortabel. Ungefähr 5 Fuß gräbt man in die schwarze Erde hinein, bearbeitet die Wände glatt und senkrecht und läßt sie, bevor man ein Dach darauf setzt, völlig austrocknen. Oben, d. h. dicht unter dem Dache, bringt man einige Fenster an. Die Wände übertüncht man mit Kalk. Ein in konischer Form, wie hier allgemein üblich, gesetzter Ofen, ist das erste Möbel, welches man hineinbringt. In den Wänden bringt man zur Bequemlichkeit Nischen und Vertiefungen an, die man als Wandschränke benutzt. Freilich erhellt das schräge eindringende Licht die Stuben nicht hinlänglich, aber dennoch ist es darin keineswegs so düster, als man voraussetzen möchte. Trocken fand ich es überall bei Weitem mehr, als in vielen von Lehm oder auch von Stein erbauten Bauernhäusern in Deutschland. Da man das Dach von Stroh macht und dazu auch nur weniges und schwaches Holz anwendet, so geht aus dem Bau von selbst hervor, daß er ungemein wohlfeil herzustellen ist. Stallungen und Remisen macht man in gleicher Art ganz dicht bei der Wohnung. Der Eingang ist etwas abschüssig, da man ihn jedoch etwas verlängert, so ist er keineswegs sehr unbequem. Im Winter sind dergleichen Wohnungen, wie es sich von selbst ergibt, sehr warm. Man findet sie in vielen Dörfern, meistentheils aber nur vereinzelt unter Gebäuden über der Erde; aber auf den Pußten trifft man viele, weil es sich dort um wohlfeilen Bau ganz vorzüglich handelt. (Ausland Juli 1838.)

---

6. Geschmack an Tabakspfeifen in Ungarn. — Jedes Volk hat seine charakteristischen Eigenthümlichkeiten. In Ungarn, dem Paradiese der Tabakraucher, herrscht eine wahre Manie auf seltene und ausgezeichnete Tabakspfeifen, die so weit geht, daß man für manches Exemplar Tausende von Gulden bezahlt. Solche Pfeifen erlangen eine historische Celebrität, und man nennt berühmte Namen als ihre frühern Besitzer. Es gibt hier Kavaliere, welchen ihr Pfeifenvorrath nicht um 20,000 fl. feil ist. Die Meerschaum-Pfeifenköpfe sind die vorzüglichsten; die auf ihnen angebrachten Reliefs sind meistentheils wahre Kunstwerke. Auf den Alterthümern derselben ist gewöhnlich die Jahrzahl angebracht, womit nicht selten großer Mißbrauch getrieben wird, so daß die Jahrzahl ein Alter von Jahrhunderten angibt, während der Kopf vielleicht kaum Decennien zählt. Den rechten Praktikern in diesem Fache steht hier ein weites Feld der Industrie offen, und es wird mitunter viel Verfälschung und Betrug getrieben. Den alten, erfahrenen Liebhabern wird ein solcher aber nur höchst selten gespielt, und es versuchen sich jene Ritter auch gewöhnlich nur an Neulingen. (Ausland Dez. 1838.)

---

7. Ein Pfeifer. — Ein wandernder Pfeifer, der nun schon seit Jahren bald in dieser, bald in jener Stadt Großbritanniens oder Amerikas zum Vorschein kommt, und von dem man immer noch nicht weiß, ob er ein Sonderling ist, oder in Folge einer eingegangenen Wette dieß Leben führt, war neuerlich wieder in Glasgow. Der dortigen Polizei zeigte er sofort an, daß er vom Lord Provost Erlaubniß erhalten habe, einige Tage auf der Straße zu exekutiren, und sie möchte daher ihre Leute instruiren, daß sie ihn so lange nicht molestiren. Zu einer alten Frau, die dem Gentleman Musikus eine Kleinigkeit geben wollte, sagte er: »Liebes Mütterchen, Du brauchst eher Geld als ich, hier hast Du einen halben Souverain.« Den öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten in Amerika hat er schon 2358 Pfund Sterl. 12 Schilling 8 Pence (22,140 fl. C.-M.) zusammengepfiffen. (Wien. Ztg.)

Ein Blatt erzählt, ein Engländer habe den ganzen Weg von Bombai bis Karlsbad, wo er das Bad brauchen will, zu Fuß zurückgelegt. (Allg. Ztg.)

---

8. Schatz der Kaiserin von Rußland. — Personen, die das Glück hatten, den Schatz der Kaiserin von Rußland, während ihrer Reise in Deutschland im Jahre 1838, an Juwelen zu sehen, konnten nicht satt werden, die Menge und Größe der Edelsteine, insbesondere der sibirischen Smaragde, der wie Perlen gefaßten Diamanten, zu rühmen. Kenner schätzten ihn auf 180 Millionen Gulden an Werth.

9. Sonderbare Geschenke. — Das Museum in Upsala bewahrt zwei merkwürdige Geschenke; das eine ist ein alter Stock, an dem einige schmutzige leinene Lumpen befestigt waren, das andere ein etwa 6 bis 7 Fuß langer und etwa nur 3 Zoll breiter Stein. Beide Gegenstände, an der Wand sich kreuzend aufgehängt, haben durch folgendes historische Faktum Interesse: Albrecht von Meklenburg, König von Schweden, schickte seiner gefährlichen Feindin, der Margaretha von Dänemark, dieser Semiramis des Nordens, jenen Stein, »daß sie ihre Nähnadeln darauf schleife, was ihr besser anstehe, als Krieg führen.« Diese Aufmerksamkeit ihres Gegners belohnte Margaretha durch eine Fahne. Die Flagge derselben bestand aber nicht aus einem reichgestickten Stoff, sondern aus den zusammengenähten Lappen ihres Hemdes.

(Mitternachtztg. 1838.)

10. Bibelsammlung. — Den größten Privatschatz von Bibeln besitzt unstreitig der Herzog von Sussex. Er besteht in 1500 Bibeln seltenster und prächtigster Art verschiedener Sprachen und Ausgaben und wird auf 50,000 Pfd. Sterl. (470,000 fl. C.-Mze.) geschätzt.

11. Sammlung von Journalen. — Das britische Museum hat im Jahre 1838 eine wichtige Erwerbung gemacht. Dr. Burnes besaß die größte Sammlung von Journalen, die je existirte; sie enthielt 700 Bände vom Jahre 1603 bis 1818 und war auf 1000 Guineen (10,000 fl. C.-M.) geschätzt. Das britische Museum kaufte diese Sammlung und fügte die alten seitdem erschienenen Journale hinzu. Das Ganze besteht aus mehr als 3000 Bänden.

12. Das theuerste Buch. — Von der nunmehr vollendeten 52 Bände starken »Biographie universelle,« herausgegeben und verlegt von Michaud in Paris, kostet die gewöhnliche Auflage 416 Franks, die bessere 624, die beste 1248. Mit jedem Bande ist ein Heft von 15 Abbildungen berühmter Männer verbunden, zu 3, 4 und 6 Franks. Ein einziges Prachtexemplar ist bis jetzt unverkauft geblieben und wird es wohl noch lange bleiben, denn der Preis ist 600 Frks. für den Band, 31,200 Franks (12,015 fl. C.-Mze.) für die ganze Sammlung. Dieß ist vielleicht das theuerste Buch.

13. Riesige Bittschrift. — Dem englischen Unterhause wurde am 14. Juni 1839 eine auf einer ungeheuern hölzernen Walze von mindestens 5 Fuß Durchmesser aufgerollte Bittschrift, »die National-Petition« überreicht. Die Zahl der sie bedeckenden Unterschriften ist 1 Mill. 280,000; nur allein in Glasgow erhielt dieselbe in kürzester Zeit 90,000 Unterschriften.

14. Triumphbogen aus Käse. — Ein reicher Käsehändler zu Codogno (bedeutender Markt in der Provinz Lodi) kam auf den komischen Einfall, den Geburtstag seiner Frau durch Errichtung eines großen Triumphbogens aus Formaggio Lodigiano, gewöhnlich Parmesan-Käse genannt, zu feiern. Ueber 4000 Laib, jeder 90 bis 100 Pfund an Gewicht, wurden hiezu verwendet und die Verzierungen, Friese 2c. aus Strachino verfertigt. Einige Zeit konnte man diese nach allen Regeln der Architektur zu Stande gebrachte Eßbaute in dem Hofe des Hauses ihres Errichters unter einer großen Remise bewundern.

(Theatztg. 1839.)

15. Die kolossalste Weihnachtausstellung, die je gesehen wurde, dürfte die des Conditors Amelli in New-York 1838 gewesen sein; es war ein Kuchen von 3000 Pfund Gewicht.

(Berl. Modespiegel 1839.)

16. Ein bescheidenes Einkommen. — In früherer Zeit sagte einmal Lord Shelburne: »Ein Mann von hohem Range, der sich um seine Angelegenheiten selbst kümmere, wie es seine Pflicht sei, könne Alles nach seinem Stande haben, wenn er jährlich über 35,000 Thaler verfügen könne.« Seit dieser Zeit hat sich der Werth des Geldes sehr geändert, während die Bedürfnisse sich bedeutend vermehrten, und ein vornehmer Engländer, der in solchen Dingen Glauben verdient, der Marquis von H—d behauptet deßhalb, ein Mann von hohem Range könne gegenwärtig unter 250,000 Thaler des Jahres nicht auskommen.

(Allg. Modeztg. 1839.)

Der unlängst verstorbene Staatsmann Lord Eldon hat ein Vermögen von 2 Mill. Pfund Sterl. (18 Mill. 800,000 fl. C.-Mze.) hinterlassen.

17. Summe des baren Geldes in Europa. — Nach Berghaus Berechnung war das bare Geld im Jahre 1835 folgendermaßen in Europa vertheilt. In Frankreich kursirten 500 Mill. Thaler; in Großbritannien und Irland 465 Mill.; in Oesterreich 360; in Rußland 265; Preußen 140; deutsche Staaten 158; Holland 38; Belgien 54; Schweden 18; Norwegen 7 1/2; Dänemark 10 1/2; Spanien 80; Portugal 30; Italien 150; Griechenland und die Türkei 50; Schweiz 21. Demnach beliefe sich die Summe des baren Geldes in Europa auf 2360 Mill. Thaler. Die Summe des baren Geldes in Amerika beläuft sich auf 290 Mill. Demnach langte das ganze bare Geld von Europa und Amerika nicht zum Drittheil zu, die englische Staatsschuld, welche 8000 Mill. preußische Thaler beträgt und welche Summe als Rolle viermal um die Erde herum ginge, zu tilgen.

(Eilpost 1839.)

18. Die Gouverneurschnepfe. — Das Einkommen des englischen Gouverneurs auf Helgoland, von Seiten der Helgolander, besteht in der ersten Schnepfe, welche geschossen wird, der sogenannten Gouverneurschnepfe.

19. Zahl der Schriftsteller Deutschlands. — Es leben jetzt 18,000 Literaten und Literatinen in Deutschland. Unter diesen 18,000 Federführern zählt man 27 Autoren mit sämmtlichen Werken, 6940, die nur ein Werk produzirt; 183, die 20 bis 100 Bände und Broschüren geschrieben haben, ohne noch an Gesammtausgaben zu denken; 1526 mit Gedichten; 3810 Uebersetzer; 4501, die strenge wissenschaftliche Schriften, und 2074, die Predigtbücher geliefert, 10,000 von der Gesammtsumme arbeiten an Zeitungen und Zeitschriften mit.

20. Alte Buchhandlung. — Am 30. Dezember 1838 feierte die angesehene Buchhandlung C. A. Schwetschke und Sohn (früher Hemerde und Schwetschke) in Halle ihr

100jähriges Bestehen. Bemerkenswerth ist, daß der Chef der Handlung gerade 50 und sein Sohn Ferdinand gerade 25 Jahre in derselben arbeitet.

21. Meidinger's französische Grammatik. — J. V. Meidinger war der Dritte zu einem Bruderkleeblatt, welches sich durch die auffallendsten Talente zur Sprachwissenschaft auszeichnete. Der Eine war ein tüchtiger Kenner der alten Sprachen, der Zweite war besonders des Italienischen kundig, der Dritte, der berühmteste von allen, zeichnete sich in der französischen Sprache durch seine leichte, faßliche und noch immer nicht ganz zu verwerfende Methode aus. Vieles arbeiteten die Brüder gemeinschaftlich; wo einer nicht ausreichte, half ihm der Beistand und Rath der andern. J. V. Meidinger hatte sich die Kenntniß der französischen Sprache besonders am französisch gebildeten Hofe des Fürsten von Wied erworben; später konnten ihm die zahlreich durch Frankfurt am Main ziehenden französischen Emigranten über Vieles, was ihm zweifelhaft geblieben war, Aufschluß geben. Der Erfolg, den Meidinger's französische Grammatik gehabt hat, ist außerordentlich. Die 33. Auflage, welche vor mehren Jahren abgezogen wurde, scheint noch nicht die letzte werden zu wollen, obgleich bis jetzt 216,000 Exemplare von diesem Buche verkauft sind. Als Meidinger seine Grammatik im Jahre 1783 einem Frankfurter Buchhändler zum Verlag anbieten wollte, ging er vergebens von einem zum andern, Niemand wollte die Unternehmung wagen. »Lieber Herr Meidinger,« sagte man ihm, »behalten Sie das Buch für sich; wir haben dergleichen schon so viel!« Meidinger hörte aber auf den Rath nicht, sondern ließ nun das Manuskript auf eigene Kosten drucken. Schon nach 2 Jahren war die erste, aus 1000 Exemplaren bestehende, Auflage vergriffen. Die zweite, eben so starke, mußte nach abermals 2 Jahren wieder aufgelegt werden. Nun druckte Meidinger schon 1500; in einem Jahre waren sie vergriffen; jetzt 2000, da bricht die französische Revolution aus! Jetzt folgten Jahr ein Jahr aus 5 neue Auflagen von 2500 bis 5000. Im Jahre 1794 mußte bereits die 10. Auflage mit 8000 Exemplaren gedruckt werden. Von nun an bis zum Jahre 1817 verging fast kein Jahr, wo nicht eine neue Auflage von 8000 Exemplaren nöthig wurde. Erst seit 1817, wo die Deutschen mehr auf ihre eigene Sprache hielten und überhaupt das Franzenthum nicht beliebt war, nahm der Erfolg ab. Um 30,000 Exemplare zu verkaufen, brauchte Meidinger jetzt schon den Zeitraum von 1817 bis 1826. Außer dieser großen Grammatik hatte Meidinger seit 1794 auch eine kleinere (den ersten Unterricht) herausgegeben. Von dieser sind bis jetzt mehr als 18 Auflagen erschienen und im Ganzen 80,000 Exemplare davon verkauft — Meidinger schrieb auch eine Grammatik der deutschen Sprache für Franzosen, welche 12 Auflagen erlebte und in 40,000 Exemplaren verkauft wurde. Die italienische Grammatik erlebte 6 Auflagen und ging zu 20,000 Exemplaren ab. Ein Uebersetzungsbuch »Angenehme Unterhaltungen,« brachte es zu eben so viel Auflagen und zu 18,500 Exemplaren Absatz. Man wird nur wenige literarische Unternehmungen finden, die sich mit dem Erfolge der Meidinger'schen Schulbücher messen könnten. Wie oft mag der Buchhändler, der dem Verfasser einen guten Rath geben wollte, bereut haben, daß er keinen bessern gehabt!

22. Van Amburgh. — Der Besitzer einer großen Menagerie, Van Amburgh aus New-York, ist 28 Jahre alt und besitzt eine herkulische Kraft und einen merkwürdigen Körperbau; er ist fast rund, besteht beinahe ganz aus Muskeln. »Mein Geheimniß,« sagt er, »ist, den wilden Thieren gegenüber Kraft zu zeigen. Auf diese Weise imponirt man ihnen.« Gewöhnlich spricht er mit den Bestien wie mit verständigen Wesen und sucht ihnen immer zu verstehen zu geben, daß er sie mit einem einzigen Keulenschlage zermalmen kann. Allerdings spricht das ganze Wesen eines solchen Mannes seine Ueberlegenheit aus; wenn er seinen Zorn hervordonnert, kriechen die wilden Thiere zitternd in einen Winkel ihres Käfigs. Sein durchbohrender Blick bezaubert sie. Ein wüthender Tiger wurde von ihm bloß dadurch gebändigt, daß er ihn mit seiner gewaltigen Stimme anfuhr und mit blitzenden Augen ihm drohte, er würde ihn erschlagen, wenn er sich noch rühre. Unter dem Titel: Van Amburgh, der Tigerbändiger, ist in London, wo er seine Menagerie hat, eine Biographie erschienen. Van Amburgh, dieser zweite Van Aken, soll besonders durch seine kühnen Vertraulichkeiten mit einem Tiger Alles, was man früher von dergleichen Künsten gesehen, noch überbieten. Einmal zwar wäre ihm der Spaß fast übel bekommen; er hatte durch irgend ein Versehen den Tiger ermuthigt und wurde von der Bestie zu Boden geworfen; aber mit Riesenkraft packte er das wüthende Thier an der Kehle und quetschte es so zusammen, daß es sich winselnd in die Ecke schmiegte. Nachher ließ er in den Zeitungen sagen, es sei eine absichtliche Komödie gewesen; indeß wollte man ihm dieß doch nicht recht glauben, und eine Komödie anderer Art, die er angekündigt hatte, eine Luftfahrt mit dem Tiger in dem Green'schen Ballon, ward ihm von der Polizei untersagt. Van Amburgh, der einen Theil der großen Menagerie seines Schwiegervaters Titus aus Amerika nach London herübergebracht hat, soll in einer kleinen holländischen Stadt des Staates Kentucky geboren sein.

23. Fest der Enthüllung der Schillers-Statue. — In Stuttgart fand im Jahre 1839 ein Fest statt, das in ganz Deutschland die lebhafteste Theilnahme erregt hat. Stuttgart ward mit einem der schönsten, großartigsten Denkmäler beschenkt, welche die Dankbarkeit der christlichen Völker ihren großen Männern errichtet hat. Die Statue ist von dem gefeierten Bildhauer Thorwaldsen entworfen, der das Modell mit Freuden zum Geschenk machte (nur die baren Auslagen wurden berechnet), und von dem königl. baierischen Gießerei-Inspektor Stiglmayer in München gegossen worden und kam am 20. April in Stuttgart an. Sie wurde in allen Städten am Wege freudig begrüßt und geleitet. Am 8. Mai, am Vorabende des Todestages des großen Dichters, fand die feierliche Enthüllung un-

ter der freudigen Theilnahme vieler Tausende mit einer würdig einfachen Ceremonie statt. Schon seit mehren Tagen wimmelte die Stadt von Fremden, und es mußten zur Unterbringung derselben besondere Maßregeln ergriffen werden. Schiller's beide Söhne hatten sich eingefunden, Karl von Schiller, Oberförster in Rottweil, und Ernst von Schiller, Appellationsrath in Trier. Die Stadtthore waren zum festlichen Empfang der zahllosen Gäste heiter geschmückt und am Vorabend in der Umgebung des Denkmals alle Vorkehrungen an Gerüsten, Masten, Flaggen u. s. w. getroffen. Das Denkmal selbst blieb frei von allem fremdartigen Schmuck. Die Arbeit an demselben hatte indeß bis zum letzten Moment fortgedauert, und erst am frühen Morgen des 8. Mai stand es völlig frei und fertig da, nur von einem leichten Mantel verhüllt, der fast bis auf die Stufen niederreichte. Das schöne Fest ward von der Witterung herrlich begünstigt. Nach 10 Uhr setzte sich der Zug der Stuttgarter und der auswärtigen Gesangvereine, über 1500 Personen, mit Musik und Fahnen aus dem neuen Schulhause der Eberhardsstraße in Bewegung, holte den Schiller-Verein *), dessen Thätigkeit man dieses Fest verdankt, die Stadtbehörden und Ehrengäste, die sich auf dem Museum versammelt, ab, und rückte mit denselben auf den Festplaz. Der daselbst dem Publikum angewiesene Raum, die anstoßenden Straßen, die umringenden Häuser waren mit dichten Menschenmassen gefüllt. Auf einer dem Denkmal gegenüber errichteten Tribune nahmen Plaz die Schiller'sche Familie, die fremden Ehrengäste, die höchsten Staatsbehörden, die obersten königlichen Behörden der Stadt, das diplomatische Corps, eine Deputation der Ständeversammlung, eine Deputation von Schillers Geburtsstadt Marbach. — Die Gesangvereine, Männer und Frauen, und die königliche Hofkapelle erfüllten ein ungeheures Gerüst hinter und neben dem Denkmal. Der Verein, der Magistrat, die Gemeinde-Deputirten und die Bauleute stellten sich neben und vor dem Denkmal auf. Die Feierlichkeit begann mit einer von Eduard Mörike gedichteten, vom Kapellmeister Lindpaintner komponirten Cantate, gesungen vom Stuttgarter Liederkranz unter Begleitung der königlichen Hofkapelle. Die glückliche Komposition des hochgeachteten Tonkünstlers brachte bei der allgemeinen Spannung auf den Moment der Enthüllung die eigenthümlichste und tiefste Wirkung hervor. Während der letzten Strophe hatte sich der Mantel, der das Standbild verhüllte, unter dem Geläute aller Glocken langsam geöffnet; der einzige Enkel des Dichters, der 12jährige Sohn Karls von Schiller, hielt dabei das eine Ende; auf einmal sank die Hülle ganz, die volle Musik fiel ein und wurde von tausendstimmigem Jubel überhallt. Als sich die freudig aufgeregten Wogen des Volkes etwas beruhigt hatten und das Lied: »Was schwellt uns heut so hoch die Brust,« vom gesammten Riesenchor gesungen war, betrat Gustav Schwab die Stufen des Monuments und sprach eine Festrede. Nachdem hierauf das Lied: »Auf, Brüder, auf! beginnt das Lied der Weihe,« von der ganzen Masse der Gesangvereine vorgetragen worden, erfolgte die feierliche Uebergabe des Monuments an die Stadt. Im Namen des Schiller-Vereins überreichte der Vorsteher desselben, Hofrath von Reinbeck, mit passenden Worten die darauf bezügliche Urkunde dem Schultheißen der Stadt. Die wesentlichen Bestimmungen dieses Aktenstückes, welches im städtischen und im Staats-Archive niedergelegt werden wird, gehen dahin, daß sich die Stadt verbindlich macht, das Denkmal auf ewige Zeiten zu schützen und zu erhalten, es auch nie ohne die dringendste Noth von seiner jetzigen Stelle zu entfernen, und sollte dieß je geschehen müssen, demselben jedenfalls einen seiner Bestimmung würdigen Standort anzuweisen. Mehre Gesänge schloßen die Feier. Ein Festmahl vereinigte die Ehrengäste, den Verein und die städtischen Behörden.

Die Statue des Dichters ist 13 Fuß 5 Zoll hoch. Mit gesenktem Antliz, in der herabhängenden Linken ein Buch, in der Rechten, die zugleich den unter dem linken Arm aufgezogenen und über die rechte Schulter geworfenen Mantel hält, den Griffel, ruhend auf dem rechten Fuß, den linken vorgestellt, so sehen wir den lorbeerbekränzten Dichter über allem Volk, auf hohem Postament hernieder oder in die Tiefe der eigenen Gedanken sich verlieren. Es ist die Stellung eines Mannes, der in die Flut der Gedanken versenkt, diese an sich vorüberziehen läßt, um die ihm genehmen zu fassen und zu halten; er hat eben geschrieben, und, um ein grobsinnliches Bild zu gebrauchen, holt aus, um weiter zu schreiben. So lange die Statue noch nicht an ihrem Plaze stand, machte sie auf Viele einen fast ungünstigen Eindruck; die gebückte Stellung, der schwere Lorbeerkranz, der sie zu veranlassen schien, die gegen den Untertheil unverhältnißmäßig breiten Schultern, dazu die langen, starren Gewandlinien wirkten durchaus disharmonisch. Nur an Ort und Stelle zeigt sich Alles anders, und der wohlberechnende Geist des Meisters zeigt sich in voller Klarheit. Alle dem Auge entrückteren Partien bleiben nun im Verhältniß zur ganzen Figur. Die langen, geraden Linien geben der Gestalt Halt, so

*) Am 1. Mai 1824 wurde in Stuttgart ein Verein unter dem Namen Liederkranz gegründet, welcher unter andern ein Fest zum Andenken Schiller's feierte, und die dabei eingegangenen Beiträge zu einem Denkmal für diesen großen Geist bestimmte. Bald entstand aus der Mitte des Liederkranzes ein Schiller-Verein, welcher den Zweck, Schiller ein Denkmal zu sezen, verfolgte. Hofrath Prof. Reinbeck war seit 1824 der Vorstand desselben. In ganz Deutschland wurden Beiträge gesammelt.

daß der Sinn des Beschauers auf keine Weise beunruhigt wird, und die gebückte Stellung macht es uns möglich, ihm ins volle Angesicht zu sehen. Zwei durch Platten verbundene Würfel vom schönsten röthlichgrauen Granit, mit Reliefs von Erz, ruhen auf einer breiten Unterlage, von rothem, festem Sandstein, die nach den vier breiten Seiten hin je fünf Stufen und nach den vier Ecken je einen Vorsprung zur Aufstellung eines Kandelabers hat und tragen eine mit tragischen Masken und Kränzen aus Erz verzierte Granitplatte, auf der die Statue steht. Die Höhe des eigentlichen Fußgestelles beträgt 16 Fuß, die der Unterlage 4 Fuß und hat diese eine Breite von 34 Fuß, so daß sie also um 7 Zoll breiter als das ganze Denkmal hoch ist. Das Relief der Vorderseite hat Schillers Namen auf einer von einem Adler getragenen Kugel, dem Sinnbild der Ewigkeit, und zwar — dieß ist durch die Himmelszeichen darunter ausgedrückt — über den Sternen; die tragische und lyrische Muse begleiten ihn in seinem Fluge. Darunter steht der Geburtstag — der 10. November 1759 — und der Sterbetag des Dichters — der 9. Mai 1805. Auf der Rückseite greifen zwei Greifen in die Seiten der Lyra; darunter die Unterschrift: »Errichtet 1839.« — Das Relief der linken ist der Genius der Dichtkunst mit der Lyra und dem Plektrum, eine anmuthige, geflügelte Knabengestalt, schwebend vorgestellt; unbedenklich eine der glücklichsten Eingebungen der an der Antike gereiften Phantasie Thorwaldsens. Dieser gegenüber, an der rechten Seite, eine schwebende Viktoria mit Palmenzweig und Lorbeerkrone, gleichfalls von ansprechender Schönheit. Dürften wir nun in diesen Reliefs einen zusammenhängenden Gedanken lesen, so wäre es dieser: Der Genius des Dichters erhebt sich in jugendlicher Kraft, wie der Morgenstern aufgehend, und nach den Sternen seinen Blick gerichtet; des Musengottes geweihte Greifen halten ihm die Lyra; ihm werden Anerkennung von Außen und innerer Frieden zu Theil, und seine Werke tragen seinen Namen in die Ewigkeit. Die Herstellung hat ungefähr 42,000 fl. gekostet, wobei zu beachten ist, daß sowohl Thorwaldsen, als auch Stiglmaier ihre persönliche Arbeit als Gabe dargebracht und nur die Auslagen berechnet haben.

---

24. Die Feier der Buchdruckerkunst im Jahre 1840. — Am Johannistage des Jahres 1840 wird die 4te Säcularfeier der durch Johann Gutenberg von Mainz erfundenen Buchdruckerkunst begangen. Zu diesem Ende gibt Dr. Heinrich Mayer in Braunschweig ein Gutenbergs-Album heraus. Er richtet in einer Aufforderung die Bitte an alle Gebildete um einen Beitrag, sei er groß oder klein, gleich viel in welcher Sprache, in gebundener oder ungebundener Rede, sei es auch nur eine Sentenz, ein selbstständiger Gedanke in Bezug auf die Kunst, ihre Erfindung und ihren Erfinder, ihre Ausbreitung, ihre unermeßliche Wirkung. Das Album wird in dem Falle zum Jubelfest in zwei Ausgaben, und zwar in einer einfachen, aber schön gedruckten billigen, Jedem zugänglichen, und in einer auf das Opulenteste ausgestatteten erscheinen. Es wird sich diese dem Besten an die Seite stellen, was je unter der Presse hervorgegangen ist, und soll sie nicht allein vom Hochpunkte der Typographie zur Zeit des Jubelfestes, sondern auch der Vergleichung wegen Proben von dem Stande der andern druckenden Künste geben, und zwar durch Musterblätter von den Leistungen in der Xylographie, im clair obscur, im Congreve-, Gold- und Farbendruck, in der Melotypie, im Kupfer- und Stahlstich, in der Lithographie (Steinstich- und Kreidezeichnung) 2c. Diese Proben werden von den ersten Künstlern Europas nach von mehren bereits erfolgter Zusage gefertigt werden; das ganze große Prachtwerk wird durch die Vereinigung der eminentesten Talente entstehen.

Wir geben hier folgende kurze Zusammenstellung der wichtigsten Daten der Erfindung der Buchdruckerkunst: Durch Form- und Holzschneidekunst (wahrscheinlich von Venetianern gegen Ende des 13. Jahrhunderts aus China nach Italien gebracht), wurde die Buchdruckerkunst vorbereitet und eingeleitet. Deutschland hatte seit Anfang des 14. Jahrhunderts Spielkarten und Heiligenbilder; zu Antwerpen war 1458 eine Holzschneider- und Druckergilde. Erfinder der Buchdruckerkunst mit beweglichen Lettern ist aber unbestreitbar Johann Gensfleisch von Fulgeloch, genannt Gutenberg, aus Mainz (geb. um 1397, gest. 1468), der viele Jahre (seit 1424) zu Straßburg lebte und sich 1443 in seiner Vaterstadt niederließ. Die Erfindung wurde in Straßburg empfangen, in Mainz geboren. Die dort angestellten Versuche scheinen durch keinen bedeutenden Erfolg belohnt worden zu sein, aber der ins Leben getretene fruchtbare Gedanke, mit beweglichen hölzernen Lettern zu drucken, mußte weiter führen. In Mainz wurde er verfolgt; Gutenberg schloß sich 1450 an den reichen Goldschmied Johann Fust oder Faust an, der ihn mit Vorschüssen und wohl auch mit technischen Rathschlägen unterstützte. Um diese Zeit scheinen geschnittene Metall-Lettern gebraucht worden zu sein, bis die von Peter Schöffer von Gernsheim, Fausts Schwiegersohn, der zum geheimen Vereine hinzutrat, angegebene oder betriebene Schriftgießerei mit Matrizen die Erfindung ihrer Vollendung näher brachte. In einem Rechtsstreite über Vorschüsse Fausts verlor Gutenberg (am 6. November 1455) das Eigenthum seiner Druck-Geräthschaften. Faust und Schöffer setzten das Ge-

schäft mit glänzendem Gewinn fort, auch dann noch, als die Kunst nach der wilden Eroberung von Mainz (am 28. Oktober 1462) durch Adolph von Nassau aufhörte, geheim zu sein und sich durch erfahrene Arbeiter der enggeschlossenen Gilde in Deutschland, Italien und andern Ländern verbreitete. Vollendung erreichte sie 1517 mit dem Drucke des Theuerdank. Sehr bald (vor 1470) trennten sich Gießerei und Druckerei, mit der letzten wurde gleichzeitig auch Buchhandel verbunden.

Zur 4ten Säcularfeier der Buchdruckerkunst gibt Herr Oswald Marbach das Nibelungenlied, in neu hochdeutsche Sprache übertragen, heraus. Hr. Eduard Bendemann und Julius Hübner versehen, diese Prachtausgabe mit Holzschnitten nach Original-Zeichnungen. Es erscheint bei den Brüdern Otto und Georg Wigand in Leipzig.

---

25. Die Jesuiten in Galizien. — Als die Jesuiten im Jahre 1820 in Galizien anlangten, wurden sie von dem damaligen Erzbischof zu Lemberg bewogen, die Seelsorge in zahlreichen Gemeinden seiner Diöcese, die keine Pfarrer hatten, zu übernehmen. In Zukunft werden jedoch die Jesuiten nur zu Missionen unter der Aufsicht eines Superiors verwendet werden. Die Klassen des Jesuiten-Kollegiums zu Tarnopol zählen 5 bis 600 Eleven, wovon ein Drittel Philosophie studiert. Die Jünglinge sind gelehrig, fleißig und erfüllen ihre Religionspflichten. Ein guter Theil von ihnen gehört zur griechischen unirten Kirche. In Lemberg versehen die Jesuiten die Pfarre St. Nikolaus in einer der Vorstädte. Als der Generalgouverneur von Galizien, Se. königl. Hoheit der Erzherzog Ferdinand, während seines Aufenthalts in Siebenbürgen, als königl. Kommissär und Präses des Landtags, vernommen hatte, daß der Pfarrer jener Kirche todtkrank war, äußerte er gegen den Erzbischof des lateinischen Ritus zu Lemberg den Wunsch, daß nach dem Tode des Pfarrers die Pfarre einem Jesuiten anvertraut würde. Dieß that der Prälat um so lieber, da seine eigene Neigung mit dem Wunsche des Erzherzogs übereinstimmte. Der Pater Kosza Kowski erhielt nun den Titel und den Wirkungskreis eines Pfarrers, und zwei oder drei andere Jesuiten wurden seine Kooperatoren. Sie wohnen neben der Kirche in einem Konvent, das einst den Trinitariern gehörte, aber nach Aufhebung ihres Ordens schon lange Zeit zu einem Magazin verwendet wurde. Der Erzherzog ertheilte den Befehl, das Magazin zu räumen und das Gebäude den Jesuiten zu übergeben. Man hat den Plan, nach 2 oder 3 Jahren in Lemberg ein großes Jesuiten-Pensionat zu errichten, was auch der Wunsch des Erzherzogs ist. Der vorige Pfarrer war ein großer Freund von Bäumen und exotischen Pflanzen. Sein Garten war damit angefüllt und diente lange Zeit zu einem Rendezvous der Neugierigen und zu einer Promenade. Die Jesuiten wollten diesen Gebrauch nicht auf eine rasche Weise aufheben; da er sich jedoch mit der Ordnung und der Disciplin der Ordensgeistlichkeit nicht verträgt, so glaubt man, daß sie ihren Garten in Kurzem dem Publikum schließen werden. Die Kirche der Jesuiten wird stark besucht; sie ist bei den deutschen Predigten der PP. Tulner und Rines gedrängt voll. Besonders hat die vornehme Klasse vielen Eifer gezeigt, das Wort Gottes von ihnen zu hören. Die innern Dekorationen der Kirche, die ein sehr schönes Schiff hat, waren schon sehr verfallen; die Jesuiten haben sich entschlossen, sie zu restauriren. Der Erzherzog Ferdinand und nach seinem Beispiel viele Reiche haben zu diesem Zwecke ansehnliche Schenkungen gemacht. Dieses Beispiel von Eifer für die Zierde des Gotteshauses war zu Lemberg und anderswo von gutem Erfolg. Man beginnt an mehren Orten die Kirchen zu restauriren und zu verzieren.

(Der Adler Jahrg. 1838.)

---

26. Bereicherung der k. k. Naturalien-Sammlung zu Wien aus Afrika durch die österreichischen Bergkundigen, welche für Meheme tAli thätig waren. — Hr. Rußegger hat viele Kisten Mineralien abgesendet, und Herr Kotschy *) seit 2 Jahren aus den bisher bereisten Ländern über 40,000 Pflanzen, 200 Vierfüßer, 1000 Vögel, 18,000 Insekten, eine Menge Amphibien, Fische ꝛc. übergeben.

---

27. Wieder ein Wetterprophet. — Im Nassauischen macht ein Bauer, mit Namen Diemar, Aufsehen durch seine Verkündigungen. Er verbürgte auch seine Angaben, wenn sie bis zur Donau benützt werden möchten. Er sagt unter Anderem: »Der Wein wird 1839 gerathen, doch nur ein Schatten von dem sein, der 1840 wächst.« Er schließt mit dem auferbaulichen Reim:

Wein acht hundert neun und dreißig
Blühet schön und wachset fleißig;
Wein vom Jahre g'rade vierzig
Süß und stark und fein und würzig,
Wachset auch so gut und viel,
Daß ihn Jeder trinken — will!

Die Akademie der Wissenschaften in Paris erhielt im Jahre 1839 folgendes sonderbare Schreiben aus Neufchatel in der Schweiz: »Nach den Untersuchungen, die ich angestellt, habe ich gefunden, daß im Jahre 1840 der Lauf der Gestirne ganz ungewöhnlich sein wird, doch bin ich meiner Sache noch nicht ganz gewiß, und ersuche Sie, mir mit gutem Rathe beizustehen. Die Sache ist folgende: Im Jahre 1840 muß etwas noch nicht Dagewesenes erscheinen, etwas Unerhörtes: eine Erdfinsterniß, die auf folgende Weise zu Stande kommen wird. Am 6. Jänner Früh, 3 Viertel nach 9 Uhr, wird sich eine Wolkenmasse über ganz Europa ausdehnen und sich allmälich auf die Erde herabsenken. Sind diese Wolken noch 3 Fuß von der Erde, so werden alle Bewohner derselben eine Viertelstunde lang wie erstarrt sein, nichts sehen und nichts fühlen. Nach dieser Viertelstunde werden sie in der Luft zwischen diesen Wolken und dem Himmel, ungefähr in der Höhe von 18 Fuß, schweben, während unterdeß die Erde sich vollkommen umkehrt, worauf die Menschen wohlbehalten wieder auf sie zurücksinken. Antworten Sie mir bald und sagen Sie mir, was Sie dazu meinen.« — Natürlich lachte die Akademie und legte das Schreiben bei Seite.

*) Herr Th. Kotschy ist ein Sohn des als Botaniker und Schriftsteller bekannten evangelischen Pastors zu Ustron im Teschner Kreise in Schlesien. Er ist nach Herrn Rußeggers Abreise in Asien zurückgeblieben.

Genealogie des österreichischen Kaiserhauses.

A. Kaiserliche Hauptlinie.

Ferdinand (Carl) der I., Kaiser von Oesterreich, König von Ungarn, Böhmen, der Lombardei und Venedig, von Galizien, Lodomerien und Illyrien, Erzherzog zu Oesterreich ꝛc. ꝛc., geboren zu Wien den 19. April 1793; trat nach dem Tode seines Herrn Vaters, des Kaisers Franz I., am 2. März 1835 die Regierung der österr. Monarchie an; ward am 28. Sept. 1830 zu Preßburg zum Könige von Ungarn, zu Prag am 7. Sept. 1836 zum Könige von Böhmen und am 6. Sept. 1838 zu Mailand zum Könige der Lombardei und Venedig gekrönt. Residirt in Wien. Vermält durch Prokuration zu Turin 12. Febr., dann in Wien 27. Febr. 1831 mit **Maria Anna Carolina**, Tochter weil. Königs Victor Emanuel von Sardinien, geboren 19. September 1803, als Königin von Böhmen gekrönt am 12. Sept. 1836.

Kaiserin Mutter.

Carolina Augusta, Tochter des Königs von Baiern Maximilian Joseph, höchste Schutzfrau des Sternkreuzordens, oberste Schutzfrau und Ober-Direktorin des adelich-freiweltlichen Damenstiftes Maria-Schul zu Brünn und Ober-Protektorin des adelichen Damenstiftes zu Innsbruck, geboren 8. Februar 1792.

Geschwister Sr. Maj. des Kaisers.

Kaiserliche Prinzen und Prinzessinen, Erzherzoge und Erzherzoginen von Oesterreich.

1. **Maria Ludovica** (Leop. Franz. Ther. Jos. Luc.), Erzherzogin von Oesterreich, Herzogin von Parma, Piacenza und Guastalla. S. D. Nebenlinie von Parma.
2. **Maria Clementine** (Franz. Jos.), geboren zu Wien 1. März 1798, vermält 28. Juli 1816 zu Schönbrunn mit **Leopold** (Jos. Joh.), königl. Prinzen beider Sicilien, Fürsten von Salerno, Inhaber des 22sten österr. Linien-Infanterie-Regiments, geb. 2. Juli 1790. In Neapel.
3. **Franz Carl** (Jos.), Generalmajor und Inhaber des ungar. Infanterie-Regiments Nro. 52, geboren zu Wien 7. Dezember 1802. Vermält 4. Novemb. 1824 zu Wien mit **Sophia Friederika** (Dorothea Wilhelmine), Tochter des Königs Maximilian Joseph von Baiern zweiter Ehe, geboren zu München 27. Januar 1805. In Wien.

Kinder.

a) Erzh. **Franz** (Jos. Carl), geboren zu Schönbrunn 18. August 1830.

b) Erzh. **Ferdinand** (Max. Jos.), geb. zu Schönbrunn 6. Juli 1832.

c) Erzh. **Carl Ludwig** (Jos. Maria), geb. zu Schönbrunn 30. Juli 1833.

d) Erzh. **Maria Anna** (Carolina Pia), geb. zu Wien 27. Oktober 1835.

4. **Maria Anna** (Fr. Ther. Jos. Med.), geboren zu Wien 8. Juni 1804. In Wien.

Oheime Sr. Maj. des Kaisers.

Kaiserliche Prinzen und Erzherzoge von Oesterreich ꝛc. ꝛc.

1. **Carl Ludwig** (Joh. Jos. Laur.), Gouverneur und General-Capitän des Königreichs Böhmen, k. k. General-Feldmarschall, Inhaber des 3. Infanterie- und des 3. Uhlanen-Regiments, geboren 5. September 1771; resignirt als Großmeister des deutschen Ordens 30. Juni 1804; vermält zu Weilburg 17. September 1815 mit **Henriette** (Alexand. Friedr. Wilh.), Tochter weil. des Fürsten Friedrich Wilhelm von Nassau-Weilburg, geboren 30. Oktober 1797. Witwer seit 29. Dezember 1829. In Wien.

Kinder.

a) Erzh. **Maria Theresia** (Isabella), geb. zu Wien 31. Juli 1816, vermält am 9. Jänner 1837 mit Sr. Majestät Ferdinand II., Carl, König beider Sicilien ꝛc.

b) Erzh. **Albrecht** (Friedr. Rud.), Oberst und Inhaber des 44sten Linien-Infanterie-Regiments, geb. zu Wien 3. August 1817. In Wien.

c) Erzh. **Carl Ferdinand**, Oberst und Inhaber des 51sten Linien-Infanterie-Regiments, geboren zu Wien 29. Juli 1818. In Wien.

d) Erzh. **Friedrich** (Ferd. Leop.), Oberst, Inhaber des 16. Inf.-Reg. und k. k. Linienschiffs-Kapitän, geboren zu Wien 14. Mai 1821. In Wien.

e) Erzh. **Maria Carolina** (Ludov. Christina), geboren zu Wien 10. Sept. 1825. In Wien.

f) Erzh. **Wilhelm** (Franz Carl), geboren zu Wien 21. April 1827. In Wien.

2. **Joseph** (Ant. Joh.), Palatinus, königl. Statthalter und General-Capitän des Königreichs Ungarn, Comes et Judex Jazygum et Cumanorum, k. k. General-Feldmarschall, Inhaber des 2ten und 12ten Husaren-Regiments, Oberster und immerwährender Obergespan der vereinigten Gespanschaften Pesth, Pilis und Solth ꝛc. ꝛc., geb. 9. März 1776. Vermält 1) auf dem Schlosse Gatschina bei Petersburg mit **Alexandrina Paulowna**, Tochter des russischen Kaisers Paul I., 13. Okt. 1799, gest. 16. März 1801; 2) zu Schaumburg 30. August 1815 mit **Hermine**, Tochter des Herzogs Viktor Carl Friedr. von Anhalt-Bernburg-Schaumburg, gest. 14. Sept. 1817; 3) auf dem Schlosse zu Kirchheim unter Teck 24. August 1819 mit **Marie Dorothea** (Wilh. Carol.), Tochter des Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Würtemberg, geboren 1. November 1797. In Ofen.

Kinder aus der zweiten Ehe.

a) Erzh. **Stephan** (Franz Viktor), Oberst und Inhaber des 58sten Linien-Infanterie-Regiments, Besitzer der Standesherrschaft Holzapfel, von 1 1/5 Quadr. Meilen

b) Erzh. **Hermine** (Amal. Mar.).

} Zwillinge. geb. zu Ofen 14. Sept. 1817. In Ofen.

Kinder aus der dritten Ehe.

c) Erzh. **Franziska Maria Elisabeth**, geboren zu Ofen 17. Januar 1831. In Ofen.

d) Erzh. **Joseph** (Carl Lud.), geboren zu Preßburg 2. März 1833. In Ofen.

e) Erzh. **Maria Henrica Anna**, geb. zu Ofen 23. Aug. 1836. In Ofen.

3. **Johann Baptist** (Jos. Fab. Sebast.), k. k. Feldmarschall, General-Direktor des Genie- und Fortifications-wesens, der Ingenieur- und der Neustädter Militärakademie, Inhaber des 1. Dragoner-Regiments, geb. 20. Jänner 1782. In Wien.
4. **Rainer** (Jos. Joh. Mich. Franz Hier.), Vicekönig des lombardisch-venetianischen Königreichs, k. k. General-Feldzeugmeister und Inhaber des 11ten Infanterie-Regiments, geb. 30. Sept. 1783. Vermält 28. Mai 1820 zu Prag

mit Maria Elisabetha Franziska, Prinzessin von Savoyen-Carignan, geb. 13. April 1800. In Mailand.

Kinder.

a) Erzh. Maria Carolina (Aug. Elisab. Marg. Dorothea), geb. 6. Febr. 1821. In Mailand.

b) Erzh. Adelheid Franziska (Mar. Rain. Elis. Clot.), geb. zu Mailand 3. Juni 1822. In Mailand.

c) Erzh. Leopold (Lud. Maria Franz Julius Eustorg. Gerhard). Oberst. Inhaber des 53. Linien-Infanterie-Regiments, geb. zu Mailand 6. Juni 1823. In Mailand.

d) Erzh. Ernst (Carl Felix Maria Rainer Gottfried Cyriak), geb. zu Monza 8. August 1824. In Mailand.

e) Erzh. Sigmund (Leopold Rainer Maria Ambr. Valent.), geb. zu Mailand 7. Jan. 1826. In Mailand.

f) Erzh. Rainer (Ferd. Maria Joh. Evang. Franz Ignaz), geboren zu Mailand 11. Jän. 1827. In Mailand.

g) Erzh. Heinrich Anton (Maria Rainer Carl Gregor), geb. zu Mailand 9. Mai 1828. In Mailand.

5. Ludwig (Jos. Ant.), k. k. General-Feldzeugmeister, General-Artillerie-Director und Inhaber des 8ten Infanterie-Regiments, geb. 13. Dez. 1784. In Wien.

B. Nebenlinie von Toskana.

Erzh. Leopold (Joh. Jos. Franz Ferd. Carl) II., Großherzog von Toskana, k. k. General der Kavallerie, Inhaber des 4ten Dragoner-Regiments, geb. 3. Okt. 1797, folgt seinem Herrn Vater, dem Großherzog Ferdinand III., 18. Juni 1824. Vermält 1) durch Procuration zu Dresden 18. Okt., dann zu Florenz 16. Nov. 1827 mit Maria Anna (Carolina), dritten Tochter des königl. Prinzen Maximilian von Sachsen, geb. 15. Nov. 1799, wird Witwer 24. März 1832; 2) den 7. Juni 1833 zu Neapel mit Maria Antonia, königl. Prinzessin beider Sicilien, geb. 19. Dez. 1814. Residirt in Florenz.

Kinder der ersten Ehe.

a) Erzh. Carolina Augusta (Elis. Vinc. Joh. Jos.), geboren zu Florenz 19. Novemb. 1822. In Florenz.

b) Erzh. Augusta Ferdinanda (Ludov. Maria Joh. Jos.), geb. zu Florenz 1. April 1825. In Florenz.

Kinder der zweiten Ehe.

c) Erzh. Maria Isabella, geb. zu Florenz 21. Mai 1834. In Florenz.

d) Erzh. Ferdinand (Salv. Maria Jos. Joh. Bapt. Franz), geb. zu Florenz 10. Juni 1835. In Florenz.

e) Erzh. Marie Therese (Annunciate Johanne Josephine Luise Virginie Apollonia Philomena), geb. zu Florenz 29. Juni 1836. In Florenz.

f) Erzh. Maria Christina (Annunc. Luisa Anna Gius. Giov. Ag. Dor. Fel.), geb. zu Pisa 5. Februar 1838. In Florenz.

Geschwister.

1. Erzh. Maria Ludovica (Joh. Jos. Carol.), Aebt. des Fräuleinstiftes zur h. Anna, geb. 30. Aug. 1798. In Florenz.

2. Erzh. Theresia (Franc. Jos. Joh. Bened.), geboren 21. März 1801. Vermält zu Florenz 30. Sept. 1817 mit dem Herzog Carl Albert von Savoyen-Carignan, jetzigem Könige von Sardinien, geb. 2. Okt. 1798. In Turin.

Stiefmutter.

Erzherz. Maria Anna (Ferd. Amal.), zweite Tochter des königl. Prinzen Maximilian von Sachsen. Vermält zu Florenz 6. Mai 1821 mit dem Großherzog Ferdinand III.; Witwe seit 18. Juni 1824. In Florenz.

C. Nebenlinie von Modena.

(Aus dem Hause Oesterreich-Este.)

Königliche Hoheiten, Erzherzoge und Erzherzoginen von Oesterreich.

Erzh. Franz der IV. von Este (Joseph Carl Ambr. Stan.), königl. Prinz von Ungarn und Böhmen, Erzh. von Oesterreich, regierender Herzog von Modena, Reggio, Mirandola, Massa und Carrara, Fürst von Correggio und Carpi, Markgraf von Concordia, Graf von Habsburg und Rivolo, k. k. General der Kavallerie, Inhaber des 2ten österr. Kürassier-Regiments, geb. 6. Okt. 1779, folgt seinem Herrn Vater, dem Erzh. Ferdinand (Karl Anton), 24. Dec. 1806 in seinen Rechten und Ansprüchen, gelangt im März 1814 zum Besitze des verlornen Herzogthums Modena und wird 9. Juli 1815 durch den Wiener Congreß darin bestätigt. Vermält zu Cagliari auf Sardinien 20. Juni 1812 mit Maria Beatrix (Vict. Jos.), ältesten Tochter des Königs Victor Emanuel von Sardinien, geboren 6. Dezember 1792. Residirt in Modena.

Kinder.

a) Erzh. Maria Theresia (Beatrix), geb. 14. Juli 1817. In Modena.

b) Erzh. Franz (Ferd. Geminian), geb. 1. Juni 1819. In Modena.

c) Erzh. Ferdinand (Carl Victor), geb. 19. Juli 1821. In Modena.

d) Erzh. Maria Beatrix (Anna Franziska), geb. 13. Februar 1824. In Modena.

Geschwister.

1. Maria Leopoldine (Anna Jos. Joh.), geb. 10. Dez. 1776, vermält zu Innsbruck 14. Februar 1795 mit Karl Theodor, Churfürsten von Pfalz-Baiern; Witwe seit 16. Februar 1799. In München.

2. Ferdinand (Karl Jos.), k. k. Feldmarschall, Civil- u. Milit.-Gouv. im Königreiche Galizien, und Inhaber des 6. Husaren-Reg., geb. 25. April 1781. In Lemberg.

3. Maximilian (Jos. Joh. Ambr. Karl), Großmeister des deutschen Ordens im Kaiserth. Oesterreich, k. k. General-Feldzeugmeister und Inhaber des 4ten Infanterie-Regiments, geb. 14. Juli 1782. In Wien.

D. Nebenlinie von Parma, Piacenza und Guastalla.

a) Jetzt regierendes Haus.

Maria Ludovika (Leop. Franz. Ther. Jos. Luc.), Majestät, kaiserl. Prinzessin und Erzherzogin von Oesterreich, Herzogin von Parma, Piacenza und Guastalla, geb. zu Wien 12. Dez. 1791, vermält durch Prokuration zu Wien 11. März, dann zu Paris 1. April 1810 mit Napoleon Buonaparte, vormaligem Kaiser der Franzosen; Witwe seit 5. Mai 1821; wird Herzogin von Parma 11. April 1814, und übernimmt die Regierung von Kaiser Franz I. 7. März 1816. Residirt in Parma.

b) Vormals und künftig (nach dem Tode der Herzogin Maria Ludovika) regierendes Haus ist die hinterlassene Familie des letzten Herzogs Ferdinand I., Infanten von Spanien († 6. Okt. 1802) und seiner Gemalin der Erzh. Maria Amalia († 18. Juni 1804). Des Erbprinzen und nachherigen Königs von Etrurien, Ludwigs I. († 27. Mai 1803) Sohn ist, bis zur Nachfolge in Parma, Herzog von Lucca.

Noch lebende Tochter des Herzogs Ferdinand und der Erzherzogin Maria Amalia.

Maria Antonia (Jos.), Infantin von Parma, geb. zu Parma 28 Nov. 1774. Lebt zu Parma bei den Ursulinerinen.

Uebersicht der jetzt lebenden regierenden europäischen Fürsten.

Nach ihren Regierungs-Jahren, d. i. nach dem Regierungs-Antritte geordnet.

Namen der Regenten	Regierungs-Antritt	Nachfolge Alter	Geburtsjahr	Alter wie viel Jahr?
Fürst v. Lippe-Schaumburg (majorenn erklärt 18. April 1807), Georg Wilhelm	13. Februar 1787	2	20. Dezember 1784	56
König von Preußen, Friedrich Wilhelm III.	16. November 1797	27	3. August 1770	70
Fürst von Lippe-Detmold (majorenn erklärt 4. Juli 1820), Leopold	4. April 1802	5	6. Nov. (Okt.?) 1796	44
Herzog v. Sachsen-Meiningen (tritt die Reg. an am 17. Dez. 1821), Bernhard	24. Dezember 1803	3	17. Dezember 1800	40
Herzog von Sachsen-Koburg (jetzt Koburg-Gotha), Ernst	9. Dezember 1806	22	2. Jänner 1784	56
Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt, (erkl. sich maj. 6. Nov. 1814), Günther	28. April 1807	13	6. November 1793	47
König von Dänemark, Mitregent seit 14. April 1784, Friedrich VI.	13. März 1808	40	28. Jänner 1768	72
Fürst von Waldeck, Georg	9. September 1813	23	20. September 1789	51
König der Niederlande, Wilhelm	6. Dezember 1813	41	24. August 1772	68
Herzogin von Parma, Maria Louise	30. Mai 1814	22	12. Dezember 1791	49
Herzog von Modena, Franz IV.	8. Juni 1815	35	6. Oktober 1779	61
König von Würtemberg, Wilhelm I.	30. Oktober 1816	35	27. September 1781	59
Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, Georg	6. November 1816	37	12. August 1779	61
Herzog von Anhalt-Dessau, Leopold	9. August 1817	22	1. Oktober 1794	46
König von Schweden, Karl XIV.	5. Februar 1818	54	26. (21.) Jänner 1764	76
Fürst Reuß zu Schleiz, Heinrich LXII.	17. April 1818	32	1. Mai 1785	55
Kurfürst von Hessen-Kassel, Wilhelm II.	27. Febr. (April) 1821	43	28. Juli 1777	63
Fürst Reuß zu Ebersdorf, Heinrich LXXII.	10. Juli 1822	25	27. März 1797	43
Herzog von Lucca, Karl Ludwig	13. März 1824	25	22. Dezember 1799	41
Großherzog von Toskana, Leopold II.	17. Juni 1824	26	3. Oktober 1797	43
König von Baiern, Ludwig I.	13. Oktober 1825	39	25. August 1786	54
Kaiser von Rußland, Nikolaus I.	1. Dezember 1825	29	7. Juli 1796	44
Königin von Portugal, Maria da Gloria	2. Mai 1826	6	4. April 1819	21
Großherzog von Sachsen-Weimar, Karl	14. Juni 1828	45	2. Februar 1783	57
Großherzog von Oldenburg, August	21. Mai 1829	46	13. Juli 1783	57
Großherzog von Baden, Leopold Karl	30. März 1830	40	29. August 1790	50
Großherzog von Hessen-Darmstadt, Ludwig II. (XI.)	6. April 1830	53	26. Dezember 1777	63
König der Franzosen, Ludwig Philipp I.	9. August 1830	57	6 Oktober 1773	67
Herzog von Anhalt-Köthen, Heinrich	23. August 1830	52	30. Juli 1778	62
König beider Sicilien, Ferdinand II.	8. November 1830	21	12. Jänner 1810	30
Papst, Gregor XVI.	2. Februar 1831	65	18. September 1765	75
Herzog von Braunschweig, Wilhelm	25. April 1831	25	25. April 1806	34
König von Sardinien, Karl Albert	27. April 1831	32	2. Oktober 1798	42
König der Belgier, Leopold Georg	21. Juli 1831	41	16. Dezember 1790	50
Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen, Anton	17. Oktober 1831	46	20. Februar 1785	55
Griechenland, König Otto I. (nimmt die königl. Würde am 5. Okt. 1832 an).	6 Februar 1833	17	1. Juni 1815	25
Königin von Spanien, Isabella II.	29. September 1833	3	10. Oktober 1830	11
Herzog von Anhalt-Bernburg, Alexander	24. März 1834	29	2. März 1805	35
Herzog von Sachsen-Altenburg (sonst Hildburghausen), Joseph	29. September 1834	45	27. August 1789	51
Se. Majestät Ferdinand I., Kaiser von Oesterreich	2. März 1835	42	19. April 1793	47
Fürst von Schwarzburg-Sondershausen, Günther (Friedrich Karl)	19. August 1835	34	24. September 1801	39
Fürst von Liechtenstein, Aloys	20. April 1836	40	20. Mai 1796	44
König von Sachsen, Friedrich August II.	6. Juni 1836	39	18. Mai 1797	43
Fürst Reuß zu Greiz, Heinrich XX.	31. Oktober 1836	42	29 Juni 1794	46
Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Paul Friedrich	1. Februar 1837	36	15. September 1800	40
Königin von Großbritannien, Alexandrine Viktorie	20. Juni 1837	18	24. Mai 1819	21
König von Hannover, Ernst August	20. Juni 1837	66	5. Juni 1771	69
Fürst von Hohenzollern-Hechingen, Friedrich Wilhelm Hermann Konstantin	13. September 1838	37	16. Februar 1801	39
Landgraf von Hessen-Homburg, Philipp	19. Jänner 1839	60	11. März 1779	61
Der Großsultan, Abdul Medschid	1. Juli 1839	16	20. April 1823	17
Herzog von Nassau, Adolf	20. August 1839	22	24. Juli 1817	23

Nach dem Alter geordnet.

König von Schweden (der älteste Souverän) 76 — der Papst 75 — König von Dänemark 72 — König von Preußen und König von Hannover 70 — König der Niederlande 68 — König der Franzosen 67 — Kurfürst und Großherzog von Hessen 63 — Anhalt-Köthen und Landgraf von Hessen-Homburg 62 — Mecklenburg-Strelitz und Modena 61 — König von Würtemberg 59 — Sachsen-Weimar und Oldenburg 57 — Sachsen-Koburg und Schaumburg-Lippe 56 — Reuß-Schleiz und Hohenzollern-Sigmaringen 55 — König von Baiern 54 — Waldeck und Herzog von Sachsen-Altenburg 51 — Baden und König der Belgier 50 — Parma 49 — Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich und Schwarzburg-Rudolstadt 47 — Reuß-Greiz und Anhalt-Dessau 46 — Fürst von Liechtenstein, Kaiser von Rußland und Lippe-Detmold 44 — König von Sachsen, Reuß-Ebersdorf und Toskana 43 — König von Sardinien 42 — Lucca 41 — Großherzog von Mecklenburg-Schwerin und Sachsen-Meiningen 40 — Schwarzburg-Sondershausen u. Hohenzollern-Hechingen 39 — Anhalt-Bernburg 35 — Braunschweig 34 — König beider Sicilien 30 — König von Griechenland 25 — Herzog von Nassau 23 — Königin von Portugal und die Königin von Großbritannien 21 — der Großsultan 17 — Königin von Spanien 11 Jahre alt

Seit dem Jahre 1835 haben 11 Regenten ihre Regierung angetreten, nämlich von Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich anzufangen.

Hauptmärkte.

Brünn. Montag vor Äscheemittwoch — dritten Montag nach Pfingsten — Montag vor Maria Geburt — Montag vor Maria Empfängniß.
Grätz. Dienstag vor Lätare — Aegiditag.
Lemberg. Montag nach 3 König — Agnes — den 24. Mai — den 12. Oktober.
Linz. 8 Tage nach Ostern — den 16. August — den 20. Okt.
Ofen. 6. Jänner — 23. April — 3. Juli — 29. September.
Pesth. Josephi — Medardi — Joh. Enthauptung — Leopold.
Prag. Wenzeslaus — Maria Lichtmeß — St. Veit.
Triest. Vom 1. bis 20. August.
Troppau. 1. Februar — 1. Mai — 1. August — 1. November.
Venedig. Christi Himmelfahrt.
Wien. Montag nach Jubilate — Allerseelen.

Böhmen, Mähren und Schlesien.

Alt-Brünn. Dienstag nach Quasimodogeniti — Dienstag nach Magdalena — Dienstag nach Simon und Juda.
Austerlitz. Montag nach Pauli Bek. — Montag nach Misericord. — Mont. nach Jakob — Mont. v. Matth. — Mont. n. Elisab.
Bielitz. Montag nach Reminiscere — Montag nach Joh. Bapt. 15. September — Nicolaus.
Budweis. Die Montage nach 3 König — nach Fronleichn. — nach Maria Geburt — nach Martini.
Eger. Die Mont. nach Reminiscere — nach Fronl. — n. Matth.
Iglau. Die Donnerstage nach Matth. — vor Joh. d. Täuf. — nach Ludmilla — nach Katharina.
Königgrätz. Die Dienstage nach h. 3 König — nach Reminiscere — nach h. Dreif. — nach Maria Geburt.
Kremsier. Den 2. Montag in der Fasten — Montag nach Cantate — Montag nach Pfingsten — Dienst. vor Matth. — Dienst. nach Lucia — Dienst. nach Dominicus.
Leitmeritz. Die Mont. nach Seragesimä — nach Cantate — nach Maria Himmelfahrt — vor Katharina.
Nikolsburg. Die Dienst. nach Fab. und Seb. — nach Lätare — nach Pfingstsonntag — nach Margar. — nach Martin.
Olmütz. Die Mont. n. d. Sonntage in der Oktave der h. 3 Kön. — vor Georgi — nach Joh. dem Täufer — nach Michaeli.
Pilsen. Die Montage nach Reminiscere — nach Peter und Paul — nach Bartholomäi — nach Martini.
Teschen. Lichtmeß — Pfingstdienstag — Montag vor Magdalena — Maria Geburt — Andreas.
Znaim. Dorothea — Dienst. n. d. Sonntage Oculi — Georgi — Joh. der Täufer — Donnerstag nach Maria Geburt — Simon und Juda — Donnerstag vor Maria Empfängniß.

Oesterreich unter der Enns.

Baden. 1. Mai — Bartholomäi.
Enzersdorf. Montag nach Jubilate — Bartholomäi.
Fischamend. Montag nach Quasimod. — Matthäi.
Gumpoldskirchen. 24. April — 21. Oktober.
Horn. Pauli Bekehr. — Osterdienst. — Joh. d. Täuf — Martin.
Klosterneuburg. Montag nach Fronl. — Montag nach Leopold.
Krems. Jakobi — Simon und Juda.
Melk. Kreuzerfindung — Dienstag nach Pfingsten — Kolomar.
Neustadt (Wiener-). Montag nach Maria Himmelfahrt — Montag nach Mathias.
St. Pölten. Dienstag nach Reminisc. — Dienst. nach Mar. Geb.
Schwechat. 1. Mai — 25. Juli.
Stockerau. Montag nach Palmsonntag — Joh. der Täufer — Montag nach Michaelis.

Oesterreich ob der Enns.

Braunau. Pfingstdienstag — Jakobi — ersten Mittwoch im Okt.
Gmunden. Dienstag nach Bartholomäi u. Dienstag n. Leopold.
Hallstadt. 2. Mai — 13 Juli — 24 Oktober.
Kremsmünster. Pfingstdienstag — Bartholomäi.
Lambach. Joseph — Johann d. Täufer — Matth. — Andreas.
Salzburg. Vorabend des Faschingsonntags — 21. September.
Steyer. Donnerstag nach Jubilate — Montag nach Michaelis.
Wels. Samst. in der Bittwoche — Samst. nach Mar. Geb.
Zell. Osterdienstag — Dienstag nach Pfingsten — Johann der Täufer — Simon und Juda.

Steiermark und Illyrien.

Bruck an der Mur. Ersten Montag in der Fasten — zweiten Montag nach Ostern — Montag nach Martini.
Cilli. 20 März — 2. August — Andreas Apostel.
Judenburg. Ersten Tag nach Christi Himmelfahrt — Ursula.
Klagenfurt. Philipp und Jakob — 14. September.
Laibach. 25. Jänner — 1. Mai — Peter und Paul — Kreuzerhöhung — Elisabeth.
Leoben. Jakobi — Andreas.
Mariazell. Freitag vor Pfingsten — Rochus.
Villach. Heil. 3 König — 10. September.

Tirol und Vorarlberg.

Botzen. Ersten Tag nach dem Sonntag Oculi — Fronleichnam — Aegidi — Andreas.
Bregenz. Jakob — 17. Oktober — Freitag n. Allerh. — 5. Dez.
Brixen. 3. Februar — 29. April — 14. Juni — 31. Juli — 9. Oktober — 11. Nov. — 9. Dezember — 21. Dez.
Hall. 3. Montag nach Georgi — Rosarisamstag — Montag nach Galli.
Innsbruck. Erster Dienstag in der Fasten — 25. Juli — 8. Oktober — Thomas.
Kufstein. Montag nach Lätare — 14. Juni — 21. September.
Roveredo. Montag nach Oculi — 25. April — Christi Himmelfahrt — 26. Juli — 25. November.
Trient. 21. Februar — 21. September — 18. November.

Ungarn und Siebenbürgen.

Bartfeld. Petri Stuhlfeier — Joseph — Johann der Täufer — Aegidi — Theresia — Thomas Apostel.
Debreczin. Heil. 3 König — Georgi — Laurentius — Dion.
Eperies. 27. Jänner — Trinitatis — Laurentius — Andreas.
Erlau. 10. Jänner — 12. Mai — 29. Juni — 7. Juli — Aegidi — Michaelis.
Gran. 12. März — 25 Mai — 10. August — 1. November.
Großwardein. Mittwoch vor h. 3 König — die Mittwoch in der Woche Quadrages., in der Woche Maria Heimsuchung, in der Woche Aegidi, in der Woche Franz Seraph.
Hermanstadt. Mont. n. h. 3 Kön., Kreuzerf., Kreuzerhöh.
Kaschau. Fabian und Sebastian — 1. Mai — Fronleichnam — Maria Himmelfahrt — Elisabeth.
Komorn. Phil. Jak. — Peter u. Paul — Franz Ser. — Andreas
Neusohl. Pauli Bekehrung — Stanislaus — Andreas.
Oedenburg. Dienstag nach Invocabit — Philipp Jakob — Margaretha — Verkläreng Christi — Elisabeth.
Preßburg. 20. Jänner — Lätare — Christi Himmelfahrt — 2. Juli — 10. August — 29. September — 6. Dezember.
Raab. Sonntag nach Reminiscere — Mittw. n. Palmsonnt. — Tag vor Fronleichn. — Magdal. — Mar. Geb. — Elisabeth.
Stuhlweißenburg. Invocabit — Sonntag Quadrages. — Georgi — Johann der Täufer — Barthol. — Demetrius.
Waitzen. Mathias — Samstag vor dem Palmsonntag — Maria Heimsuchung — die Woche vor Weihnachten.

Galizien.

Brody. Mittwoch vor h. 3 König — Lucas.
Czernowitz. Griechisch 3 König — Griech. Peter und Paul.
Tarnow. Den Tag nach Maria Lichtmeß — nach Cantate — Maria Magdalena — Kreuzerhöhung.

Brünner Postbericht.

Ankunft der Briefposten.

Täglich: Aus Lemberg mit Briefen von Olmütz, Teschen, Bielitz, Podgorze, Krakau.

Aus Troppau mit Briefen aus Preußen, Jägerndorf, Oldersdorf.

Aus Prag mit Briefen von Zwittau, Hohenmauth, Königgrätz, Chrudim, Reichenberg, Jungbunzlau, Heida, Rumburg, Töplitz, (Karlsbad, Marienbad und Franzensbrunn, nur im Sommer), Dresden, Leipzig, Nürnberg, Frankfurt a. M.; aus dem größten Theile Baierns, den Niederlanden, Hannover, Braunschweig.

Aus Wien mit Briefen aus Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain, dann aus Triest, Mailand, Venedig, aus Preßburg, Grätz, Ofen und Pesth, dann aus Augsburg, aus Würtemberg und Baden.

Sonntag: Aus Lemberg, wie oben täglich, dann aus Kremsier, Hradisch, ganz Schlesien, Breslau, Neisse, Hamburg, Brody und der Moldau.

Aus Prag, wie täglich, Nachod, Klattau, Eger, Pilsen, Leitmeritz, Karlsbad, Hamburg, Bremen, Lübeck, Würzburg, aus Frankreich, Großbritannien, Spanien, Portugal, Algier, Amerika und den Kolonien, Sachsen, den fürstl. Anhalt'schen Ländern, endlich aus Znaim.

Aus Wien, wie täglich, dann Debreczin, Kaschau, Oedenburg, Temeswar, Klausenburg, Hermannstadt, dann aus Kroatien, Slavonien, Tyrol und Vorarlberg, Fiume, Salzburg, Ischl (nur im Sommer), Schweiz, Servien und Bosnien, Griechenland, Salonich und Seres, europäische Türkei.

Von Gaya (Hradischer Kreis). Von Tischnowitz.

Montag: Aus Lemberg, wie oben täglich, dann aus Brody, Tarnow und der Bukowina.

Aus Prag, wie oben täglich. dann aus Nachod, Karlsbad (nur im Sommer), Eger (nur im Sommer), Leitmeritz, Zittau, Klattau, Pilsen, Marienbad, Lippe-Schaumburg.

Aus Iglau mit Briefen aus Neuhaus, Budweis und Znaim.

Aus Wien, wie oben täglich, dann aus Oedenburg, Stuhlweißenburg, Tyrnau, Kaschau und aus Kroatien, Salzburg, Dalmatien, Schweiz.

Dienstag: Aus Lemberg, wie oben täglich, dann aus Sambor, Dublin, Jaslo.

Aus Prag, wie oben täglich, dann aus Pilsen, Klattau, Karlsbad, Eger, Leitmeritz, Franzensbrunn, Mecklenburg-Schwerin und Strelitz, Zittau, Brandeis, Schweden und Norwegen.

Aus Iglau mit Briefen aus Neuhaus, Budweis und Znaim.

Aus Wien, wie oben täglich, dann aus Oedenburg, Stuhlweißenburg, Erlau, Tyrnau, Temeswar und Hermannstadt, dann aus Znaim, Fiume, Cremona, Mantua, Toskana, Kirchenstaat, Parma, Piacenza und Guastalla.

Mittwoch: Aus Lemberg, wie oben täglich, dann aus Brody, aus dem Hradischer Kreise, Preßburg über Holitsch.

Aus Prag, wie oben täglich, dann aus Leitmeritz, Marienbad, Eger, Karlsbad, aus den fürstl. Reuß-, Schwarzburg- und Waldeck'schen, dann herzogl. Sächsischen und großherzogl. Oldenburgischen Ländern, aus Hamburg, Bremen, Lübeck, Würzburg, aus Frankreich, Großbritannien, Spanien, Portugal, Algier, Amerika und den Kolonien.

Aus Iglau mit Briefen aus Neuhaus, Budweis und Znaim.

Aus Wien, wie oben täglich, dann aus Debreczin, Tyrnau, Kaschau, Klausenburg und Hermannstadt, dann aus Tyrol und Vorarlberg, Ischl, Salzburg, Fiume, Cremona, Mantua, Servien und Bosnien, Schweiz.

Donnerstag: Aus Lemberg, wie oben täglich, dann aus Brody, aus der Bukowina, Moldau, Tarnow, aus ganz Schlesien, Ratibor, Breslau, Neisse, Hamburg, Kremsier.

Aus Prag, wie oben täglich, dann aus Nachod, Pilsen, Karlsbad, Eger, aus den fürstl. Reuß-, Schwarzburg- und Waldeck'schen, dann herzogl. Sächsischen, großherzogl. Oldenburgischen und fürstl. Anhalt'schen Ländern, aus Hamburg, Bremen, Lübeck, Würzburg, Frankreich, Großbritannien, Spanien, Portugal, Amerika und den Kolonien.

Aus Wien, wie oben täglich, dann aus Kaschau, Oedenburg, Temeswar, Klausenburg, Stuhlweißenburg, Kroatien, Dalmatien, Mantua, Kirchenstaat, Toskana, Parma, Piacenza und Guastalla.

Von Gaya (Hradischer Kreis). Von Tischnowitz.

Freitag: Aus Lemberg, wie oben täglich, dann wie Dienstag.

Aus Prag, wie oben täglich, dann aus Nachod, Klattau, Pilsen, Eger, Karlsbad (nur im Sommer), Leitmeritz, Marienbad.

Aus Iglau mit Briefen aus Neuhaus, Budweis und Znaim.

Aus Wien, wie oben täglich, dann aus Znaim, Tyrnau, Temeswar, Hermannstadt, Tyrol und Vorarlberg, Salzburg, Ischl (nur im Sommer), Schweiz, Lippe-Detmold und Lippe-Schaumburg.

Samstag: Aus Lemberg, wie oben täglich, dann aus Brody, aus der Bukowina, Tarnow, Warschau, Petersburg, Preßburg über Holitsch.

Aus Prag, wie oben täglich, dann aus Eger, aus den fürstl. Reuß-, Schwarzburg- und Waldeck'schen, dann herzoglich Sächsischen und großherzoglich Oldenburgischen Ländern, Hamburg, Bremen, Lübeck, Würzburg, Frankreich, Großbritannien, Spanien, Portugal, Algier, Amerika und den Kolonien.

Aus Iglau mit Briefen, aus Neuhaus, Budweis und Znaim.

Aus Wien, wie oben täglich, dann aus Erlau, Tyrnau, Klausenburg, Mantua, Cremona, Fiume, Kirchenstaat, Toskana, Parma, Piacenza und Guastalla.

Abgang der Briefposten.

Täglich: Nach Lemberg, mit Briefen nach Olmütz, Teschen, Bielitz, Podgorze, Krakau.

Nach Troppau mit Briefen nach Preußen, Jägerndorf, Oldersdorf.

Nach Prag, mit Briefen nach Zwittau, Hohenmauth, Königgrätz, Chrudim, Reichenberg, Jungbunzlau, Heida, Rumburg, Töplitz, (Karlsbad, Marienbad und Franzensbrunn nur im Sommer), Dresden, Leipzig, Nürnberg, Frankfurt am Main, nach dem größten Theile Baierns, den Niederlanden, Hannover, Braunschweig.

Nach Wien, mit Briefen nach Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain, dann nach Triest, Mailand, Venedig, nach Preßburg, Gran, Ofen und Pesth, dann nach Augsburg, Würtemberg und Baden.

Sonntag: Nach Wien, wie oben täglich, Oedenburg, Temeswar, Klausenburg, Hermannstadt, dann nach Kroatien, Tyrol und Vorarlberg, Salzburg, Fiume, Cremona, Ischl (im Sommer), Schweiz.

Nach Lemberg, wie oben täglich, dann nach dem Hradischer Kreise, Kremsier, ganz Schlesien, Tarnow, Brody, Warschau, Petersburg, Breslau, Neisse, Hamburg.

Nach Prag, wie oben täglich, dann nach Karlsbad (im Sommer), Königreich Sachsen, Mecklenburg-Strelitz und Schwerin, und nach den fürstl. Anhalt'schen Ländern.

Nach Iglau mit Briefen nach Neuhaus, Budweis und Znaim.

Nach Gaya (Hradischer Kreis). Nach Tischnowitz.

Montag: Nach Wien, wie oben täglich, dann nach Tyrnau, Debreczin, Kaschau, Oedenburg, Stuhlweißenburg, Siebenbürgen, Kroatien, Slavonien, Salzburg, Ischl, Tyrol und Vorarlberg, Dalmatien, Schweiz, Servien und Bosnien.

Nach Lemberg, wie oben täglich, dann nach Brody, nach der Bukowina, Tarnow, Preßburg über Holitsch.

Nach Prag, wie oben täglich, dann nach Nachod, Pilsen, Eger, Karlsbad, Marienbad und Franzensbrunn, den fürstlich Reuß-, Schwarzburg-, Waldeck'schen, Lippeschen und Nassauischen Landen, Oldenburg, Hamburg, Bremen, Lübeck, Dänemark, herzogl. Sächsischen, churfürstlich, großherzoglich und landgräflich Hessischen Ländern, der preuß. Provinz Sachsen, den preuß. Rhein- und Weser-Provinzen, Frankreich, Großbritannien, Spanien, Portugal, Algier, Amerika und den Kolonien, Baiern und Baden, Mecklenburg-Strelitz und Schwerin, den fürstlich Anhalt'schen Ländern, Regensburg, München.

Dienstag: Nach Wien, wie oben täglich, dann nach Znaim, über Lechwitz, Tyrnau, Temeswar, Hermannstadt, Cremona, Mantua, Fiume, Kirchenstaat, Parma, Piacenza und Guastalla.

Nach Prag, wie oben täglich, dann nach Pilsen, Klattau, Eger, Marienbad, Karlsbad (nur im Sommer), Sachsen, Mecklenburg-Strelitz und Schwerin, den fürstl. Anhalt'schen Ländern, Berlin, Brandenburg, Pommern.

Nach Iglau mit Briefen nach Neuhaus, Budweis und Znaim.
Nach Lemberg, wie oben täglich, dann nach der Bukowina, Tarnow, Moldau, dem Teschner Kreise, dann nach Kremsier und Hradisch.

Mittwoch: Nach Wien, wie oben täglich, dann nach Erlau, Kaschau, Tyrnau, Klausenburg, Hermannstadt, Fiume, Tyrol und Vorarlberg, Salzburg, Ischl, Schweiz.
Nach Lemberg, wie oben täglich, dann nach Brody, Petersburg.
Nach Prag, wie oben täglich, dann nach Nachod, Eger, Karlsbad, Marienbad, Franzensbrunn, fürstl. Reuß-, Schwarzburg-, Waldeck-, Lippe- und Nassau'schen Landen, Oldenburg, Hamburg, Bremen und Lübeck, nach Dänemark, den herzogl. sächsischen, churfürstl. großherzogl. und landgräfl. Hessischen Ländern, der preuß. Provinz Sachsen, den preuß. Rhein- und Weser-Provinzen, nach Frankreich, Großbritannien, Spanien, Portugal, Algier, Amerika und den Kolonien, Sachsen, Mecklenburg Strelitz und Schwerin und den fürstl Anhalt'schen Ländern.
Nach Iglau mit Briefen nach Neuhaus, Budweis und Znaim.

Donnerstag: Nach Wien, wie oben täglich, dann nach Tyrnau, Debreczin, Kaschau, Oedenburg, Stuhlweißenburg, Temeswar, Klausenburg, Kroatien, Slavonien, Dalmatien, Mantua, Kirchenstaat, Toskana, Parma, Piacenza und Guastalla. Servien und Bosnien, Griechenland, Salonich und Seres und der europäischen Türkei.
Nach Lemberg, wie oben täglich, dann nach Brody, Tarnow, Warschau, nach der Bukowina und ganz Schlesien.
Nach Prag, wie oben täglich, dann nach Nachod, Pilsen, Klattau, Eger, Karlsbad, Marienbad, Franzensbrunn, fürstl. Reuß-, Schwarzburg-, Waldeck-, Lippe- und Nassau'schen Landen, Oldenburg, Hamburg, Bremen, Lübeck, Dänemark, herzogl. sächsischen, churfürstl., großherzogl. und landgräfl. Hessischen Ländern, der preuß. Provinz Sachsen, den preuß. Rhein- und Weser-Provinzen, Frankreich, Großbritannien, Spanien, Portugal, Algier, Amerika und den Kolonien, Regensburg, München.
Nach Gaya, (Hradischer Kreis).

Freitag: Nach Wien, wie oben täglich, dann nach Tyrnau, Oedenburg, Temeswar, Hermannstadt, Stuhlweißenburg, Kroatien, Ischl (im Sommer), Salzburg, Tyrol und Vorarlberg, Fiume, Cremona, Mantua, Schweiz, Italien über Lschwitz.
Nach Prag, wie oben täglich, dann nach Pilsen, Klattau, Eger, Karlsbad (im Sommer), Marienbad, Sachsen, Mecklenburg-Strelitz und Schwerin, den fürstl. Anhalt'schen Ländern.
Nach Iglau mit Briefen nach Neuhaus, Budweis und Znaim.
Nach Lemberg, wie oben täglich, dann nach Preßburg über Holitsch, Tarnow.

Samstag: Nach Wien, wie oben täglich, dann nach Tyrnau, Kaschau, Erlau, Klausenburg, Fiume, Mantua, Cremona, Kirchenstaat, Toskana, Parma, Piacenza und Guastalla.
Nach Lemberg, wie oben täglich, dann nach Brody, Bukowina, Petersburg, Moldau.
Nach Prag, wie oben täglich, dann nach Nachod, Eger, Karlsbad, Marienbad, Franzensbrunn, nach den fürstl. Reuß-, Schwarzburg-, Waldeck-, Lippe- und Nassau'schen Landen, Oldenburg, Bremen, Lübeck, nach Dänemark, den herzogl. sächsischen, churfürstl., großherzoglich und landgräflich Hessischen Ländern, der preuß. Provinz Sachsen, den preuß. Rhein- und Weser-Provinzen, Frankreich, Großbritannien, Spanien, Portugal, Algier, Amerika und den Kolonien, nach Mecklenburg-Strelitz und Schwerin, den fürstl. Anhalt'schen Ländern, Berlin, Brandenburg, Pommern.
Nach Iglau mit Briefen nach Neuhaus, Budweis und Znaim.

Anmerkung.

Die Aufgabe für Briefe nach und über Wien ist täglich bis 11 Uhr Vormittags. Die Aufgabe für Briefe über Königgrätz und Prag ist täglich bis Abends 6 Uhr; über Iglau am Dienstag und Freitag bis 11 Uhr Vormittags, dann Sonntag, Mittwoch und Samstag bis 6 Uhr Abends.

Die Aufgabe für Briefe zur Lemberger Post ist täglich bis 12 Uhr Mittags, für die Troppauer Briefpost gleichfalls täglich bis 12 Uhr Mittags. Die Aufgabe für den direkten Postkours nach Znaim ist Dienstag und Freitag bis 11 Uhr Vormittags, und über Iglau nach Znaim am Sonntag, Mittwoch und Samstag bis 6 Uhr Abends.

Ankommende Fahrposten.

Tag	Benennung der Wagen	Woher	Stunde	Zeit
Sonntag	Mallepost	Prag	5 — 6	Früh
	Briefeilwagen	Lemberg	5 — 6	detto
	Mallepost	Troppau	10 — 11	detto
	Briefeilwagen	Wien	10 — 11	detto
Montag	wie Sonntag			
Dienstag	Mallepost	Prag	5 — 6	Früh
	Briefeilwagen	Lemberg	5 — 6	detto
	Packpost	detto	5 — 6	detto
	Mallepost	Troppau	10 — 11	detto
	Briefeilwagen	Wien	10 — 11	detto
	Packpost	detto	3 — 4	Abends
Mittwoch	wie Sonntag			
Donnerstag	wie Sonntag			
Freitag	Packpost	Lemb. pr. Tropp.	5 — 6	Früh
	Mallepost	Prag	5 — 6	detto
	Briefeilpost	Lemberg	5 — 6	detto
	Mallepost	Troppau	10 — 11	detto
	Briefeilpost	Wien	10 — 11	detto
	Packpost	detto	3 — 4	Abends
Samstag	wie Sonntag und nebstbei noch Mallepost	Iglau	6 — 7	Abends

Abgehende Fahrposten.

Tag	Benennung der Wagen	Wohin	Stunde	Zeit
Sonntag	Briefeilpost	Wien	1	Mittags
	detto	Lemberg	2	detto
	Mallepost	Troppau	2 1/2	detto
	detto	Prag	7	Abends
Montag	wie Sonntag			
Dienstag	wie Sonntag und nebstbei noch Packpost	Lemberg	4	Abends
	detto	Wien	9	Früh
Mittwoch	wie Sonntag			
Donnerstag	wie Sonntag			
Freitag	wie Sonntag und dann noch Packpost	Lemb. über Trop	4	Abends
	detto	Wien	9	Früh
	Mallepost	Iglau	9	Früh
Samstag	wie Sonntag			

Wien. — Abgang und Ankunft der fahrenden Posten.

Abfahrt von Wien nach	Wagen-Gattung	Tag und Stunde der Abfahrt von Wien	Ankunft an dem Bestimmungsorte	Abfahrt von dort	Rückkunft nach Wien
Brünn b. Lemberg üb. Podgorze	Eilwagen	Täglich Abends 7 Uhr.	5 Tage	Täglich.	5 Tage.
Budweis, Pilsen, Egre und Hof	Mallepost	Mittwoch u. Samst. Abds. 7 Uhr.	Donn. u. Sonnt. Abds. 8 Uhr.	Mittw. und Samst. Früh 5 Uhr	Donnst. u. Sonnt. Früh 5 Uhr.
Carlsbad im Sommer	Eilwagen	Täglich Abends 7 Uhr.	$2\frac{7}{8}$ Tage.	Täglich.	$2\frac{7}{8}$ Tage.
im Winter	Eilwagen	Mont., Mittw., Donn., Samst. Abends 7 Uhr.	detto.	Freit., Sonnt., Mont., Dienstag Mittw. Abds. 2 Uhr.	detto.
detto	Packwagen	Mont., Donnst., Samst. Abds 7 Uhr.	4½ Tage.	Samst., Dienst. u. Donnst. Früh 8 Uhr.	4½ Tage.
Carlstadt über Agram	Eilwagen	Mittwoch Abends 7 Uhr.	Sonntag Abends 3 Uhr.	Montag Abds. 3 Uhr.	Donnerstag Abds. 2 Uhr
Fiume	Eilwagen	Donn. und Sonnt. Abends 7 Uhr.	Mont. und Donnst. Abds. 7 Uhr.	Dinst. und Freit. Früh 5 Uhr.	Samst. u. Dienst. Früh 6 Uhr.
	Packwagen	Donn. und Sonnt. Abds. 7 Uhr	Donn. und Mont. Abds. 7 Uhr.	Dinst. und Freit. Früh 5 Uhr.	Mittw. und Samst. Früh 8 Uhr.
Grätz	Eilwagen	Täglich Abends 7 Uhr.	Täglich Abds. 7 Uhr.	Täglich Früh 6 Uhr.	Täglich Früh 6 Uhr.
	Packwagen	Sonnt. und Donnst. Abds. 7 Uhr.	Dienst. und Samst. Abds. 9 Uhr.	Mont. und Donnst. Abds. 1 Uhr.	Mittw. u. Samst. Früh 8 Uhr.
Hermannstadt über Ofen, Temesvar	Postwagen	Sonntag Abends 7 Uhr.	Mittwoch Früh 5 Uhr.	Dienstag Abends 2 Uhr.	Donnst. Abds. 8 Uhr.
Innsbruck üb. Linz u. Salzburg	Eilwagen	Täglich Abends 7 Uhr.	Täglich Früh 6 Uhr.	Täglich Abends 1 Uhr.	Täglich Früh 5 Uhr.
	Packwagen	Donnst. Abds. 2 Uhr.	Montag Abends 1 Uhr.	Mittwoch Mittags.	Sonntag Mittags.
Kaschau über Ofen	Eilwagen alle 14 Tage	Freit. Abends 7 Uhr.	Dienstag Nachts 12 Uhr.	Dienstag Früh 6 Uhr.	Samst. Abends 8 Uhr.
	Packwagen alle 14 Tage	Mittwoch Abends 7 Uhr.	Dienstag Nachts 12 Uhr.	Dienstag Früh 6 Uhr.	Dienstag Früh 5 Uhr.
Klagenfurt	Eilwagen	Mont., Donn. u. Samst. Abds. 7 Uhr.	Mittwoch, Samst. und Montag Früh 11 Uhr.	Montag, Mittw. und Samstag Morgens.	Mittw., Freit. und Mont. Früh 4 Uhr.
Krems	Botenfahrpost	Täglich Früh 5 Uhr.	Täglich Abds. 2 Uhr.	Täglich Früh 4 Uhr.	Täglich Abends 2 Uhr.
	Packwagen	Sonnt., Mont., Donn. u. Samst. Abds. 7 Uhr.	Mont., Dinst., Freit. und Sonnt. Früh.	Sonnt., Mont., Donn. u. Samst. Abends 1 Uhr	Mont., Dienst., Freit. u. Sonnt. Früh 5 Uhr.
Laibach	Briefeilwagen	Täglich Abends 7 Uhr.	Täglich Abds. 9½ Uhr.	Täglich Früh 4 Uhr.	Täglich Früh 6 Uhr.
Lemberg über Podgorze	Briefeilwagen	Täglich Abends 7 Uhr.	Täglich Abds. 11 Uhr.	Täglich Abends 7 Uhr.	Täglich Früh 5 Uhr.
	Packwagen	Montag u. Donnst. Abds. 5 Uhr.	Mont. u. Donnst. Früh 11 Uhr.	Mittw. und Samst. Abends 5 Uhr.	Mittw. und Samst. Abds. 2 Uhr.
Brody über Lemberg	Eilwagen	Mittwoch Abds. 7 Uhr.	Dienstag Früh 2 Uhr.	Dienstag Abends 6 Uhr.	Montag Früh 8 Uhr.
	Packwagen	Montag Abends 2 Uhr.	Dienstag Früh 2 Uhr.	Dienstag Abends 6 Uhr.	Mittwoch Früh 8 Uhr.
Linz	Eilwagen	Täglich Abends 7 Uhr.	Täglich Abends 5 Uhr.	Täglich Früh 6 Uhr.	Täglich Früh 4 Uhr.
	Packwagen	Montag, Donnerst. und Samstag Abends 7 Uhr.	Mittw., Samst. u. Mont. Früh 6 Uhr.	Sonnt., Freitag und Samst.	Dienst., Samst. und Sonntag.
München über Linz	Eilwagen	Mittw., Samst. Dinst. u. Freit. Abends 7 Uhr.	Samst., Dienst., Freit. u. Mont. 6 Uhr.	Donnerstag, Mont., Freit. und Samstag.	Sonnt., Donn., Mont u. Dienst. Früh 5 Uhr.
	Packwagen	Montag u. Donnst. Abds. 7 Uhr	Freit. u. Mont. Früh 6 Uhr.	Mont. und Freit. Früh.	Sonntag und Dienst. Früh.
Frankfurt	Eilwagen	Freitag Abends 7 Uhr.	Dienstag Abends 2 Uhr.	Donnerstag Abds. 5 Uhr.	Dienstag Früh 5 Uhr.
	Packwagen	Mont. und Samst. Abds. 7 Uhr.	Donnerstag u. Mont. Früh. 6 Uhr	Sonntag Abends 1 Uhr.	Samst. Abends 6 Uhr.
Steier	Kariolpost	Dienst., Donn. u. Freitag Abds. 7 Uhr	Mittw. Freit. und Samst. Abds. 7 Uhr.	Dienst., Mittw. und Freit. Früh 4 Uhr.	Mittw., Freit. und Samst. Früh 5 Uhr.
	Packwagen	Mont. und Donnst. Abds. 7 Uhr	Mittw. u. Samstag Abds. 5 Uhr.	Mittwoch und Freitag Abends.	Samstag und Sonnt. Abends.
Mailand	Eilwagen	Mont. und Donnst. Abds. 7 Uhr.	Samst. und Dienstag Früh 7 Uhr.	Sonnt. und Mittw. Abds. 5 Uhr	Freit. u. Mont. Früh 4 Uhr.
	Packwagen	Sonnt. u. Donnst. Abds. 7 Uhr.	Montag u. Freitag Früh 5 Uhr.	Mittw. u. Samst. Abends 4 Uhr.	Mittw. u. Samst. Früh 8 Uhr
Ofen und Pesth	Eilwagen	Täglich Abds. 7 Uhr.	Täglich Früh 2 Uhr.	Täglich Abends 4 Uhr.	Täglich Abends 11 Uhr.
	Packwagen	Sonntag und Mittwoch Abends 7 Uhr.	Mittw. und Samst. Früh 5 Uhr.	Dinst. und Samst. Abds. 7 Uhr	Freit. u. Dienst. Früh 5 Uhr.
Olmütz über Brünn	Eilwagen	Täglich Abends 7 Uhr.	Täglich Abends 11 Uhr.	Täglich Abds. 7 Uhr.	Täglich Früh 5 Uhr.
	Packwagen	Montag u. Donnst. Abds. 8 Uhr.	Mittw. u. Samst. Früh 11 Uhr.	Mont. u. Donnerstag Abds. 4 Uhr	Mittw. u. Samst. Früh 11 Uhr.
Prag	Eilwagen	Täglich Abends 7 Uhr.	Täglich Früh 7 Uhr.	Täglich Abends 5 Uhr.	Täglich Früh 5 Uhr.
	Packwagen	Montag, Donnst. und Samstag Abends 7 Uhr.	Donnerst., Sonnt. und Dienstag Früh 9 Uhr.	Montag, Donnerst. und Samst. Abends 4 Uhr.	Donnst., Sonnt. u. Dienst Früh 6 Uhr.
Preßburg	Eilwagen und Mallepost	Täglich Früh 7 Uhr und Abds. 7 Uhr.	Täglich Abds. 1 Uhr. und Früh 5 Uhr.	Täglich Früh 7 u. Abds. 7 Uhr	Täglich Früh 5 Uhr und Abends 1 Uhr.

Salzburg über Linz . .	Eilwagen	Täglich Abends 7 Uhr.	Täglich Früh 10 Uhr.	Täglich Abds. 1 Uhr.	Täglich Früh 5 Uhr.
	Packwagen	Donnst. u. Sonnt. Abds. 2 Uhr.	Sonnt. u. Donn. Früh 3 Uhr.	Donnerst. u. Samst Abds. 10 Uhr.	Sonnt und Mittw. Mittags.
Semlin über Ofen, Esseck und Peterwardein , .	Postwagen alle	Sonnt. Abends 7 Uhr.	Montag Abends 8 Uhr.	Samstag Früh 5 Uhr.	Samstag Abends 8 Uhr.
	Packwagen 14 T	Sonnt. Abends 7 Uhr.	Montag Abends 8 Uhr.	Samstag Früh 5 Uhr.	Dienstag Früh 5 Uhr.
Triest über Grätz und Laibach	Eilwagen	Täglich Abends 7 Uhr.	Täglich Abds. 7 Uhr.	Täglich Früh 6 Uhr.	Täglich Früh 6 Uhr.
	Packwagen	Sonnt. u. Donnst. Abds. 7 Uhr	Dienst. und Samst. Abds. 2 Uhr	Mont. u. Donnst. Abds. 1 Uhr.	Mittw. u. Samst. Früh 8 Uhr.
Troppau über Brünn .	Eilwagen und Mallepost	Täglich Abends 7 Uhr.	Täglich Früh 10 Uhr.	Täglich Abends 5 Uhr.	Täglich Früh 5 Uhr.
	Packwagen	Montag u. Donnerst. Abds. 5 Uhr.	Freit. und Samst. Früh 10 Uhr	Donnst. u. Samst Abds. 5 Uhr.	Samstag und Mittw. Mittags.
Venedig	Eilwagen	Samstag Abends 7 Uhr.	Dienst. Nachts 12 Uhr.	Samst. Abds. 8 Uhr.	Mittwoch Früh 4 Uhr.
	Packwagen	Sonnt. u. Donnst. Abds. 7 Uhr.	Samst. u. Mittw. Früh 7 Uhr.	Mont. u. Freit. Früh 4 Uhr.	Samstag u. Mittwoch Früh 8 Uhr.
Verona über Innsbruck .	Eilwagen	Wie Mailand.			
	Packwagen	detto.			
— über Udine . . .	Eilwagen	Montag, Donnerstag und Samst. Abends 7 Uhr.	Donn., Sonnt. und Dienst Früh 6 Uhr.	Sonnt., Dienstag u. Freit. Abds. 5 Uhr.	Mittwoch, Freitag und Montag Früh 4 Uhr.
	Packwagen	Sonnt. und Donnst. Abds 7 Uhr.	Donnst. u. Montag Abds. 7 Uhr.	Dienstag und Samstag Mittags	Samstag u. Mittw. Früh 4 Uhr.
Zara	Fahrpost alle 14 Tage	Samstag Abends 2 Uhr.	Samstag Früh 3 Uhr.	Mittwoch Abends 8 Uhr.	Donnerstag Abds. 2 Uhr.

Wien – K. K. Briefposten.

Seit dem Sommer 1835 besteht in Rücksicht der Uebergabe der Briefe die Abänderung der frühern Ordnung, daß die Aufgabe der Briefe um 4 1/2 Uhr Abends geschlossen wird, und die Posten statt um 9 schon um 7 Uhr Abends abgehen.

Vom 15. Juni 1835 angefangen, werden die beim k. k. Hauptpostamte in Wien einlangenden Postbriefe täglich um 10 Uhr Vormittags zum Theil beim Hauptpostamte ausgegeben, zum Theil an die Briefträger zur Bestellung in der Stadt ausgetheilt, und an die Filial-Postämter zur Zustellung in den Vorstädten gesendet.

Das Brief-Abgabsamt bleibt von 10 Uhr Morgens bis 1 Uhr Nachmittags, dann von 3 bis 4 1/2 Uhr Abends zur Hinausgabe der Briefe für hiesige Adressaten offen, welche für die Korrespondenz eigene Fächer haben; Poste restante-Briefe, welche mit den Posten des vorhergehenden Tage eingelangt sind, können nicht nur in den vorgenannten Amtsstunden, sondern auch noch täglich zwischen 8 und 10 Uhr Morgens abgeholt werden.

Das Brief-Aufgabsamt wird Früh um 8 Uhr geöffnet, und der Schluß zur Aufgabe der nicht recommandirten, von hier weiter zu sendenden Briefe, sie mögen ämtliche oder Privatbriefe, und diese entweder zu frankiren oder mit Porto anzuweisen sein, ist beim Hofpostamte auf 4 1/2 Uhr Nachmittags festgesetzt.

Der Briefkasten, in welchen die nicht zu frankirenden Briefe einzulegen sind, bleibt von 7 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends geöffnet, doch werden die darin erst nach 4 1/2 Uhr Abends eingelegten Briefe nicht mehr an dem nämlichen, sondern an dem folgenden Posttage abgesendet.

Für die zu recommandirenden Briefe ist der Schluß beim Hofpostamte auf 3 Uhr Nachmittags festgesetzt, jedoch von 9 Uhr Früh ununterbrochen bis zu dieser Stunde.

Geldbriefe und kleine Fahrpost-Sendungen, bis zum Gewichte von 3 Pfund, welche mit den Abends abgehenden Brief-Eilwagen befördert werden sollen, müssen spätestens bis 4 1/2 Uhr Abends dem Fahrpost-Aufgabsamte übergeben werden. Sendungen, welche nach dieser Zeit aufgegeben werden, werden erst am folgenden Tage weiter gesendet. Für die Aufgabe der übrigen Fahrpost-Sendungen bleibt die Schlußzeit unverändert wie bisher.

Uebersicht

der Gesellschaftswagen-Fahrten von Brünn über Znaim nach Wien, nach Olmütz, nach Troppau, dann über Iglau, über Czaslau und über Königgrätz nach Prag, so wie auch von denselben Orten wieder zurück; sammt den Aufnahmsorten und Bedingungen zu diesen Fahrten.

Von Brünn über Frainspitz, Znaim, Schöngraben, Stockerau nach Wien.

Abfahrt täglich Früh um 4 Uhr, Ankunft in Wien den folgenden Tag in der Früh. Zahlung für die ganze Fahrt nebst Einschreibgebühr 3 fl. 44 kr. C.-M.

Von Wien eben so wieder zurück nach Brünn.

Abfahrt täglich Mittags um 2 Uhr, Ankunft in Brünn den folgenden Tag Abends um 5 Uhr (ohne zu übernachten) Preis wie oben. — Die Aufnahme der Reisenden geschieht in Brünn im Gasthofe zu den drei Hahnen, in Wien im Gasthofe zum schwarzen Adler in der Leopoldstadt. Jedem Reisenden wird circa 25 Pfund unterbringliches Gepäck, jedoch unter eigener Bewachung, unentgeldlich mitzunehmen erlaubt; übrigens muß jeder Reisende mit den nöthigen Reiseurkunden versehen sein.

Für die Fahrten werden nachstehende Beträge in Conv.-Münze von jeder Person entrichtet, und zwar: von Brünn nach Frainspitz 1 fl., von Frainspitz nach Znaim 40 kr., von Znaim nach Schöngraben 40 kr., von Schöngraben nach Stockerau (wo übernachtet wird) 40 kr., von Stockerau nach Wien 40 kr.

Uebrigens steht es jedem Reisenden frei, bei jeder Station ein- und abzusteigen, so wie die Verfügung getroffen ist, das Fahrgeld auf jeder Station an den betreffenden Expeditor zu erlegen und in Brünn oder Wien die Einschreibgebühr pr. Person 4 kr. zu bezahlen.

Von Brünn nach Olmütz.

Abfahrt täglich Früh um 5 Uhr und Nachmittags um halb 4 Uhr, Ankunft in Olmütz Abends und den andern Tag Früh. Zahlung für die ganze Fahrt, nebst Einschreibgebühr, 1 fl. 44 kr. C.-M.

Von Olmütz nach Brünn.

Abfahrt täglich Früh um 5 Uhr und Nachmittags um halb 4 Uhr, Ankunft in Brünn Abends und den andern Tag Früh. Preis wie oben. — Die Aufnahme zu den Fahrten von Brünn nach Olmütz geschieht in Brünn im Gasthofe zu den drei Hahnen, in Olmütz im Gasthofe zum Goliath.

Für die Fahrt von Brünn nach Wischau entrichtet jeder Reisende 1 fl. 4 kr., von Brünn nach Proßnitz 1 fl. 24 kr., von Proßnitz nach Olmütz 20 kr. C.-M. Jeder Reisende kann circa 25 Pfund unterbringliches Gepäck, unter eigener Aufsicht, frei mitnehmen, und muß mit den nöthigen Reiseurkunden versehen sein.

Von Olmütz nach Troppau.

Abfahrt Sonntag, Dienstag, Donnerstag. Zahlung für diese Fahrt, nebst Einschreibgebühr, 2 fl. C.-M.

Von Brünn nach Troppau.

Abfahrt Montag, Mittwoch, Freitag. Zahlung für die ganze Fahrt, nebst Einschreibgebühr, 3 fl. 44 kr. C. M. — Die Aufnahme zu den Fahrten von Brünn nach Troppau geschieht in Brünn im Gasthofe zu den drei Hahnen, in Olmütz im Gasthofe zum Goliath.
Jeder Reisende kann circa 25 Pfund unterbringliches Gepäck, unter eigener Aufsicht, frei mitnehmen, und muß mit den nöthigen Reiseurkunden versehen sein.

Von Brünn über Bitesch, Iglau nach Prag.

Abfahrt täglich Nachmittags um halb 4 Uhr, Ankunft in Prag den zweiten Tag Nachts. — Zahlung für die ganze Fahrt, nebst Einschreibgebühr, 5 fl. 49 kr. C.-M.

Von Prag über Iglau, Bitesch nach Brünn.

Abfahrt täglich Nachmittags um halb 4 Uhr, Ankunft in Brünn den zweiten Tag Nachts. Preis wie oben. — Die Aufnahme geschieht in Brünn im Gasthofe zu den drei Hahnen, in Iglau im Gasthofe zum goldenen Stern, und in Prag in dem Gasthofe zum hohen Hause am Roßmarkte, beim Geraus und beim Kaiser von Oesterreich. Jedem Reisenden wird circa 50 Pfund unterbringliches Gepäck, unter seiner eigenen Aufsicht, mitzunehmen erlaubt, und muß jeder mit den nöthigen Reiseurkunden versehen sein.
Für die Fahrt von Brünn nach Bitesch entrichtet jeder Reisende 1 fl., von Brünn nach Meseritsch 1 fl. 25 kr., von Brünn nach Iglau 2 fl. 20 kr. C.-M.

Von Brünn über Lettowitz, Zwittau, Hohenmauth, Hermanměstetz, Czaslau, Colin, Böhmischbrod nach Prag.

Abfahrt täglich Nachmittags um halb 4 Uhr, Ankunft in Prag den zweiten Tag Nachts. Zahlung für die ganze Fahrt, nebst Einschreibgebühr, 5 fl. 49 kr. C. M.

Von Prag eben so wieder zurück nach Brünn.

Abfahrt täglich Nachmittags um halb 4 Uhr, Ankunft in Brünn den zweiten Tag Nachts. Preis wie oben. — Die Aufnahme geschieht in Brünn im Gasthofe zu den drei Hahnen und in Prag in dem Gasthofe zum hohen Hause am Roßmarkte. Jedem Reisenden wird circa 25 Pfund unterbringliches Gepäcke, unter seiner eigenen Aufsicht, mitzunehmen erlaubt, und muß jeder mit den nöthigen Reiseurkunden versehen sein.
Für die Fahrten werden nachstehende Beträge in Conv.-Münze von jedem Reisenden entrichtet, und zwar: von Brünn bis Lettowitz 1 fl. 10 kr.; von Lettowitz bis Zwittau 40 kr.; von Zwittau bis Hohenmauth 50 kr.; von Hohenmauth bis Hermanměstetz 50 kr.; von Hermanměstetz bis Czaslau 30 kr; von Czaslau bis Colin 25 kr.; von Colin bis Böhmischbrod 40 kr.; von Böhmischbrod bis Prag 40 kr. In allen diesen Stationen findet auch die Aufnahme statt.

Von Brünn über Leutomischl, Hohenmauth, Holitsch, Königgrätz nach Prag.

Abfahrt täglich Nachmittags um halb 4 Uhr, Ankunft in Prag den zweiten Tag Nachts. Zahlung für die ganze Fahrt, nebst Einschreibgebühr, 5 fl. 44 kr. C.-M.

Von Prag eben so wieder zurück nach Brünn.

Abfahrt täglich Nachmittags um halb 4 Uhr, Ankunft in Brünn den zweiten Tag Nachts. Preis wie oben. — Die Aufnahme geschieht in Brünn in dem Gasthofe zu den drei Hahnen und in Königgrätz beim schwarzen Rößel. Jedem Reisenden wird circa 25 Pfund unterbringliches Gepäck, unter seiner eigenen Aufsicht, mitzunehmen erlaubt, und muß jeder mit den nöthigen Reiseurkunden versehen sein.
Für die Fahrten sind nachstehende Stationspreise in Conv.-Münze zu entrichten: von Brünn bis Zwittau 1 fl. 54 kr.; von Zwittau bis Leutomischl 30 kr.; von Leutomischl bis Hohenmauth 20 kr.; von Hohenmauth bis Holitsch 30 kr.; von Holitsch bis Königgrätz 30 kr.; von Königgrätz nach Prag 2 fl. 10 kr. C.-M.
N. B. Das Versäumniß der sämmtlich hier bestimmten Abfahrtsstunden zieht den Verlust des erlegten Fahrtgeldes nach sich, eben so muß bei Anmeldung des Platzes der dafür bestimmte Betrag immer im Voraus erlegt werden, wofür jeder Reisende einen Aufnahmsschein erhält.

Die Uebersicht der Dampfboote der ersten k. k. österr. Dampfschifffahrts-Gesellschaft

findet man auf S. 383, wo die Beschreibungen einiger Boote und weitere Hinweisungen nachzulesen sind.

Die Uebersicht der Dampfschiffe des k. k. priv. österreichischen Lloyd

s. m. S. 352, wo auch die Dienstordnung dieser Boote angeführt ist.

Kaiser Ferdinands Nordbahn.

Die Fahrten von Brünn bis Raigern, Branowitz, Lundenburg, Hohenau, Dürnkrut, Anger, Gänserndorf, Wagram, Wien finden täglich statt.

Der Tarif der Fahrpreise, so wie die Verhaltungs-Regeln für die Reisenden sind in dem Aufnahms-Bureau nächst dem Bahnhofe zu haben. Die Abfahrtsstunden findet man auf den jeweiligen Anschlagzetteln.

Jeder Reisende muß sich mit dem nöthigen Passirscheine versehen.

Preise der Pläze in Conv.-Münze.

Von Brünn bis	Raigern	Branowitz		Lundenburg		Hohenau		Dürnkrut		Anger		Gänserndorf		Wagram		Wien	
	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	k	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
I. Klasse	36	1	12	2	40	3	20	3	54	4	30	4	48	5	15	6	—
II. —	24	—	48	1	48	2	12	2	36	3	—	3	12	3	30	4	—
III. —	18	—	36	1	20	1	40	2	—	2	15	2	24	2	40	3	—
IV. —	12	—	24	—	54	1	6	1	18	1	30	1	36	1	45	2	—

Der Transport eines leichten Wagens kostet pr. Meile 1 Gulden Conv.-Münze. — für schwere Wagen ist 1 fl. 30 kr. pr. Meile zu bezahlen.

(Ueber den Bau und die Eröffnungsfahrten der Kaiser Ferdinands-Nordbahn s. m. S. 367.)

Stempelbogenklassen für Geldurkunden aller Art,
ohne Unterschied der Währung (C.-M. oder W. W.), auf welche sie ausgestellt werden.

	Der erste Bogen fl.	kr.	Der Einlagsbogen fl.	kr.
Urkunden von 2 Gulden oder einem noch geringeren Betrage sind stempelfrei.				
1. Klasse von mehr als 2 fl. bis 20 fl.	—	3	—	3
2. — von mehr als 20 — bis 50 —	—	6	—	3
3. — von mehr als 50 — bis 125 —	—	15	—	3
4. — von mehr als 125 — bis 250 —	—	30	—	3
5. — von mehr als 250 — bis 500 —	1	—	—	3
6. — von mehr als 500 — bis 1000 —	2	—	—	3
7. — von mehr als 1000 — bis 2000 —	4	—	—	15
8. — von mehr als 2000 — bis 4000 —	7	—	—	30
9. — von mehr als 4000 — bis 8000 —	10	—	1	—
10. — von mehr als 8000 — bis 16000 —	20	—	2	—
11. — von mehr als 16000 — bis 32000 —	40	—	4	—
12. — von mehr als 32000 — bis 64000 —	80	—	7	—
13. — für jeden Betrag, der 64000 fl. übersteigt, ohne Unterschied	100	—	10	—

Die inländischen Wechselbriefe, Wechselproteste, Assegni und andere dergleichen dem Wechselrechte unterstehende Geldverschreibungen trifft bei dem Betrage bis 100 fl. der Stempel der zweiten Klasse mit 6 kr. und für alle höhern Summen der dritten Klasse mit 15 kr., Wechselproteste ohne Ausnahme mit 1 fl — Jeder Bogen oder zwei Blätter der Hauptbücher bei Großhändlern, Niederlegern, Bankiers oder Landesfabrikanten erhält den Stempel von 15 kr.; bei andern Handelsleuten in der Residenz und allen Haupt- und andern Städten einer jeden Provinz, wie auch die Bücher aller Gewerbsleute und Professionisten ohne Ausnahme in der Residenzstadt Wien und in den Hauptstädten einer jeden Provinz von 6 kr.; die Bücher der Gewerbsleute und Professionisten außer den Hauptstädten und auf dem offenen Lande, so wie auch aller Handelsleute und Krämer außer den Städten, auf dem platten Lande, von 3 kr.

Einige Berichtigungen zum griechisch-russischen Kalender in den Kalender-Bogen.

Eben, wo wir den letzten Bogen unter die Presse geben, werden wir von einem geehrten griechisch-katholischen Geistlichen in Galizien auf einige Unrichtigkeiten in unserem griechisch-russischen Kalender aufmerksam gemacht, was wir mit Dank anerkennen und hiemit berichtigen:

1. Die griechische, sowohl unirte als auch nicht unirte Kirche wußte in ihrem Ritual niemals, noch weiß sie gegenwärtig etwas vom „Aschermittwoch,“ und zwar weder von der Benennung, noch von der Sache; denn die 40tägige oder große Fasten nimmt gleich mit dem ersten Montag nach dem Käsesonntag (Quinquagesimae römisch) ihren Anfang.

2. Eben so verhält es sich mit den »Quatembern,« wovon die griechische Kirche seit dem ersten Anfange gar nichts weiß; vielmehr ist die Pfingstwoche, in welcher die Quatember angesetzt werden, eine Fleischwoche, in welcher auch am Mittwoch und Freitag, als den sonst gebotenen Fasttagen, Fleisch zu essen gestattet ist. Solche Fleischwochen sind auch: a) die Zeit vom Christfeste bis incl. Christi Erscheinung; b) die erste Woche nach dem Anfang des Triodiums; c) die ganze Osterwoche; d) die Pfingstwoche. Am Samstag ist im ganzen Jahre keine Fasten geboten, ausgenommen der Charsamstag, an welchem sehr streng bis zum Abend gefastet werden soll. — Wenn vor dem Christfeste oder der Erscheinung die Vigilie am Samstag oder Sonntag einfällt, so wird die Fasten am vorhergehenden Freitag gehalten. An den Samstagen der großen und der Adventfaste ist nur die Abstinenz vom Fleische geboten.

3. Dasselbe gilt auch von den »Adventsonntagen.« von welchen die griechische Kirche ebenfalls nichts weiß, denn die sogenannte Philippsfaste (Adventfaste) nimmt immer mit dem 15. (27.) November ihren Anfang.

Schlussworte.

Mit tief bewegter Seele zeichne ich die Zeilen, welche dieses Jahreswerk, diese Arbeit ernsten Strebens und eines Enthusiasmus schliessen, welcher in der Liebe zum Vaterlande und dem innigen Glauben an die Macht und die Heiligkeit des Gedankens und das Fortleben und Gedeihen desselben in dem Herzen der Menschheit die nie versiegende Quelle hat. Indem ich nochmals die Blätter durchfliege, welche nun ihren Inhalt dem Auge von Tausenden enthüllen werden, und diese zu erfreuen, zu trösten, anzuregen, zu belehren und zu veredeln haben, erfassen mich mächtige Gefühle, und ich wünsche den Wellenschlag der Zeit und der Gedanken, die mich im Jahre beschäftigt, zurückzudrängen. Hier sind die unendlichen Wunder des Ozeans und die wissenschaftlichen Thatsachen verzeichnet, die meinen Geist erhoben, genährt, gereizt und befriedigt haben; im emsigen Bemühen suchte ich das strenge Wort der Wissenschaft in ein freundliches zu umstalten, dass dieses grössere Beachtung und Einfluss gewinne; die wechselvollen Bilder, welche die landschaftliche Schönheit in edlen Gemütern hervorrief, wand ich zum bunten Kranze, und wünschte den Leser auf die Höhen der Erde zu führen, wo die Herrlichkeit Gottes in ewigem Schneegewande strahlt; ich ordnete, was ich auf dem Felde des Wissens und der Journalistik gesammelt: die Aussprüche des Naturforschers und des Philosophen über den Menschen, die phantasiereichen Schilderungen des Reisenden über die Schönheit und die Sitte des Weibes, das Abenteuer und die Lieder des muthigen Jägers, die Lebensgeschichte eines grossen Zeitgenossen, das Beispiel edler Aufopferung und Tugend, die Anekdote. Es hat mich betrübt, zur Warnung vor dem Unglücke das Unglück des Bruders aufstellen, die Folgen der gräulichen Branntweinpest schildern und die Menschen bitten zu müssen, das arme Thier ja nicht weiter zu quälen. — Auf dem Gebiete der materiellen Kultur und der so genannten Zeitfragen war es nicht bloss der technische Fortschritt, das glänzende Resultat des Dampfes, die Entwickelung des Fabrikwesens, es war der höhere industrielle Geist und der Geist der Zeit, welcher als höchste Aufgabe die allgemeine Wohlfahrt und die Sittlichkeit anerkennt und mich antrieb, die Bemühungen der Industrie zu verzeichnen, und vorzugsweise bestimmte, auf die Schöpfung des humanen Sinnes, die Bewahrschule, die Aufmerksamkeit und die Theilnahme edler Menschen zu lenken. — Nicht der literarische Name und Ruf ist es und kann es sein, welcher die redliche Bemühung und ein unausgesetztes Streben lohnen könnte, wohl aber, wenn jeder Freund dieses Buches zugesteht, dass ich nie die Urideen der Menschheit und ihre heiligen Gefühle verletzt, und nach Kräften die Gemütsbildung des Volkes, seine Sittlichkeit, seine Vaterlandsliebe, die Freuden des Familien- und Berufslebens zu fördern gesucht habe.

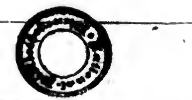
Um diesem Jahrbuche eine immer grössere Ausdehnung und Einwirkung zu sichern, war ich bemüht, durch „Originalaufsätze“ den Inhalt und die Gemeinnützigkeit desselben zu erhöhen. Jeder gemeinnützige, der Tendenz und der Form des „Pilgers“ entsprechende Aufsatz wird mit Vergnügen aufgenommen und auf Verlangen honorirt. — Aus Mangel an Raum mussten wir eine gediegene, uns von einem k. k. Kapitän zugesandte Aufstellung: „Das Heereswesen — statistisch-militärische Skizzen und Anklänge, Rhapsodien über Organisation der verschiedenen Armeen und Truppengattungen“ etc., so wie die Rubrik: „Die Apostel des Glaubens und des Wissens,“ wozu vorzüglich englische Originalwerke benutzt wurden, für den folgenden Jahrgang zurücklegen.

Redakteur: J. Ohéral.

Glück auf! — Auf ein fröhliches Wiederbegegnen im Leben!

Hinweisung auf die Holzschnitte im Jahrgang 1840, gefertigt unter der Leitung des Herrn Professor Höfel in Wien.

Eröffnungsfahrt der priv. Kaiser Ferdinands-Nordbahn von Wien bis Brünn am 7. Juli 1839 (Ankunft im Bahnhofe zu Brünn) — (dem Titel vorgebunden), — Leuchtthiere des Meeres, zu S. 33 und 37, — Das Polarmeer, zu S. 62 (S. 33 beigebunden), — Die Schwesterkirchen in Mähren, zu S. 86. — Das Kloster St. Katharina auf dem Berge Sinai, zu S. 96 (S. 86 beigebunden), — Mißbildung S. 131, — Die Nabelzwillinge von Prunay S. 132, — Der Maler ohne Hände S. 134. — Die Frauenwohnungen der Muselmänner in Indien, zu S. 172, — Sternberg, die Stadt der Weber, zu S. 345 (S. 172 oder 176 beigebunden.)



Inhalt dieses Zeit- und Jahrbuches (1840.)

In der Fr. Beck'schen Universitäts-Buchhandlung, in Wien,

am Hof, Nro. 336, neben dem Gasthause zur goldenen Kugel,
ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gedanken

über

[Lieb]e und Recht, Freiheit und Zwang, Unabhängigkeit [un]d Abhängigkeit, Gleichheit und Ungleichheit der Rechte,

von

Dr. Ignaz Wildner.

8. Wien 1839, geheftet 24 kr. Conv.-Münze.

Grundzüge einer neuen Theorie der Pflanzenzeugung

von

Stephan Endlicher.

gr. 8. Wien 1838, geh. 36 kr. C.-M.

Kränze der Andacht

für

Gebildete.

Enthaltend

eine Sammlung von auserwählten frommen Gesängen aus den Werken der vorzüglichsten Classiker.

8. Olmütz 1838, br. 1 fl. 40 kr. C.-M.

Licht- und Nachtblumen

aus

Deutschland und Italien.

Von

Benedikt Dalni.

Wien 1838. In Umschlag broschirt 1 fl. 12 kr. C.-M.

Die vier

Hauptfeinde der Obstgärten.

Nebst den

verläßlichsten Mitteln zu ihrer Vertilgung,

von

V. Kollar,

Custos im k. k. Naturalien-Kabinete.

1) Der Baumweißling, Weißdornfalter.
2) Der Goldafter.
3) Der Ringelspinner, die Ringelraupe.
4) Der Großkopf, Rosenspinner, Stammraupe.

gr. 8. Wien 1839, gefalzt 20 kr. C.-M.

Anakreontische Lieder

von

Jakob Vittorelli.

Metrisch ins Deutsche übertragen

von

Franz Sachse von Rothenberg.

16. Olmütz 1838. In nettem Umschl. brosch. 20 kr C.-M.

Allgemeine Betrachtungen

über ein neues

Verkohlungs-Verfahren,

auf welches die Herren Felix Didier und Felix Droinet aus Rheims in Frankreich unterm 28. Oktober 1835 ein ausschließendes Privilegium für das Kaiserthum Oesterreich erhielten, lautend auf die

Verkohlung jedes Brennmaterials, mittelst der verlornen Flamme von Hochöfen, Frischfeuern rc.

Von

Felix Droinet,

Civil-Ingenieur.

Mit französischem Original-Texte zur Seite.

gr. 8. Wien 1839, mit 3 Tafeln, geh. 1 fl. C.-M.

Darstellung

der

Fabrikation des Zuckers

aus Runkelrüben,

in ihrem gesammten Umfange.

Auf Veranlassung der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien verfaßt von

Dr. L. A. Krause.

2te verb. Auflage, gr. 8. mit 4 Kupfertafeln, 1838, geh. 2 fl. C.-M.

Kranichzüge

nach dem

südlichen Frankreich, der ligurischen und tyrrhenischen Küste,

mit vorzüglicher Rücksicht

auf

Montpellier, Hyères, Nizza und Pisa.

Von

Dr. A. Goracuchi.

gr. 12. 1839, geheftet 1 fl. C.-M.

Lockend und reizend ziehen zur Winterszeit den Abzehrenden und Brustkranken die fernen Paradiese Italiens und des südlichen Frankreichs an, und dennoch hat sich bis jetzt kein Werk über die klimatischen Unterschiede der in jenen Gegenden gelegenen, so häufig besuchten Heilorte genau und umständlich ausgesprochen.

Dieses kleine aber reichhaltige Werkchen, welches die Verlagshandlung dem geehrten Publikum unter obigem Titel vorlegt, hilft nicht nur diesem Mangel ab, sondern löset auch für den Arzt und Laien die Aufgabe vollständig, indem es der Wahrheit getreu, alle im südlichen Frankreich, dann an der ligurischen und tyrrhenischen Küste liegenden bedeutenderen Orte nach Maßgabe ihrer klimatischen Beschaffenheit würdigt, ja das Schöne mit dem Nützlichen verbindend, für Jedermann eine angenehme Lektüre wird.

Noch beachtenswerther dürfte diese dem kranken Pilger unentbehrliche Schrift durch den Umstand werden, daß der Herr Verfasser, welcher bekanntlich in Triest mit Umsicht und Glück die Medizin ausübt, alle beschriebenen Gegenden — in welchen bis jetzt ohne alle sichere Norm die Kranken unter-

schiedslos sich begeben und gesendet wurden — selbst bereiset, und sich als Arzt von dem überführt hat, was er mit voller Ueberzeugung — durch Jahre mittelst dorthin geschickter Kranken erprobt — zum Nutzen der leidenden Menschheit niederschrieb.

Der Gefährte auf Reisen
in dem
österreichischen Kaiserstaate.
Für Reisende jeden Standes und Zweckes
nach den neuesten und bewährtesten Quellen
bearbeitet von
Franz Tschischka.

Der Preis dieses Buches, in grüner Leinwand gebunden, 3 fl. C.-M., dürfte um so mehr billig erscheinen, als dasselbe 31 Bogen, in gr. 12. auf schönem Velinpapier correkt gedruckt, enthält, und die Ausstattung überhaupt nichts zu wünschen übrig läßt.

Reise-Handbuch für Kranke und Naturfreunde, welche das Thal und Wildbad Gastein zu besuchen wünschen. 2te Auflage. Mit 2 Abbild. 8. Wien 1832, geh. 1 fl. 30 kr. C.-M.

Die Straubinger-Hütte zu Bad Gastein. Zweite Auflage. 12. Wien 1831, geh. 36 kr. C.-M.

Humoristische Ausflüge und chorographische Skizzen. 8. Wien 1830, geh. 1 fl. C.-M.

Die Steingruben zu Paris. Deutsch und Französisch. Wien. 48 kr.

Edelinde, Bild aus dem Gasteiner-Thale. 8. Wien. 48 kr.

Pharmaceutisch-technischer Rathgeber
vieler chemischer Operationen.

Ein Auszug aus den reichhaltigsten chemischen Zeitschriften, mit besonderer Berücksichtigung der neuesten nutzanwendbaren Erfahrungen im Gebiete der Pharmacie und den damit verbundenen Wissenschaften.

Mit Zusätzen, Tabellen und Abbildungen, zum nützlichen Gebrauche hilfreicher Berathungen und Gewerbszweige; für Aerzte, Apotheker, Fabrikanten und überhaupt für Freunde pharmaceutisch-technisch-chemischen Wissens.

Journalmäßig bearbeitet und zusammengestellt
von
Franz Morawek.
gr. 8. geheftet 1 fl. 30 kr. C.-M.

Neue Vortheile
für
Haus- und Landwirthschaften,
Fabriken und Gewerbe.
Gesammelt auf Reisen durch Deutschland, Holland, England, Frankreich und Italien,
von
Christian Wilhelm v. Rogge.
Zwei Bände, gr. 12. geheftet 2 fl. C.-M.

L. Schmid
Praktische Anleitung
auf
Glas zu ätzen.
Mit einer Kupfertafel. 8. geheftet 24 kr. C.-M.

Vollständige Abhandlung
über die Methode,
den Branntwein
mittelst einer Dampfmaschine auf eine sehr vortheilhafte zu destilliren,
von
Vincenz Dominik Kratochwill.
Mit 2 Kupfertafeln, gr. 8. geheftet 48 kr. C.-M.

Abhandlung von dem Torfe
und dessen Benutzungsart, in einem Auszuge aus besten mineralogischen Schriftstellern,
von
Franz Bernhard Wachtel.
8. 15 kr. C.-M.

Exercitia spiritualia
habite ad presbyteros instituti sublimioris educationis St. Augustinum Viennae
a
Dr. J. Salzbacher
maj. Viennae 1839, geh. 1 fl. C.-M.

Ueber den
Barfüßer Johannes Pauli,
und das von ihm verfaßte Volksbuch
Schimpf und Ernst,
nebst 64 Proben aus demselben.
Von
Carl Veith,
Custos der k. k. Universitäts-Bibliothek in Wien.
gr. 8. 1839, geheftet 40 kr. C.-M.

Diese kleine Schrift versucht dem Namen eines nun wenig bekannten Schriftstellers, der aber vordem länger als ein Jahrhundert unter dem Volke viel verbreitet gewirkt und mitunter hart verunglimpft worden, in der Literärgeschichte die ihm gebührende Stelle zu verschaffen. Zugleich bietet sie aus dessen Hauptwerk eine reiche Auswahl von Proben, in welchen der Leser der Gegenwart die feste unverwüstliche Heiterkeit, mit welcher das Mittelalter Menschen und Begebenheiten zu betrachten gewohnt war, nicht verkennen dürfte.

Kalender
für alle Stände
1840.
Herausgegeben
von
J. J. von Littrow.
Geh. 28 kr., mit Schreibpapier durchschossen 34 kr., steif gebunden 40 kr., auf Velinpapier mit Postpapier durchschossen 1 fl. C.-M.

Ferner ist zu haben:

Anleitung alle Gattungen Backwerke, Crêmes, Sulzen, eingesottenes und eingelegtes Obst auf die beste und wohlfeilste Art zu verfertigen. Eilfte Auflage. 8. 1837, ungebunden 24 kr., brosch. 30 kr., steif gebunden 36 kr. C. M.

Anleitung alle Gattungen Fleisch- und Fastensuppen, Assietten, Rindfleisch, Saucen, Zugemüse, Fleisch- und Fischspeisen jeder Art, Salats und Kompots auf die beste und wohlfeilste Art zu verfertigen. Achte Auflage. 8. 1837, ungebunden 24 kr., brosch. 30 kr., steif gebunden 36 kr. C. M.

Arago, Betrachtungen über die Natur und Bewegung der Kometen. Im Umschlage brosch. 30 kr. C. M.

Die denkwürdigsten Orte der Christenheit: Jerusalem, Bethlehem und Nazareth. Im Umschlage brosch., mit einer Abbildung des gegenwärtigen Jerusalems. Vierte Auflage. 20 kr. C. M.

Neuer mährischer Postillon, ein Stadt- und Landmannskalender auf das Jahr nach Christi Geburt 1840, welches ein Schaltjahr von 366 Tagen ist. Mit 6 Abbildungen; steif gebund. 18 kr. C. M., ungeb. 36 kr. W W.

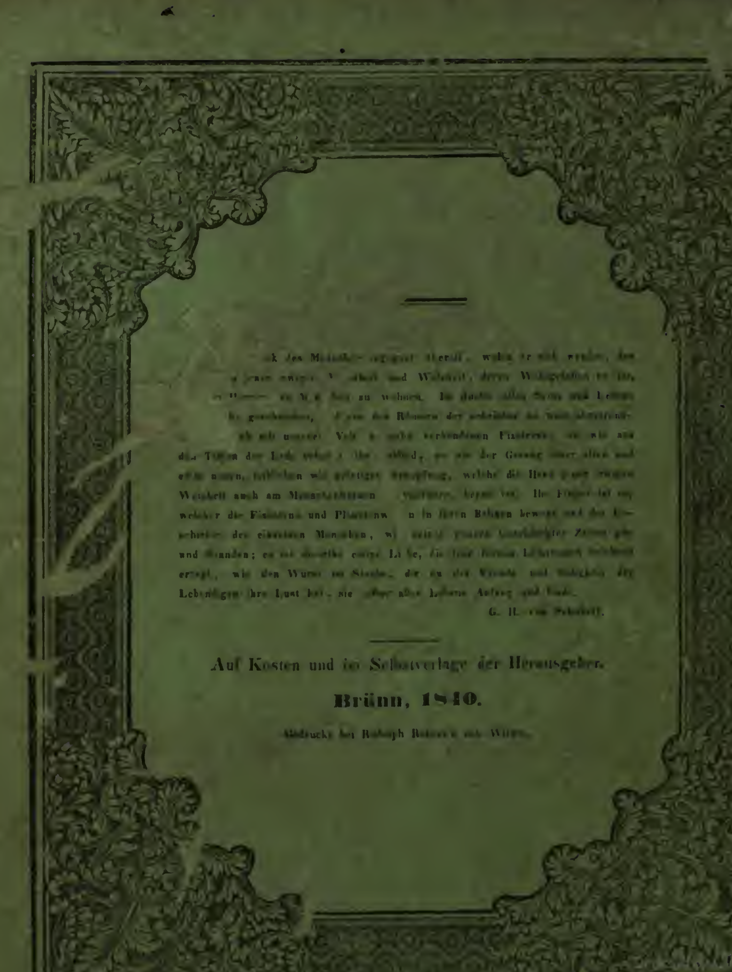
R. Rohrer und August Mayer, Vorarbeiten zu einer Flora des mährischen Gouvernements oder systematisches Verzeichniß aller in Mähren und in dem k. k. Antheile Schlesiens wildwachsenden, bis jetzt entdeckten phänerogamen Pflanzen. 8. 1835. 1 fl. 30 kr. C. M.

Klácela Matausse Fr., Lyrické Básně. Im Umschlage brosch. 36 kr. Conv. Münze.

Šembery Aloysia W., Historie Pánů z Bozkowic a Hradu Bozkowa w Morawě. Im Umschlage brosch. 56 kr. C. M.

Přátelům Štěparstwj. Tabulka tato fraganům naššim slaužjž 1. k neustalému upamatowánj na neydůležitěgssj práce sstěparské, a podege 2. neykratssj, předc ale auplné poučenj, gež gsme k tomu cjli i z ohledu méně zámožných milownjků obrázky wůkol této tabulky postawenými opatřili. Dle Stuttgartského wydánj od Dra. R. A. Plakat. 1836. 6 kr., auf Regal 8 kr. C. M.

Rozumný Rolnjk. Městský a selský Kalendář na rok po narozenj Páně 1840, genž gest přestupný rok, magjcj 366 dni. Wazaný 18 kr. C. M. newazaný 36 kr. W. W.



[illegible]

G. H. von Schubert.

Auf Kosten und im Selbstverlage der Herausgeber.

Brünn, 1840.

[illegible] bei Rudolph Rohrer's [illegible] Witwe.